Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Zehnter Band.

Das Zeitalter der Reformation.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Allgemeine Weltgeschichte.

Zehnter Band.

Allgemeine

Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Zehnter Band.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1886.

Das Zeitalter

der

Reformation.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1886.

Inhaltsverzeichnis.

Das Zeitalter der Reformation.

A. Begründung neuer Zustände und Lebensordnungen unter Kaiser Karl V.

Litteratur. — 1. Über Karl V. und seine Zeit im Allgemeinen. Wie die Geschichte selbst, so zeigt auch die Geschichtslitteratur vom sechzehnten Jahrhundert an einen von der früheren Periode verschiedenen Charakter. Wenn die mittelalterlichen Zeitbücher aus der Allgemeinen Weltgeschichte einige Bausteine zur Aufführung eines weiten Rahmens und Grundrisses herbeischafften, um die Begebenheiten des eignen Landes, der eignen Stadt, des Klosters, worin der Verfasser lebte, oder auch die biographischen Erlebnisse einzelner Fürsten und hervorragender Persönlichkeiten darin unterzubringen, so sehen wir dieses Verfahren in der Art sich erweitern, daß einerseits die Spezialgeschichtschreibung einen größeren Raum mit umfassenderer Detailforschung einnimmt, deren wir daher auch in den einzelnen Abschnitten genauere Erwähnung thun müssen, anderseits die Landesgeschichtschreibung einen, wenn nicht gerade universellen, so doch mehr internationalen Charakter an sich trägt. Bei der Erweiterung der politischen Gesichtskreise, bei der Verflechtung der Ereignisse des einen Landes in die der übrigen Staaten, bei dem Hervortreten eines europäischen Gesamtlebens in allen wichtigen Erscheinungen war es eine notwendige Folge, daß auch die Historiographie weitere Kreise zog, umfassendere Aufgaben sich stellte, ihre Gemälde figurenreicher und mannigfaltiger entwarf und ausführte. So mußte es kommen, daß die Geschichtswerke, welche das Leben und die Thaten Kaiser Karls V. zum Inhalt haben oder die Verwickelungen und Ereignisse der Zeit beschreiben, in welche seine Persönlichkeit verflochten war, die er durch seine Kriege oder politischen Transaktionen zu lösen und zu ordnen suchte, zu einer allgemeineren Darstellung dieses Zeitraumes sich erheben. Dahin gehören die beiden größeren Geschichtswerke über Karl V. von Sepulveda (De rebus gestis Caroli V. imperatoris. Madrid 1780) und von Sandoval (Historia de la Vida y Hechos del Emperadòr Carlos V. Antwerpen 1681, 2 vol. fol.), sowie das Werk von W. Robertson (The history of the reign of the Emperor Charles V., t. IV—VII in the works of Will. Robertson. London 1824), auch in deutscher Übersetzung (Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. Kempten 1781, 3 Bde.), und die Briefe und Urkundensammlungen zur Geschichte Karls V. aus den Archiven von Brüssel und Simancas von Lanz (Korrespondenz Karls V., Leipzig 1844 ff., 3 Bde.; und Staatspapiere zur Geschichte Karls V. Stuttgart 1845), von Heine (Briefe Karls V. an seinen Beichtvater. Berlin 1848), von Kervyn de Lettenhove (Commentaires de Charles Quint. Bruxelles 1862), von Th. Juste (Charles Quint et Margarite d'Autriche. Brux. 1858) und von H. Baumgarten (Geschichte Karls V., Bd. I. Stuttgart 1885); ferner das uns schon bekannte große Werk von Guicciardini (IX, 681), die Geschichtsbücher von

Paulus Jovius (P. Giovio) (Historiarum sui temporis libri XLV vom Jahr 1494 —1547), die in Verbindung mit einigen Biographien und Landesbeschreibungen eine umfassende Geschichte der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts darbieten. Mit dem Tode Königs Franz I. beginnt der französische Historiker de Thou (Thuani historia sui temporis. London 1733, 7 vol. fol.; sonst öfters, auch in französischer und deutscher Übersetzung) seine Zeitgeschichte in universalhistorischer Anlage in der Form und Sprache des klassischen Altertums. Auch die Landesgeschichten, deren wir schon früher Erwähnung gethan, wie die Histoire de France par H. Martin, par Michelet, par Dareste u. a., die Historia general de España von Lafuente, die Geschichte Spaniens von Mariana, Zurita, Ferreras u. a. die englischen Geschichtswerke von Rapin de Thoyras, Hume, Lingard, Macintosh u. a. m., nehmen vom sechzehnten Jahrhundert an einen universelleren Charakter. — In Deutschland ist die Geschichte Europas vom Ende des fünfzehnten bis über das sechzehnte Jahrhundert hinaus in mehreren Werken behandelt worden, bald mehr übersichtlich in Form von Vorträgen, wie die Geschichte Europas von Kortüm, herausgegeben von Reichlin-Melbegg (Leipz. 1861) und von L. Häusser, herausgegeben von Wilh. Oncken (Geschichte des Zeitalters der Reformation. Berlin 1868), bald in ausführlicheren Darstellungen: wie J. Gottfr. Eichhorn, Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, 6 Bde. Hannover 1817 f., 3. Aufl.; Fr. von Raumer, Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1832 ff., 7 Bde. und von Leop. Ranke. Der letzte hat in einer Reihe von Geschichtswerken, die zusammen als eine Universalgeschichte des Reformationsjahrhunderts mit den vorausgehenden und nachfolgenden Jahrzehnten betrachtet werden können, diese wichtige Geschichtsperiode nach allen Seiten eingehend behandelt. Dahin gehört das einleitende Buch: Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535. Leipzig und Berlin 1824; Fürsten und Völker von Südeuropa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Hamburg 1827; Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bde., 5. Aufl. Berlin 1873 —1874; Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat. Leipz. 1867, in 5. Aufl., 3 Bde. Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Stuttgart 1856—1861, 5 Bde. Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Berlin 1859—1869, 7 Bde. G. Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1885. Spezialgeschichtliches zur Regierung Karls V. lieferten Giuseppe de Leva, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia. Venedig 1863 f.; Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. Wien 1868.

I. Überschau und Vorblick.

1. Politische Verhältnisse.

Karl V. 1519—1556. † 1558.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war das burgundisch-habsburgische Regentenhaus im Besitz eines Reichs, wie seit Karl des Großen Tagen keins bestanden. Das Haupt des Hauses war Karl V., geboren zu Gent in den Niederlanden am 24. Februar 1500, ein Mann von seltener Klugheit, feinem, verschlagenem Wesen und unermüdlicher Thatkraft; groß im Kabinett als kluger Ordner der Staatsgeschäfte, tapfer im Feld als Führer der Heerscharen und ein gläubiger Anhänger der überlieferten katholischen Kirchenlehre. Alle Fäden der Politik hielt er in seiner Hand und lenkte sie nach seinen in schweigsamer Seele verschlossenen Plänen, bei deren Ausführung ihm jedes Mittel, selbst Falschheit und Wortbrüchigkeit dienen mußte. Von schwächlichem Körper, wel-

chen Krankheit und Gichtleiden vor der Zeit abzehrten, und mit einem melancholischen Ausdruck auf dem blassen Gesichte, gab er nicht auf den ersten Anblick den raschen schnell fassenden Geist kund, der in ihm lebte. In minderjährigem Alter war er schon Herr der reichen Niederlande, die ihm als väterliches Erbe zugefallen und die er zu mehren und abzurunden beflissen war; als Jüngling gelangte er nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters Ferdinand des Katholischen zu dem Besitz der vereinigten spanischen Monarchie mit dem reizenden Königreich Neapel und Sizilien, den fruchtbaren Inseln Westindiens und den neuentdeckten Reichen Amerikas, und als angehender Mann erbte er die habsburgisch-österreichischen Staaten mit ihrem großen Völkergemisch, die er jedoch frühzeitig seinem jüngeren Bruder, dem Erzherzog und König Ferdinand zur Verwaltung und dann zum dauernden Besitz zuwies, und durch die Wahl der Kurfürsten wurde er der Nachfolger seines Großvaters Maximilian auf dem deutschen Kaiserthron. Mit Recht konnte er sagen, daß die Sonne in seinem Reiche nie untergehe. — In allen diesen Ländern standen dem Monarchen feindliche Mächte gegenüber, zu deren Niederhaltung und Bewältigung verschiedene Kräfte und Mittel erforderlich waren. In den Niederlanden bewachte ein mißtrauischer, von stolzem Zunft- und Handelsgeist durchdrungener Bürgerstand jede Handlung des Landesherrn, damit kein Eingriff in seine überkommenen Gerechtsame geschehe, und war stets bereit, nach der Sitte der Väter sich bei jeder Gelegenheit um die Fahne des Aufruhrs zu scharen und mit Schwert und Armbrust zu streiten; in Spanien konnte der hochfahrende Sinn des mächtigen Feudaladels und die trotzige Kraft freier Bürgerschaften nur mit Gewalt unterdrückt werden und auch nach Verminderung und Abschwächung der ständischen Rechte und Freiheiten forderte der nationalstolze Geist der Spanier noch umsichtige Behandlung und Überwachung; in Unteritalien und Sizilien wurden nicht selten die schönen Fluren und Gestade von den Osmanen und den mohammedanischen Korsaren Nordafrikas bedroht und feindlich angefallen, welche Handel und Wandel störten und gefangene Christen in Sklaverei schleppten; an der Grenze der österreichischen Staaten wütete das Schwert der Türken und die ungestümen Janitscharen brannten vor Verlangen, den Halbmond auf den Zinnen von Wien aufzupflanzen; in Deutschland fürchteten die zahlreichen Fürsten und Reichsritter die Rückkehr eines kräftigen Kaiserregiments, wodurch sie ihrer angemaßten oder erworbenen Besitzungen und Rechte verlustig gehen konnten, daher die Kurfürsten bei der Wahl ihm durch einen beschränkenden Vertrag (Kapitulation) die Hände Okt. 1520.
zu binden suchten, damit nicht das Deutsche Reich zu Zwecken der Habsburger Hauspolitik ausgenutzt werde. Die größten Verwickelungen jedoch führte die religiöse Spaltung herbei, wobei Karls Pläne und Interessen den Wünschen der Völker und den Ansichten und Vorteilen der Fürsten entgegentraten. Aber allen Schwierigkeiten bot der Kaiser die Stirn, und konnte er nicht alle überwinden, so widerstand er ihnen doch mit Haltung und Würde; nur sein Plan, dem viel-

gegliederten deutschen Reichskörper und der getrennten Kirche Einheit zu geben, den verblichenen Glanz der Kaiserkrone und die alte Schutzvogtei über den päpstlichen Stuhl wieder herzustellen, scheiterte an Ereignissen, die eine höhere Macht geschaffen und die aller menschlichen Klugheit und Berechnung spotteten. Nächst der Spaltung der Kirche waren ihm republikanische Verfassungen und ständische und munizipale Rechte besonders verhaßt, aber für eine absolute Universalmonarchie mit religiöser Gleichförmigkeit, wie er sie anstrebte, war kein Raum mehr in Europa.

Franz I. von Frankreich. 1515–1547. Heinrich VIII. von England. 1509–1547.

Die bedeutendsten gleichzeitigen Regenten waren **Franz I.** von Frankreich und **Heinrich VIII.** von England, zwei einander ähnliche Fürsten, die ihrem ritterlichen Wesen nach und durch ihren leidenschaftlichen Hang zur Jagd dem scheidenden Mittelalter angehörten, während ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft, ihre weichliche Genußsucht und ihre Despotie sie an die Spitze der neuen, unter Italiens Einflüssen entstandenen Zeit stellten. Franz und Heinrich bildeten in vielen Dingen einen Gegensatz zu Karl; sie waren ebenso leichtsinnig, unbesonnen und rasch, wie dieser klug, umsichtig und bedächtig; der Wollust und der Frauenliebe waren alle drei ergeben, während aber die beiden ersteren sich in den wichtigsten Angelegenheiten von weiblichem Einflusse leiten ließen, Franz zu dem verfeinerten Hofstaate und zu dem fortan zum Nachteile des Landes herrschend gebliebenen Mätressenregiment den Grund legte und Heinrich sich durch seine Leidenschaft für Anna Boleyn zur Trennung der englischen Kirche von Rom fortreißen ließ, folgte Karl den Ratschlägen kluger Staatsmänner, besonders des gebildeten, klugen und umsichtigen. Kardinals Granvella und seinem eignen hohen Verstand, und bediente sich weiblicher Einwirkung nur da, wo er dadurch schneller zum Ziele kam. Für die Freiheit der Völker war es ein großes Glück, daß diese drei Fürsten, vor deren despotischem Sinn und gewaltigem Herrscherwillen weder Volks- noch Menschenrechte Geltung fanden, durch Verschiedenheit der Interessen von einer Vereinigung abgehalten, ja zu gegenseitiger Bekämpfung bestimmt wurden.

Zwischen Franz und Karl bestand eine unvertilgbare, durch die Gleichheit ihrer Bestrebungen erzeugte Eifersucht. Im stolzen Gefühl ihrer Größe und gestachelt von Ehrgeiz und Ruhmsucht, wollten beide die ersten Fürsten Europas sein und bewarben sich daher eifrig um die deutsche Kaiserkrone, die diesen Vorzug allein verleihen konnte. Karl siegte, und seitdem suchte Franz die Macht desselben zu schwächen, indem er stets auf die Seite der Feinde trat und sie gegen den Kaiser unterstützte. Zu diesen Feinden gehörte in erster Linie Heinrich von Albret, der Sohn jenes Königs Jean, dem Ferdinand der Katholische Obernavarra entrissen und mit Kastilien vereinigt hatte (IX, 824 f.); Heinrich, mit Franzens Schwester Margarete vermählt, besaß nur Niedernavarra samt dem Ländchen Bearn im Norden der Pyrenäen; mit Hilfe seines Schwagers wollte er nun wieder zum Besitz des ganzen Königreichs gelangen; dahin gehörten

ferner die niederländischen Dynasten Karl von Egmont, welcher Geldern gegen die Vergrößerungssucht Burgunds verteidigte, Robert von der Mark, der, um eine Verletzung seiner Gerichtsbarkeit durch den Kanzler von Brabant zu rächen, im Luxemburgischen zu Gewaltthätigkeiten schritt, und Wilhelm von Kleve, der über den Besitz von Geldern mit dem Kaiser in Streit lag; endlich die protestantischen Fürsten Deutschlands. Ja selbst mit den Türken verband sich der „allerchristlichste" König gegen seinen verhaßten Nebenbuhler, der ihm überall den Rang ablief, und bei den aufständischen Kommunen in Kastilien glaubte der Habsburger die Hände des französischen Monarchen zu entdecken. Bei dieser Stimmung mußte das von den Franzosen besetzte, aber von dem Kaiser als deutsches Reichslehen angesprochene Herzogtum Mailand (IX, 857 ff.), sowie Karls Bestreben, das von Ludwig XI. seinem elterlichen Hause entrissene Burgund (VIII, 849 ff.) wieder zu erwerben, bald Kriege herbeiführen. Wäre Heinrich VIII. ein staatskluger Fürst gewesen, so hätte er aus diesen Umständen leicht Vorteil ziehen können; da er aber nur seinen Launen folgte und sich ohne politische Beweggründe bald auf die eine, bald auf die andre Seite neigte, so hatte er auf die Gestaltung der Dinge wenig Einfluß. Durch seine Ehescheidung von Katharina von Aragonien zerfiel er mit dem Kaiser, ihrem Neffen, und schloß sich daher seit dieser Zeit enger an Franz an.

Während in der Pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich, in England nach vielen inneren Kämpfen die monarchische Staatsform über die feudalen Gewalten den Sieg erlangte und die Königsmacht mehr und mehr die ständischen Beschränkungen niederwarf, haben im Deutschen Reiche die großen Reformbewegungen, die wir im vorigen Bande dargestellt, die öffentliche Autorität nur wenig zu stärken, selbst den Landfrieden nicht fest zu begründen vermocht. Die gesamte Reichsregierung war an die Zustimmung der auf den Reichstagen vereinigten Fürsten und Stände gebunden, die in den meisten Fällen mehr ihre Sonderinteressen als das Gesamtwohl im Auge hatten und mit Eifersucht jede Mehrung der Kaisermacht zu verhindern strebten, und der Landfriede wurde noch häufig genug durch Thaten gewaffneter Selbsthilfe durchbrochen. Nicht nur, daß um die Zeit der neuen Kaiserwahl der Norden durch die Hildesheimer Stiftsfehde, der Süden durch die kriegerischen Vorgänge in Württemberg beunruhigt ward, die Reichsritterschaft am Rhein und in Franken übte das Faustrecht nach wie vor; in Niedersachsen lag der Herzog von Lauenburg mit dem Bischof von Bremen in blutigem Kampf und die Schilderhebung Sickingens war das Vorspiel des Bauernkriegs. Dagegen gewannen die landesherrlichen Gewalten der Territorialfürsten immer größere Bedeutung; sie bildeten eine Mittelstufe zwischen der kaiserlichen Reichsregierung und dem vielgegliederten deutschen Volk. Die Idee von Kaiser und Reich dauerte noch unerschüttert fort; aber je mehr das habsburgische Haus über seinen weltbeherrschenden Plänen und unermeßlichen Besitzungen den deutschen Angelegenheiten entzogen ward, desto mehr über- Das Deutsche Reich.

wucherten die Landesherren das kaiserliche Regiment, so daß sie fast zu selbständiger Macht emporstiegen, die inneren Anliegen ihrer Staaten mit ihren Räten und Landständen ordneten (IX, 116 ff.) und jede Einmischung von oben, wie jedes eigenmächtige Vorgehen des Lehnsadels und der untergeordneteren Elemente niederzuhalten bemüht waren. Da und dort suchten die landesherrlichen Dynastien durch Hausgesetze oder Erbeinigungen der allzugroßen Länderzersplitterung entgegenzuwirken (IX, 110); kleinere Fürsten, Prälaten und städtische Gemeinwesen stärkten sich zeitweise durch Verträge zu gegenseitiger Unterstützung und zu gemeinsamem Vorgehen in gemeinsamen Interessen.

Der Schwäbische Bund. Wir haben oben der Entstehung des großen Schwäbischen Bundes gedacht, der die Aufrichtung des Ewigen Landfriedens unter Maximilian vorbereitete (IX, 164 ff.). Von Zeit zu Zeit verlängert und durch neue Mitglieder verstärkt, bildete er ein staatliches Ganze mit eigner Bundesverfassung und Bundesrat, eignem Gerichtswesen, eigner Heeresorganisation unter einem obersten Feldhauptmann, eignen Vollziehungsgewalten. Mittelpunkt und Sitz seiner politischen und gerichtlichen Thätigkeit war Augsburg. Wenn auch vielfach gespalten und durch Sonderzwecke gelähmt und abgelenkt, hat der Bund doch in mehreren wichtigen Angelegenheiten entscheidend eingegriffen und das schwache Reichsregiment unterstützt oder ersetzt. Anfangs begünstigt von den Habsburgern, die als Grafen von Tirol zu den Mitgliedern gehörten, und für die österreichische Politik benutzt, wurde derselbe nach der Besitznahme des Herzogtums Württemberg durch Österreich mehr im Sinne Bayerns gelenkt, als Herzog Wilhelm von München die Feldhauptmannschaft führte und der gewandte bayrische Staatsmann Leonhardt von Eck das Amt eines Bundeskanzlers verwaltete. — Unter den deutschen Fürstenhäusern nahmen nach den Habsburgern die **Wettiner** in Sachsen, die **Wittelsbacher** in der Rheinpfalz und in Bayern, die **Hohenzollern** in den beiden Brandenburg die erste Stelle ein. Viele Bistümer waren zugleich von Gliedern dieser Häuser besetzt. Wir haben die Geschichte dieser Territorialgeschlechter bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts im

Sachsen. neunten Bande dieses Werkes kennen gelernt (S. 106—134). Als Kaiser Maximilian aus dem Leben schied, regierte Friedrich der Weise, das Haupt der Ernestinischen Linie, in dem Teil von Sachsen-Thüringen, auf welchem die Kurwürde ruhte, indes sein Verwandter Georg von der Albertinischen Linie den Meißnischen Teil als Herzogtum Sachsen beherrschte (IX, 134). Jener hatte seinen Sitz in Wittenberg, wo die welterschütternde religiöse Bewegung ihren Ausgang nahm; und sowohl in ihm und seinem Bruder Johannes, der in Liebe und Herzensgemeinschaft ihm zur Seite stand und dann sein Nachfolger ward, als in dem Sohn des letzteren Johann Friedrich hatte Luther standhafte Beschützer und die Kirchenreformation eifrige Anhänger und Förderer, indes Herzog Georg in Dresden sein ganzes lebenlang ein Verfechter der römisch-

Pfalz und Bayern. katholischen Religionsform blieb. — In dem Wittelsbacher Regentenhaus ent-

stand mit der Zeit eine ähnliche konfessionelle Spaltung, welche die in diesem Fürstengeschlecht seit alten Tagen herrschende Feindseligkeit und Zwietracht von neuem anfachen sollte. Ludwig V. von der Pfalz, welcher während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Schlosse zu Heidelberg kräftig und verständig regierte, hielt sich mit kluger Mäßigung von jeder entschiedenen Parteistellung fern, bewirkte aber durch diese Haltung, daß der Boden zur Aufnahme der neuen Lehre bestellt werden konnte, die dann unter seinen Nachfolgern mächtig aufblühte; dagegen nahmen die beiden bayrischen Herzöge, sowohl Wilhelm von München als sein Bruder Ludwig von Landshut, welche der Papst durch Verleihung von Hoheitsrechten über die Geistlichkeit und von Einkünften über die kirchlichen Institute ihres Landes zu gewinnen wußte, ihre Stellung auf der römisch-papistischen Seite, so daß sie in Verbindung mit dem dritten Bruder Ernst, welcher den Bischoffitz von Passau im Laufe der Zeit mit dem erzbischöflichen Stuhle von Salzburg vertauschte, der Verbreitung der Reformation am schärfsten sich entgegenstellten, an Eifer nicht selten das habsburgische Brüderpaar übertreffend. Es gab eine Zeit, da die Wittelsbacher sogar der Hoffnung lebten, mit Hilfe der Papisten und Malkontenten die deutsche Kaiserkrone für sich zu erlangen. Die bayrische Universität Ingolstadt war eine der thätigsten Pflanzstätten des alten Glaubens. — Das allmähliche Wachsen des Hauses Hohenzollern haben wir im neunten Bande dargestellt (S. 21—26). Zu der neuen Lehre nahmen die einzelnen Glieder des Hauses verschiedene Stellung. Denn während Kurfürst Joachim I. bis an seinen Tod zu der römisch-katholischen Kirche hielt, sein Bruder Erzbischof Albrecht von Mainz den Hauptanstoß zu dem folgenschweren Ablaßstreit gab, zeigte die jüngere fränkische Linie des Hauses frühzeitig eine Hinneigung zu der neuen Lehre. Schon Kasimir, der älteste der drei Söhne des Markgrafen Friedrich, Nachfolgers von Albrecht Achilles (S. 24), war der reformatorischen Bestrebung nicht abgeneigt, wenngleich Politik und Krieg ihm näher lagen als die geistigen Interessen und sein früher Tod in Ofen auf einem Feldzug gegen die Türken (1524) eine entschiedene Kundgebung seiner Ansichten abschnitt; dagegen trat sein zweiter Bruder und Nachfolger Georg, welcher anfangs die Herrschaft Jägerndorf in Schlesien innehatte, offen auf die Seite der Protestanten, und der dritte Sohn Albrecht führte den Ordensstaat Preußen, zu dessen Großmeister er gewählt worden, der Reformation zu und wurde der erste weltliche Herzog (IX, 57). Unter den kleineren deutschen Fürstentümern haben nur Württemberg, durch die Vertreibung und Wiederherstellung des Herzogs Ulrich, und Braunschweig auf den Gang der deutschen Angelegenheiten einen vorübergehenden Einfluß geübt: wir haben oben (IX, 127 ff.) gesehen, daß das Haus der Welfen in verschiedene Linien geteilt war, die weit entfernt von einem einträchtigen Zusammengehen und gemeinsamer Hauspolitik, vielfach untereinander in Hader lagen und nach verschiedenen Richtungen steuerten. Neben den Hauptlinien Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel, von

Brandenburg.

Braunschweig.

welcher letzteren wieder Kalenberg mit Göttingen als besonderes Landesgebiet abgezweigt war, bestand auch noch in Grubenhagen eine welfische Herrschaft, und mehrere norddeutsche Bistümer (Paderborn, Osnabrück, Münster, Minden, Bremen, Verden) waren in den Händen von Geschlechtsgenossen. Die Reformation mehrte noch die Spaltung. Denn während in Kalenberg durch Erich I., in Grubenhagen durch die Herzöge Philipp und Ernst, in Lüneburg durch Heinrich des Mittleren Sohn Ernst den Bekenner die evangelische Lehre allmählich zur Herrschaft gelangte, nachdem sie gleich zu Anfang in der mit großen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Hauptstadt Braunschweig unter der Leitung von Bugenhagen aus Pommern Eingang gefunden, blieb Heinrich II. von Wolfenbüttel einer der schärfsten Widersacher der Reformation. Erst unter seinem Sohn Julius wurde auch in diesem Teil des Braunschweiger Landes die neue Kirchenreform eingeführt.

2. Zug der Reformation durch Europa.

Die lutherische Kirche. Von der sächsischen Universität Wittenberg ging von kleinen Anfängen die geistige Bewegung aus, die dem Bau der mittelalterlichen Hierarchie den gewaltigsten Stoß versetzte. Von Sachsen und Hessen, die zuerst die neue Kirchenform einführten, verbreitete sich die lutherische Reformation, unter mancherlei Kämpfen, allmählich über die benachbarten Länder, gelangte im nördlichen Deutschland zur Herrschaft, machte in Franken und Schwaben, am Rhein und an der Donau siegreiche Fortschritte und brach sich von Straßburg aus Bahn nach dem Elsaß und nach Lothringen. Die vielen blühenden Reichsstädte mit ihrem gebildeten Bürgerstand waren der Hauptsitz der evangelischen Lehre. — Frühe drangen Luthers Grundsätze an die Weichsel, wo der Großmeister des
1525. Deutschordens (IX, 57), Albrecht von Brandenburg, gedrängt von den Polen und dem streitbaren Bürgerstand von Danzig und Elbing und verlassen von Kaiser und Reich, der evangelischen Kirche beitrat, Preußen in ein Erbherzogtum verwandelte und die Oberlehnsherrlichkeit der polnischen Krone anerkannte. Dasselbe geschah einige Jahrzehnte später in Kurland und Livland von dem Heermeister der Schwertritter. Die beiden, durch freiwilligen Austritt der Mitglieder fast verödeten Orden, bei denen die Kriegslust, der Religionseifer und die Ritterehre, die sie früher zu Großthaten begeistert, längst verschwunden waren, wurden aufgelöst, ihre Güter säkularisiert und die noch übrigen Ordensglieder der Welt zurückgegeben. Ohne diese Veränderung wären jene bedrängten und hilflosen Staaten wahrscheinlich eine Beute der slawischen Nachbarvölker geworden und ihrer Nationalität verlustig gegangen. Die kirchliche Umgestaltung hatte also hier die Erhaltung des germanischen Wesens zur Folge. — Auch über die
1527. Ostsee drang Luthers Lehre. In Schweden änderte Gustav Wasa die bisherige Staatsverfassung und Kirche; er schuf ein unabhängiges Erbkönigreich,

führte die Augsburgische Konfession ein und verlieh dem neugegründeten Thron einen Teil der kirchlichen Einkünfte. In Dänemark, Norwegen und Island war der Sieg des evangelischen Glaubens an den Ausgang des Thronstreits geknüpft, durch den der lutherische König Christian III. zur Herrschaft gelangte. — In Böhmen wachte der alte Hussitengeist wieder auf und erleich- 1536.
terte dem Evangelium den Eingang; aber weder hier noch in Ungarn und Siebenbürgen errang die neue Lehre einen vollständigen Sieg, weil das Habsburger Regentenhaus in allen seinen Staaten die alte Kirche begünstigte. Doch erwarben sich die zahlreichen Bekenner der lutherischen Konfession in diesen Ländern Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit. — Auch die geistlichen Reichsstände blieben größtenteils bei der katholischen Kirche, da sie Bedenken trugen, ihre Einkünfte und ihre unabhängige Stellung als Fürstbischöfe aufs Spiel zu setzen. Nur in Köln begann der 76jährige ehrwürdige Erzbischof Hermann von Wied eine Reformation in gemäßigtem Sinne, aber des Kaisers Sieg bei Mühlberg hatte seine Absetzung und die Unterdrückung seiner Versuche zur Folge. 1547.

Unterdessen hatte Ulrich Zwingli in Zürich die Reformation der Schweiz begonnen. Die reformierte Kirche. Während der tiefsinnige, durch harte Seelenkämpfe und das überwältigende Gefühl von der Hilflosigkeit der Menschen durch die Sünde gepeinigte Luther in seiner monarchischen Gesinnung von dem Bestehenden ausging und durch Reinigung des Glaubens, auf dem allein unsre Rechtfertigung vor Gott beruhe, auf Sitte und Leben zu wirken suchte, ging Zwingli, ein freier, lebensmutiger Republikaner, auf den Urzustand des Christentums zurück und suchte in seiner den Bedürfnissen des praktischen Lebens zugewandten Gesinnung zunächst Sitte und Leben zu bessern und der Eidgenossenschaft in moralischer, kirchlicher und politischer Beziehung eine neue Gestalt zu geben. Leider führte die verschiedene Auffassung der Lehre vom Abendmahl eine frühe Spaltung der neuen Kirche herbei. Zwinglis durchgreifende Reformation schlug Wurzel in Zürich und Bern, im Rheinthale und in den östlichen Kantonen und wäre wahrscheinlich durch die ganze Eidgenossenschaft gedrungen, hätte nicht die Schlacht von Kappel, wo Zwingli und der Kern der protestantischen Bürgerschaft Zü- 1531.
richs den Heldentod starben, ihrer Verbreitung Einhalt gethan. — Von größerer Ausdehnung und Wirksamkeit war die reformierte Kirche Calvins, der in seiner streng Augustinischen Prädestinationslehre mit Luther übereinstimmte, in Kirchenverfassung und Kirchenzucht sich zu Zwingli hielt und in der Auffassung des Abendmahls eine mittlere Stellung zwischen beiden einnahm. Das auf der Grenze von Savoyen und Frankreich lieblich gelegene Genf, das durch den kräftigen Reformator Calvin seiner politischen und kirchlichen Freiheit entgegengeführt wurde, ward die Pflanzschule jenes demokratischen Calvinismus, der in der welschen Schweiz raschen Eingang fand, der in die nördlichen Provinzen der Niederlande mit der politischen Unabhängigkeit siegend einzog, zu dem sich im Süden von Frankreich über zweitausend Gemeinden bekannten, der in Italien

und Spanien, in der Nähe des Papstes und des Kaisers Anhänger zählte und der in seiner äußersten Strenge als presbyterianische Kirche in Schottland auf den Trümmern der Klöster und Kathedralen sein Panier aufpflanzte. Auch nach Deutschland drangen Calvins Grundsätze und vergrößerten die Spaltung und Zerrissenheit. In der Rheinpfalz gelangte der im Heidelberger Katechismus niedergelegte Calvinische Lehrbegriff zur Herrschaft, was bei den lutherischen Fürsten eine solche Erbitterung hervorrief, daß sich der Kurfürst durch ein Bündnis mit auswärtigen Staaten (Niederlande, England und Frankreich) gegen Angriffe sichern zu müssen glaubte. In Frankreich rang die neue Kirche lange mit der alten um den Sieg. Franz I., im Bunde mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und mit dem schismatischen König von England, hatte manche Aufforderungen zum Abfall von Rom. Auch ging er mehrmals mit dem Gedanken einer Reformation um und ließ an Melanchthon dringende Einladungen ergehen. Aber teils seine Verbindung mit dem Papst, der in einem besonderen Konkordat der französischen Krone bei Besetzung der geistlichen Stellen große Rechte und Vorteile einräumte und dem König zur Wiedererlangung des Herzogtums Mailand unentbehrlich schien, teils sein despotischer Sinn, der jede freie Volksbewegung haßte, hielten ihn bei der alten Kirche fest. Am Hofe selbst dachte man über Religion so gleichgültig wie in Italien; aber wie hätten wollüstige und genußsüchtige Hofleute an der Calvinischen Sittenstrenge Gefallen finden sollen? Bald ergingen daher Verbote gegen das Einbringen Calvinischer und Lutherischer Schriften; die verwegensten Reformationsprediger starben in den Flammen, und die Zerstörung mehrerer von Waldensern bewohnten Ortschaften in der Provence bewies die ernste Absicht des Hofes, die alte Kirche bei ihrem Ansehen zu erhalten.

„Nach Spanien kamen die Gedanken der Reformation in des Kaisers Gefolge, umgaben vielleicht noch sein Sterbebett und wurden von einzelnen mit hoher Begeisterung aufgenommen. Aber der Katholizismus, besonders die Heiligenverehrung, ist tief verwachsen in dem zähen Volkscharakter; Reinheit des Glaubens galt dem Spanier so hoch als Reinheit des Blutes, und der Bruder erschlug den abtrünnigen Bruder" (Diaz). Bald machte die Inquisition dem Protestantismus in Spanien ein Ende; die Verdächtigen starben teils in grausenhaften Kerkern, teils auf dem Scheiterhaufen „im volksbeliebten Gepränge der Autodafees" (IX, 448 f.). — In Italien begrüßten die Humanisten und die Feinde der Hierarchie mit Freuden die neue Bewegung. In allen größeren Städten gewann die evangelische Lehre Bekenner, besonders in Ferrara unter dem Schutze der Herzogin von Este. Aber die Geistigkeit des deutschen und französischen Protestantismus konnte bei einer so sinnlich künstlerischen Nation nicht Volkssache werden. Als man daher in Rom die Gefahr erkannte und ein
1542. Inquisitionstribunal mit furchtbaren Vollmachten niedersetzte, entflohen viele über die Alpen, andre widerriefen und gingen unter in Leichtsinn, Gleich-

gültigkeit oder Wahnsinn. Scheu vor der Beredsamkeit des Märtyrertums schreckte die Inquisition mehr durch Kerker, Galeeren und geheimen Tod. Nur in Kalabrien wurden einige Gemeinden Waldenser wie wilde Tiere gejagt. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwinden die Spuren jeder protestantischen Gemeinschaft. Unter den Flüchtigen waren hochgeehrte Theologen und Prälaten (Peter Martyr, Ochino, Vergerio u. a.). Sie sind mit wenig Ausnahmen im Auslande verkümmert. In Spanien und Italien, wo jede von der Kirchenlehre abweichende Ansicht mit gleicher Strenge verfolgt ward, gerieten einige auf Grundsätze, die selbst von den Reformatoren als häretisch verworfen wurden, wie die beiden Italiener Socinus, welche die Gottheit Christi und die Trinitätslehre leugneten und die in Polen weit verbreitete Sekte der Socinianer (in England Unitarier genannt) stifteten, und der Spanier Michael Servet, der wegen schwärmerischer Ansichten über die Dreieinigkeit auf Calvins Antrag von der weltlichen Obrigkeit in Genf verbrannt wurde (1533). — In England wurden die Anhänger Luthers wie die alten Lollharden (VIII, 69 f.) anfangs blutig verfolgt, bis Heinrich VIII. wegen seiner Ehescheidung mit dem Papste zerfiel, durch Parlamentsbeschluß die englische Kirche von Rom trennen und sich zum Oberhaupte derselben erklären ließ. Aber außer der Auflösung der Klöster und Vertilgung der Heiligenbilder geschah unter ihm wenig für die Reinigung der Kirche. Lutheraner und Papisten starben an demselben Galgen. Erst unter seinem Sohne Eduard VI. wurde durch Cranmer, Erzbischof von Canterbury die englische Kirche begründet. Seine Nachfolgerin Maria glaubte mit der Verbrennung des Reformators auch sein Werk vernichten und den Katholizismus wieder herstellen zu können; aber die Uniformitätsakte ihrer Schwester Elisabeth verschaffte der anglikanischen Religionsform den Sieg. Dagegen wurden die eine Reinigung der Kirche nach Calvins Grundsätzen anstrebenden Puritaner blutig verfolgt und zur Flucht nach Nordamerikas freiem Boden getrieben, wo sie, in zahlreiche Sekten gespalten, das demokratische System jenes Reformators der vollendetsten Ausbildung entgegenführten. In Irland blieb der alte Glaube die Religion des Volks, wenngleich Englands Machthaber durch tyrannische Gesetze und Gewaltschritte den Religionsbeschlüssen des Parlaments auch dort Geltung zu verschaffen bemüht waren und das ganze irische Kirchenvermögen der englischen Hierarchie und Aristokratie zuteilten. Das irische Volk, von der neuen Lehre schlecht unterrichtet und für die geistige Auffassung des Christentums nicht reif, folgte lieber den Worten seiner Priester als den Geboten des verhaßten Nachbarvolks, zumal da ihm das Evangelium in der englischen Sprache ebenso unverständlich war als die lateinische Messe.

Lälius und Faustus Socinus.

Eduard VI. 1547—1553.

Maria. 1553—1558.

II. Niederlande und Spanien.

1. Karls V. Jugendzeit.

Die burgundischen Niederlande. Das zarte Kind, welches die Infantin Johanna ihrem geliebten Gemahl dem Erzherzog Philipp von Österreich, am 24. Februar 1500 zu Gent geboren und das in der Taufe den Namen Karl erhalten hatte, war vom Schicksal zur Erneuerung einer Weltherrschaft bestimmt, wie sie einst der große Frankenkaiser gleichen Namens aufgerichtet hatte. Jene niederländischen Landschaften und Städte, vor allen Flandern und Brabant, welche die burgundischen Herzöge allmählich in einer Hand vereinigt hatten (VIII, 776 ff.), ragten durch Reichtum, Kunstfleiß, Bildung und Freiheitsliebe mächtig hervor. Wir wissen ja, welchen Glanz Philipp der Gute und sein Sohn Karl der Kühne an ihrem Hofe entfalteten. Die Gemälde der Brüder Johannes und Hubrecht van Eyck erregen noch heute die Bewunderung der Welt; des letzteren Schüler Johann von Brügge hat die Ölmalerei zu großer Vollkommenheit geführt; noch jetzt prangen die Rathäuser von Löwen und Brüssel, die Domkirchen von Gent und Antwerpen als stolze Werke der Baukunst; und welche bedeutende Stelle die Städte von Flandern, Brabant und Holland auf den Handels- und Geldmärkten, in der Industrie- und Fabrikthätigkeit einnahmen, haben wir in den früheren Blättern zur Genüge kennen gelernt. Ein heiterer, lebensfroher Sinn, gehoben durch freie Institutionen und verbriefte Rechte, war über die ganze Bevölkerung ausgegossen und gab sich kund in fröhlichen Festen, in Spiel und Lustbarkeit. Die niederländischen Provinzen waren allerdings nur unvollständig zu einem Ganzen verbunden, allein es herrschte zwischen ihnen eine natürliche Verwandtschaft in Charakter, Geschichte, politischer und sozialer Lage. Hier war überall Leben, Bewegung, die regste Thätigkeit. Eine thatkräftige Bevölkerung schwärmte in all den blühenden Städten, mit welchen das kleine aber hochkultivierte Land dicht bedeckt war. Ihre Schiffe waren die Träger des Weltverkehrs; ihre Kaufleute, wenn sie in ihren Rechten gekränkt wurden, schafften sich selbst Recht durch kraftvolle Kriegführung mit ihren eignen Mitteln und ihren eignen Fregatten; ihre Fabriken genossen großen Rufes auf der ganzen Erde, ihre Bürger besaßen fürstlichen Reichtum, lebten mit königlichem Luxus und übten ausgedehnten politischen Einfluß. Liebe zur Freiheit war ihre vorherrschende Leidenschaft.

Karls Geburt und Erziehung. Die Geburt des Erbprinzen Karl wurde im ganzen Lande mit unendlichem Jubel begrüßt; denn der Erzherzog Philipp, der Sohn der gefeierten Maria und des ritterlichen Maximilian, war beliebt bei den Flamändern, in deren Mitte er am liebsten weilte. Aber es ist uns bereits bekannt, wie bald der junge Fürst aus dem Leben schied. Als er, fern von der Heimat, zu Valladolid ins Grab stieg, zählte sein Sohn erst sechs Jahre. Er selbst hatte den Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, aus einem der ersten flandrischen Adelsgeschlechter zum

Oberhofmeister ernannt, auf daß derselbe den künftigen Herzog in die Regierungsgeschäfte, in das Kriegswesen und die Staatenkunde einweihe und an die Umgangsformen eines Kavaliers gewöhne. In den andern Wissenschaften unterrichtete ihn der Utrechter Priester Hadrian Floriszoon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von großer Gelehrsamkeit und strengen Sitten, der beflissen war in seinem Zögling eine ernste Auffassung kirchlicher und menschlicher Dinge zu begründen. Beiden blieb Karl stets mit dankbarer Liebe zugethan, insonderheit gelang es dem priesterlichen Erzieher, dem jungen Prinzen eine streng kirchliche Gesinnung als bleibenden Grundzug seines Charakters aufzuprägen. Im übrigen entwickelte sich dessen Geist nur langsam, während er im Reiten und in ritterlichen Künsten bald eine ungewöhnliche Fertigkeit erlangte.

Wie einst nach dem frühen Tode Marias von Burgund übernahm nunmehr Maximilian abermals die vormundschaftliche Regierung, ohne bei den Ständen auf Widerstand zu stoßen. Da ihn aber die Angelegenheiten des Reichs und die kriegerischen Vorgänge in Italien und anderwärts allzusehr beschäftigten, so setzte er seine Tochter Margarete, Witwe des Herzogs von Savoyen, zur Statthalterin ein, eine verständige Fürstin, die neben der Fähigkeit zu Staatsgeschäften auch Sinn und Liebe für Künste und Wissenschaften besaß und die Interessen des Hauses sorgfältig und umsichtig zu wahren verstand. Die Regentschaft.

Diese Jahre der Regentschaft waren für die Niederlande unheilvoll. Wir wissen, daß das Herzogtum Geldern von Karl dem Kühnen mit den übrigen burgundischen Besitzungen vereinigt worden (VIII, 806); aber Karl von Egmont, der Sohn des früher erwähnten Herzogs Arnold, welcher bald nach seiner Befreiung in den bürgerlichen Unruhen seinen Tod gefunden, suchte das verlorne Erbland seines Hauses wieder an sich zu bringen. In diesen Bemühungen erlangte er nachdrückliche Unterstützung bei dem französischen Hofe, mit dem er durch seine Mutter Katharina von Bourbon in verwandtschaftlichen Beziehungen stand und sein ganzes lebenlang durch innere Sympathien sich verbunden fühlte. Alle Widersacher Österreichs fanden in ihm einen allzeit fertigen Beschützer. Mit Hilfe von Soldknechten, die er in seine Dienste genommen, und begünstigt durch eine starke Partei im Lande selbst, hatte er schon zu Lebzeiten des Erzherzogs Philipp einen großen Teil des Landes wieder in seine Gewalt gebracht und sich lange gegen Maximilian und seinen Sohn behauptet. Endlich war ein Vergleich zustandegekommen. Karl von Egmont sollte die Oberlehnsherrlichkeit des Erzherzogs über Geldern anerkennen und denselben nach Spanien begleiten. Aber schon in Antwerpen war der ränkesüchtige Mann entflohen und verkleidet in sein Land zurückgekehrt, um sich den eingegangenen Verpflichtungen wieder zu entziehen. Philipps Tod und das weibliche Regiment Margaretens begünstigten die Pläne Karls von Egmont. Er sagte sich von dem österreichischen Hofe los und begann aufs neue einen Verheerungskrieg gegen den Nachbarstaat. In Verbindung mit dem gefürchteten friesischen Seeräuber, dem „großen Peter" (Groote Pier) fügte er den holländischen Kaufmannsschiffen empfindlichen Schaden zu. Die Wirrnisse und Waffenbündnisse in Italien (IX, 840 f.) kamen dem trotzigen Fürsten und seinen rohen Banden zu statten: Frankreich hatte ein Interesse, seinen Habsburger Gegner im nordwestlichen Winkel des Reichs zu beschäftigen und zu beunruhigen. Der Herzog fand daher in Paris stets Hilfe und Vorschub, und um Geld waren in den Niederlanden eben so leicht Kriegsscharen zu Geldern.

beschaffen, wie in Italien. Mit dem Erfolg mehrte sich sein Anhang im Lande; er drang bis in die Nähe von Amsterdam vor; er bemächtigte sich der Stadt Arnheim; er bedrängte das Bistum Utrecht. Selbst in Friesland und Gröningen, wo man zu Kaiser und Reich geschworen, faßte der unruhige und verwegene Mann Fuß und suchte Frankreichs Lehnshoheit an der Nordsee zu begründen.

Friesland. Maximilian hatte gegen Ende der neunziger Jahre seinen Feldherrn, den kriegskundigen Herzog Albrecht den Beherzten von Sachsen, zum Erbstatthalter von Friesland eingesetzt (IX, 134). Das auf seine Freiheit und Unabhängigkeit eifersüchtige Volk widersetzte sich anfangs der Anstellung und wählte einen Eingebornen zum Landvogt (Podesta). Aber Parteiung und Uneinigkeit brachen die Opposition; der kaiserliche Statthalter, welcher Klugheit mit Festigkeit vereinigte, wurde zuletzt doch anerkannt und mit hohen Machtbefugnissen ausgestattet.
1498. Nur die Stadt Gröningen versagte den Gehorsam und hielt zu dem Bischof von Utrecht. Bald darauf riefen die deutschen Reformbewegungen den Herzog an den Rhein: da machten die über die neue Besteuerung empörten friesischen Bauern einen Aufstand gegen dessen Sohn und Stellvertreter Heinrich. Aber Albrecht eilte mit deutschen Landsknechten herbei und wurde bald Meister über die ungeordneten Kriegshaufen der Friesen. Unter Verwüstung und Grausamkeit wurde das kaiserlich-sächsische Regiment von neuem in Friesland aufgerichtet. Selbst die Stadt Leeuwarden, die sich während des Kampfes neutral gehalten, wurde hart mitgenommen. So lange Albrecht lebte, fügten sich die Friesen dem strengen Herrn; als er aber zu Anfang des
12. Sept. 1500. sechzehnten Jahrhunderts in Emden starb, regte sich das friesische Freiheitsgefühl von neuem.
1506. Graf Edzard von Ostfriesland stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und bemächtigte sich der Stadt Groningen. Nun rief aber Albrechts zweiter Sohn, Georg von Sachsen, auf den der Vater die friesische Statthalterwürde übertragen hatte, aus Norddeutschland Kriegsvolk herbei. Zahlreiche Heerhaufen, von ihrer Rüstung „die schwarze Bande" genannt, zogen unter Heinrich von Braunschweig, einem erfahrenen Feldhauptmann, dem bedrängten Reichsstatthalter zu Hilfe. Die geistlichen und weltlichen Herren des Nordens, von Pommern bis Oldenburg, von Grubenhagen bis Bentheim, begünstigten alle den Kriegszug gegen die friesischen Bauern, deren demokratischen Trotz- und Freiheitssinn sie haßten. Verheerend durchzogen die Soldknechte das ganze Land bis in das Bistum Utrecht hinein, bis über die Grenzen von Holland. Groningen wurde mit harter Belagerung bedrängt. Um nicht den verwilderten Landsknechten zur Beute zu werden, rief die Bürgerschaft auf Edzards Rat den Herzog von Geldern zu Hilfe. Karl von Egmont folgte dem Ruf; er rückte in Friesland ein, entsetzte Groningen und stellte Land und Stadt unter Frankreichs Lehnshoheit. Aber das abenteuerliche Beginnen hatte keinen rechten Fortgang. Wenn auch die Friesen und Groninger aus Furcht vor der schwarzen Bande dem kaiserlichen Statthalter Widerstand leisteten, so wollten sie darum doch nicht als französische Vorposten in alle Kriege gegen das Reich verflochten sein. Es war daher ganz nach ihrem Sinn, als Herzog Georg, der die Söldnerhaufen nicht länger zu unterhalten vermochte, mit dem Hof
1515. in Brüssel einen Vergleich abschloß, kraft dessen er gegen eine Abfindungssumme von 350,000 rhein. Gulden seine Ansprüche auf Friesland an den fünfzehnjährigen Erzherzog Karl, dem der Kaiser, sein Großvater, bereits die Regierung in den Niederlanden übertragen hatte, abtrat und das Land verließ. Darauf löste sich der schwarze Soldhaufen auf; ein Teil trat in die Dienste des Habsburgers und verteidigte die Städte und Landschaften, welche, wie Leeuwarden und Haarlingen, dem Erzherzog Treue schwuren, wider den von Frankreich unterstützten Karl von Egmont, ein andrer Teil zog nach dem Kriegsschauplatz in Italien, wo für tapfere Männer und erfahrene Hauptleute ein ergiebiges Kampfesfeld in Aussicht stand.

Geldern und Holland. Auch der Herzog von Geldern begab sich nach Abschluß eines Waffenstillstandes mit Karl zu seinem Gönner, dem neuen König Franz I. und begleitete ihn nach dem Kampfplatz von Marignano. Aber nur zu bald erschien er wieder an der Yssel und

eröffnete mit einer Abteilung der schwarzen Bande, die er aus der Lombardei zurückgebracht, aufs neue den Krieg gegen Holland und Friesland. Die Stadt Medenblik 1517.
wurde in Brand gesetzt, Alkmaar acht Tage lang geplündert, bis nach Haarlem und in das Stadtgebiet von Amsterdam dehnten sich die verheerenden Streifzüge aus. Nur dem tapferen Arm Heinrichs von Nassau, den der Erzherzog zum Statthalter von Holland ernannt hatte, nachdem derselbe die Erbtochter von Oranien, die Schwester des in den italienischen Kriegen vielgenannten französischen Feudalherrn Philibert von Chalons, als Gemahlin heimgeführt, gelang es, den ruhelosen Herzog von Geldern zur Räumung von Friesland und zur Abtretung seiner Ansprüche darauf um den Preis von 100,000 Reichsthalern zu bringen. Dagegen blieb Geldern noch etliche Jahre im Besitze Karls von Egmont, eine fruchtbare Stätte für französische Intrigen in allen Kriegen und Streithändeln zwischen den beiden Monarchen Karl und Franz. Nach dem Tode Philiberts von Chalons vor Florenz kam der Sohn seiner Schwester Claudia und des erwähnten Grafen Heinrich, Renatus von Nassau, in den Besitz des Fürstentums Oranien an der Rhone und legte, indem er auch seinem Vater in der Statthalterschaft von Holland und Seeland folgte, den Grund zu der Größe des Hauses Nassau-Oranien.

Geldern und Zütphen und das Bistum Utrecht mit Burgund vereinigt.

Als im Jahr 1525 das Hochstift **Utrecht**, das bisher meistens in den Händen burgundischer Familienglieder gewesen, in Erledigung kam, suchte der Herzog von Geldern einen seiner Verwandten an die Stelle zu bringen. Erzürnt, daß das Kapitel einen Kölner Domherrn, Heinrich, aus dem bayrischen Fürstenhaus, wählte, bedrängte er das Bistum so sehr, daß der neue Kirchenfürst der weltlichen Herrschaft entsagte und Stadt und Gebiet gegen eine Leibrente an Karl V. abtrat. Dafür ließ der Herzog durch seinen 1527.
Feldherrn Martin van Rossum Südholland verwüsten und die reiche Stadt Haag, „die Vorratskammer der holländischen Schätze“ plündern. So dauerte der Kampf in den burgundischen Erbstaaten fort. Erst als der italienische Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich sich dem Ende zuneigte, entsagte auch Herzog Karl von Egmont in dem Ver- 5. Okt. 1528.
trage von Gorkum dem französischen Bündnis und erkannte die Lehnshoheit des Kaisers für Geldern und Zütphen an. Doch blieb der ränkesüchtige Fürst auch jetzt noch ein unzuverlässiger Vasall, der seine französische Gesinnung nie verleugnete. Als Burgund und Frankreich von neuem in Krieg gerieten, übertrug er sein Land durch förmliche Schenkung an König Franz, und nur dem Widerspruch der Ritterschaft und Städte 1534.
auf dem Landtag von Nimwegen war es zuzuschreiben, daß nicht im Herzen der niederländischen Provinzen eine französische Suzeränität entstand. Diese hätte um so drohender werden müssen, als Karl von Egmont alt und kinderlos war. Die Stände kamen daher mit dem Herzog überein, daß die Länder Zütphen und Geldern vertrags- 1538.
weise mit Kleve verbunden werden sollten, dessen Herzog gewisse Ansprüche geltend zu machen hatte. So unangenehm dem kaiserlichen Hofe dieser Zwischenfall war, er konnte nicht verhindern, daß ein Vertrag geschlossen ward, kraft dessen Herzog Wilhelm IV. von Kleve und Jülich die Provinzen Geldern und Zütphen mit seinen übrigen Land- 1539.
schaften vereinigte „nun und auf ewige Tage“. Diese Verbindung dauerte jedoch nur einige Jahre. Wir werden an einem andern Orte die politischen und kriegerischen Verwickelungen kennen lernen, in deren Folge die streitigen Landschaften unter die bur- 1543.
gundische Oberherrschaft kamen. Von der Zeit an waren die sämtlichen Niederlande unter dem Zepter des österreichisch-spanischen Hauses vereinigt.

2. Spanien bei Karls Regierungsantritt.

Karl und seine Mutter Johanna. Karl V., wie wir den Erzherzog von Burgund von nun an nennen werden, hatte die Beilegung der Streitigkeiten mit dem Herzog von Geldern beschleunigt, um durch die inneren Angelegenheiten nicht länger von der beabsichtigten Reise nach Spanien abgehalten zu werden. Denn ein Jahr nachdem er auf Betreiben
5. Jan. 1515. Chièvres gegen Willen und Wissen seiner Tante Margarete für mündig erklärt worden und die niederländischen Landschaften und Städte ihm als ihrem rechtmäßigen Oberherrn ihre freudige Huldigung dargebracht hatten, starb sein
23. Jan. 1516. mütterlicher Großvater Ferdinand der Katholische und hinterließ ihm die Krone des vereinigten Königreichs Spanien mit den dazu eroberten Nebenländern Neapel und Navarra und mit der Neuen Welt jenseits des Ozeans. Allerdings lebte noch seine Mutter Johanna, die eigentliche Erbin Kastiliens. Allein wir wissen ja, daß sie seit dem Tod ihres Gemahls als gemütskranke Frau in Tordesillas unter strenge Aufsicht gestellt und von aller Welt abgeschlossen war. Sie wurde zwar als Königin neben ihrem Sohne, dem nunmehrigen König Karl I. von Spanien, proklamiert, aber als unfähig zur Regierung betrachtet und von allen Staatshandlungen fern gehalten; es war nur ein Ehrentitel, wenn sie als Königin in öffentlichen Aktenstücken genannt ward. Man hat in neuerer Zeit nachzuweisen gesucht, daß die Infantin der Staatsräson zum Opfer gefallen, daß sie von Vater, Gemahl und Sohn als Irrsinnige ausgegeben und mit großer Grausamkeit behandelt worden, damit die Union von Kastilien und Aragonien nicht wieder gelöst würde und der Traum einer Universalmonarchie sich erfüllen möchte; auch der Kardinal Jimenes, der in der Zwischenzeit von Ferdinands Tod und Karls Ankunft und Krönung die Regentschaft führte, sei in dieselbe Politik eingeweiht gewesen. Dagegen hat es auch nicht an Gegenstimmen gefehlt, welche diese Behauptung zu widerlegen und zu entkräften sich bemühten und die alte Ansicht aufrecht erhielten. Wir haben in den früheren Blättern zur Genüge dargethan, daß die Erzherzogin von jeher als eine zu Überspanntheiten und exzentrischen Geistesrichtungen zuneigende Fürstin sich gezeigt und daß bei und seit dem Tode ihres Gemahls Symptome von einem gestörten Seelenleben in ihrer Haltung hervorgetreten, welche ein thätiges Eingreifen in die Regierung und Staatsgeschäfte als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Inwieweit diese melancholische Gemütsstimmung an die Grenze des Wahnsinns streifte und ob nicht hier und da längere Intervallen eines richtigen Verstandes, einer gesunden Geisteskraft sich eingestellt, wer möchte es wagen, den Schleier von diesem düsteren Bilde zu heben, in die Geheimnisse eines abgeschlossenen Fürstenlebens einzudringen! Genug, die Infantin galt als unfähig zum Regieren und so gebührte die Herrschaft in Kastilien und Aragonien nach Recht und Gesetz wie nach der letztwilligen Anordnung des heimgegangenen Königs dem jungen

Beherrscher der burgundisch-niederländischen Staaten aus habsburgisch-österreichischem Geschlechte.

Wir haben früher gesehen (IX, 830 ff.), daß dank der staatsklugen und energischen Haltung des Kardinalregenten Jimenes die Anerkennung des Königs Karl I. von Spanien durchgeführt ward, wie sehr auch gleich anfangs die Anmaßung, Habgier und Überhebung der flamändischen Ratgeber und Günstlinge des jungen unerfahrenen Monarchen Anstoß gaben. Aber kaum war der große Staatsmann kurz nach der Ankunft Karls am gebrochenen Herzen über den Undank seines Monarchen und die erlittene Zurücksetzung aus der Welt gegangen, so trat die Verstimmung schärfer hervor. Die Spanier sahen mit Unmut, daß das Erzbistum Toledo, einer der ersten Bischofssitze der Christenheit, einem zwanzigjährigen Neffen des Herrn von Chièvres, Wilhelm von Croy, übertragen und das Vermögen des Kardinals in Beschlag genommen wurde; daß Karl seinen Bruder, den in Spanien gebornen Infanten Ferdinand, den der verstorbene König so sehr bevorzugt hatte und der um seines munteren Wesens willen im ganzen Lande allgemein beliebt war, sofort seiner ganzen Umgebung beraubte und nach Belgien entsandte; daß die Niederländer im Rat des Königs und in den hohen Staatsämtern die ersten Stellen einnahmen und den eingebornen Edlen vorgezogen wurden; daß der einflußreiche Chièvres um schnöden Gewinnes willen die Vermählung der jungen schönen Infantin Leonore, Karls Schwester, mit dem bejahrten verwachsenen König Emanuel von Portugal in dritter Ehe bewirkte und überhaupt ein förmliches Plünderungssystem in Spanien einrichtete, während seine Gemahlin, im Rauben so geschickt wie ihr Gatte, nicht ruhte, bis ihr sämtliche unlängst aus der Neuen Welt angelangten Perlen zugesprochen und in ihre Heimat gesandt wurden. Dann begleitete sie die junge Königin nach Portugal, um auch dort in derselben Richtung thätig zu sein. Die Hauptsache aber war, daß sich das damalige Spanien in jeder Beziehung auf den Gegensatz zu Frankreich gestellt sah; die Ratgeber Karls aber, Chièvres voran, stammten aus Frankreich und waren an Frankreich gebunden, zum Teil geradezu von Frankreich gewonnen. Allein so fest war durch das katholische Königspaar und den staatsklugen Kardinal die monarchische Autorität begründet worden, daß trotz vielfacher Verstimmung und Unzufriedenheit die Übernahme der Regierung durch Karl im Namen seiner Mutter bis zu deren Genesung nicht ernstlich angefochten ward. Zwar verlangten in der kastilischen Ständeversammlung zu Valladolid viele Stimmen, der König solle vor dem Huldigungsakte die Rechte und Gesetze des Reichs beschwören und sich verpflichten, keine Fremden in den Sitzungen zuzulassen; allein man kam endlich doch überein, daß die beiderseitigen Eide gleichzeitig in der Paulskirche abgelegt würden, und die Cortes unterdrückten auch die Bedenklichkeiten, daß in dem königlichen Eidschwur die Entfernung der Fremden nicht in bestimmten Worten ausgesprochen war. Auch sonst machte der schweigsame, weil der spanischen Sprache noch immer kaum mächtige, und

Der Regierungsantritt des Königs.

8. Nov. 1517.

5. u. 7. Febr. 1518.

kränkliche junge König, an den man nie persönlich herankommen konnte, nicht
16. Febr. eben einen sehr günstigen Eindruck. Die Stände bestürmten ihn zunächst mit nicht weniger als 88 Bitten und Beschwerden, bewilligten aber doch zuletzt 600,000 spanische Dukaten für drei Jahre, eine Summe, wie sie keinem früheren König zugestanden worden war. Auch die aragonischen Cortes in Saragossa und
Mai 1518 u. Febr. bis Dez. 1519. die katalonischen in Barcelona leisteten gegen Zusicherung der alten Rechte und Freiheiten ihrer Länder feierlich Huldigung und Treue und gewährten Hilfsgelder, wenn auch nur nach den langwierigsten Verhandlungen und mit empfindlich geringerer Liberalität. Bald genug vollzog sich ein gänzlicher Umschlag. In
Unzufriedenheit des Volks. Barcelona empfing Karl die Nachricht der Kaiserwahl von Frankfurt. Die
6. Juli 1519. Freude, womit er die Botschaft vernahm, erweckte in den Spaniern die Befürchtung und den Verdacht, daß die Angelegenheiten der Halbinsel dem Monarchen fortan weniger am Herzen liegen würden, als die größeren Aufgaben des römischen Kaisertums, daß das kastilische Königreich als ein Nebenland behandelt, für fremde Zwecke ausgebeutet, dem Ehrgeiz und der Habsucht fremder Günstlinge aufgeopfert werden möchte. Wesentlich von kastilischen Geldern lebte der königliche Hof fast zwei Jahre in Aragonien und Katalonien, während keine der 88 Beschwerden Abhilfe fand und flamändische Günstlinge das Land bis auf Mark und Knochen aussaugten. Das stark ausgeprägte Nationalgefühl der stolzen Spanier regte sich. Eine unruhige, gährende Stimmung trat in verschiedenen Städten zu Tage. Toledo, erbittert, daß der erzbischöfliche Stuhl einem jungen Ausländer übertragen worden, hatte sich schon im vorigen Jahre mit Avila und Segovia zu gemeinsamen Vorstellungen geeinigt; jetzt erschienen toledanische Gesandte in Barcelona mit der Bitte, der König möge das Land nicht verlassen, keine Ausländer anstellen, niemand die Ausfuhr von Gold und Silber gestatten. Karl gab eine höfliche, aber ausweichende Antwort; er wollte keinen dieser Wünsche erfüllen, am wenigsten den letzten. Konnte er doch nicht mit leeren Händen bei seinem ersten Besuche in Deutschland und bei der beabsichtigten Kaiserkrönung in Aachen auftreten! Und wo sollte er die Geldmittel, die schon durch die Auslagen bei der Kaiserwahl so sehr in Anspruch genommen wurden, zu dieser Reise aufbringen, wenn nicht in dem reichen Kastilien? Gerade zu
Febr. 1520. diesem Zweck entbot er jetzt die Cortes nach der heiligen Stadt S. Jago di Compostella; und gerade zu dem Zwecke ließ er sich von Papst Leo X. unter dem Vorwande eines Türkenkriegs den Zehnten von den geistlichen Gütern in Spanien erteilen, eine Maßregel, die unter dem Klerus große Unzufriedenheit hervorrief und viele Glieder des Prälatenstandes der Opposition der Stadtgemeinden zuführte. Schon machen die Spanier finstere Mienen, schreibt ein Zeitgenosse, beißen die Lippen, murren leise, daß sie, die Bezwinger von Königreichen, so mißachtet werden von denen, deren einziger Gott Bacchus und Venus ist.
März 1520. So aufgeregt waren bereits die Gemüter, daß als in Valladolid ein Mann aus dem Handwerkerstand die große Glocke zog, mehrere Tausend bewaffnete Bürger

auf die Straße stürzten mit dem Rufe, man solle den König nicht fortlassen und seine schlimmen Ratgeber totschlagen. Die lautesten Schreier wurden verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Der König aber entrann wie ein Flüchtling aus der Stadt, die er vor drittehalb Jahren unter dem Jubel der Bevölkerung betreten hatte.

Der Mißmut stieg noch höher, als bei Eröffnung der Cortes, deren Be- Abreise des Königs.
rufung nach einer galizischen Stadt ohnedies den Stolz der Kastilier verletzt April 1520.
hatte, der Versammlung die bevorstehende Abreise des Kaisers mitgeteilt und die notwendigen Geldbewilligungen verlangt wurden. Die Abgeordneten von Toledo erhoben so scharfen Widerspruch, daß zwei derselben, Pedro Laso de la Vega und Alfons Suarez, auf Befehl des Kanzlers Mercurino Gattinara, der in Barcelona an die Spitze des Ministeriums getreten war, vom Hof verwiesen wurden. Darüber geriet die Stadt in große Bewegung: vergebens hoffte der König dieselbe niederzuschlagen, indem er die Führer und Häupter der Opposition Fernando Avalos und Juan de Padilla zur Verantwortung an den Hof berief; die Geladenen wurden auf ihr eignes Zuthun von Volkshaufen zurückgehalten und die adligen Anhänger des Königs verjagt. Das Stadtregiment aber ging in die Hände der Kommune (Comunidad) über. Als man in Coruña, wohin die 21. April.
Cortesversammlung von S. Jago mit dem Hof gezogen war, um endlich mit geringer Majorität die geforderte Beisteuer zu bewilligen, diese Vorfälle vernahm, wurde im königlichen Rat erwogen, ob es nicht zweckmäßiger sei, sofort nach Toledo zu eilen und mit Ernst den gesetzwidrigen Auftritten entgegenzutreten; allein man hielt die Störung der Ordnung nicht für so bedeutend, um deshalb die Abreise Karls zu verschieben. Die Spannung, die infolge der Kaiserwahl mit dem französischen Hofe eingetreten, die steigende Aufregung in Deutschland, die Notwendigkeit mit Heinrich VIII. von England, dem Gemahl einer Tante des spanischen Monarchen, beizeiten in freundschaftliche Beziehung zu treten, diese und andre Gründe entschieden für die Reise. Eine Verzögerung konnte den Anschein geben, als lege man der Bewegung in Toledo und einigen andern Kommunen ein zu großes Gewicht bei. So schiffte sich denn Karl, nachdem er seinen Lehrer Hadrian, jetzigen Großinquisitor und Bischof von Tortosa, zum Vizekönig und Oberstatthalter von Kastilien eingesetzt, in Coruña auf der flandri-
schen Flotte im Angesicht der murrenden und mißvergnügten Kastilier ein und 20. Mai 1520.
kam nach einem kurzen Aufenthalt in England glücklich in den Niederlanden an.

3. Aufstände der Comuneros.

Die Abfahrt des Königs gab das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung. Volkserhebungen in Kastilien.
Man zürnte den Cortes, daß sie die Geldforderungen bewilligt, ohne daß die eingereichten Gesuche und Beschwerden Beachtung gefunden; man fühlte sich verletzt, daß ein fremder Prälat von pedantischem Wesen, der spanischen Sitten und

Gesetze wenig kundig, an die Spitze der Verwaltung gestellt und den eingebornen Großen vorgezogen worden; man sah mit Entrüstung das spanische Gold nach den Niederlanden wandern, denn das Beispiel des Herrn von Chièvres wurde von dem ganzen Beamtenschwarm nachgeahmt; Spanien war für alle das reiche Erntefeld zur Befriedigung ihrer Habsucht. Auch die unbarmherzige Strenge, womit die Inquisition und ihre Häscher unter dem glaubenseifrigen Kardinal mit Zustimmung des katholischen Königs ihr düsteres Amt verwalteten, erregte Ärger und Mißstimmung. Die Gährung stieg mit jedem Tage. In Zamora schleifte 29. Mai 1520. man Strohmänner durch die Stadt, welche die Reichstagsabgeordneten darstellen sollten; in Segovia wurde ein Steuerbeamter, als er die frechen Reden eines Volkshaufens rügte, durch die Straßen zu Tode gemartert und nebst einem Dienstgenossen mit den Beinen an den Galgen geknüpft. Aufgeregt durch diese Vorgänge vergriff sich am andern Tage die Menge, voran die Wollarbeiter, an einem Vorsteher der Stadt, Tordesillas, und bereitete ihm dasselbe Schicksal, weil er in Coruña als Abgeordneter dem König die Beisteuer bewilligt. Sein Haus wurde geplündert und angezündet, seine Witwe verjagt, jeder königliche Juni. Beamte abgesetzt. Auch in Madrid, in Burgos, in Siguenza brachen Unruhen aus, begleitet von blutigen Gewaltthaten. Überall bemächtigte sich die Comunidat, d. h. die Handwerker und Krämer, des Regiments, welches bisher von den Adligen und den großen Kaufleuten geführt worden war. Selbst in Aragonien gab sich eine Gährung kund; doch waren hier die konservativen Elemente und die freiere und festere Verfassung mächtig genug, die revolutionären Zuckungen niederzuhalten.

Die Vorgänge in Valenzia. Gleichzeitig war eine noch drohendere Bewegung im „Königreich" Valenzia ausgebrochen, dessen Hauptstadt von jeher zu unruhigen und tumultuarischen Auftritten am meisten Neigung gezeigt. Hier hatte sich mit Einwilligung des Königs Ferdinand eine Landwehr aus bürgerlichen Elementen gebildet, zunächst als Schutzmannschaft gegen feindliche Überfälle durch Mauren und Piraten, zugleich aber auch als Gegenmacht gegen den bevorrechteten Adel, der das Waffenrecht für sich allein in Anspruch nahm, alle Ämter und Ehren in Händen hatte und die Gemeinen mit Härte und Übermut behandelte. Der langjährige erbitterte Kampf gegen die Moslems, der gerade in dieser vorgeschobenen Landschaft am längsten und hartnäckigsten andauerte, hatte den aus allen Ländern daselbst angesiedelten Waffenadel mehr als anderwärts verwildert und mit rohem Stolz und Übermut erfüllt. Mit Verachtung blickte er auf die städtische und ländliche Bevölkerung, die zum Teil von maurischer Abstammung war, und gab diese Gesinnung auch in seinen Handlungen und in seinem Betragen kund. Sein Einfluß war mächtig genug, solange Ferdinand regierte, die bürgerliche Landwehr niederzuhalten, obwohl diese sich bereit erklärte, nur Adlige als Hauptleute und Anführer zu wählen. Auch das städtische und zünftige Genossenschaftswesen wurde in der Entwickelung gehemmt, die Handwerker der gewerbthätigen Handels- und Seestadt fast wie Leibeigne behandelt. Nun geschah es, daß der Herrenstand auch mit der neuen Regierung in Hader geriet. Trotzig verweigerten die Cortes die Huldigung und Beisteuer, bevor der König verfassungsmäßig persönlich in der Hauptstadt die alten Rechte und Freiheiten beschworen. Karl aber trug zuerst Bedenken, die von der Pest schwer

heimgesuchte Stadt zu betreten; nachher fehlte ihm wegen der nötigen Reise nach Deutschland die Zeit dazu. Ein Bevollmächtigter sollte seine Stelle einnehmen; dem widersetzten sich aber die Stände. Die Mitglieder der Cortes, schreibt Martyr an Gattinara, würden sich eher die Augen ausstechen lassen, als dem König in seiner Abwesenheit huldigen und einen Pfennig bewilligen. Die Einwohnerschaft von Valenzia war in großer Aufregung; zu der Krankheit hatte sich noch Hungersnot gesellt infolge der Stockung von Handel und Gewerbe; Volksaufläufe und tumultuarische Auftritte gaben Zeugnis von der inneren Gährung. Da trat Juan Lorenzo, ein verständiger, redlicher Wollkämmer, von populärer Beredsamkeit auf und sprach zu seinen versammelten Freunden: „Sollen die Einwohner einer so herrlichen Stadt wie Valenzia länger in Sklaverei bleiben? Schnell bereichern sich die Beamten, während die Bürger darben; nirgends wird unparteiische Rechtspflege geübt; alle Rechte besitzt der Adel, alle Pflichten und Lasten werden uns aufgelegt.“ Er machte den Vorschlag, man solle die alten Brüderschaften oder Germanias zu je hundert Mann auf ein Fähnlein wieder ins Leben rufen, gleiches Recht für alle Stände einführen und den König durch eine Abordnung der Zünfte um Bestätigung angehen. Der Vorschlag fand Beifall. Eine Gesandtschaft erschien in Barcelona und erhielt auf den Rat des leichtfertigen Chièvres und auf Betreiben Hadrians von dem über den unfügsamen Adel erzürnten Monarchen eine zusagende Antwort. Mit Jubel wurden die zurückkehrenden Boten in Valenzia empfangen, und sofort bildete man aus den Zünften Wehrmannschaften mit Hauptleuten und Fahnen, die sich an Sonn- und Feiertagen in den Waffen übten und bald durch ihre Haltung zeigten, daß sie sich fürder die Tyrannei der Herren nicht mehr würden gefallen lassen. Als gleichberechtigter Stand traten die Gemeinen der stolzen Ritterschaft gegenüber. Darüber führten die Edelleute Klage. Da man aber dem Kardinal, den der König zur Verständigung absandte, Eid und Huldigung versagte und auf Karls persönlicher Anwesenheit bestand, so wurden ihre Beschwerden zurückgewiesen und die Brüderschaften aufs neue bestätigt. Aus Verdruß über das wachsende Selbstvertrauen der Gemeinen, die den Herren öfters mit Übermacht entgegentraten, bei manchen Gelegenheiten wohl auch sich für die früher erlittenen Kränkungen und Verletzungen rächten, verließen viele Barone und Prälaten die Stadt und zogen sich auf ihre Güter, mit Unwillen und Übermut jede Verständigung von der Hand weisend und den Hof um die Auflösung der Brüderschaften und die Herstellung ihrer früheren Gerechtsame bestürmend. Der Hof nahm seither eine durchaus schwankende Stellung ein und versagte heute der Germania, was er ihr gestern gewährt hatte, um es ihr morgen abermals zuzugestehen. Dadurch mehrte die Regierung selbst die Ausschreitungen und stärkte die demokratischen Elemente. Die Zwietracht der Parteien und die Unzufriedenheit der Gemeinen nahm zu, als Diego von Mendoza, Graf von Melito, den Karl vor seiner Abreise zum Gouverneur und Vizekönig von Valenzia ernannt, bei seinem Einzug deutlich zu erkennen gab, daß er mehr die Sache seiner Standesgenossen, der Ritter und Prälaten, zu vertreten als eine billige Ausgleichung zu bewirken gesonnen sei. Er verlangte, daß die Germania aufgelöst und wie ehedem die Geschwornen, denen die Verwaltung und das Richteramt in der Stadt zukam, so auch die Wehrmannschaften, ausschließlich aus dem Herrenstande gewählt werden sollten. Das von den Demokraten absichtlich ausgestreute Gerücht, einer der lautesten Straßendemagogen, Sorolla, sei verhaftet und zur Folterung abgeführt worden, hatte einen Volksauflauf gegen den Palast des Vizekönigs und Straßentumulte zur Folge, die vorübergehend durch das persönliche Erscheinen des angeblich Gefangenen gestillt, zwei Tage nachher, aus Anlaß eines gerichtlichen Verhörs, mit erneuerter Heftigkeit sich wiederholten und zu einem so wilden Aufruhr sich steigerten, daß der Vizekönig und

[Randnotizen: 24. Aug. 1519. — Mai 1520. — Juni.]

viele Adlige und Vornehme aus der Stadt flohen und Plünderung und Frevelthaten von der zuchtlosen Volksmenge verübt wurden. Vergebens suchte der redliche Lorenzo solchem Unfug zu wehren: geschmäht und verhöhnt kehrte er in seine Wohnung zurück, wo er vor Kummer und Schmerz vom Schlag gerührt zur Erde niedersank und seinen Geist aufgab. Granden wie Ritter und Prälaten, heißt es bei Baumgarten, hatten in ihrer tiefen Unzufriedenheit den Grund geschaffen, aus welchem diese Begebenheiten erwuchsen. Und als die Anarchie hereinbrach, thaten sie mit wenigen Ausnahmen nichts, um sie zu hemmen.

Aufstände in Valenzia und Majorca. Von Valenzia verbreitete sich der Aufruhr rasch auch über die andern Städte und erzeugte ähnliche Auftritte. Die unteren Volksklassen, fortgerissen von zungenfertigen Demagogen, wie Sorolla und Vinzenz Periz, oder von kühnen Straßenkämpfern, wie Johann Caro dem Zuckerbäcker, bemächtigten sich des Regiments, stellten dreizehn Vorsteher auf und begründeten eine Herrschaft des Schreckens und der Pöbeltyrannei, besonders seitdem der schlaue und gewandte Abenteurer Johann von Bilbao, Sohn eines kastilischen Juden, der den vornehmen Namen Don Enriquez Manrique de Ribera annahm und sich für einen Enkel der katholischen Könige ausgab, zuerst in Xativa, dann in Valenzia selbst bei dem Volk zu großem Ansehen gelangte und mit allen Mitteln der Täuschung, des Betrugs, des Aberglaubens die Gemüter an sich zu fesseln verstand. An der Spitze der Dreizehn, die den Befehlen der Demokratenhäupter willenlos folgten, übte der geheimnisvolle Mann in Verbindung mit Sorolla und andern Gesinnungsgenossen in allen Orten des Königreichs eine diktatorische Gewalt über das untere Volk und die Gemeindeleute. Alle Versuche des Statthalters, Valenzia zum Gehorsam zurückzuführen, waren fruchtlos. Nur Morella, durch Mauern, Türme und Berge geschützt, hielt sich von den Brüderschaften fern. Eher würden sie Weib und Kind töten, erklärten die Einwohner, als die Treue gegen König und Gesetz brechen. Bald trat auch die Insel Majorca in die Bewegung ein und ließ sich durch den Tuchmacher Juan Crespino zu dem Ruf nach Freiheit und Gleichheit und zur Verfolgung des Adels und der gesetzmäßigen Obrigkeiten fortreißen.

Junta von Avila. Juan Padilla. Sowohl in Valenzia als in Kastilien gingen die Exzesse von den unteren Volksklassen aus; diese übten aber einen solchen Terrorismus, daß die andern Bürger sich nicht zu widersetzen wagten. Alles wurde von nationalem Schwindel und von unklaren Freiheitsideen fortgerissen. Der Widerstand wurde zur gemeinsamen Angelegenheit aller Kommunen, die städtischen Waffen boten die Mittel zur Abwehr und Verteidigung. Als der Alkalde Ronquillo, ein wenig befähigter und wenig geachteter Mann, im Auftrage des Statthalters und Rats mit einer kleinen Mannschaft in Segovia einziehen und eine gerichtliche Untersuchung vornehmen wollte, wurde er zurückgeschlagen. Denn bereits hatten mehrere kastilische Städte unter der Leitung von Toledo, wo zuerst die Fahne 29. Juli 1520. des Aufruhrs erhoben worden, in Avila eine Junta zu gemeinsamem Widerstand gebildet und eine Wehrmannschaft aufgerichtet. Bei den Beratungen führte

jener Abgeordnete Don Pedro Laso de la Vega, der aus der Cortesversammlung von San Jago verwiesen worden war, den Vorsitz, aber das Haupt der Bewegungspartei war Don Juan de Padilla von Toledo, Sohn des Großseneschalls von Kastilien, ein lebhafter, erregbarer und von unklarem Freiheitsenthusiasmus erfüllter Mann von sechsunddreißig Jahren, auf den seine schöne Gemahlin Maria Pacheco, geborne Gräfin von Tendilla, eine Frau von kühnem Mut, von schwärmerischem Freiheitssinn und von höherer geistiger Begabung als der Gatte, den größten Einfluß übte. Vaterlandsliebe und Ehrgeiz vereinigten sich in ihrem Busen, erzeugten den heißen Wunsch, das Reich von der Herrschaft der verhaßten Fremdlinge zu befreien und weckten zugleich die stolze Hoffnung, bei einer Neugestaltung der Dinge eine hervorragende Machtstellung zu gewinnen. Mehr von Phantasie und antikem Freiheitsgefühl als von politischem Verstand beseelt, betraten sie und einige gleichgesinnte Anhänger einen Weg, der notwendig zum Abgrund führen mußte. Für Freiheitshelden im Geiste des Altertums war die Zeit, war das spanische Volk, waren die politischen Verhältnisse und Staatsordnungen nicht angethan.

Der demokratische ja plebejische Charakter der ganzen Bewegung hatte zur Folge, daß sich nicht nur, mit geringen Ausnahmen, der Adel und die Beamtenwelt fern hielt, sondern auch die höhere Bürgerschaft. Die unteren Volksschichten, in der Tiefe ihres leidenschaftlichen Hasses aufgeregt, strebten nach oben; wer zu dem Äußersten Rat und Anleitung gab, kam leicht empor; Mäßigung und Friedensliebe wurden verachtet. Der alte Ernst und Gehorsam schienen wie gebrochen; man redete Böses vom König, verfluchte seine flamändischen Diener, rottete sich in größeren und kleineren Gesellschaften zusammen, deren Redner die Genossenschaft unaufhörlich bearbeiteten und erhitzten. Nach und nach wurden alle kastilischen Städte von dem aufrührerischen Geist ergriffen; überall entstanden Vereine, die mit Toledo und Segovia Verbindungen unterhielten. Die schwankende und unsichere Haltung des Statthalters und der Zwiespalt der Meinungen unter den Räten über die zu ergreifenden Maßregeln erhöhten den Mut der Comuneros und nährten den Geist des Widerstandes und die Neigung zu tumultuarischen Auftritten. In Paris und Rom verkündete man schadenfroh, Spanien sei für König Karl verloren. Ausbreitung und Charakter der Bewegung.

Als der kastilische Feldhauptmann Antonio de Fonseca aus der Stadt Medina del Campo schweres Geschütz herausziehen wollte, um das aufrührerische Segovia zu belagern, widersetzte sich die Bürgerschaft der Abführung; da ließ der Befehlshaber, um sie zu schrecken, einige Feuerkugeln abschießen; diese trafen so unglücklich, daß die ganze Stadt in Brand geriet und gegen neunhundert Häuser nebst den zur bevorstehenden Messe aufgehäuften Warenlagern ein Raub der Flammen wurden. Eine furchtbare Wut erfaßte jetzt die Gemüter. Vergebens bezeugte der Statthalter Schmerz und Teilnahme über das von ihm nicht beabsichtigte Strafgericht und löste die Kriegsmannschaft auf; vergebens suchten Ronquillo und Fonseca durch die Flucht nach Portugal und von da nach Flandern die Aufregung und den Haß des Volks abzulenken; in Medina wurden alle Freunde der Regierung verfolgt, mißhandelt, gemordet, der 12. Aug. 1520.

Stadtvogt von einem Wollspinner niedergeschlagen und sein Leichnam zum Fenster hinabgestürzt. Auch in Valladolid sank jetzt die königliche Autorität zu Boden.

Nach und nach traten alle kastilischen Kommunen der heiligen Junta von Avila bei, dem Bunde zu Schutz und Trutz für die Beschirmung ihrer Rechte und Freiheiten. Man solle die Regentschaft auflösen, lauteten ihre Forderungen alle Fremden von Staats- und Kirchenämtern entfernen, den Adel und die Geistlichkeit zur Besteuerung beiziehen, alle drei Jahre regelmäßig Cortes feiern und den Abgeordneten Freiheit der Rede und der Person zusichern. Auch bei der Geistlichkeit zählte die Junta manche Anhänger. Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, früher Gesandter in Frankreich und Navarra, ein Mann von fünfundsechzig Jahren, aber voll Jugendkraft und Feuer, kriegerisch, tapfer und ein gewandter Reiter, führte vierhundert bewaffnete Priester und Laien ins Feld und nahm persönlich an den Gefechten teil.

Die Comuneros in Tordesillas u. die Königin Johanna.

Mit der Zeit kam mehr Plan und Überlegung in die Unternehmungen. Die Abgeordneten der Kommunen verlegten ihren Sitz nach Todesillas und traten mit der dort lebenden Königin Johanna in Verbindung. Sie entfernten den Marquis von Denia von seinem Wächteramte, entließen die Kammerfrauen, welche ihre Gebieterin bisher von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, und erklärten, daß die Infantin mit Unrecht für geisteskrank ausgegeben worden, daß sie regierungsfähig sei und ihr daher nach Recht und Gesetz die Krone gebühre. (Sept. 1520.) Einige Abgeordnete hatten eine Unterredung mit ihr im Schlosse, und alles, was von derselben in die Öffentlichkeit drang, schien die Aussage zu bestätigen, daß Johanna bei vollem Bewußtsein sei. Freilich war sie nicht zu einer einzigen Unterschrift zu bewegen, und diesem Umstand hat Karl vielleicht die Fortdauer seiner Herrschaft in Spanien zu verdanken. Der Name seiner Mutter gab den Vertretern der Junta wenigstens keine ostensible gesetzmäßige Autorität. Indessen ging man jetzt vor, als ob letztere zu erreichen gewesen wäre. Padilla, zum Oberfeldherrn ernannt und mit diktatorischer Macht ausgerüstet, untersagte der Regentschaft alle ferneren Regierungshandlungen, lud den Kardinal vor den Bundesrat zur Rechenschaft und stellte ihn, als er der Ladung nicht Folge leistete, in Valladolid unter Aufsicht. Hadrian entkam jedoch durch nächtliche Flucht (15. Okt. 1520.) nach Medina de Rio secco, wo er die verjagten Räte wieder um sich sammelte, und im Namen des abwesenden Monarchen beruhigende Proklamationen erließ. Kein Ausländer sollte ferner ein Amt oder eine Pfründe erlangen, die Besteuerung auf dem Fuß erhalten werden, wie unter Ferdinand u. s. w. Überdies hatte Karl ihm schon selbst den Connetable Don Inigo Fernandez de Velasco und den Admiral Don Fedrique Enriquez, Herzog von Medina, zwei verständige und angesehene Edelleute zur Seite gestellt und damit der Entrüstung über das Regiment eines Ausländers einigen Boden entzogen. Der Strom der revolutionären Volkserhebung war jedoch schon zu mächtig angeschwollen. Die Junta der Kommunen hatte bereits ihre Abgeordneten gewählt, welche in

Tordesillas zu einem Reichstag zusammentraten, dem Kaiser in einem aus- Okt. 1520.
führlichen Schreiben, „Kapitel des Reichs" genannt, ihre Wünsche und Beschwerden vortrugen und zugleich in Beratung gingen über die künftige Gesetzgebung und Staatseinrichtung. Es liegt in der Natur aller populären Ausschreitungen, daß man den momentanen Sieg auszunutzen sucht, ehe der Feind überwunden ist; daß man Verfügungen trifft, Verordnungen erläßt, Gesetze diskutiert, als ob man bereits im sicheren Besitze der Staatsgewalt wäre. So ging es auch diesmal. Die Vertreter der Kommunen trafen Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Befugnisse, die Pflichten und Rechte der Cortes, über Besteuerung, gegen die Ausfuhr von Geld und inländischen Erzeugnissen in das Ausland, über Rechtspflege und Verwaltung, gegen fremde Beamten, gegen kirchliche Mißbräuche, gegen Veräußerung von Krongut, gegen Verleihung von Adelsrechten und Anwartschaften, die seit dem Tode der Isabella verliehen worden.

Während aber die Comuneros Beschlüsse faßten, die den ganzen bestehen- Widerstand des Adels.
den Staatsorganismus zu verändern und den Herrenstand aus seinen ererbten Rechten und Privilegien zu verdrängen drohten, während das Volk jubelnd das goldene Zeitalter begrüßte, das durch die Kraft und Weisheit der Junta nunmehr in Spanien anbrechen würde, vereinigten sich die Edelleute, die ihre privilegierte Stellung gefährdet sahen, die Beamten und alle königlich Gesinnten zu energischen Gegenmaßregeln. Sie hatten erkannt, wohin die Absichten der Gemeinen zielten, daß man ihre Vorrechte verkürzen die königlichen Gnaden und Güter, die sie von der Krone besaßen, zurückfordern wolle; diesem Vorhaben widersetzten sie sich aus allen Kräften. Es gelang dem Connetable Velasco, einem schönen, ehrwürdigen Greis voll Feuer und Leben, die Hauptstadt Altkastiliens, Burgos, welche mit den Vertretern der neukastilischen Hauptstadt Toledo entzweit war, durch Beweise von Vertrauen, durch freundliche Worte und Versprechungen von der allgemeinen Junta abwendig zu machen und dadurch den ersten Keil in den heiligen Bund zu treiben. Für einen zweiten sorgte Nov. 1520.
die Junta selbst, indem sie sich über der Frage spaltete, ob im Namen der anwesenden Königin oder des abwesenden Königs zu regieren sei. Diese Stimmung wußte der Adel zu seinem Vorteil zu benutzen. Er verständigte sich mit der Regentschaft, er verstärkte das königliche Heer, an dessen Spitze Pedro de Velasco, Graf von Haro, der Sohn des Connetable, trat. Abgesandte des Adels und der Regierung warnten die Königin vor den Plänen der Comuneros: man wolle ihren Namen mißbrauchen, um die gesetzmäßigen Autoritäten zu untergraben, um die legale Ordnung umzustürzen. Vergebens flehten die Bevollmächtigten der Junta auf den Knieen, Johanna möge den ihr überreichten Aufruf an das Volk unterzeichnen und ihr Herrscherrecht an sich nehmen; die durch die vorfallenden Unordnungen und Frevelthaten noch mehr eingeschüchterte Fürstin erklärte: „Die Großen und der Adel sind meine loyalen Diener" und wies die Zudringlichen zurück. Damit war der Junta ihr mächtigster Hebel aus den

Händen gewunden. Ihre Vorstellungen und Proklamationen verloren ihre Wirkung, die Gesandtschaft, welche die „Kapitel des Reichs" dem König überbringen sollte, wurde nicht vorgelassen. Zwietracht und Hader zwischen Burgos und Toledo, zwischen Radikalen und Gemäßigten brachen und lähmten die innere Kraft; der Oberbefehlshaber Juan de Padilla, der aufrichtigste und redlichste Kämpe für nationale Freiheit, wurde aus dem Kommando verdrängt und räumte den Platz dem Don Pedro Giron, einem Edelmann von zweideutigem Charakter, der aus Ehrgeiz und selbstsüchtigen Motiven sich der demokratischen

Tordesillas erstürmt.

Bewegung angeschlossen hatte. Immer mehr sank nun die Wagschale der Verbündeten, so daß das königliche Heer einen Angriff auf Tordesillas, das Hauptlager der Junta wagte. Und wie beträchtlich auch die Truppenzahl war, welche das Bollwerk ihres Bundes zu verteidigen entschlossen war, der unfähige Feldherr vermochte die Stadt nicht zu behaupten. Trotz der tapfersten Gegenwehr von Seiten der Comuneros erstürmten die Edelleute und das königliche Heer in der Nacht Tordesillas. (5. Dez. 1520.) Johanna empfing die Granden und Würdenträger des Reichs mit Freuden in ihrem Palaste. Unter ihnen war auch der Marquis von Denia, der nun wieder sein altes Wächteramt übernahm. Hierdurch verlor die Junta Vorwände und Ansehen, Don Pedro Giron aber alles Vertrauen. Viele nannten ihn Verräter und er entfernte sich von dem Heere, sei es im Gefühle seiner Schuld, oder des Aufruhrs überdrüssig.

Der Tag von Villalar. Padillas Ausgang.

Nun wurde der Oberbefehl über die Truppen der Junta von neuem dem ritterlichen Padilla übertragen, welcher seine Residenz in Valladolid aufschlug. Dort wurde er empfangen, „als wenn Gott vom Himmel käme". Neben ihm waren besonders der mächtige Graf von Salvatierra und der kühne Bischof von Zamora, Antonio de Alcuña, für die Sache der Comuneros thätig. Aber gleichzeitig hatten sich in Andalusien auf Betreiben der Mutter und der Gemahlin des kranken Herzogs von Medina Sidonia die Städte Sevilla, Cordova, Granada, Jeres, Cadiz u. a. zu einem bewaffneten Gegenbund für Erhaltung des Friedens, der bestehenden Obrigkeiten und der königlichen Autorität geeinigt. Auch in Kastilien wäre es wohl der vermittelnden Thätigkeit des Königs von Portugal und mehrerer wohlgesinnten und vaterlandsliebenden Männer gelungen, die Führer der Junta zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bringen, wenn nur der Kaiser zu irgend einem Schritt des Entgegenkommens zu bewegen gewesen wäre. Diesem aber schienen in Worms die spanischen Verhältnisse ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden. Kaum gab er dem Kardinalregenten Antwort auf dessen immer dringlicher werdende Mahnungen zu baldiger Rückkehr. Einstweilen hatte Padilla aus der Feste Torre de Lobaton unweit Tordesillas, deren er sich bemächtigt, die Hand zu einem Waffenstillstand geboten. (20. Febr. 1521.) Aber Maria Pacheco, seine Gattin, die eigentliche Seele des Bundes, wirkte von Toledo aus jeder Verständigung entgegen. Der Einfluß der bedeutenden, von Ruhm- und Ehrliebe glühenden Frau auf ihren Gemahl und auf die übrigen Führer des

Bundes war so gewaltig, daß man ihr geheime Zauberkünste zutraute. Von ihr angeregt erlangten die Häupter der Aktionspartei mehr und mehr die Oberhand über die Gemäßigten und Versöhnlichen: nur durch siegreichen Kampf, hieß es, könne für die Kommunen eine gerechte und würdige Teilnahme am öffentlichen Leben, unparteiisches Gericht und eine gleichmäßige Besteuerung, für die spanische Nation Befreiung von der unwürdigen Fremdherrschaft errungen werden. So rüsteten sich beide Teile zum Entscheidungskampf. Der Waffenstillstand, ohnedies wenig beobachtet, wurde auf feierliche Weise in Valladolid gekündigt; dabei 27. März 1521.
wurden die Großbeamten geächtet, die Gegner der Kommunen für Volksverräter erklärt. Nun war keine friedliche Ausgleichung mehr möglich. Die königlich Gesinnten hatten ihre Reihen verstärkt und drangen bereits von allen Seiten nach Torre de Lobaton, dem Sammelplatz der Aufständischen, wo der Oberfeldherr Padilla sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Zahl nach waren die Comuneros im Übergewicht und auch an Kriegsmut gebrach es dem Heere keineswegs; aber die Gegner hatten den Vorteil der besseren Führung, der geübteren Kriegs- und Waffenkunst und der Überlegenheit an Reiterei. Als Padilla seine gefährdete Lage erkannte, beschloß er nach dem festen Toro zu ziehen und sich dort bis zur Ankunft neuer Mannschaften zu verschanzen. Aber kaum war das Kriegsvolk unter herabströmendem Regen in die Gegend von 23. April 1521.
Villalar gelangt, wo der aufgeweichte Boden das Weiterziehen fast unmöglich machte, so wurde die Nachhut von der heransprengenden Reiterei angegriffen. Bald wurden auch die Übrigen in den Kampf verwickelt. „S. Jago und Freiheit!“ lautete der Schlachtruf auf der einen Seite; „Heilige Maria und Karl“ auf der anderen. Eine Zeitlang ward in beiden Heerlagern tapfer gestritten. Aber es währte nicht lange, so neigte sich die Schlacht gegen die durch das ungünstige Terrain vielfach gehinderten Insurgenten. Die Glieder lösten sich und die Flucht wurde allgemein. Juan de Padilla hielt mannhaft Stand; er kämpfte ritterlich, bis er verwundet zu Boden stürzte und sich ergeben mußte. Etwa tausend Gemeine und mehrere Hauptleute gerieten gleichfalls in Gefangenschaft; gegen achthundert lagen tot oder verwundet auf der Walstatt, während die Edelleute fast keine Einbuße zu beklagen hatten. Um so unwürdiger war die Rachgier und Härte, mit der sie die Überwundenen behandelten. Als der gelöste Helm den Feldherrn Padilla kenntlich machte, sprang ein Ritter, Don Juan de Ulloa, herbei und schlug ihn ins Angesicht. Auch zögerte man nicht lange mit der Bestrafung der Gefangenen. Nachdem einige Hofrichter (Alkalden) nach kurzem Verhör sie für Unruhstifter, Empörer und Verräter erklärt, wurden sie zum Tode verurteilt. „Du lügst,“ schrie Juan Bravo, der Hauptmann der Segovier, dem das Schriftstück verlesenden Beamten zu: „wir waren Verteidiger der Rechte und Freiheiten des Reichs.“ Padilla, im letzten Augenblick ganz von dem Gedanken an sein Weib, seine Vaterstadt und sein Seelenheil erfüllt, benahm sich ruhiger und gefaßter. „Gestern war es Zeit, zu kämpfen wie ein

Ritter," sagte er, „heut' zu sterben wie ein Christ." Er nahm in einem zärtlichen Briefe Abschied von seiner Gattin, richtete ein Schreiben voll patriotischen Hochgefühls an seine Vaterstadt Toledo, worin er die stolze Versicherung gab, daß er als kein unwürdiger Sohn der ruhmreichsten Stadt, der Krone Kastiliens, für die Freiheit sterbe, und die Hoffnung aussprach, es werde dereinst ein Rächer aus ihrer Mitte hervorgehen, und bestieg dann, nachdem er gebeichtet, das Blutgerüst. „Seid ihr hier, guter Ritter," sprach er scherzend zu dem in seinem Blute
24. April 1521. daliegenden Juan Bravo und empfing mit großer Standhaftigkeit den Todesstreich. Auch Franz Maldonado, der Hauptmann von Salamanca, starb mit großer Unerschrockenheit. Ihre Köpfe wurden an dem Baum befestigt, unter welchem das blutige Totengerüst errichtet war.

4. Unterdrückung der Aufstände und Erhöhung der Königsmacht.

27. April. Einige Tage nach dem Treffen bei Villalar zogen die Vizekönige mit kriegerischem Gepränge in Valladolid ein. Sie fanden keine Feinde mehr vor. So entmutigend wirkte die Kunde von dem Ausgang der Schlacht, daß sich die Junta rasch auflöste und die bewaffneten Haufen sich verliefen. Der Triumph war so leicht und so vollständig errungen, daß die königlich Gesinnten keine Veranlassung hatten, durch Rachethaten das Andenken an das unglückliche Jahr des Aufstandes in den Comuneros wach zu halten und die Herstellung der gewohnten Ordnung zu erschweren. Nachdem man einige der Schuldigsten der Strafgerechtigkeit überantwortet, bedeckte man das Geschehene mit dem Schleier der Vergessenheit und Vergebung und führte dadurch in den meisten Städten Friede und Ruhe in die Gemüter zurück. Nur Toledo war durch die Hinrich-
Die Gräfin Padilla in Toledo. tung Padillas zu tief ins Herz getroffen, als daß die Gemeinde, wo die Freiheitsbewegung ihren Ausgang genommen, in deren Mitte Padillas heldenmütige und hochsinnige Witwe Maria Pacheco weilte und mit beredten Worten die Gemüter des Volks entflammte, nicht einen letzten energischen Widerstand hätte wagen sollen. Es hätte auf den Namen der altberühmten Stadt einen zu dunkeln Flecken geworfen, wenn nicht die Bürgerschaft eingetreten wäre für den Edelmann, der sich von Vater und Bruder losgesagt, um für die Freiheiten der Kommune einzustehen mit seiner Kraft und seinem Leben, der bei seinem Tode die Vaterstadt und die Gattin zu Erben seines Strebens, Leidens und Sterbens eingesetzt hatte. Und so gelang es denn der Gräfin und ihren Anhängern, sechs Monate lang die Toledaner unter den Waffen zu halten. Man sah die Witwe in tiefster Trauer vor den Altären knieen, um den Beistand des Himmels anzuflehen, dann wieder die Reihen der Männer durchwandern, um sie zum Kampfe anzufeuern, und in den Hospitälern unermüdlich beschäftigt, die Kranken und Verwundeten zu pflegen. Allein die Geistlichkeit wirkte ihr entgegen: sie hatte Hand an das Kirchenvermögen gelegt, um Mittel zur Verteidigung zu schaffen; auch

machte die Aussicht auf einen eingebornen Kirchenfürsten an der Stelle des im Januar 1521 verstorbenen Wilhelm de Croy die Gemüter ruhiger. Aber als sich der Widerstand in der Stadt schon zu legen begann, hielt sich die Gräfin mit einem Haufen Getreuer noch standhaft in der festen Burg. Mehr und mehr erlangten jedoch die Feinde das Übergewicht: die Geistlichen streuten aus, die Gattin Padillas sei eine Zauberin und habe sich durch eine maurische Wahrsagerin mit der thörichten Hoffnung erfüllen lassen, sie würde dereinst mit ihrem Manne den Königsthron besteigen. Nur mit der größten Anstrengung und hedenmütigsten Tapferkeit gelang es ihr, die wankelmütige Volksmasse, die der Bischof von Leon wider sie aufgereizt, von der Burg zurückzuschlagen. Endlich waren ihre Widerstandskräfte erschöpft. Da schlich sie sich als Bäuerin verkleidet und Febr. 1522. Hühner im Korbe tragend durch die Wachen und entkam unter mannigfachen Gefahren und Abenteuern mit ihrem Sohne nach Portugal. Ihr Haus in Toledo wurde niedergerissen und auf der öden Stätte eine Schandsäule mit einer entehrenden Inschrift errichtet. Noch neun Jahre verlebte „die tapfere Frau" in dem Nachbarlande in Kummer und Elend, aber ungebeugten Sinnes, ihr Dasein von fremder Unterstützung kümmerlich fristend. Nicht einmal ihr letzter Wunsch, daß ihre Gebeine in heimischer Erde neben dem Grabe ihres Gatten eine Ruhestätte erlangen möchten, fand Gewährung. Die von Adel und Geistlichkeit geschmähte Zauberin sollte nicht den heiligen Boden Spaniens entweihen, den sie doch so sehr geliebt. Der kriegerische Bischof von Zamora wurde auf der Flucht nach Frankreich ergriffen und in Simancas unter Schloß und Riegel gesetzt. Nach einiger Zeit erschlug er einen Wächter, um sich zu befreien, wurde aber ergriffen und zum Tode verurteilt (1526).

Dem Sieg des Adels und der königlich Gesinnten in Kastilien folgte die Valenzia und Majorca. Unterdrückung des Aufstandes in Valenzia und Majorca auf dem Fuße. In diesem aufgeregten und beweglichen See- und Insellande hatten die Unruhen einen gewaltthätigeren Charakter angenommen. Unter der Leitung von Sorolla, Periz und dem Betrüger Juan de Bilbao hatten die unteren Volksklassen in Valenzia und Xativa die Oberhand gewonnen, den Statthalter und alle königlichen Beamten verjagt, die Steuerregister vernichtet und wiederholt im Felde den Kriegshaufen der Ritterschaft widerstanden. Auch in Majorca wurde jede obrigkeitliche Autorität niedergeworfen und das Regiment in die Hände von Crespino und einigen andern Volksführern gelegt. Die Bande der gesellschaftlichen Ordnung lösten sich auf; die heißblütige Bevölkerung, von Leidenschaft, Not und Übermut vorwärts gedrängt, rächte sich an dem Adel für die Unterdrückung und Zurücksetzung früherer Jahre; selbst die gutshörigen Unterthanen der Herren, großenteils von maurischer Abkunft, litten unter der Geißel blutiger Verfolgung. Die dreizehn Vorsteher der verbrüderten Wehrgenossenschaften vermochten der vorstürmenden revolutionären Menge keinen Halt zu gebieten; der wild aufbrausende Strom tobte mit verheerender Gewalt über Stadt und Land.

Kampf, Mord und Verwüstung lagerte sich über die unglückliche Gegend. Beide Parteien, der demokratische Volkshaufen, von kommunistischer Begehrlichkeit erfüllt und der Herrenstand, für seine Güter und Privilegien besorgt, stritten mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit derselben Wut und Rachsucht. Über zwei Jahre raste der zerstörende Bürger- und Bauernkrieg in Valenzia. Der Sieg, den Ritter
17. Juli 1521. und Königliche bei Murviedro, dem alten Sagunt, über den zuchtlosen Feind davontrugen, blieb auf die Hauptstadt ohne Wirkung. Erst als sich die gleichfalls in Besitz und Habe bedrohte gemäßigtere Bürgerschaft mit dem Adel und den Beamten wider die Zerstörer der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung vereinigte, gelang es allmählich, der populären Bewegung Meister zu werden. Periz, der gleich einem Diktator im königlichen Palast zu Valenzia seine Macht-
3. März 1522. gebote ergehen ließ, wurde in einem Straßenkampf erschlagen und mit acht Hauptleuten des Volksheeres an den Galgen geknüpft. Bald erfüllte sich auch das Schicksal des Demagogen von Xativa. Als der „Verhüllte“ im Begriff stand, mit einer Schar Verschworner in die Hauptstadt einzudringen und das erlöschende Feuer des Aufruhrs aufs neue zu entflammen, wurde er verraten und mit mehreren seiner Genossen dem Henker übergeben. Noch immer hielten jedoch bewaffnete Volkshaufen in einzelnen Orten die Fahne der Empörung aufrecht. Aber nach der Niederlage bei Belluz war die Kraft der Gemeinen gebrochen.
Sept. 1522. Xativa wurde nach hartnäckiger Verteidigung erstürmt, worauf Sorolla und drei seiner heftigsten Gefährten der Strafgerechtigkeit anheimfielen. Sie wurden zum Richtplatz geschleift, gehängt und gevierteilt. Auch auf Majorca siegten die Gemäßigten über die zuchtlose Masse der Verwüster und Terroristen. Der Hauptführer Crespin wurde ins Gefängnis geworfen und hingerichtet, worauf die nach Ruhe und Ordnung sich sehnenden Bürger den vertriebenen Statthalter
7. März 1523. Gurrea von Iviza zurückriefen und die königliche Autorität wieder aufrichteten.

Karl V. in Spanien. Als die Bewohner von Valenzia und Majorca erschöpft zum Gehorsam
16. Juli 1522. zurückkehrten, stand Kaiser Karl bereits auf spanischem Boden. Er war im Juli in Santander mit etlichen Tausend deutschen Landsknechten gelandet, entschlossen, Lohn und Strafe mit gerechtem Maße zu verteilen. Wenn auch immer noch den Jünglingsjahren kaum entwachsen, trat er doch in Urteil und Verstand als gereifter Mann und selbständiger Herrscher auf. Sein ehemaliger Vormund,
28. Mai 1521. der Herr von Chièvres, der ihn bisher geleitet hatte, war schon in Worms gestorben; die zwei tiefbewegten Jahre, die der junge Fürst in Deutschland und den Niederlanden zugebracht, hatten sein Auge geschärft, seinen Geist für die großen Fragen der Zeit, für Politik und Staatsleben empfänglich gemacht. Er sah sich hohe Ziele und Aufgaben gesetzt und suchte daher vor allem das spanische Reich, das ihm als Kern und Stützpunkt seiner Herrschaft dienen sollte, in geordnete und ruhige Verfassung zu bringen. Der Kaiser wurde bald gewahr, mit welchen Hoffnungen und Befürchtungen man seiner Ankunft entgegen sah, daß die getreuen Edelleute und Granden unermeßliche Belohnung, die überwundenen

Kommunen schwere Bestrafung erwarteten. Diese Stimmung wußte er mit staatsklugem Geist zur Stärkung der königlichen Gewalt wie zur Befestigung gesetzlicher monarchischer Ordnung und loyaler Gesinnung zu benutzen, indem er am geeigneten Orte bald Strenge, bald Milde walten ließ, aber im ganzen durch Großmut und Gerechtigkeit Vertrauen und Dankbarkeit in den Gemütern erzeugte. Er vergönnte der Justiz freien Lauf, so daß, während er mit dem Hof langsamen Ganges gen Palencia reiste, das Gericht seine Untersuchungen nach Gesetz und Recht fortführte und mehrere angesehene Gefangene, wie Peter Maldonad-Pimentel, den Lizentiaten Bernardino, Franz von Mercado, wegen Hochverrats auf das Blutgerüst schickte; als er aber gegen Ende Oktober in Valladolid eintraf und mittlerweile die schuldigsten Rädelsführer ihre Strafe gefunden, ließ er bei einer auf dem Marktplatze dieser Stadt veranstalteten, vom ganzen Glanz der Hoheit umstrahlten, feierlichen Handlung eine allgemeine Begnadigung Nov. 1522. an Leib, Leben und Gut verkündigen, von der nur wenige Namen von Bedeutung und einige aus dem geringen Volk ausgeschlossen sein sollten. Wohl noch niemals ist nach einem bürgerlichen Aufruhr die Strafgerechtigkeit des Siegers so schonend und milde aufgetreten, als nach der Niederwerfung der spanischen Comuneros in Kastilien. Als ein wohldienerischer Höfling anzeigte, wo sich Don Avalos, einer der Verurteilten aus Toledo, verborgen hielt, antwortete der Kaiser ungnädig: „Ihr hättet besser gethan, ihm zu raten, wie er sich sichern möge, als mir, wo ich ihn greifen könne"; und einen andern Angeber wies er mit den Worten ab: „es ist Blut genug geflossen". Auch in Valenzia legten sich die Fluten der Volksbewegung, als Karl die Königin Germaine, die Witwe seines Großvaters Ferdinand, die eine zweite Ehe mit Johann von Brandenburg geschlossen, zur Statthalterin ernannte. Die schuldigsten Häupter wurden gefällt, die Kommunen mit Geldbußen zum Schadenersatz belegt.

Am meisten hatte die maurische Bevölkerung infolge des Aufstandes zu leiden. In Valenzia hatte das gedrückte Landvolk, großenteils schwach bekehrte Mohammedaner, an der Bewegung teilgenommen. Dies diente dem König zum willkommenen Vorwand, sie unter strengere Aufsicht zu stellen, zur Zahlung des Zehnten anzuhalten, der Inquisition ungehemmten Lauf zu lassen. Schon im Jahr 1524 ließ er sich durch den Papst von der Verpflichtung entbinden, die Morisken der Krone Aragon zu schonen; im nächsten Jahr gebrauchte er den Madrider Frieden, worin er sich mit König Franz zur gemeinsamen Bekämpfung aller Feinde des Christentums verband, als Grund, gegen die Ungläubigen im eignen Lande die alten Bedrückungen und Verfolgungen zu verhängen. So wurde in Spanien die Intoleranz und Glaubenswut zum Nationalcharakter ausgeprägt und stets lebendig erhalten.

Karls Politik der Mäßigung und Besonnenheit gegenüber den Aufstän- Charakter u. Resultate der Bewegung. dischen trug gute Früchte und stärkte die Königsmacht in der Pyrenäischen Halbinsel. In der populären Bewegung lag ein gesunder Kern, der Haß der Nation gegen die Herrschaft und die brutale Habgier und Willkür der Fremden. In diesem Gefühl stimmten alle Stände überein, daher auch anfangs der Wider-

stand einen nationalen Charakter hatte. Geistlichkeit und Adel schauten dem Vorgehen der Comuneros mit Teilnahme zu. Als diese aber über das nationale Ziel hinausgehend auch die innere Lage ins Auge faßten, die Privilegien des Herrenstandes antasteten, die Lehnsgüter und Lehnrechte, die er von der Krone erhalten, mit neidischem Blick betrachteten und auf Ausgleichung und Teilung lossteuerten; als die unteren Volksklassen der Handwerker und Bauern, den wilden Trieben einer entfesselten Natur folgend, sich mit Verbrechen und Blutschuld befleckten, da flüchteten sich die höheren Stände unter den Schutz des Thrones und stritten für die Aufrechthaltung der monarchischen Autorität und ihrer überlieferten Rechte und Vorzüge. Auf diesen Zwiespalt der Interessen wurde jetzt der Bau des absoluten Königtums gegründet und das von Ferdinand und Isabella begonnene Werk vollendet. Von dem Adel, den die populäre Erhebung aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, war für die Zukunft kaum eine ernste Opposition zu befürchten, sein eignes Heil und Wohl war zu innig mit der Autorität der Krone verknüpft. So bildete sich denn unter den Granden und Hidalgos jene übermäßige Loyalität aus, welche in den Dichtungen eines Lope de Vega, eines Calderon als die höchste Pflicht, als die erste Tugend des ehrliebenden Edelmannes gefeiert wird. Aber auch die Kommunen konnten des Schutzes der Krone gegen die ihnen von oben und unten drohenden Gefahren nicht entbehren; ohne diesen Schutz waren sie wehrlos der richterlichen Willkür, der Bedrückung und Verachtung der Großen oder der ungestümen Gewaltthätigkeit der gierigen aufstürmenden Volksmenge preisgegeben.

Vollendung der monarchischen Staatsverfassung in Spanien.

Diese Stimmung und die in allen Ständen herrschende Furcht vor Umsturz und Empörung benutzte nunmehr Karl V. zu Reformen der ständischen und städtischen Verhältnisse, welche die Macht der Regierung erhöhten, ohne doch die überlieferten Einrichtungen umzustoßen oder das Freiheits- und Rechtsgefühl der Nation zu verletzen. Er ließ die Formen und Institute, in denen sich bisher das spanische Staats- und Rechtsleben bewegt hatte, im allgemeinen bestehen, umgab sie aber mit enggemessenen Schranken und Begrenzungen, so daß sich keine freie gemeinsame Thätigkeit entwickeln konnte. Viele Städte verloren einen Teil ihrer Munizipalrechte, und die Cortes wurden an eine Geschäftsordnung und Verhandlungsform gebunden, welche eine nationale Opposition schwer aufkommen ließen. Nicht nur daß die Versammlung in erster Linie die begehrten Hilfsgelder genehmigen mußte und dann erst ihre Beschwerden und Forderungen vorbringen durfte, die einzelnen Stände hielten gesonderte Sitzungen und Beratungen, ohne zu gemeinschaftlichen Besprechungen oder Beschlußfassungen zusammenzutreten. Dadurch war es der Regierung möglich, bei den getrennten Zweigen der Volksvertretung wirksame Hebel einzusetzen und die politischen und staatsrechtlichen Fragen und Verhandlungen nach ihrem Sinne zu lenken. Die städtischen Bevollmächtigten, durch eine beschränkte Wahlordnung berufen, zeigten nicht mehr die Widerstandskraft, nicht mehr den Mut der alten Kommunal-

vertreter; bei dem Herrenstand konnte man durch Ehren- und Gnadenerweisungen, durch Geschenke und Bestechung zum Ziel kommen, und die Geistlichkeit machte man fügsam durch das enge Bündnis mit dem Papste, durch die heiligen Kriege gegen Türken, Mauren und Ketzer. So wurde in Spanien von Karl V. auf Grund des alten, schon durch seine Großeltern eingedämmten Staatslebens das monarchische Gebäude aufgerichtet, das in der Folge nach demselben Geist und Sinne weiter entwickelt und schärfer ausgebildet, allmählich zu dem Regierungssystem führte, das „aus Abneigung vor den Bewegungen des Lebens die Erstarrung des Todes erzeugte". Karl V. war ein zu staatskluger und einsichtsvoller Fürst, als daß er die niedergeworfenen Geister der Opposition durch schroffes Eingreifen zu neuem Leben hätte erwecken mögen; er ließ die öffentlichen Organe, wie sie sich in den verschiedenen Landschaften des vereinigten Reichs entwickelt hatten, in den bisherigen Formen und Thätigkeiten fortbestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch mit der Zeit seiner monarchischen Allmacht neuer Widerstand erwachsen könnte; und so kam es denn auch, daß nach der feierlichen Erneuerung des kastilischen Staatsgrundgesetzes auf dem Reichstage zu Valladolid die Cortes noch öfters Widerspruch gegen seine Geldforderungen und seine Politik einlegten; allein in mehrere Körperschaften und Sektionen geschieden, mit geteilten Interessen und ohne gegenseitiges Vertrauen vermochten sie in politischen und staatsrechtlichen Fragen keine selbständige Stellung zu gewinnen. Gerade die Schonung und Wahrung aller Sonderrechte in den Kommunen und Reichsteilen wie bei den einzelnen Ständen, eine Schonung, die in Katalonien noch das Fehderecht und die Blutrache der Geschlechtsverwandten bestehen ließ, hat die Zersetzung des Staatsorganismus, die Lockerung des öffentlichen Lebens befördert, die Aufrechterhaltung der nationalen Freiheit mit gemeinsamer Arbeit und Anstrengung unmöglich gemacht und dadurch dem Streben der Herrscher nach unumschränkter Machtfülle Vorschub geleistet.

1523.

Und wie hätte das ritterliche und loyale spanische Volk einem jugendlichen Monarchen widerstehen sollen, der dem spanisch-habsburgischen Namen solchen Glanz verlieh, der die gesellschaftliche Ordnung wieder aufrichtete, der die Überwundenen mit großherziger Milde behandelte und die Sonne der Gnade über alle leuchten ließ, der sich jetzt allmählich der kastilischen Sprache mit korrektem Ausdruck bediente und nun auch jede Gelegenheit benutzte, die Staats- und Kirchenämter den Eingebornen zu übertragen? Mit diesem Zeitpunkte beginnt der welthistorische Regentenlauf Karls V. Von seiner Mutter, der unglücklichen Johanna, war keine Rede mehr. Sie überlebte den Aufstand der Comuneros in Tordesillas noch über dreißig Jahre, auf das Schloß, auf ihr Zimmer, endlich auf ihr Bett beschränkt. Wenn in früheren Jahren noch gesundes Leben, noch geistige Klarheit in längeren oder kürzeren Intervallen sich bei ihr eingestellt und sie die Lage der Welt und das Treiben der Menschen noch mit richtigem Blick, mit Verständnis und Bewußtsein betrachten und erkennen mochte, so sank sie

Ausgang der Königin Johanna.

später zu tierischer Stumpfheit herab und geriet in einen Zustand, in dem nur noch die äußerliche Körpergestalt den Menschen verriet. Erst am 12. April 1555 wurde die Stammmutter des spanisch-habsburgischen Hauses durch den Tod von einem Leben befreit, dessen letzte Hälfte in enger Haft und unter den Leiden eines kranken Geistes, eines melancholischen Gemütes verflossen war.

Navarra. 1521. Zu Karls vorsichtiger Politik trug ohne Zweifel auch die Furcht vor einer Einmischung Frankreichs bei. Wir werden die feindlichen Berührungen kennen lernen, in welche die beiden Monarchen seit der Kaiserwahl miteinander gerieten. Der Habsburger entdeckte bald, daß sein Rivale mit den Aufständischen Verbindungen angeknüpft hatte, um den Bürgerkrieg im Nachbarlande zu seinem Vorteil auszubeuten und das Königreich Navarra wieder von Spanien loszureißen. Wir wissen, daß Ferdinand der Katholische den größten Teil des Landes an sich gebracht und mit Kastilien vereinigt hatte (IX, 823 f.), dem unfähigen Herrscher Juan d'Albret nur die im Norden des pyrenäischen Grenzwalles gelegenen Landschaften nebst der Grafschaft Bearn überlassend. Aber Juan d'Albret und seine Gemahlin Katharina standen mit dem französischen Königshause in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen; es lag daher nahe, daß Franz I. nach dem Tode Ferdinands versuchte, ihrem Sohn Heinrich das mütterliche Erbe wieder zu verschaffen und denselben aus einem Titularkönig zum wirklichen Herrn von Navarra zu erheben. Die bürgerlichen Unruhen im Nachbarlande boten ihm dazu eine
Mai 1521. günstige Gelegenheit. Lautrecs Bruder, Lesparre, rückte daher mit einer französischen Armee über die Pyrenäen, um den König Heinrich wieder in Navarra einzusetzen. Pampelona leistete nur einen kurzen Widerstand; bei der Verteidigung der Citadelle erhielt Ignaz von Loyola, der im spanischen Heer diente, eine Wunde, die ihm fernerhin die Kriegslaufbahn verschloß und ihn auf andre Wege führte; in einem Zeitraum von wenigen Wochen war ganz Navarra in den Händen der Franzosen und Lesparre überschritt die Grenze von Kastilien, um den Insurgenten die Hand zu reichen. Die tapfere Verteidigung der Stadt Logroño und die rasche Unterdrückung der aufständischen Comuneros vereitelten sein Vorhaben. Bei der Annäherung eines beträchtlichen
11. Juni 1521. feindlichen Heeres mußte er die Belagerung aufheben; er zog nach Pampelona zurück, aber von den nachrückenden Spaniern verfolgt, erlitt er eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft, worauf die zersprengten Mannschaften das Land Navarra nach kurzem Besitz wieder räumten. Einige Jahre nachher vermählte sich König Heinrich von Niedernavarra und Bearn mit Margarete von Valois, der Schwester des französischen Königs. Ihre Tochter war jene Johanna d'Albret, die als Gemahlin Antons von Bourbon und als Mutter Heinrichs IV. in der Geschichte der Religionskriege Frankreichs eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war.

5. Kultur und Litteratur in der Pyrenäischen Halbinsel.

Litteratur. Die spanische und portugiesische Litteratur hat sich in allen Ländern einer großen Teilnahme zu erfreuen. Besonders hat die romantische Schule nach dem Vorgange von A. W. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Heidelberg 1811. 3 Bde.) den Kunstleistungen in der Pyrenäischen Halbinsel ihr Interesse zugewendet und die in dem englischen Werk von Hallam (Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th, and 17th centuries. Paris 1837. 4 voll.) enthaltenen Angaben nach allen Seiten ergänzt und erweitert. So wurden nicht nur die Schriften von Cervantes, viele Dramen von Lope de Vega, die meisten Stücke von Calderon, die schönsten Volkslieder aus den Romanzeros

und Cancioneros, die Lusiaden und Sonette von Camoens von kunstgeübten Händen ins Deutsche übersetzt; auch die Litteraturgeschichte wurde fleißig bearbeitet, sowohl im ganzen, wie in der »Historia critica de la literatura Española« von de los Rios (7 Bde. Madrid 1861—1867), in der »History of Spanish literature« von dem Amerikaner Georg Ticknor 3 Bde. London 1849, deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nic. Heinr. Julius in 2 Bden. Leipzig 1852; vermehrt mit einem Nachtrag von A. Wolf 1866; in Lemckes „Handbuch der spanischen Litteratur" (3 Bde. Leipzig 1855, 1856) und in den älteren Werken von Bouterwek, Gräße, Rosenkranz, Sismondi u. a., deren wir schon früher Erwähnung gethan (VII, 407, IX, 291), als in einzelnen Perioden und Partien, wie „Darstellung der spanischen Litteratur im Mittelalter" von L. Clarus (2 Bde. Mainz 1846), „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" von A. F. v. Schack (Berlin 1845, 1846, 3 Bde.), wie die Schriften und Abhandlungen von Ferd. Wolf teils in besonderen Publikationen, teils in Beiträgen zu den „Wiener Jahrbüchern" und zu dem „Jahrbuch für romanische und englische Litteratur". Zur portugiesischen Litteratur konnten wir außerdem noch von mehreren Aufsätzen Gebrauch machen, die uns L. von Arentschild, der Übersetzer der „Sonette von Camoens" (Leipzig 1852), mitgeteilt hat. Die Werke von Hammer-Purgstall über die mohammedanische Litteratur und v. Schack über die Kunst und Poesie der Araber in Spanien und Sizilien wurden früher erwähnt. (V, 1. VI, 439.)

I. Die spanische Litteratur im Mittelalter.

1. Volksromanzen und religiöse Dichtungen.

Die Regierungszeit Ferdinands und Isabellas hat nicht nur die bis dahin getrennten Reiche vereinigt und die spanische Monarchie und Nation geschaffen, sie ist auch der Boden und Mutterschoß der klassischen Litteratur der Pyrenäischen Halbinsel geworden. Unter der hochsinnigen Königin nahm das von der Anarchie gerettete Kastilien einen mächtigen Aufschwung: durch die Eroberung von Granada und Malaga dehnte es seine Grenzen bis an die Küste des Mittelmeers, und kastilische Hidalgos wurden die ersten Ansiedler der Neuen Welt. Dieser Aufschwung gab sich auch auf dem geistigen Gebiete kund, die kastilische Sprache erhob sich siegreich über die andern spanischen Mundarten und wurde die Schriftsprache für alle litterarischen Erzeugnisse in der Dichtkunst wie in der Prosa. Die östliche Küstensprache, in welcher einst die Troubadoure zu Valenzia und Barcelona in provençalischer und limousinischer Mundart ihre Minnelieder gesungen und der Dichterverein „der heiteren Kunst" seine Wett- und Preisgesänge vorgetragen (VIII, 85), wurde verscheucht und starb ab. Der letzte bedeutende Dichter im katalonischen Idiom war Ausias March, einer angesehenen valenzianischen Familie entstammt, ein treuer Freund des unglücklichen Prinzen von Viana (IX, 432), der sich durch seine „Lieder" in Stanzen einen nachhaltigen Ruf als Lyriker und Sänger der Liebe im Geiste Petrarcas erwarb. Wir haben gesehen, wie die kastilische und andalusische Ritterschaft in dem Kampf gegen das maurische Königreich Granada das letzte Feuer der „heiligen Kriege" früherer Jahrhunderte auflodern ließ, zum letztenmal im Geiste der Vorfahren wider die Ungläubigen stritt. Mit dem Ende dieses Kriegs wurde ein tiefer Schnitt

Kastiliens Aufschwung unter Isabella.

in die historische Vergangenheit der Halbinsel geführt; neue Anschauungen rangen nach Geltung, neue Interessen wurden geweckt; auf der Lagerstätte, aus welcher sich die „Stadt des heiligen Glaubens“ (Santa Fé) erhob, unterzeichnete Isabella den berühmten Vertrag mit dem Genuesen Christoval Colon, dem Entdecker Amerikas; und schon hatte von Italien aus die neue Bildung, die das „menschliche Wissen“ im Gegensatz zu der alten Gottesgelahrtheit auf ihre Fahne schrieb, den Lauf durch das Abendland begonnen und auch bereits die Pyrenäen überstiegen, eine „Wiedergeburt“ (Renaissance) des guten Geschmacks und der echten Kunst verheißend. Schon unter Isabellas Vater, dem Freunde der Wissenschaft und Poesie, hatten Villena und Santillana die italienische Kunstdichtung empfohlen und nachgebildet, die nun bald über den nationalen Volksgesang, die altberühmte Romanze, den Sieg davontragen sollte. Damals hat Alfons von Baena, ein getaufter Jude, der bei König Johann II. das Amt eines Schreibers versah, das erste „Cancionero“ zusammengestellt, indem er die Lieder von mehr als fünfzig Redondillensängern sammelte, „zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung des Königs, wenn er sich von Staatssorgen schwer bedrückt fühlen sollte“. Man mußte den alten Liederschatz der Nation zu bergen suchen, ehe er, der mündlichen Tradition entzogen, der Vergessenheit anheimfiel. Bald entstanden noch andere „Cancioneros“ und „Romanceros“ oder Sammlungen der in der freien Überlieferung des Volks umherflatternden epischen Lieder. Die elegischen Gesänge aus dem Kriege vor Granada, deren wir früher Erwähnung gethan, waren der letzte Nachklang der reichen romantischen Volksdichtung, die aus geschichtlicher Erinnerungen und Eindrücken wie wilde Blumen auf der spanischen Erde emporgeblüht waren und jahrhundertelang Gemüt und Phantasie der Kastilier erfüllt, das Dasein bereichert und ausgeschmückt und in allen Volksgenossen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein der nationalen, geschichtlichen und religiösen Gemeinschaft geweckt hatten. Nun entwickelte sich an der Hand der italienischen Kunstdichtung und des klassischen Altertums eine neue Poesie, welche die alte Natur und Einfachheit durch gelehrten Prunk und fremde Nachbildungen verdrängte und auf kunstmäßige Formen und Versmaße großen Wert legte. Es war die Zeit der Verwesung und Auferstehung auf allen Gebieten des Lebens, ein Verjüngungsprozeß, dem manches Schöne und Gute der alten Zeit zum Opfer fiel, aus dem aber für die späteren Geschlechter eine neue reichere Ernte entsprießen sollte.

Romanzendichtung. Seitdem Herder der deutschen Nation den Cid gegeben, ist die Poesie des mittelalterlichen Spaniens ein Lieblingsgegenstand der litterar-historischen Forschung und der Übersetzungskunst in Deutschland geworden. Besonders fühlten sich die Anhänger der neuromantischen Schule zu jenen Liedern hingezogen, worin Rittertum und Religion den Hauptinhalt bildeten, der Volksgesang (Romanze) einen christlich-romantischen Charakter trug. Es war natürlich, daß in einem Lande, wo der streitbare Mann stets zur Schlacht bereit sein mußte, selbst bei

nächtlicher Ruhe seine Waffen an der Seite hatte, kriegerische Gesänge entstehen, zum Schwert die Leier sich gesellen mußte, und es war nicht minder natürlich, daß diese Gesänge, entsprechend dem Charakter des Kriegs selbst, eine christlich-religiöse Färbung trugen. Wir wissen ja, wie sehr das ganze geschichtliche Leben des mittelalterlichen Spaniens von den „heiligen" Kämpfen erfüllt war, daß die Kreuzzugsideen, von denen das übrige Europa zwei Jahrhunderte lang durchdrungen war, in der Pyrenäischen Halbinsel bis ins sechzehnte Jahrhundert fortlebten. Auf diesem Boden wuchsen die Romanzen, die episch-lyrischen Volksgesänge empor, welche an die Begebenheiten der Zeit, an die Thaten und Schicksale einzelner hervorragenden Streiter sich anlehnend, der Phantasie und dem Gedächtnisse des Volks sich einprägten und trotz des verschiedenartigen Inhalts, der veränderten Begebenheiten und Personen nach Form, Gedankengang und Färbung einander ähnlich und von denselben Gefühlen und Ideen durchzogen sind. Aus der Mitte des Volks hervorgegangen und die Stimme der Natur, die Eindrücke des Gemütes unmittelbar aushauchend, sind die Romanzen eine reiche Quelle zur Erkenntnis des äußeren und inneren Lebens. Manche derselben, wie die Romanze vom Grafen Alarcos, der seine geliebte Gattin mit eignen Händen tötet, um die Ehre seines Königs zu retten und dessen Befehlen zu gehorchen, sind in alle Sprachen übergegangen. „Es sind Naturgewächse, diese alten edlen Erzeugnisse eines poetisch befruchteten Gemüts, das sich seiner eignen Produktionskraft nur wenig bewußt war." Da mit der arabischen Invasion das gesamte frühere Geschichtsleben der Spanier ausgelöscht ward, keine Mythengestalten, keine Traditionen aus den Urzeiten der Väter sich fortpflanzten, so wurzelte die ganze epische Dichtung in dem Zeitraum, der sich von den Tagen Pelayos bis auf den Fall von Granada in der Pyrenäischen Halbinsel abspielte und das farbenreiche Leben der heiligen Kriege hauptsächlich zum Inhalt hatte.

Die ältesten Kriegslieder, von dem einfachen trochäischen Rhythmus in gereimter Strophenform „Redondillas oder Rundreime" genannt, trugen einen eigentümlichen, echt nationalen Charakter. Sie erwuchsen aus der Zeit und lehnten sich an bestimmte Ereignisse und Waffenhelden an. „Als der poetische Geist seine ersten Blüten trieb und in den Stamm emporwuchs, sagt Clarus, nahm er die Wirklichkeit zur Grundlage seiner Schöpfungen, und sein nächster Hervortrieb, das Epische, ging wie von selbst in die Darstellung der eignen Geschichte aus, aus welcher er sich vorzugsweise die Gegenwart oder nähere Vergangenheit aneignete. Die Frische der Wirklichkeit lag daher als duftender Tau auf diesen Hervorbringungen, welche den poetischen Abglanz des heroischen Lebens der Gegenwart reflektierten. — Oft vielleicht auf frischester That aus dem Stegreif komponiert, unter dem Geräusche der Waffen entsprungen, in den Feldlagern und am Friedensherde hinterher ausgeschmückt, wurden die wenigsten dieser Gesänge aufgezeichnet, sondern gingen, wenn sie das poetische Gemüt rührten und Interesse erweckten, von Mund zu Mund. Aus dem Volk hervorgegangen, erhielt sich das Lied ungeschrieben im Volk mit Hilfe des Gedächtnisses als lebendiger Volksgesang, freilich mit der dadurch gegebenen Möglichkeit der beständigen Schwankung und Modulation, je nach der Sinnesart des Recitierenden, wodurch die Form in einem immerwährenden Flusse erhalten wurde." Die Leichtigkeit des Versmaßes, bald auf regelmäßigen Endreim, bald auf An- oder Einklang (Assonanz) gestützt, beförderte die Verbreitung.

Die Romanzen vom Cid. Zu der ältesten Gattung gehören die Romanzen vom Cid (VI, 515), wohl hundert an Zahl, die entweder von Mund zu Mund fortlebten oder in fliegenden Blättern sich verbreiteten, bis sie im sechzehnten Jahrhundert in mehreren Romanzensammlungen zusammengefaßt wurden (Silva de varios Romances; Cancionero de Romances; Primavera y flor de Romances u. a.), denen dann in der Folge sich noch neue Zusammenstellungen anschlossen (Romancero general u. a.). In diesen Cidromanzen ist Wahrheit und Dichtung gemischt. Die Thaten und Lebensschicksale des Helden tragen ein zu bestimmtes Gepräge, als daß man an der Existenz einer solchen Persönlichkeit zweifeln könnte. Auch haben neuere Forschungen mit Sicherheit dargethan, daß der Held Rodrigo, Ruy Diaz, genannt Campeador, „der Vorkämpfer“, und Cid „der Herr“, aus einem edlen kastilischen Geschlecht geboren, zuerst unter Ferdinand I. von Leon (1064), dann unter dessen Söhnen Sancho II. und Alfons VI. sich durch Kriegsthaten hervorgethan hat. Auch die Erzählung, daß er nach Sanchos Ermordung vor Zamora dem aus dem Maurenlande heimgekehrten Alfons einen feierlichen Eid abgenommen, an dem Tod des Bruders keinen Teil gehabt zu haben, und deshalb einige Zeit darauf, nachdem er sich mit Jimena, einer Verwandten des königlichen Hauses, vermählt, von dem grollenden und durch Verleumder aufgereizten Gebieter in die Verbannung geschickt worden (1081), ist geschichtlich begründet. Er führte nun auf eigne Hand mit freiwilligen Kampfgefährten einen ritterlichen Guerillakrieg gegen die Moslems, gegen den Grafen von Barcelona u. a., wurde zurückgerufen, dann wieder verbannt und erlangte den höchsten Kriegsruhm durch die Eroberung Valenzias, wobei er aber seinen Namen durch Treubruch und Grausamkeit gegen die überwundenen Sarazenen befleckte. Der gefangene Emir mußte den Feuertod erleiden (1094). Fünf Jahre lang behauptete sich der Cid in Valenzia gegen die Übermacht der Marabethen und eroberte noch Almenara und Murviedro (1098). Aber im Juli 1099 starb er aus Verdruß über die Niederlage, die seine Truppen unter seinem Verwandten und Kampfgenossen Alvar Fañez bei Cuenza von den Moslems erlitten. Seine Gemahlin Jimena behauptete Valenzia noch zwei Jahre; erst als der König Alfons erklärte, ohne den Arm Rodrigos könne die Stadt nicht gegen die Übermacht verteidigt werden, zog sie mit dem Leichnam des Cid ab. Im Jahr 1104 starb auch sie und wurde neben ihrem Gemahl im Kloster San Pedro de Cardeña begraben. Rodrigo hinterließ zwei Töchter, wovon die eine, Christina, mit dem Infanten Ramiro von Navarra, die andre, Maria, mit Ramon Berengar III., Grafen von Barcelona vermählt ward. Durch die letztere wurde der Cid Ahnherr der spanischen Königsgeschlechter. Diese historischen Elemente wurden bald nach dem Tode Rodrigos durch Sage und Dichtung erweitert und ausgeschmückt, so daß der Cid Campeador schon im zwölften Jahrhundert als volkstümlicher Held und Träger des kastilischen Nationalcharakters wie als Ahnherr der Könige in Volksliedern gefeiert ward, die dann im Laufe der Zeit durch neue Züge und Ansätze vermehrt, in den erwähnten Romanzenbüchern zusammengestellt und geordnet und in die meisten europäischen Sprachen übertragen wurden.

Das Poema del Cid. Neben diesen Volksromanzen in Redondillas besitzt die spanische Litteratur noch andre Werke, in denen „der zu guter Stunde geborne“ Nationalheld verherrlicht wird. Das berühmteste ist das „Poema del Cid“, ein Gedicht von mehr als 3000 Langzeilen, dessen Alter in die Mitte oder wenigstens an das Ende des zwölften Jahrhunderts hinaufgerückt wird, ein schönes Denkmal kastilischer Poesie, einfach und kunstlos in Form und Versmaß und noch ungelenk in Sprache und Metrik, aber reich an malerischen Zügen aus dem Ritter- und Kriegsleben Spaniens. Auch in diesem Gedicht wird der Cid als Held und Streiter im heiligen Krieg gefeiert; doch liegt der größte

Nachdruck auf seiner Eigenschaft als Ahnherr des Königsgeschlechts; daher hauptsächlich seine Treue und Loyalität gegen seinen Herrn auch in ungerechter Verbannung, mit deren Leiden und Elend das Gedicht beginnt, gerühmt und besonders die Geschichte seiner Töchter ausführlich dargestellt wird.

Aus Gehorsam gegen den König hat der Cid seine Töchter Donna Elvira und Donna Sol mit den Grafen von Carrion vermählt, die sich aber so feig benehmen, daß sie in der Umgebung ihres Schwiegervaters allgemein verspottet werden. Um sich für die Schmach zu rächen, mißhandeln sie auf der Heimreise in einer Waldschlucht die Frauen auf empörende Weise und verlassen sie in ihrem Blute schwimmend. Der Cid fordert von dem König Genugthuung und dieser entbietet zu dem Zweck die Reichsstände nach Toledo. Die Hergänge bei dieser Cortesversammlung, die Zurücknahme der Waffen und Mitgift, welche die Grafen vom Cid empfangen, die Vorbereitung zu dem großen Zweikampf, durch welchen drei Vasallen des Cid gegen die gleiche Zahl von Kämpfern aus dem Gefolge der Grafen von Carrion ein Gottesgericht herbeiführen wollen, die Reden bei der Herausforderung und bei Öffnung der Schranken bilden den lebendigsten Teil des Gedichts. Ehe der Zweikampf zum Vollzug kommt, treten Abgesandte der Infanten von Navarra und Aragonien in die Versammlung und begehren für ihre Herren die Töchter des Cid zu Gemahlinnen. Rodrigo geht nach Valenzia, seine zurückgelassenen Kämpfer besiegen in einem weitläufig beschriebenen Waffengang die Infanten, die ehrlos und schmachbedeckt nach Carrion zurückkehren; dann erst findet die Vermählung statt. Der Tod des Helden wird nur mit wenigen Worten berührt. „Offenbar ist die erste Abteilung des Gedichts nur als Einleitung zu der zweiten anzusehen, worin der Dichter mit steigender Wirkung seine Hauptabsicht entwickelt, wie aus der anfänglichen Demütigung des Cid, welche seine Feinde und Neider bezwecken, gerade sein Ruhm und die Ehre seines Geschlechts am Ende nur um so glänzender hervorging, indem selbst Königssöhne durch eine Verbindung mit dem unerschütterlich treuen Vasallen und unbezwingbaren Kämpfer sich geehrt finden und so das Hauptziel im Streben des Helden durch dessen eignes Verdienst über alle Erwartung glücklich erreicht wurde." Das Poema del Cid ist der Anfang der kastilischen Kunstdichtung, im Gegensatz zu den Volksliedern oder Romanzen.

Damit ist indessen die Cidlitteratur noch nicht geschlossen. Es gibt nicht nur eine Andre Werke
Crónica del Cid, wohl eine Überarbeitung des diesen Helden behandelnden Teils der über den Cid.
von Alfons X. veranstalteten „Allgemeinen Chronik von Spanien", und lateinische Zeitbücher, in denen derselbe je nach dem Standpunkt des Verfassers, bald mehr als Ahnherr des Königshauses, bald mehr als Gottesstreiter und Wunderthäter mit legendenartigem Anstrich gefeiert wird; man besitzt auch noch eine Reimchronik (Cronica rimada del Cid), mit manchen neuen abweichenden Erzählungen in der Lebensgeschichte des Helden und seiner Familie, wahrscheinlich im fünfzehnten Jahrhundert nach alten Sagen zusammengestellt.

Aus diesem allen ergiebt sich das Resultat, daß vom zwölften bis fünfzehnten Die Ciddichtungen im
Jahrhundert im spanischen Volke der Cid Campeador als Ideal eines Nationalhelden allgemeinen.
lebte, welcher die Hauptzüge des kastilischen Edelmanns, hohe Geburt, Tapferkeit und Frömmigkeit, Ehre und Treue in sich vereinigte. An eine geschichtliche Persönlichkeit, an den tapferen Maurenbezwinger Rodrigo, Ruy Diaz, anknüpfend, hat die dichterische Volksphantasie im Laufe des Mittelalters das historische Lebensbild mit vielen Zuthaten im Geiste der Zeit und der herrschenden Anschauungen erweitert, bald durch Vermehrung der Volksromanzen, welche, unmittelbar nach dem Tode des Helden beginnend, durch lebendige Tradition sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, bis sie durch Schrift und Druck in feste Gestalt gebracht und der wuchernden Thätigkeit der Phantasie entzogen wurden; bald durch dichterische Verarbeitung des vorhandenen Geschichts- und

Sagenschatzes nach dem Vorbild der französischen „Chansons de Geste" oder der bei allen Völkern des Mittelalters beliebten „Reimchroniken" in der noch wenig ausgebildeten Landessprache, mitunter auch in Latein. Bei dieser litterarischen Bearbeitung des geschichtlich-epischen Stoffes, wobei die formale Seite, die ungelenke Versifikation und Metrik, der unvollkommene, mitunter in Assonanz übergehende Reim, gegen den gediegenen poetischen Inhalt weit zurücksteht, trat bald mehr die persönliche Seite des edlen Ritters im Schlachtfelde wie im Kreise seiner Kampfgenossen und seiner Familie, bald mehr seine Treue und Loyalität gegen den, wenn auch ungerecht handelnden König in den Vordergrund; bald mußte sein Name zur Verherrlichung des kastilischen Herrschergeschlechts oder der Kirche dienen, in welchem Falle die ritterliche Gestalt mit genealogischen Vorzügen oder mit legendenartigen Elementen ausgeschmückt ward. Die letzteren wurden unter geistlichen Händen mit der Zeit so sehr zur Hauptsache, daß König Philipp II. am päpstlichen Hof die Heiligsprechung des christlichen Nationalhelden nachsuchte.

Andre historische Romanzen. Die Sagen vom Cid bildeten den wichtigsten, doch nicht den einzigen Stoff der Volksromanzen: bei dem Zudrang ritterlicher Abenteurer und Kreuzfahrer nach der Pyrenäischen Halbinsel konnte es nicht fehlen, daß auch fremde Sagenstoffe auf der spanischen Erde Wurzel schlugen. Besonders werden die Streiter, die aus der Provence, aus allen Teilen Frankreichs, aus den Niederlanden und aus England zu den Heidenkämpfen herbeiströmten, auch ihre Lieder mitgebracht haben. Und so finden wir denn neben den Cidromanzen auch viele Volksdichtungen aus der Karlssage, wie Graf Irlos, wie Don Gayferos und Melisendra, wie den Mauren Calaynos u. a., und selbst die späteren Ritterromanzen, die auf spanischer Erde emporwuchsen und spanische Helden besangen, verraten den fremden Einfluß sowohl der abendländischen Sagenwelt als insbesondere der arabischen Erzählungen und Dichtungen. Wir wissen ja, wie tief der Verkehr und die Wechselverhältnisse mit der Maurenwelt in das ganze Leben der spanischen Ritterschaft eingriffen.

Solche fremdartige Einflüsse treten schon in den Romanzen von Bernardo del Carpio hervor, einer zweiten Lieblingsfigur der kastilischen Volksdichtung, dem Gegenstand vieler Lieder, Schauspiele und Erzählungen. Bei ihm spielt bereits die verbotene Liebe herein, die in der Karls- und Artussage ein so wesentliches Element der Ritterdichtung bildet, während im Cid die Liebe noch ganz den keuschen ehrbaren Charakter des Ehestandes bewahrt. Auch in den Romanzen vom Grafen Fernan Gonzalez, dem eigentlichen Stifter des Königreichs Kastilien (VI, 535, 541), nimmt die Ritterminne eine wesentliche Stelle ein. Das größere Gedicht vom Grafen Fernan Gonzalez dagegen, das an der Hand der Volkssage und der historischen Überlieferung die spanische Geschichte vom Einbruch der Goten bis zum Jahr 967 erzählt und die Großthaten feiert, die dieser Nationalheld unter dem Beistand der Heiligen Pelayo, Millan, Jago verrichtete, scheint erst dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören, als schon die Chroniken, auf welchen die fabelhaften Thaten des Grafen aufgebaut sind, ausgebildet und verbreitet waren. In der rührenden Geschichte der sieben Kinder von Lara sind christliche und arabische Sagen verflochten. Solche Verflechtungen mehrten sich mit dem zunehmenden Verkehr der beiden Nationen, als das Kriegsleben durch längere Friedenspausen unterbrochen ward und die Poesie und gesellschaftlichen Formen der Araber des Südens Eingang zu den christlichen Spaniern fanden. Nachdem der strenge Kastilier den zierlichen Maurenhelden in der Galanterie sich zum Vorbild genommen, war der Geschmack für die maurische Romanze entschieden und der Spanier fand ein Vergnügen darin, das Gebiet seiner Poesie mit jener Romanze zu vermehren. Was diese dabei an Nerv und Kraft einbüßte, gewann sie an Geschmeidigkeit und Zierde. Dem würdevollen Ernst, welchen die historische Romanze repräsentierte, stellt sich zu holder Gesellschaft das weiche, zärtliche Gefühl der maurischen Romanze an die Seite, in welcher leicht die größere Erregbarkeit und Süße des Südens sich zu erkennen gibt. Wir haben an einem andern

Orte bemerkt, wie in dem Kriege vor Granada in den „maurischen Balladen“ diese Poesie ihre letzten elegischen Töne aushauchte (IX, 452 ff.). „Die maurischen Balladen, sagt Prescott, stellen eine höchst merkwürdige Vereinigung des europäischen Rittertums in Form und Geist mit dem Glanz und der weichlichen Üppigkeit des Morgenlandes dar. Sie sind kurz, fassen einzelne Verhältnisse von der höchsten dichterischen Eigentümlichkeit auf und überraschen das Auge des Lesers mit einer so glänzenden und dabei scheinbar so kunstlosen Darstellung, daß diese mehr den Eindruck eines zufälligen als mühsamen Entstehens macht. Wir werden an den heiteren Sitz maurischer Macht versetzt und erblicken das lebhafte Gewühl, ihren Aufwand und ihre rauschenden Lustbarkeiten, die bis zur letzten Stunde ihres Bestehens fortdauerten. Das Stiergefecht in der Virarambla, das anmutige Schilfzelt, die verliebten Ritter mit ihren zierlichen, bedeutungsvollen Sinnbildern, der dunkle Zayris oder Gomeres und die königlichen, sich selbst aufopfernden Abencerragen, die maurische Jungfrau strahlend bei dem Waffenspiel, die Abendmusik im Mondschein, die heimliche Zusammenkunft, wobei der Liebhaber dem ganzen Rausche der Leidenschaft in der glühenden Sprache arabischer Gleichnisse und Übertreibungen Luft macht, diese und tausend ähnliche Auftritte werden in einer Folge rascher und lebendiger Züge, gleich dem Licht und Schatten einer Landschaft, dem Auge vorübergeführt. Der leichte trochäische Bau der Redondilla, die über ihre anmutig nachlässige Assonanz dahinrollt, deren fortgesetzte Wiederholung durch ihren eintönigen Klang das ursprünglich davon erregte Gefühl zu verlängern scheint, paßt durch ihre Biegsamkeit vortrefflich zum verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Ausdruck, ein Umstand, der sie als gewöhnliches Versmaß dramatischer Zwiegespräche sehr brauchbar gemacht hat.“ Die meisten rühren wohl von Kastiliern her, doch mögen auch maurische Dichter sich in der ihnen geläufigen Sprache versucht haben.

Mannigfaltigkeit der Volkslieder.

Die Volkslyrik beschränkte sich indessen nicht auf die historischen Romanzen, sie verbreitete sich auch über das ganze innere und äußere Leben, über die Welt des Gemüts, über Natur und Haus, über Volkssitte und Volkslust. Manche dieser Lieder wurden mit Tanz begleitet. „Ein alter Nationaltanz, bei welchem Couplets gesungen wurden, war die Sarabanda. Daher stammt ein spanisches Sprichwort, um altmodische Reimerei zu bezeichnen.“ Der Born, aus dem der Naturgesang hervorquillt, floß reichlich in der Pyrenäischen Halbinsel bei Christen und Arabern, das leichte Versmaß und die durch lange Übung erlangte Fertigkeit in gebundener Rede kam der angebornen Sängerlust fördernd zu Hilfe. Die Cancioneros, in welchen später die Lieder gemischten Inhalts gesammelt wurden, zeugen von der Mannigfaltigkeit dieser Naturgedichte und Empfindungsgemälde. Viele, ja vielleicht die meisten, sind Liebesergüsse; viele sind Schäferlieder, viele scherzhaft, satirisch, ja sogar Bettlerromanzen. Viele von ihnen heißen Briefchen (Letrillas), haben aber nichts Briefliches an sich, als den Namen; viele sind in ihrer Haltung, wenn auch nicht in ihrer Gestaltung lyrisch, viele beschreiben die Sitten und Belustigungen des Volks. Ein Kennzeichen aber tragen sie alle an sich, sie sind treue Darstellungen des spanischen Lebens.

Religiöse Dichtungen.

In Spanien war das Rittertum aufs innigste mit der Religion verbunden. Trugen doch die Kämpfe mit den Mohammedanern von Anfang an den Charakter der Kreuzzüge; war doch der ununterbrochene Krieg gegen die Moslems zugleich ein Rasse- und Religionskrieg. Was war daher natürlicher, als daß sich neben der geschichtlichen und ritterlichen Epik gleichzeitig eine kirchliche Dichtung entwickelte! Wenn jene darauf ausging „menschliches Streben zu verherrlichen, und das Göttliche nur hineinleuchtet in den Schauplatz der Dichtung, um die irdische Verklärung des Helden und der Seinen herbeizuführen, so zeigt sich in

den Poesien, welche der Geist der Kirche hervortrieb, ein aufrichtiges Ringen des Menschlichen nach dem Göttlichen, und die menschlichen Verhältnisse erscheinen hier als der Rahmen, in dem die Gebilde der Ewigkeit, sowie die Herrlichkeit Gottes und seiner Kirche den Menschen zur Schau dargestellt werden, zum Vorbilde überirdischer Hoheit und menschlicher Demut gegen den Willen Gottes". In der religiösen Poesie konnten die spanischen Dichter aus dem reichen Schatze der Legenden und Heiligengeschichten schöpfen, den die Kirche in allen Ländern hervorbrachte, der als Gemeingut der gesamten Christenheit gelten mochte. Man wählte dabei außer den allgemeinen Gegenständen, die das Fundament des Glaubens bildeten, hauptsächlich solche Stoffe, die zu diesem oder jenem Volke oder Lande, zu dieser oder jener Kirche oder Klosteranstalt in besonderer Beziehung standen und in der gläubigen Phantasie den weitesten Raum einnahmen. Wie die Kirchenlehre selbst, trotz einzelner nationaler Eigentümlichkeiten, im großen und ganzen ein einheitliches Gepräge trug, so hatte auch die religiöse Dichtung aller Völker einen gemeinsamen oder ähnlichen Charakter, wobei aber gewisse Besonderheiten und Eigentümlichkeiten je nach dem Charakter oder der historischen Stellung eines Volks nicht ausgeschlossen waren, und in den Legenden nahmen immer solche Heilige den breitesten Rahmen ein, welche zu dem Lande oder zu der Örtlichkeit in näherer unmittelbarer Beziehung standen. In Spanien entwickelte sich durch den scharfen Kontrast des Christlichen mit dem Mohammedanischen das Wunderbare und Mystische der Legendendichtung mit einem Glanze, der im späteren Drama die höchste Vollendung feierte.

Berceo. So verherrlichte der älteste geistliche Dichter in kastilischer Volkssprache, der Benediktiner Gonzalo, gewöhnlich von seinem Geburtsort de Berceo genannt, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die beiden Heiligen San Domingo und San Millan (Ämilianus), die von jeher in Spanien der größten Verehrung teilhaftig waren. Das vierzigjährige Einsiedlerleben des letzteren in den Schluchten und Einöden seiner heimischen Berge, sein Gehorsam gegen den Bischof Didimus von Tarragona, der ihn gegen seinen Willen in den Dienst der streitenden Kirche zwingt, seine Wunderthaten und sein Widerstand gegen alle Versuchungen des Teufels und endlich die Hilfeleistung des verklärten Heiligen, die er den Kastiliern im Kampfe gegen den Maurenkönig Abderrahman auf ihr flehentliches Anrufen bringt, bilden ein kirchliches Seitenstück zu den weltlichen Gedichten vom Cid. Auch das Martirio de San Lorenzo aus Cordova und das Leben der heiligen Oria (Aurea) sind auf spanischen Legenden aufgebaut. Dahingegen wird in drei andern Gedichten, die gleichfalls dem Gonzalo de Berceo zugeschrieben werden, ein tiefsinnigerer Stoff behandelt: In dem Gedicht vom Meßopfer sucht der Dichter die mystische Bedeutung der Opfer des Alten Testaments und der katholischen Kirche nebst der Symbolik der dabei beobachteten Zeremonien zu enthüllen; in dem Schmerz der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes wird die Passionsgeschichte nach der Bibel mit tiefer Innigkeit und rührender Einfalt erzählt; in den Zeichen des jüngsten Gerichts werden die wunderbaren Begebenheiten und Naturerscheinungen geschildert, welche dem jüngsten Tage vorangehen, sowie die Abhaltung des Gerichts selbst und die Strafen der Bösen und die Freuden der Frommen. In einem größeren Gedicht von 911 vierzeiligen Strophen beschreibt Berceo fünfundzwanzig Wunder unsrer lieben Frau. In der metrischen Form ist Berceo dadurch merkwürdig, daß er zuerst vollkommene Strophen von vier durch denselben Reim gebundenen Alexandrinern hat. Wenn auch in der Sprache ein

merklicher Fortschritt seit den Tagen der Abfassung des Gedichts vom Cid wahrnehmbar ist, urteilt Ticknor, so fehlt doch die Kraft und die Lebendigkeit jener merkwürdigen Sage den Versen des sorgfältigen Geistlichen ganz und gar. Nach dem Vorbild Berceos dichtete ein andrer Geistlicher, der Benefiziat von Ubeda, in Alexandrinern ein Leben des heil. Ildefonso und der heil. Magdalena.

2. Prosalitteratur und Lehrdichtung.

Alfons der Weise. Ausbildung der Prosa.

Die Einflüsse des Auslandes auf das spanische Kultur- und Litteraturleben machten sich besonders geltend seit der Regierung jenes Königs Alfons X. von Kastilien, dem die Zeitgenossen den Beinamen des Weisen oder Gelehrten beilegten und dem der Papst den römischen Kaisertitel verlieh. Wir haben die großen Verdienste dieses Fürsten um die Ausbildung der kastilischen Sprache, um die Geschichtschreibung und Gesetzeskunde des Landes, um Astronomie und andre Wissenschaften im siebenten Bande dieses Werkes S. 533 und anderwärts kennen gelernt. Eine Menge Schriften, die unter seinem Namen gehen, wie der „Schatz“ (Tesoro), eine Abhandlung in Versen über die Verwandlung unedler Metalle in Gold und das in Versbau, Sprache und Anordnung vortreffliche „Buch der Klagen“ über die Untreue der Vasallen, geben Zeugnis, wie tief sich seine geistige Thätigkeit dem Bewußtsein des spanischen Volks eingeprägt haben muß. Unter ihm trat die Pyrenäische Halbinsel mit Frankreich und Italien in größeren Verkehr und es erklärt sich daher auf natürliche Weise, daß von der Zeit an die Poesiestoffe und Dichtungsarten, die in andern Ländern zur Ausbildung gekommen, auch in Spanien Eingang fanden. Alfons selbst hat nach provençalischen Vorbildern Gesänge (cantigas) von sechs- bis zwölffüßigen Versen gedichtet, von denen noch vierhundert vorhanden sind. Sie sind dem Lobe und den Wundern der Mutter Gottes gewidmet, zu deren Ehren er im Jahr 1279, einen religiösen Ritterorden gestiftet, und in der altgalicischen Mundart verfaßt, aus der in der Folge das portugiesische Idiom großenteils hervorging. Wahrscheinlich war ihm dieser Dialekt von seiner Jugendzeit her geläufiger als das kastilische Idiom, für dessen Ausbildung er sonst so eifrig bemüht war. Ließ er doch die Bibel in die kastilische Volkssprache übertragen und sowohl in den von ihm veranstalteten großen Gesetzbuch der „Sieben Abteilungen“, jener Fundgrube spanischer Altertümer und spanischer Rechtswissenschaft, als bei den Gerichtsverhandlungen kam die altkastilische Sprache zur Anwendung. Dadurch wurde bewirkt, daß in Spanien ähnlich wie in Deutschland durch die „Spiegel“ (VII, 319) auch die Prosasprache in würdiger Weise als Schriftsprache ausgebildet ward. Nur so war es möglich, daß schon zu seiner Zeit oder kurz nachher „die große überseeische Eroberung“ in ungebundener Rede bearbeitet werden konnte, eine Geschichte der Kreuzzüge nach einer altfranzösischen Übersetzung des Wilhelm von Tyros mit vielen Zusätzen aus der gleichzeitigen Romandichtung, z. B. der Sagengeschichte vom Schwanenritter, dem angeblichen Ahnherrn Gottfrieds von Bouillon. Auch zu den zahlreichen Chroniken, die von der

Zeit an bald in Prosa, bald in gereimten Versen zu Tage traten, hat Alfons X. durch die Veranstaltung der Crónica general Anstoß und Vorbild gegeben.

Seguras Alexandreis.

Zeugt schon die Gran conquista de Ultramar, die im Jahr 1503 zu Salamanca im Druck erschien, von der allgemeinen Teilnahme, mit der man auch in Spanien den Vorgängen im syrischen Lande folgte, so tritt dieses Interesse für das Morgenland auch noch in einem andern großen Gedicht der Zeit zu Tage — in dem Alexanderlied des Weltpriesters Juan Lorenzo Segura. Es wurde früher erwähnt, wie sehr die Aufmerksamkeit des christlichen Abendlandes durch die Kreuzzüge auf den makedonischen Heldenkönig gelenkt ward, der zuerst mit europäischen Waffen das Morgenland bezwungen, Syrien und Palästina bis nach Ägypten siegreich durchzogen und Jerusalem und die heiligen Stätten betreten hat. In allen Ländern, besonders in Frankreich, wurde die Alexandersage zum Gegenstand der Dichtkunst gewählt. Hier konnten die Geistlichen dem Geschmack und Interesse der abendländischen Menschheit genügen, ohne zu der für ihren Stand unpassenden Liebesverherrlichung zu greifen (VII, 452, 458). Wie der deutsche Dichter Lambrecht hat auch der spanische aus französischen Quellen geschöpft, aus dem lateinischen Epos Walters von Chatillon und einem französischen Alexanderlied; aber wie weit steht das spanische Gedicht, das man lange dem König Alfons selbst zugeschrieben hat, hinter dem deutschen zurück. Während der Pfaffe Lambrecht eine Menge Fabeln und Entstellungen, die sich durch eine überwuchernde Phantasie an das Leben des Helden von seiner Geburt bis zu seinem Ende angeheftet, fortstieß und den König im Geiste des Altertums vorführte, erzählt der Priester von Astorga in einem Gedicht von 10,000 langen Versen allen Unsinn, alle fabelhaften Abenteuer, welche seit Dares und Dictys in die Sagengeschichte des Makedoniers eingewebt worden sind, und behandelt Personen und Sachen ganz im Charakter seiner Zeit ohne alle Kenntnis des Altertums, ohne alle Rücksicht auf die Widersprüche von Chronologie und Ortskunde, ohne alles Verständnis der Verhältnisse und Wechselbeziehung von Geschichte und Mythe, von Wahrheit und Fabel, ohne einen Begriff des Unterschieds von Dichtung und Phantastik, von Tradition und Märchen. Wir wollen den Inhalt des langen mit seltenen Abschweifungen und mit all den wunderlichen Zauber- und Feengeschichten einer überschwenglichen Romantik angefüllten Gedichts nicht verfolgen. Auf dem Felde von Troja wird als Episode von 400 Strophen die Geschichte des Trojanerkriegs eingeschaltet, indem Alexander seinen Pairs von dem Zorn des Achilles erzählt, den seine Mutter vergebens in einem Nonnenkloster verborgen hatte, und von der List des Ulysses und seinem hölzernen Pferd. In Babylon wird des Turms von Babel und der Sprachverwirrung gedacht; unter den 72 Sprachen, die man daselbst hörte, kommt auch deutsch, englisch, irländisch, schottisch, britannisch u. s. w. vor. In den späteren Gesängen läßt der Dichter seinen Helden mit zwei Dienern in einer gläsernen Kufe in die Tiefe des Meeres hinabsteigen, wo er mehrere Tage verweilt und die Wunder der Gewässer beschaut. Die Scharen des Meeres kommen herbei, um ihm zu huldigen; er findet in ihnen Abbilder und Gegenstücke aller Kreaturen des festen Landes, und auch dort haben die Schwächeren von den Mächtigen zu leiden. Die Natur verklagt den kühnen Sterblichen bei dem Schöpfer, daß er in alle ihre Geheimnisse eindringe. Sie steigt in die Hölle hinab, um die dämonischen Mächte gegen den Eroberer aufzubieten, was dem Dichter Gelegenheit gibt, auch die Unterwelt in 150 Strophen zu beschreiben, wobei einige Züge wohl mit den Danteschen Bildern verglichen werden mögen. Um die ganze Lage der Welt zu übersehen, läßt sich Alexander von zwei Greifen in die Lüfte tragen, wo er Land und Meer tief unter sich erblickt. Mit dem Tod des Helden durch Vergiftung, mit der Anordnung seines Reichs und mit der tiefen Trauer um den Hingegangenen schließt das Gedicht, dem es trotz der Häufung phantastischer Gebilde aus dem großen Vorratshause der mittelalterlichen Sage nicht an einzelnen malerischen Situationen und schönen Zügen gebricht. Den Anhang bilden zwei Trostbriefe Alexanders an seine Mutter bei seinem herannahenden Tode in ungebundener Rede, ausge-

zeichnet durch Adel der Gesinnung, durch erhabene treffende Bilder und durch Kraft und Zierlichkeit der Sprache. Die Alexandreis des Priesters Juan Lorenzo de Segura von Astorga nimmt unter den epischen Gedichten Spaniens eine hervorragende Stelle ein und scheint weit verbreitet und viel gelesen worden zu sein. Wollte man doch den alexandrinischen Vers, der in der spanischen Heldendichtung allgemein in Anwendung kam, von diesem Gedicht herleiten. Auch daß noch Cervantes dem Alexander eine Stelle unter den irrenden Rittern anweist, zeugt von der Verbreitung des Alexanderliedes und von seinem Einfluß auf das Gemütsleben der Spanier. Das von Santillana erwähnte Gedicht „Das Pfauengelübde", das sich jedoch nicht erhalten hat, scheint eine Fortführung der Thaten Alexanders in demselben Versmaße gewesen zu sein.

Seguras Alexandreis gibt den sichersten Beweis, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die bis dahin mehr abgeschlossene und auf sich selbst gewiesene spanische Halbinsel in dieselbe geistige Atmosphäre eingetreten war, die damals das ganze christliche Abendland überzogen hatte, daß ein idealisiertes Rittertum mit religiöser Weihe, wie es in den geistlichen Ritterorden seinen vollkommensten Ausdruck fand, und mit einem Frauenkult, der durch den Reflex der mohammedanischen Anschauungen sich noch schärfer und sinnlicher ausbildete als anderwärts, die Phantasiewelt und das träumerische Seelenleben der oberen Schichten der Gesellschaft durchdrungen hatte. Rechnen wir dazu noch das südliche Naturell, die fremdartigen Elemente, die durch die steten Berührungen mit der orientalischen Menschheit fortwährend zugeführt wurden, die Entdeckungsfahrten, die im fünfzehnten Jahrhundert die Einbildungskraft mit so vielen wunderbaren Eindrücken füllten, so werden wir es nicht wunderbar finden, wenn auf dem vagen und phantastischen Boden der Alexanderdichtung eine Fülle romantischer Ritterbücher emporwuchs, die endlich, begünstigt durch äußere Verhältnisse und Bedingungen, zu den wunderlichen Gebilden der Amadisromane sich entwickelte, die wir im vorigen Bande kennen gelernt haben (IX, 329 ff.). Die Ausbildung der Prosasprache in Kastilien durch die zahlreichen Chroniken und andre Werke erleichterte den Übergang von der epischen Dichtung in Versen zu der breiten Erzählung und Schilderei der Ritterromane in ungebundener Redeform. Ritterbücher.

Im vierzehnten Jahrhundert trat in allen Ländern neben die Ritterbücher die lehrhafte Dichtung, meistens in der Gestalt von kurzen Erzählungen und Beispielen. Es war die natürliche Reaktion des Verstandes und der Lebenserfahrung gegen die überwuchernde Welt der Phantasie und der Fiktion. Und auch diese Wandlung des Geisteslebens hat Spanien geteilt, nur daß hier die Lehrdichtung nicht wie anderwärts in Versen, sondern in der schon lange zur Schriftsprache ausgebildeten kastilischen Prosa einherschreitet, und daß zugleich reicher als in den übrigen Ländern die morgenländische Märchenwelt hereinspielt. Das berühmteste, am weitesten verbreitete Buch solcher erzählenden Didaktik ist „der Graf Lucanor" des Don Juan Manuel, desselben Infanten, dessen unruhiges Treiben und aufrührerische parteisüchtige Natur unter den Königen Ferdinand IV. Lehrdichtung. Graf Lucanor.

und Alfons XI. wir früher kennen gelernt haben (VII, 535 ff.). In diesem wechselvollen Leben mag der Infant oft in solche schwierige Lagen gekommen sein, wie sie der „Graf Lucanor", unter welchem Namen wir uns den Autor selbst zu denken haben werden, mit ebensoviel Anmut und Geschick als geistreicher Natürlichkeit vorträgt. Es ist ein Fürstenspiegel voll nutzreicher Lehren in Erzählungen.

Graf Lucanor findet sich oft in schwierige Verhältnisse bald moralischer, bald politischer Art versetzt. In solchen Verlegenheiten fragt er seinen Freund Patronio um Rat. Dieser antwortet ihm durch den Vortrag einer kleinen Geschichte, zuweilen einer Fabel, deren Nutzanwendung jedesmal zum Schlusse treffend in ein Verschen gebracht wird. Solcher Novellen sind neunundvierzig. „Die Geschichten, welche die Einkleidung des Falles bilden, sind gelungene Erfindungen, anmutig erzählt, nicht selten an das Poetische streifend, eine schmucke Galerie frischer Lebensbilder des spanischen Mittelalters." Manche der Geschichten und Beispiele waren Gemeingut des gesamten westlichen Europa, wie die Erzählung von der bezähmten Widerbellerin und die Äsopischen Fabeln; die meisten aber sind der spanischen Geschichte oder Volkssage entnommen und verraten zum Teil einen orientalischen Ursprung. Allenthalben erkennt man in den Erzählungen wie in den daraus gefolgerten Nutzlehren einen erfahrenen Mann voll Welt- und Menschenkenntnis, der in seinen Anschauungen nicht selten über seiner Zeit steht. Das Buch, das ein Mittelglied zwischen abendländischer und morgenländischer Novellistik bildet, ist von späteren Schriftstellern häufig benutzt und ausgeschrieben worden.

Der Erzpriester von Hita. † 1351.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der didaktischen und satirischen Poesie des vierzehnten Jahrhunderts gehört Juan Ruiz, Erzpriester in dem Flecken Hita, fünf Meilen von Guadalajara. Zwischen 1337 und 1350 auf Befehl des Erzbischofs von Toledo in gefängliche Haft gebracht, vielleicht weniger auf Grund falschen Zeugnisses, wie er angibt, als eines unkirchlichen Charakters oder Wandels, hat er diese unfreiwillige Muße zur Abfassung von Gedichten benutzt, bei denen verschiedene Liebesabenteuer, die der Dichter erlebt haben will, den äußeren Rahmen und das lockere Band bilden für eine Reihe von Erzählungen, Fabeln, Schwänken, Lebensregeln, häufig mit satirischer und humoristischer Färbung, mit einem mutwilligen ironischen Hintergrund. Ticknor vergleicht ihn mit Chaucer. Wenigstens hat der Erzpriester von Hita das Verdienst, wie der englische Dichter neue metrische Formen eingeführt und ältere verbessert zu haben. In den lyrischen Teilen bedient er sich meistens der sechs- und achtsilbigen größeren und kleineren Redondillenverse, die in kurze Strophen abgeteilt und durch den vollständigen Reim gebunden sind, wogegen er sich bei den erzählenden und belehrenden Stellen der Alexandrinerstrophe bedient.

Die Liebesverhältnisse, die der Dichter bald durch die Klosterbotin (Trotaconventos) Urraca, bald durch andre Zwischenträger mit verschiedenen Schönen anknüpft und unterhält, sind wohl nur erfunden, um als Rahmen für seine Schwänke, Fabeln, Erzählungen und Lieder zu dienen, die er teils aus lateinischen, mehr noch aus französischen Quellen schöpfte, denen er aber mit großem Geschick und Takt ein eigentümliches nationales oder lokales Gepräge zu geben verstand. Solche fingierte Liebesbande ohne Realität waren ja in den Zeiten Petrarcas und der Minnesänger nichts Ungewöhnliches. Ein Teil der poetischen Erzählungen, die meistens mit

großer dramatischer Lebendigkeit vorgeführt werden, bewegt sich in Allegorien; viele sind aus dem Fabel- und Märchenschatz des Altertums und des Mittelalters entlehnt. Die aus einer lateinischen Komödie des Mittelalters stammende Erzählung, wie der Dichter als Don Meton de la Huerta auf Rat der Donna Venus und unter Vermittelung der alten Trotaconventos um die Hand der Witwe Endrina wirbt und sie endlich erhält, trägt noch Spuren ihres dramatischen Ursprungs. Satirische Ausfälle und Anspielungen, wie im Reineke Fuchs, und unzüchtige Situationen, wie bei Chaucer und Boccaccio, sind nicht selten und werden durch die vorausgeschickten Prologe über den moralischen Zweck nur mit einem leichten Flor verhüllt.

Wie sehr die didaktische Poesie im Geschmack des Zeitalters war, geht noch aus andern gleichzeitigen Schriften hervor, die, wenn auch verschieden in Haltung und Form, doch alle einen lehrhaften Zweck verfolgen. Dahin gehören die „Ratschläge und Lehren des Juden Rabbi de Santob von Carrion" an Pedro IV., den grausamen König, den wir in Bd. VIII, S. 88 ff. kennen gelernt haben, den aber die spanischen Dichter, besonders die Dramatiker um seiner strengen Gerechtigkeit willen in einem günstigeren Lichte zeigen. Das Gedicht trägt im Versmaß des alten leichten Rundreims (Redondilla) in 476 Strophen weise Lehren und Ratschläge vor, die der neue König beherzigen möge und nicht gering achten, weil sie von einem Juden ausgehen. Mit Unrecht hat man auch das „Lehrgedicht über den christlichen Glauben" demselben Verfasser zugeschrieben, weil es sich in der nämlichen Handschrift befindet. Die „Doctrina Christiana" erklärt, nach einem Prolog in Prosa mit einem reumütigen Sündenbekenntnis des Verfassers in 157 vierzeiligen Strophen (drei achtfüßige gereimte und eine vierfüßige reimlose Zeile) den Glauben, die zehn Gebote, die sieben Haupttugenden, die vierzehn Werke der Barmherzigkeit, die sieben Todsünden, die fünf Sinne und die heil. Sakramente. Zum Schluß schildert das Gedicht die Gefahren der Welt und erteilt Ratschläge zu einem christlichen Leben. Verwandt damit ist ein andres größeres Lehrgedicht von neunundsiebzig achtzeiligen Stanzen aus zwölfsilbigen gereimten Versen: „Der Totentanz" (la Danza general de la muerte), eine lebendige und ergreifende Schilderung des unvermeidlichen rasch eintretenden Menschengeschickes. Wir wissen, wie sehr das Mittelalter es liebte, die Wechselfälle und Kontraste des Erdenlebens unter dem Bilde eines Tanzes darzustellen, worin der Tod als Gerippe alle Stände und Lebensalter dahinrafft, eine Vorstellung, die besonders um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als der „schwarze Tod" seinen Lauf durch die Welt machte, die Phantasie der Völker fesselte (VIII, 201).

Andre Lehrgedichte.

Santob.

Doctrina Christiana.

Der Totentanz.

Dieser Vorstellung gibt auch das vorliegende Lehrgedicht Ausdruck. Nach einer kurzen prosaischen Einleitung, die eine summarische Exposition des Ganzen enthält, eröffnet der Tod den Reigen, indem er allen Sterblichen das unvermeidliche Los, das er ihnen bereite, zuruft. Dann tritt ein Prediger auf, der zu tugendhaftem Lebenswandel, als der besten Vorbereitung zum Sterben ermahnt, worauf der Tod alle, die geboren wurden, abermals zum unabweislichen Tanz einladet und diesen sogleich mit ein paar holden Jungfrauen in voller Jugendblüte beginnt. Dann kommen alle Stände nach der Stufenfolge des Mittelalters an die Reihe, indem der Tod in der einen Oktave immer sein zunächst auserſehenes Schlachtopfer zum Tanz

einladet und in der andern der Angerufene sein bitteres Los bejammert. Die letzte Strophe enthält die Resignation und die frommen Vorsätze der Sterblichen.

Das Gedicht auf Joseph. Auch das **Gedicht auf Joseph**, das in spanischer Sprache aber mit arabischen Buchstaben geschrieben ist und sich weniger an das Alte Testament als an den Koran hält, kann der didaktisch-epischen Litteratur dieser Zeit beigezählt werden. Entweder von einem zum Christentum übergetretenen Mauren oder von einem unter den Arabern des Südens lebenden Spanier gedichtet, ist das Werk ein merkwürdiges Beispiel von dem großen Wechselverkehr beider Nationen im Mittelalter.

Lopez de Ayala. Am Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts begegnen wir einem Manne, der in der Staatsverwaltung und im Krieg, in der Dichtkunst wie auf dem Felde der Wissenschaft, namentlich der Historiographie eine hervorragende Stellung errungen hat — **Pero Lopez de Ayala**. Einem der ältesten und vornehmsten Häuser des kastilischen Adels entstammt, hat er unter vier Königen in Würden und Ehren gestanden und eine schwere wechselvolle Lebensschule durchgemacht. Obwohl ein tapferer Kriegsmann hatte er doch das Unglück, zweimal in Gefangenschaft zu geraten, einmal in der Schlacht bei Nareja im Jahr 1367 in englische, das zweite Mal bei Aljubarrota in portugiesische (VIII, 97, 111). In England verbrachte er die trübe Zeit in einem Kerker, dessen Dunkelheit und Qualen er in einem seiner Gedichte beschreibt. Ayala starb 1407 zu Calahorra.

Ayalas Schwestersohn Fernan Perez de Guzman gibt folgende Charakteristik von seinem Oheim: „Er hatte ein sanftes, gesprächiges Wesen und war höchst gewissenhaft und gottesfürchtig. Die Gelehrsamkeit liebte er sehr; mit Büchern und Geschichten gab er sich viel ab, so daß, wie tapfer als Ritter und wie klug als praktischer Weltmann er auch war, er doch einen natürlichen Hang zu den Wissenschaften hatte. Deshalb verbrachte er auch einen großen Teil seiner Zeit mit Lesen und Studieren sowohl von Rechtsbüchern als von Philosophie und Geschichte. Den Frauen war er überaus ergeben, mehr als sich für einen so gelehrten Ritter geziemte."

Rimado de Palacio. Ayalas didaktisches Werk, „Hofreime" (Rimado de Palacio) genannt, von dem er einen großen Teil in der englischen Gefangenschaft verfaßt haben soll, ist ein Spiegel der Zeit. Mit Anweisungen und Ratschlägen über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaates und mit Lehren über die Regierungskunst und die Pflichten für die Könige und die Großen des Reichs verbindet es satirische Schilderungen des damaligen Zustandes in Staat und Kirche, der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände, insbesondere der in Kastilien herrschenden Mißbräuche und Gebrechen voll Freimütigkeit und gesunden Urteils. Allenthalben erkennt man den einsichtsvollen Mann, der als hoher Staatsbeamter und Gesandter Gelegenheit hatte, wichtige Erfahrungen über Welt und Menschen zu sammeln. Das Werk beginnt mit einem reuigen Bericht des Verfassers, geht darauf über zur Erörterung der zehn Gebote, der sieben Todsünden, der vierzehn Werke der Barmherzigkeit und zu verschiedenen andern religiösen Gegenständen. Alsdann handelt es von der Verwaltung des Staats, von königlichen Räten, von Kaufleuten, von Gelehrten, Steuereinnehmern u. a. und schließt wie es anfing mit Gebetsübungen. Neben den Lehren und Ratschlägen gehen lyrische Ergüsse von dichterischem Schwung einher, meistens religiösen und moralischen Inhalts, und Bitt- und Lobgesänge auf die Jungfrau Maria. Sowohl in den lehrhaften als in den lyrischen Partien seines Buches hat Ayala den

Erzpriester von Hita vor Augen gehabt, nur daß er sich mehr objektiv verhält und nicht mit leichter Ironie, sondern mit ernster Rüge und scharfer Satire die Laster und Mißstände, die Thorheiten und Fehler darlegt und geißelt. Mit dem Erzpriester stimmt er auch in der metrischen Form dahin überein, daß er den eigentlich satirisch-didaktischen Teil seines Werkes in der bekannten Alexandrinerstrophe, die lyrischen Partien dagegen vorzugsweise in acht- und sechssilbigen Versen abfaßte.

Und nicht bloß als Staatsmann und Dichter hat Ayala seinen Namen bei Mit- und Nachwelt berühmt gemacht; ihm gebührt auch die Ehre, die Geschichtschreibung aus dem Bereiche der Chroniken auf eine höhere Stufe gehoben, von den zum Teil dürren und trockenen, zum Teil aus Volkssagen und Romanzen ausgeschmückten Zeitbüchern zum Anfang einer pragmatischen Historiographie sich aufgeschwungen zu haben. Die ereignisvolle, an Greuelthaten und Schicksalswechseln so reiche Zeit, als Pedro der Grausame mit seinem Halbbruder Heinrich von Trastamara im Kriege lag und Franzosen und Engländer unter den gefeiertsten Rittern Bertrand du Guesclin und dem schwarzen Prinzen das kastilische Land durchzogen, gab dem patriotischen Ayala von selbst den Griffel in die Hand. Er stand auf seiten Heinrichs, daher auch das lastervolle Tyrannenleben Pedros, das wir im achten Bande dieses Werkes S. 88—98 dargestellt haben, mit schonungsloser, ergreifender Schärfe gezeichnet wird. Die Erzählung seiner Ermordung durch den Bruder im Zelte du Guesclins schließt er mit der kurzen Bemerkung: „Er hatte viele Menschen in seinem Reiche umgebracht, daher widerfuhr ihm dies ganze Unglück.“ Unter Heinrich II. erlangte Ayala zum Lohne seiner Treue die Würde eines Großkanzlers und erwarb sich in dieser wichtigen Stellung solches Ansehen und solchen Einfluß, daß er auch unter dessen beiden Nachfolgern Juan I. und Heinrich III. das hohe Staatsamt fortführte. Ayalas Zeitgeschichte.

Ayalas Werk beginnt mit dem Jahr 1350, wo die Chronik Alfons' XI. endigt, und führt den Faden der Geschichte fort bis zum Jahr 1396. Es enthält also die Zeitgeschichte, die er selbst durchlebt, bei der er selbst mitgewirkt hat. Ein Bewunderer und Nachahmer des Livius, dessen Werk er ins Kastilische übersetzt hat, schaltet er gleich diesem römischen Historiographen in den Lauf seiner Erzählung Reden und Briefe ein, aus denen man die Ansichten, die Gedanken, den Charakter der Handelnden besser erkennen kann, als aus den bloßen Thatsachen. „Verglichen mit der älteren Chronik Alfons des Weisen,“ urteilt Ticknor, „entbehrt Ayalas Geschichtsbuch den Reiz jener dichterischen Leichtgläubigkeit, die sich an zweifelhaften Überlieferungen des Ruhmes mehr ergötzt, als an den zuverlässigen Thatsachen, welche oft weder dem Ruf des Volks, noch dem der Menschlichkeit ehrenvoll sind. Im Vergleich mit der Chronik Froissarts, seines Zeitgenossen, vermissen wir die ehrliche, aber etwas kindische Begeisterung, die mit ungemischtem Ergötzen und mit Bewunderung auf alle glänzenden Traumbilder des Rittertums schaut, und finden statt dieser die durchdringende Umsicht eines erfahrenen Staatsmannes, der durch das Thun der Menschen hindurchblickt und, wie Comines, es durchaus nicht der Mühe wert hält, die großen Verbrechen zu verhehlen, mit denen er bekannt geworden ist, wenn sie nur vollständig und mit Erfolg ins Licht gestellt werden können.“ Die ruhige objektive Darstellung und der einfache Stil bilden einen merkwürdigen Kontrast zu den blutigen, schrecklichen Begebenheiten, die in der Erzählung vorgeführt werden, ein Kontrast, der den Eindruck und die Wirkung des Inhalts erhöht.

Königschronik von Perez de Guzman. Ayalas Geschichtswerk galt den Chronisten der Folgezeit als Muster und Vorbild. Dies erkennt man vor allem an den von verschiedenen Händen bearbeiteten, zuletzt von Fernan Perez de Guzman zum Abschluß geführten Jahrbüchern über die Regierungszeit der Könige Heinrich III. und Johann II. (VIII, 100—102). Auch hier wird die Geschichtserzählung öfters durch eingeschaltete Briefe und Reden unterbrochen; doch geht durch das Ganze eine wohlgeordnete urkundliche Erzählung der Vorgänge, welche, wenn auch gefärbt von einigen Vorurteilen und Leidenschaften der unruhigen Zeiten, doch stets Anspruch machen darf auf genaue annalistische Relation und auf das Streben, den ernsten und würdigen Stil zu erreichen, der sich für die höheren Zwecke der Geschichte eignet. Die Königschronik Guzmans enthält eine Menge Originalbriefe und Urkunden und wirft bei Gelegenheit der Beschreibung der Feste, Turniere und Feierlichkeiten, an denen der Hof Johanns II. so reich war, viele interessante Streiflichter auf die Sittengeschichte der Zeit.

3. Rückblick auf die mohammedanische Litteratur.

Charakter der späteren morgenländischen Litteratur. In demselben Jahr 1492, da mit dem Falle von Granada dem Islam im Abendlande der letzte Stützpunkt seiner Herrschaft zusammenbrach, starb auch der letzte namhafte Dichter der mohammedanischen Welt, Dschami. Wir haben in früheren Blättern (VI, 508 ff.) das Kultur- und Poesieleben dargestellt, wie es sich an den Kalifensitzen des Morgenlandes und an den glänzenden Fürstenhöfen Andalusiens entwickelte und ausbildete. Wenn wir hier den abgebrochenen Faden noch einmal anknüpfen, so geschieht es in der Absicht, die arabisch-persische Dichtkunst, die auch in der Pyrenäischen Halbinsel ihre duftenden Blumen in den üppigen Boden pflanzte, noch einmal in ihrem letzten Glanze und in dem erbleichenden Schimmer ihrer Produktionskraft zu belauschen, die mohammedanische Menschheit, die einst so einflußreich in das geschichtliche Leben und in den Bildungsgang des christlichen Abendlandes eingegriffen, vor ihrem Ausscheiden aus der europäischen Kulturwelt, noch mit einem Blick der Teilnahme für ihre geistigen und künstlerischen Bestrebungen und Erzeugnisse zu begleiten. Denn wenngleich die Berührungen der christlichen und mohammedanischen Völker noch lange andauerten und zeitweise noch lebhafter sich gestalteten, als in dem Zeitalter der Kreuzzüge, so waren sie doch seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nur feindseliger, nur zerstörender Art, während in früheren Perioden neben dem Kampfe mit den Waffen auch eine geistige Wechselbeziehung in die Erscheinung getreten war, auch die Künste des Friedens, die Güter der Seelen- und Phantasiethätigkeit ausgetauscht wurden. Mit der Herrschaft der Osmanen, die fast gleichzeitig mit dem Untergang des Maurenreichs von Granada den Höhenpunkt ihrer Macht erstieg, verwelkte auch im Islam am geistigen Lebensbaum die naturwüchsige Frucht und Blüte; türkische Gewaltherrschaft konnte

nur die fremden Kulturelemente zerstören, was aus dem eignen Schoß hervorging, war entlehntes oder nachgemachtes Gut ohne eigne Schöpferkraft. Die mohammedanische Dichtung, in der sich die plastisch-poetische Anlage der Perser und die musikalisch-lyrische Natur der Araber Ausdruck und Formen schufen, war wie das ganze nationale Dasein, von raschem Entwicklungsgang und hervortretender Energie, aber von geringer Abwechselung. Der Born der dichterischen Begeisterung war lebendig und kräftig emporsprudelnd, aber das Feld, das er befruchtete, war weder weit noch mannigfaltig; es glich einem von Zierpflanzen und duftigen Kunstgewächsen reich geschmückten Blumengarten, worin eine begrenzte Flora in unendlichen Variationen und im schönsten Farbenglanze prangte, aber weder Natur und Boden, noch Künstlerhand einen Pflanzenwuchs zu erzeugen vermochten, der auch durch die Verschiedenartigkeit seiner Gattungen und die Höhe und Kraft des Wachstums Entzücken und Bewunderung erregt hätte.

Wir haben den Charakter dieser mohammedanischen Dichtung, wie er in den Kulturstätten Asiens und Afrikas und in den Herrschersitzen Andalusiens zu Tage trat, nach Inhalt und Formen kennen gelernt, jene duftigen Lieder und anmutigen Erzählungen, die so sehr mit der Natur und dem nationalen Leben übereinstimmten. Diesen Charakter bewahrte die mohammedanische Dichtung auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Persien war der fruchtbare Mutterschoß der lyrisch-mystischen Poesie, die sich dann über die ganze weitzerstreute Welt der Verehrer des Propheten ausbreitete und allen Erzeugnissen der Phantasie und Kunst ein gleichartiges Gepräge verlieh. In den Rosengärten von Schiras erwuchsen die dichterischen Blumen, welche die alten Kalifenstädte, die Sitze des Luxus, der Üppigkeit, des Lebensgenusses schmückten und entzückten. Schiras war der Geburtsort des gefeiertsten Dichters des Orients, Schemseddin Mohammed Hafis, und sein Grab in der Vorstadt Moßella, an den Ufern des von ihm vielbesungenen Roknabad, blieb jahrhundertelang eine Wallfahrtsstätte für die frommen Moslems. Denn Hafis, der feurige und liebliche Sänger der Liebe, des Weines und der sinnlichen Genüsse, lebte als Derwisch in freiwilliger Armut in der anmutigen Gegend seines Heimatlandes, das Schwelgen in mystischer und pantheistischer Beschaulichkeit und Schwärmerei dem Freudenleben am Hofe von Bagdad vorziehend, wohin der Sultan Achmed-Ilchani ihn einlud; daher nannten ihn seine Verehrer die „mystische Zunge“ und fromme „Wortgelehrte“ legten seinen von Sinnlichkeit übersprudelnden lyrischen Gedichten einen geheimnisvollen mystischen Sinn unter und deuteten, wie die Bibelerklärer das Hohelied, seine Aussprüche allegorisch, während die strenggläubigen Religionsgenossen ihn als Freigeist schmähten, „der Ärgernisse schaffet“, und ihm ein ehrenvolles Begräbnis verweigern wollten. Hafis durchlebte die ganze Regierung der Familie Mosaffer als Lobredner derselben; seine Geburt und sein Tod fallen mit der Gründung und dem Erlöschen dieser Dynastie zusammen. Auch Timur bezeigte dem „Dichterkönig“ seine Hochachtung (VIII, 632 f.). Erst nach seinem Tode wurden seine in lieblicher Sprache und leichter Metrik dahinfließenden Oden und Elegien in einen „Divan“ gesammelt, der viele Kommentatoren gefunden hat. Hafis war eine durchaus lyrische Natur, mit einer heiteren, leichten und überströmenden Phantasie begabt, jedoch schlechterdings auf die Anerkennung und den Genuß der endlichen Wirklichkeit gerichtet. Wenn in einigen seiner Ghaselen mystischer Anstrich aufgetragen ist, wenn aus seinem Buch des Schenken wirklich mystischer Hauch weht, so ist doch die Gesamt-

Die persische Poesie im vierzehnten Jahrhundert.

Hafis. † zwischen 1389 u. 1394.

heit seiner Gedichte nichts als ein lauter Aufruf zu Liebe und Wein und der höchste Ausbruch erotischer und bacchantischer Begeisterung.

Mohammed Schems-ed-din, genannt Hafis, d. i. die Glaubenssonne, der Preiswürdige, führte auch den Beinamen „Bewahrer des Korans", weil er den ganzen Koran auswendig wußte. Er selbst sagte: „Durch den Koran hab' ich alles, was mir je gelang, gemacht." Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatischen Arbeiten und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich. Mit solchen ernsten Studien, bemerkt Goethe im Westöstlichen Divan, mit einem wirklichen Lehramt stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse, was er ausspricht. — Aus seinen Liedern strömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügsam, froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Teil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hineinblickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andre; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Beweglichkeit behalten muß. — Hafis ist ein großes heiteres Talent, das sich begnügt, alles abzuweisen, wonach die Menschen begehren, alles beiseite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihresgleichen erscheint. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensbegleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kamel- und Maultiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er selbst mutwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. In dem angeführten Buch von Hammer heißt es: Alles atmet bei Hafis nur Wein und Liebe, vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Religionspflichten und offenen Hohn der Klosterdisziplin, wiewohl er selbst nicht nur durch Kutte und Stab, sondern auch durch Verachtung aller Güter der Welt und freien, unabhängigen Sinn ganz eigentlich Derwisch war.

Joseph v. Hammer setzt in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" Hafis an den Schluß des vierten Zeitraumes, den er als die Blütezeit persischer Poesie und Rhetorik bezeichnet, für jene den Sänger von Schiras, für diese den Chodja
Waßaf. Abdallah Waßaf als Reigenführer darstellend. Waßaf erhielt den Beinamen al Hasret d. i. der Lobredner der Majestät, weil er seine Talente zum Preise des Sultans Abusaid aus der Familie Dschengisschans verwendete. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der Nachkommen dieses großen Eroberers in dichterischer Ausschmückung, die trotz der Dunkelheiten und Unverständlichkeiten von den Orientalen als Muster rhetorischer Kunst gepriesen wird. Die Sprache desselben ist ein reichgesticktes Gewebe der gesuchtesten Bilder und seltensten Allegorien, der mannigfaltigsten astronomischen und mythologischen Anspielungen, der künstlichsten Allitterationen und Wortspiele. Neben diesen beiden
Chosru. glänzte noch im vierzehnten Jahrhundert Emir Chosru, der, aus Turkestan stammend, den größten Teil seines Lebens in Delhi als angesehener Beamter des Sultans verbrachte. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich jedoch vom Hof zurück und vertilgte aus seinem Divan mehrere Gedichte, die nichts als Fürstenlob enthielten. Nisami und Saadi waren seine großen Vorbilder auf der Bahn des beschaulichen Lebens und der Dichtkunst, der inneren und der äußeren Wissenschaft. Chosru war ein fruchtbarer Schriftsteller; außer seinen lyrischen Gedichten, die er selbst nach den Perioden seines Lebens in vier Bücher teilte, hat er auch geschichtliche und wissenschaftliche Werke verfaßt und einen „Fünfer" nach dem Vorgange von Nisami (VI, 504) und zum Teil desselben Inhalts.

Das fünfzehnte Jahrhundert. Den fünften Zeitraum persischer Poesie und Redekunst, das fünfzehnte Jahrhundert umfassend, bezeichnet Hammer als die Periode des Stillstandes, begrenzt durch

Dschami, den letzten Dichter erster Größe, der jedoch mehr durch Korrektheit und Glätte des Stils und durch nachahmendes Talent, als durch schöpferisches Genie ausgezeichnet ist. Nach ihm ist die Dichtkunst ein Jahrhundert ruhig stehen geblieben, so sehr auch die Fürsten aus dem Geschlechte Timurs sich den Wissenschaften und schönen Künsten geneigt zeigten und Dichter und Gelehrte oft über Verdienst ehrten und belohnten. Hat doch Emiranschah für ein bombastisches Distichon einst tausend Dukaten hingegeben. Und nicht bloß Gönner und Beförderer litterarischer Thätigkeit waren diese Herrscher; mehrere derselben, insbesondere Ulugbeg, waren auch selbst Gelehrte und Schriftsteller. Bei solcher Aufmunterung von den Höfen konnte es nicht fehlen, daß sich viele der Dichtkunst und den Wissenschaften widmeten und daß namentlich in Samarkand eine Menge von Gelehrten, Geschichtschreibern und Dichtern lebten. Aber die schöpferische Geisteskraft war ermattet, der Genius schlaff geworden. Statt neue Richtungen und Wege zu versuchen und frische Geistesfrüchte hervorzubringen, hielten sich die Dichter dieser Periode lediglich an die früheren Werke, die sie nachahmten, paraphrasierten und erweiterten, und legten den Hauptwert auf Korrektheit und Glätte der Form, auf äußerliche Vorzüge. Man prunkte mit gelehrtem Wissen, man mühte sich ab, unpoetische Gegenstände in Verse zu bringen, man zwang die Muse in den Dienst der Religion und verfaßte andächtige und erbauliche Lieder, man schrieb allegorische Romane, worin metaphysische und moralische Wahrheiten im Gewande sinnlicher Liebesgeschichte auftraten. Auch die Prosa, in vielen historiographischen Schriften eifrig gepflegt, setzte mehr Wert in rhetorischen Schmuck als in Natur, in Kraft und einfache Klarheit. Selbst der größte und fruchtbarste Dichter und Schriftsteller des Jahrhunderts, Mewlana Dschami, dessen Vater, aus Ispahan stammend, sich in dem Dschami † 1492.
Flecken Gardschard in der Landschaft Dscham niedergelassen hatte, hat sich an ältere Vorbilder angeschlossen, an Nisami in einem „Fünfer" den er später durch Hinzufügung zweier neuen Stücke zu einem „Siebner" erweiterte, an Saadi in seinem „Frühlingsgarten" (Beharistan), worin Verse und Prosa, Betrachtungen und Erzählungen abwechseln.

Dschami, sagt Goethe, faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Kultur. Er hat einen großen Vorteil, dreiundzwanzig Jahre nach Hafis' Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigentum. Nun versucht und leistet er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuten; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des Nationalinteresses nicht ausgefüllt hätte, so gibt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweis, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt.

Dschami wußte das Realistische und Idealistische in sich zu trennen, versichert Hammer, und huldigte so der äußeren als inneren Anschauung nach Zeit und Ort mit Abwechselung von einer zur andern. Er gehört weder unter die ganz sinnlichen, noch ganz übersinnlichen Dichter. Die Mannigfaltigkeit seiner Werke bietet Nahrung für jeglichen Geschmack. Er war Meister des Worts in gebundener wie in ungebundener Rede. Seine Briefe gelten noch heute als Muster in dieser Gattung; von seinen historischen Arbeiten sind die „Biographien der Sofis" am berühmtesten. Am meisten gefeiert aber waren seine lyrischen und romantischen Dichtungen, welche der gesamten osmanischen Poesie zum Vorbild dienten. Hochgeehrt von den Sultanen Abusaid und Hossein starb Dschami in dem hohen Alter von 82 Jahren.

Dschamis Werke. Diwane. Dschamis gesammelte Werke zerfallen in drei Klassen, in poetische, gemischte und prosaische. Unter seinen Dichtungen nehmen die lyrischen, in vier Sammlungen oder Diwane geteilt, und die romantischen Erzählungen seines „Fünfer“ oder Chamse die erste Stelle ein. In den Diwanen hat er die Früchte seiner vier Lebensalter niedergelegt; sie beweisen, daß auch in seinem Alter „das Herz und Geist erwärmende Feuer“ noch nicht erloschen war. Sein dem Fünfer. Nisami nachgebildeter „Fünfer“ ist teils aus romantisch erzählenden, teils aus didaktisch moralischen Geschichten zusammengesetzt. An der Spitze steht das religiöse Lehrgedicht Tohfetal-ebrar, d. h. Geschenk der Gerechten. Beginnend mit der Erschaffung der Welt, als des Spiegels der Vollkommenheit des Schöpfers, und des Menschen als des Ebenbildes der Wesenheit Gottes, handelt es von den Eigenschaften und Tugenden der Menschen, von den religiösen Pflichten, von den Seelenzuständen und Affekten der verschiedenen Lebensalter, von Fürsten, Wesiren und Weisen. Der zweite Teil, Sushetal-ebrar, „der Rosenkranz der Gerechten“, ein Seitenstück zu dem ersten, ist wie ein Rosenkranz in Knoten oder Abschnitte eingeteilt, von denen jeder aus drei Teilen besteht: aus der Erklärung (Scherh), der Anwendung derselben durch eine Geschichte (Hikajet) und einer Anrufung (Munadschat), welche gewöhnlich den Übergang zum folgenden Knoten bildet. Solcher Knoten oder Abschnitte sind vierzig, von der göttlichen Eingebung und der Sprache, als dem höchsten Unterscheidungszeichen des Menschen vom Tier, durch alle Zustände, Stimmungen und Wesenheiten der Seele, nebst Ermahnungen und Lebensregeln. Der dritte Teil enthält die schöne Erzählung „Jussuf und Suleicha“, die durch den Koran geheiligte göttliche Liebe des keuschen Joseph und der Frau Potifars, unter den romantischen Liebesgeschichten des Orients neben „Leila und Medschnun“ und „Chosru und Schirin“ die beliebteste und von den Dichtern am meisten gefeierte. „Chosru und Schirin“ ist das Gemälde glücklicher Liebe und des höchsten weiblichen Ideals in Schirin; „Leila und Medschnun“ die Geschichte unglücklicher Liebe und des daraus entstehenden Wahnsinns, der für Medschnun das höchste Interesse erweckt, während Leila als ruhige Schönheit auch den Leser ruhig läßt; in „Jussuf und Suleicha“ ist das Ideal der höchsten Schönheit in Jussuf, das Ideal der feurigsten Liebe in Suleicha, die Macht der Schönheit und der Liebe, die Herrschaft des Gemüts und der Sinne, der besiegende Geist des Prophetentums und die unterliegende Schwäche sich selbst überlassener Weiblichkeit in scharfen Kontrasten einander gegenübergestellt. Zum rechten Glauben bekehrt wird endlich Suleicha durch göttliche Gnade als reine Jungfrau mit Jussuf vermählt. Nachdem er ihr ein Bethaus gebaut, stirbt er und bald darauf auch Suleicha aus Schmerz. Der vierte Teil enthält „Medschnun und Leila“, der fünfte „Iskendername“, das Buch von Alexander, dem makedonischen Heldenkönig, dessen Leben und Thaten im Morgenlande nicht minder zum Inhalt epischer und didaktischer Gedichte gewählt wurden als im Abendlande. Bei Dschami dient übrigens die Geschichte Alexanders nur als der „Haspel, um daran den Faden allgemeiner Weisheitslehren abzuwinden“, die bei jeder Gelegenheit den persischen und indischen Philosophen in den Mund gelegt werden. Zu diesen fünf Erzählungen fügte Dschami in seinem Alter noch zwei weitere moralisch-romantische Gedichte: „Die goldene Kette“ und „Absal und Selman“. — Unter den aus Versen Beharistan. und Prosa gemischten Schriften ist der dem Saadi nachgebildete „Beharistan“ oder Fruchtgarten am berühmtesten. Er ist nach dem Vorbild der acht Paradiese in acht Gärten eingeteilt: 1. Wohlriechende Kräuter aus dem Leben des Scheich Dschoneid und andre Anekdoten von frommen Scheichen. 2. Philosophische Anemonen, d. i. Anekdoten von Philosophen. 3. Der Flor der Reiche durch Weisheit und Gerechtigkeit. 4. Fruchttragende Baumschule der Großmut und Freigebigkeit. 5. Von den Nachtigallen des Gartens der Liebe. 6. Sanfte Winde von Scherzen und lustigen Einfällen. 7. Von den Singvögeln der Rede und den Papageien der Dichtkunst, d. i. kurze Notizen von den vorzüglichsten persischen Dichtern. 8) Natürliche Sprache sprachloser Wesen, d. i. Fabeln und Apologen. Von Dschamis Prosawerken ist seine

Geschichte des Mystizismus mit Biographien der berühmtesten Sofis, ein Spiegel orientalischer Kontemplation und Theosophie, das hervorragendste. Geschichte des Mystizismus.

Das sechzehnte Jahrhundert wird von Hammer als das Zeitalter der „Abnahme der Poesie" bezeichnet. Wohl dauerte an den Fürstenhöfen, bei Sultanen und Wesiren, die Liebe zur Litteratur und zu den Wissenschaften noch fort, und jener Usunhasan, den wir in den früheren Blättern kennen gelernt (IX, 240 ff.), war Kenner und Gönner der Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit; aber die großen Schicksalsschläge, welche durch die Osmanen seinem Reiche zugefügt wurden, und der eherne Schritt, mit dem Sultan Selim die alten Kulturstätten durchzog (IX, 276 ff.), vernichteten die Blüte des Orients. Dschamis Schwestersohn Hatifi, der in einem Garten des Dorfes Gardschard in der Landschaft Dscham lebte und begraben ward, bearbeitete noch mit einigem Erfolg den Fruchtgarten der Poesie im Geiste der Vorgänger, indem er in einem Fünfer oder Chamse die heimischen Sagen von Chosru und Schirin, von Leila und Medschnun u. s. w. in zarten und reinen Tönen behandelte und mit manchem schönen Zug vermehrte. Bei ihm erscheint die Liebe platonisch verklärt. Nach ihm erlahmte die dichterische Kraft des Orients mehr und mehr. Geschichte, Poesie, Philosophie, Kanzlei- und Briefstil, alles wird auf gleiche Weise vorgetragen. Während Mirchond und sein Sohn Chondemir das Feld der Geschichte bebauten, um die Thaten und Schicksale der Vorfahren der Vergessenheit zu entreißen, traten die Dichter ganz in die Fußstapfen der älteren Meister, nur daß sie an die Stelle des lyrischen Schwunges glatte Verse und witzelnde Gedanken- und Phantasiespiele setzten, oder sie bearbeiteten indische Sagen im heimischen Idiom. Es fehlte nicht an reichen Gedichtsammlungen oder Divanen, an elegischen Kassiden und an Ghaselen erotischen und mystischen Inhalts; aber es waren nur Wiederholungen der alten Vorbilder in gezierter Form; und wenn sie für epische Gedichte Stoffe aus der eignen Geschichte nahmen, wie Hatifi die Siege Timurs, so gerieten sie in die trockene Erzählungsweise der Reimchroniken des abendländischen Mittelalters. Von den 46 Dichternamen, welche v. Hammer nach Hatifi noch anführt mit Übersetzungsproben aus ihren Werken, verdienen nur wenige eine Erwähnung: Mirsa Kassim aus einem vornehmen Geschlecht in Chorasan, epischer und romantischer Dichter nach Firdusi und Dschami, und Saib, ein philosophischer Dichter, welcher weder wie Hafis und die Legion seiner Vorgänger und Nachahmer, die epikureische Philosophie des Lebens unter Blumen und Bechern von der Erde unten leicht weghascht, noch wie Dschelaleddin Rumi und die Heerschar der Mystiker, das höchste Gut des Lebens bloß mit übersinnlichen Schwingen innerer Offenbarung zu hoch erfliegen will. Das sechzehnte Jahrhundert. Hatifi.

Ein letztes Abendrot erlebte die persische Litteratur und Dichtkunst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter dem großen und weisen Herrscher Akbar in Hindostan, als dessen Wesir Abul-Fasl in dem „Akbarname" die Regierung seines Gebieters darstellte und beleuchtete, und des Wesirs Bruder Feisi durch seine günstige Darstellung der Brahmalehre den Sultan von der beabsichtigten Verfolgung der Hindureligion abbrachte und zugleich in einer mystisch-philosophischen Dichtung, genannt „Sonnenstäubchen" (Serre), die altpersische Lichtreligion an dem Faden des Sonnenlaufes durch den Tierkreis mit schwärmerischer Begeisterung verherrlichte. Fasl und Feisi.

Mit Schah Akbar (1555—1605) und Schah Abbas (1586—1629), den größten Fürsten auf dem Throne Indiens und Persiens, erlosch der Glanz der persischen Litteratur und besonders der Dichtkunst. Kein Dichter der letzten zwei Jahrhunderte hat sich einen großen Namen erworben; kein Geschichtschreiber ist aufgetreten, der mit den Meistern der vorhergehenden Zeitalter eine Vergleichung aushielte. Statt der Poesie und Historie erhob sich nun die Epistolo- Entartung der Poesie.

graphik. Es ward ungemein viel Mühe und Künstelei verwendet auf den schönen Stil und die schöne Schrift der öffentlichen und Privatschreiben. Besonders wetteiferten die Staatssekretäre benachbarter Höfe, sich in den Kredentialien ihrer Botschafter den Rang der Beredsamkeit abzugewinnen. Auch wurden meistens zu Botschaftern nur sehr gebildete, geistreiche und gelehrte Männer ernannt, welche, vielbelesen in persischen Dichtern, die berühmtesten Stellen derselben bei Gelegenheit herzusagen und anzuwenden wußten. Ihr Witz und ihr mit schönen Kenntnissen geschmückter Geist sollte dem Sultan und dem Wesir des Reichs, wohin sie gesendet wurden, einen hohen Begriff beibringen von der Bildung der Geschäftsleute ihres Herrn, sowie der schöne Stil und die Kalligraphie der Beglaubigungsschreiben von der Geschicklichkeit seiner Sekretäre. Unter solchen Umständen mußte sich die Epistolographik zu einem hohen Grad der Vollkommenheit ausbilden. Freilich daß auch hier der ganze Saft der Rede in Blättern und Schößlingen aufwucherte und nur wenig erfreuliche Früchte guten Geschmacks trug.

Osmanische Dichtkunst.

Mit diesen Worten des Orientalisten v. Hammer wollen wir diesen Rückblick auf die morgenländische Poesie schließen. Zwar ist auch der osmanische Stamm der mohammedanischen Völkerfamilie nicht ohne Pflege der Wissenschaften und Poesie geblieben, wie derselbe Gelehrte in seiner vierbändigen „Geschichte der osmanischen Dichtkunst“ dargethan hat; aber wenn wir die „Blütenlese aus zweitausendundzweihundert Dichtern“ mit den Proben der persischen Poesie vergleichen, so erkennen wir sofort, daß die osmanischen Dichter durchaus dieselben Wege wandeln, welche die großen Vorgänger des Islam im Orient angebahnt haben, daß sie in lyrischen Kassiden und Ghaselen mit dem Preise der Liebe und des Weins mystische Phantasien und religiöse Sprüche und Lehren verbunden haben, nur daß die letztere Seite, dem mehr hervortretenden fanatischen Volkscharakter entsprechend, häufiger und fleißiger gepflegt ward; daß sie in doppelt gereimten Mesnevi die alten Sagenstoffe, die ihnen als Erbteil zugefallen, mit mehr oder weniger Abwechselung immer wieder behandelten und nur in den größeren epischen Gedichten, gleichfalls nach persischen Vorgängern, statt der überlieferten Iskandersage häufig die Thaten der großen Sultane zum Gegenstand ihrer Muse wählten. Hammer beklagt sich zwar, daß die türkische Dichtkunst im Abendlande sowenig Beachtung gefunden, rühmt ihren Reichtum und meint, der große Lyriker **Baki** verdiene einen Platz neben Hafis und Montanebbi; aber er selbst gesteht doch zugleich ein, daß die Türken von keinem ursprünglichen und eigentümlichen poetischen Genius wie die Araber und Perser beseelt gewesen, daß sie sich aber alle Schätze der Kultur dieser beiden Völker angeeignet hätten. Vieles, was heute weder im Arabischen noch Persischen mehr aufzufinden, hat sich hier in Übersetzung oder Nachahmung erhalten, nicht etwa wie vertrocknete Blumen in Kräuterbüchern, mit verwischten Farben und Glanze, sondern wie Wassertropfen und Blütenstaub in durchsichtigem Bernsteine unversehrt bewahrt. Die persische Litteratur wurde im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so sehr das Vorbild der osmanischen, daß man sich in Konstantinopel nicht selten des Persischen als Schriftsprache bediente. Die größten Meisterwerke osmanischer Lyrik, Romantik, Brief- und Geschichtschreibekunst sind von

der persischen nur Zurückspiegelungen, Nebensonnen, zweite Regenbogen und Mondhof.

Während die mohammedanische Poesie im Schatten des mächtigen Osmanenreichs sich zu großem äußeren Reichtum entfaltete und die geistigen Errungenschaften der früheren Geschlechter in reinen Gefäßen bewahrte, verschwand sie allmählich vom Boden Andalusiens, aus den alten Maurenstädten Toledo, Cordova, Sevilla. Wenngleich aus den Schriften des Erzpriesters von Hita und aus den alten Liederbüchern hervorgeht, daß die maurische Poesie, wie wir sie früher kennen gelernt (VI, 501 f.), auch noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fortlebte und ein gegenseitiger Einfluß der kastilischen und arabischen Dichtkunst wenigstens in den Volksgesängen aus vielen Spuren nachgewiesen werden kann, so erlosch doch mit dem Glanze der Kalifenhöfe auch die Begeisterung und Lust zum Gesang; die gehobene Stimmung eines stolzen, siegesfrohen und selbstzufriedenen Herzens, welche die Muse der Dichtkunst weckt und anregt, wich mehr und mehr einem elegischen Gefühle über die Hinfälligkeit des ehemaligen Glücks, der alten Herrlichkeit; die heiligen Kriege, von dem ritterlichen Zuge früherer Jahrhunderte entkleidet und mehr von geistlichem Fanatismus gefärbt, nahmen den Charakter religiöser Verfolgungskämpfe an, welche nur düstere und feindselige Gefühle erzeugen konnten. Ehedem hatten die Mauren Liebes- und Trinklieder, Elegien und Satiren, wie die Orientalen; sie besangen Blumen und Früchte, Rosse und Schwerter, die Reize Andalusiens, seine Städte, Gärten und Schlösser, verherrlichten Festgelage und nächtliche Fahrten beim Mondlicht, strömten jede Empfindung in Lieder aus, suchten jedem denkwürdigen Ereignis durch Verse Dauer zu verleihen; seit dem Falle von Granada verstummte die Leier des erotischen Gesanges und der Lebenslust. In elegischen Kriegsliedern beklagten die Mauren den Untergang ihres Reichs und das traurige Los ihrer Kämpfer. Die Herrschaft der Moslems in Andalusien, die Herrlichkeit der alten Kalifensitze lebte nur noch in der geschichtlichen Erinnerung fort und die Gesänge von ehedem, die fröhliche Geselligkeit früherer Tage, gehoben durch Saitenspiel und Tanz, strahlte nur noch im Reflex der spanischen Romanzen und Volkslieder. Von den Hunderttausenden der Werke ihrer Gelehrten und Dichter haben Zeit und Zerstörungswut die meisten vernichtet, die übrigen liegen zerstreut in den Bibliotheken des Orients und Europas, und ihr Verständnis ruht bei ihnen im Staube. Sie selbst aber, unsre Lehrmeister in so vielen Wissenschaften, irren verwildert als Nomaden in der afrikanischen Wüste umher. Wohl lebt noch bei ihnen als eine dunkle Sage die Erinnerung an das schöne Andalusien und vom Vater zum Sohn bewahren sie die Schlüssel zu ihren Häusern, um dort einzuziehen, wenn die Fahne des Propheten wieder auf die Kathedrale von Granada gepflanzt werden wird; „diese Zeit kommt jedoch nie, fort und fort kreisen im Auf- und Niedergehen die Gestirne, allein erbleichend hängt der Halbmond Mohammeds über dem Horizont, um nie wieder aufzuleuchten“.

Ausgang der arabischen Poesie in Andalusien.

II. Die Jahre des litterarischen Aufschwungs.

1. Der geistige und nationale Aufschwung Spaniens im fünfzehnten Jahrhundert.

Der dichterische Hofkreis König Johanns II.

Die spanischen Gelehrten führen den kräftigen Aufschwung der kastilischen Poesie und Litteratur auf den Vater Isabellas, den König Johann II. zurück. Wir haben die Regierung dieses im ganzen schwachen, unselbständigen und machtlosen Fürsten im vorigen Bande kennen gelernt (IX, 426). Ein Freund der Wissenschaften und der Dichtkunst, suchte Johann durch Studien und den Dienst der Musen die Widerwärtigkeiten zu verdecken und zu vergessen, die ihm aus der Unbotmäßigkeit des Adels und den anarchischen Zuständen seines Reichs erwuchsen; und er hatte die Freude, seine Bestrebungen durch einige gleichgesinnte Edelleute von Talent und Einfluß geteilt und gefördert zu sehen. Heinrich, Marquis von Villena, der von den königlichen Geschlechtern von Kastilien und Aragon abstammte und dessen Güter auf der Grenze von Valenzia lagen, war durch seine Stellung wie durch seine Bildung besonders geeignet, geistige Interessen zu wecken. Wenn auch die Wiederbelebung des „Vereins der fröhlichen Wissenschaft“, der einst in Barcelona und Valenzia geblüht, nicht von Dauer noch von großer Wirkung war (obwohl die von ihm über die »gaya sciencia« verfaßte Abhandlung als erster Versuch einer Poetik gelten kann), so hat Villena doch sowohl durch seine eignen wissenschaftlichen Arbeiten als durch seine Übersetzung des Virgil und Dante seinen Standesgenossen ein anregendes Beispiel gegeben. Wie tief aber die Bildung damals noch in Kastilien stand, lehrt die Erzählung, daß Lope de Bartientos, nachmals Bischof von Cuença, der im Auftrag des Königs die Büchersammlung des verstorbenen Marquis untersuchte, über hundert Bände zu den Flammen verurteilte, weil sie stark nach Zauberei und schwarzer Kunst schmeckten. Der ironische Ton, in welchem der Leibarzt des Königs diesen Vorfall dem Dichter Juan de Mena meldet, und die satirischen Verse, mit denen dieser in seinem Gedicht »Laberinto« des Autodafees gedenkt, geben aber zugleich den Beweis, daß der wissenschaftliche Kreis bereits über Aberglauben und Vorurteil erhaben war und freiere Ansichten in sich aufgenommen hatte.

Villena. † 1434.

Mena. 1412—1456.

Menas Laberinto.

Übrigens ist das Gedicht „Das Labyrinth“ oder die „dreihundert Stanzen“ (la Trecientas) des sonst sehr verdienstvollen Juan de Mena, der „Blume der Wissenschaft und des Rittertums“, den der König in seinen litterarischen Kreis aufgenommen und zum Historiographen der Landeschronik ernannt hatte, eine frostige Nachahmung Dantes, ein allegorisch-historisch-didaktisches Gedicht in alten daktylischen Versen (versos de arte mayor), worin am Rade einer Zeitmaschine die menschlichen Lebensschicksale versinnbildlicht werden, mit Anwendung großer historischer und mythologischer Gelehrsamkeit und mit patriotischer Wärme, so oft im Umschwung der Planeten Namen bedeutender Männer aus der spanischen Geschichte zum Vorschein kommen. Daß auch König Johann, Menas Gönner und der damals noch allmächtige Minister und Günstling Alvaro de Luna gepriesen werden, ist nicht zu verwundern. Dafür schätzte und ehrte der König den Dichter so sehr, daß er, nach dem Zeugnis des erwähn-

ten Leibarztes, dessen Werke neben seinem Gebetbuch beständig auf seinem Tische liegen hatte. Wie Dante sich der Leitung Beatrices überläßt, „so führt uns der spanische Dichter in Begleitung einer persönlich dargestellten Vorsehung die bedeutendsten Erscheinungen aus der Menschenwelt vor, die der Geschichte oder der Fabel angehören, und da sie sich um das Rad des Schicksals drehen, geben sie zwar Gelegenheit zu manchem lebensvollen Bilde, aber auch zu vielen langweiligen steifen Erörterungen. In diesen Umrissen finden wir hier und da Pinselstriche, welche wegen ihrer Einfachheit und Kraft wirklich dantisch genannt werden können". Trotz der Unförmlichkeit der Komposition, der künstlichen Allegorien und mancher phantastischen Übertreibung besitzt das Labyrinth als allegorisches Gemälde des ganzen menschlichen Lebens viele Schönheiten und erhabene Gedanken und Schilderungen. In seinen letzten Jahren arbeiteten Juan de Mena noch an einem moralisch-allegorischen Gedicht, das er „Traktat von Lastern und Tugenden" nannte. Diese Epopöe sollte den „mehr als bürgerlichen Krieg darstellen, den der Wille, gereizt von den Leidenschaften, wider die Vernunft führt." Aber vor Beendigung des Werkes starb er.

Juan de Mena verfaßte auch ein vielbewundertes Gedicht zur poetischen Krönung des Marquis von Santillana, seines hohen Gönners, des eigentlichen Mäcen und Oberhauptes in dem gelehrten Kreise am Hofe Johanns. Inigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, gleich ausgezeichnet als Mensch und Dichter, als Staatsmann und Krieger, war der Stolz und die Freude des kastilischen Adels. Santillanas Ruhm ging so weit, daß Fremde aus entfernten Teilen Europas nach Spanien gereist sein sollen, um ihn zu sehen. Sein Haus war eine Schule ritterlicher und edler Sitte, ein Sammelplatz gebildeter, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Männer. „Eine sokratische Philosophie des Lebens war das Element seiner intellektuellen Kultur"; und war er auch kein Dichtertalent erster Größe, so hatte er doch hohe Verdienste um die Litteratur. Er suchte der Poesie seines Zeitalters eine moralische Tendenz zu geben, ihr Gebiet durch allegorische Dichtungen zu erweitern und die poetische Darstellung durch Gelehrsamkeit auszuschmücken. Santillana. 1398—1458.

Santillanas „Trauergesang auf den Tod des Marquis von Villena" erinnert in der Anlage an den Anfang von Dantes Hölle. Der Verfasser verirrt sich in einem dichten Wald, wo er klagende Nymphen die Verdienste des Verstorbenen preisen hört. Das „Lehrgedicht für Privatmänner" (El doctrinal de Privados) enthält eine Reihe moralischer Betrachtungen, veranlaßt durch das unglückliche Ende des Alvaro de Luna (IX, 426). Sein kritisch-historisches Sendschreiben über die älteste Geschichte der spanischen Poesie ist von den Litterarhistorikern fleißig benutzt worden. Santillanas Geschmack, urteilt Prescott, war auf die Dichtkunst gerichtet, worin er einige fleißige Proben hinterlassen hat. Diese waren vorzüglich moralischer und belehrender Art; doch obgleich sie voll edler Gefühle und in einem gefeilten, weit regelrechteren Stil als die aus der vorhergehenden Zeit geschrieben sind, so stößt man darin doch auf zu viel Götterlehre und blumenreiche Ziererei, als daß sie dem Geschmack unsrer Zeit zusagen könnten. Er hatte indes eine Dichterseele, und wenn er sich in seinen vaterländischen „Redondillas" gehen läßt, drückt er seine Gefühle mit unnachahmlicher Süßigkeit und Anmut aus. Ihm muß das Verdienst zugeschrieben werden (wenn es eins ist), das italienische Sonett in Kastilien einheimisch gemacht zu haben, das Boscan viele Jahre später mit keinem geringen Grad von Selbstlob für sich in Anspruch nahm. Seine Werke.

Das geistige Leben und die litterarischen Beschäftigungen, die unter dem Aus Nacht zum Licht.

Schutze des kunstliebenden Königs Johann II. und seines Hofes bei den höheren Ständen Eingang gefunden, sanken unter der Regierung des unwürdigen, sinnlichen und verachteten Heinrich IV. in das Dunkel der Vergessenheit zurück. Wohin sind die Turniere und Ritterspiele, ruft der Dichter Jorge Manrique aus, wohin ist der Gesang der Troubadoure und ihre wohlstimmige Musik? Wohin sind jene Tänze und die schön gewählten Trachten derer, die sie aufführten? Ist es ihnen anders ergangen, als dem Grün der Felder? Wir haben diese traurige Zeit der Anarchie und Verwilderung früher kennen gelernt (IX, 426 ff.); es schien, als ob das kastilische Reich einem allgemeinen Ruin verfallen sollte. Die Erziehung des Adels wurde vernachlässigt; von dem Aufschwung der Wissenschaften und des Kunstlebens, der damals sich in allen Ländern kund gab, war in Kastilien keine Spur zu finden. Aber diese dunkeln Schatten sollten bald verschwinden als Isabella das Zepter in fester und sicherer Hand hielt. Hatte auch ihre eigne Erziehung unter den Stürmen ihrer Jugend gelitten, so daß sie erst als Königin Latein lernte, so hatte sie doch einen wißbegierigen Geist und eine für die Gaben der Musen empfängliche Seele, und ihr Einfluß war mächtig genug, auch ihren auf diesem Gebiet wenig erfahrenen Gemahl Ferdinand zur Mitwirkung an der Erweckung wissenschaftlicher und litterarischer Studien in dem vereinigten Reich fortzureißen. In einer nach menschlicher Kultur so sehnsüchtig verlangenden Zeit, wie die Übergangsperiode der beiden Weltalter, bedurfte es nur eines guten Beispiels und ernsten Willens von oben, um rasch einen Wetteifer in der Arena des Geistes zu erzeugen: Isabellas Bemühung, mit Hilfe italienischer Gelehrten einen besseren Unterricht unter dem jungen Adel zu begründen, trug bald die schönsten Früchte: jener Peter Martyr, den wir im vorigen Bande als vielseitigen Schriftsteller kennen gelernt, wurde durch den spanischen Gesandten in Rom, den hochgebildeten Grafen von Tendilla, Neffen des Kardinals Mendoza, bewogen, nach Kastilien überzusiedeln, wo er in Verbindung mit seinem gelehrten Landsmann Marineo Siculo auf die Hebung des Schulwesens und den Gang der klassischen Bildung erfolgreich einwirkte. Auch aus andern Ländern ließen sich gelehrte Männer in Spanien nieder und fanden Aufmunterung und Unterstützung; so der Portugiese Arias Barbosa, der um die Verbreitung des Griechischen große Verdienste hatte und geschätzte Werke über Metrik und andre Zweige der Altertumskunde geschrieben hat; so mehrere Deutsche, welche in verschiedenen Städten Buchdruckereien errichteten und inländische und ausländische Bücher verkauften. Noch häufiger aber war der Besuch italienischer Lehranstalten durch wißbegierige Spanier, welche zu den Füßen der weltberühmten Häupter des Humanismus die neue Menschenbildung schöpften, die, auf dem Boden des klassischen Altertums emporgewachsen, damals ihren Triumphzug durch das gesamte Abendland hielt. Unter diesen hat sich vor allen der erwähnte Antonio de Lebrija (Nebrissensis) als Lehrer und Schriftsteller eines großen Rufes erfreut. Durch diese Bestrebungen und durch die Begünstigung von oben wurden die

Studien in der Pyrenäischen Halbinsel auf eine solche Höhe geführt, daß die spanischen Universitäten, insbesondere Salamanca und etwas später Alcala mit den berühmtesten Hochschulen in Italien, Deutschland und Frankreich einen Vergleich aushalten konnten, daß viele spanische Gelehrte, wie die Brüder Vergara, wie Nuñez de Guzman und besonders Joh. Lud. Vives, welchen Erasmus zu den ersten Gelehrten seines Zeitalters rechnete, einen europäischen Ruf erwarben, daß der Geschichtschreiber Giovio (Jovius) in seiner Lobrede auf Lebrija rühmen konnte, kein Spanier werde für adlig gehalten, der gegen die Wissenschaften gleichgültig sei, daß Marineo in einem seiner Briefe die Stadt Salamanca „die Mutter aller freien Künste und aller Tugenden" nennen konnte, „ebenso berühmt wegen ihrer edlen Ritter wie wegen ihrer gelehrten Männer". Die Zahl der Studierenden wird auf 7000 angegeben, alle beseelt vom größten Eifer zur Wissenschaft. Als einst Peter Martyr seine Vorlesungen über Juvenals Satiren eröffnete, war der Hörsaal bis auf die Eingänge so besetzt, daß der Professor auf den Schultern der Zuhörer hineingetragen werden mußte. Ein Sohn dieser Musenstadt, Juan de la Encina, den wir später als Dichter geistlicher Schauspiele kennen lernen werden, übersetzte Virgils Hirtengedichte in solcher Umgestaltung, daß er sie den Hauptereignissen der Regierung Ferdinands und Isabellas anpaßte. Und nicht bloß der Altertumskunde galt dieser Eifer, auch die Jurisprudenz, die Medizin, die Mathematik, Geschichte, Erdkunde und alle übrigen Gebiete menschlicher Wissenschaft wurden angebaut und bereichert. Die Bibliotheken in Toledo und im Eskorial verdanken ihren Ursprung dem wissenschaftlichen Sinne Isabellas; in Simancas wurde ein Reichsarchiv, in Burgos ein Amt der öffentlichen Urkunden errichtet. Vergleicht man dieses allgemeine Interesse für Wissenschaft, für Kunst und geistigen Fortschritt mit den gleichzeitigen Judenverfolgungen und Inquisitionsgreueln, so kann man sich nicht genug über die Gegensätze wundern, die in jener gährenden Zeit zur Erscheinung kamen. Mit naiver Unbefangenheit öffnete man dem Geist der Forschung, der prüfenden Kritik, der wissenschaftlichen Aufklärung weit die Pforten, während man durch Ketzergerichte und Autodafees jede Abweichung von der schmalen Linie des Autoritätsglaubens als todeswürdiges Verbrechen bestrafte und den finstersten Fanatismus walten ließ.

Mit der Zeit erkannte man denn auch diese Widersprüche. Schon im Jahr 1502 erging eine Verordnung, daß ohne besondere königliche oder obrigkeitliche Erlaubnis kein Buch eingeführt, gedruckt oder verkauft werden dürfe; und bald wurde ein geistliches Zensurgericht unter Vorsitz des Großinquisitors aufgestellt, das dem menschlichen Vorwitz starke Schranken setzte und dem Fluge des freien Geistes die Schwingen zerschnitt; Schauspiele, wie die berühmte „Celestina", um die das Ausland die spanische Dichtkunst beneidete, erschienen bald den geistlichen Zensoren und Sittenwächtern zu frivol, als daß man ihr Fortbestehen hätte dulden mögen. So trug die Zeit der geistigen Auferstehung zugleich neue Todeskeime in ihrem Schoß. *Geistliche Zensur.*

Zu den ersten Erzeugnissen der spanischen Buchdruckerkunst gehörten von schön-

Ritterbücher und das Allgemeine Liederbuch.

geistiger Litteratur das Ritterbuch „Amadis von Gallien“, der Vater einer großen Nachkommenschaft, „Tirante der Weiße“, worin der Versuch gemacht ist, aus der phantastischen Zauberwelt in eine mehr begreifliche Bahn einzulenken (IX, 329 ff.), eine Sammlung von Liedern in limousinischer und valenzianischer Mundart zu Ehren der heil. Jungfrau, und das Allgemeine Liederbuch (Cancionero general) des

Castillo.

Fernando del Castillo (1511). Ohne jene wunderbare Kunst würde wohl ein großer Teil dieser überschwenglichen Ritterromane nicht auf die Nachwelt gekommen und dem humoristischen Griffel eines Cervantes die wichtigste Unterlage entzogen worden sein, und die Lieder von einhundertsechsunddreißig Dichtern aus dem fünfzehnten Jahrhundert, besonders die maurischen Romanzen, „die gleich dem Widerhall entschwundenen Ruhmes sich rings um die Trümmer von Granada zu ziehen scheinen“, wären gleich so manchen ihrer älteren und vielleicht vorzüglicheren Genossen der Vergessenheit anheimgefallen oder in verderbter Gestalt den Nachgebornen überliefert worden. Das allgemeine Liederbuch ist willkürlich nach dem Inhalt, nach den besungenen Gegenständen eingeteilt. An der Spitze stehen geistliche Lieder oder „Andachtsübungen“, wohl der schwächste Teil, ohne alle religiöse Begeisterung oder dichterische Inbrunst; sie sind ein Spiegelbild des orthodoxen Dogmenglaubens, der in der Brust des Spaniers durch den Religions- und Rassekampf wider die Araber entzündet und genährt worden. Auch die „moralischen“ Lieder erheben sich selten auf einen höheren ethischen Standpunkt oder zu wahrer poetischer Herzenswärme. Die Wahrheiten und guten Ratschläge,

Gomez und Jorge Manrique.

welche Gomez Manrique, aus einem vornehmen kastilischen Geschlecht, in seinem allegorisch-didaktischen „Regentenspiegel“ dem Königspaar über die Regierungskunst erteilt, sind wohlgemeint, aber ohne dichterischen Geist. Berühmter sind die „Coplas“ seines Neffen Jorge Manrique auf den Tod seines Vaters, des im Jahr 1474 verstorbenen Grafen von Paredes, ein Trauergedicht von edler sittlicher Haltung, worin uns der Dichter über die Vergänglichkeit des irdischen Daseins emporhebt zu der ewigen Welt jenseits des Grabes. Zu den schönsten und lieblichsten gehören die „Lieder der Liebe“, romantische Herzensergießungen in Redondilien, wenngleich auch viele von ihnen durch gezierte Künstelei und Wortspiele einen frostigen Eindruck machen. In einem langen Gedicht von Diego Lopez de Haro, dem „Spiegel der feinen Lebensart“, unterhalten sich die Vernunft und der Gedanke über den Wert der Herzensangelegenheiten. Eine besondere Abteilung bilden 156 kürzere Lieder von zwölf Zeilen mit sententiösen oder epigrammatischen Wendungen, „liebliche Blüten des altromantischem Geistes“. Verwandt damit sind die „Villancicos“, in welchen der Gedanke in zwei oder drei Zeilen vorangesetzt wird, worauf die Ausführung in einer oder mehreren siebenzeiligen Stanzen folgt. Sie bilden die Grundlage der in Spanien und Portugal beliebten poetischen Spielerei der „Glosse“, welche ein Thema in mehrfachen Wendungen variiert und darein die ursprünglichen Worte desselben verflicht. So mannigfaltig übrigens die Gedichte des „Allgemeinen Liederbuchs“ nach Form und Inhalt sein mögen, überall gibt sich der spanische Nationalcharakter, der Hang zu ernsten Betrachtungen, zum Sittenpredigen kund. Dies tritt besonders hervor in „des Glückes Verachtung“ von Diego de San Pedro, einem reumütigen Bekenntnis über die eignen Verirrungen mit moralischen Betrachtungen über die Wechselfälle und Eitelkeiten des Lebens.

Geschichtschreibung.

Wie erwähnt, wurde in Kastilien früher als in andern Ländern neben der poetischen Sprache auch die Prosa ausgebildet und bei der Gesetzgebung und Aufzeichnung geschichtlicher Begebenheiten angewendet. Seitdem König Alfons X. „der Weise“ nicht nur in dem Gesetzbuch der „Sieben Abteilungen“ einen „Spiegel aller Rechte“ aufgestellt, sondern auch auf Grund der historischen Romanzen

und Volksüberlieferungen eine „Allgemeine Chronik von Spanien“ hatte anfertigen lassen, hat die historiographische Thätigkeit in der Landessprache keine Unterbrechung erlitten. Seit Alfons XI. gab es ein eignes Hofamt, dem die Abfassung königlicher Annalen überwiesen war, eine Einrichtung, die nicht nur der offiziellen Geschichtsaufzeichnung und der Ausbildung der Sprache zu gute kam, sondern auch die Opposition und das Partei- oder Privatinteresse herausforderte und zu einer freimütigeren Auffassung der Zeitgeschichte führte. Freilich konnte die letztere Richtung nur in Zeiten bürgerlicher Parteikämpfe hervortreten, wie bei Lopez de Ayala, welcher, wie wir gesehen haben, die Jahre der Anarchie und inneren Zerrüttung unter den feindlichen Brüdern durchlebte und nach livianischem Vorbild beschrieb; in den Tagen kräftiger und glanzvoller Regierungen war die Hofgeschichte auch zugleich die Landesgeschichte, das Urteil des amtlichen Geschichtschreibers zugleich die Ansicht der Nation. Daher spiegeln unter Isabella und Ferdinand die lateinischen und spanischen Geschichtsbücher des gelehrten Alfons de Palencia und die auf altklassischen Studien aufgebaute Chronik des Geheimschreibers und Hofhistoriographen Fernando de Pulgar ebenso treu die öffentliche Meinung und Volksanschauung ab, wie die des „Pfarrers von Los Palacios“, Andreas Bernaldez. Nur in einigen monographischen Geschichtswerken, zu deren Abfassung der Ruhm einzelner Begebenheiten und Persönlichkeiten oder der Glanz der Thaten anregte, wie in der Geschichte des Grafen Alvaro de Luna von einem unbekannten Verehrer des mächtigen Günstlings Johanns II., wie in der mit altertümlicher Treuherzigkeit geschriebenen Chronik des Don Pero Niños Grafen von Buelna von dem ritterlichen Fahnenträger desselben Gutierre Diaz de Gomez, wie in der Chronik Gonsalvos de Cordova, des „Großen Feldherrn“ von einem andern del Pulgar (Hernan Perez) oder von einem unbekannten Verfasser, konnte sich das geschichtliche Urteil auf einem unbefangenen, mehr allgemeinen und menschlichen Standpunkt halten. Doch muß auch hier die panegyrische Tendenz häufig viele historiographische Mängel zudecken. Das berühmteste Geschichtswerk aus der Feder eines spanischen Staatshistoriographen sind „die Jahrbücher der Krone von Aragon“ von Geronimo Zurita, eine pragmatische Geschichte Aragoniens von den ältesten Zeiten Zurita. 1512–1580.
bis auf Ferdinand den Katholischen, unparteiisch und gemäßigt im Urteil, auf gründlichen archivalischen Studien und kritischen Forschungen in den alten Chroniken aufgebaut und in Form und Stil würdig und dem Gegenstande angemessen. Ein Freund der alten freien Verfassung Aragoniens, deren Entstehung und Ausbildung klar nachzuweisen sein Hauptbestreben war, mußte Zurita nicht selten seine wahre Gesinnung verhüllen oder erraten lassen, um dem despotischen Monarchen, unter dem er schrieb, keinen Anstoß zu geben. Die Fortsetzung des Werks wurde den beiden Brüdern Argensola, berühmt als lyrische Dichter im Geiste und in den Formen des Horaz, übertragen. Zuritas Zeitgenosse, Don Diego Hurtado de Mendoza, ein als Dichter und Gelehrter, als Staatsmann, Diplomat

und gewandter Kavalier vielgenannter Edelmann aus Granada, hat sich durch seine „Geschichte des Kriegs von Granada" den Beinamen des spanischen Sallust erworben. Wenn auch die Eleganz des Stils und die rhetorische Darstellung mitunter allzusehr die Nachahmung des Sallust und Tacitus verrät, so hat das Werk, in welchem Ortskunde, Familientraditionen und arabisches Quellenstudium den soliden Unterbau bildeten und die Empfänglichkeit des Autors für die großen menschlichen Anliegen und die hohen Zwecke den Griffel zur würdigen Darstellung lenkte, so viele Vorzüge hinsichtlich des historischen Urteils, gesunden Pragmatismus und der Zuverlässigkeit der Thatsachen, daß es mit den besten Geschichtsbüchern des klassischen Altertums in eine Linie gestellt zu werden verdient. Im Herzen entrüstet über das treulose und gewaltthätige Verfahren des Hofes und Klerus gegen die Morisken, weiß Mendoza mit gewandter Feder diese Gesinnung doch mit der unter der Tyrannei Philipps II. gebotenen Zurückhaltung, Mäßigung und loyalen Färbung zu vereinigen. Sein Zeitgenosse Sepulveda. 1490—1574. Juan Ginez Sepulveda, der heftige Gegner des Schutzredners der Indianer Las Casas (IX, 674 ff.), ein mit dem klassischen Altertum, wie mit der Litteratur der Italiener vertrauter Gelehrter, hat als Reichshistoriograph Karls V. die spanische Geschichte in mehreren gründlichen lateinischen Werken nach livianischem Muster bearbeitet; aber wie wichtig auch seine „Geschichte Karls V." durch den reichen Inhalt und die ausführliche Behandlung der Politik und Kriegsthaten dieses Kaisers als Quelle für die Geschichtsforschung erscheinen muß, der panegyrische Charakter der Darstellung läßt nur einen behutsamen Gebrauch zu.

Alfons de Palencia, geb. 1423, † nach 1492. Alfons de Palencia genoß eine sorgfältige Erziehung. Während eines längeren Aufenthalts in Italien erwarb er sich im Umgange mit Kardinal Bessarion und dem gelehrten Griechen Trapezuntios tiefere Kenntnis der alten Sprachen, so daß er die freie Zeit, die ihm seine spätere Staatslaufbahn übrig ließ, neben seinen historischen Studien und Arbeiten großenteils auf Übersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller verwandte. Mit seiner Übersetzung des Josephus wurde er erst 1492 fertig. Von der Königin Isabella, der er in ihrer bedrängten Jugendzeit mit Treue angehangen, zum Landesgeschichtschreiber ernannt, hat er „die Geschichte Heinrichs IV." in kastilischer, und die „Dekades", eine Weiterführung derselben über die erste Regierungszeit Isabellas bis zum Jahr 1489, in lateinischer Sprache verfaßt. Sein Geschichtsstil ist weit entfernt von gelehrter Schulsteifheit, bemerkt Prescott, und zeigt die geschäftskundige Weise eines Weltmannes. Seine Geschichte, in kastilischer Sprache geschrieben, ist wahrscheinlich zum Gebrauche des Volks bestimmt gewesen, sie hat keinen künstlich angelegten Plan und enthält so weitläufige, genaue Einzelheiten, daß sie keinen Zweifel über den großen Anteil aufkommen läßt, den er an den Begebenheiten nimmt, die er beschreibt und worin er selbst thätig aufgetreten ist. Seine Meinungen sind mit Kühnheit ausgesprochen, zuweilen mit der Bitterkeit von Parteigefühlen. Doch ist seine Wahrhaftigkeit von allen spanischen Schriftstellern rühmend anerkannt worden. Seine Werke sind nur handschriftlich vorhanden. Glücklicher in dieser Hinsicht war sein Zeit-Castillo. genosse und Mitstrebender Enriquez de Castillo, Kaplan und Geschichtschreiber Heinrichs IV., dessen Werk in einer schönen Ausgabe erschienen ist. Trotz seiner

Ergebenheit für den König ist er doch nicht blind gegen dessen Fehler und gegen die am Hofe und in der Regierung herrschenden Mißbräuche, und sein Unwille gibt sich oft in beredten Worten kund.

Fernando del Pulgar (wahrscheinlich von seinem Geburtsort Pulgar bei Toledo so genannt) war Geheimschreiber bei Heinrich IV., welches Amt er auch nach Isabellas Thronbesteigung fortgeführt zu haben scheint. Mit diesem Amte war die Würde eines Zeitgeschichtschreibers verbunden, und als solcher pflegte Pulgar stets im Gefolge der Königin zu sein; er war somit Augenzeuge all der kriegerischen Vorfälle, die er beschreibt, und hatte zugleich Einsicht in die wichtigsten Aktenstücke. Wahrscheinlich hat er die Einnahme von Granada nicht überlebt, da seine „Geschichte der katholischen Könige“ nicht darüber hinausgeht. In dem Teile, der einen Rückblick auf die Ereignisse vor 1482 enthält, trifft Pulgars Zeitgeschichte der Vorwurf großer Ungenauigkeit; in den späteren Zeiträumen dagegen kann man sie als vollkommen zuverlässig betrachten, und trägt sie alle Spuren der Unparteilichkeit. Jeder die Kriegführung betreffende Umstand ist mit gleicher Vollständigkeit und Genauigkeit entwickelt. Seine Erzählungsweise ist, wenngleich weitläufig, doch verständlich und zeichnet sich vorteilhaft vor der andrer gleichzeitiger Schriftsteller aus. Ein Bewunderer der großen Zeit, die er zu beschreiben hat, blickt er mit Stolz auf die erhabene Regentin, die diese Größe der Nation herbeigeführt hat. Als Ergänzung seines Geschichtswerkes können seine „Briefe“ und die Schrift Claros varones oder Lebensabrisse berühmter Männer seiner Zeit betrachtet werden. — Nach Pulgars Werk hat der erwähnte Antonio de Lebrija (Nebrissensis) aus der Landschaft Andalusien, ein mit klassischer Gelehrsamkeit ausgestatteter Kleriker, der nach langjährigen Studien in Italien zu Sevilla, Salamanca und Alcalá de Henarez vielbesuchte Vorlesungen über klassische Sprachen und Litteratur hielt und eine vorzügliche kastilische Grammatik nach dem Muster der Alten schrieb, seine Zeitgeschichte in lateinischer Sprache bearbeitet, ohne seines Gewährsmanns zu gedenken, von dem er doch in vielen Stücken nur eine Übersetzung gibt. Da das lateinische Werk Lebrijas vor dem spanischen gedruckt ward, so galt er lange für den Originalschriftsteller, bis in der Folge das wahre Verhältnis zu Tage trat und den Ruf und das Ansehen Antonios de Lebrija nicht wenig beeinträchtigte.

Fernando del Pulgar.

Antonio de Lebrija, geb. 1444.

2. Das spanische Schauspiel in seiner ersten Entwickelungsperiode.

Das fünfzehnte Jahrhundert gab auch der Gattung von Poesie, die in Spanien die größten Triumphe feiern sollte, ihre Entstehung: der dramatischen Dichtung. Wir haben im vorigen Band (S. 332 ff.) nachgewiesen, wie auf dem Boden der Kirche das geistliche Schauspiel erwachsen ist. Auch die Lieder der Troubadoure, die von Jongleuren mit Musik, Gebärdenspiel, rhythmischen Bewegungen vorgetragen wurden, trugen dramatische Elemente in sich. Die lebhafte Natur des schaulustigen südländischen Volks führte diese Keime einer raschen Entwickelung entgegen. Aus einer merkwürdigen Verordnung in den „sieben Abteilungen“ des Königs Alfons X. erfahren wir, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Vorstellungen von geistlichen und weltlichen Schauspielen innerhalb und außerhalb der Kirchen stattfanden, die von Klerikern und Laien mit Pantomimen und Worten aufgeführt wurden. Es wird dabei ausdrücklich unterschieden zwischen Vorstellungen zur Belustigung des Volks, die

Geistliche und weltliche Grundlage.

umherziehende Leute um des Erwerbes willen unternehmen, und den an den Kirchenfesten zur Erhöhung der Andacht aufgeführten Schauspielen; von jenen sollten sich die Geistlichen fern halten, diese in würdiger Weise in den geweihten Räumen fördern und pflegen. Auch sollten Possenspieler keine Priester- oder Ordensgewänder anlegen. Diese Elemente zweier Richtungen, die viele Keime der Entwickelung in sich trugen, erhielten im vierzehnten Jahrhundert größere Verbreitung: die volkstümliche heitere Seite der mimischen Darstellung durch die wachsende Bedeutung der Jongleur- und Sängerkunst, die ihre limousinische Volksdichtung und Mundart von Katalonien und Aragonien aus weiter nach Westen und Süden trug, und das kirchliche Schauspiel, die Mysterien mit Pantomimen, Gesängen und Zwischenhandlungen (Entremeses) durch die Einführung des Fronleichnamfestes, das in Spanien bald mit großem kirchlichen Pomp, mit Prozessionen und glänzenden Aufzügen gefeiert ward und die Schaulust des Volks zugleich anregte und zu befriedigen suchte.

Schon um 1360 werden biblische Darstellungen als ein Teil der Festlichkeit erwähnt. Bald zeigten sich übrigens dabei dieselben Übelstände, welche schon in der Alfonsinischen Verordnung gerügt worden waren, so daß das Konzil von Aranda (1473) von neuem gegen die Entweihung von Gotteshäusern durch unpassende Schauaufzüge und unanständige Figuren, Gedichte und Spottreden eiferte. Vielleicht ist der Totentanz, von dem früher die Rede war, behufs eines mimischen Kirchenaufzugs verfaßt worden. Die Beschaffenheit des Stückes läßt vermuten, daß bei der Darstellung Gesang, Rede, Tanz und Instrumentalmusik mit einander verbunden waren. Die Verse sind zwölfsilbige, in achtzeilige Stanzen abgeteilt. Im fünfzehnten Jahrhundert waren, wie in Frankreich, mit großen Hoffesten nicht selten dramatische Aufführungen verbunden. So wurde im Jahr 1414 bei Ferdinands Thronbesteigung (VIII, 85) ein allegorisches Schauspiel von Villena dargestellt, wobei Gerechtigkeit, Wahrheit, Friede und Barmherzigkeit als handelnde Personen auftraten. Auch an dem kunstliebenden Hofe Johanns II. kamen mimische Darstellungen bei feierlichen Gelegenheiten in Anwendung; aber Santillanas Gedicht auf die Seeschlacht bei Ponza (1435), worin die Könige von Aragon und Navarra von den Genuesen gefangen genommen wurden, ist trotz seines Titels „Comedieta“ nur eine Dichtung in dialogischer Form ohne dramatische Anlage. Auch die unter dem Titel „Mingo Revulgo“ bekannten Strophen, in denen ein Dichter aus Toledo, Rodrigo de Cota, eine satirische Schilderung der Mißstände am Hofe Heinrichs IV. entwirft, haben kaum etwas andres als die dialogische Form mit dem Drama gemein. Mehr szenischen Apparat als jenes „seltsame Zwitterding von Satire und Schäfergedicht“ zeigt ein demselben Verfasser Rodrigo Cota zugeschriebenes versifiziertes Gespräch im Allgemeinen Liederbuch, ein Streit zwischen Amor und einem Greis, wobei dieser zuletzt unterliegt, und ein Gedicht vom Komtur Escriva, worin der Verfasser sich selbst, seine Geliebte, den Amor, die Hoffnung und das Herz redend einführt, verdient den Namen eines kleinen allegorischen Dramas voll Freimut und leichter Diktion.

Juan del Encina. 1469–1534.

Die Entstehung der eigentlichen dramatischen Kunst war dem Zeitalter Isabellas vorbehalten. Es wird als wichtiges Ereignis erwähnt, daß in demselben Jahr 1492, welches den Fall von Granada und die Entdeckung der Neuen Welt gesehen, auch die Gesellschaften anfingen, „öffentliche Komödien von

Juan del Encina darzustellen, einem Dichter von großer Anmut, Scherzhaftigkeit und Unterhaltungsgabe". Übrigens gingen seine dramatisierten Schäferstücke, welche in Spanien und später in Rom vor den hohen Gönnern zur Aufführung kamen, nicht weit über die Grenze der geistlichen Schauspiele hinaus. Seine Hirtengedichte und Dialoge dienten zur Verherrlichung der Kirchenfeste, daher sie auch mit den im Kultus gebräuchlichen Villanciccos schließen, und nur in den Karnevalsspielen schlägt er einen freieren scherzhaften Ton an. Einen größeren Einfluß auf den Entwickelungsgang der dramatischen Poesie legt man dem Stück „Celestina, Tragikomödie von Calisto und Melibea" bei, einem Gedicht, halb Drama, halb Roman, dessen Anfang dem erwähnten Rodrigo Cota zugeschrieben wird, während die Fortsetzung von einem Bakkalaureus Fernando de Rojas herrührt. Der dramatische Roman besteht aus einundzwanzig Akten und es geht sowohl aus dieser Länge, als aus der Derbheit mancher Szenen hervor, daß das Stück niemals zur Aufführung bestimmt war. Aber ihre Absicht, „ein Gemälde von den Verirrungen der Leidenschaften zur Warnung für jedermann" zu entwerfen, wußten die Verfasser in einer so trefflichen dialogischen Form auszuführen und an so kraftvoll gezeichneten Charakteren deutlich zu machen, daß sie die Vorbilder vieler Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts wurden. Die Celestina.

Calisto, ein Jüngling von vornehmer Herkunft, hat eine heftige Leidenschaft für die schöne Melibea gefaßt, kann aber nicht zum Ziel seiner Wünsche gelangen. Er wendet sich an eine listige Unterhändlerin. Diese, die Celestina, welche dem Stücke den Namen gibt, bietet alles auf, um ihm zu zärtlichen Zusammenkünften mit der Geliebten zu verhelfen. Durch Liebestränke und Zaubereien, durch Ränke und Kniffe aller Art gelingt es ihr endlich, das Herz der Schönen zu bethören. Während Calisto in den Armen Melibeas ruht, ergötzen sich seine Diener im Hause der Celestina auf ihre Art; aber hier entsteht Zank, die alte Kupplerin wird umgebracht, die Justiz kommt herbei, verhaftet die Thäter und verurteilt sie zum Galgen. Die saubere Genossenschaft der Ermordeten schwört nun, die That der Diener auch an dem Herrn zu rächen. Die Liebenden, deren Leidenschaft seit der ersten Zusammenkunft nur gestiegen ist, feiern eben eine schöne Stunde, als sie eine Schar von Wütenden herandringen sehen, welche das Haus zu stürmen droht. Calisto, der sich dem Angriff entgegenstellt, findet alsbald seinen Tod. Melibea, voll Schmerz und Verzweiflung, beschließt, dem Geliebten zu folgen, ersteigt die Spitze eines Turms, bekennt den Eltern ihren Fehltritt, erzählt ihnen den Tod des Geliebten und stürzt sich von der Höhe hinab.

Die „Celestina" hat trotz der zweifelhaften und schwankenden Kunstform eine große Verbreitung im In- und Ausland gefunden und wurde in alle Sprachen übersetzt, so daß sie neben dem fast gleichzeitigen „Orfeo" Politians von vielen Litterarhistorikern an die Schwelle der neueren Bühnendichtung gestellt wird. Nur das französische Lustspiel „Patelin" (IX, 338) macht der „Celestina" die Priorität streitig. Als die spanische „Tragikomödie" in der Heimat wegen ihrer unsittlichen Richtung verboten ward, wurde sie in Italien häufig abgedruckt. „Ein solch allgemeiner, sich über Jahrhunderte und Völker erstreckender Beifall zeigt, wie sehr das Stück auf den Grundlagen der menschlichen Natur gebaut ist." Ist auch der poetische Wert nicht hoch anzuschlagen, bemerkt v. Schack, so verrät doch das Ganze ein seltenes Darstellungstalent. Die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten des Lebens sind in der „Celestina" mit großer Wahrheit und Laune zur Schau gestellt, die Charaktere zwar nur nach der gemeinen Natur

kopiert, aber mit sicherer Hand gezeichnet und scharf voneinander geschieden; die Sprache der Liebenden wird mitunter von Feuer und Leidenschaft belebt, und die Leichtigkeit des Dialogs, dem es auch an poetischem Schmuck nicht gänzlich fehlt, ist zum Teil unübertrefflich. Ganz vorzüglich aber gebührt der treuen und lebensvollen Schilderung der nationalen Sitten Anerkennung, und diese, im Verein mit den angedeuteten Vorzügen, gewährt solche Befriedigung, daß man stellenweise das Dürre, ja Widerwärtige der zu Grunde liegenden Geschichte ganz vergißt. In allen den erwähnten Eigenschaften sind die zahlreichen Nachahmungen, welche die „Celestina" hervorrief, weit hinter ihrem Vorbild zurück geblieben, und man kann zweifeln, ob der große Lope de Vega, der sie bei seiner Dorothea zum Muster nahm, sie in allen Stücken erreicht hat.

Gil Vincente. † 1557. Einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des spanischen Dramas hatte der Portugiese Gil Vincente, ein fruchtbarer Dichter, der nicht nur in seinem vaterländischen Idiom schrieb, sondern auch in kastilischer Sprache, und dessen Werke von den späteren spanischen Dichtern vielfach nachgeahmt wurden. Bei der Aufführung hat er als Schauspieler selbst mitgewirkt. Sein erstes Stück zur Feier des Geburtsfestes des Infanten brachte er noch unter Manuel zur Aufführung; die glänzendste Periode seiner Thätigkeit aber fällt in die Regierungszeit Johanns III., der so großes Gefallen an den Schauspielen des Vincente fand, daß er selbst bei ihrer Darstellung Rollen übernahm.

Die Stücke Gil Vincentes, meist in vierfüßigen Trochäen mit verschiedener Reimordnung geschrieben, werden je nach dem Gegenstand in vier Abteilungen gebracht. Die erste umfaßt die Autos. sogenannten Autos, Dramen religiösen Inhalts, die an Weihnachten und andern Festtagen zur Aufführung kamen und aus den mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten hervorgingen. Die Dogmen des katholischen Glaubens für jedermann faßlich darzustellen, zugleich aber auch, unbeschadet der Andacht, möglichst für die Unterhaltung seines Publikums zu sorgen, war der Zweck, über den Gil Vincente nicht hinausging. Zur Erreichung desselben ließ er das Komische mit dem Ernsten und Erbaulichen wechseln, zog die irdische wie die überirdische Welt in den Kreis seiner Dichtung und suchte die Verbindung zwischen beiden durch eine ziemlich derbe und handfeste Allegorie sinnlich darzustellen. Wie verworren und seltsam meistens die Komposition war, wie roh und nachlässig in Sprache und Anlage seine gewöhnlich der Schäferwelt entnommenen Schauspiele uns erscheinen, so verstand er es doch, das Ganze mit poetischer Harmonie zu umkleiden, den abstrakten Gedanken Worte zu leihen und ein Scheinleben einzuhauchen. Zu den berühmtesten Stücken dieser Gattung gehört das Auto da Feyra (Jahrmarktstück), das „Summarium der Geschichte Gottes", Auto da alma u. a. m. Die drei andern Klassen ent- Komödien. halten die weltlichen Stücke in Komödien, Tragikomödien und Farcen abgeteilt. Die Komödien sind an Gehalt und Charakter sehr verschieden. „Einige sind dialogisierte Novellen, die das ganze Leben eines Menschen begreifen und die Ereignisse nur lose, ohne Verschlingung eines Knotens aneinander knüpfen. An einzelnen unterhaltenden Szenen ist dabei kein Mangel, wohl aber an jener Glut der Phantasie, jener Gabe der zugleich sinnreichen und kühnen Erfindung, welche romantische Abenteuer in unerschöpflicher Fülle hervorbringt und die Teilnahme selbst in einem Gewirr wechselnder Ereignisse nicht ermatten läßt." Dahin Tragikomödien. gehören „Rubena", „Der Wald des Trugs", Die Comedia des Witwers". Die Tragikomödien oder Festspiele waren bestimmt, „bei feierlichen Gelegenheiten am Hofe aufgeführt zu werden und durch reichlichen Aufwand von Allegorie, Mythologie und Zauberei auf eine äußerlich glänzende Darstellung berechnet". Eines der schmeichelhaftesten für die Königsfamilie war „Der Sturm und die Aufforderung zum Krieg"; das bunteste unter allen ist „Der Triumph des Winters"; der „Amadis von Gallien" behandelt die Liebesgeschichte dieses irrenden Ritters

und seiner Herrin Oriana. Den größten Ruhm erwarb Gil Vincente durch seine Farcen, ein Name, womit man übrigens damals alle Schauspiele bezeichnete; doch sind die meisten dieser Gattung auch Farcen in unserem Sinne. „Es sind keck hingeworfene Schwänke voll burlesker Kraft und dramatischer Lebendigkeit. Ungemeine Kraft der Komik, sprudelnde Fülle des Witzes und ein wahrhaft dichterisches Vermögen, das selbst die derbsten Ausbrüche des Volkshumors mit genialer Grazie umkleidet und überall verborgene Quellen der Poesie hervorsprudeln läßt, machen einige dieser Stücke zu Mustern ihrer Gattung“. („Ein andres von ebendemselben“, „Inez Pereira“, geschickt in Anlage und Ausführung, „Der Kleriker von Beira“, „Die Zigeunerfarce“ u. a.) Farcen.

Einen bedeutenden Schritt in der Entwickelung der dramatischen Kunstpoesie der Spanier machte Bartolomé de Torres Naharro, ein Geistlicher und Gelehrter aus angesehener Familie unweit Badajoz. Der Vater des spanischen Nationaltheaters, wie man ihn nannte, hatte ein bewegtes Jugendleben: er geriet in algierische Gefangenschaft, hielt sich dann längere Zeit in Rom auf unter dem Pontifikat Leos X., bis er vielleicht infolge satirischer Bemerkungen vor seinen zahlreichen Feinden sich nach Neapel flüchtete. Die letzten Lebensjahre scheint er in Spanien verbracht zu haben. In Rom gab er im Jahre 1517 eine Sammlung dramatischer Dichtungen unter dem Titel „Propaladia“ heraus, die rasch viele Auflagen erlebten und in Neapel, wo die vornehme Gesellschaft spanisch verstand, häufig zur Aufführung kamen, während sie in Spanien selbst bald verboten bald erlaubt wurden, je nach der Laune des heiligen Amtes, und vielleicht nie auf den Brettern erschienen. Die Propaladia brachte nicht nur eine Reihe theoretischer Bemerkungen über Dramaturgie, durch welche die Gattungsunterschiede zwischen Tragödie und Komödie festgestellt und das Wesen jeder Gattung mit richtigem ästhetischen Urteil entwickelt und begrenzt ward, sie enthielt auch acht Lustspiele, die durch ihre äußere Einrichtung, durch Sprache und Versmaß, wie durch andre Vorzüge eine neue Epoche in der Bühnendichtung begründeten. Sie gaben das früheste Beispiel von der Einteilung in Jornadas (Tagereisen oder Stationen), wie man fortan in Spanien die Akte bezeichnete, und von dem Introito oder Prolog, worin der Verfasser durch einige feine Wendungen und Witze die Gunst der Zuhörer zum voraus zu gewinnen suchte und zugleich eine Übersicht von dem Inhalte und Zweck des Stückes gab. Naharro.

Die metrischen Formen, in denen sich Naharro bewegt, bestehen durchgehends aus gereimten trochäischen Versen, meist von acht Silben, aber mit eingemischten halben Füßen. Es ist das bekannte vaterländische Redondillametrum, das fortan als das passende Versmaß für das Schauspiel galt. Manche seiner Stücke, wie die „Comedia Imenna“, die „Jacinta“ u. a. sind durch Anlage, durch Verwickelung und Lösung der Intrige anziehend und spannend; in dem letzten Stück hat eine Schilderung des römischen Lebens, wie sie Martin der Affe im Reineke Fuchs gibt, bald die Aufmerksamkeit der Inquisition und ein Verbot hervorgerufen; in der „Serafina“ wird die Vermischung von vier Sprachen getadelt, dagegen die Charakterzeichnung und die graziösen Wendungen des Gesprächs gerühmt. Hier findet man auch bereits ein Beispiel jener in späteren Stücken so häufigen zweiten Liebhaber, welche immer bereit sind, sich mit der Dame zu verheiraten, die der erste hat sitzen lassen. Überhaupt enthalten die Dramen Naharros viele Züge, welche der spanischen Bühnendichtung auch in ihrer Blütezeit charak-

teristisch geblieben sind. Dahin gehören z. B. die verliebte Eifersucht, die ausgespitzten Vorstellungen von Ehre, die Begriffsverwirrung, die Verbrechen mit dem Eifer für Religion zu rechtfertigen sucht u. dgl. m. Der Dialog ist leicht und fehlerfrei, ohne Ziererei und gesuchten rhetorischen Schmuck. „Die Unterredungen, besonders in den untergeordneten Rollen, werden mit großer komischer Lebendigkeit geführt; Navarro scheint auch wirklich eine bessere Auffassungsgabe für Charaktere aus den niederen Ständen besessen zu haben als aus den höheren; und mehr als eins seiner Stücke ist ausschließlich zur Darstellung derselben bestimmt. Bei einigen Gelegenheiten nimmt indes der Verfasser einen höheren Schwung, und seine Verse erheben sich dann zu einem Grad von dichterischer Schönheit, welche durch die den Spaniern eigentümliche moralische Betrachtung noch gesteigert wird."

Theaterwesen. Während der ganzen ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts machte die Schauspielkunst in Spanien geringe Fortschritte. Bei den großen Kirchenfesten hielt man sich an die herkömmlichen biblischen Stoffe, meistens dialogisierte Erzählungen ohne dramatische Anlage oder Verknüpfungen; Befriedigung der Schaulust des Volks schien der Hauptzweck. Daß dabei mitunter unschickliche, dem Gegenstand wenig entsprechende Szenen vorkamen, geht aus verschiedenen Verwarnungen und Verboten hervor. Bei hohen Festtagen kamen meistens prunkvolle allegorische Darstellungen zur Aufführung; da aber unter dem beweglichen, fortwährend umherziehenden Karl V. der Hof keine feste Stätte hatte, auch meistens Fremde die Umgebung des Kaisers bildeten, so war zu solchen Schauspielen wenig Gelegenheit. Wohl gab es in den größeren spanischen Städten, namentlich in Sevilla und Valenzia, schon frühe stehende Theater; aber die Einrichtungen müssen, wenn die Beschreibung des Cervantes zutreffend ist, noch sehr primitiv gewesen sein.

Der ganze Kleidervorrat eines Schauspielunternehmers jener Zeit, sagt Cervantes, war in einem einzigen Sack enthalten und belief sich meistens auf vier Anzüge von weißem Pelzwerk mit vergoldetem Leder besetzt, vier Bärte, vier Perücken und vier Hirtenstäbe; da gab es keine Versenkungen, bewegliche Wolken oder Maschinenwerk irgend einer Art. Die Bühne selbst bestand aus vier oder sechs Brettern, quer über ebensoviel Bänke gelegt, in Form eines Vierecks, und nur vier Handbreiten hoch von der Erde. Der einzige Bühnenzierat war eine Bettdecke, von einer Seite zur andern mit Stricken gezogen, hinter welcher die Musiker irgend eine alte Romanze ohne Guitarre sangen. In der That, bemerkt Prescott, bediente man sich auch keiner weiteren Vorrichtung als solcher, welche die Darstellung von Mysterien oder Schäfergesprächen, die auf jene folgten, erheischte. Obgleich die Spanier in Vergleich zu den meisten andern europäischen Völkern am frühzeitigsten die dramatische Kunst trieben, waren sie doch unerklärlich zurück in allen diesen theatralischen Beiwerken. Die Zuhörerschaft zeigte sich zufrieden mit solchen armseligen Mummereien, wie sie herumziehende Schauspieler und Marktschreier zustandebringen konnten. In Madrid gab es erst am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts ein stehendes Theater, und dies bestand aus einem Hofe mit einem bloßen Schutzdache, während die Zuschauer auf Bänken rund umher oder an den Fenstern der umliegenden Häuser saßen.

Das antike Drama in Spanien. Zu diesem geringen Fortgang der vaterländischen Bühnendichtung trug nicht wenig die Übertragung der antiken Dramen durch die Humanisten bei. Wie in Italien und andern Ländern wurde auch in Spanien der Versuch gemacht, die

Tragödien von Sophokles und Euripides, die Komödien von Plautus und Terentius einzubürgern. Man verfuhr aber dabei mit solcher Freiheit und Willkür, indem man vieles wegließ, andres einschaltete, daß die Originale kaum mehr zu erkennen waren. Auch scheinen solche Bearbeitungen kaum je zur Aufführung bestimmt gewesen zu sein. Am bekanntesten waren die Stücke des Fernan Perez de Oliva, eines jungen Gelehrten der Hochschule Salamanca, welcher die Elektra des Sophokles und die Hekuba des Euripides in ungebundener Rede übersetzte, zwar mit großer Gewandtheit der Sprache, aber mit Veränderungen der eigenmächtigsten Art. Diese Versuche mit dem klassischen Drama hatten weder Dauer noch großen Erfolg, und blieben dem Volk stets fremd. Die Pyrenäische Halbinsel war bestimmt, das romantische Drama, das in den nationalen Sitten, Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen wurzelte, zur Ausbildung zu führen; und dies geschah am Ende des Jahrhunderts durch hervorragende Dichtergeister. Den Anfang machte Lope de Rueda, ein Handwerker aus Sevilla, der von unwiderstehlicher Neigung zur Schauspielkunst getrieben unter eine Komödiantentruppe ging, an deren Spitze er dann mit einem notdürftigen Apparat im Lande umherzog und seine selbstverfertigten Lustspiele in ungebundener Rede zur Aufführung brachte. Dabei entwickelte er eine solche szenische Kunst und mimische Virtuosität, daß man ihn als den Begründer der neueren spanischen Bühnendichtung und Schauspielkunst ansehen darf. Und so sicher traf er den Geschmack seiner Landsleute, daß ein Gelehrter aus Sevilla, Juan de la Cueva, vielleicht ohne dessen Lustspiele zu kennen, eine dramaturgische Theorie aufstellte, welche entsprechend den Stücken Ruedas, die Mischung des Tragischen mit dem Komischen als eines der notwendigen Grundgesetze der spanischen Bühne darzuthun suchte.

Lope de Rueda. † vor 1567.

Die dramatischen Arbeiten Ruedas zerfallen in drei Klassen: Komödien, Pastoralgespräche und sogenannte Pasos. In allen diesen Stücken, sagt Schack, zeigt sich der Verfasser als Mann von offenem Sinn und klarem Blick für die Erscheinungen des Lebens, die er treu und in anziehender Natürlichkeit darzustellen weiß, aber von sehr geringer Dichtergabe. Daher ist er überall da am glücklichsten, wo er sich in der ihm angemessenen Sphäre bewegend die gemeine Wirklichkeit in der Sprache des gewöhnlichen Lebens schildert. In diesem beschränkten Kreise konnte er mit seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner Laune und Schalkheit sehr zu seinem Vorteil auftreten; hier stört kein Konflikt zwischen Stoff und Behandlung, und der Ausdruck ist dem Gegenstand vollkommen angemessen. Die meiste Befriedigung gewähren daher seine Pasos. So nämlich nannte er eine Art von kleinen burlesken Spielen, die er vor dem Beginn der größeren Stücke oder zwischen den Abteilungen derselben aufzuführen pflegte, die Entremeses der damaligen Zeit. Die meisten seiner Stücke sind aus Novellen genommen und wieder in andre Schauspiele übergegangen. Zu den bekanntesten gehören die Comedia de los Engaños (aus derselben Novelle von Bandello, wie Shakespeares „Was ihr wollt"), „Eufemia", das Zauber- und Spektakelstück „Armelina". Rueda war auch der erste, welcher gleich den Italienern gewisse Figuren als stehende Rollen in das Schauspiel eingeführt hat. Dergleichen Figuren, die sich unter denselben allgemeinen Charakterformen in fast allen seinen Stücken wiederholen, sind der zanksüchtige Alte, die gutmütige und geschwätzige Negerin, die verschmitzte Zigeunerin und der Tölpel oder Einfaltspinsel.

Das romantische Schauspiel. Mit den volkstümlichen Lustspielen Ruedas und seiner Nachahmer **Alfons de la Vega** und **Juan de Timoneda** waren die verschiedenen Gattungen dramatischer Vorstellungen erschöpft, aus deren Verbindungen die reiche Dramaturgie der nächsten Generation hervorging und zu hoher Vollendung gelangte: die historischen Darstellungen der heiligen Geschichten, die an die kirchlichen Feste gebundenen Mysterien und Moralitäten, aus denen sich die Comedias divinas und die Autos entwickelten; die antiken Stücke des klassischen Altertums, die mehr und mehr den Originalen sich anschließend zum ernsten Kunstdrama mit regelmäßiger Metrik führten; und das Hirten- und Volksschauspiel mit gemischten Stoffen und freierer Behandlung in Sprache und Aktion. Diese letzte Gattung wurde meistens von wandernden Truppen aufgeführt, die sich keines guten Leumundes erfreuten, daher auch öfters obrigkeitliche Erlasse gegen sie ergingen; Frauenrollen mußten von Knaben oder Jünglingen gespielt werden. Erst als in Madrid durch die Brüderschaften zweier Hospitäler Plätze zur Aufführung von Schauspielen zum Besten ihrer Anstalten hergerichtet wurden, brach eine neue Zeit an. Nun bildeten sich Schulen von Schauspielern und Bühnendichtern, die ihre Kunst fortpflanzten und Repertorien von älteren und neuen, von fremden und einheimischen Stücken anlegten. Das große Interesse des spanischen Volks für dramatische Darstellungen reizte den Wetteifer und die Produktionslust, und Juan de la Cueva. 1550 – c. 1607. seitdem der erwähnte **La Cueva** theoretisch und praktisch die Scheidewand zwischen Tragödie und Komödie niedergerissen hatte und Personen aller Stände in demselben Stücke auftraten, war dem romantischen Drama ein weites Feld erschlossen. Nun galt es zunächst Maß zu halten und eine gewisse Begrenzung durch poetische Gesetze und Tradition zu schaffen, damit die Dramatik nicht verwildere und ins Ungeheuerliche ausarte, wozu das Beispiel La Cuevas selbst leicht Anlaß geben konnte. Denn so reich auch seine Dramen an fesselnden Szenen und Situationen sind, besonders die historischen Stücke aus der alten wie aus der spanischen Geschichte, so ließ er sich doch allzu häufig durch seine Erfindungslust und seine rasche Kompositionsgabe auf Irrwege führen.

Durch den glänzenden Vortrag dieser Schauspiele wurde das Ohr des Publikums in Beziehung auf Form so verwöhnt, daß es fortan keinem Stück mehr Geschmack abgewinnen konnte, das nicht durch den Wechsel mannigfaltiger Versarten und durch Einmischung epischer und lyrischer Töne reizte. Die bunte Belebtheit der Szenen, mit diesem Glanz der Darstellung vereint, blendete zugleich dergestalt, daß man sich gewöhnte, ein bunt-romantisches Allerlei, eine Folge überraschender Situationen schon für ein Drama zu halten und im historischen Schauspiel dieselbe Umständlichkeit und Detailmalerei zu dulden, wie in der epischen Dichtung.

Artieda. Daß man diesen Irrweg einsah und zu vermeiden suchte, beweist das schöne Drama des **Andres Rey de Artieda**, eines Schülers von La Cueva, „Die Liebenden“, worin das Streben nach mehr Regelmäßigkeit und größerer Reinheit der tragischen Form sichtbar ist. Weniger klar tritt dieses Streben hervor in den Virues. 1550–1610. Tragödien des Dichters **Christoval de Virues** aus Valenzia, der trotz seines

bewegten Kriegslebens noch Muße zum Dichten gefunden. Wohl hatte auch er die Absicht, „das Beste des antiken Stils mit dem Besten des modernen zu verschmelzen“; aber da er aus dem Altertum die übertriebenen Tragödien Senecas mit ihren Greueln und Verbrechen wählte und auch den Charakter der „modernen Kunst“ in der Häufung von verwickelten Szenen, Intrigen und „Theaterspektakel“ erblickte, so führte diese Mischung zu einem Wirrwarr, zu einer Überladung von Personal und Vorfällen, worunter die spanische Bühne zu verwildern und auszuarten drohte.

Der „Attila Furioso“ ist ein mit Greueln aller Art überladenes Schreckensspiel, in welchem mehr als fünfzig Personen, meist vor den Augen der Zuschauer und auf die gräßlichste Weise umkommen. Nicht viel besser geht es in der „großen Semiramis“ und in der „grausamen Kassandra“ zu. Und doch liegen darin die Keime für die gleichnamigen Stücke Calderons verborgen, wie denn überhaupt unter dem Übertriebenen und Phantastischen sich nicht nur Stellen voll lyrischen Schwunges und feuriger Beredsamkeit finden, sondern auch ganze Szenen voll hoher drastischer Wirksamkeit. In „Dido“, einem der besten Trauerspiele von Virues, wird der Versuch mit dem antiken Chor gemacht.

So war das Feld der dramatischen Poesie bereits reich bestellt, ja hier und da durch üppigen Pflanzenwuchs überwuchert, als die Heroen der spanischen Dichtkunst ihr Talent dieser Gattung zuwendeten und sie zu einer Blüte emportrieben, die nur von wenigen andern Völkern erreicht ward. Ihnen kam es zu statten, daß sich die Bühnendichtung bereits nach allen Richtungen versucht hatte. von dem Kopieren der gemeinen Wirklichkeit, wie es in den Prosastücken des Lope de Rueda zu Tage trat, bis zu Nachbildungen des feierlichen antiken Dramas selbst mit dem Chor der Alten, daß im Kultus, in den traditionellen Volks- und Religionsfesten ein reicher Stoff von Drama und Schauspiel ausgebreitet lag, daß die geistliche Zensur, die hier und da mit rigoroser Asketik auf die lasciven Ausschreitungen der Theatervorstellungen blickte, aus Rücksicht für die religiösen Komödien und dramatisierten Heiligengeschichten in der Volkssitte und im Volksleben eine mildere Praxis einhielt, daß endlich Tanz, Saitenspiel und Gesang, die starken Hebel und Stützen der Schaustücke, in der Natur des spanischen Volks eine breite Unterlage hatten. Vor allem waren die charakteristischen Nationaltänze, begleitet vom Schall der Kastagnetten und von ausdrucksvoller, bald feuriger und lebhafter, bald schwermütiger Musik, von jeher in der Pyrenäischen Halbinsel heimisch, in den Tagen der Väter die herausfordernde Sarabande, heutzutage der Fandango und Bolero, wobei das Lascive und Wollüstige durch graziöse Bewegungen und Gebärdenspiele gezügelt erscheint. Auch die Lust an Volksfesten und Volksspielen, die dem Südländer so tief innewohnt, die Hof- und Kirchenfeste mit Pomp und allegorischen Aufzügen, das anmutige, von den Mauren ererbte Ringstechen oder Rohrspiel, selbst die düstern Autodafees der Inquisition und die Stierkämpfe, so wenig diese auch mit einer geistigen Erhebung und Seelenreinigung, wie sie die tragische Kunst bezweckt, gemein haben mochten,

Die Elemente des Volksschauspiels.

dienten der dramatischen Poesie und hielten das Interesse für Schauspielwesen lebendig.

3. Die lyrische und bukolische Dichtung und Mendozas Lazarillo.

Die italienische Dichtkunst in Spanien nachgebildet.

Hatten schon die Dichter am Hofe Johanns II., Mena und Santillana, ihre Vorbilder in Italien gesucht und Dantes mystische Allegorie in ihrem Vaterlande einzubürgern sich bemüht, hatte schon der letzte Troubadour in der wohllautenden Mundart Valenzias, Ausias March, Petrarcas Liebessonette nachgeahmt, so wurde im sechzehnten Jahrhundert, als der Verkehr zwischen den beiden romanischen Halbinseln sich aufs lebhafteste entwickelte und durch Kaiser Karl V. eine spanisch-habsburgische Vorherrschaft sich über das ganze Land ausdehnte, die italienische Kunstpoesie, die wir bald näher kennen lernen werden, der Mutterschoß, aus dem die spanische Lyrik ihre Motive und Formen schöpfte.

Boscan. † 1543.

Juan Boscan Almogavèr, einer angesehenen Bürgerfamilie in Barcelona entstammt und durch gute Erziehung, durch Kriegszüge und Reisen in seiner Jugend in weitere Gedankenkreise geführt, vertauschte den heimischen Liederstil, in dem er seine ersten Gedichte („Das Meer der Liebe") verfaßt, mit dem Sonette Petrarcas und andrer italienischer Sänger, auf deren Vorzüge und Wohllaut er durch Andrea Navagiero, den venetianischen Gesandten bei Karl V. in Granada, aufmerksam gemacht worden. Dem Sohn der katalonischen Hauptstadt, wo einst die provençalische Poesie geblüht und die „fröhliche Kunst" ihren Sitz gehabt, erschien nunmehr die volkstümliche Dichtung der spanischen Zunge als roh und ungebildet und er wandte seine Muse den weichen Tönen und künstlichen Formen der Sonette und Kanzonen zu, denen er jedoch die Glut und Leidenschaftlichkeit seines südlicheren Himmels einhauchte und den Ernst moralischer Betrachtungen, wie sie dem spanischen Charakter zusagten.

Das dritte Buch von Boscans erst nach seinem Tode vollständig herausgegebenen Werken umfaßt die gewöhnlich dem Musäus zugeschriebene bekannte Erzählung „Hero und Leander" in den reimlosen Versen der Italiener (versi sciolti), eine fast auf 3000 Verszeilen ausgesponnene Dichtung, die aber trotz ihrer Länge wegen vieler anmutigen Beschreibungen sehr beliebt war. Darauf folgt unter dem Namen „Capitolo" eine Elegie der Liebe, reich an lieblichen Gedanken und Bildern, aber gedehnt und voll künstlicher Spiele des Verstandes und Witzes, und einige poetische Episteln in Terzinen, darunter ein Lehrbrief an Diego Hurtado de Mendoza nach Horazischem Vorbild, scharfsinnig, geistreich und voll Lebensweisheit. Den Schluß bildet eine allegorische Beschreibung des Reichs der Liebe in Ottave Rime, unbedeutend in der Erfindung, aber kunstreich und vollendet in Sprache und Versbau. Dieselben Vorzüge besitzt auch Boscans größtes Werk, die freie Übersetzung der italienischen Schrift des Grafen Castiglione „Der Höfling" (Il Cortegiano), welches die Zeitgenossen für ein Muster kastilischer Prosa erklärten.

Die Studien und litterarischen Beschäftigungen nahmen Boscans ganzes Leben in Anspruch; wohl bewegte er sich in den vornehmsten Gesellschaftskreisen, und soll auch eine Zeitlang die Erziehung des in der Folge so berühmt gewordenen Herzogs von Alba geleitet haben, aber in seinen späteren Jahren zog er ein

Leben voll wissenschaftlicher Muße im Umgange mit gleichgesinnten Freunden jeder Ehrenstelle und Auszeichnung vor. Ganz anders verfloß das Leben seines Freundes Garcilaso de la Vega, aus einer alten, angesehenen Familie Kastiliens, in Toledo geboren. Kaum in die männlichen Jahre eingetreten und mit einer vornehmen Dame verheiratet, nahm er an allen Kriegszügen Karls V. teil. Bei der Bedrohung Wiens durch Sultan Suleiman im Jahr 1532 begünstigte er die Intrigen eines seiner Neffen mit einer kaiserlichen Hofdame und wurde deshalb einige Zeit auf einer Donau-Insel in Gefangenschaft gehalten, ein Mißgeschick, das den Inhalt einer seiner schönsten Kanzonen bildet. Nach seiner Freilassung zu höherer Gunst aufsteigend, begleitete er den Kaiser auf dem Feldzug gegen Tunis und kehrte an Kopf und Arm verwundet über Sizilien und Neapel in die Heimat zurück, wie er uns in einer am Fuße des Ätna gedichteten Elegie belehrt. Im nächsten Jahr 1536 stand er mit dem kaiserlichen Heer in der Provence. Da erhielt er bei dem Angriff auf einen Turm unweit Frejus an den Kopf einen Steinwurf, der nach einigen Tagen seinen Tod in Nizza herbeiführte, in einem Alter von 33 Jahren. Während dieses kurzen vielbewegten Lebens fand der hochbegabte Kriegsmann und Dichter noch Muße zu poetischen Arbeiten im Geiste der Italiener, eines Petrarca, Bembo, Sannazaro u. a., zu Sonetten, Kanzonen, Elegien, welche die süßeste Weichheit der Empfindung mit dem reinsten Wohlklang der Sprache verbinden.

Garcilaso de la Vega. 1503–1536.

Unter seinen Gedichten, welche Boscans Witwe den Werken ihres Gemahls beifügte, steht in erster Linie die dem Herzog von Alba, Vizekönig von Neapel, gewidmete Ekloge, worin zwei Hirten, Salicio und Nemoroso, jener die Untreue, dieser den Tod seiner Geliebten beklagen, eine Trauerkanzone, in welcher der romantische Reiz Sannazaros mit der klassischen Korrektheit Virgils gepaart erscheint. Garcilaso gehört zu den beliebtesten und bewundertsten Lyrikern des spanischen Volks. Seine Gedichte drangen von Anfang an tief in die Gemüter seiner Landsleute, seine Sonette erschollen allenthalben und seine Eklogen wurden wie beliebte Schauspiele aufgeführt. Die größten Geister seines Volks bezeugen eine Hochachtung für ihn, wie für keinen seiner Vorgänger. Und diese Vorliebe, die dem Lebenden zu teil ward, ist dem Toten bis zur Stunde geblieben.

Ein dritter Mitstreiter um den Dichterlorbeer war Fernando de Acuña, von einem edlen portugiesischen Geschlecht, aber in Madrid geboren und erzogen, ein Freund und Gesinnungsgenosse von Boscan und Garcilaso und mit letzterem auch noch durch die gleiche militärische Laufbahn verbunden. Wenn er ein französisches Ritterbuch über die Thaten und Lebensschicksale Karls des Kühnen „Der entschlossene Ritter“ in altspanischem Versmaß übersetzte, so folgte er hierin nur dem Auftrag und den Wünschen des Kaisers; denn sein Sinn und Geschmack war ganz der italienischen Poesie zugewendet. Er dichtete Sonette und Kanzonen, doch in kürzeren Strophen, besang in reimlosen Versen den „Streit des Ajax und Ulysses“ mit homerischer Einfachheit und übersetzte italienische Dichter ins Spanische.

Acuña. † 1580.

Niemand hat mehr zum Siege des italienischen Geschmacks in Spanien

Mendoza. 1503—1575. beigetragen als Diego Hurtado de Mendoza, den wir schon oben als Geschichtschreiber kennen gelernt, ein Mann, der den von seinen erlauchten Ahnen ererbten Ruhm durch eigne Thaten, Verdienste und hervorragende Eigenschaften bedeutend vermehrt hat, von dem es streitig bleibt, ob er mehr als gewandter Staatsmann, Diplomat und Krieger oder mehr als Gelehrter, Dichter und Historiker ausgezeichnet war. Der jüngste von fünf Brüdern wurde Mendoza dem geistlichen Stande bestimmt und erhielt eine gelehrte Erziehung in Salamanca. Aber schon hier bewies er, daß seine Natur nicht für die Kirche angelegt war. Seine berühmte Jugendarbeit „Lazarillo de Tormes“, noch in Salamanca ausgearbeitet, verrät nach keiner Seite einen geistlichen Autor.

Der Roman Lazarillo de Tormes ist ein angeblich selbstgeschriebenes Leben eines armen Knaben, der in einer Mühle an den Ufern des Tormes bei Salamanca geboren, von seiner rohen Mutter verlassen, die Höhlen des Elends und Lasters, der Schelmerei und Schurkerei durchwandert, im Dienste bei verschiedenen Herren Hunger und Not aussteht, alle Fehler, Thorheiten und Verbrechen kennen lernt, selbst alle Arten von Lüge und Verschlagenheit, von Hinterlist und Betrügerei sich aneignet, bis er sich zuletzt mit der Haushälterin eines Domkapitulars verheiratet und häuslich niederläßt. Der Lazarillo, eine satirische Schilderung aller Stände und Lebensverhältnisse des kastilischen Volks, gab den Anstoß zu jener Gattung von Romanen, die unter dem Namen picarische oder Schelmenromane (del Gusto picaresco) ihren Lauf durch die Weltlitteratur machten. „Das Buch ist in sehr kühnem, reichem und echt kastilischem Stil geschrieben, der uns oft an die Celestina erinnert. Einige Schilderungen gehören zu den frischesten und anschaulichsten, welche man unter allen prosaischen Dichtungen finden kann, so frei und lebendig, daß zwei davon, die vom Mönch und vom Ablaßkrämer, bald von der Kirche gerügt und in den mit ihrer Genehmigung gedruckten Ausgaben ausgelassen wurden. Der ganze Roman ist kurz; aber dessen leichte geistreiche Haltung, die treue Beobachtung spanischen Lebens und spanischer Sitten, und der Gegensatz der leichten, heiteren und biegsamen Frechheit Lazarillos selbst, eine dem Dichter ganz eigentümliche Schöpfung, zu der feierlichen, unbeugsamen Haltung alter kastilischer Naturen machten ihn gleich von Anfang an äußerst beliebt.“ Das Buch wurde nicht nur durch viele Ausgaben in Spanien selbst rasch verbreitet, es wurde auch im Auslande vielfach übersetzt und nachgeahmt und im Laufe der Jahre erschienen mehrere Seitenstücke und Fortführungen. Die bekannteste darunter ist der zweite Teil des Lazarillo von Juan de Luna.

Eine bedeutende Laufbahn öffnete sich dem talentvollen jungen Manne in Italien, wo er bald im Heere Karls V., bald als Gesandter in Venedig und Rom, bald als Gouverneur von Siena und als kaiserlicher Abgesandter auf dem Tridentiner Konzil mit Geschick und Auszeichnung diente und sich die Gunst und das Vertrauen seines Herrn erwarb. Dabei fand er noch Zeit, sich mit der altklassischen Litteratur eingehend zu beschäftigen, Manuskripte anzukaufen, die Schriften der Italiener zu studieren und durch poetische Episteln im Geiste des Horaz wie durch Sonette und Kanzonen die schöne Litteratur seines Vaterlandes zu mehren und die Bestrebungen seiner Freunde Boscan und Garcilaso zu fördern.

Übrigens war Mendoza, trotz seiner Vorliebe für die italienische Poesie und seiner

Bewunderung der klassischen Schriftsteller des Altertums nicht blind für die guten Seiten der volkstümlichen Dichtungen seiner kastilischen Heimat. Wenn er auch in seinen größeren Gedichten die italienischen Formen und Versmaße anwandte und in seinen vielbewunderten „poetischen Briefen" den Humor und die feine Ironie seines römischen Vorbildes Horaz mit Glück und Grazie wiedergab, so zeigen doch seine kleineren Gedichte im altkastilischen Stil, daß sein Gemüt auch an dieser volkstümlichen leichten Gattung lebhaftes Interesse nahm. Unter dem strengen Philipp II. verlor Mendoza die Hofgunst; ein Streit mit einem Höfling im Palaste führte seine Verbannung herbei. Er begab sich nach seiner Vaterstadt Granada, wo er seine Muße zur Abfassung des trefflichen Geschichtswerkes verwendete, dessen wir oben Erwähnung gethan. Bei seinem Tode im 72. Lebensjahr übermachte er seine Sammlung von Büchern und Handschriften, darunter viele arabische Werke, dem König für die Bibliothek in Escurial.

Wenn sich der klassisch und italienisch gebildete Mendoza mit einiger Liebe und Teilnahme der altspanischen Liederdichtung zuwandte, so darf man darin vielleicht den Einfluß einer nationalen Reaktion erkennen, welche das Erbgut des Volks vor der Überflutung des fremdländischen zu bergen suchte. Einer der geschicktesten und thätigsten Vorkämpfer dieses patriotischen Strebens war Christoval de Castillejo, ein Edelmann aus Ciudad Rodrigo, der den größten Teil seines Lebens als Sekretär des Erzherzogs, nachmals Kaisers Ferdinand in Wien verbrachte, wo er die Geliebte seines Herzens, Anna von Schaumburg, später mit Erasmus von Stahremberg vermählt, in zarten und anmutigen Liedern besang. Des Weltlebens und der Galanterie müde kehrte er nach Spanien zurück, um dort seine letzten Jahre als Cisterciensermönch zu beschließen. Castillejo war ein Dichter von Talent und hoher Begabung; viele seiner Gedichte sind Ergüsse wahrer und warmer Empfindungen und dabei lebensvolle Zeichnungen der Volkssitten und Volksgefühle; aber im Eifer gegen die „Petrarchisten" folgte er mehr und mehr seiner Neigung zu Spott und Satire und schlug mitunter einen so mutwilligen Ton an, daß manche seiner Lieder von der Inquisition verboten wurden. Die plebejisch gefärbte kastilische Volkspoesie sollte den vornehmen, gespreizten Sonetten und Kanzonen ein Gegengewicht bieten. Aber bei allem Witz, bei aller geistigen Beweglichkeit waren Castillejo und einige Gesinnungsgenossen, wie Antonio de Villegas, wie der Portugiese Gregorio Silvestre, nicht vermögend, die altkastilischen Dichtungsformen gegenüber der italienischen Kunstpoesie aufrecht zu erhalten. Silvestre selbst wandte sich zuletzt der neuen fremden Kunst zu, die im Laufe der Zeit mehr und mehr das Feld behauptete.

Gegensätze. *Castillejo. † 1556.*

Wie das kleine Königreich Kastilien allmählich in dem spanischen Weltreich, so ging auch die altkastilische Lyrik, die volkstümliche Romanzen- und Liederdichtung, in der Weltlitteratur auf, die vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an sich über ganz Europa ausbreitete. Und wie in der Gesellschaft und im gesamten Leben alles Nationale, alle naturwüchsigen und ursprünglichen Bildungselemente unter der Macht der Konvention, einer erklügelten und er-

Sieg der italienischen Kunstpoesie.

künstelten Geschmacksrichtung erlagen, so ganz besonders auf dem Gebiete der Dichtung und Litteratur. Für die verschiedenen Nationalitäten, die in der spanischen Weltmonarchie Aufnahme gefunden, konnten nur Dichtungsformen und Kunstrichtungen zur allgemeinen Geltung gelangen, welche den Vorzug der Tradition, das übereinstimmende Urteil aller Gebildeten für sich hatten. Diese Eigenschaften kamen aber nur der klassischen Litteratur des Altertums und den darauf gegründeten und daraus abgeleiteten italienischen Kunstformen und Kunstregeln zu. Nach diesen Mustern und Beispielen richtete sich daher auch die gesamte Lyrik und ein großer Teil der übrigen Poesie Spaniens sowie des in das Staats- und Geistesleben des größeren Volks mehr und mehr eintretenden Königreichs Portugal. Diese Vorherrschaft des Klassischen über die mittelalterliche Romantik, über das nationale Geisteserbe der einzelnen Stämme und Völkerschaften trat um so mächtiger hervor, je mehr die überlieferten Eigentümlichkeiten, die Produkte eines freien Volkstums unter dem Einfluß einer überwältigenden Uniformität verschwanden oder zusammenbrachen. Was noch im alten Stile hervorgebracht wurde, flüchtete sich, meistens namenlos, in die Romanzen- und Liederbücher, die von Zeit zu Zeit angelegt oder erweitert wurden. Es kann nicht unser Zweck sein, die große Schar der spanischen Dichter und Sänger aufzuführen, die in dem regsamen bewegten Jahrhundert der Reformation sich zum Parnaß drängten, um im allgemeinen Wetteifer und gemeinsamen Chor die Höhe zu erklimmen; die Bewohner der Pyrenäischen Halbinsel ernteten die Früchte der Anstrengungen ihrer Vorfahren und das Selbstgefühl, das dadurch in ihrer Seele emporwuchs, sprach sich in einer überströmenden poetischen Produktivität aus. Je mehr das öffentliche und praktische Leben unter der Todeshand der Tyrannei, unter dem Gifthauche des Despotismus erstarrte und abstarb, desto rückhaltloser warfen sich die Geister auf das Feld der Kunst und Poesie, desto emsiger flüchtete sich alles in das Reich der Ideale, „wo die schönen Formen wohnen“.

Idyllische und bukolische Dichtung.

Es ist eine alte historische Erfahrung, daß in Zeiten politischen Stillstandes und Todes die idyllische und bukolische Poesie mit besonderer Liebe gepflegt wird; aus der unerfreulichen, abstoßenden Wirklichkeit birgt sich das Gemütsleben gern in eine Traumwelt, welche die Phantasie mit Gebilden willkürlich bevölkern kann. So war es auch in den späteren Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts in den beiden romanischen Halbinseln: das alexandrinische und augusteische Zeitalter schien zurückgekehrt, Theokrit und Virgil thronten aufs neue auf dem Helikon.

Saa de Miranda. 1495–1558.

Saa de Miranda verfaßte teils in kastilischer Sprache, teils in seinem heimischen Portugiesisch bukolische Gedichte voll sinniger Vertiefung in die Reize der Landschaften am Mondego und voll liebevoller Teilnahme für das ländliche Treiben der Bewohner, Gedichte, worin Naivität und Grazie innig gepaart sind. Sein Landsmann, nach seinem Geburtsort bei Coimbra gewöhnlich Jorge

de Montemayor genannt, der als Sänger der Hofkapelle in Madrid seine geringe Bildung in Spanien erwarb und durch Reisen nach verschiedenen Teilen der Monarchie erweiterte, hat in dem vielgelesenen und vielbewunderten Schäferromane „Die verliebte Diana" seine eigne unglückliche Liebe zu einer Kastilierin, Marfida, in anmutiger Sprache und in lieblichen Bildern geschildert und in den eingestreuten lyrischen Gedichten teils im italienischen, teils im altkastilischen Stil seine Empfindungen für die Ungetreue, die während seiner Abwesenheit einem andern ihre Hand gereicht, mit feinem Erfindungsgeist und graziöser Einfachheit ausgehaucht, ein Buch, das trotz seiner lockeren und verwirrten Komposition und trotz der phantastischen Erdkunde, der Vermischung von Heidentum und Christentum durch die reizende Szenerie eine ungemeine Verbreitung erlangte. Montemayors romantische Prosa blieb fortan das Muster für alle Schäferromane, deren die nächsten Jahrzehnte noch mehrere brachten, bald Fortsetzungen, bald Seitenstücke. Unter diesen fand „Die liebende Diana" des Valenzianers Gil Polo, besonders in dem metrischen Teile der Erzählung die meiste Anerkennung und wurde auch von Cervantes gerühmt. Die übrigen lyrischen Gedichte Montemayors wurden in einem eignen „Liederbuch" gesammelt. Seinen Tod soll er bei einem Zweikampf in Turin gefunden haben.

Montemayor. † 1561.

Gil Polo.

Es war sehr begreiflich, daß sich in der Zeit der weltlichen Zwingherrschaft und des geistlichen Drucks die lyrische Poesie in das Reich der Träume und der idyllischen Hirtenwelt flüchtete. Konnte ja nicht einmal ein so reines und unschuldiges Gemüt wie Luis Ponce de Leon, aus einem der vornehmsten andalusischen Geschlechter in Granada, welcher aus Liebe zu einem religiösen beschaulichen Leben in den Augustinerorden zu Salamanca eintrat, den Krallen der Fanatiker entgehen! In geistliche und weltliche Gelehrsamkeit eingeweiht und auf den Lehrstuhl der biblischen Theologie erhoben, wagte es Luis de Leon gegen das Verbot der Kirche das Hohe Lied Salomos in die Landessprache zu übersetzen und gleich einer Ekloge des klassischen Altertums zu behandeln. Darin erblickte die spanische Geistlichkeit Spuren religiöser Neuerungssucht, und da seine Familie im Verdacht stand, daß jüdisches Blut sich unter den Vorfahren mit christlichem vermischt habe, so wurde er vor den Gerichtshof der Inquisition in Valladolid geladen, fünf Jahre lang in strenger Gefangenschaft gehalten und mehr als fünfzig peinlichen Verhören unterworfen. Geduldig beugte sich der sanfte Mann unter das geistliche Strafgericht und versicherte in beredten Worten, daß er nie von der Rechtgläubigkeit gewichen und sich den Geboten der Kirche in allem unterwerfe. Endlich wurde er durch das höchste Glaubensgericht in Madrid unter strenger Verwarnung in Freiheit gesetzt und seiner Lehrkanzel zurückgegeben, sein Werk aber unterdrückt. Erst im Jahr 1806 kam dasselbe zur Veröffentlichung durch die Presse. Im Gefängnis verfaßte er die schöne Schrift „Die Namen Christi", worin er nach Art der tuskulanischen Untersuchungen Ciceros in Gesprächsform an den verschiedenen Benennungen des Heilands als Gottes-

Ponce de Leon. 1528–1591.

sohn und Friedensfürst, als Hirte und König u. s. w. den Charakter des Welterlösers zu entwickeln und in den Lesern andächtige Gefühle zu erwecken suchte. Mit gleicher religiöser Begeisterung und in derselben blühenden und korrekten Sprache sind auch seine andern Werke in ungebundener Redeform „Die vollkommene Hausfrau“ und die „Erklärung des Hiob“ verfaßt. Die Schrift „Von der heiligen Theresia“ blieb unvollendet. Die Leiden der Inquisitionsverfolgung hinterließen tiefe Furchen in seinem leiblichen und geistigen Leben; und wenn er schon vorher das Dichten nur als Nebenbeschäftigung betrieben hatte, so erlahmten von der Zeit an seine Schwingen noch mehr. Die meisten seiner Gedichte, sowohl die „Geistlichen Lieder“ als die „Eklogen“ und „Oden“, die er frei nach Virgil und Horaz, und die „Psalmen“, die er nach alttestamentlichen Vorbildern bearbeitete, stammen aus der Zeit vor und während seiner Gefangenschaft. Aber alles, was von ihm herrührt, mag es Nachbildung oder freie Schöpfung sein, trägt so sehr den Stempel der Korrektheit und Vollendung, daß er von Mit- und Nachwelt zu den ersten spanischen Lyrikern gerechnet wird. Seine Gedichte, fast sämtlich Oden in altkastilischen Versmaßen voll seelenvoller Innigkeit, sind von klassischer Reinheit und sorgfältigster Kunstvollendung.

Die Ode „Das Leben im Himmel“ ist ein reizendes lyrisches Gemälde, „wie von einer Glorie umgeben“; die „Prophezeiung des Tajo“, worin der Flußgott dem König Roderich den Fall seines Reichs durch die Sarazenen verkündet, ist eine höchst gelungene Nachbildung einer Horazischen Ode; die Gedichte „Auf den gestirnten Himmel“, „Die heitere Nacht“, „Auf die Unsterblichkeit“ waren das Entzücken der Spanier.

Herrera. † gegen 1589.

Neben Luis de Leon ist der gefeiertste Odendichter Fernando de Herrera aus Sevilla, ein mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, der sich erst in späteren Jahren dem geistlichen Stande gewidmet zu haben scheint. Vielleicht, daß die unter verschiedenen Namen von ihm so sehr gefeierte Dame mehr als ein idealer Gegenstand seiner Zärtlichkeit war. Den Beinamen „der Göttliche“, womit ihn seine Landsleute belegten, hat er sich hauptsächlich erworben durch die formale Vollendung seiner Oden oder Kanzonen, in denen er mit Pindar zu wetteifern suchte, durch die gefeilte Dichtersprache mit neuen Wortbildungen und Wortstellungen, durch die Harmonie seiner Verse, durch die gewählte Diktion, durch die tadellose Ausführung seiner poetischen Erzeugnisse. Neben diesen formalen künstlerischen Vorzügen, die in jenen Tagen am meisten geschätzt wurden, muß man dem Dichter auch nachrühmen, daß er sein Herz nicht gegen die Zeitereignisse verschlossen hielt, ja daß zwei seiner schönsten und wirksamsten Oden den wichtigsten historischen Erscheinungen des Tages, der Seeschlacht bei Lepanto und dem tragischen Ende des portugiesischen Königs Sebastian, gewidmet waren. Die erstere ist eine aufjauchzende Siegeshymne mit alttestamentlichem Psalmenschwung, die letztere ein Trauergesang aus tiefster Seele hervorquellend. Am meisten Bewunderung erregte seine liebliche Ode „An den Schlaf“.

Aber wie sehr auch immer Herreras formale Vollendung, seine metrische und sprachliche Glätte gefeiert werden mögen, so tragen doch seine Gedichte schon die Merkmale des Gekünstelten an sich; so grenzen sie doch schon an die Scheidelinie, welche die Schönheit und Manieriertheit trennt. Diese überschritt Gongora de Argote, ein Mann von angebornem Talent, aber wegen Mangels an Anerkennung gegen die Welt verbittert. Nachdem er viele Jahre vergebens um die Hofgunst gebuhlt, kehrte er in seine Vaterstadt Cordova zurück und trat, um der Not zu entgehen, in den geistlichen Stand. Diese verbitterte Stimmung war die Quelle seiner „satirischen Sonette" und seiner „burlesken Satire in Romanzen und Liedern", voll kaustischer Schärfe. Seinen größten Ruhm aber erlangte er durch den Versuch, einen „höher gebildeten Stil" (estilo culto) für die ernsthafte Poesie zu begründen. Gongora und der Estilo culto.

Zu dem Zweck bildete er mit dem peinlichsten Kunstfleiß eine eigne künstliche Dichtersprache voll wunderlicher Wortschöpfungen und Wortstellungen, gehäufter Bilder und Gleichnisse, gesuchter Gelehrsamkeit und dunkler Andeutungen. Die sonderbare Manier war von solchem Erfolg gekrönt, daß Gongora der Stifter einer eignen Poetenschule der „Kulturisten" ward, welche, wie die Marinisten Neapels, eine affektierte Dichtersprache ohne alle Natur und Wahrheit in die Poesie einführten und mit pedantischem Hochmut diesen verkehrten Geschmack zur allgemeinen Geltung zu bringen suchten. Sie schieden sich mit der Zeit in zwei Zungen, die eigentlichen Gongoristen oder Kulturisten, die sich streng an das Vorbild des bei aller Wunderlichkeit und Verkehrtheit immerhin geistreichen und begabten Meisters hielten, und in Konzeptisten, welche weniger Wert auf die Form legten als auf das Außerordentliche der Gedanken, der Concetti, und diese in der gezierten Sprache Gongoras vortrugen, wie Alfons de Ledesma, Felix de Arteaga u. a. Viele von Gongoras Gedichten sind ohne Erklärungen nicht zu verstehen. Unter seinen größeren Arbeiten sind am bekanntesten „Die Einsamkeiten", „Polyphem", „Pyramus und Thisbe".

4. Die portugiesische Litteratur und das Epos.

Die altgalizische Mundart, die in Spanien der kräftigeren kastilischen erlag, erhielt sich in den südwestlichen Teilen der Halbinsel und gelangte zu nationaler Selbständigkeit, seitdem sich aus den Kämpfen mit den Mauren ein eignes Königreich mit dem Namen Portugal bildete (VI, 546). Die portugiesische Sprache nahm einen weicheren Charakter an, der den Ausdruck schmelzender Gefühle, süßer einschmeichelnder Gedanken begünstigte, und führte im Laufe der Zeit eine von Spanien getrennte und in manchen Beziehungen abweichende Litteraturentwickelung und Poesie herbei. Lissabon, die schöne und günstig gelegene Handels- und Seestadt, trug die romanische Bildung, die durch die zahlreiche Einwanderung französischer Barone einen feineren Strich erhielt, über den ganzen Süden, indes die von König Diniz (VII, 544) gegründete Universität Coimbra für die nördlichen Landschaften eine Pflanzstätte geistigen Lebens ward. Diniz, selbst Dichter und Troubadour, war wie sein Zeitgenosse, der gelehrte Alfons von Kastilien, ein Freund und Förderer der Poesie und litterarischer Beschäfti- Die Volkspoesie.

gung, und seine Nachfolger Alfons IV. und Pedro I. (VIII, 105 ff.) traten in seine Fußstapfen. Ein altes Sonett auf Vasco de Lobeira, den Verfasser des Amadis, soll von Alfons selbst oder einem seiner Söhne herrühren. Demnach wären Petrarcas Dichtungen schon im fünfzehnten Jahrhundert in Lissabon bekannt gewesen und nachgeahmt worden, eine Annahme, für die auch noch andre Zeugnisse und der rege Verkehr der Weltstadt am Tajo mit Italien sprechen. Doch war die fremde Kunstform nicht im stande, die einheimische Romanzenpoesie, die bei den Portugiesen noch lebhafter und früher blühte als in Kastilien, zu verdrängen. In weichen melodischen Tönen sang man im westlichen Küstenland ebenso eifrig von Ehre und Liebe und von den Waffenthaten mit den Mauren diesseits und jenseits der Meerenge, wie in dem benachbarten Berg- und Hügellande. Die feurigen Liebeslieder, die der galizische Ritter und Sänger Macias, „der Verliebte“, auf eine Dame aus der Umgebung des Markgrafen von Villena dichtete, dienten den Portugiesen lange als Vorbild und zierten die ältesten „Liederbücher“ (Cancioneiros), welche, wie in Spanien, den überlieferten Schatz der Volkspoesie des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einschlossen und bewahrten. Das tragische Schicksal des verliebten Dichters, der in der Gefangenschaft von dem eifersüchtigen Gatten der Besungenen getötet ward, verlieh den überschwenglichen Erzeugnissen seiner Phantasie und Liebesglut erhöhten Reiz. Fortan blieb Macias der Reigenführer der portugiesischen Liederpoesie, die daher stets mehr die lyrischen Ergüsse des inneren Gefühlslebens, die Sehnsucht des ungestillten Menschenherzens aussprach, als die kastilische Romanzendichtung, welche sich mehr in epischen Gesängen erging. So fruchtbar erwies sich diese Lyrik, daß schon unter König Emanuel dem Großen Garcia de Rezende ein umfassendes „Liederbuch“ anlegen konnte, dem dann einige Jahrzehnte später Pedro Ribeyro ein zweites hinzufügte.

Die Zeit der Renaissance und des Humanismus erzeugte auch in Portugal Lust und Interesse für lateinische Gedichte im Geiste des klassischen Altertums und Wohlgefallen an den Kunstformen Italiens. Dadurch wurde die Volkspoesie aus den Kreisen der gebildeten Gesellschaft mehr und mehr verdrängt, um der Kunstdichtung den Platz zu räumen. Aber vom Volk wurden darum die überlieferten Liebesromanzen in der wohlklingenden elegischen Sprache des Herzens nicht vergessen. Der Liebe Lust und Leid, die alten Sagen und Legenden, die großen historischen Ereignisse, welche die Seele des Volks bewegten, die Thaten ihrer großen Männer, die Klagen abgeschiedener Geister, wie sie die Stätten umschweben, die sie im Leben lieb gehabt, den Ort, wo ein ungesühntes Verbrechen begangen, alle diese Stimmungen und Empfindungen fordern ihren Ausdruck in den alten, so wohl bekannten, so lieb gehegten Versen, in den leichtfließenden Formen der Redondilien. Mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, hier und da aufgeschrieben oder in Schauspielen und Novellen zerstreut, wurden sie in unseren Tagen durch Almeida Garrett mit Fleiß und Umsicht gesammelt und geordnet.

Übergang zur Kunstdichtung.

Überhaupt vermochte der neue Geschmack in Portugal nicht so schnell Wurzeln zu schlagen, als in Spanien. Die lateinischen Gedichte des Henrique Cayado, des Verehrers von Angelo Poliziano, wurden nur den Gelehrten

bekannt, und Bernardio Ribeyro, ein Edelmann am Hofe Emanuels des Großen, welcher an den Ufern des Tajo und Mondego und an den Felsen von Cintra seine elegischen Liebesschwärmereien für eine unbekannte und unerreichbare Schöne ertönen ließ, hat in seinen Eklogen die Klagen und Leiden verliebter Schäfer in der alten Redondilienform mit neun- oder zehnzeiligen Strophen redselig doch nicht ohne naive Grazie besungen und in einem unvollendeten Roman „Ein kleines und unschuldiges Mädchen" (Menina e Moça) die Herrlichkeit des Rittertums und Minnelebens der Vergangenheit mit sentimentaler Gefühlsamkeit aus dem eignen Leben gefeiert, und in den Schauspielen des Gil Vincente, den wir bei den spanischen Theaterdichtern kennen gelernt, finden sich manche Volkslieder eingeflochten, die nicht wenig zum Reiz der Szenen beitragen. Aber in Ribeyro und seinem Zeitgenossen Christovaõ Falcaõ, der gleichfalls in einer langen Ekloge seine Liebe zu einer Hirtin besungen und aus der Gefangenschaft an seine Geliebte eine Romanze in Form einer poetischen Epistel gerichtet hat, ist auch der Übergang von der Natur- und Volksdichtung zur Kunstpoesie bezeichnet: von da an wurde Portugal „das wahre Vaterland der Schäferpoesie". Sannazaros Dichtungsweise erlangte die Herrschaft und wurde von zwei Portugiesen, Saa de Miranda und Montemayor nach Spanien verpflanzt. Eine Flut von Schäfergedichten brach über die Halbinsel herein und schwemmte die alten Heldenromanzen vom Boden weg: der Hirtenstab trat an die Stelle der Ritterlanze, an die Stelle des Kampfrosses das Lämmlein, geschmückt mit Rosen und Bändern. Doch im Volk lebten die alten Lieder fort und erhielten Stütze und Anhalt an den Cancioneros der Kastilier.

Im sechzehnten Jahrhundert war der geistige Verkehr Portugals mit dem mächtigeren Nachbarstaat sehr rege und Geschmack und Bildung in beiden Ländern gleich. Wenn auch zwischen den Höfen, trotz mancher verwandtschaftlichen Beziehungen eine gewisse Eifersucht und Rivalität obwaltete und in den Pflanzstaaten oder Seeunternehmungen manche Reibungen und Feindseligkeiten vorkamen, so fühlten sich doch die Völker verwandt und huldigten denselben Kunstregeln und dichterischen Neigungen. Ja mehrere der hervorragendsten Dichter, wie Gil Vincente und Saa de Miranda haben, wie oben erwähnt, in beiden Sprachen geschrieben; und der letztere, ein Edelmann aus angesehener Familie in Coimbra, der zuerst als Rechtsgelehrter in seiner Vaterstadt wirkte, dann nach mehrjährigem Aufenthalt in verschiedenen Städten Italiens am Hofe in Lissabon lebte und endlich seine letzten Lebensjahre in glücklicher Muße auf seinem Landgut Topada zwischen Minho und Duero verbrachte, hat sich den größten Ruhm durch seine kastilischen Schäfergedichte erworben. Die stolzen Kastilier sahen in der portugiesischen Sprache nur eine verweichlichte und verstümmelte Form ihres eignen kräftigeren Idioms, daher auch Miranda seine ernsteren Eklogen im Geiste Theokrits in kastilischer Mundart verfaßte, in welcher die italienischen Dichtungsformen, die ja in beiden Ländern als mustergültige Vorbilder galten, bereits

Der klassische Stil.

Saa de Miranda. 1495–1558.

eingebürgert waren. Nur seine leichteren, mehr zur Unterhaltung und Belehrung bestimmten Gedichte, wie die „poetischen Briefe“, die „Cantigas“, die „Hymnen an die heil. Jungfrau“ sind in das vaterländische Idiom gekleidet, welches für leichte Konversation, wie für den Ausdruck erregter Gefühle, schwärmerischer Inbrunst und leidenschaftlicher Stimmung mehr geeignet schien. Auch zwei Lustspiele in ungebundener Rede in der Manier des Plautus und Terenz, welche sich der Gunst des Kardinal-Infanten Heinrich erfreuten, sind in der Landessprache verfaßt. Aber in Portugal war Drama und Bühne nicht so sehr in das Nationalleben eingedrungen, wie in Spanien, und die Stücke Mirandas mit fremden Sitten und fremden Interessen waren nicht geschaffen, das Volk für die Genüsse des Theaters zu begeistern. Davon abgesehen kann man Miranda den ersten klassischen Dichter seiner Nation nennen.

Saa de Miranda gab das erste Beispiel, wie das poetische Genie, das nach dem höchsten Ziele der Kunst strebt, den Dichtern des Altertums die Klarheit der poetischen Anschauung, den soliden Verstand in der Erfindung und in Sprache und Darstellung die Präzision, Eleganz und geistreiche Simplicität ablernen soll, ohne seine individuelle Natur, sein Zeitalter und sein Vaterland zu verleugnen. — Das Verdienst, in Portugal Sinn für dramatische Kunst und Schauspielwesen geweckt zu haben, gebührt dem Gil Vincente, dessen Theaterstücke, wie wir gesehen haben, unter Emanuel und Johann III. vor dem Hofe mit großem Beifall aufgeführt wurden. Aber auch er stand, wie sein Zeitgenosse Miranda, unter dem Einfluß der Schäferpoesie, daher er, trotz seiner großen Anlage zum Volksdichter, das portugiesische Nationaltheater nicht zu der Höhe bringen konnte, auf der das spanische, großenteils durch seine eignen Bemühungen sich bewegte.

Wenn Saa de Miranda und Gil Vincente sich beider Sprachen bedienten, Ferreira. 1528—1569. so war Antonio Ferreira, der „portugiesische Horaz“ genannt, von größerem Nationalgefühl beseelt. Er schrieb seine, dem Petrarca nachgebildeten „Sonette“ und „Elegien“, sowie seine „Oden“ und „Episteln“ im Geiste und in der korrekten Form des römischen Dichters, nur in portugiesischer Sprache. Wie Miranda aus einer vornehmen Adelsfamilie stammend, in Coimbra der Rechtswissenschaft eine Zeitlang obliegend, bewegte sich Ferreira in den höchsten Hof- und Gesellschaftskreisen, war Mitglied des königlichen Rats und Kammerherr, starb aber schon in seinem einundvierzigsten Jahr an der Pest. Man rühmt an Ferreiras Gedichten die klassische Form, die korrekte Sprache, den leichten anmutigen Versbau, die Eleganz und Würde im Ausdruck, den Adel der Gesinnungen und Gedanken, aber seine Phantasie ist ohne Schwung, seine dichterische Anlage ohne Genialität.

Außer seinen zahlreichen lyrischen Gedichten, unter denen die reizende „Elegie an den Mai“ als klassisches Meisterwerk gilt, hat Ferreira auch eine Erzählung zur Verherrlichung einer portugiesischen Heiligen, Colomba oder Comba, und mehrere dramatische Stücke gedichtet. Durch diese, eine Tragödie „Ines de Castro“ mit schönen lyrischen Stellen und Chorgesängen, und zwei Lustspiele „Bristo“, nach dem Namen eines Kupplers, der Hauptperson, und „Der Eifersüchtige“, beide aus seiner Jugendzeit, wollte er den klassischen Stil auf der portugiesischen Bühne einführen, ein Versuch, welcher

nicht wenig dazu beitrug, die Ausbildung eines Nationaltheaters in seinem Vaterlande zu hindern. Denn nun gingen die beiden Gattungen, das romantische Volksdrama von Gil Vincente und das klassische nebeneinander her, wodurch beide an Bedeutung und Wirksamkeit verloren.

Damals war die bukolische Dichtung die Modepoesie in der Pyrenäischen Halbinsel; sie war das Friedenskleid, das häusliche Familienleben inmitten einer bewegten Außenwelt. Die zierlichen idyllischen Bilder eines Miranda, eines Montemayor, eines Ferreira ergötzten die Menschen und erzeugten viele Nachahmer unter den höheren Ständen. Der Kammerherr Pedro de Andrade Caminha nahm sich in seinen Eklogen seinen verehrten Freund Ferreira ganz und gar zum Vorbild und in seinen Elegien, Epigrammen und Grabinschriften folgte er den von den Schriftstellern des Altertums aufgestellten Beispielen; und Diego Bernardes hat in der marokkanischen Gefangenschaft, in die er als Kampfgenosse des Königs Sebastian nach der Schlacht von Alcassar geraten war, durch geistliche und weltliche Lieder, durch Eklogen und Episteln im Geiste Ferreiras seine Sorgen und Kümmernisse zu zerstreuen gesucht und nach seiner Rückkehr in Elegien seine Empfindungen unter der spanischen Herrschaft ausgehaucht. Auch Rodriguez Lobo, den wir später als epischen Dichter kennen lernen werden, hat den größten dichterischen Ruhm durch seine Schäferromane erlangt („Der Frühling“; „Der Hirt in der Fremde“; „Der Entzauberte“), die trotz ihrer Länge durch Anmut der Schilderungen und der Sprache, wie durch die Abwechselung in den Versarten sich vielen Beifalls erfreuten. Schäferpoesie.

Nur Ein Dichter hat in Portugal den unmittelbaren Realismus der Volkspoesie, wie er in Gil Vincente sich gestaltet hatte, und den reflektierenden Idealismus der Kunstpoesie, wie er durch Miranda und besonders durch Ferreira sich festsetzte, zur wirklichen Einheit vermittelt. Er ist der Inbegriff der ganzen portugiesischen Poesie; er hat seine Nation verewigt und alles Große derselben, alles, was je von Begeisterung in ihr lebte, in seinem tiefen Gemüt konzentriert. Dieser Dichter ist Luis de Camoens, 1524 zu Lissabon geboren. Camoens stammte aus einer alten Familie, die aber in ihrem Vermögen heruntergekommen war. Doch erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Er besuchte die Universität Coimbra und sammelte dort die reichen Schätze des klassischen Altertums, von denen er in seinen Gedichten so häufig Gebrauch machte. Das Andenken an diese Jugendzeit blieb stets lebendig in seiner Seele und gern verweilt seine Erinnerung an den Ufern des Mondego, als auf der einzig grünen Stelle seines Daseins, wo, wie er in einem Abschiedssonett singt, „im Arm die Hoffnung ihn getragen, ein froher Jugendmut ihn getäuscht“. Nach Lissabon zurückgekehrt, faßte er eine heftige Liebe zu einer Hofdame, Katharina de Attayde, die entscheidend für sein ganzes Leben werden sollte. Er wurde nach Santarem verwiesen und nahm dann, sei es aus Schmerz über die Trennung von der Geliebten oder aus Kummer über deren frühen Tod, Dienste auf der portugiesischen Camoens. 1524–1579.

Flotte. An der Seite seines Vaters, eines verdienten Marineoffiziers, wohnte er einer Seeschlacht gegen die Mauren vor Ceuta bei, wobei er sein rechtes Auge verlor. Er kehrte nach Lissabon zurück, aber alle seine Bemühungen, sich eine ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen, schlugen fehl, und so entschloß er sich 1553 sein Glück in Indien zu suchen. Von vier Schiffen, die zu gleicher Zeit von Lissabon absegelten, erreichte nur das eine, auf welchem sich unser Dichter befand, den Hafen von Goa. Die andern gingen bei einem Sturm zu Grunde. Dort schloß er sich einem Truppenkorps an, das der Vizekönig einem indischen Fürsten zu Hilfe sandte. Während seiner Abwesenheit kam ein neuer Statthalter nach Indien. Camoens, nach Goa zurückgekehrt, zog sich dessen Ungnade zu, wie es heißt, durch eine Satire und durch seine Witzreden. Er wurde von Goa verbannt und schiffte sich nun zu einem Feldzug gegen arabische Korsaren nach dem Roten Meer ein. Hier überwinterte er und schrieb die berühmte zehnte Kanzone, welche uns einen Blick in die vom tiefsten Leid zerrissene Seele des Dichters thun läßt. Von der Küste Afrikas führte den Verbannten sein Schicksal nach Ternate, wo er einige Jahre verweilte, kämpfte und verwundet ward, wie er in seiner sechsten Kanzone andeutet. Einige Zeit nachher finden wir ihn in Macao. Hier lebte er von der kleinen Einnahme, welche ihm die Stelle eines Sterbevogtes oder Administrators der Verstorbenen abwarf. Aber wo er auch war, und welches Leid ihn auch traf, stets war seine Seele größer als sein Schicksal, und die Poesie hielt ihn hoch empor über den Druck der Verhältnisse. Zu Macao verfaßte er die Lusiaden, denen er seinen Dichterruhm hauptsächlich zu danken hat. Eine Grotte auf jenem „Eiland im fernen Osten gelegen“ trägt noch jetzt seinen Namen. Mittlerweile war ein andrer Vizekönig nach Goa gekommen. Camoens beschloß daher 1558 nach der Hauptstadt der portugiesischen Handelsniederlassungen zurückzukehren. Aber an der Küste von Cambodja, nahe der Mündung des Macom, strandete das Schiff an einem Felsen; der Dichter schwamm ans Ufer, nichts rettend als sein Leben und sein vom Seewasser durchnäßtes Heldengedicht. Camoens verstand es nicht, sich die Gunst der Großen zu erschmeicheln. Auch der neue Vizekönig war ihm wenig hold, und unter dessen Nachfolger wurde er, auf Grund einer Anklage seiner Feinde wegen treuloser Amtsverwaltung in Macao, ins Gefängnis geworfen. Obwohl es ihm gelang, sich völlig zu rechtfertigen, ward er noch lange um seiner Schulden willen in Haft gehalten. Einem humoristischen Gedicht an den Gouverneur verdankte er endlich seine Befreiung. Mit vernichteter Hoffnung und gebrochener Kraft kehrte der Dichter nach seinem Vaterlande zurück. Freunde und Gönner mußten die Reisekosten decken. So kam er nach einer Abwesenheit von beinahe sechzehn Jahren im Jahr 1569 aus dem reichen Indien bettelarm im Hafen von Lissabon an. Das Elend hatte er hinter sich gelassen, um es in seiner Heimat in verdoppeltem Grade wieder zu finden. Über der Pest, die gerade in der Stadt wütete, und über den Zurüstungen zu dem afrikanischen Feldzug, den bald darauf der unglück-

liche König Sebastian unternahm, um nie wieder zurückzukehren, gedachte niemand des armen Dichters, der in seinem bitteren Unmut die entartete Gesinnung und das sittenlose Leben der Hauptstadt so scharf geißelte. Der König, dem er seine Lusiaden widmete, gewährte ihm eine kleine Leibrente von etwa 25 Thalern, die aber selbst für die mäßigsten Lebensansprüche nicht hinreichend war. Es wird berichtet, ein treuer Sklave, Antonio, den er von Java mitgebracht, habe des Nachts in den Straßen von Lissabon Almosen gesammelt, um den Dichter, dessen Gesänge bereits in aller Mund waren vor dem Hungertode zu schützen. Ein Schmerz blieb dem patriotischen Gemüt des Sängers erspart — er erlebte nicht den Untergang der Freiheit und Selbständigkeit seines Vaterlandes. Ein Jahr nach dem tragischen Geschick seines Königs auf der Ebene von Alcassar starb Camoens, im 55. Jahr seines Alters, wahrscheinlich in einem Armenhause. Er wurde in der Franziskanerkirche St. Anna in aller Stille begraben. Sechzehn Jahre später ließ Gonzalo Coutinho eine Marmorplatte auf seine Gruft legen. Erst in unserem Jahrhundert wurde das Andenken des großen Dichters durch ein würdiges Denkmal geehrt.

Kein Dichter hat so erfolgreich mit den großen Italienern seiner Zeit, die ihm als Vorbild dienten, um die Palme gerungen als Camoens, sowohl als Lyriker, wie als Epiker. Seine Sonette, worin er seine Liebe besang und alles, was sein Herz bewegte, sind der Ausdruck der wahrsten und wärmsten Empfindung in der vollendetsten Form. „Seine Liebe ist der glänzendste Stern," sagt v. Arentsschild, „der sein dunkles Leben verklärt, der ihm entgegenflammt über den starren Felsen von Socotora, über den Küsten Indiens, der ihn begeistert in der Felsenhöhle zu Macao, wo er die Lusiaden schrieb. Obgleich sein Vaterland ihm nichts gab als das Almosen eines Bettlers, kämpfte er wie ein Held für dessen Ruhm, den er in seinen schönsten Gesängen verewigte; und nur selten zuckt eine leise Klage auf seinen Lippen und klingt wehmütig in seinen Liedern, die sein ganzes Volk mit Begeisterung erfüllen, während der Dichter verhungert*). Seine Kanzonen, Terzinen und Sonette, gedankentief und formvollendet, sind in ihrer Art das Schönste, auf welches irgend ein Volk Ursache hat, stolz zu sein. Selbständig

(Randnotizen: Camoens als Lyriker und Dramatiker. — Sonette.)

---

*) So oft ich auf die Zeit schau, die vergangen,
Hab' Reue des Geschehnen ich empfunden;
Ich sah, daß all' die Zeit umsonst entschwunden,
Daß thöricht war mein Hoffen und mein Bangen.

Nach meinem Leid nur trug ich heiß Verlangen!
Was ich erreicht, schlug stets mir tiefste Wunden;
Wenn ich des Glückes wärmsten Kuß empfunden,
War auch die letzte Hoffnung schon vergangen.

Die Schlösser, die die Phantasie erhoben,
Im Augenblick, da ich den Giebel kränzte,
Sah ich sie wie ein Morgentraum zerstoben.

Wie manchen Trug hat diese mir gewoben!
Ein leerer Hauch ist, was so golden glänzte;
Weh dem, der hofft! weh, wer vertraut auf oben!

und dem eignen Genius gehorsam, reiht er sich den wenigen an, die über allen Wechsel des Geschmacks und der Laune erhaben, Vollendetes schufen und als Muster des Schönen und Wahren, für alle Zeit Geltung und Anerkennung finden müssen." — Außer Kanzonen. den Sonetten sind es hauptsächlich seine siebzehn Kanzonen, die uns mit lebendiger Gegenwart berühren; in ihnen fühlen wir den vollen Pulsschlag des Dichters, aus ihnen lernen wir sein eigenstes Wesen am besten kennen und verstehen. Ferner schrieb Elegien u. a. er zwölf Elegien in Terzinen, vier Sextinen, vier Episteln, drei Ottaven, zwölf Oden und zwei Briefe. Allenthalben herrscht ein prächtiger Rhythmus „und auf die Sprache drückt er sein Gepräge". Besonders wohllautend und reizend sind seine Redondilien im altportugiesischen Volkston. Auch Eklogen im Stil von Saa de Miranda und Ferreira Komödien. und drei Komödien („König Seleucus", „Amphitryo", eine freie Bearbeitung des Plautinischen Stückes, und „Filodemo", eine dramatisierte Novelle) sind von Camoens erhalten, in denen er sich den Gil Vincente zum Vorbild nahm, doch mit Verfeinerung des Dialogs und der Darstellung.

Die Lusiaden. Wenn Camoens sich keinen Platz neben Lope de Vega und Calderon erwarb, so glänzt sein Name um so heller unter den epischen Dichtern, so steht er ebenbürtig neben Ariosto und Tasso; ja er hat vor diesen den bedeutenden Vorzug, daß seine Muße sich nicht in die mythischen Zeiten der Romantik verstieg, sondern daß er mit patriotischem Herzen die große Heldenzeit seines Vaterlandes besang, die Großthaten der Portugiesen (Lusitanier) zum Inhalte seines epischen Nationalgemäldes machte, das er nach dem alten Volksnamen die „Lusiaden" nannte. In achtzeiligen eleganten Stanzen verherrlicht das erzählende Gedicht des Camoens durch zehn Gesänge in melodischen Versen und weichen Tönen die Großthaten der Portugiesen, wie sie unter Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien entdeckten und ihren Ruhm nach dem fernen Osten trugen. Der Name Vasco de Gama bildet den Rahmen zu dem Gemälde, in welchem der portugiesische Dichter die Heldenthaten seiner Volksgenossen uns vorführt. Neben diesen Großthaten der „Lusitaner", die Camoens mit patriotischer Wärme und mit der Frische persönlicher Anschauung und Erfahrung darstellt, treten seine eignen Leiden zurück, lassen sich aber doch in dem wehmütigen Zuge erkennen, der selbst über den reizendsten Schilderungen schwebt. Nicht nur die Entdeckung Indiens und die nachfolgenden Großthaten werden in dem Gedicht vorgeführt, sondern alles, was die ältere Geschichte des Volks Schönes, Edles und Herrliches aufzuweisen hat, ist hineinverflochten; es umfaßt die ganze Poesie der Nation und ist darum auch vor allen andern Epopöen national geworden. Eine hohe vaterländische Gesinnung durchweht das Gedicht, welches als der Schwanengesang eines untergegangenen Heldengeschlechts betrachtet werden kann. „Durch die Geschichte ist das Werk gewissermaßen zum Trauerspiel geworden", denn mit demselben König Sebastian, den der Dichter am Anfang und am Ende seines Epos mit so viel Liebe und Begeisterung anredet, ihn zugleich ermahnend und warnend, ist Portugal von der glänzenden Höhe des Ruhmes herabgestiegen, die Camoens mit vaterländischem Hochgefühl der Nation vor die Seele geführt.

Beurteilung und Inhalt. Wenn der Eingang der Lusiaden an Virgils Äneis erinnert, so verläßt der Dichter doch bald sein klassisches Vorbild, indem er die fremdartige Welt, die mohammedanischen Völker Afrikas, das indische Land in seinem Zaubergewande schildert; und wie sonderbar es sich auch ausnimmt, wenn er in das geschichtliche Leben seiner Seefahrer mit prunkender Gelehrsamkeit die olympischen Götter einführt, die Venus, welche den neuen Römern hold und hilfreich sich zeigt, den Bacchus, der den kühnen Männern zürnt, die seinen indischen Zug zu verdunkeln drohen, und ihr Mühen und Streben zu vereiteln sucht; die herrlichen Schilderungen, der Ausdruck unmittelbarer Anschauungen und Lebenseindrücke, die episodischen Auszüge aus der portugiesischen Geschichte, wie die Erzählung von der unglücklichen Ines de Castro, von dem sieg-

reichen Kampf bei Aljubarrota und dem Nationalhelden Alvarez Pereira (VIII, 111 f.), führen wieder in das wirkliche Leben zurück und beweisen, daß er die alten Götternamen nur als überlieferte Figuren, als eine schöne „Bildersprache für sinnreiche Allegorie" betrachtet und anwendet; und in der Beschreibung des Zauberfestes, welches Venus den heimsegelnden Seefahrern und ihrem Führer zum Lohn ihrer Thaten und Mühen auf der Liebesinsel bereitet, wo Thetis selbst das hochzeitliche Lager mit dem hohen Gama besteigt, um „die glorreichste Besiegung und Beherrschung des Meeres zu feiern", da erkennt man den Einfluß italienischer Kunstschilderung, wie sie die Zaubergärten Ariosts und Tassos wiederspiegeln. Und als er im zehnten Gesang, nach dem rührenden Eingang über sein eignes baldiges Dahingehen, die göttliche Wahrsagerin in prophetischen Gesichten die nächste Zukunft nach der Umschiffung entrollen läßt, da zeigt sich das patriotische Hochgefühl des Dichters über das große geschichtliche Zeitalter seines Volks.

Andre epische Gedichte. Durch Camoens wurde neben der bukolischen Dichtung, die sich noch immer auf der Höhe hielt, auch Eifer und Interesse für die epische Poesie geweckt. So hat der *Cortereal.* talentvolle **Jeronymo Cortereal**, der gleich den meisten spanischen und portugiesischen Dichtern ein vielbewegtes Leben führte, seine Jugend in Indien verbrachte, dann an der Seite seines Königs Sebastian gegen die Ungläubigen in Afrika stritt und gefangen ward, nach seiner Befreiung seine Muße auf seinem Stammgute bei Evora benutzt, um teils in heimatlichen Lauten, teils in der Sprache der herrschenden Kastilier die Thaten beider Völker zu besingen. Die vielgefeierte Schlacht bei Lepanto bildet den Inhalt eines historischen Heldengedichts in 15 Gesängen, das Cortereal in spanischer Sprache verfaßte, während er in portugiesischer die Belagerung der Festung Diu in Indien und das traurige Geschick jenes Manuel de Souza Sepulveda und seiner Gattin Leonore de Sà darstellte, die nach einem Schiffbruch am Kap der Guten Hoffnung auf dem Weg durch die Wüsten Afrikas ihren Tod bei den Wilden fanden, ein Ereignis, das auch Camoens in einer rührenden Episode des 5. Gesanges erwähnt. Trotz einer großen Naturwahrheit und einer leichten Diktion ist Cortereal doch nur ein Dichter untergeordneten Ranges. Dasselbe Urteil gilt auch von *Lobo.* **Rodriguez Lobo**, der, nicht zufrieden mit dem verdienten Ruhm eines lyrischen und bukolischen Dichters, auch nach der Ehre eines Epikers geizte, indem er alle Begebenheiten und Anekdoten aus dem Leben des portugiesischen Großfeldherrn Nuño Alvarez Pereira zu einem Gedicht von 20 Gesängen in artigen Oktaven nach der Zeitfolge geordnet aneinander reihte. Ganz andre Verdienste erwarb sich dagegen Lobo durch die in prosaische Gesprächsform mit historischen Einleitungen gekleidete Schrift „Der Hof auf dem Lande oder die Winternächte", Unterhaltungen in ciceronianischem Geiste über die Bildung eines wahren Staatsmannes mit vielen eingestreuten Novellen und Anekdoten, ein Buch, das sowohl durch den reichen belehrenden Inhalt auf dem Gebiet der Litteratur, der gesellschaftlichen Bildung, des Geschmacks u. s. w., als durch die anmutige Erzählungskunst und die Charakteristik der die Unterredung führenden Personen große Vorzüge hat. Lobo, der den größten Teil seiner Muße dem Landleben widmete, ertrank bei einer Überfahrt über den Tajo. — Wie Camoens durch die Thaten seiner Landsleute in Indien zu seinem vaterländischen Epos begeistert ward, so schöpften spanische Dichter aus der Entdeckung und Eroberung der Neuen Welt Stoffe für Heldengedichte, die aber mehr oder minder nichts als versifizierte Darstellungen geschichtlicher Begebenheiten und Abenteuer waren und bald der Vergessenheit anheimfielen. Nur die „Araucana" des **Alfons de Ercilla**, der in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahr- *Ercillas Araucana.* hunderts in Madrid geboren, an dem Feldzug zur Unterdrückung des Aufstandes der Einwohner von Arauco, einem Landstrich an der Küste von Chile, im Jahr 1554

teilnahm und denselben beschrieb, hat durch die Lebendigkeit der Schilderungen einige Berühmtheit erlangt.

Voll Bewunderung über den Heldenkampf des wilden Volksstammes hat der Dichter unter den Schlachten und Gefechten, denen er selbst beiwohnte, den Gedanken gefaßt, die Erlebnisse zum Gegenstand eines epischen Gedichts zu machen, an das er auch während des Kriegs Hand anlegte. Das Begonnene wurde dann nach seiner Rückkehr in der Heimat bis zum 37. Gesang in Stanzen weiter geführt. Aber verstimmt über die geringe Beachtung, ließ er es unvollendet, worauf ein gewisser Diego de Santiste von Osorio noch in weiteren 33 Gesängen die Beendigung des Kampfes bis zur gänzlichen Unterwerfung des Landes und zur Ausrottung der Kaziken in derselben Weise behandelte. Obwohl auch die Araucana der Anlage nach mehr eine metrische Kriegsgeschichte und Reisebeschreibung in chronologischer Ordnung, als ein Epos genannt werden kann, so enthält sie doch viele poetische Schönheiten, die ihr einen größeren Wert verleihen, als den übrigen erzählenden Gedichten beiwohnt. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten sind mit einer Wahrheit geschildert, bei der man überall fühlt, daß der Dichter dies alles als Augenzeuge sah und miterlebte. Die historische Erzählung wird in den späteren Gesängen durch eingestreute Episoden und romantische Liebesszenen unterbrochen.

III. Deutschland und die Anfänge der Reformation.

Litteratur. Deutschland in der Reformationszeit: Goldast, Collectio constitutionum imperialium. Francof. 1713, 4 voll. fol.; Hortleder, Fr. Handlungen und Ausschreiben, Sendbriefe &c. a. 1546—1558, Bd. 1—3, 2. Ausg. Gotha 1645 fol.; Luthers sämtliche Schriften in der Ausgabe von Walch, besonders Bd. XV und XVI, welche die zur Reformationshistorie gehörigen Dokumente enthalten. Halle 1737—1753, 24 Bde., Erlanger-Frankfurter Ausgabe 1826—1880, 101 Bde., Weimarer Jubiläumsausgabe von Knaake seit 1883; Sleidanus, De statu religionis et reipubl. Carolo V Caesare Argent. 1555. Ed. Am Ende. Francof. 1785. Auch mehrmals ins Deutsche übersetzt, so von Joh. Sal. Semler. Halle 1771, 4 Tle.; Spalatini, Annales Reform. Herausg. von Cyprian. Leipzig 1718 und als Gegenstück Cochlaeus, Commentar. de actis et scriptis Mart. Lutheri. Mogunt. 1549 fol.; Buchholz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Wien 1831—1838, 9 Bde.; die Werke von Ranke (siehe oben), K. A. Menzel (Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. 2. Aufl. Breslau 1854), C. F. Souchay (Deutschland während der Reformation. Frankfurt a/M. 1868), das schon früher erwähnte Buch von K. Hagen (Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, 2. Ausg. Frankfurt a/M. 1868, 3 Bde.). — Die in dem letzten Werk besonders beachtete Volkslitteratur wurde nach allen Seiten erweitert und vervollständigt von Oskar Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hannover 1856—1858, 3 Bde. Eine Zusammenstellung und Paraphrasierung dieser von Hagen und Schade publizierten und erläuterten Volksschriften mit einigen Zusätzen findet man bei Aug. Baur, Deutschland in den Jahren 1517—1525, betrachtet im Lichte gleichzeitiger anonymer und pseudonymer deutscher Volks- und Flugschriften. Ulm 1872. Auch die schon oben (IX, 292) angeführte Sammlung historischer Volkslieder von Liliencron gewährt nach dieser Seite hin manchen wichtigen Beitrag. Zur Geschichte Luthers und der deutschen Reformation: Löscher, Vollständige Reformationsacta u. Documenta. Leipzig 1720 ff., 3 Bde.; C. G. Neudecker, Urkunden aus der Reformationszeit. Kassel 1836. Aktenstücke, Nürnberg 1838. Neue Beiträge, Leipzig 1841; C. E. Förstemann, Neues Urkundenbuch

zur Geschichte der evangel. Kirchenreformation. Hamburg 1842, 4; C. A. Salig, Vollständige Historie der Augsb. Konfession und derselben Apologie. Halle 1730 ff., 3 Bde.; Balan, Documenta reformationis Lutheranae. Regensb. 1883 (Veröffentlichungen aus der vatikanischen Bibliothek im Auftrag der Kurie). Im Gegensatz zu den französischen Schriften von Bossuet (Histoire des variations des églises prot.) und L. Maimbourg (Histoire du Lutheranisme), welche historisch ohne Wert sind, schrieb V. L. de Seckendorf, Commentar. hist. et apolog. de Lutheranismo. Francof. 1688, auch mehrmals deutsch übersetzt und bearbeitet (von Frick, Junius, Roos). G. J. Planck, Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsres protest. Lehrbegriffs von Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Konkordienformel. Leipzig 1791—1800, 7 Bde.; Woltmann, Geschichte der Reformation in Deutschland. Altenb. 1817, 3 Bde.; Ph. Marheineke, Geschichte der deutschen Reformation, 2. Aufl. Leipzig 1831—1834, 4 Bde.; Neudecker, Geschichte der deutschen Reformation von 1517—1532. Leipzig 1843; W. Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten. Nebst Aktenstücken. Düsseldorf 1865; Geschichte der katholischen Reformation, 1880; Hagenbach, Geschichte der Reformation (4. Aufl. 1870); de Wette, Dr. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken. Berlin 1825—1828, 5 Bde. nebst einem späteren 6. Bd. von Seidemann, und zur Ergänzung und Berichtigung: C. A. H. Burkhardt, Dr. Martin Luthers Briefwechsel, nebst vielen unbekannten Briefen. Leipzig 1866. Seither haben besonders Enders und Kolde die Veröffentlichung von Briefen fortgesetzt. — Das Leben Luthers ist seit den Tagen des Melanchthon (Historia de vita et actis Luth. Vit. 1546, übersetzt von Zimmermann mit Anm. von Villers. Göttingen 1816) und Mathesius (zuletzt herausgegeben von Büchsel, 1883) vielfach nach verschiedenen Gesichtspunkten und zu verschiedenen Zwecken behandelt worden (man vgl. Vogel, Bibliotheca biographica Lutherana 1851). Zu den älteren Werken von Gust. Pfizer, Luthers Leben. Stuttgart 1836, von M. Meurer, Luthers Leben aus den Quellen erzählt. Dresden 1843 ff., 3 Bde. in zweiter Auflage 1852, von Schottmüller (in der deutschen Nationalbibl.) und von K. Jürgens, Luthers Leben, I. Abt. Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreit, 3 Bde. Leipzig 1846, 1847, kamen in neuerer Zeit: Heinrich Lang, Martin Luther, ein religiöses Charakterbild. Berlin 1870; D. Schenkel, Luther in Worms und in Wittenberg. Elberfeld 1870 und ganz besonders die Werke von J. Köstlin, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften (2. Aufl. Elberfeld 1883, 2 Bde.), Luthers Theologie (1862, 2 Bde.), Luthers Leben (3. Aufl. Leipzig 1883). Daneben sei aus der Unmasse von Litteratur, welche die vierhundertjährige Geburtsfeier zu Tage förderte, noch hervorgehoben Plitt und Petersen, Dr. Martin Luthers Leben und Wirken. Leipzig 1883. Die ultramontane Tendenzgeschichtschreibung ist in klassischer Weise vertreten durch Janssen, Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters, 7. Aufl. 1881 f. — Melanchthons Werke und Briefe finden sich am vollständigsten im Corpus Reformatorum, welches Bretschneider im Jahr 1834 begonnen und nach dessen Tod Bindseil fortgesetzt hat, Braunschweig und Halle 1834—1860, 28 Bde. Unter den zahlreichen Biographien sind hervorzuheben: Galle, Versuch einer Charakteristik. Mel. als Theologe. Halle 1840 und Matthes, Ph. Mel., sein Leben und Wirken. Altenburg 1841. Dazu Herrlinger, Die Theologie Melanchthons in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erlangen 1879. — Von besonderem Wert sind die Arbeiten von Kolde, Die Augustinerkongregation und Staupitz. Gotha 1879; Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation. Erlangen 1880; Luther und der Reichstag in Worms. Gotha 1883; Martin Luther. Gotha 1884 f. Überhaupt die seit 1883 erscheinenden „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“, darunter Walther, Luther im neuesten römischen Gericht. Halle 1884.

1. Deutschland und Rom am Wendepunkt zweier Zeitalter und die Lehre vom Ablaß.

Der Entwickelungsprozeß in der sittlichen Weltordnung.

Es ist eine historische Wahrheit, durch die ganze Weltgeschichte bewährt, daß alle großen auf sittlichen Grundlagen ruhenden Institute, wenn sie im Laufe ihrer Entwickelung vom ursprünglichen Geiste abgewichen sind und fremdartige oder ungesunde Elemente in sich aufgenommen haben, einen inneren Regenerationsprozeß erleiden, durch welchen die späteren Ansätze abgestoßen werden und mittels einer Rückkehr zu der alten Basis eine neue Entwickelung versucht wird. Man mag diese Wahrheit Naturgesetz oder göttliche Vorsehung nennen, immerhin gibt sie Zeugnis von der in der Menschheit lebenden geistigen Kraft, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe ringt, die das heilige Feuer der Seele ohne Unterlaß hütet und nährt, die den guten und edlen Teil zum Sieg und zur Herrschaft zu führen bestrebt ist. Im irdischen Dasein ist die geistige Kraft in Körperschranken gebannt, an materielle Fesseln geknüpft, die sie vielfach hemmen und ablenken, die sie oft falsche Mittel und Wege ergreifen lassen. Dadurch werden die Ideen im Laufe der Zeit so mannigfaltig umrankt, verdunkelt, entstellt, daß das Nebenwerk die ursprüngliche Gestalt und sittliche Bedeutung kaum mehr erkennen läßt und ein Reinigungs- und Verjüngungsakt als notwendige Selbsthilfe von dem Lenker der Menschengeschicke zugelassen oder hervorgerufen wird. Daß auch bei diesem Prozeß wieder dieselben guten und schlimmen Mächte mitwirken und mitstreiten, liegt in der Unvollkommenheit alles Irdischen und Kreatürlichen; aber wer an einen, wenn auch mitunter verdunkelten und unterbrochenen, Fortschritt der Menschheit zum Guten und Vollkommenen glaubt, wird in allen diesen inneren und äußeren Lebenskämpfen, in diesem ewigen Konflikt der Werdelust gegen das Bestehende den notwendigen, naturgemäßen und darum von der Vorsehung gewollten Entwickelungsgang in der Erziehung des Menschengeschlechts erblicken. Bei dem mangelhaften, unvollkommenen Zustand alles Bestehenden und Gewordenen ist ein Ankämpfen, ein Widerstreit der individuellen Freiheit und menschlichen Willenskraft gegen die auf Macht und Autorität gegründeten Ordnungen gerechtfertigt und geboten, soll nicht das geistige Ringen und Streben in eine stabile Form gepreßt, das Seelenleben zu einem starren Dasein kristallisiert werden. Das Gesetz der Selbsterhaltung, der Kampf um das Dasein, wird dann aus diesen Konflikten für die menschliche Gesellschaft einen Zustand herbeiführen, worin die Gegensätze von Autorität und Freiheit entweder ausgeglichen oder zu einem notwendigen Kompromiß gebracht werden. Dieser Widerstreit der geistigen und sittlichen Kräfte ist in dieser Welt der Unvollkommenheiten für das Seelenleben so unerläßlich wie dem Körper das Atmen; aber es gibt in der Weltgeschichte Momente der Erregung, wo alles zu erhöhter Thätigkeit drängt. Solche Momente brechen nicht plötzlich hervor, sie sind nur das Überschäumen

des Gefäßes, in dem allmählich der flüssige Stoff gesammelt worden war. Sie bedürfen zu ihrem Hervortreten oft nur eines kleinen Anstoßes; aber sie müssen, sollen sie anders zu fruchtbringenden Resultaten führen, eine vorbereitete Zeit, ein empfängliches Geschlecht und eine geschickte leitende Hand vorfinden. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann wird die Arbeit der Regeneration unter der Führung einer mächtigen Persönlichkeit stets zu einer durchgreifenden Verjüngung und Lebenserneuerung gelangen.

Das Zeitalter der Reformation.

Diese Worte sollen den Gesichtspunkt geben, die Richtung andeuten, wie wir die in die Menschengeschichte so tief eingreifende Erscheinung, die man als „Reformation" bezeichnet, in den folgenden Blättern zu behandeln gedenken und betrachtet zu sehen wünschen. Die kirchliche Bewegung ist nur einer der Faktoren in dem allgemeinen Auferstehungsprozeß dieser gewaltigen Zeitperiode: wir haben gesehen, welche Veränderungen auch das Staatsleben erfahren, wie in dem westlichen Europa die ungebundenen Zustände der Feudalherrschaft gebrochen und zersetzt worden sind, wie selbst in dem vielgestaltigen deutschen Reich eine Rechts- und Verfassungsform geschaffen ward, die wenigstens das fürstliche und ritterliche Fehderecht unter ein Landfriedensgesetz beugte; wir haben gesehen, welche Eroberungen der Geist auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst machte und welche Regionen der Entdeckungsmut kühner Seefahrer der menschlichen Thätigkeit und Regsamkeit eröffnete. Und dennoch wird diese ganze mächtige Zeit mit richtigem instinktiven Takt und Verständnis als das „Zeitalter der Reformation" bezeichnet und keine klügelnde Kritik und Kleinmeisterei hat diese Benennung aus der Weltgeschichte zu verbannen vermocht. Die kirchliche Reformation bildet den Herd, auf dem die ganze Glut des heiligen Feuers gesammelt ward, auf dem sich alle Strahlen der Begeisterung und des Seelenlebens konzentrierten, wo alle Bestrebungen und Kräfte, welche die neue Zeit begründeten, ihren Ausgang nahmen, ihre Impulse erhielten. Auch in dem Reformationswerke treten die Licht- und Schattenseiten deutlich genug hervor, ringen die guten und schlimmen Mächte um den Sieg, sind reine und unreine Elemente, lautere und unlautere Triebe und Motive vielfach vermischt und verschlungen, und wir werden mit unparteiischem Sinn und Gerechtigkeitsgefühl beide zu würdigen und darzustellen bestrebt sein; aber dennoch ist die Reformation die große That, aus der das moderne Staats- und Gesellschaftsleben hervorgegangen, der reiche gährende Mutterschoß, der die neue Zeit geboren und ihr alle Keime zur fruchtbaren Fortpflanzung, zur mannigfaltigsten Gestaltung eingesenkt hat. Die Arbeit der Reformation, der Versuch Luthers und seiner Mitstreiter, die Kirche auf dem Grunde, den Christus und seine Apostel gelegt haben, einfacher und geistiger zu gestalten und von den menschlichen Zusätzen späterer Jahrhunderte zu reinigen, das lateinische Kirchenwesen zu einer freieren, minder hierarchischen, mit den ursprünglichen Tendenzen des Christentums wieder in Übereinstimmung gesetzten Erscheinungsform umzubilden: dies ist somit der Anfang der neueren Kultur-

entwickelung, die Grundsteinlegung zum modernen Rechtsstaat. Nur Vorurteil und Befangenheit können verkennen oder leugnen, daß mit der Reformation ein menschenwürdigeres Dasein in die Welt eingezogen ist.

Papst Leo X. 1513—1521. Am 11. April des Jahres 1513 feierte Rom ein Prachtfest, wie noch niemals ein ähnliches gesehen worden. Es war der Tag, an welchem der neugewählte Papst Giovanni de' Medici, der den ruhmreichen Namen Leo wieder der Vergessenheit entriß, seinen prunkvollen Einzug durch die reichgeschmückten Straßen der ewigen Stadt hielt, umgeben und begleitet von den Häuptern und Gliedern der berühmtesten Adelsgeschlechter des Kirchenstaats und der Florentinischen Republik. Bildliche Darstellungen, Triumphbogen und Inschriften im antiken Geiste prangten in den Straßen und Plätzen, vor den Kirchen und Palästen, auf welchen die Götter des Olymp neben den Schutzheiligen ihre Stelle hatten und die Götternamen der griechischen und römischen Heidenwelt als allegorische Begriffswesen angebracht waren. Denn die vornehme Welt in Italien, und in erster Linie die Mediceer, hatte sich so sehr in die hellenische Anschauung, Denk- und Vorstellungsweise eingelebt, daß daran niemand Anstoß nahm. Wir kennen ja die Atmosphäre, in welcher Leo X., der hochgebildete Sohn Lorenzos des Prächtigen, seine Jugend verbracht. Diese Geistesrichtung, diese Kunstliebe, diese Hingebung an die Schätze der Musen führte der Mediceer als das schönste Erbteil seines Hauses in den päpstlichen Palast ein. Aber auch die Vergnügungssucht und das Wohlgefallen an Glanz und üppigem Leben hatte er geerbt und demselben oft in Leichtsinn über seine Mittel gefröhnt: schon als Kardinal verpfändete er einst sein silbernes Tafelgeschirr, um das Geld für ein Gastmahl aufzubringen. Gelehrte und Künstler fanden in ihm stets einen freigebigen Gönner. Solche Eigenschaften gefielen dem römischen Volk, daher der Jubel, womit es die Wahl des achtunddreißigjährigen Herrn begrüßte! Nur daß sich so viele Florentiner, besonders die zahlreiche Verwandtschaft des mediceischen Geschlechts in allen Graden, an den Hof drängten und Stellen und Einfluß erlangten, erregte Mißfallen. Unter diesen nahm des Papstes Vetter Giulio, der Sohn des von den Pazzi ermordeten Mediceers Giuliano, den ersten Rang ein. Er wurde Kardinal und Erzbischof von Florenz, lebte aber meistens in Rom und leistete dem um drei Jahre älteren Kirchenfürsten manchen wichtigen Dienst durch seine Geschäftskunde und seinen Rat. Ihm am nächsten stand Kardinal Bernardo Dovizi von Bibbiena, ein geistreicher litterarisch gewandter Mann, der von Jugend auf dem mediceischen Hause und insonderheit dem jetzigen Papst befreundet gewesen, ein eleganter witziger Geist, aber nicht ohne Frivolität und profane Neigungen.

Leos Pontifikat. Glänzend und glückverheißend trat das Pontifikat Leos ins Leben. Wir wissen, daß König Ludwig XII., in Oberitalien bedrängt, sich von dem schismatischen „Conciliabulum" in Lyon lossagte, daß die wenigen Prälaten, die bisher standhaft ausgehalten, reumütig die Gnade des heiligen Vaters anflehten,

daß das päpstliche Konzil im Lateran als gültiges und rechtmäßiges anerkannt ward. Kardinal Carvajal, das frühere Haupt des antipäpstlichen Gegenkonzils, celebrierte die Messe, womit im März 1517 die lateranische Synode feierlich geschlossen ward. „Das Papsttum konnte nicht zu viele Demonstrationen seines Sieges ausfindig machen.“ Von außen erhielt das kirchliche Oberhaupt viele Beweise von Ehrfurcht: eine portugiesische Gesandtschaft legte ihm die seltensten Produkte des fernen Ostens zu Füßen. Mit König Franz I., dem Sieger von Marignano, schloß Leo auf einer persönlichen Zusammenkunft in Bologna das 14. Dez. 1515.
berühmte Konkordat, welches der französischen Krone die Ernennung zu den Bistümern bewilligte, dem h. Stuhl die Annaten und einen Teil der Reserven zuerkannte, eine Übereinkunft, durch welche die alte „Pragmatische Sanktion“ abgeschafft ward und König und Papst in die Herrschaft über die gallikanische Kirche und den französischen Klerus sich teilten. Und als der Mediceer, in die Bahn der Borgia und Julius' II. einlenkend, dem seinem Hause stets befreundeten und wohlgesinnten Dynastengeschlechte von Urbino die Besitzungen in der Romagna und in den Marken zu entreißen und dem Kirchenstaate beizufügen unternahm, war er auch hierbei vom Glück begleitet. Francesco Maria della Rovere wurde der Felonie gegen den h. Stuhl beschuldigt und nach einem achtmonatlichen blutigen Kampfe, wobei ein andres Glied der florentinischen Familie, der wilde, verwegene und streitbare Giovanni de' Medici, Hauptmann der „Schwarzen Banden“, sich durch Tapferkeit und Kriegsgeschick hervorthat, zur Flucht genötigt. Darauf gab der Papst das Herzogtum seinem Neffen Lorenzo 1516.
de' Medici zu Lehen und führte ihm zugleich eine Verwandte des französischen Königshauses als Gemahlin zu.

Drei Jahre nachher starb die Herzogin, fast gleichzeitig mit Lorenzo, nachdem sie 1519.
noch die Taufe ihrer neugebornen Tochter Katharina de' Medici erlebt. Nach ihrem Hinscheiden verband Leo das Gebiet von Urbino samt Pesaro und Senigallia mit dem Kirchenstaat. Auch Perugia kam unter die unmittelbare Herrschaft des Papstes, nachdem der kriegerische Gian Paolo Baglioni durch einen päpstlichen Geleitschein nach Rom gelockt, dort aber treuloserweise gefangen genommen und in nächtlicher Stunde im Kastell enthauptet worden. So wurde die Herrschaft des apostolischen Stuhles in den Marken begründet; auch der Herzog von Ferrara, der seine Lehnspflichten gegen Rom nur zu sehr außer Acht ließ, hatte alle Ursache, für seine fürstliche Stellung besorgt zu sein. Bei dem plötzlichen Hingang Leos ließ er eine Münze schlagen mit der Überschrift: „Das Lamm aus dem Rachen des Löwen errettet“. Nie war der mediceische Name glänzender und gefürchteter als in diesen Tagen, weltgebietend stand die pontifikale Macht am Ende des Mittelalters da. Das lateranische Konzil bewilligte vor seinem 1512—1517.
Schluß dem heil. Vater einen Zehnten von den Kirchengütern in der gesamten Christenheit, wie es hieß, behufs eines Türkenkriegs, der aber noch in weiter Ferne stand. Für Reformen hatte es so gut wie nichts geleistet, wohl aber die Bücherzensur eingeschärft, die Bulle Unam sanctam bekräftigt und die Erklärung erlassen, daß die menschlichen Seelen unsterbliche Wesen seien.

Und dieses glänzende Pontifikat sollte auf dem Gipfel seiner Macht einen

Leos Lebensweise und Charakter. Stoß erleiden, der von geringer Hand geführt den ganzen stolzen Bau zum Wanken brachte. In demselben Jahr, da das römische Volk in Schrecken gesetzt ward durch eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes, deren Fäden in das Kardinalkollegium hinaufreichten und deren Haupturheber Alfons Petrucci als unbußfertiger Verbrecher ohne Beichte im Kastell unter der Hand des Scharf- 23. Juni 1517. richters starb, begann in Deutschland die Bewegung, welche einen großen Teil des christlichen Abendlandes von der römischen Autorität losriß und die Idee einer geistlichen Weltherrschaft für immer zerrinnen ließ. Papst Leo X. war sehr häufig in Geldnot: er liebte ein elegantes vornehmes Hofleben, prunkende Feste, eine reichbesetzte Tafel; er hatte Gefallen an Kunst und Wissenschaft, er unterstützte und belohnte mit freigebiger Hand die Diener der Musen, die Gelehrten, Dichter und Künstler, die sich in zahlreicher Menge nach dem Vatikan drängten; zu seinen Jagden, denen er mit Leidenschaft zugethan war, versammelte er die ganze vornehme Welt geistlichen und weltlichen Standes und bewirtete sie fürstlich. Seine Kunstliebe verursachte ihm unermeßliche Ausgaben; welche Summen verschlangen nicht allein die Bauten im Vatikan, besonders die Peterskirche, die er im großartigsten Maßstabe fortführen ließ! Ein echter Mediceer, prachtliebend, leichtsinnig, verschwenderisch, lebte er nur dem einen Gedanken, sein Dasein möglichst zu verschönern, die ästhetischen Genüsse der Künste, der Litteratur, der Musik, die er mit Begeisterung liebte, im Kreise gleichgesinnter Hofleute und junger Kardinäle, die er durch eine großartige Kreation in Menge um sich vereinigte, an sich herantreten zu lassen, die feinere Sinnlichkeit und heitere Weltlust mit geistiger Erhebung nach Art des hellenischen Altertums zu verbinden. Den Herbst verbrachte er in reizenden Landhäusern, den Winter in der Stadt. „Nie war der Hof belebter, anmutiger, geistreicher gewesen: kein Aufwand für geistliche und weltliche Feste, Spiel und Theater, Geschenke und Gunstbezeugungen war zu groß: nichts ward gespart. Mit Freuden vernahm man, daß Giuliano de' Medici mit seiner jungen Gemahlin seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen gedenke. Gelobt sei Gott, schreibt ihm Kardinal Bibbiena, denn hier fehlt uns nichts als ein Hof von Damen." Im persönlichen Umgang war Leo leutselig, von angenehmen Formen und wo seine Politik nicht ins Spiel kam, gutartig und menschenfreundlich; auch gab er durch seinen Lebenswandel kein Ärgernis, wenn man absah von dem weltlichen Charakter seiner Hofhaltung, von seiner Gleichgültigkeit und seinem geringen Interesse für religiöse Dinge. In den kirchlichen und litterarischen Streithändeln stellte er sich gern auf die Seite der Bildung und Wissenschaft. Er hatte Reuchlin in Schutz genommen und meinte anfangs, Luther sei ein guter Kopf. Die schwächste Seite war sein Haushalt; keine Geldmittel waren für seine Ausgaben hinreichend. „Leo war ebensowenig im stande tausend Dukaten zusammenzuhalten," sagt der Geschichtschreiber Vettori, „als ein Stein von selbst in die Luft fliegen kann." Was war daher natürlicher, als daß er sein geistliches Amt möglichst einträglich zu machen

suchte. Die Verlängerung der Vakanzen, die gesteigerten Annaten und Palliengelder, die Mehrung und Erhöhung der Taxen, Pfründenhandel, Simonieverträge, Zehnten und alle die vielbeklagten alten Übel des Kirchenregiments kamen im reichlichsten Maße in Anwendung. Vor allem aber war die Erteilung von Sündenerlaß eine Quelle großer Einnahmen. Dieser Mißbrauch der Schlüsselgewalt gab den ersten Anstoß zur Reformation.

Schon längst war von der Kirche die Lehre ausgebildet worden, die Erlösung sei zwar durch das Opferblut des Heilandes zustandegekommen, seine guten Werke aber für andre Gnaden verwendbar geblieben; die Heiligen, welche mehr geleistet als für ihre eigne und aller wahrhaft Gläubigen Seligkeit notwendig war, hätten diesen Schatz überflüssiger Verdienste gemehrt, dessen Verwahrung und Verwaltung dem Statthalter Christi auf Erden zustehe. Vermöge dieser Lehre sollte dem Oberhaupt der Kirche die Macht zustehen, dem durch das Bußsakrament von Todsünde und ewiger Verdammnis absolvierten Sünder gewisse zeitliche Strafen zu erlassen oder abzukürzen, indem die Rückstände der eignen Leistung der Sünder aus jenem Schatze ergänzt werden könnten. Eine weitere Konsequenz dieser Auffassung war es, wenn die Kirche sich auch die Befugnis beilegte, den zur Reinigung im Fegfeuer sich befindenden Seelen der Verstorbenen eine Befreiung oder Verkürzung ihrer Strafzeit zu gewähren. Diese auf der Grundanschauung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Todte umfassende Gemeinschaft bilde, in der gewisse Verschuldungen der einzelnen durch das Verdienst der Gesamtheit gedeckt werden, ruhende Einrichtung des Nachlasses auferlegter Kirchenstrafen hatte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu einer Praxis geführt, kraft welcher durch gewisse fromme Leistungen oder Handlungen ein in den Indulgenzbullen näher bestimmter Ablaß von Sünden zu erwerben war, wobei nur zu bald und leicht vergessen wurde, daß das Wort Sünde eigentlich im Sinne von Sündenstrafen, und zwar zeitlichen, zu verstehen war. Ebensowenig haben die Austeiler und Anpreiser der Ablaßgnade diesen nur den Theologen verständlichen Vorbehalt ausgesprochen. Aber wie leicht man es auch mit den Pönitenzen nahm, immerhin war doch noch eine gewisse Anstrengung der Seelenkräfte, eine Thätigkeit zu Ehre und Nutzen der Kirche, ein Schatten von einer innerlichen Ausgleichung zwischen Schuld und Versöhnung festgehalten. Bei der Verweltlichung des päpstlichen Hofes und den wachsenden Bedürfnissen gestaltete sich aber mit der Zeit die Idee von den Indulgenzen zu einer Strafrechtstheorie, die sich mit dem Wergeld des Mittelalters vergleichen läßt; jede Verschuldung gegen die göttlichen Gebote sollte durch Zahlungen an den Verwalter des Gnadenschatzes gebüßt werden können; das Pönitenziarsystem wurde zur Gnadengüter um Geld feilbietenden Finanzspekulation. Schon unter Innocenz VIII. hatte ein Kämmerling die Schriftworte in frivoler Weise in diesem Sinne verkehrt: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe.“ Der fromme Zweck, den man dabei noch vorhielt, war bald

Die Lehre vom Ablaß.

der Türkenkrieg, bald das Bedürfnis eines Klosters, einer Kirche oder der Kurie u. dgl. Schon im Jubeljahr von 1500 hatte Alexander VI. die Ablaßgnade auch den Abwesenden verkauft, als wären sie selbst in Rom gewesen. Damit war der Anfang gemacht, sie gleichsam auf dem Wege des Hausierens an die Leute zu bringen. Unter Leo X. diente der Bau der vatikanischen Basilika, um einen weitangelegten Feldzugsplan zur Beitreibung von Geldsummen ins Werk zu setzen. Das nördliche und südliche Deutschland und die Schweiz wurden zu dem Behuf in drei Regionen unter Ablaßkommissären mit Unterbeamten geteilt. Im Norden übernahm der erste geistliche Reichsfürst selbst die Oberleitung gegen die Hälfte vom Ertrag, Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, ein in Prachtliebe, Verschwendung und Kunstschwärmerei mit Leo verwandter Prälat. Er hatte zur Bestreitung der Palliengelder von dem Hause der Fugger in Augsburg 30,000 Goldgulden aufgenommen, zu deren Abtragung die ihm überlassene Hälfte des Erlöses aus den Ablaßbriefen verwendet werden sollte, daher auch mit dem Mönch, der die Gnade ausbot, Agenten des Bankhauses einherzogen, um die Einnahmen für die Vorschüsse einzuthun. Nicht bloß Vergebung der Sünden, Lossprechung von Gelübden, Teilnahme an allen guten Werken der gesamten Christenheit konnte um Geld erlangt werden, auch die Seelen der Verstorbenen sollten aus dem Ort der Läuterung erlöst werden können, um gereinigt vor der Pforte des Himmels zu erscheinen. Selbst die Synode von Trient hat später anerkannt, daß böse Gewinnsucht sich in den Ablaßhandel gemischt habe, und alles, was späterhin zur Entschuldigung geltend gemacht werden konnte, läuft darauf hinaus, daß die Ablaßkrämer angewiesen waren, ganz armen Leuten, wenn sie auch nicht im stande gewesen, sich das nötige Geld zu erbetteln, den Ablaß umsonst zu geben. Vorerst aber war es auf die Zahlungsfähigen abgesehen. Der Preis richtete sich nach dem Grade der Verschuldung oder nach der Stellung und dem Range des Sünders. Marktschreierische Kommissäre, welche gern berechneten, wieviel Geld sie schon dem päpstlichen Stuhl verschafft, sich dabei eine bedeutende Quote vorbehielten und gute Tage zu machen wußten, übertrieben ihre Befugnisse mit blasphemischer Beredsamkeit. Dem Dominikanermönch Johann Tetzel aus Pirna, dem bekanntesten und verrufensten dieser Ablaßverkäufer, der früher in Innsbruck, wegen Verführung einer Ehefrau, zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt worden, schrieb man die Aussprüche zu, daß der Ablaß mehr Macht habe, von Sünde zu reinigen als die Taufe, und von Reue und Buße entbinde, daß das Ablaßkreuz gleiche Kraft wie das Kreuz Christi besitze und von vergangenen und künftigen Sünden befreie, daß sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer entrinne, und andre anstößige Übertreibungen. Nicht von ihm selbst aber war es verschuldet, wenn das Sakrament der Buße fast ganz im Schatten des Ablasses verschwand und die Sache so dargestellt wurde, als sei der Ablaß-

Der deutsche Ablaßhandel.

käufer, wenn er nur nachträglich noch zur Beichte gehe, auch der Absolution von Todsünden völlig sicher.

Wie groß und augenfällig übrigens solche Mißbräuche erscheinen mochten, das Ansehen des Papstes und der Kirche hätten sie nicht zu erschüttern vermocht, wäre nicht „die Zeit erfüllet" gewesen, hätte nicht alles zu einer „Reformation an Haupt und Gliedern" gedrängt. Oft war schon in früheren Jahrhunderten derselbe Ruf erklungen und wieder verhallt, und keine Opposition war stark und nachhaltig genug gewesen, das Gebäude der scholastischen Kirchenlehre zu beschädigen; man mochte gegen die Anwendung in bestimmten Fällen ankämpfen, mochte einzelnen Überschreitungen entgegentreten, an die Dogmen selbst, an die Quelle, woraus die kirchlichen Erscheinungen, wenn auch getrübt, herflossen, hatte man nicht zu tasten gewagt. Nun waren aber in der Übergangszeit so viele Richtungen und Regungen zu Tage getreten, so viele Faktoren der inneren und äußeren Lebensthätigkeit auf dem Ringplatze erschienen, so viele Anschauungen und Bestrebungen zum Bewußtsein ihrer Wahrheit und Berechtigung gelangt, daß, sofern ein gemeinsamer Angriffsplan gegen das Bestehende zur Ausführung kam, die alten Ordnungen, Denkweisen und Erscheinungsformen den wuchtigen Stoß nicht mehr auszuhalten im stande waren. Wir dürfen nur auf die Verfassung der Geister und Gemüter hinweisen, die wir in früheren Blättern angedeutet haben. Seitdem die Hoffnungen, die man auf die großen Konzile in Konstanz und Basel gesetzt, verschwunden waren, herrschte namentlich in Deutschland unter allen Ständen Verstimmung und Unzufriedenheit über die kirchlichen Zustände. Auf allen Reichstagen wurden die Beschwerden der deutschen Nation, die oft erwähnten hundert Gravamina, gegen den römischen Stuhl zur Verhandlung gebracht, und nur der mangelhaften Reichsverfassung war es zuzuschreiben, daß die nationale Opposition nicht noch in größerer Stärke auftrat. Die Fürsten und Stände zürnten, daß alle Mahnungen an die Päpste zu einer freiwilligen Selbsterneuerung unbeachtet blieben, daß die geistliche Gerichtsbarkeit den weltlichen Rechtsgang hemmte, daß der päpstliche Hof durch Ausdehnung seiner Dispensationsrechte, seiner Bestätigungsvorbehalte und andrer Befugnisse alles an sich reiße, daß durch die Annaten, die Pfründenvergebung an auswärtige Kardinäle, die Zehnten, die Sportelerhebungen und die mannigfache Besteuerung und Belastung der Landeskirchen das Geld aus dem Reich gehe. Die deutschen Prälaten, meistens jüngere Söhne aus fürstlichen Häusern oder aus angesehenen Adelsgeschlechtern, mehr nach Familieninteressen als nach geistlichen Verdiensten gewählt, waren ungehalten über die Eingriffe der römischen Kurie in ihre Rechte; die niedere Geistlichkeit sah mit Neid auf die Bettelmönche, die, von dem päpstlichen Stuhl mit hohen Vorrechten begabt, jene um allen Einfluß bei dem Volk brachten. Die Frommen nahmen Ärgernis an dem weltlichen Treiben der Prälaten und an der Sittenlosigkeit des gemeinen Klerus; die Aufgeklärten waren empört über den im Volk genährten Aberglauben, der sich in dem übertriebenen

Stimmung der Zeit.

Bilder- und Reliquiendienst und in der überwuchernden Verehrung der Heiligen kund gab; die Gelehrten sahen mit Verachtung auf die Unwissenheit, den Stumpfsinn und die Geistesträgheit so vieler Mönche und Priester herab, während sie zugleich den künstlichen Bau der Scholastik und Kirchenlehre erschütterten, teils mit den philosophischen Waffen des klassischen Altertums, teils durch Erforschung und richtige Auslegung der den Laien gänzlich entzogenen Heiligen Schrift und der ersten Kirchenväter. Durch sie wurde auch auf einigen Universitäten der Geist der Opposition gegen das dogmatische Lehrgebäude der Dominikaner genährt, wie denn Johann von Wessel in Erfurt die Verbindlichkeit priesterlicher Satzungen und die Kraft des Ablasses bestritt und in der Idee einer unsichtbaren Kirche lebte. Seine Bedeutung für die Nation wurde dadurch nicht erschüttert, daß der hochbetagte Greis an seinem Stabe schleichend vor der Inquisition erscheinen mußte, in deren Kerker er denn auch gestorben ist. Von gleichem Geist und Mut beseelt waren Johann von Goch und Johann Wessel. Die Städte sahen sich durch die Befreiung der Geistlichen von ihren Gesetzen und Einrichtungen vielfach beeinträchtigt; ihre Zunftrechte wurden häufig verletzt, das Asylrecht hemmte die Handhabung der städtischen Justiz und Polizei, die Klöster und die vielen Feiertage begünstigten Bettelei und Vagabundenleben, dem der ehrsame Bürgerstand vor allem gram war, das Anwachsen der geistlichen Güter minderte den nationalen Wohlstand; — kein Wunder also, daß die Volkslitteratur, die damals in den Städten blühte, ihre Angriffe und ihren Spott gegen Mönche und Geistlichkeit richtete und hierin mit dem Streben der Humanisten zusammentraf. Im Reineke Fuchs, in Brants Narrenschiff, im Eulenspiegel bilden die Sünden und Laster des geistlichen Standes eine breite Unterlage zu Spott und Satire. Der gesunde Menschenverstand, die gemeine Moral, die nackte Regel des gewöhnlichen Lebens ringen darin nach Geltung gegen die Mißbräuche und die Verderbnis der Zeit. Und wie sehr die Häupter des Humanismus, insbesondere Erasmus und Reuchlin dazu beigetragen haben, den Geist des Jahrhunderts in seiner antiklerikalen Richtung zu befestigen, haben wir in den früheren Blättern gesehen. Auch von den alten Häresien, die einst durch die Welt gegangen, hatten sich Spuren erhalten. So war in Sachsen und den Nachbarländern der Same der hussitischen Ketzerei noch nicht ganz untergegangen und nährte in dem gemeinen Mann, dem die hohen Stolgebühren oft wehe thaten, während er in Zeiten der Trübsal umsonst sich um Hilfe und Trost an den gleichgültigen Seelsorger wandte, den Geist der Opposition, der in dem Grundsatz wurzelte, daß Christus selbst der Fels sei, auf dem die Kirche gegründet, nicht Petrus noch dessen Nachfolger.

Johann von Goch. † 1475.

Johann Pupper, von seinem Geburtsort genannt von Goch, Prior eines Nonnenklosters in Mecheln, drang wieder auf biblische Studien als die Hauptsache in der Theologie; die Kirchenväter hätten nur insoweit Geltung, als sie mit der Heil. Schrift übereinstimmten; die Werke der späteren Theologen, namentlich der Bettelmönche, seien ohne allen Wert und

verdunkelten die einfache Lehre des Christentums, indem sie die Seligkeit von Gesetzesdienst und äußeren Gebräuchen abhängig machten, statt von der Gnade Gottes. Mönchsgelübde seien nur verdienstlich, wenn sie als Mittel zu einem christlichen Leben dienten; sie schützten aber nicht gegen Sünden und Laster. Johann Wessel, aus der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens hervorgegangen (VIII, 205), ein freimütiger, humanistisch gebildeter Theolog, hatte das Element der kirchlichen Opposition, das in der Mystik verborgen lag, zum freien Bewußtsein, die Glaubensinnigkeit zu wissenschaftlicher Klarheit zu führen gesucht, das Evangelium als die einzige Quelle der christlichen Religion erklärt, das tiefere Gottesbewußtsein oder den Glauben über fromme Werke und Gebräuche gesetzt. Schon ihm war die Kirche eine Gemeinschaft von Gläubigen nach Heiligung strebend, in Liebe verbunden unter ihrem Haupte Christus, das Priestertum nur ein Amt zur Erhaltung der äußeren Ordnung ohne einen innewohnenden Charakter höherer Heiligkeit. Mit Ausnahme der Rechtfertigungslehre vertrat er schon die ganze Theologie der Reformatoren. *Johann Wessel. 1420—1489.*

2. Doktor Martin Luther.

a. Die Jahre der Prüfung.

Das Elternhaus.

„Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewest; darauf ist mein Vater nach Mansfeld gezogen, und allda Berghauer geworden; daher bin ich.“ Mit diesem Ausspruch des Reformators in den Tischreden beginnen in der Regel die Lebensgeschichten Luthers. Das Geschlecht war in Möhra seßhaft, einem Dorfe an der Höhe des Thüringer Waldgebirges; nach dem Wormser Reichstag suchte Martin Luther seine Verwandten daselbst auf. Sie waren zahlreich und freuten sich über den berühmten Vetter. „Ich bin zu meinem Fleisch über den Wald gereist,“ schrieb er damals, „denn sie haben fast das ganze Land inne.“ Das väterliche Erbe ging zum größten Teil auf den Erstgebornen über; der zweite Sohn, Hans Luther, wanderte aus und ließ sich eine Zeitlang in Eisleben nieder; dort wurde ihm am 10. Nov. 1483 von seiner Ehefrau Margarete Ziegler ein Sohn geboren, der den Namen Martin erhielt. Von Eisleben siedelte er schon im nächsten Jahr nach Mansfeld über, wo er als Bauer und Schieferhauer seine Familie ernährte. Eine alte Überlieferung, nach welcher die Mutter von Mansfeld auf den Jahrmarkt nach Eisleben gewandert und dort den Knaben zur Welt gebracht, verdient wenig Glauben. Sie mag aus der Absicht hervorgegangen sein, die Ähnlichkeit zwischen dem thüringer Bergmannssohn und dem Zimmermannssohn von Nazareth schon in der Geburt nachzuweisen. Ein hartes Leben wartete ihrer in Mansfeld, im Schweiße seines Angesichts mußte Hans Luther sein Brot gewinnen. „Meine Eltern sind erstlich recht arm gewesen,“ sagt der Sohn Martin an einer andern Stelle. „Mein Vater war ein armer Hauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie habens sich lassen blutsauer werden; jetzt thäten es die Leute fürwahr nimmer.“ Aber sie arbeiteten sich empor. Hans Luther war ein zäher, derbknochiger, eisenfester Mann, unternehmend, strebsam und von großer Willensstärke. Er wurde wohlhabend,

erwarb ein Haus und zwei Schmelzöfen und stand als Stadtrat in allgemeiner Achtung. Auch die Mutter war eine strenge, ernste Natur, die, wie Melanchthon versichert, berühmt gewesen ob ihrer Zucht, Gottesfurcht und fleißigen Gebets; sie erblickte in der Erfüllung ihrer Pflichten, in harter Arbeit, in Gehorsam gegen Gott und ihren Eheherrn ihre Lebensaufgabe, aber die Milde und Sanftmut, die sonst dem Mutterherzen innezuwohnen pflegt, war nicht in ihr. Sie wird uns vorgeführt, wie sie, den kleinen Martin barfuß neben sich, im Winter Holz trägt über den gefrornen Schnee von den Mansfelder Bergen herab, oder wie sie das zarte Kind um einer geringen Nuß willen so hart schlägt, daß das Blut fließt. „Sie meinte es freilich herzlich gut, rühmte ihr der Reformator später nach.“ Aber er gestand auch: „ihr ernst und gestreng Leben, das sie führte, das verursachte, daß ich hernach in ein Kloster lief und Mönch wurde“. Dennoch hat die harte Zucht die Liebe und Ehrfurcht zu den Eltern in dem Herzen des Sohnes nicht zu ersticken vermocht. Noch haben wir von seiner Hand einige Trostbriefe an die von Alter und Krankheit gebeugten Eltern, in welchen sich sein kindliches Gemüt abspiegelt. Als in dem für ihn so wichtigen Jahr 1530 der Tod seines Vaters ihm gemeldet ward, „nahm er flugs seinen Psalter, ging in die Kammer und weinte genug, daß ihm der Kopf des andern Tages ungeschickt war“. Viele Züge sind vom Vater auf den Sohn übergegangen: „Der unbeugsame Wille bei starkem und raschem Wechsel der Gefühlsstimmungen, das heftige Auflodern des Zornes bei großer, bald wieder versöhnter Herzensgüte, die unbestechliche Aufrichtigkeit, welche das Herz auf der Zunge hat, bei vielem die Umstände wohl berechnenden Menschenverstand sind ebenso sehr Charakterzüge des Sohnes, als des Vaters.“

Das Schulleben. Der Härte im Elternhaus entsprach die Behandlung in der Schule zu Mansfeld, die Luther vom vierzehnten Jahr an besuchte. Er erzählt, einst sei er an einem einzigen Vormittag fünfzehnmal nacheinander „wacker gestrichen worden“; die Schulen seien rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister Tyrannen und Stockmeister gewesen. Er mußte mit musizieren vor den Thüren, mit Neujahrsingen auf den Dörfern seinen Unterhalt verdienen; oft hat er gehungert, oft mit Thränen sein Brot gegessen. Wie Hutten ist auch Luther durch eine freudlose, harte Jugend hindurchgegangen, die beiden größten Geister der Zeit mußten sich in der Not des Lebens stählen für den Kampf, der sie erwartete. Und wie schlecht war der Unterricht bestellt! Der größte Teil der Zeit ging mit geistlosen Andachtsübungen, mit toter Werkheiligkeit verloren! Auch in der Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben („Nollbrüder“) zu Magdeburg, die er kurze Zeit besuchte, war er arm und freudenleer. Manche Herbheit seines Wesens und Thuns, die Anfälle von Trübsinn, Schwermut und Verzweiflung, die ihn späterhin so oft überkamen, das alles war zum wesentlichen Teil Wirkung seiner harten, freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstend fesselte. — Erst in

Eisenach, wohin er aus uns unbekannten Gründen übersiedelte, fing ein besseres Dasein für ihn an. Er fand eine Gönnerin in Frau Ursula Cotta, welche, gerührt von dem inbrünstigen Singen und Beten des verlassenen Knaben, ihn in ihr Haus aufnahm. Drei oder vier Jahre lang besuchte er dort die Lateinschule der Georgenkirche, und stets blieb ihm Eisenach „seine liebe Stadt“. Hatte sich im Elternhause, in der Bergmannshütte die Phantasie des Knaben beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, mit den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, welche in ihm mit der Zeit die Gestalt des biblischen Teufels annahmen, so traten ihm hier die alten Sagen und Märchen aus germanischer Vorzeit entgegen und weckten den Sinn für Volksleben und vaterländische Eigentümlichkeit.

Am 17. Juli 1501 verließ der achtzehnjährige Luther Eisenach, um die Universität Erfurt zu beziehen. Die Studienzeit in Erfurt. Sein Vater wünschte, er sollte ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheiraten und ihm Ehre machen in weltlichen Ämtern und Würden. Darum hielt er ihn auch besser, seitdem er selbst wohlhabender geworden war. Erfurt war zu jener Zeit der Sitz der freieren Denkart; dort hatte kurz zuvor Johann von Wessel gelehrt, dort war der Mittelpunkt des deutschen Humanismus; man hätte denken sollen, der strebsame Jüngling, der so eifrig den Studien oblag, würde in die geistreichen Kreise eingetreten sein, an ihren polemischen Künsten teilgenommen haben; aber seine Natur war nicht nach der Weltseite gekehrt; die finstere Ansicht von dem richtenden und strafenden Gott, der dem Sünder mit Höllenqualen droht, den man nur mit geistlichen Übungen, mit stetem Ringen wider das Fleisch versöhnen könne, beherrschte seinen Geist. Jener Fürst Wilhelm von Anhalt, den er als Schüler in Magdeburg bleich und abgezehrt von Kasteiungen und Fasten als Barfüßermönch mit dem Bettelsack die Stadt durchziehen sah, „wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut“, machte auf Luther einen tieferen Eindruck, als der wegen seines Kampfes gegen die Mißbräuche der Kirche im Kerker zu Eisenach gestorbene Johann von Wessel; die Buß- und Sündenlehre der Scholastiker beschäftigte ihn mehr als die witzigen und ästhetischen Arbeiten der humanistischen Schöngeister; die Seele zu retten, nicht sich des Lebens zu freuen war seine Hauptsorge. Mit Gebet und Andachtsübungen begann er seine Studien; und wenn er sich dem Nominalismus zuwandte, so lag der Grund davon keineswegs etwa in einer skeptischen Neigung gegenüber der Kirchenlehre. Vielmehr lehrte man eben damals wie auf den meisten andern Universitäten, so auch in Erfurt nominalistisch, und daß sämtliche Kirchenlehren auf diese Weise als dem Verstande unzugänglich erwiesen wurden, diente nur zu ihrer um so größeren Verherrlichung als reiner göttlicher Offenbarungen. Vier Jahre lang widmete er sich der Philosophie und Rechtswissenschaft mit allem Fleiß. Er wurde Bakkalaureus und stand um seiner ge- 1502.
lehrten Kenntnisse willen in Ansehen; aber es fehlte ihm die innere Befriedigung. Offenbar verspürte er auch wenig inneren Trieb zu dem Studium der Rechte,

welches doch damals den Zugang zu allen Ehren und Würden eröffnete. Eben
1505. war er Magister der Philosophie geworden und sollte nun an das Berufsstudium
Der Eintritt ins Kloster. herantreten, da erzeugte ein Vorfall, der ihn mit den Schrecken des Todes umgab, in ihm den Entschluß, ins Kloster zu gehen; wie Paulus auf dem Weg nach Damaskus wurde er von einer Erleuchtung erfaßt, der er nicht zu widerstehen vermochte. Als er einst an einem schwülen Sommertage des Jahres 1505 auf einsamem Fußweg dahinwandelte und vielleicht das Bild eines in der Blüte der Jahre so unerwartet weggerafften Freundes vor seiner Seele schwebte, ereilte ihn zwischen Erfurt und dem Dorf Stotterheim ein heftiger Gewittersturm. Ein starker Donnerschlag betäubte seine Sinne, der Blitz schlug nicht fern von ihm ein, in seiner Bestürzung rief er: „Hilf liebe heilige Anna! so will ich alsbald ein Mönch werden!" Es war ein Augenblick der höchsten Seelennot, der ihn zu dem plötzlichen Entschluß brachte, alles Irdische dahin zu geben und nichts mehr zu achten, um die christliche Vollkommenheit zu finden, durch klösterliche Heiligkeit den zürnenden Himmel zu versöhnen und die göttlichen Strafgerichte abzuwenden. „Ich ward," sagte er in einer Zuschrift an seinen Vater, „ja nicht gern und willig ein Mönch, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes elend
17. Juli 1505. umgeben, gelobte ich ein gezwungenes und gedrungenes Gelübde." Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden bei heiterem Gesang, Saitenspiel und Wein; dann verabschiedete er sich mit den Worten: „Hinfort seht ihr mich nicht mehr." Mit Thränen geleiteten ihn die Gefährten bis an die Pforte des Augustinerklosters, wo er als Mönch eintrat. Die Hoffnungen seines Vaters waren damit vernichtet; heftig zürnte der Alte über den Schritt des Sohnes, und es vergingen
2. Mai 1507. Jahre, ehe er sich mit ihm versöhnte. Noch bei der glänzenden Priesterweihe, der er anwohnte, rief er den versammelten Herren zu: „Habt ihr nicht gelesen, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Der Sohn erschrak und verstummte.

Das Klosterleben. Luther gelobte beim Eintritt in die Zelle, „ein frommer, andächtiger und
1. Seine Askesis. gottfürchtiger Mönch zu werden", und er hat seinen Vorsatz treu ausgeführt, trotzdem man dem neuen Bruder zunächst die niedrigsten Beschäftigungen auftrug; wie zu Magdeburg bei dem Fürsten von Anhalt sollte jedes Gefühl einer menschlichen Bevorzugung, jede Art von Selbstschätzung und Eigendünkel mit der Wurzel ausgerottet, ein knechtischer Gehorsam erzeugt werden. Er mußte den Bettelsack schleppen und in der Stadt, wo er noch kurz zuvor als Student und Bakkalaureus in Ehren gestanden, und auf den umliegenden Dörfern Almosen sammeln; er mußte die Thüre hüten, die Uhr stellen, die Kirche reinigen, die geheimen Gemächer ausräumen. Aber wie hart und niedrig auch die Dienste waren, die man dem Novizen auferlegte, er unterzog sich denselben mit der größten Hingebung, denn es galt, durch Demut einen gnädigen Gott zu gewinnen. „Ein frommer Mönch bin ich gewest," gestand er später, „und so streng habe ich meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hineingekommen sein; das werden mir bezeugen alle

meine Klostergesellen; denn ich hätt' mich, wo es länger gewährt, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit." Wie kaum ein andrer hat Luther sich abgemüht durch Ertötung des sinnlichen Menschen, durch Erfüllung der Kirchengebote, durch Büßung und Kasteiung, durch Werke der Andacht und Frömmigkeit den Himmel zu verdienen, das Bewußtsein zu gewinnen, daß er dermaleinst der Seligkeit teilhaftig werde, daß er in der Gnade sei; wie kaum ein andrer hat er mit Gott gerungen, oder, wie er sich ausdrückte, mit dem Teufel sich gerauft; wenn er später von Qualen des Fegfeuers redete, die auch der Lebende schon erdulde, so bezeichnete er damit die eignen Seelenkämpfe im Erfurter Augustinerkloster. Mit kasuistischem Scharfsinn hatte die Kirche die Sünde so genau eingeteilt, in Klassen und Ordnungen gebracht, daß sich ein ängstliches Gewissen nie genug thun, nie zur inneren Befriedigung gelangen konnte. Fortwährend nagte der Zweifel an der Seele des Bruders Martin, ob er in die Zahl derer gehöre, die Gott in seiner Gnade zur Seligkeit berufen, oder die er in seinem Zorn zur Verdammnis bestimmt. Er wollte durch unablässiges Gebet, durch die Gnadenmittel der Kirche, durch klösterliche Werkheiligkeit den Himmel an sich reißen und sank dann doch wieder zurück in Angst und Unruhe. Er beichtete und empfing die Absolution und rief dann doch wieder verzweiflungsvoll aus: „O meine Sünde! meine Sünde!"

„Wenn ich am andächtigsten war," sagte er später, „so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich wieder davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich doch, hatte ich sie nicht gebetet, so verzweifelte ich abermal, denn wir waren in dem Wahn, wir könnten nicht beten und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel." „Den Fehl und Mangel haben alle Werke, die man vornimmt, Gottes Zorn damit zu versöhnen: sie bringen das Herz in größeren Zweifel und Angst, als worin es zuvor war. Sie gleichen der Speise, die den Hunger nicht stillt, sondern reizt und größer macht." „Als ich noch ein Mönch im Kloster war," sagt er in einer seiner Schriften, „war ich äußerlich viel heiliger als jetzt, betete mehr, wachte, fastete, kasteiete mein Fleisch, mein Leben hatte vor der Leute Augen einen großen Schein; doch vor meinen eignen Augen nicht, denn ich hatte einen zerbrochenen Geist und war immer betrübt." „Da ich ein Mönch war, meinte ich, ich müßte verloren sein, wenn ich eine fleischliche Begierde fühlte, das ist: Unkeuschheit, Zorn, Haß, Neid und dergleichen wider einen Bruder. Da versuchte ich mancherlei, beichtete alle Tage, und half mir doch nichts, denn diese Begierden kommen immerdar wieder. Darum konnte ich nicht zufrieden sein, sondern marterte mich für und für mit solchen Gedanken: Siehe, da hast du die und die Sünde gethan, darum hilfts dir nichts, daß du den heiligen Orden angenommen hast, alle deine guten Werke sind verloren."

Suchte Luther auf solche Weise durch kirchliche Werke, der Erfüllung der 2. Sein Forschen in der Schrift.
mönchischen Vorschriften sich zur Heiligkeit emporzuarbeiten, so war er nicht minder eifrig, durch Studien und Schriftforschung zur Wahrheit zu gelangen, den Willen Gottes zu ergründen. Wenn die Mönche anfangs den neuen Klosterbruder von den Büchern fern hielten und meinten: „mit Betteln, nicht mit Studieren mehrt man das Klostergut", so änderte sich das mit der Zeit. Die Universität verwandte sich für ihren Zögling und der Generalvikar der Augustiner-

klöster, Johann von Staupitz, der frühe auf Luther aufmerksam geworden war, bewirkte, daß ihm Zeit zum Studieren gewährt wurde. Die Öde der kalten und mechanischen Klosterwerke wurde nun doch unterbrochen durch eine Beschäftigung, die den Geist abzog von der Selbstquälerei und dem einsamen Grübeln über sich und auf einen Stoff hinlenkte, an dem er seine Kräfte üben und entfalten sollte, wenn auch dieser Stoff dem größten Teil nach nur in den Schriften der Scholastik bestand. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich auf die theologischen Wissenschaften. Zuweilen studierte er Tag und Nacht und versäumte darüber seine kanonischen Horen; dann holte er diese wieder mit reuigem Eifer nach, ebenfalls ganze Nächte lang. Er nahm so dürftige Nahrung, daß er ganz abmagerte. Zuweilen ging er, nicht ohne sein Mittagsbrot mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquickte sich dafür an ihrer ländlichen Musik; dann kam er wieder und schloß sich tagelang in seine Zelle ein, ohne jemand sehen zu wollen. Vor allem beschäftigte er sich mit der Bibel, der lateinischen Vulgata. „Kein andres Studium gefiel mir, als das der Heil. Schrift," sagte er später. „Ich las eifrigst darin, prägte sie meinem Gedächtnis ein. Manchmal lag mir ein einziger sinnschwerer Spruch den ganzen Tag in Gedanken." Aber auch hier stieß er auf Stellen, die ihm Grauen erregten. Wenn er mit dem Psalmisten betete: „Errette mich in deiner Gerechtigkeit!" so grübelte er über die „Versehung" (Vorherbestimmung oder Gnadenwahl), denn er dachte, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft". Dann tröstete ihn wieder die Verheißung: „Ich will den Tod nicht des Sünders." Neben der Bibel las er am eifrigsten die Schriften des heil. Augustinus, dessen Lehre vom unfreien Willen des Menschen und der alles wirkenden Gnade Gottes auf sein theologisches Denken einen bestimmenden Einfluß hatte. Aber die Zweifel und Ängsten kehrten immer wieder: „Täglich habe ich Messe gelesen und den Psalter gebetet, daß ich ihn auswendig wußte. Und nie konnte ich's dahin bringen mit allen meinen Messen, Beten, Wachen, daß ich hätte können sagen: nun bin ich's gewiß, daß Gott mir gnädig sei." So war sein Leben im Kloster zu Erfurt während des Probejahres wie nach dem Empfang der Priesterweihe ein unaufhörliches Ringen und Kämpfen wider die Sünde, ein Leidensgang auf dem Wege der sittlichen Entwickelung. Es war die Sehnsucht der Kreatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der sie sich in der Tiefe verwandt, von der sie sich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt. Ein Vorfall, wenn er gleich einer späteren Zeit angehört, bezeichnet die Größe und den Ernst dieser Seelenkämpfe. Als er einst von Schwermut befallen, sich mehrere Tage einschloß und niemand zu sich ließ, erbrachen einige Freunde die Zelle. Da fanden sie ihn ohnmächtig am Boden liegen; erst als sie das Saitenspiel anschlugen, erweckte die Harmonie der Töne ihn wieder zum gesunden Bewußtsein.

Durch Leiden zum Sieg.

Wer so eifrig nach Gotteserkenntnis und Seligkeit ringt, der findet auch

Heilung. Der Novizenmeister, dem Luther seine Anfechtungen mitteilte, wies den Zweifelnden auf den Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der von der Vergebung der Sünden handelt. „Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns befohlen hat, auf seine vergebende Gnade zu hoffen?“ Diese Trostesworte waren ein Lichtstrahl in der Seele des Geängstigten. Sie wurden unterstützt durch das Bekenntnis seines Freundes und Gewissenrates Staupitz, daß auch er tausendmal Gott gelobt habe, fromm zu sein und es nicht habe halten können; so wolle er nun Gott bitten um ein selig Stündlein. „Wo mir Gott nicht gnädig sein will um Christi willen, werde ich mit meinen Gelübden und guten Werken nicht bestehen, sondern verloren gehen müssen.“ So fand Luther allmählich Beruhigung in der Lehre von der „Rechtfertigung aus dem Glauben“, die fortan den Kern und Mittelpunkt seiner religiösen Anschauung bildete. „Da sann ich Tag und Nacht dem nach, was doch Paulus im Römerbrief unter der Gerechtigkeit Gottes verstünde, wo ich denn zuletzt erkannte, sie sei so zu fassen: durch das Evangelium wird die Gerechtigkeit geoffenbart, in welcher uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt, wie geschrieben steht: der Gerechte wird seines Glaubens leben. Hierbei fühlte ich mich alsbald wie ganz neugeboren, als hätte ich eine weit geöffnete Thür ins Paradies gefunden. Nun sah mich auch die liebe Heilige Schrift ganz anders an, denn zuvor geschehen war. Wie ich nun zuvor dieses Wörtlein „Gottes Gerechtigkeit“ mit rechtem Ernst faßte, so achtete ich es nun teuer und hoch als mein allerliebstes und tröstliches Wort und war nun derselbige Ort in St. Paulo die rechte Pforte des Paradieses.“ Nach langem Irren und Grübeln hatte nun Luther gefunden, was allein seiner Seele Ruhe zu geben vermochte: nicht durch seine Werke kann der Mensch die Seligkeit erwerben, sondern durch den Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo. „Wenn sich ein Gewissen auf sein Werk soll setzen und bauen,“ hat er später treffend gesagt, „so sitzt es auf einem losen Sande, der reitet und rieselt immer fort und muß Werk suchen, immer eines nach dem andern, je länger, je mehr, bis man zuletzt den Toten Mönchskappen anzog, darin sie sollten gen Himmel fahren.“

So war Luther bereits zu einer tieferen und innigeren Auffassung der Christenlehre gelangt, als er 1508 auf die Empfehlung des Ordensvorstehers Staupitz auf die von Friedrich dem Weisen sechs Jahre zuvor gestiftete Universität Wittenberg berufen ward, um Vorlesungen über Aristotelische Philosophie zu halten. Mit der Übersiedelung von Erfurt in das Augustinerstift zu Wittenberg that Luther einen bedeutenden Schritt zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Die Bibel, insbesondere die Paulinischen Briefe, die Bücher des Augustinus, die Schriften der Mystiker Tauler und Suso, „Die Nachfolge Christi“ und „Die deutsche Theologie“, waren der Gegenstand seiner eifrigen Studien. Mit fremdartiger Litteratur befaßte er sich nicht viel. In der deutschen Mystik fand er ein seiner Richtung verwandtes Streben nach unmittelbarem Verkehr

Die ersten Jahre in Wittenberg.

mit dem Ewigen und Heiligen, den seligen Frieden in Gott, nach dem er so eifrig gerungen. Dabei hatte er in der regsamen Universitätswelt einen Wirkungskreis, der seiner kräftigen Natur und seinem Geschick zu praktischer Thätigkeit als Sporn diente. Das Geben aus eigner Fülle und das Empfangen von andern — das war wieder ein Stück gesunder Welt, farbiger und wohlthuender, als der graue Himmel, unter welchem sein Wesen sich vorher verdüstert hatte. Er hielt Vorlesungen und goß sein Geistes- und Gemütsleben in die Herzen der empfänglichen Jugend, die in großer Menge aus allen Gegenden Deutschlands nach der Elbestadt strömte. Daneben bekümmerte er sich um die Angelegenheiten des Klosters. Im Jahr 1511 unternahm er in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom. „Sei mir gegrüßt, heiliges Rom, dreimal heilig um des da geflossenen Märtyrerblutes willen," rief er knieend, als er die heilige Stadt erblickte. Vollends, nachdem er sie betreten, versäumte er keine Pilgerandacht; er las Messen, um die Seelen seiner Freunde aus dem Fegfeuer zu erlösen und es war ihm „schier leid, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten", so gern hätte er auch sie erlöst durch seine Werke und Gebete; er lief „durch alle Kirchen und Klüfte". Auf den Knieen erklomm er die heilige Treppe, den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war. Doch indem er es that, war ihm zu Mut, als ob ihm eine Donnerstimme mit großem Schrecken zugerufen hätte: der Gerechte lebt seines Glaubens. Luther nahm in Rom schlimme Eindrücke in sich auf. Das leichtfertige, sündige und lasterVolle Leben, das sich allenthalben seinen Blicken darbot, wich nie aus seinem Gedächtnis. In seinen späteren Schriften tritt es sattsam zu Tage, daß ihm damals schon Rom als eine „Hölle" erschien, „wo der Teufel leibhaftig wohnet"; sein Herz empörte sich über die Unsittlichkeit, die sich so nackt zeigte, über den Hochmut der höheren Geistlichkeit, über das Aussaugen der Christenwelt, besonders der Deutschen durch die Hierarchie und die „Kurtisanen".

Luther in Rom.

Luther als Prediger und Akademiker.

Bereichert mit Erfahrungen, aber krank im Herzen kehrte Luther nach Wittenberg zurück. Im Jahr 1512 wurde er Doktor der Theologie, und seitdem erweiterte sich seine Thätigkeit sowohl auf dem Lehrstuhl und der Kanzel, als in wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten. Erst jetzt verwandelte sich sein Lehramt in ein theologisches. Als Verweser des Ordens während einer Reise des Vorstehers Staupitz besorgte er nicht nur die Angelegenheiten des eignen Klosters bis ins einzelnste, er machte auch Visitationsreisen durch die sächsischen Ordenshäuser, setzte Prioren ein und ab, verpflanzte Mönche und zeigte Strenge und Milde am rechten Ort. Er entfaltete eine wunderbare Arbeitskraft. Seine
1515. größten Erfolge erntete er, seitdem er auch als Prediger an der Stadtkirche in Wittenberg zu wirken hatte. Seit Geiler von Kaisersberg, der kurz zuvor (1510) aus der Welt gegangen, gab es keinen so gefeierten und beliebten Kanzelredner als Luther. Durch die Predigt begann er sein volksmäßiges Wirken. Er redete stets, wie ihm zu Mut war, wußte stets für jeden Gedanken das rechte Wort zu

finden, suchte keinen „gekränsten und gekränzten" Ausdruck, scheute sich aber auch nie, den rechten Namen für alle Dinge herauszusagen. Frank und frei war der Mann, so seine Rede. Voll und reich waren ihm Gemüt und Geist, seine Predigten die treuen Wiederspiegelungen davon. Auch der Kurfürst hörte ihn gern; seine spätere Anhänglichkeit an den Reformator rührte zum Teil daher. In einer Reihe von Predigten über die zehn Gebote suchte Luther das ganze Leben von dem gesetzlichen auf den evangelischen Standpunkt zurückzuführen, den wahren Glauben als den Grundpfeiler aller Sittlichkeit aufzustellen. Nicht minder erfolgreich wirkte er durch seine Lehrvorträge. Nach Melanchthons Zeugnis erläuterte er den Römerbrief und dann die Psalmen so, „daß nach dem Urteil aller Frommen und Einsichtsvollen ein neuer Tag über die Lehre aufzugehen schien. Er zeigte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, bestritt die Ansicht, daß Vergebung der Sünden durch eigne Werke sollte erlangt werden können oder der Mensch gerecht sein vor Gott durch äußerliche Frömmigkeit". An den Kämpfen der Humanisten nahm Luther keinen thätigen Anteil, so sehr er auch mit seinem Herzen für die Sache Reuchlins war. Er fühlte, daß ihre Wege und Anschauungen geschieden seien.

Wie Luther in seinen Predigten im Geiste der Mystik auf die Reinigung der Seele, auf die Innigkeit des Glaubens im Gegensatz der frommen Werke drang, so kam er auch in seinen Vorlesungen und Studien mehr und mehr von den scholastischen Anschauungen ab. „Nur der ist gerecht, der sich selbst verleugnet und sein Glauben und Hoffen auf Gott richtet." Schon auf seiner Visitationsreise nahm er Ärgernis an dem Mißbrauch des Ablasses. Als der Propst von Leitzkau zum lateranischen Konzil reiste, arbeitete er für denselben eine Rede aus, worin geklagt wird, daß die Welt überströmt sei von einer Flut zahlloser und mannigfacher Lehrbefleckungen, daß aus der Menge von Satzungen, Menschenwitz und abergläubigen Dingen, womit das Volk überladen werde, das Wort der Wahrheit kaum matt hervorschimmere, an vielen Orten gänzlich erloschen sei, daß die Liebe erkalte, der Glaube schwinde, die Hoffnung verloren gehe. Wiederholt eiferte er gegen die fabelhaften Legenden und Heiligengeschichten; die Schlaffheit und Unsittlichkeit so vieler Priester erschien ihm als eine der Hauptursachen der religiösen Verderbnis. Immer mehr kommt er zu dem Satz, daß die Heil. Schrift die einzige Lebensquelle, der einzige Weg zur Seligkeit sei. Christus hatte ihm den Zugang zum Vater wieder geöffnet, den ihm die Kirchenwerke verborgen, und seiner Seele den Frieden zurückgegeben; seinen Dank trug er ihm dadurch ab, daß er sein lebenlang fest zu den Worten des Evangeliums stand. „Darum die Augen zugethan und gesagt: was Christus spricht muß wahr sein, ob's kein Mensch begreifen kann." Dieser unwandelbare Schriftglaube ließ ihn siegreich die inneren Kämpfe bestehen die ihm die Lehre von der Rechtfertigung fortwährend verursachte. Er vertiefte sich in die Ansichten des Augustinus, daß der Wille des Menschen von Natur unfrei sei und alles von der Gnade Gottes abhänge; „der Glaube erlange, was das Gesetz verlange"; er bekämpfte den Pelagianismus, der in abgeschwächter Form in der mittelalterlichen Kirche sich behauptet hatte. Einer seiner Schüler, Bernhardi, verteidigte im September 1516 in feierlicher Disputation die aus Luthers Vorträgen geschöpfte Lehre, daß ohne Gnade und Glauben der menschliche Wille nicht frei sei, sondern im Irdischen, im Sündigen geknechtet, daß alle guten Werke unzulänglich seien zur Seligkeit, und Ver-

Lehrentwickelung.

gebung der Sünden nur durch den Glauben des Menschen und das Erbarmen Gottes erlangt werden könne. „Wir werden nicht, wie Aristoteles meint, dadurch gerecht, daß wir recht handeln," schreibt Luther im Jahr 1516 an Spalatin, „sondern handeln recht, wenn wir zuvor recht geworden sind. Erst muß der Mensch umgewandelt werden, dann folgen die Werke nach. Abel gefällt Gott eher als sein Opfer."

Luthers Stellung in Wittenberg.

Wenn im Anfang die augustinischen und nominalistischen Lehren, die Luther vortrug, manchen Widerspruch an der Universität erfuhren, wenn seine rigoristischen Weltanschauungen und asketischen Forderungen, die er in seinen Predigten entwickelte, in der Gemeinde und in der Studentenschaft hier und da mißbilligt wurden, so verstummten solche Stimmen mehr und mehr gegenüber der mächtigen Persönlichkeit, die mit so tiefem sittlichen Ernst, mit so großer Gelehrsamkeit, mit so viel christlicher Begeisterung aus der umnebelten Luft der Scholastik in das Sonnenlicht der Heil. Schrift führte. Seine Kollegen, vor allen Andreas Karlstadt, traten seinen Ansichten bei; Wittenberg wurde die Schule einer neuen Theologie, welche zu der herrschenden thomistisch-dominikanischen in scharfer Opposition stand, welche durch tiefere Auffassung der christlichen Grundlehren, durch Innerlichkeit und durch eine freiere Stellung zu den Satzungen der Kirche eine anziehende Kraft auf die nach Heiligung und Wahrheit dürstende Menschheit übte. Der mächtige Aufschwung der Universität war der hohen Persönlichkeit Luthers zu danken, dem armen Augustinermönch, der sich abmühte wie kein andrer, der ein enthaltsames, sittlich strenges Leben führte voll treuer Hingebung an die Freunde, der fort und fort nach eigner Veredelung, nach Erforschung des göttlichen Willens, nach Erkenntnis der Wahrheit strebte, und während er den Stachel der Buße und Lebenserneuerung tief in das Menschenherz bohrte, zugleich an die eigne Brust schlug, unablässig dem Problem der göttlichen „Versehung" der augustinischen Prädestinationslehre nachsann und sich niemals selbst genug that; der bei aller Bescheidenheit und Demut, bei aller Ehrfurcht gegen jede von Gott bestellte Obrigkeit einen kühnen Mut in sich trug, wo es sich um das Heil der Seele, um das Verhältnis der Rechtfertigung und Versöhnung mit Gott handelte, den der in seiner Brust wohnende göttliche Genius nicht ruhen und rasten ließ, bis er die Wahrheit ergriffen, bis er die höchsten Güter des Menschen sichergestellt. Frei von Eigenliebe, von Selbstsucht, von menschlichen Begierden hat er mutig und voll Hingebung seine innere Überzeugung, die er sich durch Studien und Nachtwachen erarbeitet, der Welt mitzuteilen sich gedrungen gefühlt, ohne nach den Folgen zu fragen. Rücksichten auf sich selbst, Liebe zum Leben, haben ihn nie geleitet; Gunst und Haß der Menschen waren ihm ebenso gleichgültig wie die Eitelkeiten der Welt, wie die Gefahren, von denen er sich umgeben sah; den Frieden der Seele, den er mühsam aus den Netzen und Fallstricken einer werkheiligen Selbstgerechtigkeit errungen, wollte er auch andern mitteilen, den Armen und Verirrten ein Führer und Gewissensrat werden. So war die Lage in Wittenberg, so war der Mann be-

schaffen, den jetzt das Schicksal auf die große Schaubühne des öffentlichen Lebens führte, um es in seinen innersten Fugen zu erschüttern, zu durchdringen, zu erneuern.

b. Die Jahre des Widerstreits und der Versuchung.

Da der Ablaß bei den deutschen Fürsten und Ständen auf Widerspruch stieß, so ließ Albrecht von Mainz denselben zunächst nur in Norddeutschland verkünden, im Magdeburgischen und Halberstädtischen, seinen eignen Gebieten, und in Brandenburg, wo sein Bruder Joachim keine Hindernisse in den Weg legte. Tezel schlug sein Standlager auf Magdeburger Gebiet in Jüterbogk auf. Die Menge strömte von allen Seiten dorthin. Unter den Ablaßkäufern waren auch Leute aus Wittenberg; Luther sah dadurch die wahre Buße, das Ansehen des Beichtstuhls gefährdet, die Wirksamkeit seiner eignen Seelsorge durchbrochen; was er selbst in einem vieljährigen inneren Kampfe, unter tiefer Angst und Not errungen, das wurde hier um Geld ausgeboten. Es war der Drang des Gewissens, der ihn antrieb, am Vorabend vor Allerheiligen, an welchem die Stiftskirche den an ihre Reliquien gebundenen Schatz des Sündenerlasses auszuteilen pflegte, an der Schloßkirche die 95 Streitsätze oder Theses zu einer Disputation über die Kraft des Ablasses anzuschlagen, mit der Aufforderung, daß jeder, der da wollte oder könnte, mündlich oder schriftlich seine Einwürfe dawider vorbringen sollte. Weit entfernt, durch diesen Schritt einen Angriff gegen die Kirchenlehre zu bezwecken, hoffte er durch eine solche, der akademischen Sitte der Zeit entsprechende, öffentliche Disputation sich und andern mehr Klarheit über das Wesen der Indulgenzen zu verschaffen. Wenn er in den Thesen die Wirksamkeit des Ablasses ohne Reue bestreitet, wenn er dem Papst das Recht abspricht, andern als Bußfertigen die Absolution zu erteilen; wenn er behauptet, der Ablaß könne nur von Kirchenstrafen entbinden, nicht aber die Gnade Gottes erwerben; wenn er in Abrede stellt, daß die vom Papst den Lebenden auferlegten Büßungen über das Grab hinaus Geltung hätten, so glaubte er doch ganz und gar in Übereinstimmung mit der Kirchenlehre zu handeln. Während er die Mißbräuche und Verirrungen der Ablaßlehre verwarf, bestritt er doch keineswegs den Glauben, daß dem Papst das Recht zukomme, aus dem Überschuß der Verdienste und guten Werke die Sünden der andern zu decken, und seine Bedenken, ob die Gewalt des Papstes auch auf die im Fegfeuer Schmachtenden sich erstrecke, berührten weder das Dogma vom Fegfeuer selbst, noch die Machtfülle des kirchlichen Oberhaupts. Aufs entschiedenste verwahrte er sich gegen den Vorwurf der Herabsetzung der päpstlichen oder kirchlichen Autorität.

Luthers Thesen wider den Ablaß.

31. Okt. 1517.

Und dennoch waren diese Thesen das erste Feuerzeichen der neuen Zeit; denn „im großen und ganzen scheiden sie scharf und klar Menschliches und Göttliches; durch sie zieht sich der Grundton: gebt der Kirche, was der Kirche, aber laßt Gott, was Gottes ist!“ Indem Luther in die schwächste Stelle der Kirchen-

Bedeutung des Schrittes.

lehre den Hebel einsetzte, deutete er zugleich den Unterschied an zwischen falschen Bußübungen und wahrer Buße, zwischen äußerlichen Glaubensmeinungen und innerem Glauben, zwischen toter Werkheiligkeit und echten guten Werken, die aus dem Herzen kommen, betonte er zugleich die Notwendigkeit, daß das Leben des Gläubigen eine stete ununterbrochene Buße sein müsse, daß in Sachen des Heils der Mensch nur unmittelbar an Gott gebunden sei. In diese 95 Sätze hatte Luther sein Herz gelegt, „wie es war in dieser Zeit, mit allem, was darin gährte und stürmte, schwankte und feststand, mit seinen Schmerzen und seinem jubelnden Empfinden, seinem Zorn und seiner Liebe, seinen Zweifeln und Ängsten, seinem Glauben und Frieden". Darum drangen auch die Worte, „gleich als wären die Engel Botenläufer gewesen", so rasch in die Welt, aus den theologischen Kreisen in die Öffentlichkeit. Luther erschrak fast selbst über die Wirkung seines Auftretens: in kurzem war der Name des Augustinermönchs in aller Mund, aller Augen waren nach Wittenberg gerichtet, auf den Mann, der auszusprechen gewagt hatte, was Tausenden auf den Lippen lag. Denn „er hatte klar gemacht, daß der Mißbrauch in der Kirche gesiegt hatte über den Brauch, die schlimme Praxis über die harmlose Theorie". Es ging ein frischer Luftzug durch die Welt, man ahnte den Anbruch eines neuen Tages, die einen mit freudiger Erhebung, die andern mit geheimer Furcht. Von dem an war Martin Luther der Mund des deutschen Volks. „Hätte ich, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe," äußerte er sich später über dieses erste Auftreten, „so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichen Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt, wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen, es muß alles in Unwissenheit geschehen." Die Theses waren der Aufschrei eines nach Wahrheit ringenden Gewissens, das zuerst für sich nach dem Wasser des Lebens dürstete, das jede bessere Belehrung willig hinzunehmen sich bereit erklärte. Aber gerade durch die Aufrichtigkeit seines Strebens und Verlangens wurde der Augustinermönch zugleich der Prophet und der Fahnenträger seines Volks. Der religiöse Ernst, der aus den gedankenreichen Sätzen hervorleuchtete, wirkte wie ein elektrischer Funken auf die empfänglichen Gemüter. Alles blickte mit gespannter Erwartung nach der Universitätsstadt an der Elbe; die Aussprüche, welche die geschichtliche Tradition dem Kaiser und mehreren namhaften Persönlichkeiten zuschreibt, gaben Zeugnis, daß man die Bedeutung dieses Auftretens richtig erkannte.

Luther und seine Gegner.

Nur Luther selbst wurde zu keiner übereilten Opposition fortgerissen. Er sandte die Thesen dem Erzbischof von Mainz zu und bat in einem ehrerbietigen Schreiben, der hohe Kirchenfürst möge den Ablaßverkauf einstellen, weil er den Geist der Reue und Buße lähme, das Evangelium gefährde und das Ansehen der Kirche und ihrer Würdenträger untergrabe. Er erhielt keine Antwort. Wohl

aber richtete Albrecht, an welchen gleichzeitig seine Vikariatskommission zu Halle einen Bericht über Luthers Vorgehen erstattet hatte, an dieselbe am 13. Dezember von Aschaffenburg aus einen Bescheid, worin Tezel für seine pompöse und kostspielige Weise, das Geschäft zu betreiben, getadelt und seine Unterkommissare angewiesen werden, „sich hinfürder züchtig, ehrlich und nach Erheischung ihres Standes wohl zu halten“, damit „das heilige Negotium nicht aus Leichtfertigkeit verachtet werde“. Der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus, an welchen sich Luther gleichfalls gewandt hatte, tadelte sein Auftreten gegen Tezel als einen Angriff gegen die kirchliche Autorität. Luther ließ sich weder abschrecken noch fortreißen. Noch in dem „Sermon von Ablaß und Gnade“, den er in der Fastenzeit des nächsten Jahres durch den Druck bekannt machte, meinte er, der Ablaß könne „um der faulen Christen willen“ in manchen Fällen zulässig erscheinen. Seinen Freunden widerriet er jedes stürmische Vorgehen. Der bescheidene Mann dachte noch nicht von ferne daran, „aus dem Winkel seiner Zelle heraus“ einen Sturm gegen die römische Kirchengewalt zu wagen. Allein die Gegner trieben ihn vorwärts. Die Theologen der Universität Frankfurt an der Oder blickten schon lange mit Neid auf den emporblühenden Glanz Wittenbergs, auf den wachsenden Ruhm der dortigen Lehrer, der die lernbegierige Jugend mächtig anlockte. Unter Beihilfe des Konrad Wimpina, seines ehemaligen Lehrers, verfaßte daher Tezel, nachdem ihn die Frankfurter zum Doktor der Theologie ernannt hatten, eine Gegenschrift gegen Luthers Thesen, worin er die Unumschränktheit der päpstlichen Gewaltfülle zu begründen suchte und die Ansicht verfocht, daß der Ablaß zur Lösung aller Sündenstrafen in dieser und jener Welt vollkommen genüge; gleichzeitig trat ein Mann in den Streit ein, dessen Name fortan mit der Entstehungsgeschichte der Reformation aufs innigste verflochten blieb, Johannes Mayr, gewöhnlich nach seinem Geburtsort Eck in Schwaben Johannes Eck genannt, Prokanzler der Universität Ingolstadt, Domherr im Hochstift Eichstätt, Ketzermeister in Bayern und Franken, „ein Theologe von umfassender Gelehrsamkeit, ungemeiner Gedächtniskraft, spitzfindigem Scharfsinn und brennendem Ehrgeiz“. Auch Eck war der Sohn eines Bauern, der dann lange Zeit Ammann in Eck gewesen, wie Luthers Vater Ratsherr in Mansfeld. Zwei Bauernsöhne setzten damals die Welt in Bewegung; aber im sittlichen Wandel stand der Süddeutsche hinter dem Norddeutschen weit zurück. Obwohl mit Luther seit einiger Zeit persönlich bekannt und befreundet, griff Eck in einer an den Bischof von Eichstätt gerichteten, bald aber unter dem Titel „Obelisken“ durch den Druck verbreiteten Schrift die in den Thesen ausgesprochenen Behauptungen an und sprach von „böhmischem Gift“, eine Anspielung auf hussitische Ketzereien, die geeignet war in Sachsen Besorgnisse zu erregen. Auch Hochstraten in Köln, der schon in der Fehde gegen Reuchlin die Fahne der Dunkelmänner vorangetragen, erhob die Stimme gegen den neuen Ketzer, der den Feuertod verdient habe. Luther blieb

Johannes Eck. 1486–1553.

die Antwort nicht schuldig. Seinen Oberen, die ihn ängstlich baten, den Orden nicht in übeln Ruf zu bringen, sagte er: „Lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen, ist es aber in seinem Namen angefangen, so laßt's denselbigen machen." Es war ihm eine Sache des Gewissens und des christlichen Mutes, den begonnenen Kampf fortzuführen; und doch erfahren wir aus seinen eignen späteren Geständnissen, wieviel er während dieser ersten Zeit der Anfechtung in seinem Innern gelitten, sich geprüft und mit sich gerungen habe. Nicht eigne Streitlust führte ihn auf den Kampfplatz; er hatte ihn aus religiöser Überzeugung betreten, nun hielt er es für seine Pflicht, die Waffen der Gegenwehr nicht aus der Hand zu geben.

Und wie gemäßigt und bescheiden trat er auch jetzt noch in die Schranken! Behandelte er auch Tetzels „Widerlegung" mit einer derben Gegenschrift, betonte er auch in seiner unter dem Titel „Asterisken" wahrscheinlich zunächst nur handschriftlich verbreiteten Erwiderung gegen Eck mit scharfen Worten den Unterschied zwischen Kirchenlehre und Bibel, zwischen der Autorität des Papstes und des Konzils, so war dagegen seine Haltung in Beziehung zu Rom voll Ehrerbietung und Mäßigung. Im April wohnte Luther einem Konvent des Augustinerordens in Heidelberg bei; die Ablaßfrage kam hier nicht zur Sprache, wohl aber stellte er in vierzig Thesen die Rechtfertigung durch den Glauben über die Gesetzesgerechtigkeit und die guten Werke. Damals sahen und hörten ihn zuerst künftige Mitarbeiter wie Brenz, Schnepf und Butzer. Lange erhielt sich im Pfälzer Volk die Erinnerung an diese Anwesenheit des Reformators in der Musenstadt am Neckar, wo er bei seinen Ordensbrüdern freundliche Herberge und bei dem Kurfürsten wohlwollende Aufnahme gefunden. Kaum war er nach Wittenberg zurückgekehrt, so verfaßte er eine Rechtfertigungsschrift seiner Thesen über den Ablaß, „Resolutionen" genannt, und übergab sie seinem Ordensvorsteher Staupitz zur Übermittelung nach Rom nebst einem Schreiben, worin er sich aufs feierlichste gegen den Vorwurf verwahrte, als wolle er die päpstliche Autorität herabsetzen. „Wäre ich ein so schädlicher und giftiger Mensch, wie meine Widersacher mich beschuldigen, so würde ein so frommer Herr, wie Kurfürst Friedrich von Sachsen mich nicht auf seiner Universität dulden." Er spricht von sich selbst in den demütigsten Ausdrücken, preist die Tugenden und Vorzüge des dermaligen kirchlichen Oberhauptes Leo, wobei ihm freilich gegen Rom die Bezeichnung „Babel" entschlüpft, und schließt mit der Versicherung, daß er sich ganz dessen Entscheidung unterwerfe. „Bei Ew. Heiligkeit steht es, meiner Sache ab- oder zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu schenken, oder zu nehmen. Es gerate nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch sie handle und rede. Hab' ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht zu sterben; denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist." Und doch hatte er bereits eine Stellung genommen, die einen Bruch mit der scholastischen Kirchenlehre herbeiführen mußte: bereits bestritt er, daß der Papst die Verdienste Christi gleichsam verwalte, und leitete seine Macht, Sünden zu vergeben, nur von seiner Schlüsselgewalt her. Er hatte innerlich schon mit der römisch-katholischen Anschauung gebrochen; aber die Macht des Herkommens lähmte noch seine Schritte und der Glanz der Hierarchie blendete noch sein Auge.

April 1518. — *Mai.*

Luthers Stellung und der Kurfürst von Sachsen.

Daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wachse, bewährte sich auch bei Luther: das Aufsehen, das der gelehrte Streit in ganz Deutschland verursachte, drängte ihn mehr und mehr aus seiner anfänglichen Scheu und Betroffenheit

heraus. Nicht nur die theologische Welt war in Aufregung, auch bei den Laien und insbesondere bei der studierenden Jugend stieg das Interesse für die religiöse Streitfrage mit jedem Tag. Wenn Hutten, das Haupt der deutschen Humanisten, sich anfangs ironisch und verächtlich über das „Mönchsgezänk" äußerte, so erkannte er bald die größere Tragweite. Schon auf der Reise nach Heidelberg konnte Luther aus der Haltung der Freunde wie der Feinde die Wahrnehmung schöpfen, daß sein Auftreten großen Eindruck in allen Kreisen hervorgerufen. Diese Wahrnehmung mußte auch sein Selbstvertrauen stärken. In seiner Verteidigungsschrift gegen Tezel schleuderte er seinen Gegnern bereits eine kühne Herausforderung ins Angesicht: „Hie bin ich zu Wittenberg, Doktor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er habe sicheres Geleit, offene Thore, frei Herberg und Kost darin, durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen." Man erkennt daraus, daß Luthers Vertrauen in seine Sache wesentlich gehoben wurde durch das Bewußtsein, daß sein Landesfürst auf seiner Seite stehe und sein Vorgehen billige. Gehörte doch Georg Spalatinus, der einflußreiche Hofprediger und Geheimschreiber, zu seinen Gönnern. Friedrich von Sachsen hatte schon seit Jahren mit Unwillen auf die römischen Gelderpressungen geblickt und sie zu verhindern gesucht. Besonders aber verdroß ihn der Tezelsche Ablaßhandel, der dem Kurfürsten von Mainz, mit welchem Friedrich wegen der Erfurter Streitigkeiten auf gespanntem Fuß lebte, zu gute kommen sollte. „Nicht aus dem Beutel der Sachsen sollte Albrecht sein Pallium bezahlen." Auch freute es ihn, daß seine Universität so sehr in Flor kam. Dennoch mag auch manche Sorge sein Gemüt beschlichen haben. In seinem Schloß zu Schweinitz, so wird erzählt, hatte er in der Nacht auf Allerheiligen einen Traum: er sah, wie ein Mönch an der Kapelle zu Wittenberg einige Sätze anschrieb mit so großen Buchstaben, daß er sie im Schloß erkennen konnte; die Feder wuchs und wuchs, sie reichte bis nach Rom, sie stieß an die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken. Als er ihr Einhalt thun wollte, erwachte er. Der Traum war ein Abbild der Wirklichkeit.

Es herrschte damals auch noch sonst große Aufregung im Abendland. Wir haben gesehen (IX, 281 f.) wie eifrig man die Türkenfrage erwog: Versammlungen wurden gehalten, Auflagen ausgeschrieben, Aushebungen zum Kriegsdienst angeordnet. Leo X. wollte hinter seinen Vorgängern nicht zurückbleiben, sein Legat Thomas de Vio von Gaeta erschien mit auffallender Pracht in Deutschland, um dem Kaiser Maximilian einen geweihten Hut und Degen zu überbringen und ihn zur thätigen Mitwirkung bei dem beabsichtigten Kreuzzug zu bereden. Auf einem Reichstag in Augsburg wurde eifrig über die Beiträge und das Aufgebot verhandelt. Aber waren schon früher die Stände schwierig in ihren Bewilligungen, so wagte sich jetzt die Opposition, angefeuert von der herrschenden Aufregung, noch schärfer hervor: die Sitzungen widerhallten von Klagen über die

Der Reichstag von Augsburg und Kaiser Maximilian.

Sept. 1518.

zunehmenden Forderungen, erst müßten die gerechten Beschwerden der deutschen Nation erledigt werden; in Flugschriften wurde offen ausgesprochen, der Türkenzehnte werde in Rom zu ganz andern Dingen verwendet. Auch dem Kaiser trug man wenig guten Willen. In Beziehung auf die Reichssteuer stellten die Fürsten und Stände den Grundsatz auf, sie müßten darüber zuvor mit ihren Unterthanen und Auftraggebern Rücksprache nehmen. Auf allen Gebieten zeigte das nationale Leben die Tendenz, sich von seinem bisherigen Mittelpunkt zurückzuziehen, und in den einzelnen Landschaften eine sich selber genügende, autonome Gewalt zu erschaffen. Dem Kaiser selbst war es bei dem engen Bunde mit dem Papst weniger um die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit zu thun, als um seine eignen Anliegen und die Interessen seiner Familie. Er fühlte, daß es mit seinem Leben zu Ende gehe und wollte vor seinem Abscheiden die Nachfolge im Reiche seinem Hause sicherstellen. Dazu bedurfte er des Beistandes des Papstes. Dieser war aus seiner anfänglich unsicheren, ganz durch die Interessen seines, mit einer französischen Prinzessin verheirateten Neffen Lorenzo, des Herzogs von Urbino und Herrn von Florenz, geleiteten Politik allmählich herausgetreten, indem er in Paris durch seinen Vertreter Bibbiena einen möglichst vorteilhaften Handel mit Franz I. einging, dagegen in Deutschland die Erhebung des kaiserlichen Enkels zum römischen König zu hintertreiben suchte. Als Grund wurde in Rom geltend gemacht: neben einem Kaiser, der selbst nicht gekrönt worden, könne kein römischer König stehen und ein König von Neapel könne nicht zugleich die römische Kaiserkrone tragen. Um diese Einwendungen wegzuräumen, trug sich Maximilian mit allerlei Gedanken: er wollte sich selbst noch krönen lassen, dann seine Kaiserwürde gegen das Königreich Neapel vertauschen und den Rest seiner Tage in jenem südlichen Klima zubringen, das, wie ihn seine Ärzte versicherten, ohnedies seiner Gesundheit zuträglicher sein würde. Aus allen diesen Ursachen suchte er mit dem Papste in gutem Einvernehmen zu stehen; aber während er mit dem Legaten Hand in Hand ging, ließ er doch zugleich dem Kurfürsten Friedrich sagen, er möge den Mönch „fleißig bewahren". Sollte der Papst die politischen Absichten des Habsburgers durchkreuzen, so konnte man die deutsche Reformbewegung gegen ihn als Hebel gebrauchen.

Stellung des sächsischen Fürstenhauses.

Überhaupt war der Kaiser bemüht, das sächsische Fürstenhaus in guter Stimmung zu erhalten, da ohne dessen Beistand das Kaisertum der Habsburger für die Zukunft nicht sichergestellt werden konnte. Denn die Wettiner Dynastie hatte damals eine Machtstellung erlangt, die das Haupt derselben zum einflußreichsten Gliede des Kurfürstenkollegiums erhob. Wir wissen, daß die Besitzungen des Hauses zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie geteilt waren (IX, 134). Sowohl in dem thüringisch-sächsischen Landesteil, auf welchem die kurfürstliche Würde ruhte, als in dem Meißnischen Gebiet, dessen Regent nur den herzoglichen Titel führte, herrschten bedeutende Fürsten, dort Friedrich der Weise, hervorragend durch Bildung, Frömmigkeit und christliche Tugenden, wie durch geistige Überlegenheit und politischen Verstand, und getragen durch die Liebe und Verehrung seines Volks und durch das hohe Ansehen, in dem sein Name bei der gesamten deutschen Nation stand; hier Georg der

Bärtige oder Reiche, der Sohn jenes Albrecht des Beherzten, dem einst Maximilian die Erbstatthalterschaft in Friesland übertragen (S. 14). Ein Bruder von Friedrich war bis zum Jahr 1513 Erzbischof von Magdeburg gewesen und hatte durch seine treffliche Regierung den Ruhm des Hauses gemehrt; einen Vetter von ihm haben wir früher (IX, 55) als Hochmeister in Preußen kennen gelernt; seine Schwester Margarete, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, war die Stammmutter des lüneburgischen Hauses (IX, 129); in Hessen hatten die Stände während der Minderjährigkeit Philipps die obervormundschaftliche Regierung dem Kurfürsten und dem gesamten Hause Sachsen übertragen; erst die herrische Verwaltung des stolzen Landhofmeisters Ludwig von Boyneburg, der ganz unter sächsischem Einfluß stand, führte einen Umschwung herbei (1514), infolgedessen die Landgräfin Anna von Mecklenburg die Pflegschaft übernahm, bis Kaiser Maximilian ihren Sohn Philipp schon mit vierzehn Jahren für volljährig erklärte (1518). Hatten die Habsburger bisher wesentlich zu dieser Machtentwickelung der Wettiner beigetragen, so bewies schon dieses Eingreifen in die hessischen Angelegenheiten, daß man in Wien zu andern Ansichten gekommen, daß man am Kaiserhof Bedenken trug, den sächsischen Einfluß noch mehr zu stärken. Daß dem so sei, ging noch deutlicher aus der Haltung Maximilians in den niederrheinischen Landen hervor. Das Fürstenhaus von Sachsen hatte dem Erzherzog in den niederländischen Händeln einst manchen wichtigen Dienst geleistet. Zum Dank hatte er demselben schon im Jahr 1486 die Anwartschaft auf Jülich und Berg verliehen, für den Fall, daß diese Landschaften durch den Abgang männlicher Leibes- und Lehnserben erledigt würden, und neun Jahre nachher die Zusage für sich und alle seine Nachfolger im Reich aufs neue bestätigt. Da Herzog Wilhelm VII. von Jülich nur eine Tochter hatte, so stand für das sächsische Haus eine bedeutende Machtvergrößerung in Aussicht. Denn um dieselbe Zeit war der jüngeren Linie die Erbstatthalterwürde in Friesland übertragen worden. Es machte daher in Wittenberg einen verletzenden Eindruck, als man vernahm, der Kaiser habe diese Anwartschaft aufgehoben und, den Wünschen der Fürsten und Stände jener niederrheinischen Landschaften entsprechend, den Heiratsvertrag bestätigt, kraft dessen die Tochter Wilhelms mit dem Erben von Kleve vermählt und dadurch die Vereinigung der drei Herrschaften Kleve, Jülich, Berg zu einem Herzogtum herbeigeführt werden sollte. Die Gutheißung dieses von Adel und Volk eifrig gewünschten Abkommens geschah hauptsächlich in der Absicht, dadurch eine Vereinigung dieser Fürsten mit dem unruhigen, der österreichischen Herrschaft so feindlich gesinnten Herzog von Geldern zu verhindern, eine Absicht, die auch in der That erreicht ward. Aber in Sachsen ertrug man es mit großem Unmut, daß bei dem Tode Wilhelms VII., sein Eidam Johann von Kleve, allen Einsprachen zum Trotz, von Jülich-Berg Besitz nahm. Es war nicht zu verkennen, daß die kaiserliche Gunst sich von den Wettinern abgewendet habe. Die dadurch hervorgerufene Spannung trat bei verschiedenen Gelegenheiten zu Tage: auf dem Reichstag in Augsburg ging die Opposition gegen die kaiserlich-päpstlichen Forderungen in erster Linie von dem Kurfürsten Friedrich aus, und daß sich die Tochter seiner Schwester Margarete von Lüneburg mit jenem fehdelustigen Karl von Geldern vermählte, lenkte sein Interesse auch dort auf die Gegenseite Österreichs.

Luther vor Cajetan in Augsburg. Okt. 1518.

So wirkten weltliche und geistliche Motive und Zwecke zusammen, um die deutsche Kirche von Rom frei zu machen. Jener Vio de Gaeta, der auf der Lateransynode unter den Verfechtern der päpstlichen Allgewalt geglänzt, hatte neben seiner politischen Mission auch den Auftrag, gegen den sächsischen Mönch vorzugehen. Denn bereits hatte die Kurie ein geistliches Gericht mit der Behandlung der Sache Luthers beauftragt. Eine entscheidende Stimme führte dabei der päpstliche Haus- und Hofmeister Silvester Mazolini, von seiner Vaterstadt Prierio Prierias genannt. Dieser mit der Oberzensur der Bücher beauf-

tragte Dominikaner hatte erst kürzlich gegen Luther eine Schrift erlassen, in welcher unter anderm behauptet war, „daß die Lehre der römischen Kirche und des römischen Bischofs die untrügliche Regel des Glaubens sei, von welcher die Heil. Schrift selber ihre Stärke und ihr Ansehn empfange; wer dies nicht glaube, mache sich der Ketzerei schuldig“. In der That wurde jetzt der Beschluß gefaßt, den Augustinermönch nach Rom vorzuladen und falls er nicht Folge leiste, ihn mit dem Banne zu belegen. „Da ich des Segens erwartete,“ sagte Luther später, „kam Blitz und Donner über mich.“ Zugleich wurde Friedrich in einem päpstlichen Schreiben aufgefordert, „das Kind der Bosheit, Martin Luther, als einen der Ketzerei Überführten an das Tribunal des römischen Stuhls auszuliefern“. Beide Schriftstücke brachte Vio de Gaeta nach Augsburg mit. Luther mochte von dem Vorgehen Kunde erhalten haben; wenigstens deutete er in einer Predigt über den Bann an, daß er sich durch keine Strafe zu einem Schritt gegen Gewissen und Überzeugung bestimmen lassen würde. Der Beschluß der Kurie kam nicht zur Ausführung. Bewogen durch die Fürsprache Spalatins und andrer Freunde des Reformators, verwendete sich der Kurfürst während seiner Anwesenheit in Augsburg persönlich bei dem Legaten, daß er selbst mit Luther ein Verhör vornehme und zunächst von der Veröffentlichung des Breve und der befohlenen Stellung in Rom absehe. Dem Verlangen des hohen Herrn, den der päpstliche Stuhl bei guter Stimmung zu erhalten wünschte, wagte Cajetan nicht zu widerstreben. Der stolze Kirchenfürst mochte hoffen, mit dem Augustinermönch allein fertig zu werden. Und welchen Ruhm würde es ihm, dem strengen Thomisten, eintragen, wenn es ihm gelang, den Nominalisten Luther zum Widerruf zu bringen. So wurde denn der Wittenberger Prediger nach Augsburg zur Verantwortung geladen, und er säumte nicht, der Ladung Folge zu leisten. Zu Fuß von Kloster zu Kloster wandernd reiste er im Spätherbst über Weimar und Nürnberg nach der berühmten Reichsstadt. Drei Meilen vor derselben war er so erschöpft, daß er sich einen Wagen mieten mußte. Er ließ dem Kardinallegaten seine Ankunft vermelden; aber erst als ihm der Schutz des Stadtrats und des Kaisers zugesichert war, erschien er vor demselben. Es war am 12. Okt. des Jahres 1518, daß Luther in einer neuen Mönchskutte, die ihm der Nürnberger Augustinerprior Wenzeslaus Link geborgt, vor dem vornehmen Italiener erschien. Demütig begrüßte er den Kirchenfürsten auf den Knieen; dieser hielt ihm einige Sätze vor, die gegen die kirchliche Allgewalt verstießen, und forderte Widerruf; Luther weigerte sich, sofern er nicht aus der Heil. Schrift, die er über die Entscheidungen von Papst und Kirche stellte, des Irrtums über-
12.–14. Okt. führt würde. Vergebens versuchte Cajetan während des dreitägigen Verhörs bald durch feines gewinnendes Wesen gegen den „geliebten Sohn“, bald durch drohendes Vorhalten der ihm bevorstehenden Strafen den Augustiner zur Unterwerfung zu bringen: der deutsche Theologe, der mehr Schriftgelehrsamkeit und religiöse Tiefe zeigte, als der Schüler des Thomas von Aquino ihm zugetraut,

beharrte bei seiner Berufung auf die Offenbarung, ohne jedoch die Autorität der Kirche in ihren Glaubenssätzen anzutasten. Er sei sich keines Widerspruchs gegen die römische Kirchenlehre bewußt, versicherte er. Als der Unterhändler des Legaten in einer besonderen Unterredung die drohende Frage an ihn richtete: „Meinst du, dein Kurfürst werde um deinetwillen sein Land aufs Spiel setzen?“ erwiderte der Angeredete: „Das will ich nicht!“ und auf dessen weitere Frage: „Wo willst du dann bleiben?“ erfolgte die Antwort: „Unter dem Himmel!“ Dem Kardinal machte der deutsche Mönch „mit den tiefen glitzernden Augen“ und den wunderlichen Spekulationen Grauen. Nach der dritten Unterredung befahl er demselben fortzugehen und nicht wieder vor sein Angesicht zu treten, bis er widerrufe. Vergebens suchte Luther an den folgenden Tagen durch zwei unterwürfige Briefe, worin er dem Prälaten in den ehrerbietigsten Worten für seine freundlichen Bemühungen dankte und nochmals seine Übereinstimmung mit der Kirche aufrecht hielt, den strengen Mann zu begütigen; er bekam keine Antwort, und zu dem verlangten Widerruf konnte sich sein Gewissen nicht aufschwingen. Die Luft wurde bedenklich unheimlich in Augsburg; Cajetan war durch ein, in Bezug auf seine Echtheit freilich starken Anfechtungen unterliegendes, päpstliches Breve vom 23. August bevollmächtigt, den der Ketzerei Angeklagten, sofern er nicht widerrufe und sich unterwerfe, verhaften und nach Rom schaffen zu lassen; die Fürsprecher des Reformators, Staupitz und Link verließen eilig die Stadt. Da beschloß auch Luther, die unsichere Stätte zu räumen. Nach Abfassung einer 18. Okt. 1518. „Appellation von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden“, die dem Kardinal nach seiner Abreise übergeben werden sollte, entfloh er in großer Hast aus Augsburg unter dem Beistande einiger Freunde, geschützt durch 20. Okt. das Dunkel der Nacht. „Dr. Staupitz hatte mir ein Pferd verschafft,“ so erzählt er selbst seine Flucht, „und gab mir den Rat, einen alten Ausreiter zu nehmen, der die Wege wüßte, und Langemantel (ein Augsburger Ratsherr) half mir des Nachts durch ein klein Pförtlein aus der Stadt, da eilte ich ohne Hosen, Stiefel, Sporn und Schwert und kam bis gen Wittenberg. Den ersten Tag ritt ich acht Meilen, und wie ich des Abends in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stalle ab, konnte nicht stehen, fiel stracks in die Streue.“ Der Kardinal „hat nun den Aal beim Schwanz“, meinte er.

So sicher war jedoch Luthers Stellung keineswegs. Ängstliche und zag- Luther und Kurfürst Friedrich. hafte Gemüter wurden zurückhaltender; Staupitz, den er so sehr liebte und ehrte, mit dem er sich so innig verwandt fühlte in der mystischen Liebe zu dem Gottessohn, verließ Sachsen und nahm von dem Erzbischof von Salzburg die Würde eines Abtes von St. Peter an, wo er sechs Jahre nachher starb, ein Verlust, der dem Herzen des Freundes sehr nahe ging. Der Kurfürst selbst geriet in Unruhe: das Schreiben des über Luthers Entweichen höchst aufgebrachten Kardinallegaten, worin er auf die Abführung des ungehorsamen Mönchs vor das Glaubensgericht in Rom drang, blieb nicht ohne Eindruck am Hofe. Luther

trug sich mit dem Gedanken, nach den Niederlanden oder nach Frankreich zu gehen, und es schien, als ob der Kurfürst den Plan billigte. Bald verzog sich jedoch der drohende Sturm. Eine Verteidigungsschrift gegen die römischen Anklagen machte auf den wahrhaft frommen und gläubigen Fürsten einen guten Eindruck. Die Ansicht, daß die Autorität Christi, wie sie sich in der Heil. Schrift klar und verständlich darlege, höher stehe als die Entscheidung des Papstes, leuchtete ihm mehr ein, als die gebieterische Forderung der Hierarchie. Denn für die Heil. Schrift hegte er dieselbe unbedingte Verehrung wie Luther, er fand, „alles andre, so scharfsinnig es auch laute, lasse sich am Ende widerlegen, nur das göttliche Wort sei heilig, majestätisch und die Wahrheit selbst; er sagte dies Wort solle rein sein wie ein Auge". Die Berufung Luthers an ein allgemeines Konzil schien ihm ganz in der Ordnung. Denselben vor ein Glaubensgericht zu zwingen, das schon zum voraus das Urteil der Ketzerei ausgesprochen, hieß ihn zum Tode verdammen. Der Kurfürst erwiderte also dem Kardinallegaten: nach dem Urteil vieler schriftkundiger Männer sei es keineswegs erwiesen, daß Luthers Sätze Irrlehren seien; das Begehren, vor ein unparteiisches Gericht gestellt zu werden, dünke ihm daher gerecht und billig. Teils das Wohlgefallen an dem evangelischen Sinn und religiösen Ernst des Reformators, teils die Rücksicht für den Flor der immer mehr aufblühenden Universität und für die öffentliche Meinung, die sich in allen Gauen des Vaterlandes kund gab, bestimmten den trefflichen Fürsten, sich des Bedrohten anzunehmen und alle Bedenken niederzukämpfen. Er war ja überhaupt kein Freund von durchgreifenden Maßregeln, sondern liebte die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen.

Am Schlusse des wichtigen Jahres 1518 war der kirchliche Streit bereits so weit zur Klärung gelangt, daß man erkannte, über die Fundamentallehre des Christentums von der Rechtfertigung und Versöhnung bestehe eine prinzipielle Verschiedenheit zwischen scholastischer und evangelischer Auffassung, von denen jede nach Geltung und Sieg ringe. Die Predigt „vom Sakrament der Buße", welche man in diese Zeit verlegt, läßt erkennen, daß Luther sich dieses Gegensatzes mehr und mehr bewußt ward und der Gedanke einer Unterwerfung unter die päpstliche Autorität immer ferner rückte. Daß nach Christi und Pauli Lehre nur das in gläubiger Hingebung mit Gott versöhnte Menschenherz Vergebung seiner Schuld besitze, blieb fortan die Grundlehre des lutherischen Glaubensbegriffes.

Luther und Miltiz. 1519. Aber noch einmal sollte die Versuchung an den Gottesstreiter herantreten. Karl von Miltiz, ein geborner Sachse, der am römischen Hofe die Würde eines Kammerherrn bekleidete, ein feiner und gewandter Weltmann, war in den letzten Wochen des Jahres 1518 über die Alpen gekommen, um als päpstlicher Botschafter dem Kurfürsten die geweihte Goldene Rose, ein Zeichen besonderer Huld und Gnade, und Indulgenzen für die reliquienreiche Wittenberger Stiftskirche anzukündigen. Beides sollte überreicht werden, wenn der Kardinallegat Cajetan, dem er als Nunzius untergeordnet war, den Augenblick dazu bestimmt haben würde. Der eigentliche Zweck der Mission war, dem Ablaßstreit ein Ende zu

machen, vielleicht auch die Auslieferung Luthers nach Rom zu erwirken. Was Cajetan nicht gelungen war, sollte der sächsische Edelmann mit glimpflicheren Mitteln versuchen. Zu dem Behuf war Miltiz nicht nur mit einem gnädigen Schreiben des Papstes an Friedrich versehen, worin dieser an die Großthaten seiner Ahnen wider die Ketzer erinnert ward, er führte auch noch andre Breven mit sich, die er an Spalatin, an den kurfürstlichen Rat von Pfeffinger, an einflußreiche Personen in Wittenberg übergeben sollte. Miltiz ging mit Klugheit zu Werke: er erteilte dem Ablaßhändler Tezel der durch seine Unverschämtheit wie durch sein anstößiges Leben fortwährend großes Ärgernis gab, einen so scharfen Verweis, daß derselbe bald nachher vor Ärger starb. Darauf entbot er Luther zu einer Zusammenkunft in Altenburg. Er redete ihn an mit Vertrauen erweckenden Worten: „Ich hatte geglaubt, du seiest ein alter Theologus, der hinter dem Ofen sitzend also mit sich selbst disputiere. Nun sehe ich, du bist noch ein rüstiger Mann in den besten Jahren. Wenn ich 25,000 Bewaffnete hätte, getraute ich mir nicht, dich nach Rom zu führen, denn ich habe auf dem ganzen Weg geforscht in der Leute Herzen, was sie von dir dächten, und siehe da, wo ich einen fand auf des Papstes Seite, waren drei auf deiner." Er gab ihm Recht in betreff der Mißbräuche des Ablasses, den er unverhohlen tadelte, und erlangte, indem er sorgfältig alle theologischen Erörterungen vermied, in eindringlicher Weise die Nachteile einer kirchlichen Spaltung hervorhob und dem Reformator vorstellte, wie schweren Kummer er dem Herzen des heil. Vaters bereitet habe und wie wenig es dem einzelnen anstehe, so gegen die gesamte Kirche vorzugehen, daß Luther bewegt wurde und mehr Nachgiebigkeit zeigte, als man von dem festen Mann erwarten durfte. Miltiz schlug die gemütliche Saite an, die ihres Nachklanges nicht verfehlte. Luther versprach dem Nunzius, er wolle den Streit über den Ablaß aufgeben, den Handel „sich zu Tode bluten lassen", wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde; er gab ihm weiter die Zusage, er wolle in einer Schrift jedermann zum Gehorsam und zur Ehrerbietung gegen die römische Kirche auffordern und in einem Schreiben den heil. Vater versichern, daß er nie die Absicht gehabt, des Papstes Recht und Gewalt anzutasten oder zu verkleinern. Mit Thränen im Auge und mit einem Friedenskuß verabschiedete sich Miltiz von Luther. Und dieser schrieb die Ermahnung an das Volk und den Brief an den Papst offen und ehrlich, wie er gelobt. In dem „Unterricht auf etliche Artikel, so ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden", straft er die bösen Zungen, die da behaupten, er habe Übles geredet „von der lieben heiligen Fürbitte, vom Fegfeuer, von guten Werken, von Fasten, Beten u. s. w, von der römischen Kirche Gewalt, als sollte das alles nichts sein". Und in dem Schreiben an den heil. Vater nennt er sich „Hefe und Staub" gegenüber der „päpstlichen Majestät", ein „demütiges blökendes Schäflein im Schafstalle der römischen Herde". Niemals sei ihm der Gedanke gekommen, die römische Kirche herabzusetzen; im Himmel und auf

3. Jan. 1519.

Vom 3. März 1519.

Erden gehe nichts über ihre Gewalt denn allein der Herr Jesus Christus; mit seinem Auftreten gegen den Ablaßhandel habe er nur die Lästerer ihrer Ehre zurückweisen wollen. Darum könne er auch nicht widerrufen, was er ausgesprochen, weil sonst die Kirche selbst Schaden an ihrer Ehre nehmen würde. Auch der Kurfürst gab die Zusicherung, daß Luther den Handel ruhen lassen werde. Miltiz hatte den glänzendsten Erfolg errungen, die schwellenden Wogen schienen sich zu verlaufen. Cajetan erteilte nun dem Nunzius die Erlaubnis, dem glaubenstreuen kurfürstlichen Schirmherrn in Sachsen die päpstliche Gnadengabe zu überreichen. Sollte wider Erwarten „die Sache nicht in sich selbst vergehen“, so waren die Bischöfe zu Trier, zu Salzburg und zu Naumburg als Schiedsrichter in Aussicht genommen.

Luther und Eck. 1519. Wie vor dem Sturm, der alles vor sich hinfegt, noch einmal Stille eintritt und kein Blatt sich regt und alles Friede atmet, als hielte die Natur ihren Odem an, um sich zu sammeln zu der furchtbaren Kraft, so war damals die geistige Weltstimmung. Wenn die Zeit reif ist, so reicht der Stoß eines Einzelnen hin, eine mächtige Bewegung zu erzeugen; aber dieser Bewegung wieder Einhalt zu thun, liegt dann nicht mehr in der Macht eines Einzelnen; sie muß ihren Lauf vollenden. Die Gegner selbst führten Luther wieder auf den Kampfplatz. Wir kennen bereits den Ingolstädter Professor Johannes Eck. Durch seine Belesenheit in den Kirchenvätern und Kanonisten, durch seine Fertigkeit im lateinischen Ausdruck, durch seine Gewandtheit in den Künsten der Rhetorik, Gaben, die durch seine stattliche Gestalt und seine starke wohllautende Stimme unterstützt wurden, hatte er, wie er sich rühmte, schon an acht Universitäten in den gelehrten Turnieren öffentlicher Disputationen den Sieg davon getragen. Nun verlangte es ihn, auch über die Wittenberger Theologen Triumphe zu feiern und seinen Ruhm zu mehren. Er hatte schon vor Monaten mit Andreas Bodenstein von Karlstadt eine Disputation verabredet, die in Leipzig abgehalten werden sollte. Aber welche Lorbeeren konnte dem gefeierten und gefürchteten Disputationshelden ein Sieg über einen Theologen eintragen, der ihm in den gelehrten Fechterkünsten weit nachstand? Darum stellte er solche Thesen auf, bei denen man auf den ersten Blick erkennen konnte, daß sie gegen Luther gerichtet waren. „Der ungesalzene Querkopf wütet gegen mich und meine Schriften,“ sagte der Augustiner; „einen andern ruft er auf als Kämpfer und einen andern packt er an, aber es wird diese Disputation, so Christus will, übel ausschlagen für die römischen Rechte und Herkommen, auf welche Stecken Eck sich stützt.“ Luther hielt es daher für eine Ehrensache, mit seinem Amtsbruder sich bei dem Religionsgespräch einzufinden. Nur zögernd erteilte ihm der Kurfürst den erbetenen Urlaub. Auch Philipp Melanchthon, der kurz zuvor auf die Empfehlung seines „gesippten Freundes“ Reuchlin als Lehrer der griechischen Sprache von Tübingen nach Wittenberg gerufen worden, sowie der Herzog Barnim von Pommern, damals Rektor der Universität, und wohl zweihundert Studenten begleiteten die beiden

Streiter zu der großen Aktion, die gegen Ende Juni im herzoglichen Schlosse zu Leipzig vor sich gehen sollte.

Mancherlei Interessen und Motive vereinigten sich, um der Leipziger Disputation eine größere Bedeutung zu geben, als solchen Wortgefechten gewöhnlich beizuwohnen pflegte. Die Leipziger Professoren blickten schon lange mit Neid und Eifersucht auf den steigenden Ruhm der benachbarten Universität. Sie hatten vernommen, daß Luther in seinen Lehrvorträgen geäußert habe, der päpstliche Primat ruhe auf menschlichem, nicht aber auf göttlichem Rechtstitel, und einer von ihnen, Dungersheim, hatte bereits in einem Schreiben nähere Aufklärung von ihm begehrt. Die Disputation gestaltete sich somit zu einem Zweikampf zwischen den beiden rivalisierenden Hochschulen sächsischer Lande, und die verfängliche Frage, ob das Papsttum von Gott eingesetzt sei oder eine menschliche Einrichtung, die man auch wieder abschaffen könne, war auf die Fahne geschrieben; sie sollte die Schlinge für Luther werden; Eck war der erkorne Vorkämpfer und Schildhalter der Leipziger. Ein echter Sohn der verweltlichten Kirche der Zeit nahm er an der Fronleichnamsprozession teil, „sehr devot in seinem Meßgewand“, verglich aber doch auch, wie wir in seinen Briefen lesen, das sächsische Bier mit dem bayrischen und ließ die schönen Sünderinnen in Leipzig nicht unbemerkt. Stadt, Hof und Universität waren in größter Spannung und Aufregung. In allen Gemütern herrschte das Gefühl, daß zwei prinzipielle Gegensätze zur Entscheidungsschlacht geführt würden. In den Herbergen mußten Wächter mit Partisanen aufgestellt werden, um Studenten und Bürger von blutigen Raufhändeln abzuhalten. Ein Anschlag des Bischofs von Merseburg, zu dessen Sprengel Leipzig gehörte, daß in einer Sache, die wie der Ablaß bereits durch päpstliche Autorität entschieden sei, nicht mehr disputiert werden dürfe, fand keine Beachtung.

Leipzig und Wittenberg.

Es war am 27. Juni des Jahres 1519, daß in dem festlich geschmückten, von Zuhörern gefüllten Saale der alten Pleißenburg, welche Herzog Georg zu dem geistlichen Wettkampf hatte herrichten lassen, die Leipziger Disputation ihren Anfang nahm. Der Herzog selbst mit seinem ganzen Hofe und vielen vornehmen Personen wohnte dem Schauspiel bei und folgte neunzehn Tage hindurch dem Gang der Verhandlungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Die Leipziger Disputation. Juni und Juli 1519.

Das viertägige „Wortgezänk“ zwischen Karlstadt und Eck über den freien Willen, wobei der erstere mit seiner Augustinischen Auffassung stark ins Gedränge geriet, diente nur als Vorgefecht. Karlstadt trug wenig Ruhm davon. Er brachte Bücher mit, las daraus vor, schlug weiter nach und las wieder vor; auf die Einwendungen, die sein Gegner heute äußerte, antwortete er erst am andern Morgen. Welch ein ganz andrer Disputator war da Johann Eck: — er besaß seine Wissenschaft zu augenblicklichem Gebrauch. Er studierte nicht lange: unmittelbar von einem Spazierritt bestieg er den Katheder; ein großer Mann von starkem Gliederbau, lauter, durchdringender Stimme; indem er sprach ging er hin und her: auf jedes Argument hatte er eine Einrede in Vorrat; sein Gedächtnis, seine Gewandtheit blendeten die Zuhörer. Am 4. Juli trat Luther selbst in die Schranken. Er war von mittlerer Gestalt, so schildert ihn Ranke nach einem zeitgenössischen Bericht, damals noch sehr hager, Haut und Knochen; er besaß nicht jenes donnernde Organ seines Widersachers, noch sein in mancherlei Wissen fertiges Gedächtnis, noch seine Übung und Gewandtheit in den Kämpfen der Schule. Aber auch er stand in der Blüte des männlichen Alters, seinem 36. Lebensjahr, der Fülle der Kraft; seine Stimme war wohllautend und deutlich; er war in der Bibel

vollkommen zu Hause und die treffendsten Sprüche stellten sich ihm von selber dar; — vor allem, er flößte das Gefühl ein, daß er die Wahrheit suche. Zu Hause war er immer heiter, ein vergnügter, scherzhafter Tischgenosse: auch auf den Katheder nahm er wohl einen Blumenstrauß mit; hier aber entwickelte er den kühnsten, selbstvergessenen Ernst: aus der Tiefe einer bisher noch nicht vollkommen zum Bewußtsein gediehenen Überzeugung erhob er neue Gedanken und stellte sie im Feuer des Kampfes mit einer Entschlossenheit fest, die keine Rücksicht mehr kannte; in seinen Zügen las man die Macht der Stürme, welche seine Seele bestanden, den Mut, womit sie andren noch entgegenging: sein ganzes Wesen atmete Tiefsinn, Freudigkeit und Zukunft.

Zwei Tage lang stritt man über Rechtfertigung und gute Werke, ohne sich näher zu kommen. Das pelagianische und das augustinische Christentum standen sich hier schroff gegenüber, das waren Weltgegensätze, zwischen denen an Versöhnung nicht zu denken war. Da spielte Eck die Disputation auf die Frage über den Ursprung des päpstlichen Primats, den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Religionsgesprächs. Im Gegensatz zu dem Ingolstadter Professor, welcher in seiner dreizehnten These behauptet hatte, daß die römische Kirche schon vor den Zeiten Silvesters I. (d. h. vor 314) im Besitz des Primats gewesen und daß der Papst immerdar als Nachfolger Petri und Statthalter Christi gegolten habe, hatte Luther den kühnen Satz aufgestellt, die päpstliche Autorität sei als göttliche Institution erst seit vier Jahrhunderten durch die Dekretalen zur Geltung gelangt. Beide Ansichten gingen über das wahre Verhältnis hinaus und waren anfechtbar. Eck vermochte daher wohl seines Gegners Behauptung zu widerlegen, aber nicht seine eigne gegenüber den von Luther vorgeführten historischen Zeugnissen aufrecht zu halten. Schlau und gewandt flüchtete er sich daher unter den Schirm der Kirchenautorität, indem er sich auf die Konzile berief. Er hielt dem Gegner vor, er stehe auf einer Linie mit Wiclef und Huß, deren Lehren über das Papsttum in Konstanz verurteilt worden seien; ob er denn die Autorität der Konzile verwerfen wolle? Es war ein Fechterstreich würdig eines so geübten Streiters. Luther, der noch kurz zuvor den Vorwurf, daß er die Autorität des Papstes und der Kirche gefährden wolle, mit Entrüstung von sich gewiesen, sah sich an den Scheideweg gedrängt, wo er zwischen traditioneller Kirchenlehre und freier Schriftforschung die Wahl treffen mußte. Eck wußte die Falle offen zu halten. Es war ihm bekannt, welche üble Erinnerung die Greuel der Hussiten in Sachsen zurückgelassen hatten. Als daher Luther im Verlaufe der Disputation sich zu dem kühnen Ausspruch fortreißen ließ: in den durch das Kostnitzer Konzil verdammten Sätzen von Huß fänden sich viele gottselige und echt evangelische Lehren, entstand im Saale eine große Aufregung. Der Herzog, der als Sohn von Georg Podiebrads Tochter Sidonia noch die Leiden seines Stammes im Böhmenkrieg in gutem Andenken hatte, rief kopfschüttelnd und die Arme in die Hüfte gestemmt mit lauter Stimme: „Das walt die Sucht.“ Eck aber sagte: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Konzil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner.“ Im weiteren Verlauf der Disputa-

tion räumte Luther dem Nachfolger Petri den Primat der Ehre ein, den Christus dem Apostelfürsten verliehen habe, nicht aber den Primat der Macht und Regierung, der allen Jüngern gemeinschaftlich zugestanden, und beharrte bei dem Satze, Gewalt und Prinzipat des römischen Stuhles seien bloß aus menschlichem Rechte entsprungen, nicht durch göttliche Einsetzung angeordnet. Damit hatte er den Boden der Kirche verlassen. Als ihm einst im Kloster zu Erfurt eine Schrift von Huß in die Hände gefallen war und er beim Lesen mit Staunen gewahrte, daß er mit dem verbrannten Ketzer in manchen Dingen einer Meinung sei, da hatte er, von plötzlicher Seelenangst ergriffen, das Buch zugeschlagen und war „mit verwundetem Herzen" davongeeilt, weil er meinte, bei dem bloßen Gedanken, daß der „greulich Verdammte" doch Recht gehabt, müßten „die Wände schwarz werden und die Sonne ihren Schein verlieren"; und jetzt hatte er sich mutig für ihn bekannt und selbst die letzte der geltenden Kirchenautoritäten, Papst und Konzile, verworfen. Fortan erkannte er nur noch die Heil. Schrift als Leitstern des Glaubens und Christus als den Grund- und Eckstein seiner Kirche an.

Nachdem so der prinzipielle Gegensatz vor aller Augen gestellt war, hatte der weitere Verlauf des bis zum 13. Juli dauernden Religionsgesprächs wenig Reiz mehr. Es war von untergeordneter Bedeutung, daß Eck in der Lehre von der Rechtfertigung und Sündenvergebung gegen Luther selbst die herkömmliche Auffassung verfocht und die mitwirkende Kraft der kirchlichen Gnadenmittel zur Versöhnung des Menschen mit Gott hervorhob, daß er gegen Karlstadt, der am Ende der Disputation wieder eintrat, die mildere Auffassung von der Erbsünde und dem freien Willen gegen die augustinische Strenge seines Opponenten geltend machte; die Anfechtung der Unfehlbarkeit der höchsten Kirchenautoritäten durch Luther hatte das ganze kirchliche Lehrgebäude in seinen Fundamenten erschüttert; was konnte es nun ferner nützen, einzelne Teile als fehlerhaft darzustellen? Mochten auch die Leipziger ihren Vorkämpfer Johannes Eck als Sieger verherrlichen und mit Ehrengaben und Auszeichnung überschütten, die Welt fühlte, daß mit den Julitagen des Jahres 1519 eine neue Periode in der inneren Menschengeschichte angebrochen, neue Anschauungen, neue Aufgaben und Lebensziele ans Licht getreten seien. Luther kehrte noch vor dem Schluß mit einem Teil seiner Begleiter nach Wittenberg zurück, nachdem man übereingekommen, daß die Akten des Religionsgesprächs den Universitäten Erfurt und Paris zur Entscheidung vorgelegt werden sollten. *Fortgang und Ende.*

Mit der Leipziger Disputation wurde eine Bewegung erzeugt, welche ihre Wellenkreise über die ganze Christenheit ausdehnte. Aus den Räumen der Pleißenburg zog sich der Kampf in die Litteratur und in das Volksleben. Noch von Leipzig aus richtete Eck ein Schreiben an Friedrich von Sachsen, worin unter höflichen Entschuldigungen, daß er nicht früher über die Streithändel Bericht erstattet, die Ansichten Luthers und Karlstadts als höchst gefährlich, irrig und ketzerisch dargestellt waren und dem Kurfürsten zu bedenken gegeben wurde, was er dem christlichen Glauben, was er Land und Leuten schuldig sei. Die Angegriffenen verfaßten eine Verteidigungsschrift gegen die Denunziation, die wieder eine Menge andrer Schriften für und wider hervorrief. *Bedeutung u. Wirkung der Leipziger Disputation.*

Auf einen offenen Brief des Leipziger Professors Emser, der unter der Maske eines Verteidigers des Reformators gegen den Vorwurf hussitischer Ketzerei denselben am Schluß als einen Zerstörer aller überlieferten Rechtsordnungen bezeichnete, betonte Luther in einem scharfen Sendschreiben „an den Emserschen Steinbock" (mit Anspielung auf das Wappen des Verfassers, das er seiner Schrift vorgesetzt) mit Entschiedenheit, daß das Wort Gottes über dem Papste stehe. Besonders fühlten sich die böhmischen Brüder freudig erregt durch das zustimmende Zeugnis, das Luther über Huß gefällt. Der Propst derselben, Wenzeslaus Rosdialovinus, übersandte ihm eine Schrift „über die Kirche", welche Huß kurz vor seinem tragischen Ende verfaßt hatte. In dieser war die unsichtbare Kirche Christi als die von Gott selbst gestiftete Gemeinde der Erwählten von der sichtbaren Kirchengemeinschaft als einer von Menschen aufgerichteten Anstalt scharf unterschieden und nur jene als die wahre und seligmachende erklärt. Diese Schrift zeigte dem Wittenberger Reformator den böhmischen Märtyrer in einem neuen Lichte und erschloß ihm neue Gesichtspunkte. Er vertiefte sich mehr und mehr in die Werke seines Vorläufers und wurde überrascht, wie sehr er unbewußt mit dessen Ansichten in Übereinstimmung stand: „Wir alle sind Hussiten," schrieb er an Spalatin, „ohne es zu wissen, Paulus und Augustin sind Hussiten; ich weiß vor Erstaunen nicht, was ich denken soll."

Bald war die ganze Opposition, die sich jemals gegen das römische Kirchensystem erhoben, in Luther vereinigt, wodurch der Kampf eine großartigere Gestalt und Bedeutung gewann. Hatte der Augustinermönch bisher ehrlich geglaubt, er stehe trotz seines Ankämpfens gegen einzelne Lehrsatzungen noch auf dem Boden der Kirche, so erkannte er jetzt, daß er mit derselben längst im Innern gebrochen hatte. Er gelangte zu der Überzeugung, daß die Schrift und das Papsttum in unversöhnlichem Widerspruch ständen. Und wie viele Mühe und Anstrengung es ihm machte, die alte Ehrfurcht aus seinem Herzen zu reißen, der Unterschied zwischen Kurie und römischer Kirche, womit er den Bruch zu verhüllen suchte, war nur eine Selbsttäuschung. „Unter quälenden inneren Bedrängnissen", wie er an Spalatin schrieb, kam er mehr und mehr zu der Meinung, daß der Papst jener Antichrist sei, der nach alten chiliastischen Vorstellungen die christliche Welt durch falsche Lehren zu verderben trachte. Seine fortgesetzten Studien führten ihn immer weiter in der Opposition gegen den scholastischen Kirchenbau. In der Erklärung des Galaterbriefs that er den ersten Schritt, die „Theologie des Aristoteles" durch die „Theologie Christi" zu überwinden. Fortan gab es für ihn nur eine Autorität — die Heil. Schrift, und je emsiger er in derselben forschte, desto mehr stürzten die Dogmen der Scholastiker vor seinen Augen zusammen. Im Dezember hielt er eine „Abendmahlspredigt", worin er zu beweisen suchte, daß der Kern des Sakraments im Glauben liege; dieser führe zur Liebe Christi und seiner Gemeinde „und die Liebe erfüllet dann alle Gebote". Diese Handlung der Liebe könne aber nur würdig vollzogen werden durch die Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Die Predigt, die bald im Druck erschien und durch geschäftige Hände dem Herzog Georg mitgeteilt wurde, trieb die Gegner zu neuen Anstrengungen: die Universitäten von Köln und Löwen, durch Eck ange-

feuert, erklärten Luther für einen „Irrlehrer", der die Autorität der Kirche umzustürzen trachte, und forderten Widerruf und Verbrennung seiner Schriften. Bei Kurfürst Friedrich wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihn von Luther abzuziehen; Miltiz, der mit großem Verdruß die Erfolge zerrinnen sah, die ihm das Zwiegespräch eingetragen, versuchte aufs neue seine diplomatischen Künste; Herzog Georg warnte seinen Vetter vor Luthers Lehren, die „fast pragisch" lauteten und „viel Ketzerei und Ärgernis" enthielten. Allein der Kurfürst blieb standhaft. Er meinte, Luther, dessen Lehren und Sätze viele gelehrte und kluge Leute für christlich hielten, sollte „mit rechtschaffenen und beständigen Argumenten und Gründen und mit öffentlichen und hellen Zeugnissen der Schrift widerlegt, nicht aber durch die Schrecken der Kirchengewalt unterdrückt werden. Habe sich derselbe doch jederzeit bereit erklärt, so er eines Besseren überwiesen würde, seine Meinung gern fahren zu lassen".

Mit diesem Urteil des Kurfürsten stimmte die öffentliche Meinung des aufgeklärten Deutschlands überein. Die Humanisten, so wenig ihnen die kirchlichen und religiösen Dinge am Herzen lagen, stellten sich zum großen Teil auf Luthers Seite. Hatte einst Hutten sich über das „Mönchsgezänk" nur deshalb gefreut, weil es für die Welt ein Glück sei, wenn die Feinde der echten Menschenbildung sich gegenseitig aufrieben, so bewunderte er jetzt die Macht der deutschen Rede, wodurch der Wittenberger Professor die Nation für höhere Ideen entzündete. Er schrieb an Luther: „All meinen Dichterruhm will ich ablegen, um Dir, o Mönch, treu nachzufolgen wie ein Schildknappe." Wir wissen, wie sehr seine satirischen Gespräche und Gedichte in vaterländischer Sprache die Reformation und die politische Freiheit gefördert haben, bis er als Flüchtling auf fremder Erde seine Feuerseele aushauchte. Auch Crotus Rubianus und Eobanus Hessus jubelten den Neuerungen zu. Selbst Erasmus nahm sich damals bei dem Kurfürsten mit Wärme des Augustinermönchs an. Luthers ganzes Verbrechen sei, sagte er, „daß er die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche angegriffen". Auch **Philipp Melanchthon** (Schwarzert) aus Bretten, der so aufmerksam der Disputation in Leipzig beigewohnt und einen so klaren und wahrheitgetreuen Bericht davon gegeben hat, ist aus den Kreisen der Humanisten hervorgegangen und hat die neue Bildung und gründliche Sprachforschung als Waffe und Rüstzeug in den geistigen Kampf getragen. Dieser vielbegabte Mann, der schon als zwanzigjähriger Jüngling alle Tiefen der Wissenschaft durchforscht hatte und auf dem die Hoffnungen aller Humanisten und namentlich seines Verwandten und Lehrers Reuchlin ruhten, schloß sich mit aller Wärme an Luther an, für dessen Charakterstärke und schöpferische Begeisterung er eine tiefe Verehrung fühlte, und suchte als Ratgeber, Freund und Vermittler die Unternehmungen desselben zu fördern. Kein Freundschaftsbund konnte fruchtbringender sein! Wie viele neue Anschauungen verdankte der Reformator der tieferen Sprachkunde und wissenschaftlichen Auslegungskunst des jüngeren Genossen! Beide ergänzten sich

Die Humanisten und Melanchthon.

Melanchthon. 1497—1560.

und arbeiteten einander in die Hände. Luthers heftige und ungestüme Kraft war zum Niederreißen geschaffen, während Melanchthons sanfte und nachgiebige Natur zum Aufbauen geschickt war. „Ich bin dazu geboren," schrieb einst Luther, „daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." Durch Melanchthon kam das sächsische Schul- und Kirchenwesen in Flor und der Humanismus wie die protestantische Theologie ehren in ihm einen ihrer größten Förderer. Sein Ruf als praeceptor Germaniae war ein europäischer. Mit seiner Ankunft begann ein neues Leben an der Wittenberger Universität. Man dachte darauf, zunächst die Methode zu reformieren: mit Beistimmung des Hofes stellte man Vorlesungen ab, die nur für das scholastische System Bedeutung hatten, und suchte andre auf die klassischen Studien gerichtete dafür in Gang zu bringen. Bald nach der Leipziger Disputation bewies Melanchthon in zwei Abhandlungen, „daß man nicht die Schrift nach den Kirchenvätern auslegen müsse, sondern diese nach dem Sinne der Heil. Schrift verstehen" und „daß die Autorität der Konzile dem Ansehen der Schrift gegenüber nichts bedeute". Von diesen Voraussetzungen aus erhob er bereits jetzt Zweifel gegen die Transsubstantiation, sah er in den sieben Sakramenten ein Nachbild jüdischer Zeremonien und in der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes eine Anmaßung, die gegen Schrift und gesunden Menschenverstand laufe.

3. Deutschlands politische Lage und die neue Kaiserwahl.

a. Machtstellung des Habsburger Herrscherhauses und Wahlumtriebe.

Maximilians Tod und Charakter.

Mittlerweile hatte auch das politische Leben in Deutschland große Veränderungen erfahren. Kaiser Maximilian fühlte sich unwohl, als er den Reichstag von Augsburg verließ, wo ihm zwar die Türkensteuer abgeschlagen, dagegen die Wahl seines Enkels Karl zum römischen König durch vier Kurfürsten sichergestellt worden war. Er war stets gesund gewesen, Unpäßlichkeiten, die hier und da eingetreten, hatte er durch starke Leibesübungen und anhaltendes Wassertrinken zu überwinden gesucht. Dieser Gewohnheit gemäß suchte er auch jetzt die Berge von Tirol und Niederösterreich auf, um durch Jagen sich zu stärken. Aber in Wels erkrankte er und schon am 12. Januar 1519 schied er aus dem Leben. Seine Leiche wurde nach Wien gebracht und in der Neustadt, der Stätte seiner Geburt, beigesetzt. Die früher beabsichtigte Beerdigung unter dem prachtvollen Grabmal zu Innsbruck kam nicht zur Ausführung. — Seinem Charakter und Wesen nach gehörte der Habsburger Herrscher, welcher mehrere Jahrzehnte lang

im Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens gestanden, mehr dem scheidenden Mittelalter als der Neuzeit an. Er hatte für die treibenden Ideen in Staat und Kirche, für die Interessen und Ziele des modernen Gesellschaftslebens kein Verständnis; und so war es eine glückliche Fügung, daß er in dem Augenblick dahinschied, als gerade die Keime einer neuen Weltanschauung in die Erde gesenkt wurden. Man hat Maximilian den „letzten Ritter" genannt und kein bezeichnenderer Beiname konnte ihm gegeben werden. Von den Tagen der burgundischen Brautfahrt, die er stets als den Anfang seines Glücks betrachtet, die er dichterisch verherrlicht hat, bis auf die Kriegsereignisse in Italien glich er in seinem ganzen Leben einem fahrenden Ritter. Die planlose Vielgeschäftigkeit, die Unternehmungslust, welche weit über seine Mittel und Kräfte hinausging, das Gefallen an Jagd, an Turnieren, an rauschenden Festlichkeiten, die lebhafte Phantasie, die ohne Berücksichtigung der Hindernisse und Schwierigkeiten entlegene, selbst abenteuerliche Ziele verfolgte: dieses und andres weist auf die Sitten und Lebensgewohnheiten, auf die Gedanken und Empfindungsweise eines vergangenen Rittertums hin. In der Schlacht, im Einzelgefecht, in den kühnen Bären- und Eberjagden ragte er durch Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit vor allen hervor. Wie vielen Stoff zu romantischen Geschichten hat er als verwegener Weidmann in Tirol, in Österreich, im Ardenner Wald gegeben; mit welcher Teilnahme und Bewunderung erzählte man sich in den Kreisen der Landsknechte, wie er mitten im Kampfgewühl als tapferer Kriegsmann es mit mehreren Gegnern aufnahm, wie er in jeder Not und Gefahr ein treuer Waffengefährte war; und wenn die Soldknechte oft über das Ausbleiben der Löhnung murrten, sie folgten doch immer wieder seinem Ruf. Sein freundliches, leutseliges Wesen, seine höflichen ritterlichen Manieren gewannen ihm die Zuneigung der Kriegsmänner; selbst die Fürsten wußte er im persönlichen Umgang für sich einzunehmen und die Bürger der Reichsstädte, an deren Schützenfesten und Freudengelagen er so gern teilnahm, in deren Kreisen er sich so frei und ungezwungen bewegte, waren dem leutseligen Herrn zugethan. Alles, was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit der geistigen Auffassung, Offenheit und Ingenuität des Gemüts. Er war ein tapferer Soldat, ein gutmütiger Mensch; man liebte und fürchtete ihn. Mit diesen persönlichen Vorzügen standen seine fürstlichen Talente nicht auf gleicher Höhe; als Feldherr, Staatsmann und Regent glänzte er nicht in demselben Grade, wie als Ritter. Wenn man ihm auch manche Verbesserung in der Strategik, manche neue Erfindung im Geschütz und in der Kriegführung zuschrieb, so hat er sich doch nirgends als bedeutenden Heerführer gezeigt und die unzureichenden Mittel, die er weder zu mehren, noch richtig zu benutzen verstand, haben den Fortgang seiner Kriegsoperationen häufig gehemmt. Nur mit Widerstreben ist er auf die neue Reichsordnung eingegangen, und daß in Deutschland das Reichskammergericht seit seinem ersten Bestehen nie zu einer kräftigen Thätigkeit kam, war großenteils dem Widerwillen Maximilians an diesem von der

kaiserlichen Autorität so wenig berührten Reichstribunal zuzuschreiben. Selbst der Landfriede, an dessen Begründung er das meiste Interesse hatte, wurde weniger durch das kaiserliche Regiment aufrecht erhalten, als durch das Bedürfnis der Zeit, durch die öffentliche Meinung, durch die gegenseitige Eifersucht der Landesfürsten, durch die Bündnisse der schwächeren Reichsstände.

Die österreichische Hausmacht.

Als Maximilian aus der Welt ging, war die deutsche Nation so gespalten und zerrissen, wie zur Zeit seines Vaters; sein ganzer Sinn war auf die Hebung und Machtvergrößerung seines Hauses gerichtet gewesen; diesen Gesichtspunkt hatte er lediglich im Auge sowohl in seinen Beziehungen zu den geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen Deutschlands, als in seiner auswärtigen Politik. Das Haus Habsburg zu einer Universalmacht zu erheben war das Ziel seines Strebens und Wirkens. Und wie sehr er bei diesem Streben vom Glück begünstigt war, haben wir in den früheren Blättern gesehen. Hat er auch selbst das Ziel nicht vollständig erreicht, so waren doch bei seinem Tode so sichere Grundlagen gelegt, so zweckmäßige Vorbereitungen getroffen, daß die Erfüllung in naher Aussicht stand. Welche Stellung hatte das habsburgisch-österreichische Herrscherhaus erlangt seit den Tagen, da Kaiser Friedrich aus Wien fliehen mußte und Maximilian selbst in Brügge gefangen war! Durch glückliche Heiraten waren die Niederlande, waren Spanien und die italienischen Nebenländer habsburgische Besitzungen geworden, durch glückliche Heiraten war die Verbindung der böhmisch-ungarischen Königreiche mit Österreich angebahnt. Den Habsburgern war durch Maximilian eine Weltstellung erworben, wie sie Karl der Große nicht besessen; und wie wenig hervorragend an geistigen und materiellen Kräften war der Gründer dieser Herrschaft! Für Deutschland war diese Weltstellung des österreichischen Hauses nicht von Segen. Warf es auch einen Schimmer von äußerer Ehre und Macht auf das Reich, daß demselben die alten Lehnsstaaten zurückgewonnen oder in Aussicht gestellt waren, so wurde anderseits Österreich durch die universellen Interessen den deutschen Angelegenheiten mehr und mehr entfremdet. Deutschland war nur der Schemel des Habsburger Herrscherthrones; nicht die Wohlfahrt, nicht die Größe und Macht des Deutschen Reichs war fortan das Ziel der österreichischen Regenten, sondern der Vorteil des Hauses, der Ruhm und der Glanz der Familie.

Parteistellung bei der Kaiserwahl.

Maximilian hätte seine Mission unvollendet gelassen, wäre nicht das deutsch-römische Kaisertum seinem Stamme zu teil geworden. Welche Hindernisse dabei zu überwinden waren und welche Mittel und Wege er zu deren Beseitigung eingeschlagen, ist früher an verschiedenen Orten erwähnt worden. Er schied aus dem Leben, ohne für seinen Enkel Karl, der kurz zuvor sein mütterliches Erbreich in Spanien angetreten hatte, die Stimmen der Kurfürsten von Sachsen und von Trier gewonnen zu haben. Aber auch die andern hatten sich nur zu der Wahl eines Königs neben dem Kaiser verpflichtet; mit dem unerwarteten Hingange Maximilians war die Sachlage geändert. Nun konnte man die Stim-

men, für die der Kaiser schon manche Opfer gebracht hatte, aufs neue vorteilhaft verwerten. Die Dinge standen nicht gerade günstig für die Habsburger. Die jungen Fürsten Karl und Ferdinand waren fern und niemand kannte noch ihren Charakter und ihre Fähigkeiten; der Beherrscher der Niederlande und Spaniens, der sich von dem eigennützigen Chièvres und seinen Räten leiten ließ, hatte noch keinen Aufschwung der Seele gezeigt, noch Selbständigkeit im Handeln kund gegeben. Margarete, Maximilians Tochter, welche die Unterhandlungen mit den Kurfürsten leitete, konnte kein großes Gewicht in die Wagschale legen; in Österreich und Tirol regte sich die alte Opposition der Stände; in Deutschland waren die Fürsten gespalten und nicht wenige richteten ihre Blicke auf den ritterlichen König Franz I., den Sieger von Marignano, der für die hohe Ehre der römischen Kaiserkrone reichlichen Lohn zu spenden bereit war, der sich der Begünstigung des Papstes Leo X. zu erfreuen hatte, der als der geschickteste Führer in einem bevorstehenden Türkenkriege erschien. Schon das Mittelalter hatte ja Beispiele geliefert, daß fremde Herrscher mit der Kaiserwürde geziert wurden. Sank das Kaisertum zu einem bloßen Titel herab, so hatte der Ehrgeiz und die partikularistische Autonomie der kleineren Fürsten um so weiteren Spielraum. Sogar von dem König Heinrich VIII. von England war die Rede und an König Ludwig von Ungarn hatte Maximilian in früheren Jahren selbst gedacht. Bei so geteilten Interessen war auf eine schnelle Erledigung der Wahlhandlung nicht zu rechnen. Man mußte zur Besorgung der laufenden Geschäfte eine provisorische Anordnung treffen. So kam denn die Reichsverwesung im Norden und Osten an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, im Süden an den Pfalzgrafen bei Rhein, zwei Fürsten, die für Österreich nicht gerade wohlgesinnt waren. Man überlegte ernstlich, ob man nicht die Wahl auf den weisen Fürsten von Sachsen selbst lenken sollte; merkwürdigerweise begünstigte sogar Leo X., welchem im Grunde der französische König als Kaiser fast so gefährlich erschien wie der spanische, eine Zeitlang die Wahl des Kurfürsten, aber dieser lehnte den Antrag ab: „Er war zu alt, zu kalt und nüchtern, um seine behäbige Stellung an diese Dornenkrone zu wagen.“ Kurfürst Joachim von Brandenburg hätte wohl den Ehrgeiz gehabt, das kaiserliche Ehrenamt an sich zu nehmen, aber seine eignen Verwandten widerstrebten ihm. Auch von den andern Bewerbern war bald keine Rede mehr. Heinrich VIII. fand, die Kaiserkrone sei eine zu teure Ware für ihren Wert und Nutzen. Desto heftiger entbrannte nun aber der Kampf zwischen der französischen und österreichischen Partei. Über fünf Monate wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Entscheidung nach der einen oder nach der andern Seite zu lenken. Wenn Franz seinen Vertrauten, den Admiral Bonnivet mit großen Geldsummen über den Rhein sandte, um in der Pfalz, in Köln, in Trier eine günstige Stimmung zu erwecken und durch Versprechungen aller Art Freunde zu werben, so waren mehrere Räte Maximilians, die sich in Augsburg sammelten und mit der klugen Statthalterin der Niederlande einen

regen Verkehr unterhielten, nicht minder thätig, die Partei des Habsburger Bewerbers zu mehren und anzufeuern. Durch den Beistand des Hauses Fugger standen auch ihnen große Geldmittel zur Verfügung, und der gewandte Zevenberghen knüpfte allenthalben seine Fäden an. Die kriegerischen Vorgänge, die gleichzeitig in einigen deutschen Ländern eingetreten waren, mehrten die Schwierigkeiten und die schwankende Haltung der Stimmführer. In den welfischen Landen wütete die „Hildesheimer Stiftsfehde", welche zwei Linien des braunschweigischen Hauses widereinander ins Feld führte. In Württemberg war bereits zwischen Herzog Ulrich und dem Schwäbischen Bund ein folgenschwerer Kampf entbrannt, den wir sogleich kennen lernen werden. Aber dank der Thätigkeit des Bischofs Schinner von Sitten, des alten Verbündeten von Österreich, wurden die helvetischen Reisläufer, welche der Herzog mit französischem Geld angeworben, von der Tagsatzung in Zürich am Ausmarsch gehindert oder zurückgerufen und dadurch die Württemberger Streithändel zu gunsten Österreichs und des Bundes entschieden. Auch Pfalz und Köln wurden durch Zugeständnisse gewonnen, Mainz durch Versprechungen in der Treue erhalten; Ludwig von Böhmen und Ungarn trat von der eignen Bewerbung zurück und wirkte für den Habsburger; endlich wurde auch Sachsen durch die Aussicht einer Vermählung des künftigen Erben der Kurwürde, Johann Friedrich, mit Karls Schwester, der Erzherzogin Katharina, und durch geschickte Unterhandlungen auf die österreichische Seite gezogen. Zu dieser Wendung trugen wohl auch nationale und patriotische Rücksichten bei. Frankreich war ein zu starker Nachbar und der despotische und kriegerische Franz I. ein zu gefährliches Haupt für die Freiheit und Selbständigkeit des Reichs, für die „uralte deutsche Libertät". Auch die Einmischung der päpstlichen Legaten zu gunsten des fremden Monarchen erregte Besorgnisse. In der That hatte Lorenzo noch kurz vor seinem am 4. Mai erfolgten Tode es dahin gebracht, daß sein Oheim auf dem päpstlichen Thron seinen ganzen Einfluß immer ausschließlicher in den Dienst Frankreichs stellte. Und doch hatte das Habsburger Geschlecht, dessen Todfeind eine solche Begünstigung erfuhr, in so manchen wichtigen Momenten das Reichsbanner geführt, sollte man es jetzt, da so viele große Entscheidungen zu treffen waren, aufgeben und eine neue Dynastie herbeirufen? Und war denn die unermeßliche Ländermasse, über welche der Habsburger zu gebieten hatte, die ihn bald dahin, bald dorthin führen mußte, nicht der Entwickelung und Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit förderlich? Zudem war sein ganzes Auftreten in der Wahlbewerbung ebenso klug und bescheiden, als das des Franzosenkönigs prahlerisch und übermütig. Niemand konnte damals vermuten, daß Karls Hand je schwer würde auf Deutschland lasten. So kam es, daß auf dem Wahltage zu Frankfurt am
28. Juni 1519. 28. Juni 1519 Erzherzog Karl von Österreich und Burgund, König von Spanien, von den anwesenden sechs Kurfürsten zum deutschen Kaiser gewählt ward. Einige Tage zuvor hatten sich die päpstlichen Bevollmächtigten in dieses Geschick

ergeben, und Leo X. ließ dem Neugewählten sagen, nur Gott wisse, wie innig er sich über das Ereignis freue. Selbst der Kurfürst von Trier ging jetzt mit dem Papst aus dem Lager des „allerchristlichen Königs" in dasjenige des „katholischen Königs" über. Doch war man zugleich bedacht, in einer Wahlkapitulation oder Handfeste der Kaisermacht bestimmte Schranken zu ziehen und die Rechte des Reichs und die Mitwirkung der Fürsten im Regimente sicherzustellen.

Kraft dieser Wahlkapitulation „darf der Kaiser bei Reichskriegen kein fremdes Kriegsvolk ins Land ziehen ohne Bewilligung des Reichs und keinen Reichstag außerhalb des Reichs ausschreiben, die Reichs- und Hofämter darf er bloß mit gebornen Deutschen besetzen, in Reichsgeschäften keine andre Sprache als die deutsche oder lateinische anwenden; die Reichsstände können vor kein Gericht außerhalb des Reichs gestellt werden. Der Kaiser soll Schirmvogt der Kirche sein, aber alles, was der römische Hof gegen die Konkordate deutscher Nation vorgenommen, abschaffen; er soll endlich die fürstlichen Hoheitsrechte bestätigen und ein Reichsregiment aufrichten, nichts vom Reich veräußern, keine Achtserklärung ohne Verhör erlassen, Zölle und Gerechtsame erhalten, die Bündnisse der Ritter und Unterthanen abthun u. s. w." 3. Juli.

b. Die Vorgänge in Württemberg.

1. Württemberg unter den beiden Eberharden.

Litteratur. Sattler, Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Herzöge. Tübingen 1769—1776, 8 Bde. 4; Spittler, Geschichte Württembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Göttingen 1783 und in den Gesamtwerken, herausgegeben von Wächter. Stuttg. 1827 ff.; K. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Württemberg 1—4. Stuttg. 1839; Pfister, Geschichte von Schwaben. Heilbronn 1803—1827, 2 Bde.; die schon mehrfach erwähnte Württembergische Geschichte von Stälin, Bd. 4. Stuttg. 1870; Kugler, Herzog Ulrich v. Württemberg. Stuttg. 1865; Ulmann, Fünf Jahre württembergische Geschichte unter H. Ulrich 1515—1519. Leipzig 1867. — Spittler, Geschichte des Fürstentums Hannover seit den Zeiten der Reformation. Göttingen 1786 und in dessen „Werke"; Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853—1857, 3 Bde.; Schaumann, Handbuch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig. Hannover 1864 u. a. W.

In Württemberg hatte Graf Eberhard im Bart (VIII, 144) nach einer wild- verlebten Jugend manche seinem Volk segensreiche Einrichtung geschaffen und seinem Lande den Rang eines Herzogtums erworben. Seine Achtung für höhere Bildung hatte er durch die Gründung der Universität Tübingen, wozu der Papst die Verwendung geistlicher Güter gestattete, und durch seine Freundschaft für Reuchlin und die Bergenhanse (Naucleri) bewiesen (IX, 891); nach langen Bemühungen war es ihm gelungen, durch die Verträge von Munsingen (1482) und Eßlingen (1492) die Unteilbarkeit des Landes und die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt zu begründen, und seine Verdienste um Kaiser und Reich hatten Maximilian I. bewogen, auf dem Reichstage zu Worms (1495) aus eignem Antrieb die Grafschaft Württemberg zu einem Herzogtum zu erheben und den neuen Herzog zugleich mit dem Reichsehrenamt der Sturmfahne zu belehnen, welches seine Vorfahren besessen. Graf Eberhard im Bart. 1459—1496.

Mit dieser Rangerhöhung begann eine neue Epoche der württembergischen Geschichte, welche im Anfang viele düstere Seiten hervorkehrte. War es schon bei der schwachen männlichen Erbfolgelinie des Herrschergeschlechts ein bedenklicher Zusatz zu der

Herzogswürde, daß zugleich alle Allodien, welche die Württemberger Grafen besaßen, zu einem großen Reichslehen gesammelt wurden, das im Falle des Aussterbens des Mannesstammes nicht auf die weiblichen Zweige übergehen, sondern als kaiserliches Kammergut dem Reich anheimfallen und unter eine besondere Administration gestellt werden sollte, gebildet aus einem Vorsitzenden und zwölf Räten von Prälaten, Ritterschaft und Städten, so erwuchsen dem württembergischen Volk neue ungewohnte Lasten und Leiden, die teils in dem Charakter der nächstfolgenden Regenten, teils in den vermehrten Kosten der Hofhaltung und dem dadurch herbeigeführten Steuerdruck, teils in dem Frevelmut selbstsüchtiger Räte, Amtsleute und Richter ihre Quelle hatten. Auf den
Eberhard II. 1496—1498. † 1504. kinderlosen Eberhard im Bart folgte sein Vetter gleichen Namens, ein fast fünfzigjähriger Fürst von beschränkter Einsicht und lasterhaften despotischen Neigungen. Durch den Eßlinger Vertrag vom 2. September 1492 hatte ihn der Vorgänger „wie einen Mündel" unter ein „Regiment" gestellt, bestehend aus einem Landhofmeister und zwölf Räten der drei Stände. Dies hielt jedoch den zweiten Eberhard nicht von Willkürhandlungen ab, die ihm bald den Haß und die Verachtung des Volks zuzogen. Es erregte allgemeines Ärgernis, daß er Männer in sein Vertrauen zog, die, wie der verlaufene Augustinermönch **Konrad Holzinger**, wegen Ausschweifung und Sittenlosigkeit im schlimmsten Rufe standen, und sich durch deren Ratschläge leiten ließ, daß er seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, mit einem Jahrgeld von tausend Gulden aus dem Lande schicken, die Kanzlei von Stuttgart verlegen, die herkömmlichen Bezüge der Amtleute verkürzen wollte. Die angeblichen Ersparungen, die dadurch erzielt werden sollten, mußten in Anbetracht der großen Summen, welche der Herzog für seine eignen Freuden, für seine Fastnachtspiele und lustigen Schwänke, für seine Jagdpartien vergeudete, als ein nichtiger Vorwand erscheinen. Johannes Reuchlin wanderte nach Heidelberg aus, um nicht neben einem Holzinger im Rat sitzen zu müssen, „da es schwer sei, bei der Viper ruhig zu schlafen". Andre folgten seinem Beispiel, erschreckt durch die willkürlichen Verhaftungen und Gewaltthaten, die mit der wachsenden Unzufriedenheit gleichen Schritt hielten. Bald erreichte der Unmut solche Höhe, daß der Herzog den laut geforderten Landtag nicht
März 1498. länger verweigern konnte. Die in Stuttgart zusammentretenden Stände drangen auf Abstellung der „schweren Händel, welche aus unordentlichem Wesen und Regierung entsprungen und durch leichtfertige Leute herbeigeführt worden", und auf „Aufrichtung eines löblichen Regiments". Der Herzog, der sich während der Verhandlungen in Kirchheim aufhielt, hatte so wenig Halt im Volk, daß er alles über sich ergehen lassen mußte. Holzinger wurde nach Konstanz geschafft, der Truchseß Hans von Stetten, dem man die Hauptschuld an dem Ehestreit in dem herzoglichen Hause beimaß, nebst einigen schlimmen Gesellen in einen Turm gesperrt und auf Grund des Eßlinger Ver-
30. März 1498. trags eine „Regimentsordnung" eingesetzt, worin neben einigen älteren Räten auch die Rechtsgelehrten Konrad Breuning und Gregor Lamparter Sitz und Stimme hatten.

Dieses scharfe Vorgehen des Landtags setzte den Herzog in solchen Schrecken, daß
1. April 1498. er eilig mit seinen Kostbarkeiten und seinem Silberzeug nach Ulm entwich. Es hatte sich ein Gerücht verbreitet, seine Gegner wollten ihn auf Lebenszeit einkerkern. Diesem Schicksal suchte er zuvorzukommen. Er mochte auf den Beistand des Kaisers hoffen; aber der schlaue Habsburger erkannte in dem Streit der Landstände mit dem Fürsten das beste Mittel, eine österreichische Schutzherrschaft in Württemberg zu begründen, vielleicht das günstig gelegene Land ganz oder zum Teil den übrigen Besitzungen seines Hauses beizufügen. Kaum hatte Eberhard die Grenzen überschritten, so erließ der Land-
9. April 1498. tag ein Ausschreiben an alle Fürsten und Stände des Reichs, in welchem er sein Verfahren gegen das „untaugliche Regiment" rechtfertigte und kündigte in einem Absage-

brief, den der Landhofmeister, die Prälaten, Ritter, Vögte und alle herzoglichen Amtleute und Diener bis zum Trompeter und Küchenmeister herab unterzeichneten, dem Herzog den Gehorsam auf. (10. April.) Es half nichts, daß Eberhard gegen die „gefährliche, eigennützige Konspiration" eine gedruckte Verwahrung ausgehen ließ; als der Kaiser bald nachher auf seiner Reise zu dem Freiburger Reichstag durch Württemberg kam, brachten es die Regimentsräte und mehrere Herren vom Adel dahin, daß er das Verfahren der Stände guthieß, dem flüchtig gewordenen Eberhard das Fürstentum Württemberg abnahm und dem Sohne seines blödsinnigen Bruders Heinrich, dem elfjährigen Ulrich, übertrug, unter Vormundschaft der Häupter der Opposition. (28. Mai.) Auf diese Weise glaubte Maximilian das württembergische Land, dessen Beistand ihm in dem bevorstehenden Schweizerkriege (IX, 174) von besonderer Wichtigkeit war, ganz auf seine Seite zu bringen. Und so schwach und charakterlos zeigte sich Eberhard, daß er sich durch den Kaiser zu dem Vertrag von Horb bringen ließ, in welchem er „wegen Alters und Leibesblödigkeit" sich selbst für unfähig zur Regierung bekannte und gegen ein Jahrgeld von 6000 Gulden das Land für immer zu meiden versprach. (10. Juni.) Ein späteres Gesuch um Milderung dieser Bedingungen blieb ohne Wirkung, und so begab er sich denn zu seinem Verwandten, dem Pfalzgrafen Philipp nach Heidelberg. Auf dem einsamen Schloß Lindenfels im Odenwald verbrachte Eberhard die letzten Jahre seines Lebens gleich einem Gefangenen, und als er am 17. Febr. 1504 starb, fand er seine Grabstätte in der Heilig-Geistkirche zu Heidelberg.

2. Herzog Ulrich in den Tagen des Glanzes.

(Ulrich. 1498—1550.) Nachdem der junge „Herzog mit geordnetem Regiment" seinen Einritt in Stuttgart gehalten, war Kaiser Maximilian bedacht, ihn durch Verlobung mit seiner Schwestertochter Sabina, der sechsjährigen Tochter Herzog Albrechts von Bayern-München, an sein Haus zu fesseln. Der Ehevertrag wurde in aller Form abgeschlossen, und die Verbindung im Jahre 1511 vollzogen. Die Heirat war die Ursache großen Unheils. Der junge Fürst hätte lieber die anmutige Elisabeth, Tochter des Markgrafen Friedrich von Ansbach, die er bei ihrer Muhme, der verwitweten Herzogin in Nürtingen kennen gelernt, zu seiner Gemahlin erkoren. Man erzählte sich, daß er manchen Abend mit einem Zinkenbläser nach Nürtingen geritten sei, um der Geliebten ein Nachtständchen zu bringen, wozu er das Lied gedichtet: „Ich schell mein Horn in Jammers Ton, mein Freud' ist mir verschwunden." Sechs Jahr dauerte die vormundschaftliche Regierung; da erklärte Kaiser Maximilian, gegen das Eßlinger Hausgesetz, den sechzehnjährigen Jüngling, „der ihm zeither am Hof getreulich gedient und sich als gehorsamer Fürst wohlgehalten habe", für volljährig, übertrug ihm persönlich zu Freiburg i. B. (Juni 1503.) „Lehen und Regalia" des Fürstentums und Landes und wies die „Regenten und Räte" an, die Regierung und Verwaltung in des Herzogs Hände zu legen. Es geschah ohne Widerrede; schon am 19. Juli trat Ulrich die selbständige Regierung an; das Volk freute sich, denn der jugendliche Fürst hatte noch keinen Anlaß zu Besorgnissen gegeben. Sein wilder Sinn und seine heftige Natur hatte sich bis jetzt nur in dem leidenschaftlichen Hang zum Jagen und Reiten gezeigt; und wenn er auch infolge seiner vernachlässigten Erziehung nur geringe Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften besaß, so hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten Verstand und natürliche Beredsamkeit dargelegt. An Körperkraft und ritterlichen Fertigkeiten ragte er vor allen seinen Altersgenossen hervor.

(Ulrichs Regierung und Hofhaltung.) Die ersten Jahre der Regierung Ulrichs waren glänzend und ruhmvoll. Wir kennen den Landshuter Erbfolgestreit, in welchem der Württemberger als Verbündeter

des Kaisers und des Herzogs Albrecht von München ins Feld zog (IX, 118 ff.). Ulrich trug gegen das Pfälzer Kurhaus tiefen Groll im Herzen. Noch war die Schmach und der Schaden nicht vergessen, die einst die Schlacht von Seckenheim über seinen Vorfahren Ulrich den Vielgeliebten gebracht (IX, 102); Philipp hatte sich von Eberhard II. die Ansprüche auf sein verlornes Land abtreten und die mitgebrachten Kleinodien schenken lassen. Gern nahm daher der junge Herzog an einem Kriege teil, der ihm Rache, Vorteile, Waffenruhm und die Gunst des Kaisers eintragen konnte. Und in der That war der Gewinn beträchtlich. Nach einem siegreichen Feldzug am Neckar und an der Bergstraße wurden fünf Städte und Ämter, darunter Heidenheim und Weinsberg und das reiche Kloster Maulbronn, von der Pfalz an Württemberg abgetreten und einige lästige Lehnsverpflichtungen abgelöst. Solche Erfolge erhöhten Ulrichs Stolz und steigerten seinen Hang zu Pracht und Verschwendung. Um sich dem Kaiser gefällig zu zeigen, erschien er auf dem Reichstage zu Konstanz mit einem Gefolge von dreihundert Rittern in glänzender Waffenrüstung, für die er die Kosten bestritt, und an seiner reichen Tafel ergötzten sich die vornehmen Gäste an den köstlichsten Gerichten, an den Sängern und Musikern, die er zur Erhöhung der Lust herbeizog. Er fehlte bei keinem Turnier und Armbrustschießen; und wenn er selbst die Fürsten und Ritter nach Stuttgart zum Freischießen oder Ringelrennen einlud, so drängte eine Festlichkeit die andre, und Spiel und Gelage wollten kein Ende nehmen. Mit Erstaunen erzählten sich noch lange die Leute von der Pracht, womit der stattlich aufge-
2. März 1511. wachsene feurige Herzog sein Vermählungsfest mit der ihm als Kind verlobten bayrischen Herzogstochter Sabina feierte. Man hatte noch kaum eine ähnliche Prachtentfaltung erlebt. Aus der Nähe und Ferne erschienen Fürsten, Herren und Prälaten, und manche Reichsstädte sandten Abgeordnete. Etliche Tage lang wurden 16,000 Menschen hier und dort bewirtet, die Tafeln im Schlosse erglänzten von kunstreichem Silbergeschirr. Aber die Worte des Geistlichen, als er der knieenden Braut den köstlichen Ring an den Finger steckte: „Wie dieser Ring rund und von lauterem Gold, so soll auch die Liebe kein Ende haben und die eheliche Treue unverfälscht bleiben", gingen nicht in Erfüllung. Mit der Hochzeit nahmen die guten Zeiten für den Herzog und das Land ein Ende.

Der Tübinger Vertrag. 1514. Die Kriege und Reichssteuern, die Güterkäufe und Entschädigungen, die verschwenderische Hofhaltung mit ihren Festlichkeiten, Ritterspielen und Jagdfreuden hatten die Schuldenlast des Herzogs auf eine „überschwengliche" Höhe gesteigert; man schätzte sie auf eine Million Gulden. Von Einschränkung des Aufwandes wollte Ulrich nichts hören, vielmehr errichtete er zur Erhöhung seines Hofstaats vier Erbämter als Mannlehen, und seine Jagdpartien, wozu er aus Spanien, Frankreich, England Hunde zusammenkaufte, wurden immer zahlreicher und kostspieliger. Und während er selbst nur seinen Vergnügungen nachging, überließ er die Regierung einigen Räten, die vor allem ihren eignen Vorteil verfolgten. Wir werden bald erfahren, welche unheimliche Gährung damals im südlichen Deutschland die unteren Volksklassen erfaßt hatte: in den Städten grollten die Zünfte und Gemeinen gegen die Geschlechter, aus denen die „Ehrbarkeit" ausschließlich zusammengesetzt war; auf dem Lande drohten Aufstände der Bauern gegen die Gutsherrschaften. Unter diesen Umständen war es eine gewagte Maßregel, als der Herzog, ohne bei den Ständen anzufragen, eine Nahrungssteuer
1514. durch Verringerung der Maße und Gewichte einführte. Wir werden den Schorndorfer Volksaufstand vom „armen Konrad" im Zusammenhang mit dem späteren Bauernkrieg kennen lernen, zu dem er das Vorspiel bildete. Die Bewegung gewann eine so drohende Gestalt, daß Ulrich sich zur Einberufung eines Landtags entschloß. Es kam ihm hart an; er wußte, welche Folgen dieser Schritt unter seinem Vorgänger Eberhard II. herbeigeführt, und jetzt waren der Klagen und Beschwerden nicht weniger als

damals. Aber der Ausgang war befriedigender. Der Landtag zu Tübingen, aus Juli 1514. Rittern, Prälaten und städtischen Abgeordneten zusammengesetzt, sah die Notwendigkeit ein, gegenüber der drohenden Bauernschaft, die ihre eignen Vertreter verlangte und der man wenigstens die Einreichung einer besonderen Beschwerdeschrift gewähren mußte, sich mit der Regierung zu verständigen. So kam der „Tübinger Vertrag“ samt „Nebenabschied“ zu stande, die Grundsäule der württembergischen Landesfreiheiten. Darin übernahmen die Stände die Schulden des Herzogs im Belauf von 910,000 Gulden und ließen sich dafür das Recht zusichern, daß derselbe ohne Willen der Landschaft keinen Krieg anfangen, kein Stück vom Lande verpfänden, keine Schatzung ausschreiben, und jedermann Freizügigkeit gestatten wolle. In peinlichen Sachen sollte in Zukunft niemand ohne Urteil und Recht gestraft werden und jeder neue Landesherr gehalten sein, ehe die Landschaft huldige, durch Brief und Siegel diese Freiheiten zu bestätigen. Auch wurde die Abfassung eines gemeinen Landrechts in Aussicht genommen, die Abstellung der erhobenen Beschwerden zugesagt und den Stadträten von Tübingen und Stuttgart das Recht erteilt, den Herzog an Abhaltung eines Landtags zu erinnern. Auf Grund dieser wichtigen Freiheiten, die besonders „der Landschaft“, d. h. dem Bürgerstand zu gute kamen, wurde der Friede hergestellt und der Huldigungseid in den Städten und Ämtern geleistet. Nur die aufständischen Bauern zögerten mit der Annahme der „papiernen Handfeste“, zogen aber dadurch schwere Strafgerichte auf sich herab, wie wir später erfahren werden.

3. Die Huttenschen Händel.

Kaum war der Friede im Lande hergestellt, so traten am Hofe selbst Ereignisse ein, die Württemberg auf Jahrzehnte verwirrten. Das gute Einvernehmen zwischen dem Herzog und dem Kaiser Maximilian hatte die erste Störung erlitten, als Ulrich bei Erneuerung des Schwäbischen Bundes im Jahr 1512 seinen Beitritt versagte. Er glaubte seine fürstliche Ehre und Machtvollkommenheit beeinträchtigt, da im Bundesrat von den einundzwanzig Stimmen vierzehn den niederen Ständen, den Prälaten, Grafen, Rittern und vor allen den Städten angehörten, also daß „sein Wille und Vermögen in fremden Händen stehe“. Er war mit dem Pfalzgrafen Ludwig und mit dem Bischof von Würzburg zu einem „Kontrabund“ zusammengetreten, der zwar denselben Zweck, Erhaltung des Landfriedens, verfolgte, dennoch aber eine mißtrauische und eifersüchtige Stellung zu dem mächtigeren Verein behauptete. Dadurch hatte Ulrich nicht nur den Kaiser, der diese Absonderung mißbilligte, und die Mitglieder des Schwäbischen Bundes beleidigt, sondern auch seinen eignen Ständen Ärgernis gegeben. Der Tübinger Vertrag war zum Teil aus dieser Stimmung hervorgegangen. Nun kamen noch neue Irrungen hinzu. Er lebte mit seiner bayrischen Gemahlin, des Kaisers Nichte, in Unfrieden. Sie war ein hoffärtiges, zänkisches und störrisches Weib von strengem Charakter, die ihren Gemahl, wie dieser selbst aussagte, „dikkermalen mit ihrem überschwenglich, zornig, üppig heißen Reden so sehr erregte, daß er oft vom Ehebett aufstehen mußte, was er aber immer ohne Streich, Fluch oder Scheltung gethan; außer ein einzigmal, da sie ihn gar übermäßig bewegt, schlug er sie mit der Hand und das nicht hart“. Es wurden aber noch schlimmere Mißhandlungen erzählt, zu denen sich der heftige Ulrich habe hinreißen lassen. Eifersucht steigerte die Verbitterung. Der schöne, wohlgebaute junge Ritter Hans von Hutten, aus einem angesehenen fränkischen Adelsgeschlecht, hatte sich die Gunst des Herzogs und der Herzogin in hohem Grade erworben. Er war der unzertrennliche Genosse Ulrichs bei allen ritterlichen Übungen, bei seinen Jagdzügen und Lustbarkeiten; er soll sogar manche Nacht dasselbe Lager geteilt haben.

Ulrichs Stellung zu Kaiser Maximilian.

Eifersucht und Rache.

Der Herzog erhob ihn zu seinem Stallmeister und führte ihm die reizende Ursula Thumb, einzige Tochter des einflußreichen Erbmarschalls, als Gattin zu. Für diese aber faßte Ulrich selbst eine heftige Leidenschaft. Wie Hans von Hutten aussagte, habe der Herzog ihn einst fußfällig und mit ausgespannten Armen um Gotteswillen gebeten, er möge gestatten, daß er Ursula liebhaben dürfe, denn er könne und wolle es nicht lassen. Dem Herzog kam die Rede zu Ohren und reizte seinen Zorn; er war ohnedies schon erbittert und eifersüchtig, weil die Herzogin dem schönen Hofjunker ungewöhnliche Gunst zeigte, die ein zärtliches Verhältnis argwohnen ließ. Glaubte doch der Herzog an dem Finger des Ritters den Trauring seiner Gemahlin zu erkennen! Bittere Worte waren bereits gefallen, so daß der Vater Hutten dem Sohn riet, sich mit seiner Gemahlin vom Hof zu entfernen. Aber sei es, daß Hans von Hutten den Groll des Herzogs nicht für so tief begründet hielt, sei es „in Trutz und Poch", er verzögerte die Abreise und ließ sich bewegen, an einem Jagdritt in den Böblinger Wald teilzunehmen. Hier ent-
7. Mai 1515. fernte Ulrich die übrigen Begleiter, und nachdem er sich von einem Leibdiener Sattelgurt und Sporen hatte fester schnallen lassen, wendete er sich, von glühendem Haß erfüllt, gegen seinen früheren Liebling, warf ihm Treulosigkeit vor und griff, vollständig gerüstet, den nur mit einem kleinen Degen bewaffneten Ritter an. Hans von Hutten, mehrmals um ein Gebüsch gejagt, flehte vergebens um Gnade; vorn und im Rücken mit mehreren Wunden bedeckt, stürzte er tot nieder. Dem auf den Boden gestreckten Leichnam schlang der Herzog um den Hals einen Gürtel und befestigte letzteren um ein Schwert, welches er neben dem toten Haupte in die Erde stieß; mit diesem sinnbildlichen Hängen wollte er der Tötung den Schein eines vollstreckten Femspruchs geben, da das Femgericht mit dem schimpflichen Tod des Hängens an einen Baum, in welchen ein Messer gesteckt wurde, strafte. Die Jagdgenossen fanden den Leichnam; einer derselben, Herzog Heinrich von Braunschweig, ließ ihn auf einer Besitzung des Schwiegervaters Konrad Thumb in Köngen beisetzen, bis er in die Familiengruft nach Franken gebracht wurde.

Flucht der Herzogin. 1515. Die Ermordung eines Edelmanns aus einem der angesehensten Geschlechter wurde für Ulrich verhängnisvoll. Achtzehn Ritter sagten ihm sofort den Dienst auf, und wie sehr er selbst und seine Schutzredner sich bemühten, die dunkle That zu entschuldigen, die Pfeile, welche Ulrich von Hutten, des Ermordeten Vetter, aus seiner scharfen Feder wider den Herzog richtete, wirkten so durchschlagend, daß der Name des Getroffenen bei den Zeitgenossen zum sprichwörtlichen Ausdruck für einen Tyrannen ward (IX, 903). Die beleidigte Familie setzte bei Kaiser Maximilian alle Hebel in Bewegung, um ein schweres Strafgericht auszuwirken; die württembergischen Stände, ohnedies gereizt durch die fortdauernde Verschwendung des Landesherrn, gingen mit dem Plane einer Regierungsveränderung um. Der Kaiser ließ den ersten Sturm vorübergehen, er entzog dem Verklagten, der persönlich in Augsburg seine Verzeihung suchte, nicht sofort die alte Gunst, er lud denselben zu dem glänzenden Hoffeste ein, das er zu dem Doppelverlöbnis seiner Enkel Ferdinand und Marie in Wien veranstaltete, er begünstigte die Ausgleichsversuche, welche Ulrichs Freunde mit den Hutten einleiteten. Bald verschlimmerte sich aber Ulrichs Stellung durch die Flucht der Herzogin. Sabina, welche fünf Tage
12. Mai 1515. nach dem blutigen Ereignis im Böblinger Wald im unteren Schlosse zu Urach ihr zweites Kind, den nachherigen Herzog Christoph geboren hatte, zeigte seit dieser Begebenheit die größte Abneigung gegen ihren Gemahl. Wieviel dabei Eifersucht auf Huttens Witwe, die sich nicht aus dem Lande entfernt hatte, im Spiele war, oder ob der Ermordete ihrem Herzen so nahe gestanden, wer kann das wissen? Sie hat in der Folge ihrem Gemahl arge Mißhandlungen schuld gegeben; er sollte sie mit Sporen geritten, Hunde an sie gehetzt, ihr das Schwert, womit er Hutten erschlagen, vorgehal-

ten haben; er sollte mit dem Gedanken umgegangen sein, ein „verheimset und versperrtes Gemach" für sie einrichten zu lassen. Sie wollte sogar Klage bei dem nächsten Landtag führen. Aber noch ehe dieser zusammentrat, bewerkstelligte sie ihre Flucht. Anstatt, wie der Gemahl ihr geboten, ihren Aufenthalt von Urach wieder nach Stuttgart zu verlegen, entfloh sie, mit Zurücklassung ihrer beiden Kinder, von Nürtingen 24. Nov. 1515.
nach München zu ihrer Mutter und ihren Brüdern, mit deren Hilfe sie den Kaiser zur Bestrafung des verhaßten, ruchlosen Mannes zu bestimmen suchte. Zornvolle Flugschriften von seiten der Hutten-bayrischen Partei, begleitet von bildlichen Darstellungen der verbrecherischen That in Holzschnitten, steigerten die Erbitterung und machten die Streitsache zu einem Anliegen der ganzen Nation. Der Herzog verfehlte nicht, durch Gegenschriften die Anklagen als verleumderisch zurückweisen zu lassen und die That als ein im Volksrecht begründetes Femgericht zu rechtfertigen, so wenig auch der ganze Hergang mit den gesetzlichen Formen dieses damals schon im Untergange begriffenen Instituts sich vertrug. Schon wurden kriegerische Rüstungen gemacht und beide Teile sahen sich nach Bundesgenossen um; alle Vermittelungsversuche zerschlugen sich.

Noch hatte der Kaiser sein Urteil nicht gesprochen, aber dem stürmischen Drängen Verhandlungen und Acht.
der Verwandten und der Huttenschen Partei vermochte er nicht länger zu widerstehen. Es wurde ein Gerichtstag in Augsburg „zum gütlichen Verhör und zur Einigung" an- Sept. 1516.
geordnet; allein Ulrich leistete der Vorladung nicht Folge, er schickte einige Sachwalter, unter ihnen seinen Kanzler Lamparter und den Windsberger Vogt Sebastian Breuning. Er setzte sein Vertrauen auf die ihm nicht ungünstige Stimmung seiner Landstände, welche er durch neue Zugeständnisse zu beschwichtigen gewußt. Sein Vertrauen betrog ihn nicht; als in Augsburg das Ansinnen gestellt ward, Ulrich sollte sechs Jahre lang auf die Regierung verzichten, an einem von dem Kaiser zu bestimmenden Ort sich aufhalten und nur mit dessen besonderer Erlaubnis Württemberg besuchen dürfen, während ein „verordnetes Regiment" von zehn Räten den öffentlichen Angelegenheiten vorstehe, sprach sich der größte Teil des Volks mit Unwillen gegen diese Entehrung seines Fürsten aus und erbot sich, Leib, Leben und Gut für ihn einzusetzen. Man sang auf den Straßen: „Wir wollen bei dir bleiben, bis wir waten in unserem Blut"; und „Die Bauern sind erwacht, verlassen nit ihren Herrn, wir kommen mit ganzer Macht". Es war ein Nachklang des „armen Konrad", der von dem zehnköpfigen Herrenregiment schlimmere Tage fürchtete, als unter dem Herzog. Auf diese Volksstimmung bauend, verwarf Ulrich den kaiserlichen Spruch, worauf Maximilian die Acht und Aberacht über 11. Okt. 1516.
den Herzog aussprach, die Prälaten, Ritter und Landschaft ihres Eides entband und jedermann untersagte, dem Geächteten Hilfe und Beistand zu gewähren. Jetzt schien der Krieg unvermeidlich; in Bayern, Franken und Schwaben wurden Reiter und Fußvolk unter die Waffen gerufen. Dem Kaiser kam jedoch die Sache ungelegen; ein gütlicher Vergleich wäre ihm lieber gewesen; deswegen verschob er die „Schärfe" der Acht und knüpfte durch den gewandten Kardinal Matthäus Lang, Bischof von Gurk, eine uns wohlbekannte Persönlichkeit, neue Verhandlungen an, die zu dem Vertrag von Blaubeuren führten. Der Herzog sollte im Lande bleiben dürfen, sich aber aller Regierungshandlungen enthalten, welche von acht durch den Kaiser und die Stände gemeinschaftlich zu bestellenden Statthaltern und Räten besorgt würden. Eine an den Kaiser zu zahlende Summe sollte von diesem als Sühnegeld an die Hutten und zu Seelenmessen verwendet, der Herzogin Sabina ein standesmäßiger Unterhalt ausgesetzt werden.

So schien sich das Ungewitter zu verziehen. Aber Ulrich von Hutten hörte nicht Ulrich wütet gegen seine Widersacher.
auf, seine scharfen Geschosse gegen den neuen „Phalaris" zu schleudern und hielt die

Gemüter in steter Aufregung. Selbst die Witwe des Ermordeten, die ihre Thränen bald getrocknet hatte, wurde nun als „Helena“ und „Buhlerin“ gebrandmarkt. Was der ritterliche Dichter bezweckte, wurde durch den Herzog selbst gefördert. Erbittert über die Angriffe und Beleidigungen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, ließ sich Ulrich zu grausamen und widerrechtlichen Handlungen hinreißen. Alle, welche bei dem Augsburger Untersuchungsgericht thätig gewesen, wurden, soweit er ihrer habhaft werden konnte, unerbittlich verfolgt. Die Räte, welche seine Sache geführt, mußten, weil sie den Vorschlag eines provisorischen Landesregiments nicht unbedingt von der Hand gewiesen oder als Mitglieder desselben ausersehen waren, in den Kerker wandern, wurden gefoltert und zum Teil, wie die beiden Brüder Konrad und Sebastian Breuning und der Kannstatter Vogt Konrad Baut, grausam hingerichtet. Lamparter entging nur durch die Flucht und den Eintritt in österreichische Dienste einem ähnlichen Geschick. Die Burg Ulrichs von Helfenstein, der sich zum kaiserlichen Hoflager in Augsburg eingestellt, wurde zerstört; dem Ritter Dietrich Spät, welcher die Herzogin Sabina bei ihrer Flucht begleitet hatte, wurden vier Schlösser samt Flecken und Dörfern niedergebrannt. Ambrosius Volland, ein entschlossener, schlauer und schmiegsamer Mann von zweifelhafter Redlichkeit, früher Rechtsgelehrter in Tübingen, war jetzt die rechte Hand des Herzogs und riß ihn auf der abschüssigen Bahn fort. Die Tyrannei wurde unerträglich; Wilderer sollten mit Ausstechung der Augen bestraft werden.

Ulrich mit der Reichsacht belegt. Der Kaiser geriet in heftigen Zorn. Er warf dem Herzog vor, er sei wortbrüchig, handle gegen Kaiser und Reich, indem er sich mit dem „armen Kunz“, mit der Eidgenossenschaft, mit Frankreich in Verbindungen eingelassen, der Reichstag in Mainz und der Schwäbische Bund wurden um Kriegshilfe angegangen; Ulrich von Hutten
12. Juli 1517. erhielt in Augsburg aus des Kaisers Händen den Lorbeerkranz des Dichters. Der Herzog ließ sich nicht einschüchtern; er kannte die Vielgeschäftigkeit Maximilians, die Abneigung der Reichsstände und der schwäbischen Bundesverwandten gegen jedes kriegerische Vorgehen. Er widerlegte die Anschuldigungen und erklärte, daß er bereit sei, sich an einem unparteiischen Ort zum Verhör zu stellen. So verging über ein Jahr, ohne daß die Streitsache einen Schritt weiter rückte. Endlich erfolgte eine zweite Vor-
Juli 1518. ladung. Auf dem berühmten Reichstag in Augsburg sollte unter vielen andern Angelegenheiten auch die württembergische Frage gelöst werden. Aber Ulrich, der seine Streitkräfte ansehnlich gemehrt hatte, trotzte abermals der Vorladung. Da sprach der Kaiser zum zweitenmal die große Reichsacht über den ungehorsamen, wegen unleidlicher Tyrannei verklagten Fürsten aus und erteilte dem Feldhauptmann Franz von Sickingen, den er in seine Dienste berufen, den Befehl zu kriegerischem Vorgehen. Aber ehe die Vermittelung, die von Ulrichs Freunden noch einmal versucht ward, abgebrochen und
12. Jan. 1519. das letzte Wort gesprochen war, schied Kaiser Maximilian aus dem Leben.

4. Vertreibung des Herzogs.

Reutlingen überfallen und erobert. 1519. Nichts konnte dem Herzog erwünschter kommen. Der kaiserlose Zustand ließ keine Exekution befürchten; und wenn, wie alle Aussicht vorhanden war, der ihm befreundete und verbündete König von Frankreich Maximilians Nachfolger ward, welche günstige Wendung trat dann für ihn ein. In diesem Hochgefühl beging er am 19. Januar mit seinen Priestern in Stuttgart die Totenfeier des Kaisers, als er die Nachricht erhielt, zwei Papiermacher von Reutlingen hätten in einem Wirtshaus seinen Achalmer Burgvogt im Streit erstochen. Schon lange trug er dieser Reichsstadt, die dem Schwäbischen Bund angehörte und im Schirmvertrag mit ihm stand, bösen Sinn. Reutlinger Bür-

ger hatten manchmal in seinen Forsten gejagt, in seinen Weihern gefischt. Jetzt schien die Stunde der Rache geschlagen zu haben; die Stadt wurde ohne jegliche Untersuchung für den Frevel zweier ihrer Bürger verantwortlich gemacht. Alsbald ward zum Aufbruch geblasen; nach achttägiger Belagerung und Beschießung mußte sich die Stadt ergeben. Auf dem Markte nahm der Herzog die Huldigung der Bürgerschaft entgegen, 28. Jan. verwandelte die kaiserliche Reichsstadt in eine württembergische Landstadt unter einem Obervogt und sicherte die neue Erwerbung durch eine starke Besatzung.

Durch diese Vergewaltigung einer Reichs- und Bundesstadt hatte Ulrich in ein Der Schwäbische Bund in Württemberg. „Wespennest" gestochen. Die Worte, die sein blödsinniger, dem Grabe zuwankender Vater, Graf Heinrich, bei der Kunde von dem Landfriedensbruch seines Sohnes ausstieß: „O er wird aus dem Lande ziehen", wurden zur Weissagung. Der Schwäbische Bund wurde durch Ulrichs schwerbeleidigten Schwager, Herzog Wilhelm von Bayern-München, aus seiner Saumseligkeit aufgerüttelt; die Reichsstädte erkannten in Reutlingen ihre eigne Sache und waren thätig und opferwillig; die fränkische und schwäbische Ritterschaft dürstete schon lange nach Rache und Sühne für den hingemordeten Standesgenossen. So kam in kurzem ein beträchtliches Bundesheer zusammen, dem unter Oberleitung des Herzogs von Bayern berühmte kriegskundige Führer vorstanden, wie Georg von Frundsberg, „der Vater der Landsknechte", wie Georg Truchseß von Waldburg, wie Johann von Schwarzenberg, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Humanist und Rechtsgelehrter. Bald zog auch Franz von Sickingen als kaiserlicher Feldhauptmann vom Rhein her den Bündischen zu Hilfe, begleitet von Ulrich von Hutten, der begierig sich dem Rachezug gegen den „Tyrannen" anschloß. Aber auch der Herzog war wohl gerüstet. Zu seinen eignen Kriegsmannschaften hatte er 16,000 Schweizer Soldknechte in Dienst genommen, so daß er über 26,000 Mann Reiterei und Fußvolk mit trefflichem Geschütz ins Feld führen konnte. Andre Zuzüge erwartete er von Hessen, von der Pfalz, von Frankreich. Aber seine Hoffnungen sollten bald zerrinnen. Die Schweizer verließen massenweise seine Fahne, als die Eidgenossenschaft auf die Vorstellungen Österreichs und des Bundes die Reisläufer abrief; der Pfalzgraf bei Rhein war durch seine Reichsstellung abgehalten, dem Geächteten beizustehen; König Franz wollte nicht durch offene Parteinahme seine Bewerbung um die Kaiserkrone in Gefahr setzen. So trat bald ein Umschlag ein. In einem bekannten Volkslied, „Das Württemberger Vaterunser", hatten die Anhänger Ulrichs im stolzen Selbstgefühl die Einnahme der übrigen schwäbischen Reichsstädte verkündet und gesungen „wir wollen bald Kaiser werden"; aber als im März und April das Bundesheer über Heidenheim, Göppingen, Urach in das württembergische Land einrückte, die Städte und Burgen zur Ergebung zwang, da sank ihr Mut. Am 7. April kapitulierte Stuttgart; am 13. ergab sich Reutlingen samt der Achalm; in allen eroberten Städten wurden die bayrischen und bündischen Wappen aufgeheftet, der bayrische Hofrichter Christoph von Schwarzenberg, Sohn des erwähnten Rechtsgelehrten, zum Statthalter von Württemberg eingesetzt.

Im Tübinger Schloß vernahm Herzog Ulrich mit Bestürzung die raschen Erfolge Ulrichs Flucht. seiner Gegner; er wollte seine Sache „auf eine Schlacht und ein Glück in Gottes Namen" setzen; aber sein Kriegsrat warnte ihn, sein ungeübtes Bauernheer den erprobten bündischen Truppen entgegenzustellen. Da empfahl er seine zwei Kinder der Obhut seiner Getreuen und ritt, von 20 Reisigen begleitet, aus der Feste weg, überlaut singend: „Kehr' wieder Glück mit Freuden". Er begab sich nach der Pfalz, um unter Beihilfe des Kurfürsten bei seinen Freunden und früheren Bundesgenossen Unterstützung oder Vermittelung zu suchen. Schon um Ostern huldigte Stadt und Universität Tübingen, worauf auch die Burg, welche Ludwig von Stadion mit 400 kräftigen Streitern einige 25. April 1519.

Zeit verteidigt hatte, sich vertragsweise ergab. Über die herzoglichen Kinder übernahmen die nächstgesippten Freunde die Vormundschaft. Nie vergaß Ulrich den württembergischen Edlen die schnelle Übergabe der festen Burg mit trefflichem Geschütz und
Unterwerfung des Herzogtums. wertvoller Beute. In den ersten Tagen des Mai fiel auch Tuttlingen und das württembergische Schwarzwaldgebiet in die Hände der Bündischen; und am Neckar und an der Jagst wagte nur Götz von Berlichingen, der als herzoglicher Amtmann das Schloß Möckmühl besetzt hielt, einen entschlossenen Widerstand, bis er bei einem Ausfall ver-
11. Mai. wundet und als Gefangener nach Heilbronn gebracht ward. Am nächsten Tage wurde auch die Burg Weinsberg „durch Thädigung erobert". Länger hielt sich Hohenasperg unter dem entschlossenen Befehlshaber Lienhart von Reischach; aber durch das Geschütz
26. Mai. und die Brandkugeln Georgs von Frundsberg wurde auch dieser Widerstand gebrochen. Den Besatzungsmannschaften von Hohenasperg, Hohenneuffen und Hohentübingen wurde freier Abzug gewährt. Ende Mai war das ganze Württemberger Land in den Händen der Bündischen. Die Herzogin Sabina nahm ihren Wohnsitz wieder in Urach unter dem Schutze ihres „Paladin" Dietrich von Spät und suchte das Fürstentum als ungeteiltes Erblehen ihrem Sohn Christoph gegen Entschädigung der Kriegskosten an den Bund zu erhalten.

Ulrichs Rückkehr. Aber es sollte anders kommen. Während in Eßlingen zwischen dem Bund, den Landständen und der Herzogin unterhandelt ward, vollzog sich in Frankfurt die Kaiserwahl Karls V., auf deren Ausgang die Vorgänge in Württemberg nicht ohne Einfluß waren. Denn der Schwäbische Bund stand damals ganz auf seiten Habsburgs; Karl selbst hatte bereits seinen Beitritt erklärt; die bündischen Kriegsmannschaften, die Franz von Sickingen in der Nähe Frankfurts in einem Lager gesammelt, wirkten nicht minder nachdrücklich auf die Kurfürsten als die Geldsummen des Fuggerschen Bankhauses. Mit dieser Wahl war die Aussicht Ulrichs auf französische Unterstützung zerronnen; er beschloß daher noch einmal auf eigne Hand vorzugehen. Ohne von dem Kurfürsten von der Pfalz gehindert zu werden, nahm er etliche Tausend verabschiedete Landsknechte in Sold und rückte über die Württemberger Grenze. Er erwartete, daß bei seinem Erscheinen das Landvolk sich in Masse erheben würde, denn bei den Bauern hatte er
15. Aug. 1519. großen Anhang. Mitte August zog er in Stuttgart ein, freudig empfangen von den Einwohnern, von denen manche das Osterlied anstimmten: „Christ ist erstanden". In der zweiten Septemberwoche erschien er vor Kirchheim, welches gleichfalls seine Thore öffnete und unter die Hut des treuen Max Stumpf von Schweinsberg gestellt ward. Damit endigte aber des Herzogs Glück. Der erwartete Zuzug war nicht erfolgt. Es hatte Anstoß erregt, daß er gleich nach seinem Einzug in Stuttgart den Tübinger Vertrag für erloschen erklärte und im Falle der Wiedereroberung eine neue Erbhuldigung und ein Regiment der Rache und Willkür in Aussicht stellte. Ein Angriff auf Eßlingen
15. Okt. scheiterte und hielt ihn so lange auf, bis die Bündischen herbeikamen. Da verließ der
Ulrichs zweite Flucht. Herzog nach einigen unbedeutenden Gefechten zum zweitenmal als Flüchtling das Land seiner Väter, um bald da, bald dort, meistens in der Schweiz und in der burgundischen Grafschaft Mömpelgard, nach neuen Gelegenheiten zur Rückkehr zu spähen, während die Bündischen abermals in Stuttgart einzogen und über Stadt und Land schwere Kriegsleiden verhängten. Nun war Württemberg ein Besitztum des Schwäbischen Bundes, welcher einstweilen ein neues Regiment anordnete unter dem Truchseß Wilhelm von Waldburg als Statthalter und sechs Räten. Aber wie sollte der vielköpfige Bund, dem es zunächst nur um Wiedererstattung seiner Kriegskosten und seines Aufwandes zu thun war, das eroberte Land verwalten und sichern können? Es war daher für den gewandten Staatsmann Maximilian von Zevenberghen, den die Statthalterin Margarete von den Niederlanden zur Wahrung der Habsburger Interessen nach Schwaben gesandt und

Karl als „obersten Botschafter in Deutschland" bestellt hatte, und für den ehemaligen Württemberg dem Hause
Kanzler Lamparter keine schwere Aufgabe, bei dem Bundesrate zu bewirken, daß der Österreich
dem neugewählten Kaiser Karl V., der bereits seinen Beitritt zu dem Bunde erklärt übergeben. 1520.
und neben Bayern die größte Entschädigung anzusprechen hatte, das mit gemeinschaft-
licher Arbeit eroberte Herzogtum durch einen in Augsburg aufgerichteten Vertrag vom
6. Februar zur Verwaltung und freien Verfügung überließ, wogegen derselbe versprach, 6. Febr. 1520.
die Glieder des Bundes für die aufgelaufenen Kriegskosten mit einer Summe von
210,000 Gulden zu entschädigen, die verbrieften Schulden und Beschwerden des Lan-
des auf sich zu nehmen, der Herzogin und ihren Kindern, sowie den übrigen Ange-
hörigen des herzoglichen Hauses einen anständigen Unterhalt anzuweisen und die
Huttenschen, sowie alle andern durch Ulrich zu Schaden gekommenen Edlen zufrieden-
zustellen. So kam Württemberg an das Haus Österreich. Christoph wurde zur Er-
ziehung nach Innsbruck gebracht und unter die Aufsicht eines Hofmeisters gestellt. Da
Karl den Tübinger Vertrag herstellte und alle Freiheiten und Rechte bestätigte, so fand
die Huldigung, die Herr von Zevenberghen als „Gouverneur des Fürstentums Württem-
berg" entgegennahm, nirgends Widerstand. Österreichs Übergewicht in Oberdeutsch-
land war damit auf lange Zeit entschieden. Eine Gesandtschaft unter der Führung
von Zevenberghen richtete an den in den Niederlanden weilenden Kaiser das Ersuchen,
„er möge das Land Württemberg durch schriftliche Urkunde auf ewig seinem Hause ein-
verleiben". Karl willfahrte der Bitte. Er nahm als „Herzog" und „Erbherr des Aug. 1520.
Fürstentums" Besitz von der Landschaft Württemberg und fügte sie dem Schwäbischen
Bunde bei. Die Anhänger des Herzogs wurden streng überwacht, dagegen die land-
ständischen Freiheiten erweitert und geachtet. Die Ritterschaft blieb der neuen Ordnung
fremd und spröde; Prälaten und Landschaft dagegen suchten nach Kräften die neuen
Verhältnisse zum Besten des Landes, zur Abtragung der Schulden, zur Wiederverei-
nigung der entfremdeten Gebietsstücke, zur Aufrichtung guter Ordnung in Verwaltung
und Gericht zu benutzen. Bei der Erbteilung der Habsburger Lande auf dem Wormser Erzherzog Ferdinand,
Reichstage wurde das Herzogtum Württemberg mit den übrigen deutschen Besitzungen Gouverneur u. Statthalter.
Österreichs dem Erzherzog Ferdinand als „Gouverneur und Statthalter" überwiesen,
eine Anordnung, die vier Jahre nachher in Madrid dahin erweitert ward, daß diese 15. Febr. 1525.
Lande von der übrigen Monarchie ausgeschieden und dem Bruder zu eigen gegeben
wurden. Über Ulrich, welcher von der käuflich erworbenen Burg Hohentwiel aus nicht H. Ulrich flüchtig und
nur die deutschen Fürsten und Reichsversammlungen mit Beschwerden und Bitten um geächtet.
Wiedereinsetzung bestürmte, sondern auch stets auf Mittel und Wege zur Rückkehr sann,
bei Solothurn und Luzern um Kriegshilfe nachsuchte, mit König Franz von Frankreich
Verbindungen unterhielt, erneuerte Kaiser Karl nach seinem Abzug von Worms, wo
er von den erklärten Feinden Ulrichs, Lamparter, nunmehr Herrn von Greifenstein,
und Graf Eitelfritz von Zollern umgeben war, die Reichsacht. Von der Zeit an ver-
schlimmerte sich Ulrichs Lage immer mehr. Von Geldnot gedrängt, sah er sich zur Be-
schränkung seines Haushalts gezwungen; seine adligen Begleiter, selbst Max Stumpf
und sein Kanzler Volland, verließen ihn. Als Erzherzog Ferdinand im Frühjahr 1522
an der Spitze des schwäbischen Adels seinen feierlichen Einzug in die bekränzte und ge-
schmückte Hauptstadt Stuttgart hielt, von der Bürgerschaft im Festgewand empfangen April und Mai 1522.
und mit dem Rufe begrüßt: „Hie Österreich Grund und Boden", und nach Bestäti-
gung der Landesrechte von Prälaten und Landschaft die Huldigung geleistet ward, da
schien in Erfüllung zu gehen, was Karl in Worms ausgesprochen: „Es sei gänzlich
sein Will und Meinung, Württemberg bei dem Hause Österreich zu behalten."

c. Die Hildesheimer Stiftsfehde.

Ursprung der Fehde. Die Macht des Braunschweiger Hauses, deren wir oben gedacht haben, erhielt einen heftigen Stoß durch die „Hildesheimer Stiftsfehde". Herzog Johann, ein Glied des in Lauenburg regierenden sächsisch-askanischen Hauses, gelangte im Jahr 1504 durch Resignation seines älteren Bruders, der nachher das Bistum Münster erhielt, zum Besitz des Stiftes Hildesheim. Aber die Güter und Ämter, woraus die Einkünfte des Bischofs fließen sollten, waren größtenteils in den Händen des Adels, dem sie um geringe Summen in früheren Jahren verpfändet worden waren. Johann mehrte nun durch Sparsamkeit, durch Verminderung der Hofstellen, durch umsichtigen Haushalt sein Einkommen, so daß er zur Einlösung oder Einziehung der verpfändeten Stiftsgüter schreiten konnte. Darüber gerieten die adligen Familien, welche geglaubt hatten, daß diese Güter nie wieder zurückgefordert werden würden, in große Aufregung. Sie sprachen außer der Pfandsumme allerlei Entschädigungen für Verbesserungen oder Auslagen an und weigerten die Räumung der Schlösser. An der Spitze der Unzufriedenen standen die Herren von Saldern, die im Besitz einiger der größten Stiftsgüter waren.
1516. Auf ihr Betreiben schlossen fünfundsechzig ritterschaftliche Gutsbesitzer des Bistums Hildesheim einen Bund, um jeder Beeinträchtigung mit den Waffen entgegenzutreten, und stellten sich unter den Schutz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des kriegerischen, gewaltthätigen Bischofs Franz von Minden. Dadurch lebte das Faustrecht, das trotz des gebotenen Landfriedens am Rhein und in Franken in ununterbrochener Übung war, auch in Norddeutschland wieder auf. Um den zahlreichen Gegnern gewachsen zu sein, sah sich Bischof Johann auch seinerseits nach einem Bundesgenossen um. Er fand einen solchen in Herzog Heinrich von Lüneburg, dessen Schutzbefohlener, Graf Friedrich von Diepholz, von dem Mindener Bischof schwer bedrängt wurde. Teils das Interesse für seinen Vasallen, teils die von dem Hildesheimer Bischof ihm eröffnete Aussicht, daß sein damals erst zehnjähriger Sohn zum Koadjutor ernannt und dadurch zum Nachfolger auf dem Bischofsstuhl bestimmt werden sollte, bewogen den Lüneburger, sich des geistlichen Herrn gegen seine eignen Ver-
1518. wandten anzunehmen. Er kündigte den Familienvertrag auf, wodurch sich sechs Jahre vorher das lüneburgische und braunschweigische Haus vereinigt hatten, und fiel, ohne zuvor einen Absage- oder Fehdebrief ausgehen zu lassen, ohne Recht zu fordern oder
1519. Austräge zu versuchen, in der Karwoche verheerend in das Deisterland ein, trieb den
Parteistellung und Krisis. Bischof Franz aus dem Lande und besetzte das kalenbergische Gebiet. Diese Vorgänge fielen gerade in die Zeit, als nach Maximilians Tod zu einer neuen Kaiserwahl geschritten werden sollte. Der Lüneburger, der mit dem König von Frankreich in Verbindung stand, erklärte sich nun offen für Franz, von dem er Beistand erwartete: „sein Glück ist mir lieb", sagte er in einem Briefe, „sein Unglück ist mir leid, er liege oben oder unten, so bin ich der Seine". Dagegen stand die wolfenbüttel-kalenbergische Linie fest auf Österreichs Seite; wir wissen ja, wie rühmlich Herzog Erich I. sich in den Kriegszügen Maximilians hervorgethan (IX, 129). Alle Vermittelungen blieben erfolglos; der Krieg dehnte sich immer weiter aus; für die Verwüstungen im Kalenbergischen übten Erich und seine Verbündeten Vergeltung in den Besitzungen der Gegner. Nach der wilden Sitte der Zeit gingen sie grausam zu Werke: „Auf ihrem Weg sah man auf einmal fünfzig Dörfer brennen, sie schonten keine Kirche; an ihres Vetters Schloß zerstörten sie das eigne welfische Wappen; reiche Beute führten sie mit sich fort. Sie waren von stolzem Mute, sagt ein gleichzeitiges Lied, sie hatten Silber und rotes Gold, gingen in Samt mit goldenen Ketten, sie führten zweitausend Wagen mit sich." Der Wolfenbüttler und der Lüneburger forderten einander zur Schlacht heraus. „Sie

sollten ihr Geschütz zurücklassen," ließ der Lüneburger dem Herzog Heinrich von Wolfenbüttel vermelden, „damit man sehen könne, wer durch seine Mannhaftigkeit das Feld behaupte." Die Entscheidung zog sich hinaus, weil Heinrich von Lüneburg berittene Hilfsmannschaft von dem Herzog von Geldern, seinem Verwandten, erwartete. Diese traf endlich ein und nun kam es an dem Tage der Kaiserwahl in Frankfurt zu der Schlacht an der Soltauer Heide, in welcher die Lüneburger und Hildesheimer 28. Juni 1519.
durch die Überlegenheit der Reiterei einen vollständigen Sieg davontrugen. Wie tapfer auch Erich von Kalenberg, kenntlich an seinem weißen Federbusch, in den Reihen der Feinde sich umhertummelte und seinen alten Kriegsruhm aufs neue glänzend bewährte, er mußte sich endlich einem geldernschen Reiter ergeben und wurde nebst seinem Vetter Wilhelm von Wolfenbüttel und 120 Rittern in Gefangenschaft abgeführt. Dem waffengeübten Erich, der in zwölf Schlachten gekämpft und zwanzig Burgen erstürmt hatte, ging dieser Unfall tief zu Herzen. Er schaute mit seinem siegreichen Gegner zum Fenster heraus, als seine eroberte Fahne vorbeigetragen ward. Schadenfroh fragte Heinrich, wem nun das Banner gehöre? da brach der Gefangene in helle Thränen aus.

Ausgang und Entscheidung.

Wäre die Frankfurter Kaiserwahl zu gunsten des französischen Königs ausgefallen, so hätte dieser Ausgang dem wolfenbüttel-kalenbergischen Fürstenhause schlimme Früchte getragen. Durch einen schiedsrichterlichen Austrag, bei dem mehrere gegnerisch gesinnte Fürsten die entscheidende Stimme führten, wurde Erich zur Abtretung seiner besten Schlösser und zu andern schweren Verpflichtungen verurteilt. Aber nach seiner 24. Juli.
Freilassung wandte er sich an den neugewählten Kaiser Karl V., daß er den ungerechten Schiedsspruch durch sein Machtwort niederschlage. Zugleich griff der kriegerische Herzog Heinrich II. von Wolfenbüttel von neuem zu den Waffen und richtete im Hildesheimschen einen furchtbaren Schaden an. Umsonst suchten mehrere benachbarte Fürsten zu vermitteln; er ritt nächtlicherweile von Zerbst weg und erklärte, daß er die Streitsache allein der kaiserlichen Entscheidung unterwerfe.

Zu diesem Behuf reiste er in Begleitung von Erichs Gemahlin nach Brüssel und erwirkte ein kaiserliches Mandat, kraft dessen die Gefangenen sofort „betagt", d. h. vorläufig in Freiheit gesetzt und der ganze Streithandel auf dem nächsten Reichstag entschieden werden sollte. Dagegen legte die andre Partei Verwahrung ein und bestand auf der Ausführung des schiedsrichterlichen Spruchs; als der Kaiser zu dem Wormser Reichstag nach Deutschland zog, suchten der Herzog von Lüneburg und sein Verbündeter, der Bischof von Hildesheim, persönlich die kaiserliche Bestätigung des fürstlichen Schiedsspruchs zu erlangen. Aber Karl vergaß ihnen nie ihre französischen Sympathien; er änderte nichts an seinem ersten Befehl. Vergebens drangen in Worms die Bevollmächtigten von Lüneburg auf rasche Erledigung; sie wurden mehrere Wochen hingehalten, so daß Herzog Heinrich die Regierung seinen beiden Söhnen Otto und Ernst übertrug und sich nach Frankreich begab, um dort gegen Habsburg zu wirken, oder was wahrscheinlicher ist, weil ihn Anna von Kampen dazu beredete, denn „der gute Fürst war mit der leichtfertigen Plage der Beischläferinnen behaftet". Durch diese Kundgebung seiner französischen Gesinnung erbitterte der Lüneburger Fürst den Kaiser noch mehr. Gegen Ende des Wormser Reichstags ließ er daher ein strenges Mandat 27. Mai 1521.
ausgehen, worin beiden Teilen bei Verlust ihrer Regalien und Reichslehen und unter Androhung der Acht und Aberacht geboten war, „alle eroberten Städte, Schlösser, Flecken und Güter innerhalb eines Monats in des Kaisers Hand zu geben, alle Gefangenen loszulassen und sich in betreff des Lösegelds und andrer Forderungen dem Urteile der vom Kaiser ernannten Kommissäre zu fügen". Als solche wurden ernannt: die Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, denen noch der Offizial von Trier beigeordnet ward. Diesem Befehl kamen aber weder die Lüneburger Fürsten

noch der Hildesheimer Bischof nach, vielmehr schlossen sie die „eingemahnten“ Gefangenen, die das Lösegeld nicht zahlten, in feste Kerkermauern ein. Der Kaiser sprach daher
21. Juli 1521. die Acht über die Ungehorsamen aus und übertrug die Vollziehung derselben dem König Christian II. von Dänemark-Holstein und den Herzögen von Wolfenbüttel und Kalenberg. Nun nahm die Hildesheimer Stiftsfehde einen schärferen Charakter an. Die beiden Herzöge, denen bei der Vielgeschäftigkeit des Dänenkönigs die Bestrafung der Geächteten hauptsächlich überlassen war, verfehlten nicht, an ihren Gegnern blutige Rache zu nehmen. Sie fielen sengend und brennend über die Länder her, und da ihnen weder das Reichsregiment noch die benachbarten Fürsten Einhalt zu thun wagten, so eroberten sie einen Landesteil nach dem andern, bis durch sächsische Vermittelung zwischen den hadernden Linien des stammverwandten Hauses eine Aussöhnung zu stande kam. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt, die Kriegsschäden ausgeglichen, die Erbverträge erneuert. Länger dauerte der Kampf im Hildesheimischen. Unterstützt von Geldern und von Münster, setzte Bischof Johann den Kampf fort, bis
1523. Kapitel und Landstände ohne sein Zuthun sich endlich in dem Quedlinburger Vertrag mit den Herzögen von Wolfenbüttel und Kalenberg dahin verglichen, daß der größere Teil des eroberten Landes den Vollstreckern der Acht überlassen ward und nur noch die Stadt Hildesheim nebst den drei Ämtern Peine, Steuerwald, Marienburg Stiftsland blieb. Kaiser Karl bestätigte das Übereinkommen von Quedlinburg und belehnte die Herzöge mit den gewonnenen Territorien. Auch der Papst gab seine Zustimmung. Fortan hieß das Bischofland von Hildesheim „das kleine Stift“. Ein späterer Versuch des Bischofs, auf Grund einer streitigen Auslegung der Vertragsworte und mit Hilfe des Papstes die verlornen Territorien wiederzugewinnen, scheiterte an der Unthätigkeit des Reichskammergerichts. Wie gern auch später, als Wolfenbüttel und Kalenberg der evangelischen Lehre beitraten, der Kaiser dem Ausspruch des Papstes Folge gegeben hätte, so konnte er doch nicht durchdringen, da die Entschädigungskosten für die Achtvollstreckung, die den Herzögen nicht verweigert werden konnten, auf drei Millionen berechnet wurden. So blieben die Stiftsländer bei Braunschweig, bis der Dreißigjährige Krieg auch in dieser Sache eine neue Wandlung schuf.

4. Luther im Bann und die öffentliche Meinung.

Luthers Standpunkt. Unter vielen inneren Kämpfen, unter Schwankungen und Widersprüchen war Luther, von Stufe zu Stufe fortschreitend, zu dem Standpunkte gelangt, daß er sagen konnte: „Ich glaube ein christlicher Theologe zu sein und im Reich der Wahrheit zu leben; daher lasse ich mich von keiner Autorität gefangen nehmen, das auszusprechen, was ich als Wahrheit erkannt habe, nämlich die Offenbarung Gottes, die ich in der Bibel finde.“ Auf diesem Standpunkte bewegte er sich schon, als er noch auf dem Boden der katholischen Kirche zu stehen vermeinte; es kam ihm schwer an, mit seiner Vergangenheit zu brechen, die Vorstellungen und Gedankenkreise, in denen er von Jugend auf gläubigen Herzens gewandelt, wurzelten tief in seiner Seele. Sie erfaßten ihn immer da am lebhaftesten, wo ihm im persönlichen Gespräch die alten Anschauungen vorgeführt, die Folgen eines Heraustretens aus den gesetzlichen Schranken nahe gebracht wurden. Er hat mit sich selbst gerungen wie ein Held und Märtyrer, und gerade

diese Scheu, den entscheidenden Schritt zu thun, den kirchlichen Autoritäten öffentlich zu entsagen, hat seinem Streben und Thun das Gepräge der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit verliehen, muß sein Arbeiten und Fortschreiten als einen ehrlichen Kampf des Gewissens und der Überzeugung gegen Gewohnheit und Überlieferung erscheinen lassen. Er hatte sorgfältig vermieden, die Brücke der Verständigung und Ausgleichung niederzureißen, und in den Verhandlungen mit Miltiz hatte er mehr Entgegenkommen bewiesen, als er vor sich selbst rechtfertigen konnte; es waren seine Gegner, die, indem sie das herrschende System mit allen seinen Gebrechen und Mißbräuchen aufrecht erhalten wollten, ihn immer weiter trieben, von einer Konsequenz zur andern, bis er zu den Prinzipien kam, wo die Wege sich auf immer schieden, wo ein neuer Aufbau im Gegensatz zu der überladenen scholastischen Kirche begonnen werden mußte. Und auch zu diesem kühnen Unternehmen wurde der Wittenberger Augustinermönch weniger durch den eignen Reformationstrieb, als durch die rastlose Thätigkeit seiner Gegner gedrängt.

Eck in Rom und die Wittenberger Theologen.

Dr. Eck hatte nach seiner Rückkehr von Leipzig eine Schrift „über den päpstlichen Primat“ verfaßt, worin er Luthers Ansichten über Papst und Konzile bekämpfte und zu widerlegen suchte. Mit dieser Abhandlung und mit Auszügen aus den bisher erschienenen Schriften des Wittenberger Reformators eilte er mitten im Winter nach Rom, um dem Papst sein Buch zu überreichen und die Verurteilung des Gegners persönlich zu betreiben. Er fand eine gute Aufnahme am römischen Hof und bei den Kardinälen. Zur Prüfung wurde ein eignes Glaubensgericht von fünf Mitgliedern niedergesetzt, unter denen sich Cajetan und Eck selbst befanden. Schon am 3. Mai konnte der Ingolstädter Theologe seinen Freunden triumphierend melden, daß die Sache in gutem Gange sei. Die Freunde Luthers gerieten in Sorge und suchten ihn durch Vorstellungen zu größerer Mäßigung und Behutsamkeit zu bewegen. Er antwortete: „Der Krieg, der da kommt, ist ein Krieg des Herrn, Gottes Wort ist das Schwert.“ Er schrieb an den Erzbischof von Mainz und an den Bischof von Merseburg, so er irre, solle man ihn seiner Irrtümer überweisen, aber nicht ungehört verdammen; er verteidigte gegen Johann von Schleinitz, Bischof von Meißen, der ein strenges Verbot gegen die Abendmahlspredigt erlassen hatte, seine Ansichten in einer eignen Schrift. Sein Mut und seine Kampflust wuchsen mit der Menge der Widersacher, mit der Größe der Anfechtungen. In einer „Trostschrift für die Mühseligen und Beladenen“, die er seinem Kurfürsten widmete, weht ein poetisch-mystischer Hauch voll Gottvertrauen und christlicher Ergebenheit in äußeren Leiden und Widerwärtigkeiten. In einer Predigt „von guten Werken“ bezeichnet er den Glauben als das höchste und erste gute Werk, als das Gewissen zu Gott, aus dem die wahren guten Werke hervorgehen, im Gegensatz zu der von der Kirche vorgeschriebenen Werkheiligkeit. Den theologischen Fakultäten von Löwen und Köln, die vom Kardinal Hadrian, dem nachherigen Papst, ein Belobigungsschreiben empfingen, weil sie die „verpestenden Irrtümer“ Luthers

10*

verdammt hatten, hält er ihr leichtsinniges und ungerechtes Verfahren vor und ruft ihnen zu: „Christus wird richten, er ist lebendig!“ Gegen einen Leipziger Franziskaner, Augustin von Alveld, der ein Sendschreiben über das göttliche Recht des Papsttums an ihn gerichtet, führt er aus, welche Mißhandlungen die Christenheit, insbesondere Deutschland, seit Jahrhunderten von Rom erlitten, und deutet an, wohl von hussitischen Schriften angeregt, daß von einer Obergewalt oder Vorsteherschaft des Petrus im Apostelkollegium im Neuen Testament keine Spur sich finde, daß die Kirche als eine Versammlung aller Gläubigen auf Erden zu betrachten sei, die auch ohne monarchische Spitze gedacht werden könne. Das Reich Gottes bestehe in der Gemeinschaft mit Christus durch den Glauben. Wohl sei das Papsttum nicht ohne Gottes Zulassung in der Welt, aber „weniger aus einem gnädigen, als aus einem zornigen Ratschluß Gottes, zur Plage der Welt“. Man solle sich daher demselben unterwerfen, seine Gewalt in Ehren halten und es mit Geduld tragen, „gleich als wenn der Türk über uns wäre“; in Glaubenssachen jedoch „soll der Papst unter Christo bleiben und sich lassen richten durch die Heilige Schrift“. Auch Melanchthon trat für den von allen Seiten angegriffenen Amtsgenossen in die Schranken in einer vortrefflichen Apologie Luthers gegen eine lateinische Schrift, die einen italienischen Gelehrten als Verfasser angab, die aber von vielen dem Leipziger Professor Emser zugeschrieben ward. Er weist darin geschichtlich den Ursprung des Papsttums nach und vindiziert den Deutschen das Recht, sich eine eigne von Rom unabhängige Kirchenverfassung zu geben.

Die Bannbulle. 1520.

Unter solchen geistigen und litterarischen Kämpfen, an denen das ganze gebildete Deutschland das regste Interesse nahm, wurde in Rom der Schlag geführt, der den Wittenberger Mönch zermalmen sollte. Durch das Schreiben eines sächsischen Edelmanns, Valentin Teutleben, der sich in Rom befand, war der kurfürstliche Hof von der in der päpstlichen Umgebung herrschenden Stimmung und von der bevorstehenden Exkommunikation Luthers unterrichtet worden. Anstatt aber dadurch auf andern Sinn gebracht zu werden, nahm Friedrich in seinem Antwortschreiben ganz die Partei des Bedrohten, und bemerkte am Schluß, daß Luthers Sache bereits die Sache der deutschen Nation geworden sei und daß ein gewaltthätiges und übereiltes Vorgehen ein allgemeines Ärgernis geben und Bewegungen hervorrufen möchte, welche dem römischen Stuhle und andern verderblich werden könnten. Auch Luther erhielt Kunde von dem Vorhaben; aber aus einem Brief an Spalatin vom 9. Juli ersieht man, daß er mutig und standhaft dem Sturm entgegensah.

„Statt der besseren Unterweisung, die ich stets begehret, hat man mich verlästert, und als ich bereit war, zu schweigen, hat man mich mit Gewalt in den Streit gezogen. Nun aber will ich meines Lehramts treu und fleißig warten. Ich bin genug mit Sünden beladen, aber ich will nicht noch die unverzeihliche Sünde zu den andern hinzufügen, daß ich, ein Diener der Wahrheit, stumm zusehe, wie dieselbe verachtet und zum Scha-

den so vieler tausend Seelen elendiglich entstellt wird. Ich bin allezeit bereit, innezuhalten und stille zu stehen, nur daß sie nicht verbieten, göttliche Wahrheit öffentlich zu lehren und zu bekennen. Und weil mein Gemüt also steht, kann ich mich nicht weder vor Dräuungen fürchten, noch mich durch gute Worte und Verheißungen bewegen lassen."

Als Luther diese Worte an den Freund schrieb, war die berühmte Bannbulle vom 16. Juni 1520, zu deren Erlassung Papst Leo X., nachdem vier Sitzungen des Konsistoriums in der Sache abgehalten worden waren, nur mit Mühe gebracht wurde, bereits ausgefertigt. Nach einem pomphaften Eingang, in welchem der 74. Psalm nachgeahmt, Luther für einen wilden Eber, der den Weinberg Gottes verwüstet, erklärt, Christus selbst, Petrus, Paulus und alle Heiligen zum Schutze der angefochtenen Kirche sich zu erheben angerufen werden, zählt sie einundvierzig Sätze aus Luthers Schriften, insbesondere die Aussprüche über die Autorität des Papsttums und der Kirche als ketzerische Irrtümer auf, welche zu lehren oder anzunehmen bei Strafe des höchsten Bannes, des Verlustes aller Würden und Ämter, bei Acht und Aberacht verboten wird. Die Schriften, worin diese Sätze enthalten sind, sollen verbrannt werden. Luther selbst und diejenigen seiner Freunde, die in der Bulle mit eingeschlossen waren, sollten innerhalb 60 Tagen sich entweder in Person in Rom zum Widerruf einstellen, oder denselben in gehöriger Form schriftlich einsenden. Würde diese Frist versäumt, so sollte Luther als ein hartnäckiger Ketzer, ein verdorrter Ast, von der Christenheit abgehauen werden und alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten sollten gehalten sein, ihn und seine Anhänger gefänglich einzuziehen und auf Verlangen nach Rom zu liefern. Alle Orte, wo er und seine Mitschuldigen sich aufhalten würden, wurden mit dem Interdikt bedroht. In allen Domkirchen sollte die Bulle verlesen und an den Thüren angeschlagen werden.

Aufnahme u. Wirkung der Bulle.

Triumphierend kehrte Eck nach Deutschland zurück, begleitet von dem Legaten Hieronymus Aleander, einem klugen, weltgewandten Prälaten, dem seine humanistische Bildung die Stelle eines Oberaufsehers der vatikanischen Bibliothek verschafft hatte. Sie hatten den Auftrag, die Publikation der Bannbulle zu bewirken. Aleander begab sich zum Erzbischof von Mainz, und Dank seiner Thätigkeit wurde in den Rheingegenden und in den Niederlanden, vorab in Köln, Mainz und Löwen, die Exkommunikation gegen Luther verkündigt und die Verbrennung seiner Schriften angeordnet. Eck selbst, zum päpstlichen Bevollmächtigten erhoben, wandte sich nach Sachsen, um den Feind im eignen Lager aufzusuchen. An den Domkirchen zu Brandenburg, Meißen und Merseburg wurde die Bulle angeschlagen. Aber er konnte bald gewahr werden, daß in den sächsischen Landen, daß in ganz Mitteldeutschland kein Boden für seine Wirksamkeit sei. Nicht nur daß Miltiz, daß die meisten Bischöfe den übermütigen Eindringling in ihre Gerechtsame mit Ärger betrachteten und ihm entgegenarbeiteten, in vielen Städten wurde die Bulle nicht zugelassen oder, wo sie angeheftet war,

beschimpft und abgerissen, Eck selbst mit Insulten überhäuft, mit Schmähschriften und Spottliedern verfolgt und oft in solche Gefahr gebracht, daß er sich in Klosterräumen verbarg oder nächtlicherweile den Ort wechselte. Die Universität Wittenberg, wohin er von Leipzig aus die päpstliche Urkunde einsandte, verweigerte die Bekanntmachung. Man ließ Luther und Karlstadt an den Sitzungen teilnehmen, in denen über die Bulle Beschluß gefaßt ward. Allenthalben erhob sich ein Schrei des Zornes und der Entrüstung über das parteiische Verfahren des römischen Hofes, der ein Verdammungsurteil gefällt, ohne den Angeklagten gehört zu haben, und den ausgesprochenen Gegner zum Vollstrecker ersehen. Vor allem war das Rechtsgefühl der Nation dadurch verletzt, daß in dem ganzen Aktenstück von Besserung der eingerissenen Schäden nicht die Rede, ja selbst in der schmählichen Ablaßsache nicht die mindeste Konzession gemacht war. Das Volk sah in der Exkommunikation nur das Erzeugnis persönlicher Rache, zu der die Kurie ihren Arm geboten. Diese Stimmung, die sich unter allen Ständen kund gab, stärkte in Luther die Überzeugung, daß die deutsche Nation auf seiner Seite stehe, daß er eine prophetische Mission zu erfüllen habe. Wir werden sogleich die Flugschriftenlitteratur kennen lernen, in denen sich die in den deutschen Gauen herrschende Gesinnung aussprach. Nach dem Beispiel des Reformators wandte sich die gesamte oppositionelle Presse an das Volk, indem sie in einer Menge populärer Flugblätter, oft mit charakteristischen Holzschnitten ausgestattet, in Pamphleten, satirischen Gesprächen, Gedichten die Gebrechen der Kurie, die Laster der Geistlichen, den Verfall der Lehre und christlichen Sitte schilderte, Luthers Vorgehen rechtfertigte, seine Gegner mit der Geißel des Spottes und der Invektive verfolgte und dem Haß und der Verachtung preisgab. Aus allen Kreisen erhielt der Gebannte Beweise der Teilnahme und Zustimmung. Von Huttens litterarischer Thätigkeit ist schon früher die Rede gewesen. Jetzt schrieb er Glossen zu der Bannbulle und trat mit Luther in brieflichen Verkehr. Silvester von Schaumburg, ein trefflicher frommer Rittersmann, sagte dem Reformator, falls er verfolgt würde, den Schutz und Beistand von hundert Rittern zu; Franz von Sickingen bot ihm auf der Ebernburg eine sichere Zufluchtsstätte an; von allen Seiten trafen ähnliche Anerbietungen in Wittenberg ein. So gehoben und getragen von dem Geiste der Nation ging Luther kühner voran. Je bestimmter sich die öffentliche Meinung für ihn aussprach, desto mehr befestigte sich in dem Kurfürsten der Entschluß, den Universitätslehrer nicht durch die Schrecken der Kirchengewalt unterdrücken zu lassen. Blieb er auch persönlich ein gläubiger Sohn der Kirche, so empörte ihn doch der Gedanke, daß ein andrer, welcher gute Gründe zu abweichenden Ansichten haben mochte, darum der Rache der Kurie ausgeliefert werden sollte. Luther aber schrieb an Spalatin: das Evangelium soll nicht mit Gewalt und Blutvergießen verfochten werden, sondern durch das Wort, und dieses Wort gebrauchte er jetzt mit einer Kraft, daß es in seiner Hand zu einem scharfen schneidigen Schwert wurde. In drei

Schriften, die vom Juni bis zum Oktober aufeinander folgten, legte er „die Grundzüge zu einer neuen Gesellschaftsordnung, zu einer neuen Ethik, zu einem neuen Kultus". 1520.

In der Flugschrift: „An den Kaiser und den christlichen Adel deutscher Nation" wird in meisterhafter Sprache und mit zündender Beredsamkeit dargelegt, daß man die Mauern, hinter welche der Romanismus sich verschanzt habe, niederreißen und eine neue deutsche Kirche aufbauen müsse; jetzt, da Gott dem Reich ein junges edles Blut zum Haupte gesetzt, sei für die deutsche Ritterschaft der Zeitpunkt gekommen, diesen christlichen Kampf auszufechten. Um jede Kirchenreform unmöglich zu machen, behaupte die Kurie, die geistliche Gewalt gehe über die weltliche, nur dem Papst stehe das Recht der Schriftauslegung und die Einberufung der Konzile zu. Gegen diese Sätze zieht Luther zu Felde. Nachdem er Gott angefleht, daß er ihm eine der Posaunen gebe, womit einst die Mauern Jerichos umgeworfen worden, „damit wir diese stroherne und papierne Mauern auch umblasen", widerlegt er die drei Behauptungen nacheinander: er spricht dem Klerus die höhere Weihe ab; alle Christen seien geistlichen Standes, das Priestertum eine Amtsführung. „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amtes halber allein, daß wir allesamt ein Körper sind, doch ein jegliches Glied sein eignes Werk hat, womit es dem andern dient. Das macht alles, daß wir eine Taufe, ein Evangelium, einen Glauben haben und sind gleiche Christen." Der Priester ist ihm nur ein Beamter, wie ein Staatsangestellter, er besitzt keinen „unauslöschlichen Charakter"; der Standesunterschied zwischen „Geistlichen" und „Weltlichen" ist eine Erfindung. Gegen Mißbrauch des geistlichen Amtes hat die bürgerliche Obrigkeit Recht und Pflicht einzuschreiten; wenn Geistliche, Bischöfe und Päpste Unrecht thun, sind sie zu bestrafen und abzusetzen. Die zweite Mauer, welche die Romanisten um sich gezogen, daß der Papst allein befugt und befähigt sei, die Heil. Schrift gültig auszulegen, wird als „freventlich erdichtete Fabel" erklärt und jedem Christen, der den gläubigen Verstand zur Schriftauslegung besitze, diese Befugnis zugesprochen. „Ist nicht die Eselin Bileams klüger gewesen als der Prophet selbst? Hat Gott da durch eine Eselin geredet gegen einen Propheten, warum sollte er nicht noch reden können durch einen frommen Menschen gegen den Papst?" Auch die dritte Mauer, „niemand möge ein Konzil berufen, als der Papst", fällt unter den Kolbenschlägen Luthers zusammen. Zu einem rechten und freien Konzil gehört nach ihm die Mitwirkung der Laien, insbesondere der Fürsten als der Vorsteher der christlichen Gemeinde. Er fordert ein von dem Kaiser in Verbindung mit den Landesfürsten angeordnetes allgemeines und freies Konzil, das die in der Kirche herrschenden Gebrechen und Mißbräuche abstellen und einen neuen, dem Evangelium entsprechenden Kirchenbau aufführen sollte. Anhebend von dem Papst, dem er Krone und Schlüssel und alle weltlichen Güter abnehmen und dafür Bibel und Gebetbuch in die Hand geben will, entwirft er ein langes Sündenregister von den zahllosen Übelständen, Erpressungen, unchristlichen Handlungen und Einrichtungen, die das freie Konzil abschaffen möge. Der päpstliche Hofstaat solle beseitigt, das Kardinalkollegium aufgelöst, die Legaten aus dem Lande gejagt werden, das Abgabesystem mit den Annaten, Palliengeldern, Papstmonaten, Türkenzehnten und wie die Erpressungsmittel alle heißen, sollte aufhören. „Bischof und Pfarrer ist bei S. Paul ein Ding; von Bischöfen, wie sie jetzt sind, weiß die Schrift nichts. Jede Gemeinde habe einen Bischof oder Pfarrer. Das Priestercölibat soll fallen. Die wilden Kapellen und Feldkirchen, wohin die Wallfahrten gehen, sollen zu Boden verstört werden; die Feste soll man alle abthun mit Ausnahme des Sonntags, denn sie sind, wie auch die Kirchweihe, Jahrtage, Seelenmessen nur Anlässe zu allerlei Sünde." Auch die Klostergelübde sollen aufgehoben, die Klöster und Stifter in Erziehungs- und Lehranstalten verwandelt, der Unterricht von der Universität bis zur Volksschule verbessert und der Vernunft und Bibel mehr angepaßt werden. Zum Schluß nimmt die agitatorische Schrift einen patriotischen Schwung gleich Huttens Reden

An den christl. Adel deutscher Nation.

und Gedichten. Es beleidigt sein Nationalgefühl, daß die Romanen sich rühmten, das römische Reich auf die Deutschen gebracht zu haben: „Ja, Namen und Titel haben sie uns gegeben, um uns zu Knechten der allerlistigsten Tyrannen zu machen. Der Papst frißt den Kern und wir spielen mit den ledigen Schalen. Sie haben allezeit unsre Einfalt mißbraucht zu ihrem Übermut und Tyrannei. Hat der Papst uns das Kaisertum verliehen, wohlan, so gebe er heraus Rom und was er hat vom Kaisertum, er gebe uns wieder unsre Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele und laß ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebührt." „Ach Christe, mein Herr," ruft er zum Schluß aus, „sieh herab, laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom. Hier sitzt der Mensch, davon Paulus gesagt hat, der sich soll über dich erheben und in deiner Kirche sitzen, sich stellen als einen Gott: der Mensch der Sünden und der Sohn der Verdammnis." Der Eindruck der Schrift war ein überwältigender; „sie wirkte wie das Wetterleuchten, das ein neues Zeitalter ankündigt". Wenige Wochen nach ihrer Ausgabe, am 18. August, waren bereits viertausend Exemplare vergriffen. „Niemals vorher ist die deutsche Sprache mit dieser Freiheit, mit so viel Fülle, mit solcher Gewalt über den Ausdruck, mit dieser Meisterschaft über alle Töne des Zorns und der Liebe gehandhabt worden. Das Bibelwort gehorcht dieser Feder, wie das derbe Volkssprichwort."

„Von der Freiheit des Christenmenschen" u. „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche".

Hatte Luther in dem feurigen Aufruf an den deutschen Adel die schadhaften Seiten der römischen Kirche dargelegt, und die Grundzüge einer neuen Gesellschaft, eines neuen evangelischen Gottesreichs gezeichnet, so suchte er in dem Büchlein „Von der Freiheit des Christenmenschen" eine neue Sittenlehre aufzubauen, kraft deren nicht die Übung der guten Kirchenwerke den Menschen vor Gott gerecht macht, sondern wahrhaft gute Werke vielmehr nur von einem gerechtfertigten und versöhnten Menschen gethan werden, aus einem gläubigen Herzen hervorgehen können. Endlich in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" entwarf er eine neue Ordnung des Gottesdienstes gegenüber den scholastischen Kultusgebräuchen. Wenn er dort mit mystischer Vertiefung den Glauben, d. h. den inneren Wechselverkehr zwischen Gott und dem Menschen, und die Liebe, durch welche er sich der Welt dienstbar macht, als die Quelle echter Frömmigkeit und Sittlichkeit ohne Rücksicht auf künftige Belohnung darstellt, die in dem Spruche wurzeln: „wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde", zeigt er hier, daß das neue Babel das Volk des Neuen Bundes durch einen von Menschensatzung herrührenden erdichteten Gottesdienst in einer ähnlichen Knechtschaft halte, wie das alte Babylon das Volk des Alten Bundes. Schon am Schlusse seines Aufrufs an Kaiser und Adel hatte Luther eine Schrift in Aussicht gestellt, die noch tiefer ins Fleisch einschneiden werde: „Wohlan! ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von meinen Widersachern. Jucket sie das Ohr, so will ich's ihnen auch sagen und die Noten aufs höchste stimmen." Und in der That hat er sie aufs höchste gestimmt. Indem er in dieser Schrift nicht nur die Messe, die Wandlungslehre, die sieben Sakramente an der Hand der Bibel einer vernichtenden Untersuchung unterwirft, nur zwei Sakramente, Taufe und Abendmahl bestehen läßt und wie in dem Büchlein von der Freiheit des Christen, den Wert und die Wirksamkeit jeder religiösen Handlung von dem Glauben des Thuenden oder Empfangenden an das Wort Gottes abhängig macht, zerstört er den ganzen kirchlichen Organismus, wie er seit Jahrhunderten durch die Thätigkeit der Scholastiker war ausgebildet worden. Die Sakramente sind für Luther äußere Zeichen, dazu bestimmt, den Glauben zu reizen, weil wir „arme Menschen, die wir in den fünf Sinnen leben, ein äußeres Zeichen neben den Worten nötig haben, daran wir uns halten können". Aber das Wesen der Religion ist an diese Äußerlichkeiten nicht gebunden. In seiner Antwort auf die Bannbulle sagt er: „Die Sakramente mag man uns nehmen, versagen und verbieten, aber die Kraft und Gnade der Sakramente müssen sie uns ungebunden und unbenommen lassen. Gott hat nicht in ihre Gewalt und Mutwillen, sondern in unsern Glauben gestellet unser Heil und seine Gnade."

Miltiz gab auch jetzt noch nicht alle Hoffnung auf. Man hatte einst seine

diplomatische Geschicklichkeit so hoch gepriesen, und nun sollten ihm durch das taktlose Verfahren des zelotischen Wortfechters Eck alle Früchte seiner Bemühungen entrissen werden! Er hatte Luther zu einem Brief bewogen, der, wenn er auch nicht den gewünschten Widerruf enthielt, doch den Schreiber immer noch als treuen Sohn der Kirche erkennen ließ. Wenn es ihm gelang, vor der offiziellen Bekanntmachung der Bannbulle in dem Augustinermönch noch einmal die alte Ehrfurcht gegen Papst und Kirche zu wecken, ihn noch einmal zu einem ähnlichen Sendschreiben an den heil. Vater zu vermögen, so könnte vielleicht der Bruch noch immer vermieden, so könnte vielleicht die Bulle noch zurückgehalten werden. Die Hochachtung und Ehrerbietung, welche Luther stets gegen die Person Leos X. an den Tag gelegt, konnte als Zeichen der Unterwürfigkeit und des Gehorsams günstig ausgelegt werden. Auch der kurfürstliche Hof sah es gern, wenn die äußersten Schritte vermieden würden. So wurden nun aufs neue mit Luther Unterhandlungen eingeleitet. Wir wissen, daß Miltiz Ecks Auftreten in Sachsen als eine persönliche Zurücksetzung betrachtete; er stellte daher dessen Thätigkeit bei Verbreitung der Bulle als eigenmächtige Anmaßung, als Überschreitung seiner Befugnisse dar. So schrieb denn Luther den dritten Brief an den Papst; für den Vermittler Miltiz sollte er die letzte Brücke einer friedlichen Ausgleichung werden, deswegen wurde er auf den 6. September 1520 zurückdatiert, damit die Bannbulle noch ignoriert werden konnte. Aber in der That wurde das Schreiben zum Scheidebrief. Was Luther bereits durch die erwähnten Schriften innerlich vollzogen, das bekundete sein letzter Brief an den Papst äußerlich.

Vereitelte Unterhandlungen.

Indem Luther dem Papst sein Büchlein von der Freiheit des Christen zusendet, gleichsam als Resultat des dreijährigen Kampfes, auf dessen Entstehung und Gang er zurückweist, spricht er mit der größten Freimütigkeit, wenn auch schonend und voll Ehrerbietung gegen die Person des gegenwärtigen Papstes, von der Entartung der Kirche und des römischen Stuhls, nicht um eine Besserung herbeizuführen, sondern um die Gründe anzudeuten, die ihn zur Ausscheidung bewogen. Die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste gewesen, sei zur Mördergrube, zum Bubenhaus, zum Haupt und Reich aller Sünde geworden: vergebens habe er mit dem Salz der alten Propheten die Greuel aufgedeckt; nach wie vor sei von Rom aus die Welt betrogen und geschädigt worden. „Es sollte wohl Dein und Deiner Kardinäle Werk sein, daß Ihr dem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, Pferd und Wagen geben nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allezeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du ein Papst worden bist in dieser Zeit. Der römische Stuhl ist Deiner und Deinesgleichen nicht wert, sondern der böse Geist soll Papst sein, der auch gewißlich mehr denn Du in den Babylonen regieret. Ist's nicht wahr, daß unterm weiten Himmel nichts ist Ärgeres, Vergifteteres, Gehässigeres als der römische Hof, der da weit übertritt der Türken Untugend, daß es wahr ist, Rom sei vor Zeiten gewesen eine Pforte des Himmels und ist nun ein weit aufgesperrter Rache der Hölle!" „Dieweil ich nun sehe, daß dem römischen Stuhl nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, hab ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief gegeben und gesagt: Ade, liebs Rom, stinke fortan und bleibe unrein für und für." Als er ausgesprochen, was ihn die Heil. Schrift gelehrt, da habe der böse Geist den Johann Eck wider ihn ausgesandt, der habe

Luthers Absagebrief an den Papst.

ein Wörtlein vom Papsttum, das ihm von ungefähr in der Disputation entfallen, aufgegriffen, um sich an demselben den Ruhm eines Gottesstreiters und Kirchenhelden zu erfechten. „Ich bin dem Hader feind," heißt es gegen den Schluß, „will niemand anregen noch reizen; ich will aber auch ungereizet sein. Werde ich aber gereizet, will ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein." Es ist der Ausdruck des klaren Bewußtseins, daß der Wittenberger Doktor auf immer mit der römischen Kirche gebrochen habe, und des festen Entschlusses, auf dem betretenen Weg fortzuwandeln. „Daß ich sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts daraus; das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, soll und darf nicht gefangen sein." So trennte sich ein Mann von dem, was er einst geliebt und als unwürdig erkannt hatte.

Das Feuerzeichen vor dem Elsterthor.

Nach diesem Schreiben und nach den gleichzeitigen Flugschriften war kein Raum mehr zu Kompromissen und Versöhnungsmitteln. Und Luther selbst schnitt durch das Feuerzeichen in Wittenberg für immer das Tafeltuch entzwei zwischen Romanismus und Luthertum, oder, wie er sich bereits ausdrückte, zwischen dem Reich Christi und dem Reich des Antichrists. Ermutigt durch den lauten Ruf der Freiheit, der durch die deutschen Gaue schallte und der gerade damals in dem gleichfalls gebannten Hutten seinen beredtesten Wortführer hatte, und empört über das Verbrennen seiner Schriften in einigen Gegenden und über das freche Auftreten des Ingolstädter Theologen, der mehrere angesehene Männer, unter ihnen die Nürnberger Patrizier Wilibald Pirckheimer und Lazarus Spengler, als Gesinnungsgenossen des Wittenberger Ketzers mit der Exkommunikation belegte, und mit Beihilfe des ängstlichen Stadtrats zur Unterzeichnung einer Absagungsformel brachte, ließ Luther eine heftige Schrift ausgehen „wider die Bulle des Antichrists", worin er seine angegriffenen Sätze verteidigte und die Ungerechtigkeit der Gegner scharf darlegte, und unternahm dann einen Schritt, der ihn und seine Anhänger durch eine unübersteigliche Kluft von der römischen Kirche trennte. Nach einer Einladung der akademischen Jugend am schwarzen Brett zog er an der Spitze der ganzen Studentenschaft und vieler Bürger vor das Elsterthor, wo ein Holzstoß errichtet und angezündet war, und warf die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch in die Flammen mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!"

10. Dez. 1520.

Zur Signatur der Zeit.

Das Flammensignal vor dem Elsterthor bezeichnete den Anbruch eines neuen Tags in der Entwickelung des religiösen Lebens der christlichen Menschheit. Es leuchtete wie die Feuersäule Mosis dem gesamten deutschen Volk auf den dunkeln Pfaden zu dem verheißenen Lande, zu der Heimat und Ruhestätte der Seele. Ein mächtiger Zug von Begeisterung durchwehte damals die deutschen Lande. Die Begriffe von Vaterland und Nationalität kamen den deutschen Stämmen und Städten im Norden und Süden zum erstenmal zum Bewußtsein, neue Gefühle und Hoffnungen von Freiheit durchzuckten die Herzen, alle idealen Güter, alle hohen Bestrebungen vereinigten sich in dem Rufe nach einer Reformation der Kirche, nach einer Rechtfertigung des Menschen vor Gott durch innere Seelenthätigkeit, durch Erfassen des Ewigen in gläubiger Hingebung. Wo man

hinblickte, regte sich frisches Leben: von jenseits des Meeres empfing man wunderbare Botschaften von neuen Welten und Menschen; aus der Schale der griechischen und hebräischen Sprache drang der göttliche Geist der Heil. Schrift in die Kreise der Gelehrten und Gebildeten, unter das Volk; ein junger König war im Anzug, um die glänzendste Krone der Welt sich aufs Haupt zu setzen. Sollte jetzt nicht der rechte Zeitpunkt gekommen sein, in Staat und Kirche eine neue Ordnung zu gründen, aus dem Nebel des Mittelalters in das Sonnenlicht des jungen Tages zu treten? Aus den Briefsammlungen jener Jahre kann man ersehen, von welchen Hoffnungen und Erwartungen die Zeitgenossen erfüllt waren, mit welcher Begierde man die litterarischen Erscheinungen, besonders die religiösen Schriften der Wittenberger aufgriff, „wie sich Kreise von Freunden bildeten, die sie einander mitteilten, sie wieder drucken und dann durch Herumträger ausbreiten ließen: um die Käufer nicht zu zerstreuen, gab man denselben nur diese und keine andern Schriften mit; man empfahl sie von den Kanzeln". Besonders eifrig druckte man in Basel und Straßburg. Der Absatz war unglaublich. Wir wissen, wie viele bedeutende Männer neben Hutten auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen ein- und ausgingen. „Am gastlichen Tische sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der eine Flüchtling, der andre sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere, ist der Lehrer, der Ältere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet." Selbst solche Männer, die wie der berühmte Jurist Ulrich Zasius von Freiburg nicht ohne Bedenken auf das stürmische Vorgehen blickten und sich später abwandten, bekannten sich damals zu den Lehren Luthers über Ablaß, Beichte und Buße, zu seinen Schriften über die zehn Gebote, über den Galaterbrief. Ein großer Teil der deutschen Juristen erklärte sich wider die geistlichen Rechte; ein kaiserlicher Rat, Hieronymus von Endorf, sah es als einen Eingriff der geistlichen in die weltliche Gewalt an, daß der Papst die Anordnungen seiner Bulle einschärfte „bei dem Makel des Verbrechens der beleidigten Majestät, bei Verlust der Erbrechte und Lehen"; er rief den Kaiser auf, das nicht zu dulden. Mit Verdruß bemerkte Aleander, daß selbst die Geistlichkeit den kirchlichen Reformen zugethan war, daß der niedere Klerus aus Ärger über den hierarchischen Druck, daß die Augustiner und andre Ordensbrüder aus Neid über die Herrschsucht und den Übermut der Dominikaner sich nach Erlösung von dem römischen Joche sehnten. Was Luther und Hutten gegen den geistlichen Druck, gegen die Bullen und Breven, gegen die Eingriffe Roms in die Rechte der deutschen Kirche ausgehen ließen, fand in aller Herzen Wiederhall. Eine Fülle von neuen Gedanken und Vorschlägen drängte in die Öffentlichkeit. Alles Bestehende und Herkömmliche wurde einer scharfen Kritik unterworfen. „Ja die Idee erhebt sich, durch Gottes besondere Veranstaltung werde sich jetzt ein christliches Wesen von der deutschen Nation nach aller Welt hin ausbreiten, wie einst aus Judäa." Was seit Jahr-

zehnten die mystische und freisinnige Theologie eines Wessel und Kaisersberg in Schriften und Predigten gelehrt, was die Humanisten mit Ernst und Spott in Reden und Gedichten vorgeführt, das alles vereinigte sich jetzt zu einer gewaltigen bewußten Opposition wider Rom und die scholastische Kirchenlehre. Luther war der Mund des Volks geworden, die Reformation der Kirche war die Losung aller Parteien; in ihr vereinigten sich alle Richtungen der neuen Bildung, alle nationalen und freiheitlichen Bestrebungen, alle innerlichen religiösen Naturen, alle auf sittliche und geistige Erhebung gerichteten Gemüter, alles was sich nach Erlösung von der Knechtschaft des Mittelalters, von den Banden der Hierarchie und des Gesetzesdienstes sehnte. Wie sehr sich auch in der Folge die Wege schieden, wie sehr auch die Humanistenkreise sich trennten und auflösten, in diesen Tagen der Hoffnung waren alle liberalen Geister, alle Streiter gegen Finsternis, Aberglauben und Möncherei einig. Los von Rom, von den Fesseln des Papsttums, von dem düstern Bau der Scholastik, der den himmlischen Flug der Seele zu ihrer göttlichen Heimat hemmte und brach, war der Schlachtruf aller freisinnigen, nach Bildung strebenden Männer.

Der Zeitgeist in der Volkslitteratur.

Diese gehobene und angeregte Stimmung drang in die weitesten Kreise und gab sich in Schriften und Reden, in Satiren und Flugblättern kund. Wenn in den „Facetien" des Humanisten Bebel Anekdoten erzählt werden, in denen das Dogma von der Dreifaltigkeit in profaner Weise berührt ist oder von Petrus gesagt wird, er habe das Fasten so dringend empfohlen, um seine Fische besser verkaufen zu können; wenn in der deutschen Volkslitteratur, die wir bald näher werden kennen lernen, die Stachelreden und ironischen Ausfälle über Kirche und Klerus einen breiten Raum einnehmen, so kann man darin noch Nachklänge des Volksmutwillens erkennen, wie er schon im Mittelalter in den Narrenfesten und Schauspielen mitunter hervortrat: aber neben diesen Erzeugnissen lief eine Menge von „Pasquillen und Satiren" durch die Welt, die unter der Hand verbreitet für die unteren Volksklassen berechnet waren und in heftigen Invektiven gegen Rom, gegen die kirchlichen Mißbräuche, gegen Klerus und Mönchtum sich Luft machten. Indem sie die materiellen Notstände des Volks mit den Erpressungen und Bedrückungen der Hierarchie in Zusammenhang brachten, setzten sie weltliche und geistliche Interessen in Bewegung, gaben sie mächtige Impulse zu aufregenden Willensäußerungen, riefen sie Geister wach, die nicht leicht mehr zu bannen waren. Das Volk wurde belehrt, daß es sowohl um sein äußeres Glück als um seine Seligkeit betrogen werde. Zum erstenmal trat damals in Deutschland die geheimnisvolle Volkskraft zu Tage, die man als öffentliche Meinung bezeichnen darf. Und standen ihr auch noch nicht die Organe zu Gebote, die heute das Volksleben durchdringen und beherrschen, so dienten Blätter und Flugschriften, Spottgedichte, sprichwörtliche Reden, satirische Ausfälle, meistens mit Holzschnitten illustriert, zur Fortpflanzung und Verbreitung der Ansichten und Grundsätze, von denen die Gemüter erfüllt waren.

Gerade diese energische Beteiligung der Massen war entscheidend, bemerkt Oskar von Schade, ohne ihre Ausdauer wären die Führer erlegen, der Rachsucht ihrer Gegner zum Opfer gefallen und unsre Nation um die Glorie der schönsten That betrogen gewesen. Was nun die Massen damals alles bewegte, wie man sie für und wider anspornte, wie sie über das Ganze der Bewegung, über einzelne Erscheinungen, Ereignisse und Persönlichkeiten dachten, ihre religiösen, nationalen und sozialen Wünsche in all' ihrer Mannigfaltigkeit, — darüber erhalten wir die beste Auskunft in den zahllosen Flugschriften, die damals wie eine Flut übers Land fuhren. Sie kennzeichnen sich fast alle (sofern sie nicht bloße Zeitungen sind) durch ein scharfes satirisches Element, beispiellosen Freimut, mitunter durch große Derbheit und Leidenschaftlichkeit: denn wo eben die Massen frei eintreten und Massen in so sinnlicher Kraft, wie unsre Vorfahren damaliger Zeit, da kann von einem Überwiegen umsichtiger, leidenschaftsloser Ruhe keine Rede mehr sein. Diese Flugschriften behandeln die Zeitfragen in volkstümlicher, allgemein verständlicher Sprache, mit derbem Witze, kurz und bündig auf wenigen Blättern, höchstens wenigen Bogen, in Prosa und in Versen, als Lieder, Sprüche, in dialogischer oder dramatisierender Form mit interessanten, redenden oder handelnden Personen, bald roh, bald geschickt, je nach dem Bildungsstand und der Übung des Verfassers, oft mit scharfem Blick, gesundem Verstand und sittlichem Ernst, in siegesgewisser Gesinnung; fast alle sind dazu mit Holzschnitten ausgeziert, welche die redenden Personen darstellen, oder den Inhalt der Schrift versinnlichen oder karrikieren; — mußten sie nicht reißenden Absatz und Verbreitung finden, nicht von der aufgeregten Menge, die auf den unausbleiblichen Schlag immer begieriger wurde, mit Heißhunger verschlungen werden? Es bilden also die Satiren und Schmähschriften die ganze Reformationszeit hindurch einen eignen breiten Zweig der Litteratur, der neben seiner praktischen, unmittelbar ins Leben eingreifenden Bedeutung auch in litterarischer und sprachlicher Beziehung erkannt sein will.

Zu den ältesten Flugblättern aus der Periode, die man als „Deutschlands Not und Hoffnung auf Erlösung" bezeichnet hat, gehört „Der Kurtisan und Pfründenfresser", ein gereimtes Pamphlet über die unwürdige Ämterbesetzung in der Kirche. Schon in Bebels „Facetien" heißt es: „Es ist bejammernswert, daß heutzutage Pfründen und Kirchenämter gerade den Unwissendsten übergeben werden, besonders den Kurtisanen (Höflingen), welche nichts gelernt haben, aber nach Rom reisen und dort mit vielen Benefizien und Stellen versehen zur Verachtung wissenschaftlich gebildeter Leute wieder nach Hause zurückkehren, wahrhaftig zum größten Schaden der Kirche und der Seelen, da sie nichts lernen wollten und konnten, als Esel zu besorgen oder, wie sie selbst sagen, die Praxis der Kanzlei." Dieses Thema bildet auch den Inhalt des obigen Flugblattes. Es enthält zunächst eine Schilderung von dem ärgerlichen Leben der „Pfründenfresser", die das Land vergiften mit bösen Exempeln, unersättlich prassen und prunken, während die armen Pfaffen auf dem Lande, welche ihre Stellen versehen, mit der bittersten Not kämpfen. Aber Gottes Zorn wird hereinbrechen und dem Unfug ein Ende machen; die Fürsten sollen die Reformation in die Hand nehmen und sich des armen Volks erbarmen: Der Kurtisan und Pfründenfresser.

O ir fürsten und herren, lonts euch zu herzen gon!
Dann unrecht zu strafen hant ir geschworen,
Do ihr zu herren seint erkoren!

Eine andre Flugschrift aus dieser Zeit wendet sich gegen die Uneinigkeit, die Streitsucht und die Sittenlosigkeit der Ordensleute und meint, sie würden bald um ihrer Laster willen ausgerottet werden. Gott selbst habe ja den rechten Orden gestiftet: Gegen die Ordensleut.

Do er nemlich spricht also:
Du solt deinen nächsten lieben und auch Gott,
Das ist das höchst und öberst gebot.
Darzu der christliche orden,
Der selbs von Gott gestift ist worden:
Denn er siht an das herz und nit das kleid.

Um diesen Orden herzustellen, sollte von Kaiser und Papst ein Konzil berufen werden. In dieser Schrift ist des Papstes Recht und Gewalt noch anerkannt, wie in Luthers erstem Auftreten, darum auch seine Mitwirkung bei der Berufung des Konzils gefordert, und doch ist thatsächlich durch den Hinweis auf das einfache allen Christen geltende Ordensgesetz des Evangeliums der bindende Gehorsam der Christen gegen das Evangelium allein ausgesprochen und jede andre Gewalt, welche diese Freiheit gefangen nehmen will, als unberechtigt abgewiesen.

Clag und Bitt der deutschen Nation. Ein Schritt weiter in der Emanzipation von der alten Kirche wird in einem Gedicht von 178 Langzeilen gethan, das folgende Überschrift führt: „Ein clag und bitt der deutschen nation an den allmechtigen got umb erlosung auß dem gefenknus des Antichrist".

Erlos uns von dem antichrist zu Rom,
Der deine schäflein nit weidet, sunder bestrickt,
Mit seinen Gesetzen und tyrannei die unterdrückt.
Dein gebot und schrift er ganz veracht
Und erhebet seine gesetze mit großer pracht,
Daß wir nit dorfen glauben, hoffen und lieben dich,
Dringet uns zu seinem gedichte unchristlich,
Wil die heilige schrift ganz unterdrucken,
Deine scheflein also füret zur hellischen brucken.

Zwar haben wir mit unsern Sünden solches verschuldet, aber um Christi willen möge Gott nicht länger zulassen, „daß der Antichrist mit deinem heiligen Namen sein geiz und boßheit ausricht". Die Christen sollen blutige Thränen weinen, daß die Heil. Schrift unterdrückt ist und des Antichrists Gesetze und heidnische Kunst ihr vorgezogen. Darauf folgt eine Rüge gegen Ablaß und Heiligenverehrung, gegen das sinnliche Leben der Geistlichen, „die ärger seien denn die braminen, die zu Calicuck offentlich dem teufel dienen", gegen den Übermut des Papstes, der über alle Bischöfe gebieten wolle und „mit eiden sie bestricken, daß sie seint seine buttel und knecht", und doch habe das Papsttum gar keine Berechtigung. Man soll als heiligen Vater verehren

Der zu Rom sant Peters successor wird genannt,
Wie wol sant Peter in der weise Rom ist unbekannt:
Denn sie konen nimmer mer in der schrift beweren,
Daß sant Peter je sei komen auf die römische Erden.

Ein Klaglied aus der Schweiz. Es sind die Resultate der Leipziger Disputation, in populärer Form unter das Volk gebracht. Auch in dem aus der Schweiz stammenden Gedicht:

„Ich kan nit vil neues erdenken
Ich muß der katzen d'schellen anhenken"

wird Klage geführt über das Treiben des Antichrist („Endechrist") und den Ablaßhandel. Es sei großer Zweifel, „daß wir unsern Herrn Jesum Christ und sein Reich um Geld sollen kaufen", freilich käme den Schweizern die Auslage wieder auf anderm Wege ein, indem der Legat abkaufe „Seel, Ehr und Leben", indem er für den Papst Söldner werbe. Das Gedicht schließt mit einer Ermahnung zum Austritt aus den Klöstern:

Die jungen sollen die kutten abziehen
Und weit von dem kloster fliehen
Solten sich nehren mit ir hand arbeit,
Wie Got der vater hat geseit.
Die alten sol man lassen bleiben
In Gottes Dienst ir Zeit vertreiben
Biß daß sich endet ir leben.

Der Wolfgesang. Eine Flugschrift in prosaischer Form „das Wolfgesang" läßt den Eindruck erkennen, welchen der über Luther ausgesprochene Bann hervorbrachte; es gehe dem frommen Mann, wie es den heiligen Propheten ergangen, aber die Anfeindung seiner Lehre sei ein Beweis, daß sie der Heil. Schrift gemäß sei: „wan der from man Lutherus der welt wol gefiel, war ein gewiß zeichen, daß sin leer nit uß got war; wan das wort gottes ist ain feurig schwert, ein hammer, der die felsen zerknitscht und nit ein fuchsschwanz oder ein ror das sich ziehen lat nach unserem gefallen". Die Gefahren, die der Christenheit von Papst und Klerisei drohen, werden dann an verschiedenen Eigenschaften des Wolfs verdeutlicht. Von der schlimmsten Wolfsart sei es, wenn die Geistlichen die weltliche Gewalt anrufen, um Blut zu verlangen. Den Schluß bildet ein Ausfall gegen „Doktor Geck mit den lusigen prediger-münchen und andern schmeichler, murnarren (Murner) und Glotzharten" (Laienbrüdern). Überhaupt waren die drei Gegner Luthers: Eck, Murner und Emser der Gegenstand vieler satirischen Angriffe in lateinischer und deutscher Sprache. Der Murnarus Leviathan und noch mehr Eccius dedolatus oder der „gehobelte Eck" gingen von Hand zu Hand. In der letzteren Satire werden alle Fehler und Laster, deren man Eck beschuldigte, witzig in einer Krankheitsgeschichte vorgeführt: seine geschlechtlichen Ausschweifungen, seine Liebe zu Wein und Bier, seine Disputierlust, die ihn verleitet, gleich einem gewissenlosen Advokaten selbst den Wucher der Reichen zu verteidigen. Die Krankheit sitze im Herzen und unter dem Schädel und könne nur durch eine scharfe Kur gehoben werden. Ehe sich Eck derselben unterzieht, soll er beichten. Er beginnt mit Aufzählung aller seiner Titel und Ämter, worauf ihn der Beichtvater anfährt: „Das ist ja geprahlt und nicht gebeichtet", er solle seine Sünden und Laster bekennen und was ihn gegen Luther so aufgebracht habe. Nun folgt das Geständnis, daß er nur von Neid und Ruhmsucht und durch die Aussicht auf einen Kardinalshut und auf Gewinn wider ihn aufgetreten sei, daß er im Herzen mit Luther übereinstimme, aber die alte Regel befolgt habe, daß man anders reden als handeln müsse. Durch Prügel wird er dann von seinen Ecken und Unebenheiten gehobelt; das Haar wird ihm geschoren, um die Sophismen, Syllogismen, Propositionen, Korollaria, Porismata und dergleichen dummes Zeug aus dem Kopf zu verjagen. Ein Purgiermittel bringt dann seine Schriften, das empfangene Geld und ein Heer von Lastern zum Vorschein. Hagen schreibt die Satire dem Wilibald Pirckheimer zu, woraus sich der Haß des Angegriffenen gegen den Nürnberger erklären würde. Von der Zeit an, da Pirckheimer die erwähnte Unterwerfungsformel unterzeichnete, ging der treffliche Mann, der so thätig für die neue Wissenschaft gewirkt hatte, für die Reformation verloren. Verwandt mit dem „gehobelten Eck" war eine andre satirische Flugschrift: „Der triumphirende Hogstraten", worin die Mittel angegeben werden, wie man die neuen Lehren und die verderblichen Bücher unterdrücken könne: Verbrennen, Zensur, Schließen der Buchdruckereien, Bannfluch u. a. — Das Übel, unter welchem der gemeine Mann in jener Zeit furchtbar zu leiden hatte, war der Wucher. Auch von diesem hoffte er durch die Reformation befreit zu werden. Das Haus Fugger stand in dieser Beziehung nicht im besten Ruf; und es blieb unvergessen, daß einst Dr. Eck, um den Geldherren zu gefallen und zugleich seine Disputierkunst zu zeigen, in Bologna den Wucher öffentlich in Schutz genommen. Wenn nun Luther und seine Freunde dieses Übel bekämpften, so zeigt sich auch hier ein Gegensatz der alten scholastischen und der neuen evangelischen Richtung. Diese Parteistellung tritt besonders zu Tage in einem Gespräch aus dem Jahr 1520: „Von der

Murner Leviathan, der gehobelte Eck, der triumphierende Hogstraten.

Von der Gült.

Gült. Hie kompt ein beuerlein zu einem reichen burger. So kompt ein pfaff auch dazu und ein münch. Gar kurzweilig zu lesen". Der Bauer meint, die Gült (der hohe Geldzins gegen Unterpfand) sei ein „subteiler name" für Wucher, der nur dem Juden zieme, nicht dem Christen. Der Bürger rechtfertigt sein Verfahren und wird dabei von dem Pfaffen unterstützt; der Bauer aber meint: „ir hapt einen andern got dann wir armen; wir haben unsern Herrn Jesum Christum, der hat solichs gelt leihen verboten umb genuß". Der Mönch will ihn auch eines Besseren belehren; aber der Bauer bleibt dabei, daß das Geldleihen auf Pfand eine betrügerische Übervorteilung sei und daß „Gült immer mer wucher bleibt". So war denn auch in dieser Beziehung durch die Geistlichen das Evangelium der Nächstenliebe umgestoßen worden zu gunsten des mühelosen, faulen, trägen Reichtums und zum Schaden des ökonomisch und sozial immer tiefer sinkenden Landvolks; also auch von der rein sozialen Seite aus Grund genug, mit dem mittelalterlichen Wesen zu brechen, und hinlänglich angehäuftes Material des Hasses und der Verachtung gegen die Pfaffenwelt, die weder für die geistlichen Bedürfnisse des Volks ein Herz hatte, noch die materiellen Lasten desselben erleichterte, sondern vielmehr die Unterdrückung begünstigte und vermehrte. Was Wunder, wenn das Volk dem Manne, der die Axt an die Wurzel des faulen Baumes legte und wacker drauf los hieb, bald lauten Beifall zollte und seine Gegner mit furchtbarem Spott übergoß!

Dialogus von der zwitrachtung des Glaubens. Als die Verbrennung der Bannbulle die Parteiung schärfte, wird in einem Gespräch das Volk belehrt, daß die Bibel die einzige Quelle der Wahrheit sei: „Dialogus von der zwitrachtung des heiligen christlichen glaubens neulich entstanden, darin der mensch underricht wirt, wie er sich in denen und andern irrthumben halten soll". In einem andern Gespräch: „Ain schöner Dialogus von zweien guten gesellen genannt Hans Toll und Claus Lang, sagent vom Antechrist und seinen jungern" wird der Gedanke ausgeführt und an der Heil. Schrift nachgewiesen, daß der Papst der Antichrist oder „Endechrist" sei, daß in ihm die Worte in Erfüllung gehen 2. Thess. 2, 4: „Der Sohn der Verdammnis, der da ist widerwärtig dem Evangelio und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes und läßt sich anbeten, als sei er Gott." Luther habe dies aufgedeckt, darum erheben sie ein solch Geschrei wider ihn. *Die göttliche Müle.* In einem Schriftstück vom Jahr 1521 „Die göttliche Müle" wird ausgeführt, wie Gott in Luther und Erasmus von Rotterdam den rechten Müller und rechten Bäcker nach Deutschland gesendet habe, um die Mühle der wahren Lehre „zu erfolgung ewiger saeligkeit" wieder in Gang zu setzen. Eine andre Schrift zur Hälfte in Prosa, *Anred an die Mißgunstigen Luthers.* zur Hälfte in Reimzeilen: „Ein kurze anred zu allen mißgunstigen Doctor Luthers und der christlichen freiheit" sagt von Luthers Gegnern, sie seien durch Teufels Zuthun und Zauberei in Tiere verwandelt worden. Murner in einen Drachen, Wedel in ein Schwein, Emser in einen Bock, Aleander in einen Löwen, zur Strafe für den Widerstand, den sie der himmlischen und evangelischen Lehre des Reformators geleistet. „Ain schöner Dialogus oder gespräch so ain predigermünch Bembus genannt und ain burger Silenus und sein narr mit ainander haben" spricht die Ansichten des Bürgertums über die lutherische Neuerung aus, die als Strafgericht Gottes über den Geiz und die Habsucht der Mönche dargestellt wird. Zu den verbreitetsten *Der Karsthans.* Volksschriften aus dem Jahr 1520 gehört der „Karsthans" gegen Murner. Dieser wankelmütige Mann, dem wir noch auf dem Gebiet der deutschen Litteratur begegnen werden, hatte sich nach der Leipziger Disputation gegen Luther erklärt und mehrere Schriften wider ihn geschrieben. „Eine christliche und brüderliche Ermanung zu dem hochgelarten Doktor Martino Luter" ist gegen Luthers Schrift an den Franziskaner Alveld „vom Papsttum zu Rom" gerichtet. In der Flugschrift „An den großmechtigsten und durchlüchtigsten adel tütscher nation, daß sie den christlichen glauben beschirmen wyder den zerstörer des glaubens Christi, Martinum Luther" sucht er mit der Schrift „An den christlichen Adel" zu rivalisieren. Auf diese und andre Werke ist der „Karst=Hans" die satirische Entgegnung. In dem beigefügten Holzschnitt erscheint Murner in der Mönchskutte mit einem Katerkopf, Karsthans in Bauerntracht, den Karst auf

der Schulter. Auch im Gespräch selbst wird Murner mit einer Katze verglichen, die voll Falschheit und Tücke aus dem Hinterhalt ihre Sprünge mache. Karsthans meint, Murner wolle wohl auch wie Eck durch seine Angriffe gegen Luther sich „fünfhundert Dukaten erschmarozen". Der Dichter führt alle seine Schriften an, die er gegen Luther geschrieben, „darin wird er wol merken, waran ers gefressen hat, daß ims der teufel in hals gesegnen müß". Als Luther eintritt, macht sich Murner davon. Der Sohn, ein Student, ermahnt den Vater, Luther kein Gehör zu geben, denn die Dominikaner in Köln hätten ihn für einen Ketzer erklärt und seine Bücher verbrannt. Darüber gerät Karsthans in Zorn und droht jedem „Gauch von Rom", der Gewalt vor Recht gehen läßt, mit dem Flegel. Die Päpste und Bischöfe seien das Widerspiel von Christus und seinen Jüngern. Er fordert Luther auf, deutsch zu schreiben für den gemeinen Mann, dann wollten sie ihn schon erretten von der Gewalt des Papstes und der breiten Hüttrager; aber Luther lehnt solche Hilfe ab; um seinetwillen soll niemand fechten noch totschlagen, man solle die Wahrheit erforschen und annehmen. Nach Luthers Abgang läßt sich Karsthans von dem Studenten Murners Buch vom Papsttum vorlesen, aber schon bei dem Titel, der den Papst die „höchste Oberkait des christlichs glaubens" nennt, meint der Bauer, Christus sei die einzig „Oberkeit", der rechte Bräutigam der Kirche, an ihn und sein Wort müsse man sich halten. Der Student hält ihm entgegen, Christus habe der Braut ein leiblich Haupt gegeben, und zählt dann alle „geheime Stücke" auf, welche die Kirchenlehrer dem Papst beigelegt. Der Bauer aber meint, Christus habe nicht bloß *einen*, sondern alle Apostel zu dem Lehramt berufen; „über und außerhalb der götlichen geschrift hat weder bapst noch bischof ein gwalt als wenig als ain stain". Luther habe die Unwissenheit der einfältigen Laien aufgehellt und als einer der „*läutert*" führe er seinen Namen mit Recht. Am Ende des Gesprächs sucht der Student Murner nochmals zu rechtfertigen, Karsthans sagt jedoch, „er sei eine böse Katze, die vorne lecke und hinten kratze". — Die Kaiserwahl Karls V. erzeugte in den nationalen Kreisen zugleich Hoffnung und Furcht. Friedrich der Weise hatte für dieselbe, Papst Leo X. dagegen gearbeitet. Sollte diese Haltung nicht auf die Regierung des jungen Monarchen Einfluß haben? Eine Flugschrift unter dem Titel: „Ain neuer sendbrief von den bösen gaistlichen, geschickt zu irem rechten herrn" und „Ain antwort von ihrem erbherrn fast lustig zu lesen" gibt Zeugnis von dieser Stimmung. Der Papst wendet sich an den „großmechtigsten fürsten und herrn, herrn Lucifer, sampt ganzer hellischer versammlung" um Beistand, daß Kaiser Karl von seinem Vorhaben, die Kirche zu reformieren und ein Konzil einzuberufen, abgebracht werde. Beelzebub beruhigt ihn, er werde mit seinen Räten den Plan des „Hispaniers östreichisch geblüts" die Geistlichkeit zu reformieren „und von unsern Diensten in ain gaistliches erbares Wesen zu bringen" schon vereiteln. In den ersten Zeiten des Christentums bis auf Papst Silvester sei ihr „hellisch reich" sehr geschmälert gewesen und in Spott und Verachtung gesunken; jetzt aber, da die Geistlichkeit aufgeblasen und hoffärtig geworden und auch die weltliche Herrschaft an sich gerissen, sei ihr Reich gemehrt worden, und er und seine Gehilfen „gedenken bald euch zu hilf und zu rat zu senden den Entchrist, dem ir den weg gar wol beraiten." Darauf gibt er den Geistlichen allerlei Ratschläge zur Erhaltung ihrer Gewalt. Sie sollten Krieg und Zwietracht ausstreuen: „denn so si frieden hetten, würden sie sich sterken und möchten euren hochmut unterdrucken und von euch nemen die schätz, die wir bei euch hintangelegt haben, dem Endechrist zu warten". Ferner sollten sie unter allerlei Namen Geld und Gut sammeln, und so einer dagegen spräche, den sollten sie für einen Ketzer und Ungläubigen erklären; auch sollten sie fortfahren, durch schändliches, unkeusches und lockeres Leben und böses Beispiel Scharen von armen Seelen in den finstern Saal der Hölle zu treiben „dadurch sich unser hellisch reich großlichen wieder meret und heufet". Unter den satirischen Ausfällen gegen Rom erheben sich auch Stimmen von Furcht und Besorgnis für Luthers Sicherheit. So in einer Flugschrift bei Schade:

Ein neuer Sendbrief.

O we o we des großen mort,
Daß du des bapsts Decretel hast verprent!

Du wirst geächtet werden, heißt es darin weiter, niemand hat die Apostel Christi beherbergt, aber der Papst hat viele Leute bekehrt (auf Karl V.). Der heilige Geist in Rom wird dich strafen, das römische Reich wird dich verlassen. Darauf werden die zwölf Glaubensartikel der Kurtisanen aufgeführt, so daß jeder von einer bestimmten Person vertreten ist und der Kaiser vor ihren Ratschlägen gewarnt.

IV. Der Reichstag in Worms und die Wartburgszeit.

1. Der Wormser Reichstag.

a. Stimmung und Vorspiel.

Karl V. und die nationale Partei. Mai, Juli 1520. 23. Okt.

So war die öffentliche Meinung in Deutschland, als Karl V., nachdem er den englischen König besucht und dessen Gegenbesuch in Gravelingen entgegengenommen hatte, von den Niederlanden aus zum erstenmal das Reich besuchte, zu dessen Oberherrn er gewählt war. Nachdem er in der alten Kaiserstadt Aachen unter höchster Prachtentfaltung mit der Krone Karls des Großen geschmückt worden, zog er an den Rhein, um in Worms, wohin er die Fürsten und Stände auf den 6. Januar zu einem Reichstag entboten hatte, die deutschen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und zugleich die religiösen Streitigkeiten auszugleichen. Aller Augen waren auf den jungen Monarchen, den Herrscher so vieler Länder und Völker gerichtet, in dessen Hand das Schicksal der deutschen Nation gelegt war, und die Herzen der Patrioten schlugen ihm hoffnungsvoll entgegen, als er am Ende des Jahres den Rhein heraufzog. Insonderheit hielten die Ritter, welche erst kürzlich nach Möglichkeit Stimmung für Karl gegen Franz I. von Frankreich gemacht hatten und sich nunmehr als die Führer der lutherischen Partei gebärdeten, es für ein Leichtes, ihre Pläne dem jungen Kaiser in die Hände zu spielen. „Tag und Nacht will ich dir dienen ohne Lohn," rief ihm Hutten zu; „manchen stolzen Helden will ich dir aufwecken, du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an deinem Gebot." Er riet ihm, die geistlichen Ratgeber zu entfernen, die römische Zwingherrschaft zu zerbrechen, Deutschlands Recht und Freiheit herzustellen. Hatte ja doch der Papst seine Wahl zu hintertreiben gesucht, die Friedrich von Sachsen so eifrig gefördert, für die Franz von Sickingen so thätig gewirkt! Sollten jetzt nicht beide, Kaiser und Nation, vereint gegen den gemeinsamen Feind auftreten, Deutschlands Unabhängigkeit und Freiheit auf kirchlichem Boden begründen? Wie ganz anders hätten sich die Geschicke der deutschen Nation entwickelt, wäre der Habsburger der Mann gewesen, die große Aufgabe zu fassen, eine welthistorische Mission mit kühner Entschlossenheit anzutreten? Aber „solche verwegene Glücksspiele, die zwischen Unsterblichkeit und jähem Verderben hinführen, liebte Karl nicht. Seine Stärke lag in der ausharrenden Geduld, in der zähen Energie, womit er

verwickelte Verhältnisse allmählich zu entwirren suchte, er hatte nicht den kecken Wagemut, der alles an einen Wurf setzt". Der ideale Aufschwung der Deutschen war ihm unverständlich. Sein Geist bewegte sich in den herkömmlichen Formen und Gewohnheiten und stand damals noch unter dem Einfluß seiner Umgebung, insbesondere des Oberkammerherrn Wilhelm von Croy, der ihm schon in Spanien die Herzen entfremdet hatte. Er kannte nicht einmal die Sprache des Volks, zu dessen Haupt und Führer er erkoren worden, und wie sollte der Enkel Ferdinands und Isabellas ein Christentum begreifen, losgelöst von der päpstlichen Autorität und der kirchlichen Hierarchie! Die Regierungskunst bestand nach seiner Auffassung in der klugen Benutzung der realen Verhältnisse; er rechnete nur mit den gegebenen Faktoren, mit den bestehenden Mächten; seine Politik verstieg sich nicht in Regionen, die der diplomatische Verstand nicht mehr zu beherrschen vermag. Er sah voraus, daß er mit dem König von Frankreich manchen harten Kampf zu bestehen haben würde. Denn wenn auch durch den Vertrag von Noyon, den er gleich nach seinem Regierungsantritt mit Franz I. Aug. 1516.
abgeschlossen, der Friede auf einige Jahre gesichert war, so standen doch in Mailand, in Neapel, in Navarra und Burgund die beiderseitigen Ansprüche noch unausgeglichen einander gegenüber und harrten über kurz oder lang der Entscheidung durch das Schwert; und dieser Moment war jetzt durch die Kaiserwahl näher gerückt. Franz konnte es nicht verschmerzen, daß der burgundische Herzog, der ehemalige Vasall Frankreichs, ihm den Rang unter den europäischen Potentaten abgewinnen sollte. Es war zu erwarten, daß er seine Niederlage und den verletzten Nationalstolz bald an dem glücklicheren Rivalen zu rächen suchen werde. Dabei aber war dem Kaiser die Bundesgenossenschaft des Papstes von hohem Wert.

Doch hatte Karl auch keine Ursache, um der Kurie willen die Deutschen vor den Zuwartende Haltung des Kaisers.
Kopf zu stoßen. Jene hatte sich ihm nicht geneigt erwiesen: nicht nur bei der Kaiserwahl war sie ihm entgegen gewesen, sie hatte auch dem Andrängen der aragonischen Cortes gegen den Druck der Inquisition Gehör geschenkt und dem Glaubensgericht, das mehr dem politischen Absolutismus als der kirchlichen Rechtgläubigkeit diente, Einhalt zu thun gesucht. Die ganze Verfassung dieses Tribunals sollte abgeändert und den Formen des gemeinen Rechts genähert werden. Dafür hielt Karl die Kurie eine Zeitlang zwischen Hoffnung und Furcht in der Schwebe, um sie für seine Zwecke zu gewinnen. Je nachdem er von seinem Gesandten in Rom, Juan Manuel, über freundliche oder feindliche Stimmungen des stets ängstlichen und mißtrauischen Papstes berichtet ward, erwies er sich entgegenkommend oder zurückhaltend. Wenn er einerseits den beiden päpstlichen Bevollmächtigten, dem Protonotar Caraccioli und dem Vorsteher der vatikanischen Bibliothek Hieronymus Aleander, die ihm nach Aachen entgegengeeilt waren, sich gnädig erwies und die Verbrennung der Lutherschen Schriften in seinen niederländischen Erblanden anordnete, so erteilte er anderseits dem Kurfürsten von Sachsen den Auftrag, Luther auf den Reichstag mitzubringen „zum Verhör vor ge- 28. Nov. 1520.
lehrten und sachkundigen Personen". Aber selten hat die römische Kurie einen rührigeren Verfechter ihrer Angelegenheiten gehabt als Aleander. Er wußte sich Zutritt zu dem kaiserlichen Rat zu verschaffen, stellte Luther als einen von gemeinstem Ehrgeiz

besessenen Menschen oder vielmehr „Hund“, „Basilisk“ und „Satan“ dar und setzte namentlich dem Kaiser zu mit der Vorstellung, daß durch Luthers Vorladung die Bannbulle entkräftet werde und daß es dem weltlichen Oberhaupt nicht zukomme, eine vom Papst getroffene Entscheidung nochmals zur Verhandlung zu bringen, sondern den Spruch einfach zu vollziehen. In der That nahm nun Karl V. die Vorladung zurück; höchstens dürfe Luther für den Fall, daß er widerrufen wolle, in Frankfurt die Entscheidung des Reichstags abwarten. Doch bedeutete er zugleich dem Botschafter: „der Kaiser werde sich dem Papst gefällig zeigen, wenn dieser auch ihm gefällig sei und seine Feinde nicht unterstütze“.

17. Dez. 1520.

Die ersten Verhandlungen des Reichstags. 1521.

Am 27. Januar wurde die stattliche Versammlung eröffnet. Die andern Tags verlesene und, als die Dinge nicht vorangehen wollten, am 4. März in andrer Form wiederholte kaiserliche Proposition (gleichsam die Thronrede) verherrlichte die Macht und Ehre des römischen Reichs, dem keine andre Monarchie zu vergleichen sei und das der jetzige Kaiser, dessen Vorfahren stets in deutschen Landen gewaltet, wieder zur alten Glorie und Würde zu erheben gedenke. Die Worte fanden bei den Ständen eine gute Aufnahme. Sie erklärten, „auf Erden nichts Lieberes zu sehen, als wenn S. Majestät allen andern christlichen Gewalten an Pracht und Wohlfahrt voranleuchte“. Man begann mit den weltlichen Anliegen. Zunächst wurden die Kurfürsten und alle, die sich der habsburgischen Sache günstig gezeigt, für ihre gute Gesinnung belohnt, die Gegner ungnädig abgewiesen. Der Erzherzog Ferdinand, Karls Bruder, empfing die österreichischen Herzogtümer als Erbland. Einer der denkwürdigsten Tage für die deutsche Geschichte ist der, an welchem die Urkunde über diese Abkunft ausgefertigt wurde, der 28. April 1521. Dadurch wurde die deutsche Linie des Hauses Burgund-Österreich gegründet, der eine so große Stellung in Deutschland und dem ganzen östlichen Europa aufbehalten war. Wir wissen, daß dem Erzherzog bald nachher auch die Verwaltung des Herzogtums Württemberg übertragen ward. Darauf verhandelte man über die Errichtung eines ständischen Reichsregiments, wie es in der Wahlkapitulation vorgesehen war. Hier gingen die Bestrebungen der Stände, welche die wichtigsten Befugnisse der Regierung einer aus Abgeordneten der Kurfürsten und der verschiedenen Kreise gebildeten repräsentativen Behörde unter einem kaiserlichen Statthalter übertragen wissen wollten, und die des Kaisers, der eine solche Regimentsordnung als eine allzugroße Beeinträchtigung seiner monarchischen Macht und Ehre ansah und nur für die Zeiten seiner Abwesenheit eine unter seiner Autorität regierende Kommission zugestehen wollte, weit auseinander. Es war das Nachspiel der deutschen Reformbewegung, die wir im neunten Band dieses Werkes kennen gelernt (166. 176 ff.). Zwei voneinander abweichende Entwürfe hatten sehr aufgeregte Verhandlungen zur Folge.

7. März.

Das Reichsregiment.

Schließlich einigte man sich zu einer vermittelnden Aufstellung: die auf zweiundzwanzig Mitglieder festgesetzte Behörde sollte den Titel „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich“ führen, dem Kaiser allein den Treueid schwören, doch mit dem Zusatz, „die Ehre und den Nutzen des Heiligen Reichs wahrzunehmen“, nur für die Zeit seiner Ab-

wesenheit die Regierungsgeschäfte besorgen und in wichtigen Lehnssachen und in Bündnissen mit Auswärtigen an seine Zustimmung gewiesen sein. „Dem Kaiser gelang es also, seine Ehre und Autorität (ein Punkt, in dem er sich sehr empfindlich zeigte) aufrecht zu erhalten; aber zugleich setzten doch die Stände ihren alten Gedanken durch und brachten es zu einem Anteil an der Reichsregierung, den ihnen Maximilian nach dem ersten Versuch niemals wieder hatte gestatten wollen." Hielt dieses Regiment auch nicht lange vor, so war es doch ein Vorspiel zu dem permanenten Reichstag, der nach dem Dreißigjährigen Krieg in Regensburg seinen Sitz aufschlug.

Zu einem ähnlichen Resultat führten die Verhandlungen über die so notwendige und so laut geforderte Reformation des Reichskammergerichts. Auch hier ging man auf die alte Ordnung vom Jahr 1495 zurück (IX, 168 f.), nur daß man die Zahl der rechtsgelehrten und der rittermäßigen Beisitzer um einige vermehrte, da man gegen 3000 unerledigte Prozesse zählte, und dem Kaiser bei der Anstellung der Richter eine ausgedehntere Mitwirkung einräumte. „Seinem Wesen nach blieb das Gericht ein ständisches. Dieser Charakter sprach sich um so unzweifelhafter aus, da es mit dem ebenfalls so entschieden ständischen Regiment an demselben Ort gehalten werden und der Aufsicht desselben unterworfen sein sollte." Zur Bestreitung der Kosten beider Institute wurde ein Matrikularbeitrag den einzelnen Ständen auferlegt, auf Grund des Konstanzer Abkommens (IX, 179), aber in größerem Betrag für die reicheren Städte. Nach längeren Verhandlungen wurde auch eine Wehrverfassung für das Reich zustandegebracht, insonderheit die Kriegsmacht festgesetzt, welche das Reich dem Kaiser an Reiterei und Fußmannschaft zu stellen habe, wenn er, wie er wünschte oder zu wünschen vorgab, nach Italien ziehen würde, „um dasjenige so dem Reiche entwandt, wieder zu erlangen". Dabei machte man jedoch die Bedingung, daß die deutschen Truppen keiner fremden Führung unterstellt werden, sondern unter ihren eignen Hauptleuten ins Feld rücken sollten; nur die Oberanführer sollte der Kaiser zu setzen haben und auch diese aus deutscher Nation. Nach der Norm, die damals in Worms festgestellt ward, hat sich das Deutsche Reich jahrhundertelang bewaffnet.

Das Reichskammergericht.

Matrikel.

Kriegsmacht.

So wenig auch diese Abmachungen des Wormser Reichstags, welche die Fürstenmacht auf Kosten des Adels und der Städte mehrten, die politischen und rechtlichen Zustände des Reichs in befriedigender Weise ordneten, so legten sie doch den Grund zu einem ständischen Reichsregiment mit Matrikularumlagen, so enthielten sie doch die Anfänge einer Reichs- und Gerichtsverfassung und einer festen Heeresorganisation. Wie sehr aber wurden die Hoffnungen der deutschen Patrioten auf die kirchliche Wiedergeburt der Nation getäuscht! Denn während der drei Monate, welche über dem Ordnen der Reichsangelegenheiten verflossen, waren die Gemüter tief erregt durch die religiösen Fragen. Wie viele Briefe liefen damals von Worms nach Wittenberg, auf die Ebernburg, nach Rom, in die ganze Welt; wie viele geheime Unterredungen gingen neben den öffentlichen Verhandlungen einher; wie viele Intrigen wurden eingeleitet, wie viele persön-

Karls Stellung zur Kirchenfrage.

liche Interessen angeregt und zu eigennützigen Zwecken verwertet! Die verhängnisvollste Thätigkeit entwickelte Aleander. Um die großen und kleinen Machthaber zu gewinnen, so schrieb er damals an den Papst, müsse man ihnen „Meere und Berge, Hüte und Hütchen", d. h. Würden und Stellen, versprechen; es nütze nichts mehr mit Gründen des Glaubens oder Gewissens vorzugehen; „denn die ganze Welt ist lau geworden im Glauben, lacht darüber". Anderseits wirkte er gelegentlich auch wieder mit rohen Drohungen. „Wenn ihr Deutschen, die ihr das wenigste Geld an den Papst bezahlt, das römische Joch abschüttelt, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch gegenseitig totschlagen und in euerm Blute waten sollt." Vor allem versäumte er keine Gelegenheit, auf den Kaiser einzuwirken. Gleichzeitig rühmte er in Rom Karls kirchliche Gesinnung und war für das römisch-burgundische Bündnis gegen Frankreich thätig. Der Kaiser seinerseits war durchaus gegen Luther eingenommen und entschlossen, seinen in Aachen geschwornen Eid, ein Schützer der katholischen Kirche zu sein, zur Ausführung zu bringen. Doch wurde sein Eifer durch die politischen Gesichtspunkte, welche Chièvres und Gattinara vertraten, gemäßigt. Er wollte nicht eher offen für die Kurie Partei ergreifen, bis er ihrer ganz versichert war; auch mußte er behutsam auftreten, damit nicht die Aufregung einen drohenden Charakter annehme. Welche Bewegungen hätte nicht ein Aufruf Luthers oder Huttens zum Widerstand, zur Selbstverteidigung hervorrufen können.

3. Jan. 1521. Die Erneuerung des Bannfluches nach der abgelaufenen Frist von sechzig Tagen in verschärfter Form steigerte die Erregung und erschwerte jede Ausgleichung. Immer energischer drangen die Romanisten auf den Vollzug der Exkommunikation, während die Freunde der Reformation eine freie und unparteiische Behandlung des Streits, sei es durch ein nationales Konzil oder durch eine öffentliche Disputation vor dem Reichstag verlangten. Karl durfte indessen die Reichsstände nicht verletzen, die, wenn sie auch nicht alle zu Luther hielten, wenigstens darin einig waren, daß dem römischen Erpressungssystem Schranken gesetzt und einige der schreiendsten Mißbräuche abgestellt werden sollten; aber noch weniger wollte er sich freilich den päpstlichen Hof verfeinden und denselben in das Heerlager des Gegners treiben. So wurde die Entscheidung hinausgezogen.

Verhandlungen über Luther. 1521. Am 18. Januar forderte Leo X., „da es seines Amtes sei, den Weinberg des Herrn von allem Dornengesträuch zu säubern", den Kaiser auf, er möge durch ein Generaledikt der Bannbulle gegen Luther und dessen Schriften gesetzliche Kraft verleihen. „Jetzt könne er zeigen, daß ihm die Einheit der Kirche am Herzen liege, wie den alten Kaisern. Vergeblich würde er mit dem Schwerte gegürtet sein, wenn er es nicht wie gegen die Ungläubigen, so gegen die Ketzer, die noch viel schlimmer seien als die Ungläubigen, brauchen wolle." Neue päpstliche Breven trafen am 10. Februar ein sowohl an den Kaiser als an verschiedene Fürsten. Um diese Ermahnungen anzuhören, berief der Kaiser die Kurfürsten und Fürsten.

13. Febr. In seinem Auftrage stellte zugleich Aleander in der dreistündigen „Aschermitt-

wochsrede" alles zusammen, was Luther gegen den überlieferten Christenglauben und gegen die Beschlüsse der großen Konzile gesündigt habe, erinnerte an Huß und Hieronymus und verlangte im Interesse der kirchlichen Einheit unbedingten Vollzug der Verdammungsbulle. Aber die Reichsstände wiesen nach langen und leidenschaftlichen Debatten die schroffe Vorlage zurück; die Aufregung des Volks sei so groß, daß ein solches Verfahren die öffentliche Ruhe gefährden könnte, man solle Luther unter sicherem Geleite kommen lassen und verhören. Dieses Verlangen wurde so einmütig gestellt, daß der Kaiser und die römisch Gesinnten es nicht von der Hand weisen konnten. Während aber die Vorladung nach Wittenberg abging, sollte noch einmal eine Ausgleichung und Vermittelung versucht werden. Der kaiserliche Beichtvater, der gewandte Franziskaner Johannes Glapio, ein von Chièvres in des Kaisers Umgebung gebrachter Franzose, welcher einerseits mit den päpstlichen Legaten Fühlung hielt, anderseits die Rechte seines Herrn zu wahren bestrebt war, trat in Unterhandlungen mit dem sächsischen Kanzler Brück, ja selbst mit den Häuptern der nationalen Partei auf der Ebernburg. Wie weit es ihm damit Ernst war, ist schwer zu sagen bei einem Mann, dessen Charakter nach dem Urteil des Erasmus so undurchsichtig war, daß man ihn nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht zu durchschauen vermöge. Vielleicht hätte er nicht ungern die Lorbeeren eingeerntet, nach denen Miltiz erfolglos die Hände ausgestreckt.

Die Stände hatten unterschieden zwischen den Sätzen, die Luther gegen die kirchliche Verfassung und denen, die er gegen Glauben und Lehre aufgestellt; in bezug auf jene, meinten sie, sollte man glimpflich mit ihm verfahren, auch wenn er nicht widerrufe; denn sie selbst hatten ja in den „hundert Gravamina" eine Menge von Beschwerden gegen die Mißbräuche in der Kirche, gegen die Erpressungen und Eingriffe der Kurie und ihrer „Kurtisanen" in den schärfsten Ausdrücken eingebracht, das Verfahren des römischen Hofes gegen Deutschland in Worten gerügt, die an die Ausfälle Huttens und Luthers gemahnten; in bezug auf den Glauben aber erklärten sie, bei den Lehren beharren zu wollen, „die sie, ihre Väter und Vorfahren bisher gehalten", und falls Luther sich zu widerrufen weigere, in das kaiserliche Mandat zu willigen, „den bisherigen Glauben ohne weitere Disputation zu handhaben". Schließlich rieten sie, Luther nach Worms zu laden und ihn einfach zu fragen, ob er auf seinen gegen den christlichen Glauben gerichteten Lehren beharren wolle. Anders dagegen plante Glapio. Wenn Luther zu bewegen wäre, meinte er, an irgend einem „gelegeneren Ort" (also doch wohl nicht in Worms) vor gelehrten und unparteiischen Männern sich zu verantworten und dabei jedenfalls eine Anzahl seiner verwegensten und gefährlichsten Meinungen zurückzunehmen, dann würde sich der Papst schon zufrieden geben und auch für Abstellung der schreiendsten Mißbräuche in den deutschen Sprengeln sorgen. Insonderheit war eine Reihe von Sätzen aus Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft" aufgeführt, deren Widerruf verlangt ward; so die Aussprüche über das allgemeine Priestertum aller Christen, über die evangelische Freiheit und über die Unabhängigkeit von der Kirchengewalt. Mit diesen Sätzen, meinte Glapio, wälze sich Luther selbst einen Stein in den Weg: „er werde machen, daß die übrige kostbare Ware, die er sonst in den Port bringen könne, versinke".

Glapios Vermittelungsversuche.

2. März.

Aber wie klug auch der Franziskaner vorging, wie rücksichtsvoll und anerkennend er sich über die Person Luthers aussprach, der Kurfürst beobachtete große Mäßigung und Zurückhaltung, nicht einmal eine persönliche Audienz konnte Glapio bei ihm erlangen. Auch der Vorschlag eines Schiedsgerichts wurde zurückgewiesen. Der Kurfürst beharrte darauf, Luther müsse persönlich erscheinen. Nicht erfolgreicher waren des kaiserlichen Beichtvaters Bemühungen auf der Ebernburg. So glatt und entgegenkommend wußte er seine Worte zu setzen, daß Hutten und Sickingen glaubten, er sei eines Sinnes mit ihnen. Sie sollten eine Zusammenkunft zwischen ihm und Luther vermitteln; und Sickingen sandte dem Reformator durch Bucer eine Einladung, er möge auf dem Wege nach Worms die Ebernburg besuchen, dieser antwortete jedoch ablehnend.

Luthers Haltung in Wittenberg. Drei Monate lang bewegte sich damals das öffentliche Leben in Deutschland um Luthers Person. Es war begreiflich, daß man auch in Wittenberg während dieser Zeit in großer Aufregung lebte. Durch Spalatin, der den Kurfürsten nach Worms begleitet hatte, wurden die Freunde von allem, was vorging und was zu erwarten oder zu befürchten stand, unterrichtet. Am 21. Dezember, als zum erstenmal die Vorladung Luthers in Erwägung gezogen ward, schrieb der Reformator: Wenn ihn der Kaiser rufe, werde er nach Worms kommen, er vertraue auf den, der die drei Männer im Feuerofen erhalten. Auf sein Leben und seine Wohlfahrt komme es nicht an, sondern darauf, daß das Evangelium den Gottlosen nicht zum Spott werde, daß sie nicht sagen sollen, wir wagten nicht zu bekennen, was wir lehrten, und scheuten uns unser Blut zu vergießen. Er wolle gern den Tod erleiden, so schmerzlich es ihm auch sei, wenn der jugendliche Kaiser den Anfang seiner Regierung mit Blut zur Verteidigung der Gottlosigkeit beflecken würde. „Versehet euch zu mir alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket: denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und vieler Seligkeit thun.“ Es war ihm leid, daß die Vorladung nicht sofort zur Ausführung kam; als man ihm später meldete, daß er nun doch nach Worms berufen werden sollte und daß
19. März. Glapio mit Vermittelungsvorschlägen umgehe, schrieb er abermals an Spalatin: „Denket nur nicht, daß ich etwas widerrufen werde. Will aber Seine Kaiserliche Majestät mich vorfordern, daß ich soll umgebracht werden und von wegen dieser meiner Antwort mich für des Reiches Feind halten, so erbiete ich mich zu kommen. Denn ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr stecken zu lassen, sondern es zu bekennen bis in den Tod, sofern mir Christus gnädig ist und beistehet. Ich bin aber gewiß, daß die Bluthunde nicht eher ruhen werden, als bis sie mich hingerichtet haben; gern wollt ich, wenn's bei mir stünde, daß niemand sich an meinem Blute vergriffe, denn allein die Papisten.“

b. Luthers Vorladung und Verhör.

Vorladung nach Worms. Mit solchem standhaften Mute erwartete Luther die Entscheidung. Als er die obigen Worte schrieb, war bereits am 6. März das kaiserliche Citationsschreiben ausgefertigt, das zu Aleanders Entsetzen den „ehrsamen, lieben, andächtigen M. Luther vom Augustinerorden“, wie die Überschrift lautete, nach Worms entbot. „Wir haben beschlossen,“ heißt es darin, „wir und des heiligen Röm. Reichs Stände, der Lehre und Bücher halben, so von Dir ausgegangen,

von Dir Erkundigung zu empfahen." Ein kaiserlicher Geleitsbrief war beigefügt und ein eigner Herold machte sich auf den Weg, um Luther zu holen und 15. März. zu begleiten. Der Kurfürst von Sachsen und die andern Fürsten, durch deren Gebiet der Weg führte, hatten sicheres Geleit zugesagt.

Die Nachricht von der Vorladung Luthers erzeugte allenthalben die größte Eindruck der Vorladung. Aufregung. In Rom war man höchst unangenehm berührt: die Wiederholung der Exkommunikation am Gründonnerstag konnte als Antwort gelten. Auch Aleander und die papistische Kohorte, die den Kaiser stets umschwärmte, waren unzufrieden und verstimmt. Man hatte alles zu einem Bündnisse zwischen dem burgundischen und römischen Hofe vorbereitet, und nun sollten in Sachen des Glaubens vor einer weltlichen Versammlung Verhandlungen gepflogen, ein mit dem Bannfluch Belasteter nicht zum Widerruf, sondern zur Untersuchung vorgeladen werden. Um sie zu beruhigen, ließ Karl aufs neue ein Mandat ausgehen, daß Luthers Schriften an die Obrigkeit abgeliefert werden sollten. Auch 10. März. in Wittenberg war man in großer Aufregung. Es blieb nicht unbemerkt, daß die papistischen Parteigänger mehr und mehr bei dem Kaiser an Einfluß und Gnade gewannen; die Häupter der Opposition, vor allen Hutten, hatten schon längst ihre Hoffnungen herabgestimmt; sie meinten, das römische Babel müsse mit dem Schwert zu Fall gebracht werden. Die Wittenberger Freunde fürchteten für Luthers Sicherheit; der Geleitsbrief könnte ebenso leicht verletzt werden, wie bei Huß. Aber in dieser kritischen Lage zeigte Luther seinen standhaften Mut und sein festes Gottvertrauen. Wenn Hutten in flammenden Worten zu Schwert und Gewalt rief, so antwortete der Reformator in einem Brief an Spalatin: „Durch das Wort ist die Welt überwunden, die Kirche erhalten worden, durch das Wort wird sie wieder hergestellt, und auch der Antichrist wird durch das Wort niedergeschmettert werden," und zu den besorgten Freunden sagte er: „Ist schon Huß zu Asche worden, so ist doch die Wahrheit nicht verbrannt." So Luthers Reise und Einzug in Worms. machte sich denn Luther, der die Citation am 26. März empfangen hatte, acht Tage darauf, nachdem er zu Wittenberg noch Ostern gefeiert, auf den Weg gen Worms, begleitet von dem kaiserlichen Ehrenherold Kaspar Sturm, von Justus Jonas, Amsdorf und einigen andern Genossen und Anhängern, auf einem Wagen, den der Stadtrat von Wittenberg gestellt, und mit Reisegeld, das Herzog Johannes zu Weimar gespendet. Die Reise war ein Triumphzug. In den größeren Städten, durch die der Weg führte, bereiteten ihm die Bürger einen festlichen Empfang; die Erfurter ritten dem ehemaligen Insassen ihres Augustinerklosters zwei Meilen entgegen. Eoban Hessus feierte ihn in einem lateinischen Gedicht. An verschiedenen Orten predigte er. In Thüringen fand er das Mandat des Kaisers zur Ablieferung seiner Schriften angeschlagen; seine Freunde gerieten in neue Besorgnis, selbst der Herold riet zur Umkehr. Aber nichts vermochte den Mut des Mannes in der Kutte zu beugen. „Christus lebet," schrieb er an Spalatin, „derohalben wollen wir hinein in Worms zu Trotz allen hölli-

schen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Ich habe mir fürgesetzt, den Satan zu schrecken und zu verachten." In Eisenach wurde er krank; er wartete kaum seine Genesung ab, um weiter zu reisen. Auf die Einladung Sickingens zu einer Unterredung mit Glapio antwortete er: „Habe der kaiserliche Beichtvater mit ihm zu reden, so werde er ihn in Worms treffen, er halte sich an das Geleite des Kaisers." Noch in Oppenheim ließ ihm Spalatin sagen, er möge nicht in die Stadt kommen es könnte ihm ergehen wie Huß. Da sprach er, wie er später selbst erzählte, die denkwürdigen Worte: „Ich will hineingehen, wenn auch so viele Teufel in Worms wären, als Ziegeln auf den Dächern." Am 16. April gegen Mittag fuhr er in dem offenen Rollwagen in Worms ein, voran der Herold im Wappenrock mit dem Reichsadler. Viele vom Adel waren ihm entgegengezogen, in den Straßen bewegte sich die neugierige, gaffende Volksmenge, teilnehmend den kühnen Mönch begleitend. Ihr Anblick erhöhte seinen Mut. „Dieser Luther — schrieb am selben Abend Aleander in höchster Aufregung — da er vom Wagen stieg, richtete seine dämonischen Augen hierhin und dorthin und sprach: „Gott wird für mich sein." Seine Herberge war in einem Hause, das der Kurfürst von der Pfalz, der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim und zwei sächsische Räte bewohnten.

Erstes Verhör. Schon am folgenden Tag wurde Luther von dem Herold zum Verhör in den Bischofshof geführt. Das Gedränge war so groß, daß viele auf die Dächer stiegen und man einen Umweg durch Häuser und Gärten nehmen mußte. Um vier Uhr des Nachmittags trat er in den Versammlungssaal ein. Der Kaiser saß in der Mitte, ihm zur Seite die Kurfürsten; viele geistliche und weltliche Herren, unter ihnen auch der päpstliche Botschafter Aleander, saßen und standen umher; eine große Zahl von Grafen, Rittern und Prälaten, berühmte Heerführer, Abgeordnete von Städten, Freunde und Gegner des Reformators füllten den Saal. Die glänzende Versammlung blendete den Mann in der Kutte, der aus seiner ärmlichen Jugend und aus der Klosterzelle stets einige Schüchternheit im Umgang mit der vornehmen Welt bewahrt hatte; es wird berichtet, er habe leise und unvernehmlich gesprochen. Auf einem Tisch lag eine Anzahl von Druckschriften. Der kurtriersche Offizial Johannes von Eck las die Titel vor und stellte an Luther die zuvor von Aleander formulierten Fragen, ob er sich als Verfasser bekenne und ob er sie widerrufen wolle. Die erste Frage bejahte Luther; in betreff der andern bat er sich Bedenkzeit aus; denn es gelte Gottes Wort und der Seele Seligkeit. Der Kaiser besprach sich mit seinen Räten; als die Mehrheit für den Aufschub stimmte, wurde dem Verlangen willfahrt.

Das zweite Verhör. Am andern Tag, dem 18. April, als es schon Abend ward, erschien Luther abermals in der Versammlung, die noch zahlreicher und glänzender war, als die vorhergehende. Man hatte schon die Fackeln angezündet, als Luther in den Saal trat. Damals soll ihm Georg von Frundsberg, der tapfere Feldhauptmann, auf die Schultern geklopft und gesagt haben: „Mönchlein, du gehest einen

schweren Gang. Bist du deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, er wird dich nicht verlassen.“ In der That hatte Luther seine ganze Kraft und Entschlossenheit wiedergewonnen; die erwartungsvolle Teilnahme der Versammlung belebte ihn; laut und deutlich war seine Rede. Auf die Frage des Offizials, ob er seine Bücher alle verteidigen wolle, oder aber etwas widerrufen, hielt er eine längere Rede. Zunächst bat er um Nachsicht, wenn er nicht die rechte Form finden sollte, da er, ein Klosterbruder, der Hofgebräuche unkundig sei; der Kaiser möge ein gnädig Urteil fällen, denn bei allem, was er bisher geschrieben und gelehrt, habe er allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutzen und Seligkeit bezweckt. Darauf sagte er, seine Bücher seien dreierlei Art, die einen handelten vom Glauben und von christlichen Werken, die hätten selbst seine Widersacher und die päpstliche Bulle nicht verworfen, er müßte also die Wahrheit verdammen, wenn er sie widerriefe. Sodann habe er in mehreren Schriften das Papsttum und die Papisten angegriffen, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten, diese könne er gleichfalls nicht widerrufen, weil er sonst ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde; eine dritte Art seien Streitschriften gegen einige Personen, welche die römische Tyrannei verteidigt und seine eigne gottselige Lehre zu fälschen und zu unterdrücken gesucht. Darin sei er wohl manchmal heftiger gewesen, als es sich für sein Amt geziemte; aber auch sie könne er nicht widerrufen, weil er dadurch der Frechheit nicht bloß die Fenster, sondern auch die Thüren öffnen und seine Gegner ermuntert würden, noch greulicher zu wüten wider Gottes Volk. Doch sei er ein Mensch, der irren könne; er wolle also nach dem Beispiel des Heilandes handeln, der, als er von dem Knechte des Hohenpriesters Hannas einen Backenstreich wegen seiner Antwort beim Verhör empfangen, sagte: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse ist.“ Und so bitte auch er, man möge ihn mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß er geirrt habe; dann sei er willig und bereit, seine Bücher selbst ins Feuer zu werfen. Er beklage es, wenn darüber Zwietracht und Uneinigkeit entstehe, aber es sei dies des göttlichen Wortes Art und Lauf; werde die Wahrheit jetzt unterdrückt, so würde viel Unheil und Gefahr über die Welt hereinbrechen und es würde die Regierung des jungen gnädigen Kaisers mit einem so bösen unseligen Anfang auch ein schlimmes Ende gewinnen, wie das Beispiel Pharaos und des Königs von Babel darthue. Nachdem Luther auf höheren Befehl den Inhalt seiner lateinisch gesprochenen Worte auf deutsch wiederholt hatte, forderte nach einer kurzen Besprechung der Stände der Offizial Luther auf, seine irrigen Bücher zu widerrufen, um die guten zu retten. Wären Arius und die Nestorianer von ihrem Irrtum abgestanden, so hätte man nicht mit den schlechten Büchern auch ihre guten vertilgt. Nehme er nicht einmal zurück, was schon das Konstanzer Konzil verdammt, so werde man gegen ihn als Ketzer erkennen. Ob er sich dem Konstanzer Konzil unterwerfe, darauf solle er eine Antwort „ohne Hörner und ohne Mantel“ geben.

Darauf sagte Luther: „Weil denn Kaiserliche Majestät und Kur- und Fürstliche Gnaden eine schlichte und klare Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heil. Schrift oder mit einleuchtenden Gründen überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilen allein, weil sie so oft geirrt haben und mit sich selbst im Widerspruch gewesen sind), so kann und will ich nichts widerrufen, weil mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist." Im Verlauf einer heftigen Szene, die sich anschloß, soll er das Wort gesprochen haben: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Die zweite Hälfte steht auch nach Aleanders Bericht fest. Über dem Geräusch und Gedränge, das sich im Saale bei dem Schlusse seiner Rede erhob, mag die Äußerung nicht allgemein gehört worden sein, daher die abweichenden Angaben. Aber im Herzen des deutschen Volks blieben die Worte tief eingegraben. Sie geben Zeugnis von der Überzeugungstreue und dem Gottvertrauen des Reformators und werden bei der Nachwelt Glauben und Geltung finden wie der berühmte, gleichfalls historisch zweifelhafte, Ausspruch Galileis: E pur si muove.

Eindrücke u. Urteil. Unter großer Aufregung der Anwesenden wurde Luther nach seiner Herberge geführt. Die Deutschen freuten sich seiner Reden; manche Ritter fragten, ob er in das Gefängnis gebracht werde, und legten die Hand an ihr Schwert; der tapfere Erich von Braunschweig soll ihm einen Trunk Eimbecker Biers in silberner Kanne in die Herberge geschickt haben; auch Friedrich von Sachsen sprach zu Spalatin: „O wie gut hat Martin Luther vor Kaiser und Reich gesprochen." Die Spanier dagegen höhnten den ketzerischen Mönch, und man sah, wie sie Schriften von Luther und Hutten vom Bücherladen rissen und mit Füßen traten. Auf den Kaiser machten die Vorgänge im Reichstag einen ungünstigen Eindruck. Es wird ihm der Ausspruch in den Mund gelegt: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Aleander stand damals hoch in seiner Gunst. Der Bund mit dem Papst war abgeschlossen und wurde bald darauf (8. Mai) durch einen Vertrag besiegelt. Er zögerte auch nicht, seine Gesinnung kundzugeben. Schon
19. April. am nächsten Tag ließ er die Stände zu Hof entbieten, um ihnen den Abschied mitzuteilen, den er Luther zu geben gedächte. Er hatte ihn selbst französisch abgefaßt und ins Lateinische übersetzen lassen, auch der Kurie in Rom wurde er durch den Gesandten zugestellt, wofür Leo in einem huldvollen Breve dem Kaiser dankte.

Das merkwürdige Aktenstück stellt gewissermaßen ein persönliches Glaubensbekenntnis des Kaisers dar, worin er rückhaltslos und offen verlangt, Luther solle nicht weiter gehört, sondern sofort nach Hause geleitet und als Ketzer behandelt werden. Für den Nachfolger der christlichen Kaiser und der katholischen Könige Spaniens, dessen erbliche Pflicht es sei, den alten Glauben zu beschirmen und die Beschlüsse der Konzile in ihrem Ansehen zu erhalten, wie für sie, die Stände Deutschlands, würde es eine ewige Schande sein, wenn eine Ketzerei, ja wenn nur der Schein eines Irrtums in ihren Herzen haftete. Darum wolle er Leib und Leben, ja die Seele selbst einsetzen,

um dem gottlosen Thun des „wahren und überführten Ketzers“ zu wehren. Sie aber möchten beschließen, was guten Christen gebührt und sie zu thun versprochen.

Als die Reichsstände die strengen Worte vernahmen, gerieten sie in Unruhe; man sah manches Angesicht erblassen. Es traten so viele Symptome einer aufgeregten Volksstimmung zu Tage, daß ruhestörende Auftritte zu erwarten standen. In der kaiserlichen Wohnung fand man einen Zettel mit dem Bibelspruch: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist; ein Anschlag am Rathaus zu Worms rief zu den Waffen gegen die Papisten; von der Ebernburg aus, wo man von allem, was in der benachbarten Stadt vorging, aufs genaueste und schnellste unterrichtet ward, ermahnte Hutten seinen „heiligen Freund“ zum standhaften Ausharren und stellte Hilfe in Aussicht. Die drohende Nähe der Sickingenschen Burg mit bewaffneten Kriegsknechten und die feindselige Haltung der gährenden kampflustigen Bevölkerung in Stadt und Land machten alle Widersacher Luthers um ihre Sicherheit besorgt. So wurde denn trotz Aleanders Widerspruch noch einmal der Versuch gemacht, den Wittenberger Mönch zu einer milderen Erklärung zu bringen; der Kaiser gewährte den Ständen eine dreitägige Frist, um in Güte mit ihm zu verhandeln. Zu dem Behufe trat in der Herberge Richards von Greiffenklau, des Erzbischofs von Trier, und unter dessen Vorsitz ein Ausschuß zusammen. Sowohl dieser verständige Kirchenfürst, als der badische Kanzler Hieronymus Veuß (Vehus) sprachen sehr geschickt und milde dem Vorgeladenen zu Herzen und forderten ihn, ohne des Papstes Erwähnung zu thun, auf, nicht allzuviel auf den eignen Verstand zu bauen und in christlicher Demut Kaiser und Reich über seine Schriften und Lehren entscheiden zu lassen. Luther erklärte sich bereit, sofern sie es nach Gottes Wort thäten. „Du gedenkst,“ fiel der Kurfürst von Brandenburg ein, „nur mit der Schrift dich weisen zu lassen?“ „Ja,“ erwiderte der Angeredete, „oder mit einleuchtenden Gründen.“ Der Ausschuß geriet darüber in Verlegenheit; er schickte einige Mitglieder nach der Reichsversammlung, um sich Rats zu erholen. Während ihrer Abwesenheit berief der Erzbischof den Mönch in sein Gemach, um in Gegenwart seines Offizials und des bekannten Johannes Cochläus aus Frankfurt, eines papistischen Spähers, eine Vermittelung und Ausgleichung zu erwirken. Er sollte um der kirchlichen Einheit willen die Beschlüsse des Kostnitzer Konzils gelten lassen, denn durch freies Forschen und Auslegen der Schrift seien allezeit Ketzereien entstanden; Luther aber blieb dabei, Huß sei zu Konstanz mit Unrecht verdammt worden. Ebensowenig wollte er sich der Bedingung fügen, sich alles Schreibens und Lehrens zu enthalten, denn dadurch hätte er der Reformation Stillstand geboten. Aber auch damit waren die Ausgleichungsversuche noch nicht zu Ende. Der Kaiser bewilligte eine Verlängerung der Frist um zwei Tage. Der badische Kanzler wiederholte seine Bitte, Luther möge Kaiser und Reich zu Richter nehmen; dieser gab jedoch zur Antwort, er wolle nicht Menschen über Gottes Wort erkennen und richten lassen. Konrad Peutinger, der Abgesandte von Augsburg,

Vermittelungsversuche.

22. April.

25. April.

schlug ihm vor, die Entscheidung einem Konzil zu übertragen; Luther knüpfte daran die Bedingung, daß die für irrig erklärten Artikel nur mit der Heil. Schrift widerlegt und ihm zuvor übergeben würden. Und als ihn noch zum Schluß der freundliche Erzbischof in einer vertraulichen Unterredung aufforderte, er möge selbst ein Mittel angeben, wie der Sache zu raten und zu helfen sei, und ihm, falls Furcht vor den Sachsen seine freie Entschließung hindern sollte, ein Priorat in seinem eignen Sprengel anbot, erwiderte der unbeugsame Mann, er kenne keinen andern Rat, als den, welchen einst Gamaliel gegeben: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in Bälde untergehen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“ Damit endigten die Unterhandlungen mit Luther in Worms. An eine Vermittelung war nun nicht mehr zu denken.

Man könnte sich fast zu dem Wunsche versucht fühlen, bemerkt Ranke, Luther hätte sich fürs erste genügen lassen, seine Sache einem künftigen Konzil anzuvertrauen und, da der Papst darauf nicht mehr hätte eingehen können, einstweilen im Verein mit den Reichsständen die Herrschaft des Pontifikats über Deutschland abzuwerfen. „Es würde die Nation in ihrer Einheit befestigt, zu einem Bewußtsein derselben erst vollkommen geführt haben, wenn sie einen gemeinschaftlichen Kampf wider die weltliche Herrschaft von Rom unter des Kaisers Anführung bestanden hätte. Jedoch die Antwort ist: die Kraft dieses Geistes würde gebrochen gewesen sein, wenn eine Rücksicht ihn gefesselt hätte von einem nicht durchaus religiösen Inhalt. Nicht von den Bedürfnissen der Nation, sondern von religiösen Überzeugungen war er ausgegangen, ohne die er nie etwas gemacht hätte und die ihn nun freilich weiter geführt hatten, als es zu jenem politischen Kampfe nötig oder auch nützlich war. Der ewig freie Geist bewegt sich in seinen eignen Bahnen.“

c. Ausgang und Eindrücke des Reichstags.

Luther entlassen. Es fehlte nicht an Stimmen, welche dem Kaiser rieten, das Beispiel seines Vorgängers Siegmund in Konstanz nachzuahmen. Selbst Kardinal Adrian, sein einstiger Lehrer und jetziger Reichsverweser in Spanien, und mit ihm sämtliche
12. April. in Tordesillas versammelten Granden, richteten die dringende Bitte an ihn, durch Anwendung der Kirchengesetze gegen den verstockten Ketzer der Welt darzuthun, daß er ein Feind der Feinde Christi sei. Auch der König von England gab den Rat, die häretischen Bücher zugleich mit ihrem Urheber von Grund aus zu vertilgen. Karl fürchtete aber, ein Gewaltstreich gegen die Person Luthers, dem die Teilnahme und Begeisterung der Nation in allen Ständen so offen und allgemein zugewandt war, möchte eine gefährliche Bewegung unter dem Volk und bei der Ritterschaft hervorrufen. Er hielt also das Geleit, sein Herold sollte den Geladenen nach Wittenberg zurückführen. Aber schon in Friedberg entließ Luther den Begleiter mit zwei Schreiben an die Reichsstände und an den Kaiser voll Beteuerungen seiner Treue und seines Gehorsams in allem, was nicht seine religiöse Überzeugung betreffe. Man hatte ihm bei der Abreise unter der Hand
26. April. einen Wink gegeben, daß er auf einige Zeit in eine sichere Zufluchtsstätte gebracht würde. Den Ort wußte er nicht.

Am 30. April ging Karl noch einmal mit den Ständen zu Rate, wie man gegen Luther verfahren solle, der ohne jeden Widerruf, mit bösem und verstocktem Sinn von Worms weggezogen sei. Die Reichstagsmitglieder stellten in einer wahrhaft vernichtenden Anklageschrift 100 Beschwerden der deutschen Nation gegen Rom zusammen; dagegen in Luthers Sache überließen sie es dem Kaiser, das Mandat zu entwerfen. Am 4. Mai schrieb Friedrich von Sachsen: „Mit Martins Sache steht es schlimm, man wird ihn verfolgen; nicht allein Annas und Kaiphas, auch Pilatus und Herodes sind wider ihn.“ Er selbst blieb seiner Gesinnung gegen Luther treu, dem Kaiser sagte er, „er werde sich zu halten wissen als ein christlicher Fürst“. Für den Kaiser war, wenn er je hätte schwankend sein können, die Notwendigkeit entscheidend, den Papst gegen Franz I. auf seiner Seite zu wissen. In der That wurde eben jetzt das schon erwähnte Bündnis in Rom abgeschlossen, worin Leo dem Burgunder seine Hilfe zur Vertreibung der Franzosen aus Italien zusagte, dieser dagegen versprach, er werde mit seiner ganzen Macht die Feinde des katholischen Glaubens verfolgen und das Unrecht, das dem apostolischen Stuhle zugefügt würde, rächen und bestrafen gleich, als sei es ihm selbst widerfahren. Nun erhielt Aleander den Auftrag, das Mandat zu entwerfen. Dieser legte sofort Hand ans Werk und er selbst war mit seiner Arbeit so wohl zufrieden, daß er eine Abschrift davon nach Rom schickte. Auch das kaiserliche Ratskollegium gab seine Zustimmung dazu. Mit jedem Tag erwartete man nun, daß es dem Reichstag vorgelegt werden würde: aber es geschah nicht. Endlich, am 25. Mai, als die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz und mehrere andre Mitglieder die Stadt bereits verlassen hatten, erschien Karl im Ständesaal, sprach der Versammlung seinen Dank aus für die Aufrichtung des Regiments, des Kammergerichts, der Matrikel, und bat dann, sie möchten noch drei Tage bleiben, um einige „ungeschiedene“ Sachen zu Ende zu bringen. Als er nach seiner Wohnung zurückkehrte, gaben ihm die vier noch anwesenden Kurfürsten und mehrere Fürsten das Geleite. Er bat sie, einzutreten. In den Gemächern befanden sich mehrere italienische und spanische Granden und die beiden Nunzien. Aleander überreichte dem Kaiser und den Kurfürsten die päpstlichen Breven, die kurz zuvor eingetroffen und in huldvollem Tone abgefaßt waren. Darauf sprach Karl, daß er in Sachen Luthers ein Edikt auf Grund des alten Beschlusses der Stände habe abfassen lassen, und gab Aleander Befehl, es vorzulesen. Es erwähnte die falschen Lehren und Verleumdungen, die Martin Luther, in dessen Person der böse Feind die Gestalt eines Menschen in der Mönchskutte angenommen, wider die katholische Kirche habe ausgehen lassen; bemerkte, daß, da alle friedlichen Mittel erschöpft seien und Luther als hartnäckiger Ketzer die Stadt verlassen habe, der Kaiser als Schirmherr des wahren katholischen Glaubens einzuschreiten verpflichtet sei, und sprach am Schluß die Acht und Aberacht über Luther und alle seine Gönner und Anhänger aus; seine Schriften sollten verbrannt, und zur Verhütung künftiger Irrsal keine Bücher

Das Wormser Edikt gegen Luther.

mehr ohne geistliche Zensur gedruckt werden. Von einer Begutachtung des Reichsrats war nun keine Rede mehr. Kurfürst Joachim von Brandenburg erklärte einfach im Namen der Geladenen, aber ohne jede Vollmacht, sie seien damit einverstanden, auch entspreche das Edikt der Ansicht aller Stände. Sofort ließ Aleander zwei Reinschriften anfertigen, eine deutsche und eine lateinische, setzte aber eine falsche Zeitangabe darunter, indem er sie auf den Tag des Abschlusses des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses, den 8. Mai, zurückdatierte, damit man glauben sollte, die Ächtungsurkunde sei mit der Stände „einhelligem Rat und Willen" erlassen worden. Am andern Morgen, es war ein Sonntag, eilte er mit dem Schriftstück zum Kaiser; dieser befand sich gerade in der Kirche und dort setzte er seine Unterschrift bei. „Nun werdet ihr mit mir zufrieden sein" — sagte er lächelnd zu dem Nunzius. Ein weiterer Erlaß gebot jeder Obrigkeit unter Androhung strengster Strafen, das Edikt zu vollziehen. So zerrannen die Hoffnungen der deutschen Patrioten Statt die Lehre Luthers zu prüfen, verdammte man ihn ungehört. „Ich schäme mich allmählich meines Vaterlandes," schrieb damals Hutten. Die päpstlichen Legaten dagegen durften sich rühmen, erreicht zu haben, was in ihrer Mission gelegen war, und auch der Kaiser konnte mit seinem ersten Reichstag zufrieden sein. Um so größer war die Unzufriedenheit im Reich, wo man es allgemein bitter empfand, daß Kaiser und Reichstag den auf sie gesetzten Hoffnungen so wenig entsprochen hatten.

Stimmen der Zeitgenossen.

Aus ganz Deutschland waren Anhänger der nationalen und kirchlichen Reform nach Worms geströmt; in Briefen, in Berichten, in volkstümlichen Darstellungen wurden die Verhandlungen und Stimmungen, die Hoffnungen und Befürchtungen an Ort und Stelle sogleich niedergeschrieben. Dahin gehört der alte Zeitungsbericht: „Warhafftige Anzaigung wie Doktor Martinus Luther zu Wurms auf dem reichstag eingefahren ist, durch K. M. in aigner person verhört und mit im darauf gehandelt ist". Außer dieser schlichten Darstellung ist besonders merkwürdig „Doktor Martin Luthers Passion". Schon während des Reichstags hatte der Frankfurter Gesandte geschrieben: „Der Mönch macht viel Arbeit: ein Teil möchte ihn ans Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird ihnen schwerlich entrinnen: nur ist zu besorgen, daß er am dritten Tag wieder aufersteht." Ebenso wird auch in der Volksschrift das Verfahren gegen Luther mit Christi Leidensgeschichte verglichen. Entsprechend dem Einzug Jesu in Jerusalem wird Luthers Einzug in Worms kurz angeführt und darauf die Versammlung und Beratung der Bischöfe unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz als „Kaiphas" berichtet. Diener des Papstes werden als versuchende Pharisäer dargestellt, die Luther zu einem Gespräch einladen sollen, dieser will aber nur öffentlich disputieren. Unter den Pharisäern sind in erster Linie die beiden Nunzien zu verstehen, Caraccioli (mit dem Schimpfnamen „Podico" eingeführt) und Hieron. Aleander (der „Jud" genannt, weil man behauptete, er sei von jüdischer Herkunft). Neben dem „Kaiphas" erscheint „Annas" in der Person des Kardinals von Gurck, der den Rat gibt, es sei nütze, daß ein Mensch sterbe für die Päpstlichen, „daß ir buberei nit offenbar werd und daß nit die römisch schalkheit abneme". Der Kurfürst von Sachsen tritt als „Petrus" auf, der seinen Herrn verleugnet; Johannes Sabula (Cochläus?) und der triersche Offizial Johannes von Eck legen falsch Zeugnis ab. Bei der Verhandlung am zweiten Tag tritt der Bischof von Trier als „Pilatus" auf, er will Luther freigeben, aber die Papisten verhindern es, obschon die deutsche Nation als das „Weib des Pilatus" Fürbitte einlegt. Die Papisten rufen aus: „er werde verbrant, er werde verbrant! merk du: lassest du den ledig, so

Luthers Passion.

bist du nit ain Freund des römischen Bischofs; er wirt dir hilf thun wider Frankreich!" Darauf übergibt Pilatus Luthers Bücher und Bildnis den Papisten. Ein Dominikanermönch verbrennt die Schriften und die Bilder von Luther, Hutten und Karlstadt. Aber Luthers Bildnis wollte nicht Feuer fangen, bis man es in einem verpichten Faß in die Flammen warf. Die das mit ansahen, riefen verwundert: „fürwar, das ist ain christ".

Von der inneren Gemütsstimmung des deutschen Volks gibt ein allegorisches Gespräch Zeugnis: „Dialogus oder gespred des Apostolicums, Angelica und anderer spezerei der apoteken antreffen Doctor M. Luther ler und sein Anhank". In der Unterredung der Apothekerpflanzen über die alte und neue Lehre wird in humoristischer Weise dargethan, daß „die neue, wohlriechende, tiefgegründete, tiefgewurzelte Bewegung durch die zwingende Macht der Gründe einen vollkommenen Sieg erringen müsse über die alte abgestandene, übelriechende Kirche, die einer Erneuerung und Erfrischung bedarf". Wenn hier die Erneuerung der Lehre und des Glaubens den Hauptgesichtspunkt bildet, so wird in einem andern Gespräch mehr die praktische Seite, die Organisation eines neuen kirchlichen Lebens in der Gemeinde, die Ordnung des Kultus, die Stellung der Geistlichen zu und in der Gemeinde u. a. in Betracht gezogen. Der Titel lautet: „Ain schöner Dialogus und strafred von dem schultheiß von Gaißdorff mit seinem Schüler wider den Pfarrer daselbst und seinen helfer, in beiwesen der fierer und etlich nachbauern des Dorfs, antreffend allen mangel und geiz geistlich und weltlich standes". — Unter den früheren Flugschriften war der erwähnte „Karsthans" am bekanntesten bei dem Volk. Aus diesem Grunde wählte der Verfasser einer andern Flugschrift, die wohl von dem Huttenschen Kreise ausging, den Titel „Neukarsthans" für ein Gespräch zwischen Franz von Sickingen und einem Bauer. Sickingen fragt den Karsthans um die Ursache seines ernsten Aussehens, worauf ihm dieser sagt, er sei wegen einer Kleinigkeit von dem geistlichen Sendgericht gebüßt und mit dem Bann belegt worden. Es müßte mit den Pfaffen zur Abrechnung kommen, hätten sie nur einen Hauptmann, so würde es schon gehen. Sickingen mahnt zur Ruhe: man solle es auf friedlichem Wege durch Gütigkeit versuchen, denn noch gebe es unter den Geistlichen viele redliche Leute. Versuche man es aber mit Gewalt, so sei Gefahr, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide: „denn du und dein hauf schlahent mit unvernunft drein". Beide stimmen aber darin überein, daß der Hochmut der Geistlichen noch zu einem Einschreiten mit Gewalt zwingen werde; und Karsthans meint, Sickingen werde ihr Anführer sein; auf ihn setzten alle Bauern ihr Vertrauen, da er fest zu Luther halte und auch den Hutten vor Vergewaltigung des Papstes und der Geistlichen schütze. Sickingen gesteht, daß er Luthers Schriften gelesen und sie nicht anders als christlich erkenne, sollte demselben nun um der göttlichen Gerechtigkeit und Wahrheit Gewalt und Unrecht widerfahren, so würde er ihm beistehen, auch von Hutten, den er für seinen guten Freund halte und in seiner Not Zuflucht gegeben, wisse er nicht anders, als daß er die lautere Wahrheit geschrieben, indem er dem ärgerlichen Leben des römischen und geistlichen Regiments entgegengetreten. Die Geistlichen gäben sich für die Nachfolger der Apostel aus, seien aber vielmehr reißende Wölfe; er wisse aus der Bibel, die ihm Hutten erklärt, und aus den älteren Kirchenvätern, wie die Geistlichkeit das Gegenteil von dem thue, was ihnen Christus befohlen. „Da sollte man ja mit Flegeln und Kärsten drein schlagen," meint der Bauer. Sickingen ermahnt zur Geduld, fährt aber fort die Entartung der Geistlichen zu schildern und tadelt das Cölibat und die Fasten als ungöttlich. Der Karsthans drückt seine Verwunderung aus, daß der Ritter „so grüntlich pflegt uß der heiligen geschrifft zu reden"; Sickingen erklärt ihm, daß er mit Hutten im vorigen Winter die lutherischen Bücher gelesen und sich mit ihm über die Heil. Schrift besprochen. „Ich danke dem almechtigen got, der mich hat erleben lassen die zeit, da sein heilig teur wort und götliche warheit, die lang durch die falschen geistlichen vertruckt gewesen, wieder herfür und zu liecht komen." Er stimmt mit Karsthans überein, daß die Zeit ihrer Züchtigung nicht mehr fern sei. Wolle ihn Gott dazu gebrauchen, so sei er bereit, sein göttlich Gebot zu erfüllen. Sickingens Ver-

Gespräch der Apotheker-pflanzen.

Dialog vom Schultheißen.

Neukarsthans.

trauen auf den Kaiser vermag der Bauer nicht zu teilen, seitdem er gehört, daß er Luthers Bücher habe verbrennen lassen, ihn selbst mit einem grimmigen scharfen Mandat in die Acht gethan und nun auch Hutten verfolge. Er wird dann durch Sickingen über die Gewalt des Papstes belehrt: in der alten Kirche sei derselbe Bischof wie andre gewesen, seit er sich aber allerheiligster Vater nennen lasse, habe er seinen Stuhl über Gottes Stuhl gerückt und müsse darum Luzifer nachfallen. „So fall er," ruft Karsthans, „in aller teufel namen und der teufel helf ihm darnach wiederumb auf!" Es könne keinen größeren Gegensatz geben, meint Sickingen, als zwischen dem Papst und Christus. So habe der Papst am Gründonnerstag, dem Einsetzungstage des Liebesmahles, die abscheuliche Ketzerbulle verlesen lassen, worin die göttliche Barmherzigkeit in menschlichen Zorn, die brüderliche Liebe in feindliche Verfolgung, der Frieden in Krieg, der Segen in Fluch verwandelt sei. Solchen Übelständen könne nur abgeholfen werden mit der freien Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde. „Wir seind all die kirch und keiner mer denn der ander." Er hofft bessere Tage, wenn nach Ausreutung der bösen gute Hirten kommen werden, denn die Welt dürste nach dem Evangelium. Kniebeugen, Zeremonien, Kirchenschmuck, Orgelmusik und Glockengeläut, geputzte Madonnen und Heilige seien zur Andacht nichts nütze. „Das unverständig volk zu betriegen, machen sie den leuten ein spiegelfechtens vor augen mit ihren cerimonien und gauklerei; jetzund soll man got im geist dienen und ußerlich gar nichts anders dann gute werk, darvon andere beispiel nemen." Um Geld mache der Papst Heilige; um tausend Dukaten habe er den Heil. Rock in Trier für das echte Kleid Christi erklärt und nun zögen die trierischen Pfaffen von den einfältigen Laien, die dahin wallfahrteten, reichen Gewinn ein. Der wahre Tempel Christi sei die Seele des gläubigen Menschen, nicht die geschmückte Kirche von Stein und Holz. Solle die Religion gründlich gebessert werden, so müsse man in Deutschland verfahren wie Ziska in Böhmen; man müsse von den Kirchen den größten Teil abbrechen und alle Mönche vertreiben; nur die Zerstörung der Klöster könne Abhilfe bringen: „und wo die nit bald kompt, muß die christenlich welt durch sie verarmen". Auch die adligen Stifter müßten fallen; denn diese kämen nur den verräterischen Kurtisanen und Romanisten zu gute, durch welche das Geld nach Rom ginge. Um dieser Stifter willen und um der Bischofsitze seien übrigens Adel und Fürsten großenteils den kirchlichen Neuerungen abgeneigt, da ihre Vettern und Brüder dort ihre Versorgung fänden. Karsthans meint, die gemeine Sache sollte allem vorgehen; „keinem sollte sein freund oder eigennutz lieber sein, denn das ganz vaterland und gemeine wolfart". Nach dem Gespräch folgen dreißig Artikel, welche Junker Helferich, Reiter Heinz und Karsthans mitsamt ihrem Anhang hart und fest zu halten geschworen haben. Dieselben beziehen sich teils auf das Verhalten zum Papsttum, in welchem die Verbündeten das Reich des Antichrist erkennen, insbesondere aber im päpstlichen Legaten einen Verräter der deutschen Nation und gemeinen Feind des Vaterlandes halten, auf die Verwerfung aller päpstlichen Rechte, Weihen, Gebote, Satzungen, Kultusgebräuche, auf die energische Abweisung aller Bettelmönche, aller Pedelle, welche Bannbriefe bringen, auf die Anstellung evangelischer Pfarrer, auf Abschaffung aller Festtage mit Ausnahme des Sonntags, auf Beraubung in betreff alles unechten Erwerbs und endlich auf festen Anschluß an Hutten und Luther. — In die Wartburgszeit Luthers fällt das Gespräch „Kunz und Fritz", eine Volksschrift voll derben Humors, in welcher die Lehrer der scholastischen Theologie in beißenden Ausfällen gescholten und die Anhänger Luthers, Erasmus, Öcolampadius, Urbanus Rhegius, den die Pfaffen aus dem Karmeliterkloster getrieben, gerühmt werden. Ein Tübinger Professor „Fetzenlump" wolle den Paulus nicht mehr lesen lassen, weil sich Luther auf ihn berufe. Dr. Eck oder Geck wird „Ablaßnarr" und „Christusverkäufer" genannt, dem der Papst Dukaten geschenkt. Jetzt müßten sie noch „Sparmund" machen, wegen der geheimen Späherei; aber bald würden die schwarzen Wolken vorüberziehen. „Dann wann die recht Zeit kumen wirt und der frum christlich gewalt das schwert recht ergreift, glaub mir,

Kunz und Fritz.

es wirt anderst gon." Unterdessen wollen sie miteinander gute Christen bleiben und die Buben Buben sein lassen. Die Überschrift lautet:

Ain schöner Dialogus.
Kunz und Fritz, Die brauchent wenig witz,
Es gilt umb sie ein klains, So seinds der sach schon ains,
Sie redent gar on trauren, Und seind gut luthrisch bauren.

Aus derselben Zeit (Sept. 1521) stammt auch die Schrift: „Von dem Pfründenmarkt der Kurtisanen und Tempelknechte", worin wie in dem früher erwähnten Gespräch mit ähnlichem Titel die Mißbräuche dargelegt werden, daß unwürdige Geistliche, um ein „geil ful üppig leben" führen zu können, durch Bestechung in Rom mehrere Pfründen erwerben; diesem Gelaufe noch Rom sollte die weltliche Obrigkeit wehren und sich nichts um Dekretalen und Bann kümmern. Mit starken Ausdrücken werden dann die Übel gezeichnet, die aus der Pfründenhäufung entspringen und ein furchtbares Sündenregister der hoffärtigen, sittenlosen Prälaten, besonders ihrer geschlechtlichen Ausschweifungen und Weiberverführungen entrollt. Es wäre tausendmal göttlicher, die Pfaffen hätten Eheweiber und dienten Gott in der Ehe, ohne den Leuten ein Ärgernis zu geben. Schließlich werden die weltlichen Stände ermahnt, zur Abstellung solcher Mißbräuche mitzuwirken und wenn die Geistlichen blind seien, die Führung zu übernehmen, unbekümmert um Bann oder geistliche Strafe. In einer Volksschrift „Die Lutherische Strebkatz" werden in der prosaischen Einleitung und in dem beigefügten Holzschnitt die Gegner Luthers und der Reformation als Tiere aufgeführt, die mit dem Papst an dem Kreuz zerren, das Luther herabzuziehen sucht. Luther sagt:

Pfründenmarkt.

Die Lutherische Strebkatz.

Uf meiner seiten nit mehr hab
Dann, herr, dein leiden für ein stab:
So hat er gar ein teuflisch her:
Soll ichs hin ziehen, wirt mir schwer,
Schau, wie der eber wetz die zen,
Der bock thut auch herzu her steen,
Der kochlöffel mit seiner sauf,
Dem thut der pabst vil grieben drauf.
Der Murnar mit seim katzen gschrei,
Der Lemp mit belln tritt auch an rei;
Der rattenkönig, genant Hochstrat
Den auch der pabst gekrönet hat;
So wil der schmitt von Costenz dran,
Noch sieh ich gar ein dapfren man,
Wolt sich gern mengen in die klei,
Mich dunkt, wie es ein eichhorn sei. (Kretz oder Ulsingen?)

2. Luther auf der Wartburg und die Vorgänge in Wittenberg.

a. Geistige Aufregung in Deutschland.

Als das Wormser Edikt bekannt gemacht wurde, war Luther in sicherem Gewahrsam. Als er über Hersfeld, wo er von dem gefürsteten Reichsabt ehrenvoll aufgenommen und bewirtet ward und auf Ersuchen gegen das Verbot eine Predigt hielt, nach dem Thüringer Lande fuhr, wurde auf der bewaldeten Straße zwischen Möhra, wo er bei Verwandten eingesprochen hatte, und dem Städtchen 3. Mai.

Die Entführung.

Waltershausen in einem Hohlwege unweit vom Schlosse Altenstein sein Wagen angehalten. Befreundete sächsische Edelleute mit ihrem Gefolge rissen ihn anscheinend gewaltsam heraus, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn, in einen Reitermantel gehüllt, nach der Wartburg, wo er erst gegen Mitternacht sehr ermüdet eintraf. Er war jetzt kurfürstlicher Staatsgefangener unter der Hut des Schloßhauptmanns v. Berlepsch. Wenige Personen nur waren in das Geheimnis eingeweiht. Im Reiterkleid, mit langem Haar und herabwallendem Bart wäre er selbst den nächsten Freunden unkenntlich gewesen. So hauste er in Berges- und Waldeinsamkeit unter dem Namen eines Ritters Georg, und ruhte aus von den gewaltigen Kämpfen, die soeben noch sein Dasein zu zertrümmern drohten. Unter den Anhängern der Reformation erregte sein Verschwinden große Bestürzung; die Gegner trugen das Haupt höher, in den niederländischen Städten bemerkte der zurückkehrende Kaiser mit Lächeln, wie eifrig man Luthers Bücher auf den Markt trug und verbrannte; Johann Eck veröffentlichte das Urteil der Pariser Theologen vom 15. April, worin die Lehren des Wittenberger Mönchs in den schärfsten Ausdrücken verdammt waren, er selbst als der gefährlichste Irrlehrer dargestellt. Auch in Deutschland wurde an manchen Orten die Reichsacht in Vollzug gesetzt, in der Mark Brandenburg, in den Landen Georgs von Sachsen, der Herzöge von Bayern, mehrerer geistlichen Fürsten; man spähte den Anhängern Luthers nach, man forschte, wer verdächtige Bücher las; schüchterne Gemüter fielen ab, andre zwang man zum Widerruf. Selbst der Gefangene auf der Wartburg war in der ersten Zeit seines Aufenthalts „in der Wüste" von schweren Sorgen heimgesucht. Als er durch Spalatin von der Achtserklärung Kunde erhielt, schrieb er an Melanchthon: „Laß uns die Last gemeinsam tragen. Wir stehen jetzt noch allein im Kampfe, nach mir werden sie auch an Dich gehen."

Triumph der Gegner.

Trübe Stimmung.

Die Einsamkeit in der wilden Gebirgsgegend trübte seine Stimmung; körperliche Leiden, verbunden mit schlaflosen Nächten, erhöhten seine Schwermut. Häufig klagte er in seinen Briefen über Anfechtung des Satans; der alte Glaube an die Versuchungen des Teufels unter allerlei Gestalt kehrte lebhafter zurück. Die Volkstraditionen, die sich davon erhalten haben, geben Zeugnis von den inneren Kämpfen, die seine Seele zerrissen. Mitunter quälte ihn auch der Gedanke, daß er seinem Wirt zur Last falle, daß er zu gut und reichlich mit Essen und Trinken versehen werde. Zuweilen geht er in die Erdbeeren am Schloßberg; wenn er an den Jagden teilnimmt, kommen ihm theologische Gedanken: das gejagte und verfolgte Wild ist ihm ein Abbild der einfältigen gläubigen Seelen, denen die Bischöfe und Theologen heimlich nachstellen.

Thätigkeit der Opposition.

Aber noch schärfer trat die entgegengesetzte Wirkung der Achtserklärung zu Tage, ein allgemeiner Unwille ergriff die Gemüter und stärkte die Kraft der Opposition. Und als nun die Kunde durchs Land lief, der Geächtete sei verschwunden, tauchte der Verdacht auf, er sei von den Papisten aus dem Wege geräumt worden. Von Antwerpen aus klagte Albrecht Dürer, nun Luther tot

ist, wer wird uns hinfüro das heilige Evangelium so klar vortragen? und rief Erasmus zu, er möge die Wahrheit beschützen gegen die Macht der Finsternis, die ungerechte Tyrannei der weltlichen Gewalt. Eine mächtige Aufregung durchzog die deutschen Gaue; von der Ausführung des Reichsmandats war bald keine Rede mehr. Noch sei die Tinte kaum trocken, womit der Kaiser das Edikt unterzeichnet, eiferten die Legaten, und schon werde es allenthalben gebrochen; und Zasius schrieb: „Je mehr man Luthers Lehre einschränkt, desto mehr breitet sie sich aus.“ Hätte damals Sickingen den aufreizenden Reden Huttens Gehör gegeben und zum Schwert gegriffen, so war es um die Autorität des Papstes und der Hierarchie in Deutschland geschehen. Aber der deutsche Rittersmann wollte es nicht mit dem Kaiser verderben, der ihn für den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich zum Feldhauptmann, Rat und Kämmerer ernannt hatte. So blieb denn dem streitbaren Hutten nichts übrig, als seine spitze Feder, und die gebrauchte er denn auch mit seiner ganzen Meisterschaft gegen die Römlinge. Er fragte den Legaten Aleander, „ob er denn glaube, mit einem einzigen Ediktchen, das er einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken“, und kündigte ihm an, er werde thun, was in seinen Kräften stehe, daß derselbe nicht lebendig aus Deutschland komme.

Einen ähnlichen Geist atmete die Flugschriftenlitteratur, die seit dem Wormser Reichstag einen schärferen und entschiedeneren Ton annahm. Wir haben oben die berühmte Volksschrift „Neukarsthans“ kennen gelernt. Mag auch Huttens Autorschaft zweifelhaft sein, so standen doch die litterarischen Gäste der Ebernburg der Abfassung des Gesprächs nicht fern. In ihm wird schon die Wahl evangelischer Geistlichen durch die Gemeinde, die Abstellung der kirchlichen Gebräuche; die Aufhebung der Klöster und Stifter angeraten. Würde ein Feldhauptmann wie Sickingen die Führerschaft übernehmen, so könnte durch das deutsche Volk das Reich des römischen Antichrists zerstört werden. Luther billigte nicht den stürmischen Weg; er hatte sich von jeher gegen alles gewaltsame Vorgehen erklärt, und bei dieser Gesinnung blieb er auch jetzt. Als in Erfurt die Studenten die Wohnung eines römisch gesinnten Priesters zerstörten, drückte er seinen tiefen Unwillen aus. Aber die Wahrnehmung, daß das deutsche Volk so warm seine Sache erfaßte, flößte ihm Mut ein. Er unterhielt mit seinen Vertrauten, mit Spalatin, Melanchthon, Amsdorf, Justus Jonas einen lebhaften Briefwechsel, und erfuhr von ihnen alles, was in Wittenberg und anderwärts vorging. Schon am 26. Mai schrieb er an Melanchthon: „Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben zu Euch zurückzukehren. Wenn der Papst alle angreifen will, welche meiner Ansicht sind, wird Deutschland nicht ohne Aufruhr bleiben. Gott erregt die Geister vieler, sogar die Herzen des gemeinen Volks, so daß mir sehr unwahrscheinlich ist, die Sache könne mit Gewalt unterdrückt werden, oder wenn man es versucht, wird sie noch zweimal ärger;“ und bald darauf schreibt er an Spalatin, es sei gut, daß er auf der Wartburg sitze, ohne daß jemand etwas davon wisse. „Die Priester und Mönche, welche wüteten solange ich frei war, fürchten sich jetzt, da ich gefangen bin, und beginnen milder zu werden. Sie können vor der Masse des ihnen drohenden Volks nicht bestehen und wissen nicht, auf welche Weise sie loskommen mögen.“ Seine Feinde, fügte er scherzend hinzu, würden ihn jetzt gern mit Fackeln in der Hand aufsuchen, um ihn nach Wittenberg zurückzubringen.

Luther faßt Mut.

Verbreitung der reformatorischen Ideen.

Man kann sich die Teilnahme und Aufregung des Volks seit dem Wormser Reichstag kaum lebhaft genug vorstellen. Durch Flugschriften, Holzschnitte, Karrikaturen, durch Wanderprediger, durch Schauspiele wurden die unteren Volksklassen, die Bauern und Handwerker gegen Papsttum und Hierarchie aufgereizt, über die religiösen Streitfragen unterrichtet, zur Parteinahme für Luther und das Evangelium gewonnen. Da erschien Flugschrift auf Flugschrift, worin in derber volkstümlicher Sprache die Verderbnis der Kirche und die Entartung des Klerus gezeichnet war; sie gingen von Hand zu Hand und wurden in der Schenke, an öffentlichen Versammlungsorten, in den Häusern vorgelesen und herumgereicht. „Kein Buchhändler," schreibt Erasmus an König Heinrich VIII. von England, „wagt es, ein Wörtchen gegen Luther zu drucken; aber gegen den Papst darf man schreiben was man will." Wir haben die namhaftesten Volksschriften kennen gelernt, die der Reformation den Boden bereiteten. Die deutsche Schriftsprache ist in dieser Periode geschaffen worden. Hatte doch Luther den Ton angegeben, „den ungelehrten Leuten zu predigen und zu schreiben", und Hutten war ihm nachgefolgt. Die deutsche Prosa ist mit der Reformationsgeschichte aufs innigste verflochten; auch in den Formen, in denen die Gedanken und Anschauungen sich kund gaben, sollte der Gegensatz der neuen und alten Zeit, der früheren und jetzigen Generation zu Tage treten. Von großer Wichtigkeit für die Verbreitung der reformatorischen Ideen unter dem Volk war es auch, daß sich ein großer Teil der niederen Geistlichkeit und selbst viele Klosterleute denselben zuwandten. Wir wissen, wie tief die Kluft war, welche die Häupter und die unteren Glieder der hierarchischen Kette trennte, und wie ungleich die Güter und Lebensgenüsse verteilt, wie ungerecht Arbeit und Lohn zugewogen waren. Der Landgeistliche, der Klosterbruder, der Vikar fühlte sich dem Bauer und Handwerker näher gestellt, als dem vornehmen Standesgenossen. Man sah Wanderprediger von populärer Beredsamkeit und begeisterter Überzeugungstreue, wie Johann Eberlin von Günzburg, Jakob Strauß, Paul von Spretten (Speratus) in Süddeutschland von Ort zu Ort ziehen, um in bayrischen und österreichischen Landen für die lutherischen Lehren zu wirken. Wurden sie in einer Stadt durch die papistischen Obrigkeiten vertrieben, so schüttelten sie, wie die Apostel, den Staub von den Füßen und wanderten weiter. Aus dem Karmeliterkloster von Augsburg, wo Urbanus Rhegius weilte, gewann Luther mehrere feurige Anhänger; in Bern führten Bürgersöhne ein von Niklaus Manuel verfaßtes Fastnachtspiel auf, worin „die narheit in schimpfs Wyß vom papst und siner priesterschaft gemeldet würd". In demselben rühmt sich der Papst frohlockend, daß er mit Hilfe der Bischöfe und Kardinäle, deren Namenbildung, wie im Reineke Fuchs, ihre Laster und schlimmen Eigenschaften andeutet, so hohe Macht über das einfältige Volk und so viel Geld erworben. Johann Stiefel von Eßlingen erblickt in Luther den Engel der Offenbarung, „der mitten durch den Himmel fliegt und ein ewiges Evangelium in der Hand hält", und widmet

dem kühnen Streiter von Worms ein mystisch-heroisches Lobgedicht. So gab sich in allen Landen und Ständen eine volkstümliche Bewegung kund, die von keiner weltlichen und geistlichen Obrigkeit niedergedrückt werden konnte. Bald erhob auch Hans Sachs von Nürnberg, der populärste Meistersänger, seine Stimme, um „die Scheinwerke der Geistlichen und ihre Gelübden“ humoristisch zu geißeln und die „Wittenberger Nachtigall“ zu feiern, welche der in Wüsteneien irregegangenen Menschheit das Licht des Tages ankündigt.

Luthers litterarische Thätigkeit auf der Wartburg.

Und auch Luther saß nicht lange müßig auf der Wartburg. Schon am 1. Juni sandte er an Franz von Sickingen seine Schrift „von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten“, als Dankeszeichen. Eine „Wüste“, ein „Patmos“ nennt er in der Zueignung seine Bergfeste. Mit den heftigsten Ausfällen gegen Rom und das Papsttum fordert er darin die Abstellung der Ohrenbeichte, des Hauptbebels und Bollwerks der Hierarchie. Die Annahme, daß die Konzile unter der Leitung des Heiligen Geistes ständen, geißelt er als „schändlichen verdammten Wahn“. Gegen Jakob Latomus, den Verteidiger der Löwener Bannbulle, und gegen die Pariser Theologen richtete er Streitschriften, die seine leidenschaftliche Erregung kennzeichnen. Und wenn er bisher meistens in lateinischer Sprache geschrieben hatte, so bediente er sich von nun an mehr der Muttersprache. Der Streit mit den Gelehrten trat zurück; als Reformator wollte er fortan wirken, in das Herz des Volks wollte er eindringen; an die Mühseligen und Beladenen richtete er seine Worte der Tröstung und der religiösen Lebenserneuerung. Damals legte er die erste Hand an die Bibelübersetzung, die ein weltgeschichtliches Ereignis werden und ihm auf Jahrhunderte den größten Einfluß auf das Gemütsleben der Nation verschaffen sollte. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er sich in die griechische und hebräische Sprache, in die Denk- und Ausdrucksweise der heiligen Bücher, in den Geist der Bibel ein. Es war ein Riesenwerk, das er mit geringen Mitteln unternahm, das er in der Folge zu Wittenberg im Freundeskreise vollendete. Wir werden der deutschen Bibelübersetzung später in eingehenderer Weise gedenken; sie brachte alle bisherigen deutschen Übersetzungen in Vergessenheit und ist für alle Zeiten ein Schatz für Haus und Familie geblieben. Ein Meisterwerk deutscher Sprache und deutschen Gemüts ist sie „die Grundlage der bibelfesten Sprache und Gesinnung vieler Menschenalter“ geworden. Auch die deutsche Postille arbeitete er damals aus, „jene unübertreffliche Sammlung von Jahrgangspredigten, mit welcher er das Gemüt seines Volks so tief angefaßt und so mächtig für das Evangelium begeistert hat“. Und als der Kurfürst von Mainz das Verschwinden Luthers benutzte, um in Halle von neuem seine Ablaßbude aufschlagen zu lassen, richtete der Reformator ein strafendes Schreiben an den Kirchenfürsten: „wie er es wagen könne, den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringe, nochmals aufzurichten? Das heiße nicht sich als ein Hirt seiner Herde erzeigen, sondern als ein Wolf. Gott lebe noch, der die hohen Zedern bricht und die hoffärtigen

Pharaonen demütigt". Mache er dem Unfug kein Ende, so werde er gegen ihn verfahren, wie gegen Tezel. Der Erzbischof ging in sich und stellte den Ablaß ein. Der gewaltige Kirchenfürst beugte sich vor dem Geächteten und schrieb eine demütige Antwort.

b. Dr. Karlstadt und die Wiedertäufer.

Die Universität Wittenberg. Aus dieser wissenschaftlichen Thätigkeit wurde Luther aufgeschreckt durch beunruhigende Nachrichten aus Wittenberg. Das Wormser Edikt und die Verborgenheit des Reformators hatte im Anfang auf die junge Universität keinen nachteiligen Einfluß geübt: nach wie vor strömte die deutsche Jugend herbei, und die Hörsäle blieben gefüllt. Die Professoren kümmerten sich so wenig um das Ächtungsmandat, wie früher um die Bannbulle, und die kurfürstliche Regierung übte keinen Druck. Mit Luther standen die Freunde in ununterbrochener Verbindung und sahen seiner baldigen Rückkehr entgegen. Besonders war Melanchthon der treue Gefährte des Abwesenden, den er wie einen „Vater" verehrte, um den er schmerzlich trauerte, wenn er hörte, daß er leidend oder krank sei, den er für den Elias hielt, „der allein dem Herrn den Weg zu bereiten vermöge". Für ihn trat der junge Gelehrte, der noch im Anfang der zwanziger Jahre stand, in die Schranken gegen die Pariser Universität, welche jahrhundertelang als die Mutterschule der theologischen Wissenschaft gegolten, und beschuldigte sie des Abfalls vom wahren Christentum. Als er hörte, daß man in Rom Luthers Bildnis verbrannt habe, zweifelte er nicht, der Geächtete werde wie ein Phönix verjüngt aus der Asche erstehen.

Karlstadt und die Reformstürmer. Aber bald machten sich andre Einflüsse geltend. Der schüchterne Mann mit dem weichen Charakter und dem abwägenden Urteil war nur an der Seite des mutig vortretenden Meisters eine stützende Kraft, zum Führer in einer so tiefbewegten, stürmischen Zeit war er nicht geeignet. Da gewann denn jener Dr. Karlstadt, der zu Leipzig mit Luther gegen Eck gestritten und dann als dessen Anhänger vom Bann getroffen worden, allmählich die Oberhand; und mit ihm der Radikalismus, welchem eine Partei, die nicht mehr auf friedlichen Ausgleich hoffen darf, naturgemäß anheimfällt. Ein ehrgeiziger, streitfertiger, aber in seinen Ansichten unklarer und wandelbarer Charakter, wollte er jetzt die Stelle einnehmen, um die er den Gefährten längst beneidet hatte, und auch dieser erscheint zuweilen wie von Anwandlungen der Eifersucht auf Karlstadt befallen. Es handelte sich darum, wer in Wittenberg Herr bleiben sollte. Karlstadt befand sich während des Wormser Reichstags in Kopenhagen, wohin ihn der dänische König Christian II. berufen hatte, um an einem neuen Gesetzbuch mitzuwirken, kehrte aber bald nach Wittenberg zurück, wo er in Luthers Abwesenheit das Reformationswerk zu vollenden hoffte. Er meinte, daß man zunächst mit den kirchlichen Mißbräuchen aufräumen, die unchristlichen Satzungen und Gebräuche entfernen müßte, und richtete in erster Linie seine Angriffe gegen die Ehelosigkeit

der Geistlichen und gegen die Ordensgelübde der Klostergenossen. Das Cölibat war diejenige Einrichtung der Hierarchie, die wegen der natürlichen Neigung der Deutschen zu einem traulichen Familienleben bei dem deutschen Klerus von Anfang den meisten Widerspruch gefunden, und in ihren Folgen die Moral der Nation am tiefsten verletzt hatte. Wir wissen, wie scharf die Volkslitteratur gerade gegen dieses Gesetz ihre satirische Geißel richtete. Wirklich sagten sich auch zwei sächsische Geistliche von dem Cölibat los, da es weder dem Papst noch einer Synode zugestanden, „die Kirche mit einer Satzung zu beschweren, welche Leib und Seele gefährde“. Der eine, Jakob Seidler, dessen Pfarrstelle im Gebiet des Herzogs Georg gelegen war, wurde von der geistlichen Gewalt in Anspruch genommen und starb im Gefängnis, den andern schützte Kurfürst Friedrich gegen den Erzbischof von Magdeburg; „er wollte sich nicht zum Schergen gebrauchen lassen“, sagte Spalatin. Um dieselbe Zeit erhob sich im Augustinerkloster, dem Luther angehört hatte, ein heftiger Streit über die Gültigkeit der Klostergelübde. Gabriel Zwilling (Didymus), ein jüngerer Mönch von heftigem Temperament, erklärte, „in der Kutte könne man nicht selig werden“, und schied aus. Dreizehn andre Brüder folgten ihm; sie nahmen Wohnung bei den Bürgern oder Studenten und reizten das Volk gegen die Zurückgebliebenen und den Prior auf. Zugleich eiferte Zwilling gegen den Meßopferdienst: die Privatmesse mit der Erhebung der Hostie sollte abgeschafft und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nach apostolischem Vorbild eingeführt werden. In der Klosterkirche mußte der Meßgottesdienst unterbleiben. Vergebens ermahnte der Kurfürst zum Frieden und zur Vermeidung öffentlicher Ärgernisse; vergebens suchte auf seine Veranlassung die Universität zu vermitteln; die Partei der Reformeiferer gewann immer mehr Boden und wurde von den Bürgern und Studenten begünstigt. Das Kloster mußte durch eine Wache geschützt werden. Bald nahm die Opposition gegen Klostergelübde und Messe einen aufrührerischen Charakter an. Als am 3. Dezember die Frühmesse in der Wittenberger Pfarrkirche gefeiert ward, drangen Studenten mit Messern unter den Mänteln und Bürger in den heiligen Raum, entrissen den Priestern die Meßbücher und trieben dieselben unter Drohungen von den Altären. Als der Rat einige der Schuldigsten in Haft setzte, erzwang das Volk die Freilassung. Die Klosterleute wurden verhöhnt, wo sie sich blicken ließen. Hatte doch der sächsische Augustinerkonvent, dessen Gutachten der Kurfürst einholte, in einer Sitzung sich gegen die gesetzliche Verbindlichkeit der Klostergelübde ausgesprochen und erklärt, es stehe jedermann frei, die Zelle zu verlassen oder darin zu bleiben. Die Universität war gespalten, die weltlichen Mitglieder fanden sich nicht mehr bei den Sitzungen ein. Der Kurfürst riet, die Sache erst reiflicher zu prüfen und mittlerweile sich an die bisherige Ordnung zu halten. Allein die Geister waren schon zu erregt, aufreizende Flugschriften hielten das Volk in Atem; selbst Melanchthon war für Abschaffung der Messe; von dem milden und langmütigen Fürsten fürchtete man kein ernstliches

Einschreiten. So wagte denn Karlstadt den entscheidenden Schritt. Am Christtag hielt er in der Pfarrkirche eine Predigt, daß man von dem bisherigen Meßgottesdienst abgehen müsse, und teilte dann das Abendmahl mit Brot und Wein an die Gemeinde aus. An Neujahr wiederholte er die Handlung. Mit Begeisterung hielt die Gemeinde zu ihm. Mit der feurigsten Beredsamkeit entwickelte der kleine, schwarzbraune, sonnverbrannte Mann, der sich sonst nur undeutlich ausdrückte, eine Fülle tiefsinniger, extravaganter, eine neue Welt atmender Ideen, mit denen er jedermann hinriß.

Die Zwickauer Propheten. Jetzt trat in das aufgeregte Wittenberger Leben noch ein neues Element ein, das bald eine tragische Rolle in dem großen Reformationsdrama durchführen sollte — die wiedertäuferische Religionsschwärmerei. Wir wissen, daß im sächsischen Erzgebirge noch hussitische Regungen nachzitterten; in der gewerbreichen Stadt Zwickau hatten sie ihren Mittelpunkt. Diese wurden durch Luthers Auftreten zu neuem Leben erweckt. Ein Tuchmacher, Klaus Storch, verlieh den schlummernden Ideen Worte und sammelte eine Sekte um sich. Ohne höhere Bildung verstand er die Menge anzulocken, die Phantasie zu beschäftigen, die Begehrlichkeit durch überschwengliche Hoffnungsbilder in Flammen zu setzen. Schon längst war in Flugschriften der Gedanke aufgetaucht, die Glaubenserneuerung müsse vom Volk, von den Laien ausgehen; in Storch erhielt diese Ansicht einen schwärmerischen Wortführer. Nicht aus der Bibel, wie Luther wolle, sondern aus dem „Geiste" müsse die wahre Christuslehre geschöpft werden, durch himmlische „Offenbarungen" gebe sich der Wille Gottes kund; was sie in ihren Versammlungen verkündigten, das sei Gottes Stimme. Von diesem Grundsatze ausgehend legten die „Zwickauer Propheten" Hand an die Aufrichtung einer neuen Kirche, die losgelöst von Geschichte und Überlieferung bald ins Schrankenlose ausschweifte. Vor allem verwarfen sie die Kindertaufe, weil Unmündige keinen Glauben haben könnten. Davon erhielten sie in der Folge den Namen „Wiedertäufer" (Anabaptisten). Bald schlossen sich der schwärmerischen Sekte zwei Prediger an, Markus Stübner, ein Zögling der theologischen Fakultät zu Wittenberg, und Thomas Münzer, ein agitatorischer Vorkämpfer mit demagogischer Begabung. Wie Savonarola verkündigten sie den bevorstehenden Untergang der verderbten Welt, worauf das Reich Gottes eintreten, eine Taufe, ein Glaube sein werde. Endlich schritt auf Anregung des Predigers Nikolaus Hausmann der Stadtrat ein. Die Versammlungen der Inspirierten wurden verboten, die Häupter aus der Stadt gewiesen. Thomas Münzer versuchte sein Glück in Prag, Storch und Stübner begaben sich mit einigen Anhängern nach Wittenberg. Sie fanden in der aufgeregten Stadt, wo sie in kriegerischer Rüstung einzogen, einen ergiebigen Boden für ihre umstürzende Thätigkeit. Selbst Melanchthon und Amsdorf verwandten sich bei dem Kurfürsten, daß man sie ihre Lehren vortragen lasse, und Karlstadt trat in die engste Beziehung zu denselben. Bald hatten die „Propheten" einen großen Anhang bei der Bürgerschaft

und der Jugend. Das Wort Gottes sollte „frei gelassen" werden, lautete die Losung: man ließ sie predigen und Reden halten.

Neuerungen und Bilderstürmerei in Wittenberg.

Und nun ging auch Karlstadt weiter; das Meßgewand und die Ohrenbeichte wurden abgeschafft, das Abendmahl ohne Vorbereitung ausgeteilt, die Fasten vernachlässigt. Er selbst verheiratete sich und lud viele angesehene Leute zu dem Hochzeitsfest. Zugleich richtete er seine Angriffe gegen die Verehrung der Bilder, „des Teufels Samen und Unkraut". Keine Kirche war so reich mit Schätzen der Anbetung versehen, als die Pfarrkirche in Wittenberg, der fromme Kurfürst hatte sein ganzes Leben keine Mühe und Kosten gescheut, um den Vorrat von Bildern, Reliquien und heiligen Gegenständen fort und fort zu mehren. Und nun mußte er erleben, daß die Volksmenge, aufgereizt durch die agitatorischen Reden Karlstadts und der Zwickauer, in die Gotteshäuser einbrach, die Bilder und „abgöttischen Klötze" hinwegriß und sie auf einen Haufen zusammentragend zerschlug und verbrannte. Selbst die Kruzifixe, vor denen man bisher andächtig die Knie gebeugt, fanden keine Gnade. Dem Rat wurde der Entwurf einer neuen Gemeindeordnung vorgelegt, worin neben der Abstellung der bisherigen gottesdienstlichen Gebräuche auch auf bürgerliche Reformen gedrungen war: man solle die Kircheneinkünfte in einen „gemeinen Kasten" sammeln, die Klosterstiftungen zur Unterstützung der Armen, Waisen und Kranken verwenden, allen Bettel abschaffen, die Verpflichtung zur Arbeit gesetzlich feststellen, alle Häuser öffentlicher Vergnügungen schließen, Landstreicherei und wilde Ehen verbieten, die Steuern gerechter und billiger ordnen. Selbst gegen Gelehrsamkeit und Unterricht wendete sich der Eifer der Zeloten. Es stehe geschrieben: „du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brot essen"; M. Mohr, Rektor einer Knabenschule, ein blinder Verehrer Karlstadts, forderte die Eltern auf, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen, da die Wissenschaft unnütz sei. Bald leerten sich auch die Hörsäle der Universität; Georg von Sachsen verbot den Besuch der Wittenberger Hochschule; ähnliches stand auch anderwärts zu erwarten; die Reichsgewalt in Nürnberg, bei welcher sich gerade Herzog Georg befand, ließ eine Ermahnung an die sächsischen Bischöfe ergehen, gegen die Wittenberger Unruhen einzuschreiten.

20. Jan. 1522.

Luther ermahnt zur Mäßigung.

Dem Kurfürsten gingen diese Störungen zu Herzen und machten ihm schwere Sorgen. Aber mild und friedfertig konnte er sich nicht zu gewaltsamen Maßregeln entschließen: seine Ehrfurcht vor der Heil. Schrift, auf die sich ja die Schwärmer stets beriefen, hielt sein Gewissen gebunden. So widerwärtig ihm die Neuerungen der „Zwickauer Propheten" waren, er wagte doch nicht, sie zu verdammen. Wie Melanchthon sagte er, er verstehe sich nicht auf die Prüfung der Geister. Hatte doch auch Luther von der Wartburg aus sich gegen Mönchsgelübde und Cölibat ausgesprochen, die Privatmesse für eine schriftwidrige Einrichtung erklärt und seinem Vater in einem Briefe seinen Austritt aus dem Augustinerorden angekündigt. Bei einer kurzen heimlichen Anwesenheit in Wittenberg, im Ritterkleid und Bart, hatte er die von Karlstadt vorgenommene Reform

Dez. 1521.

des Gottesdienstes nicht mißbilligt, doch zur Mäßigung und Schonung der Schwachen geraten. Erst das stürmische Vorgehen seit der Einmischung der Zwickauer verdroß ihn; er tadelte in scharfen Worten, daß man durch rücksichtslose Neuerungen die Gewissensfreiheit beeinträchtige. Damals schrieb er: „Nun hat man diesen Handel schnell, gurdi, gurdi angefangen und mit Fäusten hineingetrieben; das gefällt mir gar nicht, daß Ihrs wisset und wenns dazu kömmet, so will ich in diesem Handel auch nicht bei Euch stehen. Ihr habts ohne mich angefangen, so seht, wie Ihrs ohne mich hinausführen mögt. Glaubet mir, ich kenne den Teufel wohl und fast wohl; er hats allein darum angefangen, daß er das begonnene Werk schänden wollt." Zuvor müsse der Glaube festgestellt werden, ehe man die Außenwerke einreiße. Auch die Angriffe der Zwickauer gegen die Kindertaufe verwarf er als Anfechtungen des bösen Feindes; doch widerriet er dem Kurfürsten jedes gewaltsame Einschreiten und suchte dessen gesunkenes Vertrauen zu stärken. „Wer Gottes Wort haben wolle, dürfe Kampf und Unruhe nicht scheuen; wo wahre Christen sind, da tobt auch Annas und Kaiphas, unter den Aposteln wütet auch ein Judas, und Satan drängt sich unter die Kinder Gottes."

c. Luther in Wittenberg. Die Bibelübersetzung.

Rückkehr nach Wittenberg. Mehrmals hatte Luther schon um die Erlaubnis gebeten, nach Wittenberg zurückkehren zu dürfen; aber der Kurfürst fürchtete unangenehme Verwickelungen mit dem Reichsregiment und der Kirchengewalt; er suchte ihn abzuhalten, ihn auf den bevorstehenden Nürnberger Reichstag vertröstend, wo seine Sache noch einmal zu rechtlichem Verhör kommen werde. Doch Luthers Entschluß war be-
1522. reits gefaßt; er hatte keine Ruhe mehr in seinem Versteck. Am 1. März brach er auf; von Borna aus schrieb er dem Kurfürsten, daß sein Gewissen ihn zur Rückkehr zwinge, der Glauben werde ihm helfen; sein Landesherr möge sich nicht um ihn kümmern; er stehe unter einem höhern Schutz. „Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß sie allein schaffen ohn' alles menschliche Zuthun und Raten. Darum wer am meisten gläubt, der wird sie am meisten schützen." Wolle das Reichsregiment ihn gefangen nehmen oder töten, so möge der Kurfürst es nur geschehen lassen. Er war in der gehobensten Stimmung, und so widersetzte sich denn auch Friedrich nicht länger seinem Vorhaben. Auf sein Zuthun schrieb Luther einen Brief zur Rechtfertigung seines Schrittes. Es sei lediglich die Sorge um das Wohl der Wittenberger Kirche, die ihn zur Rückkehr treibe; man dürfe darin keinen Mangel an Ehrerbietung gegen Kaiser und Reich erblicken; ein guter Hirte müsse sein Leben für die Herde einsetzen. Man hat noch die Aufzeichnung, wie er zu Borna im Schwarzen Bären als unbekannter Reitersmann einen jungen Schweizer, Johann Keßler aus St. Gallen, welcher mit einem Genossen gerade auf die Universität nach Wittenberg reisen wollte, zu sich an den Tisch lud, freundlich und scherzend mit beiden sprach

und ihnen beim Abschied Grüße auftrug an ihren Landsmann Hieronymus Schurf in Wittenberg „von dem, der da kommen wird“.

Freitag den 7. März langte er an. Er unterrichtete sich schnell über den Stand der Dinge, sprach den Freunden seine Ansicht aus, daß die Reformen allein durch das Wort, nicht mit Gewalt durchgeführt werden müßten, und bestieg schon am Sonntag die Kanzel. Mit großer Schonung gegen die Personen, ja mit lobender Anerkennung, daß die evangelische Lehre während seiner Abwesenheit in Wittenberg so erfreuliche Fortschritte gemacht, sprach er doch mit Entschiedenheit gegen die lieblose Neuerungssucht, durch welche Ärgernis in der Gemeinde bereitet werde, und indem er nicht verbarg, daß auch er die Messe, den Bilderdienst, die Ohrenbeichte verwerfe, die man abgestellt, rügte er doch das gewaltsame Vorgehen, wodurch den Schwachen Anstoß gegeben werde, empfahl das Gebot der Liebe, ohne welche der Glaube tot sei, und Geduld um des Nächsten willen „Allhie muß nicht ein jeglicher thun, was er Recht hat, sondern muß sich auch seines Rechtes verzeihen und sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist.“ Er betonte den Unterschied zwischen Glaubenswahrheiten und kirchlichen Satzungen, deren Beobachtung oder Verwerfung zum Seelenheil indifferent sei und mißbilligte jeden Zwang in Sachen der Religion. „Macht mir nicht aus dem Freisein ein Mußsein, wie ihr jetzt gethan habt, auf daß ihr nicht vor diejenigen, so ihr durch eure lieblose Freiheit verleitet habt, Rechenschaft müßt geben.“ Acht Tage hindurch predigte er mit wunderbarer Kraft, und es gelang ihm, die Gemeinde zu gewinnen, zu überzeugen. Der Zwang sei nach beiden Seiten hin verwerflich, nach der Seite der Autorität, wie nach der Seite der Freiheit. „Das Wort hat Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen, dasselbige Wort muß es auch hier thun, nicht wir armen Sünder. Summa Summarum, predigen will ichs; sagen will ichs; schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemand; denn der Glaube will willig und ungenötigt sein und ohne Zwang angenommen werden.“ Auf dem Wege ruhiger Entwickelung soll das Neue und Wahre zur Reife gelangen und in den Gemütern sich befestigen. Es waren goldene Worte von weltgeschichtlicher Bedeutung. Fortan war Luther wieder das anerkannte Haupt der reformatorischen Partei in Wittenberg. Karlstadt verlor sein Ansehen; zum zweitenmal war er dem größeren Gefährten unterlegen; von diesem Schlage erholte er sich nie mehr. Eine unter der Presse befindliche Schrift von ihm wurde von der Universität unterdrückt.

Luther predigt gegen die lieblosen Neuerungen.

Wirkungen seiner Predigten.

Bald darauf bezog Karlstadt ein Landgut, wo er als „evangelischer Laie“ mit den Bauern verkehrte, sich aber dabei immer mehr einer mystisch-religiösen Richtung hingab, bis er als Pastor nach Orlamünde übersiedelte, wo wir ihm später wieder begegnen werden. Die Zwickauer verließen die Stadt. In einer Unterredung, die sie noch mit Luther hatten, wollten sie zum Beweis ihrer göttlichen Sendung ihm sagen, was er in dem Augenblick denke. Als er es gestattete, sprachen sie: „er fühle jetzt in seiner Seele eine Hinneigung zu ihnen“. Da brach er in die Worte aus: „Strafe dich

Gott Satan!" Er hat später gestanden, das sei in der That in ihm vorgegangen, aber eben, daß sie es getroffen, hielt er für ein Zeichen satanischer, nicht göttlicher Kräfte: er entließ sie, indem er gleichsam ihren Geist gegen seinen Gott herausforderte.

Entwickelung und Ausbau der Reformationslehre. Dieses gemäßigte Auftreten Luthers gegen die stürmischen Neuerer erhielt die Reformationsbewegung in dem Gange einer mehr innerlichen Entwickelung. In Wittenberg wurde die Messe hergestellt, jedoch mit Auslassung des die Idee eines Opfers in sich tragenden Teiles, daneben auch das Abendmahl in beiden Gestalten ausgeteilt; keinerlei Zwang sollte in Anwendung kommen; Mönche und Nonnen konnten im Kloster bleiben oder austreten; der Reformator selbst trug nach wie vor seine Augustinerkutte. Was nicht gegen die „ganz klare und gründliche Schrift" verstieß, ließ man bestehen, ohne auf strenge Beobachtung zu halten; die Gewissensfreiheit innerhalb der biblischen Glaubenslehren wurde als Recht des Christen anerkannt. Aber diese Unbestimmtheit der Formen konnte immer wieder zu Streitigkeiten und Spaltungen führen, zumal da die in Wittenberg zurückgewiesenen Schwarmgeister ihre destruktiven Tendenzen an andern Orten zu verbreiten bemüht waren. Daher ging das Streben der Häupter der Reformation zunächst auf Entwickelung und Begründung der Lehre, wie sie in der Heil. Schrift enthalten ist, um auf ihrem Grund zu einer religiösen, sittlichen und sozialen Gesellschaftsordnung emporzusteigen. Zu dem Ende verfaßte Melanchthon sein berühmtes Lehrbuch der Theologie, die loci communes, worin er, mit Ausscheidung aller scholastischen Doktrinen, zum erstenmal ein System der Christenlehre allein aus den Büchern des Neuen Testaments aufstellte, und Luther empfahl in seinen Predigten neben der Kraft des Glaubens auch gute Sitten, brüderliche Liebe, Zucht und Ordnung und arbeitete mit Fleiß an der auf der Wartburg begonnenen Bibelübersetzung, um der Nation die echte Urkunde des Christentums in verständlicher volkstümlicher Sprache in die Hände zu geben und sie zum unmittelbaren Verkehr mit Gottes Wort anzuregen.

Luthers deutsche Bibel. Schon im Jahr 1523 erschien das Neue Testament, das die Seelenverwandtschaft des Übersetzers mit den apostolischen Verfassern an der Stirn trägt. Mehr Mühe verursachte das Alte Testament. Im Kreise gelehrter Freunde, die „gleich ein eigen Sanhedrin wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doktors Kloster zusammen kamen", wurde das Einzelne beraten und besprochen. Die Sprache, welche diese Übersetzung spricht, ist diejenige der sächsischen Kanzlei (Meißner Dialekt) mit Annäherungen an die Sprache der kaiserlichen Kanzlei (bayrisch-österreichischer Dialekt). So kam es, daß eine Verschmelzung der ober- und niederdeutschen Mundart fortan als Muster und Gesetz der hochdeutschen Schriftsprache galt. Keiner seiner Zeitgenossen verstand wie Luther durch das deutsche Wort Herz und Verstand der Leser zu fesseln, und in keinem seiner Werke tritt diese Eigenschaft klarer zu Tage als in seiner Bibel. Ein echter Sohn seines eignen Volks, begabt mit allem Reichtum und aller Tiefe deutscher Gemütsart, hatte er sich in jene Kulturepoche schlichten Volksglaubens hineingelebt, ihren Geist, ihre Sprache sich zu eigen gemacht und sich so die Meisterschaft ausgebildet, die religiös-poetische und poetisch-religiöse Weise ihres Ausdrucks in

deutscher Sprache zu verdolmetschen. „Nur keine Schloß- und Hofwörter," schrieb er an Spalatin. „Dies Buch will nur auf einfältige und gemeine Art erklärt sein." Und welche Mühe hat er sich gegeben, diese Aufgabe zu lösen! „Wenige seiner Leser wissen, wieviel saure Arbeit dies Werk zustandegebracht hat," sagt Häußer. Wir haben noch einzelne Manuskripte seiner Übersetzung; da ist oft fünfzehnmal durchgestrichen, bis er endlich die rechte Wendung fand; das kommt vor, wo er nur mit seiner eignen Sprache ringt, aber welche Schwierigkeiten bereiteten ihm erst das Griechische und Hebräische in einer Zeit, wo es für beide noch an den nötigsten Vorarbeiten fehlte und wo das letztere meist noch bei Juden erlernt werden mußte. Dabei überzeugte er sich rasch, daß es ihm, dem Mönch und Buchgelehrten, an einer Menge von Anschauungen fehle, die dieser alten Welt geläufig waren, daß ihm viele Bezeichnungen ganz unbekannt waren, die er brauchte und die sich aus Büchern nicht schöpfen ließen. Da schreibt er das eine Mal an Spalatin und läßt sich die Namen der Edelsteine Offenb. 21. sagen und ihre Gestalten beschreiben. Das andre Mal läßt er sich, um das Schlachten der Opfertiere beschreiben zu können, von einem Fleischer „etliche Schöps abstechen", damit er erfahre, „wie man ein jedes vom Schaf benennete".

Wirkung und Bedeutung der lutherischen Bibel.

Über zehn Jahre arbeitete der Mann an dem Riesenwerke; von Zeit zu Zeit erschienen einzelne Teile; sie drangen rasch in das Volk ein und trugen, indem sie die Schranken zwischen Klerus und Laien durchbrachen und die religiösen Fragen zum eignen Anliegen eines jeden machten, dazu bei, die Idee des allgemeinen Priestertums aller Christen zu verwirklichen. Zum erstenmal fühlten sich die Deutschen aller Gaue und Himmelsstriche berufen und in den Stand gesetzt, die höchsten Güter der Seele an der ältesten Urkunde in der eignen Muttersprache zu erforschen und zu erkennen; das ausschließliche Recht der Deutung und Auslegung der Heil. Schrift, das sich die Kirche beigelegt, war mit einem Schlag vernichtet. Eine nationale Einheit in Sprache und Religion war im Gestalten begriffen; aber sie sollte nicht zur Vollendung kommen. Im Jahr 1534 war das Meisterwerk zu Ende geführt, das die Grundlage der bibelfesten Sprache und Gesinnung für viele Menschenalter werden sollte, das im Volk den vaterländischen Geist, die Errungenschaften der Väter aufrecht erhielt in den schlimmen Tagen, die der Glaubenserneuerung auf dem Fuße nachfolgten. Nur eine von apostolischem Geist durchwehte Natur, die sich die naive, treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Volks bewahrt hatte, war im stande, „die patriarchalische Einfalt, die durchaus schlichte, kindliche Art des Alten und Neuen Testaments zu treffen, den poetischen Schwung der Propheten und der Psalmen, und wieder die volksmäßige Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden"; und diese Gemütstiefe, diese religiöse Innerlichkeit, die unmittelbar von Herzen zu Herzen geht, machte die lutherische Bibel zum Hausschatz und Familiengut des deutschen Volks, zum Schrein und Archiv für die traurigen und frohen Erlebnisse in der Bürger- und Bauernwelt, zum Palladium in den Zeiten religiöser Drangsal und Verfolgung. Ausschließlich auf diesem Werke beruhte die vielgerühmte „Bibelfestigkeit" unsrer Väter.

V. Fortgang der Reformation und Ursprung der Religionsspaltung in Deutschland.

1. Verbreitung der evangelischen Lehre.

Das Reichsregiment in Nürnberg. Die besonnene Haltung Luthers hatte auch auf das Reichsregiment eine heilsame Wirkung. Nach der Abreise des Kaisers von Worms waren nämlich die Kurfürsten und Kreise zur Wahl der Abgeordneten geschritten, welche in Nürnberg in Abwesenheit Karls V. die Regierung führen und die Wohlfahrt des Reichs wahren sollten; auch das Kammergericht verlegte seinen Sitz nach der fränkischen Stadt. Zum erstenmal erfreute sich Deutschland einer nationalen Regierung, auf welche der entfernte, mit so vielen andern Anliegen beschäftigte Kaiser wenig Einfluß übte. Und in der That zeigten sich Symptome einer öffentlichen Thätigkeit, die eine Erstarkung des nationalen Lebens erwarten ließen. Während das Kammergericht an der Erledigung der schwebenden Prozesse arbeitete, suchte das Regierungskollegium den Staatshaushalt in geordneteren Zustand zu bringen, den Landfrieden in Gang zu halten, die kirchlichen Mißstände zu beseitigen. Zum erstenmal wurde die Begründung eines deutschen Zollvereins durch Feststellung bestimmter Reichsgrenzen und Reichszölle in Aussicht genommen. Aber die brennende Frage des Tages bildeten die kirchlichen Angelegenheiten. Wir wissen, daß Herzog Georg, welcher im ersten Vierteljahr persönlich in Nürnberg anwesend war, auf eine Intervention in Wittenberg hinwirkte; als die Unruhen beigelegt waren, beschwerte er sich, daß die Reichsacht gegen Luther nicht ausgeführt würde. Allein in dem wechselnden Kollegium fand er wenig Anklang mit seinen Klagen, viele Mitglieder waren der Reformation der Kirche zugeneigt und wollten die günstige Gelegenheit zur Abstellung alter Mißbräuche nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Die hundert Gravamina der deutschen Nation tauchten von neuem auf. Diese Stimmung gewann noch mehr Boden, als im zweiten Vierteljahr die Reihe der persönlichen Anwesenheit den Kurfürsten Friedrich traf. Statt das Wormser Mandat auszuführen, nahm das Regiment den Geächteten in Schutz.

Papst Hadrian VI. 1522–1523. Mittlerweile war Leo X. aus der Welt gegangen und jener Hadrian von Löwen, den wir früher als Lehrer Karls von Burgund und als Statthalter in
9. Jan. 1522. Spanien kennen gelernt, hatte den römischen Stuhl bestiegen. Ein Mann von strengen Sitten und dominikanischer Rechtgläubigkeit, wollte er zugleich die Mißstände des Klerus reformieren und die Kirchenlehre vor den ketzerischen Neuerungen bewahren. „Er habe seinen Nacken nur darum unter das Joch der päpstlichen Würde gebeugt,“ erklärte er „um die verunstaltete Braut Christi in ihrer Reinheit wieder herzustellen.“ Bald nach seiner Ankunft in Rom schickte er einen Botschafter nach Deutschland, welcher der Reichsregierung seine reformatorischen

Absichten kund thun, zugleich aber auf den Vollzug des Wormser Achtsedikts und auf Abstellung der lutherischen Lehrmeinungen dringen sollte. „Wir wissen," lautete seine Instruktion an den Nunzius Chieregati, „daß seit geraumer Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heil. Stuhle stattgefunden hat: Mißbräuche in geistlichen Dingen, Überschreitung der Befugnisse, alles ist zum Bösen verkehrt worden; wir sind alle abgewichen, es ist keiner, der Gutes gethan, auch nicht einer." Adrians Instruktion, sagt Maurenbrecher, enthielt das Programm jener Kirchenreformation, die auf Spaniens Boden schon durchgeführt war und jetzt Italien und die allgemeine Kirche zu ergreifen sich anschickte; sie kam entgegen den Ideen und Absichten, wie sie Erasmus und Vives und Egidio und Aleander ihrerseits schon formuliert und aufgestellt hatten. Er versprach die Übelstände nach Kräften zu heilen und stellte eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie man sie so oft verlangt hatte, in Aussicht. Aber die Autorität der Kirche müsse hergestellt und aufrecht erhalten werden. Ein von der Reichsregierung ernannter Ausschuß, in welchem der rechtskundige Landhofmeister von Bamberg, Johann von Schwarzenberg, das entscheidende Wort führte und der in seiner Mehrheit aus reformatorisch gesinnten Männern bestand, entwarf die merkwürdige Antwort, welche alsdann den in Nürnberg sich versammelnden Ständen zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt ward.

Der Nunzius und der Nürnberger Reichstag.

13. Jan. 1523.

Darin hieß es, man nehme die Verheißung kirchlicher Reformen dankbar an, müsse aber die Verfolgung Luthers ablehnen, um nicht den Schein zu erwecken, „man wolle durch Tyrannei evangelische Wahrheit unterdrücken und unchristliche Mißbräuche behaupten, woraus dann nur Widerstand gegen Obrigkeit, Empörung und Abfall hervorgehen könne". Zuvor sollte die Kurie die öfters vorgebrachten Beschwerden der deutschen Nation abstellen, die Konkordate einhalten, die Übelstände im Kirchenwesen und bei der Geistlichkeit beseitigen, den Gelderpressungen durch Annaten, Zehnten, Ablaß, Gerichtsurtel, Pfründenhandel und dergleichen mehr ein Ende machen. Zu dem Zweck sollte wo möglich binnen Jahresfrist in einer geeigneten deutschen Stadt ein allgemeines, freies Konzil versammelt werden, an dem auch den Weltlichen Sitz und Stimme zukäme. Bis dahin hoffe man bei Kurfürst Friedrich und bei Luther auszuwirken, „daß weder von diesem noch von seinen Anhängern etwas geschrieben oder gelehrt werde, was zu Ärgernis und Aufruhr Anlaß geben könne: nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift nach rechtem christlichen Verstand solle man lehren". Zum Schluß hieß es, wenn diese Übelstände nicht beizeiten abgestellt würden, so seien die Stände genötigt, „für sich selbst auf ander füglich Mittel und Weg zu gedenken, wie sie solcher Beschwerung und Drangsal von den Geistlichen abkommen und entladen werden mögen".

Die Vorlage des Ausschusses erregte im Reichstag heftige Debatten. Besonders erhoben die geistlichen Mitglieder starken Widerspruch; sie drangen darauf, daß wenigstens die vier großen lateinischen Kirchenväter als Richtschnur des Glaubens neben der Heil. Schrift aufgeführt würden. Aber außer einigen Modifikationen und Milderungen im Ausdruck vermochten sie nichts zu erreichen. Die Fassung, über die man in dem letzten Punkt sich einigte: „es solle nichts

gelehrt werden, als das rechte reine lautere Evangelium, gütig, sanftmütig und christlich, nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften", war nur eine Bestätigung des Ausschußantrags in unbestimmten vieldeutigen Worten. Mit Mißfallen empfing der päpstliche Botschafter den Reichstagsabschied. Statt das kaiserliche Ächtungsmandat gegen Luther auszuführen, hatten Reichsregiment und Stände einen Beschluß gefaßt, in dem man eine Zurücknahme des Wormser Edikts erkennen mußte; statt der Verbreitung der lutherischen Lehrmeinungen entgegenzutreten, sprachen sich die Vertreter der Nation für die Berufung eines allgemeinen Konzils und für die unbedingte Durchführung der Kirchen- und Glaubensreform aus. Der päpstliche Botschafter hatte nicht einmal erlangen können, daß während des Reichstags die lutherischen Predigten eingestellt wurden. Dagegen aber hatte ihm der sächsische Gesandte Planitz ins Gesicht gesagt, Luther sei noch ein gemäßigter Neuerer und halte allein die radikale Richtung danieder; ihn entfernen hieße die letztere entfesseln.

Anhänger Luthers. 1. Unter den Ordensgeistlichen. Nicht alle, die für den Nürnberger Beschluß stimmten, waren lutherisch gesinnt; viele widerrieten strenge Maßregeln aus Furcht vor den hochgehenden Fluten der öffentlichen Meinung; selbst die Herzöge von Bayern fürchteten, ein scharfes Vorgehen gegen Luther würde Aufruhr und Empörung zur Folge haben. Denn wunderbar rasch verbreiteten sich die neuen Ansichten unter allen Ständen und in allen Gauen. Wir wissen, wie viele Anhänger Luther gleich anfangs unter den Ordensbrüdern zählte; nicht nur die Augustiner nahmen eifrig Partei für den großen Theologen, der aus ihrer Gemeinschaft hervorgegangen; auch aus den Franziskaner- und Dominikanerklöstern bekannten sich viele zu seiner Lehre, und darunter manche jüngere strebsame Männer, die sich im Fortgange der Reformation als eifrige Verkünder des Evangeliums einen Namen erworben haben.

Mykonius. Als **Friedrich Mykonius** (Mekum) am 14. Juli 1510 in das Franziskanerkloster zu Annaberg eingetreten, hatte er in der ersten Nacht einen Traum, der sein Abmühen unter dem papistischen Joche, sein Erwachen zum evangelischen Leben und sein späteres Arbeiten auf dem Felde der Reformation wie im Spiegel eines sinnreichen Gleichnisses ihm zeigte. Nach einigen Jahren entfloh er aus seiner Zelle und wirkte zu Gotha als Prediger und Seelsorger „mit evangelischer Einfalt und Redlichkeit" im Geiste Luthers. Aus den Kreisen der Humanisten

Öcolampadius. traten **Öcolampadius** und Bucer, die wir schon als Gefährten Huttens und Sickingens kennen gelernt, offen für die neue Lehre auf. Der erstere, Johannes Hußgen, war nach einem vielbewegten Leben in das Brigittenkloster Altenmünster bei Augsburg eingetreten, um mehr Muße zu seinen Studien zu finden, hatte aber dasselbe nach zwei Jahren wieder verlassen und erhielt jetzt durch seine Berufung nach Basel, wo er schon früher an der Seite des befreundeten Erasmus wissenschaftlich thätig gewesen, ein Arbeitsfeld, auf dem er eine bedeutende Wirk-

Bucer. samkeit für die evangelische Lehre entwickelte. **Martin Bucer** aus Schlettstadt,

der längere Zeit zu Heidelberg Theologie gelehrt, entsagte dem Dominikanerorden,
in den er schon als fünfzehnjähriger Jüngling aufgenommen worden war, und
fand, nachdem er durch Sickingens Tod die Pfarrei Landstuhl verloren, zuerst
in Weißenburg, dann in Straßburg einen günstigen Boden für seine reforma-
torische Thätigkeit, die weithin im Elsaß die segensreichsten Früchte trug. **Am-** Ambrosius Blaurer.
brosius Blaurer aus Konstanz, ein Studiengenosse Melanchthons in Tübingen,
entfloh aus dem Benediktinerkloster zu Alpirsbach und trat als Reformator in
seiner Vaterstadt auf. Als der Propst von Waldkirch das Wormser Edikt ver-
kündigen wollte, verhinderten es die Bürger. Von **Urbanus Rhegius** aus Urbanus Rhegius.
Langenargen bei Lindau am Bodensee, ist schon früher die Rede gewesen. Als
Professor in Ingolstadt mit Dr. Eck lange befreundet, zerriß er den Bund und
wirkte, aus dem Karmeliterkloster in Augsburg ausscheidend, als Prediger an
der Domkirche dieser Stadt für das Evangelium, bis er im Braunschweiger
Lande einen weiten Wirkungskreis für seinen reformatorischen Eifer erlangte.
Sein Gefährte bei diesem Werk war **Johann Bugenhagen**, der Reformator Bugenhagen.
und Geschichtschreiber Pommerns, seines Heimatlandes. Als Schulvorstand in
Treptow hatte er Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft“ in die
Hände bekommen und war dann nach Wittenberg gezogen, um die neue Lehre
an der Quelle und aus dem Munde ihrer Verkündiger kennen zu lernen. Jahre-
lang ein intimer Gefährte des Freundeskreises, der sich um Luther gebildet, zog
er später aus, um im nördlichen Deutschland und bis nach Dänemark den
Samen des Evangeliums auszustreuen. In Nürnberg waren in allen Klöstern
Anhänger der Wittenberger Neuerung und wurden vom Stadtrat geschützt.
Andreas Osiander aus Gunzenhausen, Professor des Hebräischen bei den Osiander.
Augustinern, dann Prediger bei S. Lorenzo, war ein rüstiges Werkzeug der
lutherischen Lehre im Frankenlande. Das stille Kloster- und Ordensleben er-
fuhr einen heftigen Stoß; wo es anging, traten die Mönche und Nonnen ein-
zeln oder in größerer Menge aus den düstern Mauern und kehrten in die Welt
zurück. Es half nicht viel, daß man da und dort durch strenge Strafen die alten
Ordnungen festzuhalten suchte, daß man in Antwerpen zwei Augustiner den
Märtyrertod sterben ließ, daß man in Eisenach einen Klosterbruder einmauerte,
in Halberstadt den Valentin Mustäus im Klosterkeller grausam verstümmelte,
daß man in Bayern alle Verdächtigen einschloß oder mit Argusaugen bewachte:
die Bewegung ließ sich nicht mehr zurückdrängen; an manchen Orten standen
die Oberen selbst zu der neuen Lehre. Wie früher eine weltmüde Stimmung
die Menschen zur Flucht in die Zelle trieb, so erfaßte jetzt die Eingeschlossenen
eine Sehnsucht nach dem Leben, nach der Freiheit.

„Bei näherer Betrachtung,“ sagt Ranke, „finde ich doch nicht, daß Weltluft, unordentliche Motive.
Begierde, sich dem Klosterzwange zu entziehen, hier viel gewirkt habe, wenigstens bei den Be-
deutenderen nicht, deren Motive die Zeitgenossen aufbewahrt haben: da ist es immer eine
tiefere Überzeugung, sei es, daß sie sich allmählich entwickelt, oder daß sie auch plötzlich, etwa

beim Anblick einer schlagenden Bibelstelle entspringt; — viele gingen nicht von selbst, sie wurden verjagt, andern, an und für sich friedfertigen Gemütern, verleiteten doch die entstehenden Zwistigkeiten den Aufenthalt in den engen Mauern; die Bettelmönche ekelte selbst vor ihrem Gewerbe: einen Franziskaner, der mit seiner Büchse in eine Schmiede zu Nürnberg tritt, fragt der Meister, warum er sich nicht lieber sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdiene: der starke Mensch wirft das Habit von sich und tritt als Schmiedeknecht an, Kutte und Büchse schickt man an sein Kloster." Schon seit Jahren waren die Ordenshäuser der Gegenstand der heftigsten Angriffe gewesen; die Humanisten wie die Volkslitteratur hatten die Pfeile des Witzes, der Satire, des Spottes gegen sie gerichtet; die Volksprediger hatten sie dem Volk als die Sitze aller Laster und Verderbnis geschildert; es war daher natürlich, daß sie am ersten in den Stürmen und Wellen der reformatorischen Bewegung Schiffbruch litten, daß das eigne Gefühl ihrer Nichtigkeit und unnatürlichen Lebensaufgabe wie der Haß und Spott der Welt sie dem Untergange zuführten.

2. Bei der Weltgeistlichkeit. a. Haltung der Bischöfe. Ähnliche Symptome einer Hinneigung zu der Wittenberger Neuerung gaben sich auch bei den Weltpriestern kund. Am zurückhaltendsten benahm sich die höhere Geistlichkeit: die sächsischen Bischöfe verlangten, daß alle Kleriker, die sich verheirateten, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilten, die aus dem Ordensverband ausschieden, ihnen ausgeliefert würden; allein der Kurfürst versagte seine Beihilfe: man solle dem Worte mit dem Worte begegnen, dem Gewissen keinen Zwang anthun. Dadurch wurde Sachsen und insonderheit Wittenberg eine Zufluchtsstätte für alle Bedrängten und Verfolgten. Doch dachten nicht alle Bischöfe gleich: mit großer Zufriedenheit vernahm Luther, daß Georg von Polentz, Bischof von Samland, „nachdem er vormals sich gehalten, wie einem frommen Pfaffen von Adel zustand", am Christtage 1523 im Dom zu Königsberg die große Freude verkündete, „daß der Heiland seinem Volk von neuem geboren sei" und sich an die Spitze der Bewegung im Ordenslande Preußen stellte; auch den Bischöfen von Augsburg, von Bamberg, von Basel, von Merseburg sagte man nach, daß sie gegen die Anhänger Luthers freundliche Gesinnungen hegten und mit reformatorischen Gedanken umgingen. Wenigstens verhielten sie sich zuwartend und schritten nicht mit Strafen ein. In Bamberg ging unter den Augen des Bischofs eine Menge Flugschriften im Sinne der religiösen Neuerung aus der Offizin des Buchdruckers Erlinger hervor. Selbst der Erzbischof von Mainz war ein mildes Kirchenhaupt.

b. Evangelische Prediger. Die eifrigsten Bekenner und Verbreiter fand die neue Lehre bei der Pfarrgeistlichkeit in den Städten; ihrer Thätigkeit war das Wachstum der reformatorischen Bewegung im Süden wie im Norden vorzugsweise zuzuschreiben. In Schwaben. In Ulm, wo Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach ihre populäre Beredsamkeit gegen Möncherei und Papsttum richteten, fanden die neuen Ideen rasch Eingang. Als man den lutherischen Predigern die Kirchen verschloß, versammelte sich die andächtige Menge im Felde und auf freien Plätzen. Die Pfaffen wurden verspottet und insultiert, wenn sie das Sakrament über die Straße trugen. Endlich berief der Rat den Konrad Sam als evangelischen Lehrer nach Ulm. In Schwäbisch-Hall, wo Johann Brenz, ein junger feuriger

Prediger wirkte, wurde das Barfüßerkloster aufgelöst und in eine Schule verwandelt. In Wimpfen und im Kraichgau wirkte unter dem Schutze der Gemmingen Erhard Schnepf für das Evangelium; in Memmingen wurde Christoph Schappeler aus St. Gallen, ein Freund Zwinglis, an die Hauptkirche berufen. Auch in Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen und andern Städten Schwabens regten sich die Anhänger Luthers. Selbst in Württemberg, obwohl unter österreichische Verwaltung gestellt, brachen sich die neuen Ansichten breite Bahn. In Franken wurde Nürnberg, wo der Stadtrat auf Anregung von Lazarus Spengler die Geistlichen dahin brachte, daß sie sich sämtlich in Verpflichtung und Gehorsam der bürgerlichen Obrigkeit begaben und den kleinen Zehnten abschaffte, eine fruchtbare Pflanzschule der evangelischen Lehre: in Windsheim, in Rothenburg, in Schwabach, in Baireuth, in Kulmbach u. a. O. wurden die lutherischen Ansichten gepredigt; der Pfarrer von Kronach trat in den Ehestand. Sein Beispiel wurde da und dort nachgeahmt, mancher fühlte sich in seinem Gewissen getrieben, ein unzüchtiges Verhältnis in ein gesetzliches und ehrbares zu verwandeln. Mit den Bürgerschaften hielt der fränkische Adel gleichen Schritt: die Schaumburg, die Rothenhan, die Seckendorf, die Schwarzenberg, die Guttenberg, die Waldenfels, die Grafen von Henneberg, von Kastel, von Wertheim waren ganz für die Neuerung. In Nürnberg bestand eine alte religiöse Gemeinde, die, ohne gerade aus der Kirche auszuscheiden, Waldensische Lehren und Traditionen pflegte und mit Staupitz in innigster Verbindung stand. Zu derselben gehörten mehrere der angesehensten Patrizier, wie die Tucher, Behaim, Spengler u. a. Auch der Maler Albrecht Dürer hielt sich zu ihnen. Diese stille Gemeinde bildete anfangs den Kern der reformatorischen Partei, wenn auch nicht alle mit Luther gleichen Schritt gingen, sondern wie Staupitz selbst mehr eine religiöse Wiedergeburt im Geiste einer „Nachfolge Christi" als eine Reformation der Kirche anstrebten.

In Franken.

Wie rasch sich gleich anfangs die reformatorischen Ansichten in der Schweiz Bahn brachen, werden wir später erfahren. In Basel, dem Sitze humanistischer Bildung, sah man den Pfarrer von St. Gallen Wilhelm Röubli, den Nachfolger Hedios, bei einer Prozession statt der Hostie eine Bibel in prächtigem Einband tragen; in Zürich, wo Ulrich Zwingli, der Bannerträger der neuen Richtung, predigte, in Schaffhausen, in St. Gallen, wo seine Freunde Sebastian Hofmeister und Joachim Vadianus wirkten, in Bern, wo der Propst Niklaus von Wattenwyl die Bestrebungen Manuels unterstützte, brachen die reformatorischen Ideen mit Macht hervor und drangen bis in das hohe Gebirg. Noch war keine Spaltung eingetreten und ins Volksbewußtsein war auch die politische Trennung nicht gedrungen. Sehr frühe regten sich die neuen Doktrinen im Elsaß, in Schlettstadt, wo Beatus Rhenanus und Sapidus für sie wirkten, und in Straßburg, wo schon 1522 Matthes Zell auf der Kanzel seines Landsmanns Geiler von Kaisersberg die Reformation vertrat. An ihn schlossen sich die eigentlichen Reformatoren Straßburgs, Wolfgang Capito, Kaspar Hedio und Martin Bucer an,

In der Schweiz.

Im Elsaß.

welche die Rheinstadt mit dem ehrwürdigen Münster zu einer Pflanzschule des *In der Pfalz.* Evangeliums erhoben. In Pforzheim arbeitete Johann Schwebel für Erneuerung des religiösen Lebens, und als er nach Zweibrücken berufen ward, trat Hans Greiffenberger in seine Fußstapfen. Den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz suchte der Ritter Hans von Landschaden zu Neckarsteinach in einer eignen Schrift für Luthers Ansichten zu gewinnen; in Heidelberg huldigten die Lehrer der alten Sprachen und Litteratur Simon Grynäus und der feurige Hermann vom Busche, *In Rheinland.* der freien Richtung. Bei der lebhaften Bevölkerung der Rheinlande drangen die neuen Lehren rasch ein. In Worms, wo das Auftreten des Wittenberger Mönchs vor Kaiser und Reich einen mächtigen Eindruck machte, predigte Heinrich Stolo in Luthers Geist vor andächtigen Zuhörern. Da die Kirche versagt war, stellte man eine tragbare Kanzel im Freien auf. In der Umgebung des leutseligen Kurfürsten Albrecht von Mainz wurde auch nach dem Abgang Huttens und Capitos große Toleranz geübt, die Miltenberger durften den eifrigen Verehrer Luthers, Draconites von Erfurt als Prediger berufen. In Frankfurt gewann Nesenus, ein Anhänger der neuen Lehre, Eingang bei einigen Patrizierfamilien und der Wanderprediger Hartmann Ibach bewirkte durch seine Kanzelreden große Aufregung bei der Bürgerschaft. Bis nach Köln hin, wo der Erzbischof Hermann von Wied viel Toleranz und Nachsicht zeigte, erstreckte sich die reformatorische *In den Niederlanden.* Bewegung. In den niederländischen Städten, dem Heimatlande des Kaisers, herrschte große religöse Erregung. Als die Regierung mit Hinrichtungen einschritt, *In Ostfriesland.* kam es vor, daß Inquisitoren und Ketzermeister in Holland erschlagen wurden. In Emden bestritt Georg von der Darn (Aportanus) die päpstlichen Dogmen und Gebräuche; als ihm die Geistlichkeit die Kirche verschloß, predigte er unter freiem Himmel, bis die Einwohner mit Gewalt seine Rückkehr erzwangen; bald *Bremen und Hamburg.* faßte die lutherische Lehre Wurzel in ganz Ostfriesland. In Bremen ließ der Rat aus Wittenberg reformatorische Bücher zusammenkaufen und lud Heinrich von Zütphen zum Predigen ein; die Hamburger sandten nach langen Streitigkeiten zu Luther, daß er ihnen evangelische Geistliche empfehle und trieben den Offizial *In Schleswig-Holstein.* des Erzbischofs von Bremen aus der Stadt. In Schleswig-Holstein trat Hermann Tast als Reformator auf: „zu Husum auf dem Kirchhof standen zwei Linden, genannt die Mutter und die Tochter: unter der größeren, der Mutter, pflegte Tast zu predigen, seine Zuhörer holten ihn bewaffnet aus seinem Hause ab und führten ihn bewaffnet dahin zurück“. Auch in Goslar wurde die neue Lehre auf einem Lindenplan gepredigt, daher man die Neuerer „Lindenbrüder“ *In Pommern.* nannte. In Pommern mußte Bugenhagen vor der Priesterschaft, die sich der Gunst des Herzogs Bogislaw X. erfreute, entfliehen; als aber die Stettiner sich von Wittenberg einen evangelischen Prediger erbaten, schlug die Stimmung bald um; einige herzogliche Räte neigten sich dem neuen Glauben zu. Peter Schwane wurde der erste Verkündiger der lutherischen Lehre an der Ostsee. Aus Ärger über die Neuerung löste Bogislaw den reformatorisch gesinnten Klosterverein auf

und zog die Güter desselben ein, ein Beispiel für die Andersgesinnten, das in der Folge nicht unbenutzt geblieben ist. Einer der Lehrer, Andreas Knoph von Küstrin, zog darauf mit jungen Livländern, die in Belbuck ihren Studien oblagen, nach Riga und streute den Samen evangelischer Doktrinen in jenen entfernten Ländern deutscher Zunge aus. Der feurige Johann Amandus forderte in Stolpe die Mönche zu einer Disputation heraus: „man solle einen Scheiterhaufen errichten und ihn darauf verbrennen, wenn er unterliege; siege er aber, so solle die Strafe der Gegner sein, sich bekehren zu müssen". In Danzig predigte Jakob Hegge auf dem Hagelsberg oder auf dem Gertrudenkirchhof unter dem Schatten einer großen Linde vor der massenhaft herbeiströmenden Bevölkerung in lutherischem Sinne. Zum Prediger der großen Marienkirche ernannt, holte er sich in Wittenberg einige Gehilfen, trat in den Ehestand und wirkte für die Ausbreitung der Reformation in Westpreußen. Die Einsprache des Polenkönigs blieb erfolglos. In Elbing und Thorn gewann die neue Lehre immer mehr Boden; die Klöster entvölkerten sich durch freiwilligen Austritt. In Schlesien hatte sich schon lange eine Opposition gegen den zuchtlosen Klerus kund gegeben. Die Laienwelt war daher für die Aufnahme der Reformation günstig gestimmt. Schon im Jahr 1522 verkündeten in Liegnitz zwei Prediger die Wittenberger Lehre; das Gleiche geschah in Breslau durch Johann Heß; die Schriften Luthers wurden mit Begierde gelesen und verbreitet; Mönche und Nonnen kehrten in die Welt zurück. Wie groß die Teilnahme in Böhmen für die Wittenberger Bewegung war, wurde schon früher erwähnt. Im Jahr 1523 ließ Graf Schlick, dem Luther seine Schrift gegen Heinrich von England gewidmet, eine evangelische Kirchenordnung anfertigen. In Joachimsthal wirkte Philipp Eberbach, einst ein Gefährte des Erfurter Gelehrtenkreises, im Sinne der Opposition. Selbst in den österreichischen Erbstaaten machten die neuen Ideen Fortschritte, und wenn auch Johann Strauß und Paul von Spretten, welche in Wien, in Salzburg, im Innthale die evangelische Lehre verkündeten, von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit vertrieben wurden, es fanden sich allenthalben Männer, welche die ausgestreute Saat weiter pflegten. Als Stephan Agricola ins Gefängnis abgeführt wurde, erzwangen die Salzburger seine Freilassung. Noch größer war die Zahl der Neuerer im österreichischen Breisgau, wo die Einwirkung von Basel und Straßburg sich immer fühlbarer machte. In Bayern war die herzogliche Regierung für das alte System; dennoch konnte sie nicht verhindern, daß selbst in Ingolstadt, dem Bollwerk des Papismus, unter Klerikern und Laien die neuen Lehren Bekenner und Verkündiger fanden. Als Arsacius Seehofer aus München, welcher in Wittenberg sich einige Zeit aufgehalten, wegen seiner Neuerungen von der Ingolstädter Geistlichkeit verklagt und in das Kloster Ettal eingesperrt wurde, erlangte er nach glücklich vollbrachter Flucht Schutz und Aufnahme bei Argula von Staufen, der ritterlichen und mutigen Gemahlin des in Franken und Bayern begüterten Freiherrn Friedrich von Grumbach, welche in Schrift und Wort für

In den Ostseeländern.

In Westpreußen.

In Schlesien.

In Böhmen.

In den österreichischen Landen.

In Bayern.

ihren Schützling eintrat, sich sogar zu einer Disputation mit den Ingolstädter Gelehrten erbot und den Herzog Wilhelm zu bekehren suchte. Dieser verwies sie aber aus seinem Lande. In Altenötting eiferte Wolfgang Ruß heftig gegen die Wallfahrten und papistischen Mißbräuche. Da und dort traten auch Laien als reformatorische Prediger in Straßen und Märkten oder vor den Thoren der Städte auf. In Ingolstadt las ein Webergeselle lutherische Schriften dem versammelten Volke vor; in München wurde deshalb ein Bäcker enthauptet. Im meißnischen Sachsen drangen trotz der Strenge, mit welcher Herzog Georg die Neuerungen niederzuhalten suchte, die reformatorischen Ansichten der benachbarten Universität in alle Kreise ein. Zwar war der Herzog wie die meisten andern deutschen Fürsten mit der Bekämpfung der päpstlichen Anmaßungen einverstanden und forderte Abstellung der Mißbräuche in Kirche und Klerus; aber er wollte eine Reformation auf katholischem Grunde durch die legitimen Behörden, „nicht durch einen Mönch aus seinem Winkel". Dagegen zeigte sich sein Schwiegersohn Landgraf Philipp von Hessen, wie wir bald des weiteren erfahren werden, der Reformation günstig und schuf den Evangelischen ein zweites Asyl.

Im Herzogtum Sachsen. *In Hessen.*

Bedeutung der Universität Wittenberg.

Welchen Aufschwung hatte die öffentliche Meinung in Deutschland zu gunsten der neuen Lehre in wenigen Jahren genommen! Mitten aus dem Volk heraus war eine mächtige Bewegung hervorgegangen, welche die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten nicht mehr zu bemeistern vermochten, der die Fürsten und Bischöfe meistens ratlos und zuwartend gegenüberstanden, für die sich der Reichstag in einem Beschluß erklärte, den man als zustimmend ansehen mußte. Der Kurfürst Friedrich konnte nun in seinen Staaten der Wirksamkeit Luthers und seiner Freunde ihren freien Lauf lassen, ohne wider das Reichsregiment zu verstoßen. Und so kam es denn, daß Wittenberg der eigentliche Herd und Mittelpunkt der reformatorischen Arbeit wurde. Hier suchten die Prediger, die in der Heimat um des Evangeliums willen Verfolgungen zu erdulden hatten, eine Freistätte und ließen sich, gründlicher belehrt, von Luther den Ort anweisen, wo sie in seinem Geiste wirken sollten; hierher strömte die deutsche Jugend aus allen Ländern, um an dem Born die evangelischen Wahrheiten zu schöpfen, die man bekennen und verbreiten wollte; hier holten sich Städte, Körperschaften und einzelne Rat und Unterweisung in zweifelhaften Fällen. Damals war Wittenberg der Sitz und Brennpunkt der deutschen Bildung, die mehr und mehr ihre ausschließliche Richtung auf das Religiöse nahm. Luther, der Urheber der kirchlichen Reformation, war ja auch zugleich der Schöpfer der deutschen Sprache, der Förderer der deutschen Litteratur, der Urheber einer neuen Lyrik, die, auf volkstümlichem Boden erwachsen, das Gemüt des Volks in den gewohnten Klängen zur Andacht und unmittelbaren Verbindung mit Gott zu erheben suchte.

Das Kirchenlied.

Denn schon im Jahr 1524 veranstaltete Luther mit Beihilfe seines begeisterten Anhängers Paul von Spretten (Speratus), der in Iglau dem drohenden Feuertode entflohen, sich damals in Wittenberg aufhielt, die erste Sammlung deutscher

religiöser Lieder zum Gebrauch bei dem neuen Gottesdienst, der an die Stelle der lateinischen Messe treten sollte: „Etliche christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen". Wir werden im nächsten Abschnitt des evangelischen Kirchenliedes gedenken, das, an die von Luther übersetzten biblischen Psalmen sich anlehnend und die ernsten Tonarten des alten Kirchengesangs mit den anmutigen Weisen des Volksliedes verbindend, die Gemüter so mächtig ergriff und mit echter Religiosität und Glaubenskraft durchdrang. Das Lied des feurigen Sperat: „Es ist das Heil uns kommen her" blieb fortan das Schlacht- und Fahnenlied der lutherisch gesinnten Gläubigen. Und wie mehrten sich die deutschen Druckschriften! Während vor dem Jahr 1517 kaum vierzig oder fünfzig deutsche Drucke jährlich aus den Offizinen hervorgingen, belief sich jetzt die Zahl auf nahezu fünfhundert.

Luthers litterarische Thätigkeit.

Luther selbst entwickelte eine solche Produktivität, daß im Jahr 1522 einhundertunddreißig, im folgenden sogar einhundertunddreiundachtzig deutsche Druckschriften von ihm ausgingen. „Riesengroß war die schriftstellerische Thätigkeit, welche er von dieser Zeit entwickelte," bemerkt Freytag. „Bis zum Jahr 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Überzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volk gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, ein bildlicher Ausdruck, ein schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervoll schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen." „Es gibt nicht leicht eine Seite des menschlichen Herzens," urteilt ein andrer (H. Lang), „für die Luther nicht den Ton gefunden hat. Er hat für alles ein klassisches Wort geschaffen. Seine Aussprüche werden heute noch auf allen Gebieten angeführt und ihr Klang hat nichts von seiner ersten Frische und Ursprünglichkeit verloren."

Luther, der Vorkämpfer der neuen Zeitbildung.

Damals war Luther mehr als je der Mund des Volks; er lenkte die öffentliche Meinung, wie er auch seinerseits wieder von dem Hauch angeweht wurde, der durch die Nation zog. Das alte System hatte sich losgelöst von der Vernunft, von der Natur, von der Heiligen Schrift; es hatte einen Spiritualismus ausgebildet, der über und außerhalb der Welt stand. Dieses unnatürliche Verhältnis auszugleichen, das geistige Leben mit Vernunft und Natur in Übereinstimmung zu setzen, die kirchlichen Lehren und Gebräuche nach der Bibel zu ordnen, die Gewissensfreiheit von dem Druck der Autorität zu befreien, die Kluft zwischen Klerus und Laien zu ebnen, war die Aufgabe der reformatorischen Bestrebungen dieser Periode. Darum richtete Luther im Jahr 1524 ein Sendschreiben „an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollten", damit Bildung und Erkenntnis weiter ins Volk dringe, ein weltlicher Gelehrtenstand sich entwickele, das ganze

Leben und die ganze menschliche Gesellschaft einer neuen christlichen Erleuchtung und Durchdringung entgegengeführt würden.

Nationaler Aufschwung in Deutschland.

Mit dem religiösen und geistigen Aufschwung verband sich ein nationaler. Wurde das pontifikale Joch von Deutschland abgeworfen, das hierarchische Band mit Rom zerrissen, so mußte eine nationale Kirche entstehen auf dem Grund, den Christus gelegt, befreit von den Traditionen, von den Lehrsätzen der Scholastik, von den sogenannten frommen Werken, gegründet auf die unmittelbare Gottesverehrung, auf den Schriftglauben, auf christliche Tugend und Liebe, auf eine Gemeinschaft aller Gläubigen. Es war ein hohes religiöses und nationales Ziel, dem damals die Gemüter mit mehr oder weniger Klarheit zustrebten. Die Begeisterung für eine neue Religionsgestaltung hatte das gesamte Volk, hatte alle Stände ergriffen. Wir haben gesehen, wie reißende Fortschritte die reformatorische Bewegung machte; daß selbst in den süddeutschen Ländern die Neuerung nicht abgehalten werden konnte; daß sich vor allem die Bürgerschaften der deutschen Städte an Eifer hervorthaten, daß, wo man den evangelischen Predigern die Kirchen verschloß, sie ihre Anhänger im Freien, auf Friedhöfen, auf Feldern und Wiesen, unter Lindenbäumen um sich sammelten; daß die Klosterbewohner in großer Menge in die Welt zurückkehrten, daß die Weltpriester eifrige Verkündiger der reformatorischen Ansichten wurden, daß selbst unter dem Adel und Fürstenstand sich viele mit den neuen Ideen und Ordnungen vertraut machten. Wer wollte zweifeln, daß ein freier reformatorischer Geist durch die ganze deutsche Nation zog, daß dieser Geist von religiösen Impulsen ausging, von der Sehnsucht des Gewissens nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott? Wenn man von gegnerischer Seite äußerliche, zeitliche Hebel und Motive in den Vordergrund stellt, wenn man hervorhebt: „den Fürsten wurden Kirchengüter, den Priestern Weiber, den Völkern Freiheit geboten", so ist dies für den Zeitraum, den wir soeben beleuchtet haben, nicht zutreffend. In der Folge mögen auch solche Beweggründe und Triebfedern mitgewirkt haben, denn bei allen großen Ereignissen der Weltgeschichte sind in der Menschenbrust selbstlose und selbstische Triebe thätig; aber in diesen ersten Jahren des reformatorischen Lebens gingen die Impulse aus einem religiösen Grunde hervor, aus einem gläubigen, nach Wahrheit ringenden, um sein Seelenheil bekümmerten Herzen. Nicht Lohn und Weltlust erwartete die Neuerer, sondern Verfolgung, Elend und Mühsal, und wie mancher mußte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung mit Tod und Kerkerhaft bezeugen!

Das Kirchenlied.

Es wurde schon erwähnt, daß der von Luther begründete evangelische Kirchengesang auf den Fortgang der Reformation einen wesentlichen Einfluß geübt hat. Nichts vermag so sehr eine begeisterte Stimmung für eine ideale Sache im Gemüte zu erwecken, als ein ergreifender Volksgesang, in welchem der Inhalt durch die Melodie seinen gefühlvollen Ausdruck erhält. Es mag daher nicht unpassend erscheinen, schon an dieser Stelle die musikalische Seite des neuen kirch-

lichen Lebens ins Auge zu fassen und vor- und rückwärts blickend anzudeuten, wie tief die Tonkunst in allen erregten Momenten unmittelbar in die Erscheinungen und Stimmungen des Tages eingriff und dem Seelenleben des Volks Impuls und Richtung gab. Wir verdanken die folgende übersichtliche Darstellung der Feder des Dr. Chrysander.

2. Der religiöse Volksgesang.

Der Volks- oder Liedergesang (vgl. VII, 423) bildet im Mittelalter die eigentliche Kunstform von bleibendem Wert und unvergänglicher Dauer. An seiner Ausbildung haben sich auch bereits alle Hauptnationen beteiligt, welche Europa bewohnen, und wir finden infolgedessen bei allen diesen Völkern noch heute zahlreiche Lieder, in denen die nationalen Züge oft sehr markiert hervortreten. Besonders bemerkenswert ist dies bei denjenigen Völkergruppen, welche über diese erste Periode der Tonkunst nicht hinausgekommen sind und in musikalischer Hinsicht nichts Höheres zu erzeugen vermocht haben, als solche Lieder. Es ist auffallend, obwohl mit dem Gange der Tonkunst übereinstimmend, daß diejenigen Nationen, deren musikalisches Vermögen sich auf dieser ersten Stufe der Entwickelung gleichsam erschöpfte, sämtliche Außenländer Europas bewohnen. Namentlich gilt dies von Ost- und Westeuropa; aber auch der Norden hat an Musik eigentlich nichts aufzuweisen, als derartige Gesänge, deren Grundstock zwar in eine heidnische Vorzeit hinaufreicht, die aber ihre feste musikalische Gestalt sämtlich erst im Mittelalter erlangt haben. Desgleichen ist der eigentliche Süden und Südosten Europas trotz der Einwirkung der Italiener von den höheren Zweigen der Tonkunst fast ganz unberührt geblieben. Volkslieder.

Von den hier erwähnten Völkern sind die Slawen diejenigen, bei welchen der Reichtum allbekannter Gesänge ebenso bemerkenswert ist, wie das Verharren des zahlreichen Volks auf dieser Stufe der musikalischen Bildung; die slawischen Gesänge sind daher in einem besondern Maße national gestaltet und voll von charakteristischen Zügen. Unter ihnen stechen die Lieder der Serben durch poetischen, die der Polen, Mähren und Böhmen durch musikalischen Reiz hervor. Einen gleich hohen Wert beanspruchen die Gesänge der Skandinavier, unter denen viele nach Wort und Weise von einer großen Tiefe des Ausdrucks sind. Die griechischen Länder im Südosten sind musikalisch steril; es scheint, daß die altgriechische Musik und darauf der liturgische Gesang der christlichen Kirche alle Kräfte aufgesogen und die natürlichen poetisch-musikalischen Lebensäußerungen auf ein Minimum beschränkt hat. Zahlreich sind die Gesänge der lateinischen Völker in Südeuropa und reizvoll, aber auch kurzlebig, da sie fast sämtlich in den Kunstformen der italienischen Musik einen schnellen Untergang, freilich auch eine zu höheren künstlerischen Gebilden verklärte Auferstehung fanden. Den Preis von allen aber verdienen die Lieder der keltischen Rasse, und

unter ihnen sind es die Iren und namentlich die Schotten, welche auf diesem Gebiete das Höchste erreicht und dem Volksliedergesange gleichsam den Stempel klassischer Vollendung aufgedrückt haben. Bei den Schotten wird man auch des vorwiegend musikalischen Wertes dieser Gesänge inne als des gestaltenden und im Gange der Zeiten fast unwandelbaren Grundelements; denn obwohl die erhaltenen schriftlichen Quellen der schottischen Musik nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinausreichen, ist das hohe Alter ihrer Melodien doch ein so augenscheinliches, daß einer der besten Kenner derselben, der Schotte Charles Gray, mit Recht sagen durfte: „Unsre nationalen Melodien sehen wir als unzerstörbar an. Wie keiner ihren Ursprung zu ergründen vermag, so würde es gleichfalls vergeblich sein, ihr Ende bestimmen zu wollen. Ihr Grundwesen ist himmlischer als die Sprache, mit welcher sie vermählt sind.“ Die beste Bestätigung dieser Worte liefert die Geschichte der schottischen Dichtung; denn während man bei den Poesien andrer Völker nur in einzelnen Teilen einen mehr oder weniger innigen Zusammenhang mit der Musik nachweisen kann, sind die schottischen Poeten (und unter ihnen ein Dichter allerersten Ranges wie Burns) wenig mehr als die Verfasser der Texte zu ihren Melodien, — ein merkwürdiger Beweis, wie tief solche einfachen Gesänge eine Nation durchdringen können und welche herrliche Früchte sie auf dem verwandten Gebiete der Dichtung erzeugen. Die Eigentümlichkeit der schottischen Melodien, namentlich ihre Vermeidung gewisser Stufen unsrer Tonleiter, erklärt sich hauptsächlich aus dem Gebrauche von starktönenden Instrumenten mit einfachen harmonischen Grundtönen, die noch jetzt als die national schottischen bekannt und allgemein beliebt sind. Im Ausdrucke sind diese Melodien vielfach der besten neueren Musik gewachsen, und alles in allem genommen muß man sie als die vollkommenste Nationalmusik bezeichnen, welche überhaupt vorhanden ist. Die germanische Rasse, auf den britischen Inseln mit der keltischen eng verschmolzen, hat einen großen Anteil an dieser Bildung, denn was von dem schottischen Gesange gesagt ist, gilt im wesentlichen nicht nur von dem irischen, sondern auch von dem englischen. Bei Erasmus lesen wir die merkwürdigen Worte: „Die Engländer haben vor andern den Vorzug der schönsten Frauen, der leckersten Gastmähler und der besten Musik.“ Einen sonderbaren Beweis ihrer Richtigkeit lieferte zur selben Zeit Papst Julius II., denn als Thomas Cromwell, der spätere Graf von Essex, 1510 nach Rom ging, um für die Stadt Boston den kleinen wie den großen Ablaß zu erwirken, gewährte der Papst beides sofort, nachdem die Engländer ihn mit ihren Speisen und mit ihrer Musik regaliert hatten. Dieses Lob der englischen Musik galt zwar keineswegs allein den einstimmigen Weisen oder dem was wir Volksgesang nennen, denn es wird ausdrücklich gesagt, daß es „Dreimänner-Gesänge“ (auch „Freimänner-Gesänge“ genannt) d. h. dreistimmige Kanons (catches) gewesen seien; aber diese harmonischen Erzeugnisse waren dennoch in ihrem melodischen Gewebe ganz national gestaltet und sind auch bis auf unsre Zeit eine von keinem

andern Volk erreichte Eigentümlichkeit der Engländer geblieben. — Der Reichtum der **Deutschen** an solchen Gesängen war schon im Mittelalter ebenso außerordentlich groß wie in der Neuzeit. Zudem besitzen wir mancherlei Nachrichten hierüber, so namentlich aus der besten Zeit, dem vierzehnten Jahrhundert, den Bericht der Limburger Chronik, welche alle Ereignisse und Wandlungen des deutschen Liedergesanges ihrer Zeit, soweit sie das Limburger Weichbild berührten, treu und hübsch beschrieben hat.

Der liebenswürdige Chronist, „Schreiber Johann", erzählt uns da von Spott-, Liebes- und geistlichen Liedern, von Rittern gemacht, und um 1349 von den Fahrten der Geißelbrüder und ihren Gesängen. Diese religiöse Bewegung wurde bekanntlich durch die Pest, den sogenannten schwarzen Tod, veranlaßt und der Grundstock dieser Lieder stammt schon aus dem dreizehnten Jahrhundert, und zwar aus Oberitalien, wo damals der schwarze Tod zuerst auftrat. Den „Laisen" der Geißler lagen wahrscheinlich größtenteils weltliche Gesänge zu Grunde, und sie waren an Wort und Weise zum Teil so kernhaft, daß sie bei Wallfahrten und andern Gelegenheiten dauernd im Gebrauch blieben, aber auch von dem mutwilligen Volk, als der verkündete Weltuntergang nicht eintrat, zu Tänzen und Spottliedern benutzt wurden, denn aus Closeners Straßburger und Justingers Berner Chronik erfahren wir, daß die Geißler sangen „also man zu Tanze noch singet". Nachdem der schwarze Tod abgezogen war, sang man wieder heitere Lieder „von Weis und Worten durch ganz Teutschland", die waren „gemein zu pfeifen und zu trommeten und zu allen Freuden". Das Leben pulsierte rasch in diesen Liedern und brach sich heftig eine Bahn in neuen Formen. Unser Limburger Chronist hat, in Übereinstimmung mit andern Zeitgenossen, diese große Veränderung zum Jahr 1360 in merkwürdigen Worten notiert: „In denselben Jahren verwandelten sich die Carmina und Gedichte in teutschen Landen. Dann man bishero lange Lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs Gesetzen. Da machten die Meister neue Lieder, das hießet Widersang mit drei Gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeifenspiel, und hatten aufgestiegen in der Musika, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der dauchte ihn itzund nit ein Flihen." Die Änderung trat also sehr schnell ein und zwar gleichzeitig in der Dichtung wie in der Musik. Alle Zeugnisse lehren, daß es lediglich eine **musikalische** Revolution war, die auch das ganze Gebiet der weltlichen Musik, der vokalen wie der instrumentalen, durchdrang und von den nachhaltigsten Folgen gewesen ist. Hiermit zuerst kam die Form der Rundstrophe, eine wesentlich musikalische Form, in der Kunstübung zu ihrem Recht; die Lieder wurden kürzer, die Melodien größer. Gleich merkwürdig in Johanns Chronik ist das, was er zehn Jahre später von den dichterischen und musikalischen Talenten eines aussätzigen Barfüßermönchs berichtet: „Zu disser Zeit war auf dem Main ein Münch Barfüßer Ordens, der ward von den Leuten aussätzig, und war nit rein. Der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeien, daß ihm niemand uff Rheinesstrom oder in dissen Landen wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leut alle gern, und alle Meister pfiffen, und andre Spielleut führten den Gesang und das Gedicht. Er sang dis Lied: Ich bin ausgezählet, Man weiset mich Armen vor die Thür ꝛc. Item sang er: Mai, Mai, Mai die wunnigliche Zeit ꝛc. Item sang er: Der Untreu ist mit mir gespielt ꝛc. Deren Lied und Widersang machte er gar viel, und was das alles lustiglich zu hören."

Man hat diese Periode des vierzehnten Jahrhunderts als die erste eigent-

liche Erntezeit desjenigen volksmäßigen Liedergesangs anzusehen, welcher sich damit in seiner bleibenden Form festgesetzt und gleichmäßig auf dem weltlichen wie auf dem geistlichen Gebiet als das wahre Grundmuster alle späteren Wandlungen überdauert hat.

Die Verwendung der Musik in den Dramen des Mittelalters war eine sehr ausgedehnte, wenn man die Menge der Worte in Betracht zieht, welche bei den Aufführungen wirklich gesungen wurden, und eine sehr geringfügige, wenn man den inneren Gehalt prüft und nach den Folgen einer solchen Benutzung der Musik sich umblickt. Gesungen wurden ganze Szenen, oft fast ganze Stücke (besonders die Marienklagen in den Passionen u. dgl.), und obwohl nicht zu bezweifeln ist, daß die Tonsetzer sich bei diesen Gelegenheiten besonders anstrengten, enthalten dennoch sämtliche Stücke an Musik durchaus nichts, was nicht einesteils in dem weltlichen Lieder-, anderenteils in dem liturgischen Kirchengesange vorkäme oder diesen beiden Hauptweisen direkt nachgebildet wäre. Gleich den Worten ist auch die Musik zwiespältig, teils weltlich, teils geistlich, wie die Worte teils dem Kirchenlatein und teils den Vulgarsprachen der einzelnen Länder entnommen sind; und durch dieses unvermittelte Nebeneinander sind die mittelalterlichen Dramen nach keiner Seite hin zu einer wirklichen Selbständigkeit gelangt.

Der religiöse Gesang.

Die religiöse Seite des Volksgesanges oder der geistliche Liedergesang verdient eine ganz besondere Beachtung, nicht nur wegen seiner Wichtigkeit an sich, sondern auch als Schatzkammer des mittelalterlichen Gesanges überhaupt, da in seinen Weisen uns zugleich ein sehr großer Teil des weltlichen Gesanges mit erhalten ist. Der religiöse Gesang der Abendländer entstand immer aus dem weltlichen. Die ersten Lieder dieser Art, welche allgemeine Verbreitung fanden, wurden durch die Kreuzzüge veranlaßt. Später kamen diejenigen Gesänge hinzu, welche der schwarze Tod und andre schreckenvolle Plagen hervorriefen. Ihren Ursprung hatten alle solche Lieder außerhalb der Kirche, wenn sie auch zum Teil liturgische Melodien benutzten, und da sie auf ein unabhängiges religiöses Leben abzielten, waren sie mehr oder weniger gegen dieselbe gerichtet. Völlig deutlich wird dies erst durch die nationalen religiösen Bewegungen zur Zeit des Verfalls der Kirche. Die Waldenser gaben den Anstoß zu einer solchen Lawine, welche zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Revolution unter den Hussiten veranlaßte. Der Liedergesang war jetzt nach Inhalt und Form vollständig ausgebildet und allgemeines Volkseigentum geworden; für Huß und die Seinen war es daher ein Leichtes, sich hieraus eine starke Waffe zu schmieden. Die Lieder der Hussiten sind als die der Böhmischen Brüder dauernd im Kirchengesange erhalten und im Reformationszeitalter in besonderen Sammlungen gedruckt.

Lieder der Hussiten.

Das erste Gesangbuch der böhmischen Brüder erschien 1531, „in Böhmen“ gedruckt, aber durch Michael Weiß in deutscher Sprache herausgegeben als „Ein New Ge-

sengbuchlen". Es enthält 157 Lieder, deren Singweisen bei 111 Nummern in Noten angegeben sind, bei den übrigen durch Hinweisungen auf die Melodien andrer Lieder, von denen über 40 älteren lateinischen Hymnen angehören. Huß selber widmete sich der Umdichtung älterer lateinischer Gesänge, wie u. a. das Lied „Jesus Christus unser Heiland" beweist, welches später einfach „Hussens Lied" genannt und als solches 1524 von Luther „gebessert" wurde. Von mehr als dem dritten Teile sämtlicher Melodien dieses Gesangbuchs ist der Ursprung nicht weiter angegeben und auch im lateinischen oder deutschen Kirchengesange nicht nachzuweisen; diese Melodien tragen alle Kennzeichen eines nationalen Gepräges und sind unzweifelhaft böhmischen Ursprungs. Die selbständige Bedeutung und das hohe Alter ihres Gesanges bezeugen die Brüder auch in der Zuschrift an Kaiser Maximilian II., mit welcher sie ihm 1566 eine neue Ausgabe überreichten: Es haben auch, sagen sie, die alten Lehrer „schöne geistliche Lieder gedichtet in ihren Sprachen, welche unsre Väter in die Behemische Sprach gebracht haben, daneben auch selbs viel tröstliche Gesänge gemacht, welche in den Kirchenversammlungen, nu mehr über die hundert Jahr, nicht ohne Frucht, zu Gottes Ehren gesungen worden". In der Zuschrift „An die evangelischen Kirchen deutscher Nation", welche der genannten Ausgabe ebenfalls vorgesetzt ist, heißt es näher: „Nu hat Johannes Hus in der christlichen Reformation unter andern auch den Kirchengesang angefangen in behemischer Sprachen: denselbigen haben hernach seine Nachkommen so gemehret und so schöne geistliche Lieder getichtet, daß dergleichen nie gesehen worden, wie sie denn solch Zeugnis von jedermann haben. Sie haben aber die alten Kirchenmelodien, Weis und Noten beibehalten, weil sie köstlich sind und bei der Christenheit in Brauch kamen, auch viele dieselben gern hören und singen". Ausgaben in böhmischer Sprache erschienen 1541 und 1576. Letztere ist die vollständigste von allen, sie enthält 743 Gesänge mit 447 Melodien; und dennoch berichtet Rudiger, daß in dieses Gesangbuch oder „Cantional" noch nicht der dritte Teil der damals vorhanden gewesenen böhmischen Gesänge, die er in einem geschriebenen Kodex gesammelt gesehen, aufgenommen sei, so ungemein groß war die Fruchtbarkeit und die Zahl der im lebendigen Gebrauche befindlichen Lieder. Die Menge der geistlichen Lieder entsprach der der weltlichen, denn noch jetzt sind in böhmischen und mährischen Volkskreisen die Gesänge in üppigster Fülle vorhanden.

Durch Johannes Huß hat Gott, wie die böhmischen Brüder 1566 in ihrer Zuschrift an die evangelischen Kirchen deutscher Nation sagen, „das Feuer aufgeschlagen", durch Luther aber „das Licht angezündet, welches nun ganz hell wie der Sonnenschein durch die Welt leuchtet". So auch kann man sich ausdrücken, wenn das erwogen wird, was beide Männer für die Musik, für den nationalen kirchlichen Liedergesang geleistet haben. Erst der gewaltige Luther rief auch auf musikalischem Gebiete das Dauernde hervor, welches, allgemeinhin sich verbreitend, in die Zeit wahrhaft einging und in einer fernen Zukunft erst zu seiner vollen Größe auswuchs. Dieses Eindringen des lutherischen Chorals in die musikalische Kunst, seine Besitzergreifung von ganzen großen Gebieten derselben und die allgemein bewunderten Kunstgebilde, welche in der Folge daraus hervorgingen, haben auch auf die Gestalt Luthers ihr Licht zurückgeworfen. Der große Reformator erscheint uns musikalisch in einem solchen Glanze, daß er in der Bildungsgeschichte der Tonkunst den wirksamsten Faktoren beigezählt werden muß. Dieser Reflex von Musikweisen und Kunstwerken der

Folgezeit hat sogar eine gewisse geschichtliche Übertreibung veranlaßt, nach welcher Luther lange Zeit als der unmittelbare Urheber der meisten und besten aller Lieder und Melodien angesehen wurde, deren sich die Seinen in den ersten Jahrzehnten der Reformation bedienten. Wie die Forschung der neueren Zeit festgestellt hat, sind aber nur einige wenige Stücke von ihm selber nach Wort und Weise erfunden; diese freilich können als genügende Beweise gelten, daß er bei seiner Geistesstärke ganz der Mann war, auch auf musikalischem Gebiet eine große Wirkung zu verursachen. Alle übrigen Lutherlieder kamen aus zwei Quellen: aus dem Gesange der Vorzeit, und von dichterisch oder musikalisch begabten Zeitgenossen. Die Vorzeit wurde von Luther unbefangensten Sinnes nach allen Seiten hin ausgebeutet, viel mehr und viel freier, als von Huß und den Seinen; die Liturgien der Kirche, der Hymnengesang, die Lieder der Hussiten und andrer frommen Kreise, die Gesänge des Volks: alles dieses wurde zusammengeleitet, teils von „papistischer Irrlehre gereinigt", teils von „unflätigen Texten gesäubert", den Melodien nach aber möglichst treu beibehalten, nur bei den gregorianischen Weisen eine mehr liedförmig geschlossene Gestalt erstrebt und bei den Volksliedern statt der weltlichen Üppigkeit sprungweiser beweglicher Tonfolgen das einfachere geistliche Gewand umgelegt, wie es dem Charakter der Worte und den gesanglichen Fähigkeiten einer gemeinsam singenden Menge angemessen war. Durch das Ganze, sei es dem Kirchen- oder dem Volksgesange entnommen, geht der Pulsschlag des weltlichen Gesanges; bei vielen Hinweisungen geistlicher Lieder auf weltliche Melodien sieht man sofort, daß das weltliche Lied ebenso sehr seinem Inhalte nach das geistliche veranlaßt, wie seiner Melodie nach dasselbe geformt hat, und daß daher mehr oder minder eine gegenseitige Beziehung hergestellt ist.

So z. B. wenn in einer 1527 zu Nürnberg erschienenen Liedersammlung die Christenheit in einem der Lieder ermahnt wird, zu erwachen und den süßen Klang des reinen Gotteswortes zu vernehmen, das ihr nun lauter gepredigt werde; es geschieht in den Tönen einer alten Tageweise: Wach auf, meins Herzens Schöne. Ein andres Lied fragt, wo Christi Gestalt gewesen, als Silvester durch Konstantins Geschenk Gewalt bekommen habe über Rom; es soll gesungen werden in der Weise des Gesanges: Rosina, wo war dein Gestalt bei König Paris Leben. Gegen die Anrufung der Heiligen wird geeifert in einem dritten Liede, dem die Melodie: Es geht ein frischer Sommer daher, angeeignet ist. In dergleichen volksmäßigen Tönen vorgetragen, erhielt dasjenige, was man dem Volk an das Herz legen, womit man ihm deuten wollte, was ohnehin die Gemüter aller bereits beschäftigte, eine große Eindringlichkeit und verbreitete sich mit unglaublicher Schnelle (Winterfeld). Diese Lieder stehen in einem Buche, betitelt „Die evangelisch Meß teutsch" und wurden „am Sonntag oder Feyertag im Ampt der Meß, deßgleichen vor und nach der Predigt in der christlichen Versammlung im neuen Spital zu Nürnberg gesungen".

Wenn man den prachtvollen, in sich geschlossenen Bau der römischen Messe erwägt, so muß dergleichen freilich als ein dürftiges, von dem weltlichen Liedergesange abhängiges Surrogat erscheinen. In dieser Beziehung, in der Gestaltung einer neuen Kultusform, ist es den Reformatoren denn auch nicht gelungen, die

Kirche, von der sie sich trennten, zu erreichen oder gar verbessernd zu überbieten; die „deutsche Messe" der Evangelischen ist ein unvollkommenes Werk geblieben. Sie wäre noch unvollkommener und von geringerer Dauer gewesen, wenn ihr nicht die Tonkunst eine mächtige Hilfe gewährt und dadurch zugleich die Verbindung mit der verfeindeten katholischen Kirche auf unzerreißbare Weise erhalten hätte. In der Musik nahm der große Reformator den denkbar unbefangensten, weitherzigsten Standpunkt ein und war von Anfang an bemüht, den Evangelischen ihr ganzes Gebiet in voller kunstmäßiger Ausbildung zu sichern, wie er denn auch die besten Musiker zu seinem Werke heranzog und mit ihnen in persönlicher Verbindung blieb. „Auch daß ich nicht der Meinung bin," schreibt Luther von Walthers vierstimmigem Gesangbüchlein 1524, „daß durchs Evangelion sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistlichen fürgeben, sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienst deß, der sie geben und geschaffen hat." Die ganze folgende Entwickelung ist gleichsam ein Beleg zu diesen Worten, denn die Musik blieb die einzige Kunst, welche im Bereiche der evangelischen Kirchen wahrhaft Großes leistete; sie ist das Band, durch welches das Werk der Reformation überhaupt mit der Kunst zusammenhängt.

Die ersten Lieder, welche Luther ausgehen ließ, erschienen 1524 zu Wittenberg als „Etlich Christlich Lieder, Lobgesang und Psalm, dem reinen Wort Gottes gemäß, aus der Heil. Schrift durch mancherlei Hochgelehrten gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum Theil berait zu Wittenberg in Übung ist". Das Büchlein enthält nur acht Lieder (von denen Paul Speratus zwei beisteuerte) mit vier Melodien in Noten und zeigt in seinen Quellen, die teils dem geistlichen, teils dem weltlichen Gesange der Vorzeit, teils dem eignen poetisch-musikalischen Vermögen entsprangen, schon ganz die Entstehungsart aller Kirchengesänge der Lutheraner, wie auch ihre lehrhafte, bibelbuchstäbliche Tendenz. Diese Tendenz verursachte mit der Zeit die ungeheure Menge der Reimereien, die, in vollständiger Unklarheit hinsichtlich der künstlerischen Anforderungen, an einer schriftmäßigen Gläubigkeit ihr Genüge fanden, so daß die Quellen der Kunst mit der Zeit versiegten. Luther selber war dieser Tendenz ergeben, da es die der Reformation war; aber eine hohe freudige Begeisterung behielt bei seinen besten Erzeugnissen doch immer die Oberhand. Gleich das erste Lied, mit welchem er die genannte Sammlung eröffnete, ist bezeichnend für den Grundton seines ganzen Wesens: „Nun freut euch lieben Christen gmein und laßt uns fröhlich singen". Dieser freudige Geist, der über alle Zwecke und Berechnungen weit hinausging, verließ ihn nie, und darin lag das Poetische, das Musikalische, das voll Künstlerische seiner Erscheinung und seiner Thaten. Luther war vom tiefsten Musiksinne erfüllt und ein inniger Verehrer der mehrstimmigen Kunstmusik, die zur Zeit seiner Jugend einen glänzenden Aufschwung nahm. So lag es nahe, daß er die neuen Lieder durch mehrstimmige Tonsätze für die Schuljugend bildsam zu machen und überhaupt der edlen Musika hier eine Heimat zu gründen strebte. Zu diesen Zwecken, zur Ordnung der Musik beim Gottesdienste (der sogenannten „Messe") und in der Schule verband er sich mit dem kursächsischen Kapellmeister Johann Walther († nach 1566), an welchem er einen ebenso geschicktem als treuen Genossen fand, und gab mit ihm bereits in demselben Jahr 1524 zu Wittenberg das „Geistliche Gesangbüchlein" in vier Stimmen heraus,

Der lutherische Kirchengesang.

43 Tonsätze mit 38 deutschen und 5 lateinischen Liedern enthaltend. „Und sind dazu auch in vier Stimmen bracht,“ sagt Luther in der Vorrede, „nicht aus andrer Ursach, denn daß ich gerne wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musika und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los werde und an derselben Statt etwas heilsames lernete und also das gute mit Lust, wie den Jungen gebührt, eingienge.“ Walther hat über sein musikalisches Zusammenwirken mit dem großen Manne in seinen alten Tagen einige Worte niedergeschrieben, welche ein beredtes Zeugnis von Luthers musikalischer Begabung enthalten. „So weiß und zeuge ich wahrhaftig, das der heilige Mann Gottes Lutherus, welcher deutscher Nation Prophet und Apostel gewest, zu der Musika im Choral- und Figuralgesange große Lust hatte, mit welchem ich gar manche liebe Stunde gesungen, und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geist ward, daß er des Singens schier nicht könnte müde und satt werden und von der Musik so herrlich zu reden wußte. Denn da er die deutsche Messe zu Wittenberg anrichten wollte, hat er den alten Sangmeister Ehren Conrad Rupff und mich gen Wittenberg erfordern lassen, dazumahlen von den Choralnoten und Art der acht Ton (Kirchentöne oder Tonleitern) Unterredung mit uns gehalten und beschließlich hat er von ihm selbst die Choralnoten Octavi Toni der Epistel zugeeignet und Sextum Tonum dem Evangelium geordnet und sprach also: Christus ist ein freundlicher Herr und seine Reden sind lieblich, darum wollen wir Sextum Tonum zum Evangelio nehmen; und weil St. Paulus ein ernster Apostel ist, wollen wir Octavum Tonum zur Epistel ordnen. Hat auch die Noten über die Episteln, Evangelia und über die Wort der Einsetzung des wahren Leibes und Bluts Christi selbst gemacht, mir vorgesungen und mein Bedenken darüber hören wollen. Er hat mich die Zeit drei Wochen lang zu Wittenberg aufgehalten, die Choralnoten über etliche Evangelia und Episteln ordentlich zu schreiben, bis die erste deutsche Meß in der Pfarrkirchen gesungen ward. Denn er auch die Vesper, so die Zeit an vielen Orten gefallen, mit kurzen reinen Choralgesängen für die Schüler und Jugend wiederumb anzurichten befohlen. Deßgleichen, daß die arme Schüler, so nach Brot laufen, für den Thüren lateinische Gesänge, Antiphonas und Responsoria, nach Gelegenheit der Zeit, singen sollten: und hatte keinen Gefallen daran, daß die Schüler für den Thüren nichts denn deutsche Lieder sungen. Daher seind diejenigen auch nicht zu loben, die alle lateinische christliche Gesänge aus der Kirchen stoßen, lassen sich dünken, es sei nicht evangelisch oder lutherisch, wenn sie einen lateinischen Choralgesang in der Kirchen singen oder hören sollten: Wiederum ist's auch unrecht, wenn man nichts denn lateinische Gesänge vor der Gemeine singet, daraus das gemeine Volk nichts gebessert wird. Derowegen seind die deutsche gaistliche reine, alte und lutherische Lieder und Psalmen für den gemeinen Haufen am nützlichsten: die lateinischen aber zur Übung der Jugend und für die Gelehrten. Und siehet, höret und greifet man augenscheinlich, wie der heilige Geist sowohl in denen Autoribus, welche die lateinischen, als auch im Herrn Luthero, welcher jetzo die deutschen Choralgesänge meistens gedichtet und zur Melodei bracht, selbst mitgewirket: Wie denn unter andern aus dem deutschen Sanctus („Jesaia dem Propheten das geschah ꝛc.“) zu ersehen, wie er alle Noten auf den Text nach dem rechten Accent und Concent so meisterlich und wohl gerichtet hat, und ich auch die Zeit Seine Ehrwürden zu fragen verursuchet ward, woraus oder woher sie doch diß Stück oder Unterricht hätten. Darauf der theure Mann meiner Einfalt lachte und sprach: Der Poet Virgilius hat mir solches gelehret, der also seine Carmina und Wort auf die Geschichte, die er beschreibet, so künstlich appliciren kann. also soll auch die Musika alle ihre Noten und Gesänge auf den Text richten.“ Es ist unmöglich, den ganzen Sinn

und Betrieb der musikalischen Kultusangelegenheit Luthers eindringlicher zu schildern, als in diesem einfachen Berichte geschehen ist.

Die Reihe der vielen Harmonisierungen lutherischer Choräle wird mit Walthers Gesangbüchlein ebenso eröffnet, wie die der noch zahlreicheren Kirchengesangbücher für den Gemeindegebrauch durch die bescheidenen acht Lieder, welche zu Anfang des Jahres 1524 ausflogen. Weil das Bedürfnis groß, der Vorrat aber noch gering war, „bitte derhalben", sagt Luther in der Vorrede zu Walthers Gesangbüchlein, „ein iglicher frumer Christ wollt solches ihm lassen gefallen, und wo ihm Gott mehr oder deßgleichen verleihet, helfen fördern", bekennend, daß er selber samt etlichen andern solche geistliche Lieder nur zusammengebracht „zum guten Anfang, und Ursach zu geben denen, die es besser vermögen". Weil aber urplötzlich alle Welt infolge der ungeheuren Aufregung in geistlichen Liedern sich versuchte und dem Volk „deutsche Messen" vorlegte, Thomas Münzer „ein Knecht Gottes" so gut wie alle andern, und weil dabei viel Kraut und Unkraut durcheinander oder, wie Luther sagt, Mäusemist unter den Pfeffer kam, schrieb er zu dem Wittenberger Gesangbuch von 1529 „eine neue Vorrede": „Nu haben sich Etliche wol beweiset und die Lieder gemehret, also daß sie mich weit übertreffen und in dem wol meine Meister sind. Aber daneben auch die Andern wenig Guts dazu gethan. Und weil ich sehe, daß des täglichen Zuthuns, ohn alle Unterscheid, wie einem jeglichen gut dunkt, will keine Maaße werden, über das, daß auch die ersten unser Lieder je länger je fälscher gedruckt werden, hab ich Sorge, es werde diesem Büchlein die Läng gehen, wie es alle Zeit guten Büchern gangen ist, daß sie durch ungeschickter Köpfe Zusetzen so gar überschüttet und verwüstet sind, daß man das Gute darunter verloren und alleine das Unnütze im Brauch behalten hat. Damit nu das, so viel wir mügen, verkumen werde, habe ich dis Büchlin wiederumb aufs neu übersehen und der Unsern Lieder zusammen nach einander mit ausgedrucktem Namen gesetzt, damit nicht unter unserm Namen frembde, untüchtige Gesänge verkauft würden. Darnach die andern hinnach gesetzt, so wir die besten und nütze achten." Die Wittenberger hatten es jetzt auf etwa 50 Gesänge gebracht. Dem lutherischen Kirchengesange im engsten, nur auf ein kleines Stadt- oder Landgebiet beschränkten Sinne war mit den angeführten Worten die Richtung gewiesen und eine Scheidung von andern reformatorischen Kreisen eingeleitet. So bestätigte sich auch hier wieder, daß der durch eine heftige aber ungeordnete Teilnahme veranlaßte Mißbrauch einer neuen Sache das Beste auf sich selbst zurückdrängt. Manche einseitige Erstarrung wurde dadurch bewirkt, manche fruchtbare Idee zur Weiterentwickelung im Keime erstickt. Thomas Münzers großer Gedanke, den bisherigen römisch-lateinischen Gottesdienst möglichst einfach ins Evangelisch-Deutsche zu übertragen, „der armen zerfallenden Christenheit also zu helfen mit deutschen Ampten, es sei Messen, Metten oder Vesper" (Vorrede zu s. deutsch-evangel. Messe, 1524), fand nirgends eine rechte Heimat, am wenigsten in seinem eignen, unlauter revolutionären Gemüt, und doch wäre eine würdige Ausführung dieses Gedankens allein im stande gewesen, unter den Evangelischen die Grundlagen eines festen Kultusbaues zu schaffen. Luthers anscheinende Freisinnigkeit, in diesen Dingen jedermann schalten und walten zu lassen, erklärt sich zum Teil aus seiner Verkennung der kirchenbildenden Macht, welche einer festen, bis ins einzelnste genau geregelten Kultusordnung innewohnt. Er meinte, das Credo, das Dogma an sich bilde die Kirche, während doch nur das im Kultus voll ausgeprägte Dogma solches zu thun im stande ist; als Kirchenbildner würde er weiser gehandelt haben, mehr Freiheit in der Auslegung der Abendmahlsworte zu gewähren und mehr Einheit in dem evangelischen Kultus zu erzwingen. Er unterschätzte die Bedeutung einer wohlgefugten Sangordnung für die neuen Kirchen; in den vielen Briefen erwähnt er seiner Gesänge

niemals, scheint also auf einige der größten und bleibendsten Erzeugnisse seines Geistes nur geringen Wert gelegt zu haben. Für die Evangelischen wurde es verhängnisvoll, daß sie die anfängliche Unordnung nie überwanden; auch war die in den Choralgesängen zum Ausdruck gelangte Gemeindefreiheit zum Teil nur eine scheinbare, da der jeweilige Prediger jeden Sonntag bestimmte, was gesungen werden sollte und in seiner Omnipotenz gleichsam jeden Gottesdienst gestaltete. So blieb der Kultus der katholischen Kirche trotz aller „Irrlehren" als ein stolzer glänzender Bau bestehen, der selbst manche der Evangelischen mit der Zeit so blendete, daß sie in jene Kirche zurückkehrten. Ob die wirklichen Elemente zu einem neuen Kultusbau von ähnlicher oder überragender Größe überhaupt unter den reformatorischen Gemeinden vorhanden waren, ist eine Frage, die wir nicht weiter erörtern wollen; hier soll nur betont werden, daß Luther die einzige Gestalt war, welche das für lange Zeit Entscheidende zu bewirken vermochte. Solches bewies er noch in demselben Jahre, in welchem er jene neue Vorrede schrieb; denn man darf als gewiß annehmen, daß der größte Gesang der Reformationszeit, das gewaltige Psalmlied „Ein feste Burg ist unser Gott" während der bedrängten Zeit des Reichstags zu Speier im April 1529 von ihm in Wittenberg geschaffen wurde und nicht, wie Sleidan und Weller berichten, 1530 zu Koburg während des Augsburger Reichstags. Dieser Gesang ist der leibhaftige Luther; er überragt alles übrige und ist von unerschöpflichem Gehalt.

Der calvinistische und der anglikanische Kirchengesang. Was den Lutheranern bei ihrem Liederreichtum abging, eine feste Kultusordnung, wurde von den französischen Calvinisten wie auch von der englischen Hochkirche mit mehr Erfolg ins Werk gesetzt. Beide Kirchengruppen haben auch dieses gemein, daß sie in dem Psalter nicht nur, wie die Lutheraner, eine Anregung zu neuen Liedern suchten, sondern ihn ganz einfach als ihr kirchliches Gesangbuch betrachteten und demgemäß benutzten. Diese Benutzung war verschieden je nach der Stellung, die sie mit ihrem neuen Gottesdienste zu dem der alten katholischen Kirche überhaupt einnahmen.

Die Calvinisten gestalteten ihre Psalmlieder unter Anregung des bereits eingebürgerten lutherischen Choralgesanges um 1540, also zu einer Zeit, wo durch die, weltlichen Melodien angepaßten Psalmlieder (Souter liedekens, seit 1540 zu Antwerpen gedruckt) in den Niederlanden und durch mehrere deutsch-lutherische liederartige Behandlungen des ganzen Psalters, besonders durch das tief in die Öffentlichkeit eindringende Psalmbuch von Burchard Waldis (1553), eine allgemeine Bewegung nach dieser Richtung hin stattfand. Die kunstfeindliche Ansicht Zwinglis, der mit den Bildern auch die Orgeln aus den Kirchen beseitigte und dem Gesange in der Kirche überhaupt gram war, hatte gegen 1540, als Johannes Zwick in Konstanz zu dem Züricher „Gesangbüchle" die Vorrede schrieb, bereits einer milderen Auffassung Raum gemacht. Welches Schicksal aber selbst nach dieser fortgeschrittenen Ansicht dem eigentlichen Kunstgesange in der Kirchengemeinschaft der Reformierten bevorstand, ersehen wir aus Zwicks Vorrede, in welcher der mehrstimmige Gesang kunstgebildeter Sänger als papistischer Greuel schlechterdings verworfen wird, denn nur die Gemeinde solle in der Kirche singen, nicht aber einer für den andern oder zur Ergötzung des andern um Tagelohn, weshalb man auch geschulte Musiker, die von ihrem Gesange leben, nicht dingen solle u. s. w. Auch Calvin teilte diese traurig engherzigen Ansichten, ja er war sogar bemüht, dem Gemeindegesange die letzte Freiheit zu nehmen, nämlich ihn auf die engen Grenzen einer bestimmten Anzahl von Liedern und Melodien zu beschränken. In der Einleitung zu dem seit 1542 wiederholt gedruckten französischen Psalmenbuche von Marot und Beza rechnet er den Gesang zu dem Gebete und argumentiert so: „Nun kann man, nach dem Ausspruche des heiligen Augustinus, nichts Gott Würdiges singen, man habe es denn zuvor von ihm empfangen. So wird man denn

auch keine würdigeren Gesänge finden können als die Psalmen Davids, die der heilige Geist selber ihrem Sänger eingegeben, durch ihn gemacht hat. Singen wir diese, so dürfen wir sicher sein, daß Gott uns die Worte in den Mund gelegt hat, daß es sei, als sänge er selber in uns, um seinen Ruhm zu erhöhen. Darum ermahnt der heilige Chrysostomos so Männer als Frauen und Kinder zu deren Gebrauch, um dadurch der Gemeinschaft der Engel teilhaft zu werden." Über die Melodien begnügt er sich zu sagen, daß es das beste geschienen habe sie so zu moderieren oder zu gestalten, damit sie dem Gegenstande Majestät und Nachdruck verliehen und geeignet seien, selbst in der Kirche gesungen zu werden — Worte, deren eigentlicher Sinn nur verständlich wird, wenn man die Art der Entstehung dieser Psalmlieder beachtet. Keineswegs liegt hier ein originales, aus den Quellen tiefster Begeisterung für das wiedergefundene reine Evangelium geschöpftes Erzeugnis vor, wie bei den Lutheranern, sondern vielmehr ein Produkt, welches ursprünglich für die französischen Hofkreise bestimmt war und durch deren lebhafteste Mitbeteiligung gleichsam seine Gestalt empfing, ja anfangs überall gutgeheißen, sogar auf Befehl des Papstes 1542 in Rom gedruckt und sodann erst, unter Mitwirkung besonderer Umstände, durch die Calvinisten der Genfer Kirche zugeeignet wurde. Der Autor Clement Marot überreichte auf Wunsch des Königs Franz I. schon 1540 einen Teil seiner Psalmenübertragungen dem Kaiser Karl V., als dieser zu Anfang jenes Jahres nach Paris kam, fand gnädigste Aufnahme und druckte jene 30 Lieder 1542 in großer Auflage, worauf sie dann von Tonkünstlern, namentlich denen des französischen Hofes, wetteifernd in Musik gesetzt wurden. Es wurde in einem seltenen Maße das Lieblingsbuch des ganzen Hofes. Katharina Medici, die Gemahlin des Dauphin, tröstete sich damit über die anfängliche Unfruchtbarkeit ihrer Ehe; ihr Gemahl, der nachmalige König Heinrich II., sang den 42. Psalm »Ainsi qu'on oyt le cerf bruire« (Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser) nach der Weise eines Jagdliedes, nach welcher auch später im Deutschen dieser Psalm als „Wie nach einer Wasserquelle ein Hirsch schreiet mit Begier" gesungen wurde; es ist dieselbe Melodie, welche jetzt meistens zu dem lutherischen Kirchenliede „Freu dich sehr o meine Seele" angewandt wird. Für einen andern Psalm, den 128., soll Heinrich selber in Angouleme eine Melodie erfunden haben, nachdem er dort von schwerer Krankheit genesen war. Auch er ersehnte Kinder, namentlich einen Thronerben, und in Wunsch und Hoffnung trällerte er von diesem seinem Lieblingsliede namentlich die zweite Strophe »Quand à l'heur de la tigne« („Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock"). Hier in Angouleme ließ er sich die Psalmen von seinen Sängern zur Ergötzung vortragen, begleitet von Violen, Lauten, Spinetten und Flöten; als Villemaudon, der Abgesandte der Margarete von Navarra, seiner Tante, ihn besuchte, gab er ihm die mehrstimmig ausgesetzten Weisen für die Königin mit. Diese Margarete, die Schwester des Königs, pflegte zu sagen, sie habe durch jene Psalmen die Gnade des Herrn und Fruchtbarkeit vom Himmel für sich herabgefleht. König Franz selber fand noch auf dem Totenbette an ihnen Stärkung und Trost. Nicht nur der Dauphin, sondern alle diese Hof-Psalmisten und Psalmistinnen waren bemüht, ihre bisherigen weltlichen Lieblingsstücklein, seien es nun Tänze oder Gesänge, in das neue religiöse Modebuch einzuschmuggeln. Diana von Poitiers wählte als Leibpsalm den 130. »Du fonds de ma pensée« („Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir") und vermählte ihn mit der Melodie einer Volte, eines Tanzliedes; die Königin zog den sechsten „Herr straf mich nicht in deinem Zorn" allen übrigen vor und nahm für ihn eine Melodie aus den Gesängen der Buffonisten oder Possenreißer; Anton von Navarra sang sich den 43. „Richte mich Gott und führe meine Sache" nach einer Branle de Poitou, einem volkstümlichen Tanze. Dergleichen Vermengung war seit langen Zeiten

bräuchlich und während der Reformation überall geübt, durch die flämischen Souter liedekens dann unlängst auf die Psalmen noch im großen zur Anwendung gekommen, konnte also an sich keinen Anstoß erregen, wenn dieselbe auch bei der modischen Verliebtheit des französischen Hofes in den neuen Psalter einen komischen Anstrich erhält, namentlich durch den schnellen Wechsel. Denn wie rauchartig flüchtig die Vergötterung war, welche Marot zu teil wurde, erfuhr dieser schon in der nächsten Zeit, da er, calvinistischer Irrlehren verdächtig, genötigt war, nach Genf zu flüchten. In seinen Psalmliedern trug er den Calvinisten den Grundstock ihres Kirchengesangbuches zu. Eine feste Gestalt erhielt dasselbe durch einen zweiten französischen Ketzer, den Theodor Beza oder Bèze, Calvins Jugendfreund, der 1549 mit sieben andern französischen Edelleuten als Flüchtling in Genf anlangte. 1553 war der ganze Psalter fertig und wurde in den calvinischen Gottesdienst als ein integrierender Teil desselben eingeführt. Beza hatte einen wesentlichen Anteil an den Worten, die Ausgaben führen daher auch immer die Namen beider Autoren vereinigt auf. Dieser Psalter gewann durch die Übersetzung von Ambrosius Lobwasser zu Königsberg, die 1573 zuerst gedruckt erschien, in Deutschland eine ungeahnte Verbreitung und wurde das allgemein anerkannte Gesangbuch der deutschen und holländischen Calvinisten. Beza scheint es auch gewesen zu sein, welcher den musikalischen Teil überwachte, damit in den vielfachen fremden Weisen aller Art und aus aller Herren Ländern, welche gewohnheitsmäßig zu den neuen Psalmliedern verwandt wurden, eine dem Gegenstande entsprechende Majestät bewahrt blieb, wie Calvin sagt. Hierauf bezieht sich auch, was Calvin in jener Vorrede über das „Moderieren" der Melodien äußert. Als Verfasser der zuerst gebrauchten Melodien bezeichnet Beza einen sonst unbekannten Tonkünstler Namens Guillaume Franc, doch war dieser gewiß vielfach nur der Ordner, der frühere Melodien oder Melodieteile den neuen Versmaßen des französischen Psalters anpaßte. Unter den mehrstimmigen Behandlungen, welche diesen Francschen Weisen zu teil wurden, erlangte der vierstimmige Satz von dem Lehrer Palestrinas, dem Hugenotten Claude Goudimel († 1572 in der Bartholomäusnacht), das meiste Ansehen; er erschien 1565, war auch Lobwassers deutscher Übersetzung beigedruckt und wurde durch zahlreiche Auflagen allgemein verbreitet und gesungen, erhielt sich auch länger im Gebrauche als irgend eine der vielen Sammlungen lutherischer Choräle. Eine nennenswerte Selbständigkeit hinsichtlich der Melodieschöpfung ist dem calvinischen Psalter nicht nachzurühmen; der großen Anzahl durchschlagender, herrlicher, weitberühmter Melodien der Lutheraner hat er wenig entgegenzusetzen. Erwägt man dabei, daß in Calvins Kirche der kunstvoll mehrstimmige Hymnus, die Motette, das Anthem verstummt war, so muß dieselbe musikalisch in einem ärmlichen Lichte erscheinen. Diese Psalmenlieder mit vier und sechs Zeilen hatten aber eine Faßlichkeit und durch die gegensätzlichen Melodiezeilen einen lebhaften Gang, welcher für die Erbauung weit anregender war, als die oftmalige Wiederholung der größeren Strophen des lutherischen Kirchengesanges. Unter den Melodien der Calvinisten befindet sich eigentlich nur eine einzige, welche es gleich „Ein feste Burg" zu hohem Ruhme und allgemeinem bleibenden Ansehen über die Grenzen ihrer Konfession hinaus gebracht hat, nämlich die des 134. Psalms. Diese Melodie veranschaulicht uns zugleich wie ein Goldfaden den Zusammenhang des calvinistischen mit dem anglikanischen Psalter, denn in England ist dieselbe dem 100. Psalm, dem bekannten Jubilate, zugeeignet und als „Der alte hundertste" (»The old hundreth«) weitaus die berühmteste aller Psalmweisen geworden. Ihr Ursprung ist unbekannt; vergleicht man sie aber mit der 1540 publizierten lutherischen Choralmelodie von Hans Kugelmann „Nun lob mein Seel den Herren", so zeigt sich, daß sie aus einer verkürzenden Bearbeitung dieser reichen Melodie entstanden sein wird, und

zugleich auch, daß sie bei aller Kürze ein weit geschlosseneres, dauernderes und selbst machtvoller wirkendes Gebilde zu erzeugen vermocht hat.

Die anglikanische Reformation war, auf den Kultus gesehen, die beste von allen, wie sie auch die späteste war. „Die religiöse Stimme Englands (in welche Europa eingestimmt haben würde, wenn es sich für eine katholische Form der Reformation entschieden hätte) bewahrte die alten Züge des Choralgesangs: das Recitativ, die Ruhezeichen, den Wechselgesang. Ungleich Genf, erfand sie keine neue Methode, sondern leitete die unlängst eröffneten neuen Quellen der Harmonie und Melodie in die alten Kanäle. Und ferner: sie brachte nicht nur zu der alten Kirchenmusik neue hinzu, sondern erhielt sich auch die erstere, hierin das Altertum würdiger behandelnd als jene, welche das Alte zerstörten, indem sie Neues ersannen. Die einfacheren Weisen der alten Kirche wurden noch immer gehört, während ihre Zahl anwuchs durch solche Melodien von Farrant, Bird und Morley, welche sicherlich Thränen in den Augen des heiligen Augustin hervorgerufen haben und vom heiligen Ambrosius an alle Kirchen des Abendlandes vermacht sein würden.“ (Webb, Choral Service.) Die in glücklicher Mitte getroffene fruchtbringende Vereinigung des Alten und Neuen ist es aber, was die englische Kirche auszeichnet und ihren Gottesdienst so dauernd und so verbreitungsfähig gemacht hat. Die einfachsten Formen und Gesangweisen der alten Kirche sind beibehalten und doch ist der weit und breit entfalteten musikalischen Kunst im Chorgesange, und selbst in der Mitwirkung der Instrumente, voller Raum gelassen. Dieser Weg fand sich in England aber keineswegs mühelos von selbst; denn daß auch dort anfangs Zwinglianische Gesinnungen stark verbreitet waren, zeigt die Protestation gegen 78 Mißbräuche, welche die niedere Geistlichkeit der Provinz Canterbury 1536 dem König überreichte und in welcher erklärt wird, daß „Singen, Messelesen, Matutinen oder Vespern bloßes Gebrüll, Geheul, Gesumme, Gemumme, Schau- und Taschenspielerei und das Spielen auf den Orgeln eine närrische Eitelkeit“ sei. Die Antwort auf diese sonderbare Eingabe lesen wir drei Jahre später in einem vom König Heinrich VIII. approbierten Buche über kirchliche Zeremonien, wo es heißt: „Der lautere, bescheidene und andächtige Gesang nebst Musik und Orgelspiel, in den Kirchen beim Gottesdienst gebraucht, sind geeignet, das Volk zu bewegen und ihre Herzen die Süßigkeit des Wortes Gottes empfinden zu lassen, durch süße Harmonie sie zur Andacht und zum Gebete zu erheben, und sie zu erinnern an die himmlische triumphierende Kirche, wo ewige Freude, unaufhörliches Lob und Preis Gottes ist.“ Heinrich VIII. hatte ebenfalls, wie Franz I., einen Hofpoeten, der die Psalmen in der Landessprache metrisch bearbeitete, Thomas Sternhold, welcher im Verein mit John Hopkins u. a. ein dem calvinischen Psalter ähnliches Werk für die englische Kirche zu stande brachte. Gedruckt wurde es erst 1549, in dem Todesjahr Sternholds, unter dem König Eduard VI., und mit calvinischen und sonstigen Melodien erst 1562. Die Einführung war einstweilen keine durchgreifende, denn mit diesem König, welcher selber treu protestantisch blieb, begann in England die Reihe der Schwankungen zwischen der alten und der neuen gottesdienstlichen Form, welche erst unter Elisabeth ihren Abschluß fand. Auf Eduard folgte 1553 Maria, welche mit dem Katholizismus den Gottesdienst nebst Gesang in lateinischer Sprache wieder herstellte. Endlich kam die neue Landeskirche und mit ihr die Landessprache dauernd zur Herrschaft. Diese gereimten Psalmen fanden längere Zeit außer dem Hause noch keine rechte Heimat; beim Gottesdienst wurden sie mehr geduldet als empfohlen und nur vor und nach dem eigentlichen Hauptgottesdienst gesungen. Ihre wahre Heimat waren die Parochialkirchen, denen die Pracht und Mittel einer zahlreichen Priesterschaft, kunstgeübte Sängerchöre u. s. w. abgingen, die daher an dieser leichtfaßlichen Form der Psalmenlieder für ihre Gemeinden

eine erwünschte Belebung und Bereicherung fanden, und man muß gestehen, daß England, indem es in diese die neue metrische Psalmodie einführte, völlig den Kern des Reformationsgedankens erfaßte, welcher auf Nationalrechte, Landessprache, Befreiung der niederen Geistlichkeit und selbständige Ausbildung der Gemeindekirchen ging im Gegensatz zur Universalkirche, zur allgemeinen lateinischen Sprache, zur regierenden Priesterschaft und zum Kathedralgottesdienst. In England bewahrte aber der Gottesdienst in den Kathedralkirchen beim Psalmenvortrage die uralte recitativische Weise der neun Töne mit ihren Absätzen und Schlußformeln, und die anglikanische Kirche war hiermit die einzige, welche die echte kirchliche Psalmodie in lebendigem Gebrauche erhielt. Gerade hierin liegt die Kraft und die zähe Lebensdauer dieses Kultus. Derjenige der reformierten Gottesdienste, welcher das Alte am treuesten konservierte, veraltete am wenigsten. Kein lutherisches Choralbuch, keine der mehrstimmigen Bearbeitungen war länger im Gebrauche, als höchstens fünfzig Jahre; des Calvinisten Goudimel vierstimmige Harmonisierungen hielten sich zwei Jahrhunderte; aber der gleich alte Satz des Engländers Thomas Tallis († 1585) über verschiedene Kirchenmusiken (Services) lebt bis auf den heutigen Tag, wird fort und fort gesungen und ist gleich bewundernswert durch treue Bewahrung des Alten, durch künstlerische Freiheit in der Neugestaltung desselben und durch eine Frische und Unmittelbarkeit der Wirkung, welche ihn wie der Gegenwart entsprossen erscheinen läßt. Ganz ähnlicher Art sind die weltlichen Gesänge der Engländer aus dieser Zeit, die einstimmigen (Ballads) wie die kunstvoll mehrstimmigen (Madrigals); Melodie und Harmonie scheinen in glücklicher Ehe hier schon den Kulminationspunkt erreicht zu haben. Der musikalische Teil der altkirchlichen Liturgie wurde von John Marbeck revidiert und in diejenige Fassung gebracht, welche mit geringen Abweichungen bis jetzt in den Kirchen gebräuchlich gewesen ist. Seine höchst unscheinbare Arbeit kam 1550 unter dem einfachen Titel: »The book of Common Prayer noted« zum Druck und bildet das Grundbuch der gesamten späteren englischen Kirchenmusik. Die gelehrte Arbeit dagegen, welche der Lutheraner Lukas Lossius über den kirchlichen Gesang zu stande brachte (Psalmodia, Wittenberg, 1561), ist zwar ein sehr umfangreiches und wichtiges lateinisches Opus, blieb indes mehr in den musikalisch gelehrten, als in den kirchlich gottesdienstlichen Kreisen.

Die große kirchliche Bewegung im Zeitalter der Reformation ist hiermit von derjenigen Seite geschildert, welche eine der nachhaltigsten war, der liturgisch-musikalischen. Daß wir die Anfänge dieser Änderung ziemlich eingehend besprochen haben, liegt in der Natur der Sache, denn diese Anfänge bilden die Norm für die ganze Folgezeit. Und zugleich handelt es sich um einen Gegenstand, welcher damals für die Menschen überhaupt einer der allerwichtigsten war; denn Millionen und aber Millionen haben ihren Sinn erfüllt, ihr Herz erhoben, ihre Gedanken gelenkt und gerichtet durch diese Weisen und Kultusformen, so sehr, daß selbst das, was von höherer Kunst ihnen nahe trat, der überwiegenden Mehrzahl allein auf solcher Grundlage verständlich und eingänglich wurde, wie es in alter Zeit ähnlich bei dem Tempeldienst der Hebräer und Griechen der Fall war. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Kirchenmusik des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr dieser natürliche Untergrund eines musikalisch festen Kultus, eines freien und innigen christlichen Gemeindelebens gefehlt hätte. Dies ist ein Moment von weltgeschichtlicher Be-

deutung und mußte auch demgemäß behandelt werden. Was aber die weitere Geschichte der Ausbildung und Modifikation des kirchlichen Gesanges von der Reformation bis auf die Gegenwart betrifft, so fällt dieselbe rein in das Gebiet der Hymnologie, und wird daher nicht mehr in unsern Gesichtskreis kommen. Die nach dem Reformationsjahrhundert mit der musikalischen Liturgie und dem Choralgesange vorgenommenen Veränderungen sind für die musikalische Kunst als solche nicht ohne Bedeutung gewesen und werden auch in der Folge von dieser Seite gewürdigt werden; aber für die Sache selbst, für den Kultus, sind sie gleichbedeutend mit Verfall und Verirrung.

3. Die Sickinger Fehde.

Wir haben den Reichsritter Franz von Sickingen schon bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Einem pfälzischen Adelsgeschlecht angehörend, hatte er durch sein militärisches Organisationstalent, womit er aus Waffenknechten, aus Ritterslenten, aus Wildfangen und losem Volk eine Heerschar zu bilden verstand und bald im Solde dieses oder jenes Potentaten, bald auf eigne Hand in den Krieg zog, ein fürstliches Ansehen gewonnen. Kaiser Maximilian und sein Enkel hatten ihm ihre Gunst zugewandt, der Pfalzgraf bei Rhein, sein Lehnsherr, sich öfters seiner Waffen und seines Namens bedient, selbst König Franz von Frankreich durch Jahrgelder seine Dienste zu erkaufen gesucht. Aber durch sein wildes Fehdeleben gegen die Reichsstädte, besonders Worms und Metz, gegen den Herzog von Lothringen und den Landgrafen von Hessen hatte er sich viele Feinde zugezogen und war mehrere Jahre unter der Reichsacht gestanden. Reich an Land und Burgen und im Besitz einer beträchtlichen Streitmacht von Landsknechten, die dem tapferen Haudegen gern dienten, mit Waffen und Geschütz aller Art versehen, trotzte er jedem Landfriedensgebot. *Franz v. Sickingen. 1481—1523.*

Die Reichsritterschaft, als deren kühnster und entschlossenster Repräsentant Sickingen gelten darf, konnte sich an die neue Ordnung, an eine friedliche Beschäftigung nicht gewöhnen. Im Götz von Berlichingen hat Goethe das wilde Treiben dieses Rittertums gezeichnet, welches die aufstrebende Fürstengewalt und die durch Handel und Verkehr zu Reichtum und Macht sich emporschwingenden Bürgerschaften der Städte haßte, jeder staatlichen und gerichtlichen Ordnung widerstrebte und trotz aller Landfriedenssatzungen stets zu Fehden und zur Selbsthilfe geneigt war, ihre Raubzüge und ihr Wegelagern oft mit einem Schein von Notwehr und gerechter Vergeltung rechtfertigend oder beschönigend. *Die Reichsritterschaft und ihre Ziele.*

So bieder und rechtschaffen, wie Goethe den Ritter mit der eisernen Hand nach dessen eigner Lebensgeschichte darstellt, war auch der Berlichingen nicht. Doch trieb er es nicht so arg, wie Hans Thomas von Abtsberg bei Gunzenhausen, welcher den Nürnberger Bürgern, die er gefangen nahm, die Rechte abhieb und ihnen in den Busen steckte; Götz gab den gefangenen Kaufleuten bloß Ohrfeigen und Tritte und nahm ihnen ihr Gut weg; und um sich „ein wenig zu rächen" brannte er nur drei Orte ab.

Sowenig kümmerte sich die Ritterschaft um die neue Reichsordnung, um das Kammergericht, um den öffentlichen Frieden, daß sie oft die kaiserlichen Räte, wenn sie zum Regiment oder zum Gerichtshof zogen, überfiel und gefangen hielt, daß zur Zeit des Nürnberger Reichstags die ganze Umgegend von bewaffneten Rittersmännern und raublustigen Gesellen durchstreift wurde, daß kein Kaufmannszug ohne starke Bedeckung sich nach einer andern Stadt zu begeben wagte. Es war ein Unglück für Deutschland, daß es für die Ritterschaft keine gesunde naturgemäße Stellung im Reich gab, aber es war ein großer Irrtum, wenn sie glaubte, durch blindes Ankämpfen gegen die neuen Dinge sich wieder empor helfen zu können, das konnte ihren Untergang nur beschleunigen; die neue Ordnung machte ihren Weg durch die Welt und was sich ihr widerstrebend entgegenwerfen wollte, wurde von ihr zermalmt. Denn nur in lebendigem und wahrem Einverständnis mit dem Fortgang der Weltentwickelung wird sich etwas Haltbares gründen lassen.

Es ist ein Zeichen der großen Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände und der Ungebundenheit der Geister, daß in dem Augenblick, da die Reichsregierung gegenüber dem Kaiser und Papst eine nationale Politik einschlug, für die Freiheit des Gewissens und für das deutsche Recht eintrat, gerade von dem Manne eine Störung der sich bildenden Staatsordnung ausging, der sich der neuen Lehre so eifrig zugewandt und die Ebernburg zu einer „Herberge der Gerechtigkeit" erhoben hatte, von Franz von Sickingen. Mancherlei mochte in den stillen Abenden auf der Burg an der Nahe zwischen Hutten, dem ritterlichen Volksschriftsteller und seinem Freunde, dem unternehmenden Feldhauptmann, besprochen und beraten worden sein: ein frischer Luftzug wehte durch die Welt; alle Gemüter waren in Gährung; man redete viel von den alten Hussitenkriegen, durch welche Böhmen unter Ziska sich eine freie nationale Stellung erstritten; in den Flugschriften der Zeit war die Hoffnung ausgesprochen, es möchte ein geschickter Führer sich an die Spitze des freiheitdürstenden Volks stellen. Ein kriegerischer Anstoß konnte in jenen Tagen der Aufregung eine Umgestaltung der öffentlichen Zustände herbeiführen, die noch im Werden und Bilden begriffen waren. Herstellung der Ordnung, d. h. der alten Freiheit im Reich mit dem Kaiser an der Spitze und den Rittern ihm zur Seite, Abstellung der kaufmännischen Monopole, Abschaffung des fremden Rechts und der fremden Sachwalter, Verminderung der Geistlichen und Mönche, Gesetze gegen fremde Sitte, Aufhören der Ausschleppung des deutschen Geldes durch die Fugger und andre Bankiers, durch den Ablaß und all die andern Kirchensteuern, mit denen Rom die Deutschen brandschatzte: das ungefähr waren die Hauptgrundzüge ihres Programms, nationale und sittliche, wirtschaftliche und kirchliche Elemente durcheinander. Die Fürstengewalt mit ihren Gerichten, Zöllen und Lehnseinrichtungen sollte niedergeworfen, eine freie selbstherrliche Reichsritterschaft als Hüterin der Gesetze und der Reichsgrenzen zwischen Kaiser und Unterthanen aufgestellt, die neue Kirche durchge-

führt und damit der weltlichen Herrschaft der Bischöfe ein Ende gemacht werden. Auf einer Versammlung der oberrheinischen Ritterschaft zu Landau wurde eine Verbrüderung geschlossen, die ihre Verzweigungen weit über die Pfalz bis nach Franken und Schwaben hatte, und Sickingen zum Oberhaupt erkoren. Jetzt schien für ihn der Moment gekommen, an der Spitze seiner Standesgenossen als Vorfechter der neuen Religionsmeinungen gegen die Fürstengewalt loszugehen. Frühjahr 1522.

Am 27. August kündigte Sickingen dem Erzbischof von Trier Richard von Greiffenklau Fehde an. Er hatte schon seit dem Augsburger Reichstag allerlei Streithändel mit dem geistlichen Herrn gehabt, der als eifriger Verfechter der altkirchlichen Ordnungen bekannt war. Eine unerhebliche Geldforderung diente zum Vorwand. Franz hatte zwei trierische Amtleute aus der Haft eines seiner ritterlichen Raufgesellen losgekauft und verlangte nun von dem Erzbischof das Lösegeld zurück, welches dieser verweigerte. Ein Manifest an die Trierer, worin er versprach, „sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und sie zu evangelischer Freiheit zu bringen", ließ die weitreichenden Pläne erraten. Auch in den bürgerlichen Kreisen des Erzstifts hatte die Reformation viele Anhänger; aus ihnen ist Kaspar Olevianus hervorgegangen, den wir später als einen der Begründer der reformierten Kirche der Pfalz werden kennen lernen. Auf diese setzte Sickingen seine Hoffnung, als er mit 5000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern nebst zahlreichem Geschütz über St. Wendel auf die kurfürstliche Hauptstadt loszog. Schon am 7. September stand er vor den Mauern von Trier. Aller Augen waren damals nach der Rhein- und Moselgegend gerichtet; es war der Anfang einer Bewegung, die, wenn sie gelang, unberechenbare Folgen haben mußte. Dem Regiment der geistlichen Fürsten sollte ein Ende bereitet werden; durch einen Handstreich gedachte sich Sickingen des trierischen Landes zu bemächtigen, die Reformation durchzuführen, sich selbst zum Herrscher aufzuschwingen; in seinem Lager sprach man davon, „er werde in kurzem Kurfürst sein, ja noch mehr als das". Von Mainz und Köln hatte er nichts zu fürchten; der bestimmbare, haltungslose Erzbischof Albrecht war ihm von jeher befreundet; Hermann von Wied in Köln war ein friedliebender Prälat, allen kriegerischen Bewegungen abgeneigt und nur mit religiösen Dingen beschäftigt. Von dem Pfälzer Kurfürsten, seinem alten Gönner, hoffte er, daß er sich wenigstens neutral halten würde. Von Wittenberg erwartete er geistige Unterstützung durch die Reformationspartei. Die Abmahnungen des Reichsregiments schlug er in den Wind, das Reichskammergericht verachtete er. Eine neue Ordnung der Dinge in Staat und Kirche, wie er und Hutten sie ausgedacht, sollte mit Waffengewalt ins Leben geführt werden. Sickingens Zug gegen Trier. 1522.

Wäre alles so rasch von statten gegangen, wie beide in ihrem kühnen Mut es sich vorgestellt, wer kann sagen, wohin bei der herrschenden Aufregung die Bewegung geführt hätte. Aber Sickingens Berechnung traf nicht ein, der Das Unternehmen schlägt fehl.

beabsichtigte Handstreich schlug fehl. Während er vergebens auf den Zuzug der ritterlichen Fähnlein wartete, traf Richard von Greiffenklau energische Verteidigungsanstalten. Mit eigner Hand trug er die Fackel voran, um das Kloster St. Maximin, auf dessen Vorräte der Gegner gezählt, in Brand zu stecken; die Lehnsritterschaft des ganzen Landes war aufgeboten worden, die Bürger standen bewaffnet auf dem Markt, die Mauern und Zinnen wurden von Söldnern verteidigt. So stieß der rheinische Feldhauptmann auf einen unerwarteten Widerstand, den er um so weniger zu überwältigen vermochte, als die Hilfsmannschaften, die er im Kölnischen, Klevischen, Braunschweigischen und andern Gegenden hatte anwerben lassen, von den Landesherren am Abzug oder Durchzug gehindert wurden. Denn wie verschieden auch die deutschen Fürsten gesinnt sein mochten, darin waren alle einig, daß man das turbulente Rittertum nicht Meister im Reich werden lassen dürfe. Und während seine Verbündeten und die geworbenen Söldner ausblieben, rüsteten der Pfalzgraf bei Rhein und Philipp von Hessen, Sickingens alter Gegner, Truppen aus, um dem bedrängten Kurfürsten zu Hilfe zu ziehen. Da wagte der Ritter nicht länger das Feld zu be-
14. Sept. 1522. haupten; er räumte das Gebiet von Trier und schloß sich mit seinen Freunden und Soldknechten in seine Burg Landstuhl ein. Damit waren die hochfliegenden Pläne zerronnen, die nur durch einen überraschenden Erfolg hätten durchgeführt werden können. Die beiden Kurfürsten und der Landgraf richteten zunächst ihre Angriffe wider Sickingens Verbündete: Hartmuth von Kronenberg wurde in
16. Okt. seiner Burg bei Frankfurt belagert; er selbst konnte entfliehen, aber seine Feste mußte sich ergeben und die Stadt blieb längere Zeit im Besitz Philipps. Auch Froeven von Hutten, ein Verwandter Ulrichs, wurde bekriegt, „weil er sich des Aufruhrs teilhaftig gemacht und erklärte Ächter bei sich aufgenommen", und seine Burg Saalmünster erobert. Ähnlich erging es andern Bundesgenossen. Der Kurfürst von Mainz mußte Sühngeld zahlen für seine zweideutige Haltung. Der Schwäbische Bund rückte gegen die fränkische Ritterschaft, die sich zwar nicht unmittelbar an dem Unternehmen beteiligt hatte, aber bei gutem Fortgang sich der Bewegung angeschlossen haben würde. Das Reichsregiment untersagte das Vorgehen; allein die Bündischen kümmerten sich ebensowenig um das Verbot, wie vorher die Rittersmänner.

Sickingens Ausgang. 1523. Nun reifte auch Sickingens Schicksal der Entscheidung entgegen. Während des Winters hatte er noch immer auf die Hilfe der lutherischen Parteigenossen gerechnet; aber der Reformator hatte von je her alle Vermischung religiöser und politischer Zwecke verworfen, von je her alle Gewalt und Waffenhilfe abgelehnt. Die Worte, womit Melanchthon in einem Brief an Camerarius der Schilderhebung gedenkt und an Cäsars Beispiel erinnert, können als Beweis gelten, wie besorgt man in den Wittenberger Kreisen auf das gewagte Unternehmen blickte. Es regte sich kein Arm zum Schutz des bedrängten Ritters, als die vereinigten
April 1523. Kriegshaufen der drei Fürsten wider Landstuhl rückten. Das alte Gemäuer der

schlecht gerüsteten Burg vermochte dem feindlichen Geschütz nicht lange zu widerstehen. Gleich die ersten Schüsse hatten eine zerstörende Wirkung; aber sie waren auch entscheidend für den Mann selber, welcher, hilflos und von der Reichsobrigkeit geächtet, sich mit gewohnter Tapferkeit verteidigte. Das Schicksal gewährte ihm einen rühmlichen Soldatentod. Eine Kugel aus einer feindlichen Feldschlange traf ihn in die Seite; schwer verwundet übergab er die Burg; vor den Augen der einrückenden Sieger verschied Sickingen im Burggewölbe zu Landstuhl, der bedeutendste und unternehmendste deutsche Ritter, der nach Art eines italienischen Condottiere den Krieg auf eigne Hand geführt. „Wie er in Zeit seines Lebens sein männlich, ehrlich und treuherzig Gemüt gehabt," heißt es in der Flörsheimer Chronik, „das hat er auch bis in die Stunde seines Todes behalten." 8. Mai 1523.

Sickingens Fall entschied die Niederlage des deutschen Reichsadels, den Sieg der Fürstenmacht. Seine Burgen wurden nach und nach alle erobert; die Besitzungen auf der rechten Rheinseite fielen dem Landgrafen von Hessen zu, die linksrheinischen dem Erzbischof und dem Pfalzgrafen. Am längsten behauptete sich die Ebernburg; aber auch sie sank nach einigen Wochen. Die Sieger teilten die wertvolle Beute, darunter 36 Stück Geschütz. Das größte, die „Nachtigall", von Meister Stephan in Frankfurt, ein Wunder der Gießkunst, erhielt der Landgraf. Ulrich von Hutten suchte ein Asyl und fand ein Grab in der Schweiz (IX, 907). Zu gleicher Zeit wurden die festen Burgen der fränkischen Ritter durch die Kriegsmannschaften des Schwäbischen Bundes unter dem Feldhauptmann Georg Truchseß gebrochen und dem Fehdeleben und Wegelagern auf längere Zeit ein Ende gemacht. Man zählte über zwanzig zerstörte Burgen im Frankenlande.

Die Sickinger Fehde und der Bauernkrieg.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Bewegung der Ritterschaft unter Sickingen und der Bauernkrieg, der zwei Jahre nachher dieselben Gegenden durchtobte, durch einen inneren Faden verbunden gewesen. Wenn auch beide Erhebungen einzelne gemeinsame Züge besaßen, wenn auch in beiden ein kirchenreformatorischer Zweck die edle, ideale Unterlage bildete, so gingen doch die übrigen Interessen beider Stände zu weit auseinander, als daß ein Einverständnis, ein gemeinsamer Plan vorausgesetzt werden dürfte. Ulrich von Hutten hätte vielleicht einem solchen revolutionären Bund beistimmen mögen, nimmermehr aber die gesamte Ritterschaft. War ja doch das wilde Gebahren des Waffenadels und seiner Kriegsknechte dem Bauer nicht minder zur Pein und Plage als dem Bürger; und wir werden bald erfahren, wie gerade der Stand der Ritter und Grundherren in erster Linie von den Kolbenschlägen der empörten Bauern getroffen ward. Wenn bei längerer Dauer der Sickinger Fehde die verwandten Seiten und Ziele, die bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch in beiden Bewegungen nicht zu verkennen sind, zum Bewußtsein und zur Vereinigung gekommen wären, dann erfuhr damals Deutschland eine Umgestaltung aller Lebens- und Staatsformen, wie Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. So aber ging jeder Stand seinen Weg für sich und fand jeder allein seinen Untergang, „die Ritterschaft wie ein Heer von Offizieren ohne Soldaten, die Bauern wie ein Heer von Gemeinen ohne Führer".

Die Sickinger Fehde in der Volkslitteratur.

Daß die Sickingische Unternehmung nicht viel Sympathie in der Nation hatte, geht aus der Volkslitteratur der Zeit hervor: In dem „Dialogus, so Franziskus von Sickingen vor des himels pforten mit sant Peter und dem ritter sant Jörgen gehalten zuvor und ehe dann er ingelassen ist worden" kann Sickingen weder den Apostel noch den Heiligen von der Gerechtigkeit seines Thuns und Treibens überzeugen. Jörg kann sich des Verdachts nicht erwehren, „Franz habe nur aus Eigennutz, aus Ruhmsucht gehandelt, viele arme Leute beschädigt, Witwen und Waisen gemacht, Straßenräuber erhalten und andre böse Stücke unter gutem Schein geübt, die der brüderlichen Liebe zuwider seien". Wenn er schließlich Einlaß erhält, damit er selig ruhe bis zur Auferstehung, so geschieht es, weil er sich bei seinem Abscheiden seine Sünde habe leid sein lassen und sein Vertrauen auf Gott gestellt. In einer andern Flugschrift: „Ein gesprech zwischen einem edlen, münch und curtisan" werfen sich Mönch, Edelmann und Kurtisan gegenseitig ihre Schandthaten vor, womit sie das deutsche Volk heimsuchten. Der Edelmann verspottet die Klosterleute wegen der Ordensregeln, welche sie äußerlich zur Schau trügen, während sie ein unsittliches, schandbares, faules Leben führten; der Mönch meint, die Ritterschaft sei ein Privilegium zu Büberei, Räuberei, Mord und aller Schande, er rügt ihre Treulosigkeit im Geleitswesen, ihre Härte gegen die Bauern, ihre Überfälle gegen Kaufleute, ihre Erpressungen durch Zölle und Steuern. Der Kurtisan gesteht selbst: „Wenn man mir und einem jeglichen pfaffen nach unsern verdiensten wölt geben, müst man uns an den höchsten galgen henken." Da sie aber alle drei von der Not der Zeit betroffen sind und bittern Mangel leiden, so vereinigen sie sich schließlich zu einem gemeinsamen Streich, um die von der Frankfurter Messe kommenden Kaufleute zu berauben. Die Lehre des Gesprächs ist, daß das deutsche Volk nicht minder von der Ritterschaft als von dem Klerus, besonders von den Bettelmönchen, betrogen und gepeinigt wird und beide ihren privilegierten Stand nur als Maske zu Laster, Heuchelei und Bosheit mißbrauchen. Noch schärfer wird das schädliche Treiben der Stegreifritter in einem Dialog vom Jahr 1524 gezeichnet: „Ein gesprech eines fuchs und wolfs, so die andern füchs und wölf auf dem Staigerwald zusammengeschickt sich zu unterreden, wo und wie die beide partei den winter sich halten und neren soll." Wolf und Fuchs, die echten Repräsentanten des Raubadels, klagen über die schlechten Zeiten, die seit dem Bündnis des Adels zu Landau und Sickingens mißlungenem Handstreich über die ganze Ritterschaft hereingebrochen seien. Ein frommer Waldbruder, erzählt der Wolf, hätte ihm gesagt, sie hätten es also um Gott verdient, daß er ihnen solchen Jammer zugeschickt, und aus einem alten Buch, das er die heilige Geschrift und sittliche Lehr genannt, es bewiesen; er habe sich aber nie darum bekümmert und allzeit gedacht: „Schaff her, schaff her!" Sie seien von ihren Vätern her gewohnt gewesen, alles, was auf dem Felde sichtbar sei, als einen Raub wie ein Lehen des Kaisers anzusehen. Solange sie mit Löwen und Adlern, Falken und Habichten zusammen freie Feldjagd gemacht, habe es ihnen nichts geschadet; seit sie aber „über das Böglein" gehauen und diese selbst angefallen, habe sich alles gegen sie gewendet; ihre Brüder in Franken hätten sie im Stich gelassen. Endlich schlägt der Fuchs vor, um aus dieser Not und Verlegenheit zu kommen, sollten sie sich in alle Länder und an alle Straßen verteilen, zu drei und zwei reiten, durch Büsche und Hecken streifen und fleißig darauf achten, wie man die Unterthanen der Fürsten und die Bauern verführe.

4. Der Regensburger Konvent und seine Folgen.

Beginnende Reaktion.

Der unglückliche Ausgang der Sickinger Unternehmung war für die politische und kirchliche Entwickelung Deutschlands von schlimmer Wirkung: er rief eine Reaktion hervor, welche die nationale Lebenserneuerung mit allen Kräften zu hemmen suchte. Mochten immerhin die Wittenberger der Bewegung fern geblie-

ben sein, mochte immerhin Luther offen seine Mißbilligung ausgesprochen haben: die kirchliche Neuerung wurde als der Herd und Mutterschoß aller Umsturzversuche dargestellt. Zunächst gab sich diese rückschreitende Richtung gegen das Reichsregiment kund. Die Städte trugen von Anfang an demselben keinen guten Willen: die Zölle, die Beschränkung der Monopole, die Forderung, daß die Stände für die Reichskosten mehr in Anspruch genommen werden sollten, hatten Widerspruch gefunden; sogar so kühne Neuerungen wie Beschränkung des Wuchers mit Großkapital und Einführung eines Systems indirekter Besteuerung befanden sich unter den Projekten des Reichsregiments. Jetzt warf man ihm vor, es habe den Landfrieden nicht zu handhaben vermocht, es habe Sympathien für die Ritterschaft gezeigt; die drei Fürsten, welche die Sickingische Erhebung niedergeschlagen, der Schwäbische Bund, welcher den fehdelustigen Adel zur Ruhe gebracht, erhoben gleichfalls ihre Stimme wider die Reichsregierung und das Kammergericht, das sich schwach und parteiisch gegen die Übelthäter zeige und jeder Auflehnung gegen die Ordnung Vorschub leiste. Auch der Bischof von Würzburg und andre der Reformation feindlich gesinnte Kirchenfürsten erklärten sich gegen die Nürnberger Beschlüsse und traten den Neuerungen in ihren Territorien mit Strenge entgegen. Wir wissen, daß die Genossen der Ebernburg, Öcolampadius, Bucer, Schwebel, Otto Brunfels, sich nur durch schleunige Flucht vor Verfolgung zu schützen vermochten; in Tirol, in Österreich, in Bayern, im Erzstift Mainz wurden die evangelischen Prediger vertrieben. Die Städte schickten eine eigne Deputation an den Kaiser nach Spanien und bewirkten durch Klagen und Verdächtigungen, denen sie mit Geschenken und Versprechungen Nachdruck zu geben wußten, daß Karl einen Gesandten nach Deutschland abordnete, welcher dem Vorgehen des Reichsregiments Einhalt thun und eine neue Zusammensetzung herbeiführen sollte. Die Sympathien mehrerer Reichsstädte für Luther stellten die Gesandten in Abrede; um des äußern Vorteils willen verleugneten sie die wahre Gesinnung. So kam es, als auch Erzherzog Ferdinand für die Opposition gewonnen, daß das Reichsregiment mit neuen Febr. 1524.
Leuten besetzt und auch das Kammergericht durch frische Elemente „gereinigt" ward. Mißmutig verließ Friedrich von Sachsen Nürnberg. Er hat nie wieder einen Reichstag besucht.

Zu diesem Resultate hat die Anwesenheit des Legaten Lorenzo Campeggi Das neue Pontifikat.
in Nürnberg unstreitig das meiste beigetragen. Jener Papst Hadrian VI., der die kirchliche Reform, wie er sie anstrebte, zunächst an dem päpstlichen Hof, in seinem eignen Haushalt, in der Abstellung verschiedener Mißbräuche bei den Priesterämtern begonnen, der das strenge, einfache Leben eines Dominikanermönchs auch im Vatikan fortgesetzt und von seiner Umgebung die gleiche Entsagung und Selbstverleugnung verlangt hatte, war nach kurzer Regierung aus der Welt geschieden, zur Freude der Römer, welche den Glanz eines päpstlichen 14. Sept. 1523.
Hofes nicht entbehren wollten. Ein Prälat von ganz verschiedener Natur und

Gewohnheit wurde sein Nachfolger, jener Giulio de' Medici aus Florenz, den wir schon bei seinem Verwandten Leo X. als klugen Ratgeber kennen gelernt. Er nannte sich Clemens VII. und die Gelehrten und Künstler hatten bald Ursache, den Wechsel freudig zu begrüßen. Denn der neue Papst trat ganz in die Traditionen seines Hauses ein: fürstlicher Glanz, gehoben durch die Gaben der Musen, Erhöhung der Macht der Medici, Einfluß des Pontifikats auf die Staatsangelegenheiten Europas, insbesondere Italiens, auf den Gang der Politik und Diplomatie der Höfe waren neben der Vergrößerung und Sicherstellung des Kirchenstaats die wichtigsten Anliegen des neuen Oberhauptes.

Der Legat Campeggi u. die deutsche Reichsvertretung.

Da war nun sein Legat Campeggi sehr erstaunt, daß er in den deutschen Städten in einer Weise empfangen ward, die so sehr mit den Überlieferungen in Widerspruch stand. Nirgends gewahrte er die ehrfurchtsvolle Haltung, die anderwärts einem so hohen kirchlichen Würdenträger entgegenkam: man ließ seine Segenspendung unbeachtet; vor seinen Augen wurde das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht; viele Gebräuche und Zeremonien unterblieben. Selbst die Schwester des Erzherzogs und des Kaisers, Isabella von Dänemark, beteiligte sich an der neuen Form. Bei solchen Wahrnehmungen mußte der Legat behutsam vorgehen und er besaß Gewandtheit genug, die Verhältnisse in einen möglichst günstigen Gang zu setzen. Ferdinand, im Herzen den religiösen Neuerungen so wenig zugethan als sein kaiserlicher Bruder, wurde durch ihn von der freisinnigen Bahn, auf der er zu wandeln begonnen, abgebracht und auch bei dem neuen Reichsregiment fand der Kardinal mehr Sympathie, als sein Vorgänger im vorhergehenden Jahr. Dagegen war der neue Nürnberger Reichstag keineswegs so entgegenkommend, als der Legat erwartet haben mochte. Als er des Wormser Edikts gedachte, mußte er die Bemerkung hören, an dessen Ausführung sei nicht zu denken, im ganzen Reich würde Aufruhr entstehen, vielmehr meinte man, es sei an der Zeit, die hundert Beschwerdepunkte, die man nach Rom gesandt, in Erledigung zu bringen. Alles was er erlangen konnte, war die unbestimmte Versicherung, daß man das Edikt ausführen wolle, „soviel als möglich", eine Modifikation von so weitem Umfang, daß doch einem jeden überlassen blieb, was er thun wolle. Zugleich wurde die Forderung erneuert, daß der Papst mit kaiserlicher Bewilligung ein Konzil in deutscher Nation ausschreiben möge; bis zu dessen Einberufung sollte das Evangelium und Gottes Wort verkündet werden, wie im vorigen Jahr beschlossen worden. Da man sich aber darüber nicht täuschen konnte, wie unsicher das Zustandekommen eines Konzils sei, sollte schon im November zu Speier ein neuer Reichstag stattfinden, welcher bis zur endgültigen Regelung sowohl über die religiösen Dinge, als über die Beschwerden Entscheidung treffen möge und zwar mit Beiziehung von Räten und Gelehrten, welche mittlerweile die Streitpunkte prüfen sollten. Es war ein Versuch, die kirchlichen Fragen zum Frommen der deutschen Nation durch die legitime Gewalt der Fürsten und Stände zu lösen, die in der Kirche bestehenden Mißstände, die sogar

Papst Hadrian anerkannt und die Anhänger der römischen Autorität in Deutschland nicht geleugnet hatten, zu entfernen und zugleich die Glaubenslehren im Geiste der Zeit und an der Hand der Heil. Schrift zu reformieren und zu vereinfachen. Die große Zahl von Gutachten, die zu dem Zweck allenthalben ausgearbeitet und der Öffentlichkeit übergeben wurden, zeugt von dem Ernst, womit man in ganz Deutschland die Sache behandelte und welche Bedeutung man der Entschließung beilegte. Selbst Luther, welcher mit dem Reichstagsabschied wenig zufrieden war, versöhnte sich mit dem Gedanken einer Entscheidung durch Reichstag und Konzil.

Allein in Rom war man andrer Meinung: eine nationale Kirchenreform in der beabsichtigten Weise, auch wenn durch die Mitwirkung der legitimen Vertreter des Reichs und der Kirche mehr Mäßigung beobachtet, vielleicht auch der päpstliche Primat aufrecht erhalten worden wäre, hätte die Herrschaft des Pontifikats, die Allmacht der Kurie schwächen müssen; das Vorhaben zu hintertreiben, die Vereinigung der deutschen Stände zu einem gemeinsamen Vorgehen in den religiösen und kirchlichen Dingen zu vereiteln, war daher das Hauptanliegen des mediceischen Papstes: mit diplomatischen Künsten und kluger Politik hoffte er die reformatorische Bewegung, für die er womöglich noch weniger Verständnis als Leo X. besaß, zu bemeistern. Zu dem Zweck suchte er einige Fürsten auf seine Seite zu ziehen, auf daß sie ihren einer nationalen Kirchenverbesserung zustrebenden Mitständen Widerstand leisteten; und wenn auch der Zweck nicht vollständig erreicht ward, so gelang ihm doch der große Wurf, eine Spaltung in der deutschen Nation zu erzeugen und dadurch das reformatorische Werk zu schwächen und zu lähmen. Auch bei diesem Plan war Johannes Eck thätig. Er hatte sich abermals nach Rom begeben und auf seinen Rat wurde dort beschlossen, die Herzöge von Bayern durch gewisse Zugeständnisse an den päpstlichen Stuhl zu knüpfen. Wir haben gesehen, daß auch an der Isar und an der Donau die reformatorischen Ansichten Verbreiter und Verkündiger gefunden, daß selbst in Ingolstadt Spuren evangelischer Lehrmeinungen zu Tage getreten, nicht wenige Klöster von ketzerischen Doktrinen erfüllt waren. Dies schrieb man der Nachsicht, vielleicht auch der Hinneigung des Episkopats für die Neuerung zu. Durch Ausdehnung der landesherrlichen Befugnisse auf das kirchenrechtliche Gebiet und durch Zuwendung eines Anteils an den geistlichen Einkünften wurden die bayrischen Herzöge mit festen Banden an den päpstlichen Stuhl geknüpft, auch der Universität Ingolstadt wurden größere Rechte eingeräumt. Dieselben Hebel setzte man bei dem Fürstbischof von Salzburg und bei dem Erzherzog von Österreich ein. Schon hatte man sich hier über ein gemeinsames Vorgehen „wider die lutherische Sekte" verständigt, als der Legat Campeggi die süddeutschen Fürsten und Bischöfe zu einer Versammlung nach Regensburg beschied, wo im Gegensatz zu dem beabsichtigten Speierer Reichstag über die kirchlichen Dinge im Sinne der päpstlichen Auffassung und der hierarchischen Autorität Beschluß gefaßt und

Römische Politik.

Ende Juni 1524.

Der Konvent von Regensburg. ein gemeinsames Verfahren festgestellt werden sollte. Nach sechzehntägigen Konferenzen auf dem Rathaus unter dem Vorsitz des Legaten wurde auf diesem „Konvent von Regensburg" eine Übereinkunft geschlossen, kraft deren einige kirchliche Mißbräuche abgestellt, der landesherrlichen Gewalt über die Kirche verschiedene Zugeständnisse eingeräumt, dafür aber die lutherischen Lehrmeinungen fern gehalten werden sollten. Nachdem die süddeutschen Bischöfe, welche teils persönlich zugegen, teils durch Bevollmächtigte vertreten waren, sich herbeigelassen hatten, die bayrischen den fünften, die österreichischen den vierten Pfennig ihrer Einkünfte an die weltliche Herrschaft zu zahlen, wurde festgestellt, daß der Gottesdienst nach der Väter Weise unverändert aufrecht erhalten, die lutherischen Schriften verbrannt, für die Glaubenslehre und Predigt neben der Heil. Schrift die vier großen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Gregor von Nazianz und Augustin als Norm und Richtschnur angewendet werden sollten. Damit es aber nicht den Schein haben möchte, als sei man in Rom ganz taub gegen die so oft erhobenen Beschwerden der deutschen Nation, so machte man einige Zugeständnisse. So sollten die Besetzungen der geistlichen Stellen mehr nach persönlicher Würdigkeit erfolgen, ein Teil der kirchlichen Erpressungen wegfallen, der Ablaßhandel aufhören, die Verhältnisse der Geistlichen zu den Gemeinden besser geordnet werden u. s. w.

Mit Recht hebt Ranke hervor, daß der Konvent von Regensburg, bei dem auch Eck und Faber von Konstanz zugegen waren, als der erste Rückschlag der deutschen Reformationsbewegung auf die katholische Kirche gelten kann. Man gab in einigen unwesentlichen Punkten nach, um das System im ganzen, in seinem Kern zu erhalten, eine Politik, die später auf dem Tridentiner Konzil ihren Abschluß fand. „Allein kein Mensch dürfte diese Versuche doch in Tiefe der religiösen Anschauung oder weltumfassender, in den Lauf der Jahrhunderte eingreifender Genialität, in Kraft und Innerlichkeit des Antriebs mit den Bewegungen vergleichen, denen Luther den Namen gab, die um ihn her ihren Mittelpunkt hatten. Man eignete sich nur die Analogien der letzteren an: damit dachte man sich ihnen gegenüber zu halten. Es ist alles ungefähr wie Doktor Eck auf Campeggis Veranlassung dem Buche loci communes von Melanchthon ein ähnliches Handbuch (Enchiridion contra haereticos), wie Emser Luthern eine Bibelübersetzung entgegenstellte. Die Arbeiten der Wittenberger Lehrer waren in dem naturgemäßen Laufe ihrer inneren Entwickelung, aus dem Bedürfnis ihres auf eigner Bahn vorwärts schreitenden Geistes hervorgegangen, voll ursprünglicher, die Gemüter hinreißender Kraft: diese katholischen Werke verdankten ihre Entstehung äußeren Veranlassungen, Berechnungen einer nach allen Mitteln des Widerstandes greifenden gefährdeten Existenz. Eben damit riß man sich von der großen freien Entwickelung los, in der die deutsche Nation begriffen war."

Stimmung im Reich. Durch den Regensburger Konvent gelang es der Kurie vermittelst der partikularistischen Interessen einiger Fürsten eine Spaltung in der deutschen Nation zu erzeugen, den Speierer Reichstag, der möglicherweise auf dem Wege der Opposition fortschreiten konnte, im voraus zu lähmen. Es fiel dem päpstlichen Stuhl nicht schwer, auch den Kaiser, der während des italienischen Kriegs den

Kirchenfürsten in guter Stimmung halten wollte, in diese Richtung zu treiben. Ein scharfes Mandat tadelte das Vorgehen der Stände, untersagte den angeordneten Reichstag und bestand auf der Ausführung des Wormser Edikts gegen Luther, der mit Mohammed verglichen ward. Auch in andern Dingen zeigte Karl seine ungünstige Gesinnung gegen Deutschland. Seine Schwester Katharina, die er einst dem kurfürstlichen Thronerben von Sachsen zugesagt, vermählte er mit dem König Johann III. von Portugal und beleidigte dadurch den sächsischen Hof auf das empfindlichste. Eine tiefe Verstimmung ging durch die deutschen Lande; man fand, daß die Wahlkapitulation nicht gehalten werde; das neue Reichsregiment, das in Eßlingen zusammentrat, war nur der „Schatten einer Regierung“. Die Kurie aber erblickte in dem Regensburger Konvent den Abschluß der Bewegung, die mit dem Ablaßstreit begonnen; im sichern Gefühl ihres Siegs ordnete sie für das nächste Jahr ein neues Jubelfest an. Wir werden sehen, welche Antwort die reformatorischen Prediger der Anordnung entgegensetzten. Denn trotz dieser Gegenströmung hielt das deutsche Volk den Glauben an den endlichen Sieg der Reformation aufrecht. Gerade damals erschien das Volksgedicht: „Triumphus veritatis oder Sieg der Wahrheit“, worin mit Beziehung auf den Regensburger Konvent der Gedanke ausgesprochen ist, daß ohne einen vollständigen Bruch mit Rom jede vermeintliche Verbesserung nur eine Verdeckung alter Schäden bedeute.

27. Juli 1524.

Bald zeigten sich die Wirkungen des Regensburger Konvents in der grausamen Verfolgung der lutherisch Gesinnten. In den österreichischen Landen, im Salzburgischen, in Bayern wetteiferten die Gerichtshöfe in entehrenden und schmerzlichen Strafen. Die Prediger wurden vertrieben oder eingekerkert; wer reformatorische Ansichten kund gab, wurde zum Widerruf verurteilt oder hingerichtet; der Erzbischof von Salzburg ließ einige Bauernsöhne, die einem Priester der neuen Richtung zur Flucht verholfen, auf einer Wiese vor der Stadt enthaupten; in Wien starb ein Bürgersmann, Kaspar Tauber, auf dem Schafott mit dem standhaften Mut eines Märtyrers. Es kam vor, daß man einem lutherischen Prediger die Zunge an den Pranger nagelte. Die Regierungen von Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim setzten einen Ausschuß zu Engen nieder, der die religiöse Neuerung in ihren Gebieten unterdrücken sollte. Manche Orte, wie Waldshut, Kenzingen, wurden mit bewaffneten Mannschaften bedroht, wenn sie die lutherischen Predigten nicht beseitigen würden. Auch in andern Gegenden trat eine reaktionäre Strömung zu Tage. Zu Meldorf in Dithmarschen zerrte ein von Dominikanern und Minoriten aufgereizter Volkshaufen jenen Heinrich von Zütphen, den die evangelisch Gesinnten von Bremen in ihre Stadt gerufen hatten, aus seinem Hause nach dem Richtplatz und ermordete ihn auf die martervollste Weise, „weil er gegen die Mutter Gottes gepredigt“.

Ketzerverfolgungen.

Der Zelotismus der Romanisten trieb die reformatorische Partei an, nun auch ihrerseits auf Sicherung ihrer Gewissensfreiheit bedacht zu sein. Alles was

Haltung der reformatorisch Gesinnten.

man seit Luthers Auftreten in Deutschland auf religiösem Gebiet errungen hatte, war gefährdet, wenn nicht die Anhänger der neuen Lehre sich zur Gegenwehr rüsteten. Zunächst einigten sich die rheinischen und süddeutschen Städte auf einem Städtetag in Ulm dahin, daß bei ihnen nichts als das Evangelium, die prophetische und apostolische Schrift gepredigt werden sollte. Bald trat auch ein Teil des rheinischen Adels bei; und bei mehreren Fürsten war es kaum mehr zweifelhaft, daß sie dahin neigten, wohin der nationale Zug, das Streben des deutschen Volks ging. So traf der Markgraf Kasimir von Brandenburg, der mit seinem Bruder Georg gemeinschaftlich die fränkischen Territorien des Hauses beherrschte, eine Übereinkunft mit seinen Ständen, „daß daselbst nur das heil. Evangelium und Gotteswort Alten und Neuen Testaments nach rechtem wahren Verstand lauter und rein gepredigt werden sollte". Ihr Bruder, der Hochmeister des Deutschen Ordens, empfing, als er auf seiner Heimreise vom Nürnberger Reichstag durch Wittenberg kam, von Luther den Rat, „die Ordensregel zu verlassen, sich zu vermählen und Preußen in ein erbliches Fürstentum zu verwandeln". Wir wissen, daß er ihn zu Herzen nahm und bald zur Ausführung brachte. Auch Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Neffe Friedrichs von Sachsen, der die Universität in Wittenberg besucht hatte, wandte sich der neuen Lehre zu und ließ in Celle dem Evangelium freien Lauf und in Schleswig-Holstein erging von dem Herzog und Dänenkönig Friedrich eine Verordnung, „daß niemand um der Religion willen verfolgt werden solle, und jeder sich verhalten möge, wie er es gegen Gott den Allmächtigen verantworten könne". Den bedeutendsten Schirmherrn aber gewann die neue Lehre um diese Zeit in Landgraf Philipp von Hessen, demselben jungen Fürsten, der noch kurz zuvor in der Sickinger Fehde so entschlossen den Umsturzversuchen, welche doch die Durchführung der Reformation auf ihre Fahne geschrieben, entgegengetreten war. Er hatte sich schon seit einiger Zeit ernstlich mit religiösen Dingen beschäftigt; jetzt wurde er von Melanchthon, den er von jeher hochgeschätzt, zuerst in einer persönlichen Unterredung, dann durch eine Schrift, worin die Grundzüge der neuen Lehre klar und überzeugend dargelegt waren, für die Reformation gewonnen, deren standhafter Vorfechter er sein lebenlang geblieben ist. Ein fester Charakter voll Mut und Überzeugungstreue, dabei kriegserfahren und staatsklug hat Philipp der Großmütige die neue Lehre, die er durch fleißiges Lesen in der Heil. Schrift immer mehr in sich ausbildete, mit der ganzen Energie einer von Gottesfurcht erfüllten Seele bekannt und gefördert.

Landgraf Philipp von Hessen. 1504–1567.

Als Anna von Mecklenburg am 13. Nov. 1504 im Schloß zu Marburg ihrem Gemahl, dem Landgrafen Wilhelm, den ersten Sohn gebar, der in der Taufe den Namen Philipp erhielt und in der Folge der „Großmütige" genannt ward, weissagten die Sterndeuter aus der Stellung der Gestirne dem Neugebornen ungewöhnliche Schicksale und große Eigenschaften. Im sechsten Jahr verlor er seinen Vater; während der Streitigkeiten seiner Mutter mit der hessischen Ritterschaft über die vormundschaftliche

Regierung, die wir oben berührt haben, wurde seine Erziehung vernachlässigt; dennoch zeigte er frühe einen starken, wißbegierigen Geist und ein für die Freuden und Leiden seines Volks empfängliches und teilnehmendes Gemüt; und in seinem kleinen Körper wohnte Kraft und Gewandtheit. Wir wissen, daß er durch kaiserlichen Spruch schon mit vierzehn Jahren für mündig und regierungsfähig erklärt ward. Es war eine der 1518.
letzten Handlungen Maximilians. Als er auf dem Sterbebette lag, überfiel Franz von Sickingen in Verbindung mit seinem Schwager Götz von Berlichingen und vielen rheinischen und hessischen Rittern das Land des jungen Fürsten um geringfügiger Klagen und Forderungen willen und erpreßte durch den Vertrag von Darmstadt hohe Geldsummen. Auf die Bemerkung eines Beamten, daß Philipp diesen unverantwortlichen Überfall seines Landes rächen werde, antwortete Sickingen: „einen Knaben versöhnt man mit einem Apfel". Philipp vergaß diese Rede niemals. Als er auf der Feste Landstuhl am Lager des verwundeten Reichsritters stand, fragte er den Sterbenden: warum hast du in meinen unmündigen Jahren mein Land überzogen? Dieser aber erwiderte: ich habe jetzt einem größern Herrn Rede zu stehen. Noch in demselben Jahr 1523 vermählte sich Philipp mit Christina, der Tochter Herzog Georgs von Sachsen, die von ihrem Vater die Strenge und Festigkeit des Gemüts, aber nicht den Haß gegen das Luthertum geerbt hatte. Und für dieses wurde nun auch der Landgraf gewonnen. Bald nach dem Regensburger Konvent wurde ein Armbrustschießen in Heidelberg abgehalten, bei dem sich mehrere oberländische Fürsten und Ritter, unter ihnen auch Philipp von Hessen, einfanden. Man besprach sich daselbst über die Lage des Deutschen Reichs und über die religiösen Dinge und faßte Beschlüsse, wie das Volk in guter Zucht und im Gehorsam gegen Gott und die Obrigkeit zu erhalten sei; man nahm sich vor, die Lehre Christi „rein und lauter" lehren zu lassen. Auf der Reise dahin begegnete der Landgraf dem Melanchthon, welcher in der Pfalz gewesen und Freunde besucht hatte. Philipp ließ den Gelehrten eine Strecke Wegs neben sich herreiten und richtete einige Fragen über Religion an ihn, die dieser kurz beantwortete. Beim Abschied ersuchte Philipp seinen Begleiter um ein Gutachten über die großen Anliegen der Zeit. Bald nachher sandte ihm Melanchthon einen „kurzen Begriff der erneuten christlichen Lehre", würdig des Mannes, der von sich rühmen konnte, er habe die Theologie nie zu einem andern Zweck studiert, als um besser zu werden. Hierin zeigte er ihm das Wesentliche der lutherischen Lehre, die Mißbräuche des Papismus, empfahl ihm die Sache des Glaubens und riet ihm, das Evangelium nicht zu hindern, nicht gewaltsam noch mit plötzlicher Abschaffung aller kirchlichen Zeremonien zu verfahren, dem Ungestüm des Volks zu wehren. Die Schrift machte großen Eindruck auf den jungen Fürsten. Würdig wies er die Vorstellungen des päpstlich gesinnten Ferber aus Herborn, Guardian der Franziskaner zu Marburg, und seiner Mutter zurück, ließ ein Gebot ausgehen, das Evangelium rein und lauter zu lehren, und schrieb im März des folgenden Jahres an Johann Friedrich von Sachsen, „er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen".

VI. Der Bauernkrieg.

Litteratur. Der deutsche Bauernkrieg hat das Interesse der Geschichtschreiber und Geschichtsforscher in neuerer Zeit in hohem Grade angeregt, so daß viele Bearbeitungen und Sammlungen von Aktenstücken und Beiträgen in die Öffentlichkeit gelangt sind. Zu den zeitgenössischen Aufzeichnungen von Pet. Harer („Eigentliche wahrhaftige Beschreibung des

Bawrenkriegs", Frankfurt 1625) und Georg Schwartzerdt („Nachricht von dem Bauernaufruhr von Anno 1514—1526", herausg. im Neuburger Kollektaneenblatt, 1879) — jener war der Schwager, dieser der Bruder Melanchthons — zu Lorenz Fries, „Geschichte des Bauernkriegs", in Auszügen gedruckt, und den älteren Werken von G. Th. Strobel, Leben, Schriften und Lehren Thomä Münzers, des Urhebers des Bauernaufruhrs in Thüringen. Nürnberg und Altdorf 1795, von Sartorius, Geschichte des Bauernkriegs. Göttingen 1795, von W. Wachsmuth, Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation. Leipzig 1834, von Öchsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs. Heilbronn 1830 und 1844, kamen in den letzten Jahrzehnten: W. Zimmermann, Allgemeine Geschichte des großen Bauernkriegs, neue, umgearbeitete Aufl. Stuttgart 1856, 2 Bde.; H. W. Bensen, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken. Erlangen 1840; Dieterich, Der Bauernkrieg im Jahr 1525. Ulm 1844; H. Schreiber, Der deutsche Bauernkrieg, mit Urkunden. Freiburg 1863—1866, 3 Bdchn.; Alf. Stern, Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andre Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Leipzig 1868; Fr. L. Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben, 1876. Akten zur Geschichte des Bauernkriegs, 1877; J. Edm. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526. Freiburg i. Br. 1851; C. Hegel, Zur Geschichte und Beurteilung des deutschen Bauernkriegs (Allg. Monatsschr. für Wissensch. und Litt., 1852); K. Hartfelder, Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland. Stuttgart 1884; W. Vogt, Die bayrische Politik im Bauernkrieg und der Kanzler Dr. Leonhard von Eck, das Haupt des Schwäbischen Bundes. Nördl. 1883 u. a. W.

1. Karlstadt und Münzer.

Lähmung aller Autorität.

Durch den Regensburger Sonderbund wurden die nationalen Bestrebungen, die mit einer Kirchenreform auf Grund der Heil. Schrift zugleich freiere staatsrechtliche Ordnungen zu erzielen suchten, in ihrem naturgemäßen Fortgang gehemmt. Das Reichsregiment, durch das Ausscheiden mehrerer geistlichen und weltlichen Fürsten in der gemeinschaftlichen Arbeit gelähmt, durch das kaiserliche Mandat in Macht und Autorität gebrochen, konnte die Regierungsgewalt nicht mit Nachdruck handhaben, die aufgeregten Geister nicht unter Gesetz und Obrigkeit beugen. Und auch die Autorität der Wittenberger Reformatoren wurde durch den papistisch-partikularistischen Bund geschwächt. Hatte Luther gegen Karlstadt und die Zwickauer aus Rücksicht für den Frieden und aus Schonung für die Schwachen dem Herkommen in den gottesdienstlichen Formen mehr Rechnung getragen, als mit seiner innersten Überzeugung sich vereinigen ließ, und die Verbesserung der Kirche und des Lebens allein durch das Wort, durch Schrift und Belehrung auszuführen gesucht, so hatte diese Mäßigung doch die Papisten nicht abgehalten, ihn als Ketzer zu brandmarken und seine Anhänger zu verfolgen.

Karlstadt in Orlamünde.

Dadurch bekam die radikale Partei frische Kräfte. Karlstadt regte sich aufs neue. Er hatte sich auf den Wunsch der Gemeinde Orlamünde in den Besitz der Pfarrstelle gesetzt, die er früher als Archidiakon der Stiftskirche von Wittenberg verwaltet und durch einen Stellvertreter hatte versehen lassen. Die Regierung legte ihm keine Hindernisse in den Weg, obschon er das Amt nicht ganz in der gesetzlichen Weise antrat. Nun schlug der unruhige Mann dieselbe stürmische Bahn

ein, die wir schon früher in Wittenberg kennen gelernt. Die Bilder und Altäre wurden aus der Kirche entfernt, die Beichte, die Elevation der Hostie, die lateinische Sprache im Gottesdienst abgeschafft. In einer Flugschrift: „Ob man gemach fahren und das Ärgernis der Schwachen verschonen soll in Sachen so Gottes Willen angehen“ rechtfertigte er sich, daß er nicht warte, „bis unsre Nachbarn, die Schlemmer in Wittenberg, nachfolgen“. Wie Thomas Münzer im nahen Allstedt erklärte er sich gegen die Kindertaufe: „das Wasserbad sei nur ein äußerliches Ding; wer die Taufe recht nehmen wolle, müsse Buße thun, das alte Leben verlassen und ein neues beginnen“. Aus Vernunft- und Schriftgründen bewies er, daß im Abendmahl der Leib Christi nicht gegenwärtig sei, daß Christus bei der Einsetzung nur auf seinen eignen lebendigen Leib hingewiesen habe, die Handlung sei nur zum Gedächtnis des Todes Jesu eingesetzt und der begehe sie würdig, der mit gläubigem Gemüt, „mit hitziger Andacht“ sich in diesen Tod versenke und seinem alten Wesen absterbe. Ein Mann, in dem Gelehrsamkeit, Verstand und phantastisches Wesen in trüber Mischung verbunden waren, geriet Karlstadt auf eine Menge exzentrischer Folgerungen. Seine Bilderstürmerei begründete er auf das Alte Testament und geriet darüber immer mehr in Abhängigkeit von dem judäischen Gesetz. Er gestattete einem Bürger in Orlamünde zwei Frauen zu nehmen, wie Abraham. Bald wird man auch die Beschneidung einführen, meinte Luther.

Diese unklare Vermischung des nationalen und religiösen Elements in den alttestamentlichen Schriften trat auch bei Johann Strauß in Eisenach hervor, der im Gegensatz zu dem ausgeschriebenen römischen Jubiläum die Rückführung des mosaischen Jubeljahres empfahl, „in welchem jeder wieder zugelassen werden soll zu seinen verkauften Erbgütern“, und die Sitte verdammte, Zinsen von Darlehen zu nehmen. Ähnliche Ansichten wurden auch in Württemberg und anderwärts geäußert. „O lieber Mensch,“ predigte Doktor Mantel an St. Leonhard in Stuttgart, „o armer frommer Mann, wann die Jubeljahre kommen, das wären die rechten Jahr.“ Um auch äußerlich jeden Unterschied zwischen Geistlichen und Weltlichen zu verwischen, legte Karlstadt die Priesterkleidung ab und trug grauen Rock und Filzhut; jede Gemeinde, lehrte er, sollte das Recht haben, ihren Pfarrer und Seelsorger frei zu wählen, ohne sich um die Regierung zu kümmern. Manche dieser Ansichten sind in der Folge zur Geltung gelangt; aber in jenen Tagen der Gährung, da die Gegensätze so hart aufeinander stießen, mußten sie den Wittenbergern als gefährliche Neuerung erscheinen. Dabei entfaltete Karlstadt eine litterarische Produktivität, die in Erstaunen setzt. Um nicht durch die Zensur gehindert zu werden, errichtete er eine eigne Druckerei in Jena. „Achtzehn Schriften stehen von ihm in Aussicht,“ hieß es.

Da glaubte Luther nicht länger zusehen zu dürfen. Er reiste ins Thüringische, um den erhitzten Volksgeist zu dämpfen, wie einst in Wittenberg. In Jena hielt er eine Predigt gegen die Schwärmerei und den Aufruhrgeist, der mit Bildersturm und Verachtung der Sakramente beginne und mit Mord und Gewaltthat endige. Auch Karlstadt wohnte der Rede bei. Da ist es im Bären, wo Luther wiederum Herberge genommen, zu einem heftigen Wortwechsel zwischen

Luther und Karlstadt.

beiden gekommen. Als der Angegriffene sich beschwerte, daß ihm der Gegner durch Verbot seiner Schriften die Verteidigung abgeschnitten, soll ihm Luther einen „Goldgulden" zum Pfand gegeben haben, daß er wider ihn schreiben dürfe, was er wolle. Als Luther in Kahla die Kanzel bestieg, mußte man zuvor die zerbrochenen Kruzifixe auf die Seite schieben, die man ihm in den Weg gelegt. Am 24. August predigte er in Orlamünde; er wurde unfreundlich empfangen. Nach der Predigt sagte ein Handwerker zu ihm, er habe das Evangelium unter die Bank gestoßen; denn dort sage Christus: „Ich will meine Braut nackt haben und ihr das Hemde nicht anlassen; also muß man die Bilder all abbrechen, daß wir der Kreaturen los und rein werden." Da ließ Luther einspannen und fuhr zum Thor hinaus. Die Orlamünder wünschten Karlstadt als Pfarrer zu behalten, aber er wurde abgesetzt und des Landes verwiesen. Zwei Briefe, unterzeichnet: „Andreas Bodenstein, unverhört und unüberwunden vertrieben durch Martinum Lutherum", wurden vor seiner Gemeinde, die unter Glockengeläute sich versammelte, vorgelesen und mit tiefer Rührung angehört. Er wandte sich gen Süden, nach Basel, Straßburg, Rothenburg an der Tauber, seine Abendmahlslehre gegen Luther in Schrift und Rede verteidigend. Weib und Kind mußte er im Elend zurücklassen. In Rothenburg, wo die neue Lehre Eingang gefunden, ohne daß die Deutschherren, denen die geistliche Pflege der regsamen lebhaften Reichsstadt anvertraut war, dawider aufkommen konnten, geriet Karlstadt in bedenkliche Berührung mit den aufständischen Bauern der Umgegend; doch scheint es nicht, daß er thätigen Anteil an der Bewegung genommen, wenn auch die Prädikanten, die im Lande vom Anbruch des tausendjährigen Reichs, von Gleichheit aller Stände und von der Bruderschaft der Menschen predigten, manche Anregungen aus seinen Reden und Vorträgen geschöpft haben mögen. Das Brot der Verbannung war bitter, aber noch bitterer war Luthers Schrift „wider die himmlischen Propheten", worin der Reformator „mit jener souveränen Gewalt der Rede, die ihm in Scherz und Ernst, in Humor und Sarkasmus zu Gebote stand", das ganze Treiben Karlstadts und der ihm verwandten Geister beleuchtete. Die Schrift war vernichtend für den unruhigen Mann. Sie fiel in eine Zeit, da infolge der Niederlagen der Bauern durch den Truchseß von Waldburg in der Bürgerschaft Rothenburgs ein Umschwung eintrat, wodurch der agitatorische Prediger, der sogar kurze Zeit bei dem Belagerungsheer vor Würzburg gewesen, zur heimlichen Flucht aus der Tauberstadt sich genötigt sah, wie schon vor ihm sein Freund und Beschützer Ehrenfried Kumpf gethan. Sein andrer Gönner Stephan von Menzingen wurde ins Gefängnis geworfen. Da beugte sich Karlstadt vor dem alten Kollegen, den er so oft und so scharf angegriffen hatte, und bot ihm Versöhnung an. Seiner „Entschuldigung", daß man ihm mit Unrecht den Namen eines Aufrührers gegeben, konnte man Glauben beimessen; aber Luther verlangte auch einen Widerruf seiner Abendmahlslehre. Dieser schmachvollen Zumutung hat nun Karlstadt nicht ganz entsprochen, doch erklärte

Karlstadts Wanderschaft und Rückkehr.

er in einer eigenen Schrift, daß er mit seiner Lehre nichts Sicheres habe aufstellen wollen. Damit begnügte sich Luther und legte bei dem Kurfürsten Fürbitte für den Flüchtigen ein, daß ihm der Aufenthalt in Sachsen wieder gestattet ward.

So durfte denn Karlstadt durch Luthers Vermittelung wieder in die Kurlande zurückkehren. Aber wenn er als Preis seiner Unterwerfung die Wiedereinsetzung in sein früheres Lehramt erwartete, täuschte er sich. Nur unter der Bedingung, daß er in Zukunft nicht mehr predige, auch nichts mehr schreibe, sondern „ewiglich schweige und sich von seiner Arbeit nähre", gestattete man ihm den Aufenthalt in einem Dorfe bei Wittenberg. Von dort siedelte er nach dem Städtchen Kemberg über, wo er, unter geistliche und weltliche Aufsicht gestellt, zwei Jahre lang durch einen Handel mit Lebensmitteln kümmerlich seinen Unterhalt verdiente. Hier geriet der Mann, der unter den Trägern der kirchlichen Reform in Deutschland ohne Zweifel einer der bedeutendsten und selbständigsten war, in solche Armut, daß er Betten und Hausrat verkaufen und zuletzt sogar seine hebräische Bibel hergeben mußte. Unterdessen wurde die Ansicht Karlstadts über das Abendmahl von den Schweizer Reformatoren neu und besser begründet in die theologische Welt eingeführt. Da trat auch er wieder auf den Kampfplatz. Als der Kurfürst ihm die erbetene Erlaubnis erteilte, seine Ansichten darlegen zu dürfen, überbrachte er dem Kanzler Brück nach Torgau eine Schrift über die Abendmahlslehre. Luther, dem dieselbe zur Begutachtung vorgelegt ward, antwortete in einem heftigen Schreiben. Darüber entbrannte ein neuer Streit, und da es herauskam, daß Karlstadt gegen das Verbot mit gleichgesinnten Freunden, namentlich mit dem Schlesier Kaspar Schwenkfeld, heimlich Briefe wechselte, in denen er sich über Luthers Tyrannei beklagte, wurde er unter strengere Aufsicht gestellt und das frühere Verbot des Schweigens wiederholt. Da entfloh er aus Sachsen. In Ostfriesland, wo sich eine Freistatt für alle religiösen Parteien aufgethan und auch Wiedertäufer sich zahlreich eingefunden hatten, gewann er großen Anhang bei Adel und Volk. Seine Bitte, an dem Religionsgespräch in Marburg teilnehmen zu dürfen, wurde nicht gewährt; und da nun auch in Ostfriesland strenge Maßregeln gegen alle Sektierer ergriffen wurden, so mußte auch Karlstadt im Anfang des Jahres 1530 das Land wieder verlassen. Nun wandte er sich zuerst nach Straßburg und dann nach der Schweiz. Hier wirkte er, von Zwingli freundlich aufgenommen, mehrere Jahre lang als Prediger in Altstätten und Zürich, bis er im Jahr 1534 als Professor der Theologie und Pfarrer bei St. Peter nach Basel berufen ward, wo er im Jahr 1541 an der Pest starb, nachdem er auch hier noch durch viele Streithändel seinen ruhelosen Geist kund gegeben. Er war ein Mann von großer Begabung, voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit, aber ein unlauterer, wandelbarer Charakter, dessen Ehrgeiz größer war als seine sittliche Kraft. Aber die drei Grundsätze, die er zuerst aufgestellt: das Recht der Gemeinde, den Gottesdienst selbständig einzurichten und den Geistlichen frei zu wählen, die geistige Erfassung des Göttlichen gegenüber dem Bibelwort, und die Unterordnung alles Kirchenwerks, selbst der Sakramente, unter den Glauben d. h. „ein thatkräftiges energisches Ergreifen aller göttlichen Schätze und Güter, welche in Christus dem Glaubenden angeboten werden", sind trotz Luthers Schrift „wider die himmlischen Propheten" nicht aus der Welt verschwunden. Und es fehlte schon damals nicht an Stimmen, die das harte Verfahren Luthers gegen Karlstadt scharf rügten und meinten, „der Luther schmecke nach dem Papst".

Karlstadts spätere Lebensschicksale.

Wenn Karlstadt bei allem Hang zu extravaganten und mystischen Vorstellungen doch immer noch festen Boden unter den Füßen zu halten wußte, so

Thomas Münzer.

geriet dagegen der Mann, der nicht fern von Orlamünde, zu Allstedt einen neuen Wirkungskreis gefunden hatte, bald auf die abschüssige Bahn eines schwärmerischen Revolutionspredigers. Wir haben Thomas Münzer, als er etwa zweiunddreißig Jahre zählte, schon unter den Zwickauer Propheten gesehen. Eine von Leidenschaft beherrschte Natur, klein, schwarzen Haares, dunkler Hautfarbe, feurigen Blickes, nicht ohne eine hervortretend Neigung zur Sinnlichkeit, war er ganz geschaffen, in einer so vielfach erregten und durchwühlten Zeit eine Rolle zu spielen. Geboren zu Stolberg am Harz wurde er nach vollendeten Studien zu Wittenberg und Leipzig Lehrer zu Aschersleben und Halle u. a. O. Dort stiftete er einen Geheimbund gegen den Erzbischof Ernst II. von Magdeburg, wodurch er in jungen Jahren schon den in ihm wohnenden agitatorischen Trieb verriet. Man erzählte sich später, die Grafen von Stolberg hätten seinen Vater am Galgen sterben lassen, darum habe der Sohn den tiefsten Haß gegen den Adel gefaßt. Nicht minder hervortretend war in ihm ein Hang zum Wanderleben, zu abenteuerlichen hochfliegenden Plänen. Nachdem er einige Zeit als Kaplan und Beichtvater in einem vor Weißenfels gelegenen Nonnenkloster zugebracht, eine Stellung, die ganz geeignet war, die sinnlichen leidenschaftlichen Triebe des jungen Mannes noch mehr aufzustacheln, wurde er Prediger an der Hauptkirche zu Zwickau. Hier war er bald der einflußreichste Führer jener schwärmerischen Sekte, die von Zwickau vertrieben sich nach allen Richtungen zerstreute. Wir kennen das Schicksal der „Propheten" in Wittenberg. Münzer versuchte sein Glück in Prag, aber ein Maueranschlag voll demagogischer Glut bei Gelegenheit einer Priesterwahl, worin es hieß: „die Ernte reift heran. Ich bin vom Himmel gedungen um einen Groschen zum Tagelohn und schärfe meine Sichel, die Ernte zu schneiden" hatte seine Vertreibung aus Böhmen zur Folge. Ein vorübergehender Aufenthalt in Wittenberg brachte ihn in nähere Verbindung mit Karlstadt. Als dieser in Orlamünde seine reformatorische Thätigkeit in stürmischer Weise begann, fand er im nahen Allstedt, wo Münzer eine Predigerstelle erlangt hatte, die kräftigste Unterstützung. Nicht nur, daß an beiden Orten die Bilder zerstört, die Beichte und Messe abgeschafft wurden, die Gesinnungsgenossen verbanden sich auch zu gemeinschaftlichen Angriffen gegen Luther. Aus den Winkelpressen von Eilenburg, Jena, Allstedt ging eine Menge polemischer Flugschriften gegen den Wittenberger Reformator in die Welt, die durch gleichgesinnte Genossen nach allen Richtungen verbreitet wurden. Bald überholte aber Münzer seinen Gefährten im destruktiven Reformeifer. Er gründete eine geheime Gesellschaft „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit", deren Genossen sich durch eigne Tracht und lange Bärte auszeichneten, und erneuerte die Zwickauer Lehre „von der göttlichen Eingebung und himmlischen Erleuchtung", doch mit einer eigentümlich düstern Färbung. Es soll nämlich ein Geist tiefer Betrübnis, innerer Angst und Zerknirschung in der Seele sein, wenn sie die Offenbarung empfängt. Nur wenn die Seele von aller fleischlichen

Münzer in Allstedt. 1524.

Lust losgebunden ist, kann sie zur rechten Furcht Gottes kommen und der Gnade von oben teilhaftig werden. Luther lud ihn zu einer Unterredung nach Wittenberg ein, allein Münzer weigerte sich zu erscheinen. Nun sollte Spalatin bei dem Kurfürsten auf die Entfernung des Schwärmers dringen. Friedrich wollte ihn aber zuerst hören. Als er zu Anfang des Jahres 1524 sich mit seinem Bruder Johann auf dem Schloß in Allstedt befand, mußte Münzer, wohl um sich „prüfen zu lassen", eine Predigt vor ihnen halten. Wenn sie wirklich so lautete, wie er sie in seiner „Außlegung des andren unterschedys Danielis deß propheten" hat drucken lassen, so ist sie ein merkwürdiges Zeugnis, wie weit die lutherische Reformation bereits von der revolutionären Richtung überflügelt war. Nicht die Bibel, nicht das geschriebene Wort oder „gedichtete Evangelium" soll den Glauben bestimmen, sondern die unmittelbare Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die unvermittelte Offenbarung, „das klare Wort Gottes, das der Mensch in der eignen Seele vernommen hat". Gott verkünde sein „Gezeugnis" durch „Figuren, Gleichnis, Gesichte und Träume", diese müsse der Mensch in seinem Leben erforschen. Um diese auszulegen, müsse „ein neuer David kommen mit dem Bluteifer des Königs Jehu". Von dem Satze ausgehend: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert" forderte er die anwesenden Fürsten auf, die Gottlosen, die das Evangelium verhinderten, wegzuthun und abzusondern, wo nicht, so werde ihnen Gott ihr Schwert nehmen. Christus hat befohlen: Nehmet meine Feinde und würget mir sie vor meinen Augen. Christus sagt: Ein jeglicher Baum, der keine guten Früchte trägt, soll ausgerottet und ins Feuer geworfen werden. Darum lasset die Übelthäter nicht länger leben, die uns von Gott abwenden. Die Gottlosen haben kein Recht zu leben, allein was ihnen die Auserwählten wollen gönnen. Gott hat durch Moses befohlen: Ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder, verbrennet sie, auf daß ich euch nicht zürne. Diese Lehre hat Christus nicht aufgehoben, sondern er will uns helfen sie erfüllen. Mögen auch „Bruder Mastschwein und Bruder Sanftleben" solche Ansichten verwerfen; „ich weiß fürwahr, daß der Geist Gottes jetzt vielen auserwählten frommen Menschen offenbart eine treffliche, unüberwindliche zukünftige Reformation, die wird von großen Nöten sein, und es muß vollführt werden, es wehre sich gleich ein jeglicher wie er will". Spalatin schickte die Rede an Luther; dieser sandte die „Allstedter Raserei" zurück und meinte: „da wir unwürdig sind, das was Gottes ist, zu erkennen und zu bewahren, so müssen wir das, was des Teufels ist, stets hegen und pflegen". Bald schritt Münzer vom Wort zur That: unter seiner Führung zogen die Allstedter nach der Kapelle Malderbach und zerstörten das Heiligtum samt dem wunderthätigen Marienbild, die vielbesuchte Andachtstätte zahlreicher Wallfahrer. Nun wurde er zur Verantwortung nach Weimar geladen. Darf man einer alten Nachricht trauen, so bestand er das Verhör vor den kurfürstlichen Räten „mit zitterndem Herzen und stockender Zunge".

Predigt über Daniel.

Münzer auf der Wanderschaft. Am 16. August wurde seine Ausweisung beschlossen; aber schon Tags zuvor hatte er Allstedt verlassen, nachdem er im Harnisch von seinen Freunden umgeben durch die Stadt gezogen, „wie zur Gegenwehr bereit". Er begab sich zunächst nach Mühlhausen, wo kurz zuvor unter der Leitung eines ausgetretenen Mönchs Heinrich Pfeifer eine politische und kirchliche Reform in demokratischem Geiste eingeführt worden war. Hier ließ er einige heftige Flugschriften ausgehen, worin er Luther mit den ärgsten Schmähungen überschüttete. Aber auch Mühlhausen sollte den unruhigen Mann nicht lange in seinen Mauern beherbergen. Die Erscheinung Münzers hatte eine Spaltung in der Reformpartei zur Folge, durch welche es der „Ehrbarkeit" dem patrizischen Stadtrat gelang, das Zunftregiment zu stürzen und die Häupter der Reformpartei zu vertreiben Unter ihnen war auch Münzer. Er wandte sich nach Nürnberg. Dort veröffentlichte er in Erwiderung auf Luthers Schreiben an die sächsischen Fürsten, sich dem aufrührerischen Geist zu widersetzen, die fulminante Schrift: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit erklärter Weise durch den Diebstahl der Heil. Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat", worin er nicht nur den „Doktor Lügner", den „Wittenberger Papst", den „Vater Leisetritt", der die Kleinen ausschelte und die Großen gewähren lasse, aufs giftigste angriff, sondern auch gegen die Dieberei und Räuberei der Herren und Fürsten, die den gemeinen Mann schinden und plagen, im Tone des Aufruhrs loszog. Ein neuer David müsse kommen, um auszuführen, was Saul begonnen. Es war begreiflich, daß nach solchem Auftreten der Nürnberger Rat den leidenschaftlichen Mann nicht lange bei sich duldete. Münzer begab sich nach Basel, wo sich Öcolampadius seiner annahm. Schon gährte es im Kletgau, im Hegau, in Stühlingen, wo vor Jahren der Karsthans seine aufreizenden Reden gehalten, ein Laie, der von sich selbst sagte, daß er durch Christi Blut so gut wie ein Priester geweiht sei; schon entfaltete Balthasar Hubmaier in Waldshut seine demagogische Thätigkeit; große Ereignisse bereiteten sich im Schwarzwald und in Oberschwaben vor; sollte da nicht der Volksmann aus Thüringen mitwirken? Mehrere Monate hielt er sich in der aufgeregten Gegend auf; es ist nicht mit Sicherheit anzugeben, welchen Anteil er an der Volkserhebung hatte, die kurz nachher wie ein verheerender Strom jene Gegend durchtobte. Als Fremder konnte er nicht hoffen bei einer Bevölkerung, deren Sitten, Zustände und Mundart er nicht kannte, eine Rolle zu spielen, wie sie sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht anstrebte; er eilte zurück nach Mühlhausen, um dort dieselbe Bewegung in Szene zu setzen, die bereits im Süden im Ausbruch begriffen war. Wir werden den ferneren Verlauf der Agitation in Mühlhausen weiter unten kennen lernen (S. 257 f.).

2. Die Vorzeichen.

Die Schwächung des Reichsregiments durch den Regensburger Rezeß brachte auch die große Bewegung, die unter dem Namen „Bauernkrieg" mit blutigen Zügen in die Jahrbücher der deutschen Geschichte verzeichnet ist, zur Reife und erleichterte ihre Verbreitung und Ausdehnung. Viele Ursachen wirkten zusammen, um die schon lange in der Tiefe des Volkslebens gehäuften Zündstoffe zu einem gewaltigen verzehrenden Brande zu entflammen. Den mächtigsten Impuls zu der revolutionären Erhebung gaben die sozialen Übelstände, die Not und das Elend der ländlichen Bevölkerung, das Mißverhältnis der überkommenen Lebensformen zu den neuen, großenteils noch im Gestalten und Werden begriffenen Ordnungen. In Leibeigenschaft und Hörigkeit gehalten, oder wo er ein verkümmertes Eigentum besaß, von Frondiensten, Zehnten, Todfällen, Zinsen und Abgaben aller Art schwer gedrückt, bei dem zunehmenden Luxus des Herrenstandes mehr und mehr mit Steuern und neuen Auflagen belastet, in allen Kriegen und Fehden hart mitgenommen und mißhandelt, war der deutsche Bauernstand in der traurigsten Lage, in einem rechtlosen, verzweiflungsvollen Zustande. Ohne Schutz und Vertretung im Reich, auf den Landtagen, im Gericht war er der Willkür des rohen Adels und den Übervorteilungen und Betrügereien habgieriger Amtleute, Juristen und Schreiber ausgesetzt. Auf Besserung seiner Lage durch Gesetzgebung und Reformen war bei der Ohnmacht der Obrigkeit, bei dem Übermut und der Herzenshärtigkeit der Herren und Ritter, bei der lieblosen Selbstsucht und Geringschätzung, womit die höheren Stände, die reichen Kaufherren und Stadtbürger ihm begegneten, kaum zu hoffen, daher der Gedanke nahe lag, durch gewaltsame und eigenmächtige Schritte die versagten Menschenrechte zu erringen, das elende Dasein durch Selbsthilfe zu erleichtern, die unerträglichen Lasten und den drückenden Knechtsdienst, die dem Leben jeden Reiz, jedes freudige Aufatmen raubten, mit nerviger Faust abzuwerfen. Einzelne Versuche der Art durchziehen das ganze Mittelalter, sie mußten sich aber steigern und mehren, als die Lehnsverbände sich lockerten, von den alten Feudalverhältnissen die sittlichen Elemente der Pietät und Christenliebe sich loslösten, die Kluft zwischen Herrschaft und Untergebenen immer weiter und klaffender wurde. Der Herrenstand verarmte, seitdem das ritterliche Raub- und Fehdeleben durch die Landfriedensordnungen und durch den Zeitgeist unterdrückt oder beschränkt ward und doch die ganze Lebensweise des Adels sich anspruchsvoller und kostspieliger gestaltete. Denn die Ritter und Edelfrauen wollten an Pracht, an Wohlleben, an prunkenden Gewändern, Einrichtungen und Aufzügen nicht hinter dem reichgewordenen Kaufmann zurückstehen, welchem die neuen Genußmittel, die der ausgedehntere Handel zuführte, in erster Linie zu gute kamen. Mit den alten Bezügen konnte der Adel nicht mehr standesgemäß leben. Aber auch die geistliche Herrschaft

Die Lage des Bauernstandes.

unterschied sich gegenüber dem Bauernstand nicht wesentlich von der weltlichen. Wir wissen ja, wie sehr die Verderbnis des Klerus, das Aussaugen des Volks unter tausenderlei Vorwänden und kirchlichen Praktiken, durch Zehnten, Ablaß, Sendgerichte, durch gezwungene Almosen und hohe Stolgebühren in den Flugschriften, in der Volkslitteratur fort und fort gerügt und geschmäht wurde. Auch in den Reichsstädten bestand eine weite Kluft zwischen den Kleinbürgern und den patrizischen Geschlechtern; die gedrückten und verarmten Handwerker und Hintersassen standen daher mit ihren Sympathien auf seiten der Bauern.

Vereinzelte Aufstände. Seit Jahrzehnten ging ein finsterer Geist der Unzufriedenheit, der Opposition gegen Ritter und Pfaffen, gegen Privilegierte und Reiche, durch alle Volksschichten, durch alle Lande; einzelne Aufstände, wenn auch niedergeworfen und blutig unterdrückt, hielten denselben wach und stärkten ihn; zu der Verstimmung über den fortdauernden Druck gesellte sich noch das Gefühl der Rache, der Verzweiflung. Immer drohender und zahlreicher wurden die Symptome dieses finsteren Revolutionsgeistes unter dem Landvolke. Die Veranlassungen waren verschieden, aber die tiefe Quelle, aus der die einzelnen Ausbrüche hervordrangen, war dieselbe. Es war ein „Kampf um das Dasein", bald hervorgerufen durch die materielle Not, bald getragen von politischen oder religiösen Ideen. Schon in den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als Erzherzog Maximilian von Österreich in den Niederlanden waltete, erhoben sich Scharen von Bauern, die „Käse und Brot" in ihrer Fahne führten; sie wurden nach heftigen Kämpfen durch Herzog Albrecht von Sachsen überwunden, ihre Hauptleute hingerichtet, die Entrechtung und Entfreiung der friesischen Bauernschaften weiter ausgedehnt. Um dieselbe Zeit erhoben sich die Unterthanen des Abtes von Kempten wider ihren ungerechten Herrn, der ihnen durch falsches Gericht den letzten Rest ihrer Gerechtsame zu entreißen trachtete, und schon damals traten im Elsaß bedenkliche Bauernforderungen von weittragender Bedeutung zu Tage. Mächtiger und einschneidender aber zeigte sich die Volksgährung im sechzehnten Jahrhundert. Es war eine Übergangszeit, die auf allen Lebensgebieten die überlieferten Einrichtungen und Traditionen, Satzungen und Formen wegzufegen strebte, um Raum zu schaffen für neue Gebilde. In den ersten Jahren entstand im Bruchrain im Gebiet des Bischofs von Speier, die große Bauernverbrüderung, bekannt unter dem Namen „Bundschuh", von dem Zeichen in ihrer Fahne.

Der Bundschuh. Die Teilnehmer erklärten, weil sie so beschwert seien, daß die vierte Stunde der Arbeit ihnen nicht mehr gehöre, so wollten sie die Dienstbarkeit mit dem Schwerte abwerfen. Die Erkennungsworte lauteten: „Loset, was ist nun für ein Wesen?" die Antwort: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen." Zweck des Bundes war: Befreiung von aller Herrschaft, den Kaiser ausgenommen, und von allen fremden Gerichten, Abschaffung des Grundzinses, des Zehnten, der Zölle und Schatzungen, Einziehung der Klostergüter. Auf beiden Seiten des Mittelrheins bis zum Neckar hin erstreckten sich die Fäden der geheimen Bauernverbin-

dung. Ihr Plan war, nach Erhebung des Aufruhrs niemals länger als vierundzwanzig Stunden an demselben Orte zu weilen und unaufhaltsam vorwärts zu dringen. Das Vorhaben wurde im Beichtstuhl verraten. Die erschrockenen Fürsten eilten, durch gerichtliche Untersuchungen der Erhebung vor dem Ausbruch Meister zu werden. In Schlettstadt tagte die Kommission: einige der Schuldigen wurden hingerichtet; aber die Hauptführer fanden Gelegenheit zur Flucht. Der Bundschuh blieb fortan den Bauern tief im Gedächtnis. Daß das Beispiel der Schweiz, mit welcher der Oberrhein in so vielfachem Verkehr war, deren Reisläufer mit den deutschen Landsknechten so oft in kameradschaftliche Berührung kamen, auf diese Einigung rückgewirkt habe, ist höchst wahrscheinlich. Eine Erneuerung des Bundes durch Jost Fritz, einen der entflohenen Führer im 1513.
Breisgau, endete auf ähnliche Weise. In Freiburg schlug man den gefangenen Teilnehmern den Kopf oder die Schwurfinger ab; Jost Fritz aber entkam abermals und rettete sich nach der Schweiz.

Die Brüderschaft vom armen Konrad.

Auch in Württemberg hatte der Bundschuh seine Verzweigungen. Da der Name gefährlich war, so nannten sich die Glieder im Remsthale nach einem munteren Gesellen des Vereins, Konrad oder Kunz, bei dem „kein Rat" verfangen wollte, vom „armen Konrad". Unter diesem Namen bildeten die Bauern eine stille Gemeinde, „in welcher sich unter der Maske lustiger Schwänke und Possen die Tendenzen der früheren Bauernverbindungen fort erhielten und dem öffentlichen Auge entzogen". Kein Reicher wurde aufgenommen, aber auch kein Bettler oder Landstreicher, nur fleißige Arbeiter oder redliche Tagelöhner. Ihr Hauptmann schritt in zerfetztem Mantel und grauem Filzhut einher und geberdete sich wie ein kaiserlicher Feldhauptmann. Auf dem Fähnlein kniete ein Bauer vor dem Kruzifix mit der Überschrift „Der arme Konrad". In dieser harmlosen Form unter Scherz und Spiel dauerte der Bund jahrelang fort und entzog sich den Blicken der Späher. Aber die Zahl der Teilnehmer mehrte sich im ganzen Lande; und die Pläne des alten Bundschuh blieben den Eingeweihten kein Geheimnis. Aus der Schweiz kam der alte Jost Fritz nach Beutelsbach und Schorndorf, wo die Führer des Bundes zu tagen pflegten. Er wollte nicht sterben, „der Bundschuh hätte denn zuvor seinen Fürgang erlangt". Wir kennen das despotische Regiment des Herzogs Ulrich: keine Leiden, die durch eine verschwenderische Hofhaltung, durch Beamtendruck, Rechtsverdrehung, gewissenlose Habgier der Mächtigen über ein Land kommen können, wurden dem württembergischen Volk erspart. Steuern, Auflagen, falsches Gewicht mehrten die alten Lasten. Da trat endlich der arme Konrad aus seiner Verborgenheit. Seiner bisherigen Farbe getreu ging er auch hier mit Ironie, mit einem „Schwabenstreich und Volkswitz" vor. Als das falsche Gewicht kam, die Daumschraube der Fleisch-, Wein- und Brotsteuer, da zogen die Verbündeten mit Trommeln und Pfeifen hinaus an die Rems, stellten über dem Wasser eine scherzhafte Probe mit dem Gewicht an und das Gewicht des Herzogs ward zu leicht befunden. Dies war der Anfang Ostern 1514.

eines allgemeinen Bauernaufstandes, der sich rasch über die Umgegend von Schorndorf verbreitete. Die Ämter Markgröningen, Waiblingen, Vaihingen, Unter-Türkheim, Marbach, Urach wurden in die Bewegung hineingezogen. Der Herzog suchte sie durch Unterhandlungen zu beschwichtigen; er versprach Aufhebung der neuen Schatzung und Einberufung des Landtags zur Untersuchung ihrer Beschwerden. Die Bauern hatten noch immer einiges Vertrauen zu ihrem „gnädigen Herrn"; sie schrieben alles Unheil seinen Räten und Vögten zu. Aber bald merkten sie, daß er sie nur hinzuhalten gedächte, bis er „fremde Kriegsvölker" ins Land gerufen. Da brach der Sturm von neuem los; bald verbreitete sich der Aufruhr auch nach den Schwarzwaldgegenden, wo er in Leonberg seinen Mittelpunkt hatte. Bis Maulbronn, bis ins Badische zogen sich die Verbindungen. Der Herzog selbst meinte, daß das Auftreten der Bauern „ein seltsam bundschühlich Ansehen habe". Er und seine Räte, Kanzler Lamparter, Erbmarschall von Thumb, Landschreiber Lorcher, wandten sich an Österreich um Hilfe. Aber es fehlte dem „armen Konrad" an geschickter Leitung; die Lokalinteressen überwogen die allgemeinen. Als daher Ulrich, wie früher berichtet, auf dem Landtag zu Tübingen mit den Ständen sich über einen „Vertrag und Abschied" geeinigt und darin die Zusage gegeben, die Beschwerden des Volks gewissenhaft zu untersuchen, zu bessern und abzustellen, so lösten sich die aufständischen Haufen großenteils auf und zogen heim. Eine neue Erbhuldigung wurde verlangt und von den meisten geleistet. Nur im Remsthal hielten die Häupter des „armen Konrad" die Bauern noch unter den Waffen und
Juli 1514. bei der Fahne. Umsonst hoffte der Herzog selbst durch sein persönliches Erscheinen die Widerspenstigen zur Unterwerfung zu bringen, der Anblick der verhaßten Räte, die sich in seinem Gefolge befanden, reizte die Bauern; er selbst kam in Lebensgefahr und rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Die Aufständischen besetzten den Kapelberg bei Beutelsbach und erzwangen sich von den Prälaten und Klöstern der Umgegend die nötigen Lebensbedürfnisse. Da erschienen Bevollmächtigte des Herzogs und der in Stuttgart versammelten Land-
27. Juli. schaft und versprachen ihnen freies Geleit, wenn sie in Frieden sich entfernen und den Huldigungsvertrag annehmen wollten. Man ging auf das Anerbieten ein; aber während die Bauern in Abzug begriffen waren, fielen die Reisigen des Herzogs über sie her und nahmen die Häupter und alle, die man ihnen als Schuldige oder „Verschworne" bezeichnete, gefangen; Schorndorf und andre Orte wurden der Plünderung übergeben. Peinliche Verhöre, Folterungen und Bluturteile vollendeten die Rache, nach welcher der Herzog wie die Landstände dürsteten. Noch mehrere Wochen lang wütete das Richtbeil unter den Führern und Genossen des armen Konrad. Die Entflohenen wurden mit der Acht, die minder Schuldigen mit Geldstrafen belegt. — Auch in andern Ländern gährte es unter
In den Ostlanden. 1515. dem Bauernstand. Einige Monate nach den Remsthaler Greueln raste in Steiermark, Kärnten und Krain der Windische Bauernbund gegen den grundherrlichen

Adel und forderte die alte Gerechtigkeit und Freiheit, und in Ungarn führten Leibeigne und Hörige unter der Kreuzesfahne einen Vertilgungskrieg gegen die parteisüchtigen und gewaltthätigen Edelleute (IX, 213). Es waren vereinzelte Aufstände, hervorgerufen durch lokale Notstände und ohne inneren Zusammenhang, daher wurden sie auch nach kurzen Kämpfen und Verheerungen durch die bewaffnete Macht niedergeworfen und die Teilnehmer gezüchtigt. Denn wieweit auch in andern Dingen die Wege der Fürsten, des Herrenstandes und der Bürgerschaften auseinander gingen, im Widerstand gegen den verachteten Bauer waren sie einig. Aber einen Schluß konnte der aufmerksame Beobachter aus diesen Erscheinungen ziehen: es waren Kundgebungen einer weitgehenden verbitterten Stimmung unter dem Volk, Vorboten eines gewaltigen Kampfes der gedrückten Menschenklasse gegen ihre Dränger und Blutsauger, die Notwehr der verzweifelnden Armut, der Schmerzensschrei der unteren Stände über unerträgliche Belastung, über das „rotwelsche" Recht der Juristen, über Schutz- und Rechtlosigkeit von seiten der geistlichen und weltlichen Obrigkeit. Mit jedem Jahre mehrte sich der Druck, und woher sollte der geringe Mann Abhilfe erwarten? Die Obrigkeit war ohnmächtig; auf den Landtagen hatte nur der Herren- und Prälatenstand und die Bürgerschaft Sitz und Stimme, bei den Gerichten war das alte volkstümliche Landrecht durch das römische Recht verdrängt, das den gemeinen Mann den Schlangenwegen jeder Rechtsverdrehung, den Ränken und Praktiken gewinnsüchtiger Juristen und Advokaten schutzlos preisgab. Es gab kein Recht für diese Leute und was im Mittelalter den Druck gemildert hatte, die Fürsorge des Kaisers und der Kirche, das war jetzt auch weggefallen. Notstände.

3. Aufstände im Schwarzwald und in Oberschwaben. Die zwölf Artikel.

Die Erinnerungen an den „Bundschuh" und den „armen Konrad" waren noch nicht verwischt, als der Ruf der Freiheit und Unabhängigkeit, der seit Luthers Auftreten durch die deutschen Lande zog, auch den Bauernstand mit neuen Wünschen und Hoffnungen erfüllte. Die „evangelische Freiheit", von der ihm gesprochen und gepredigt wurde, war ihm gleichbedeutend mit der Abschüttelung aller drückenden Lasten und Einrichtungen, die ihm das Leben zur Qual machten. Die Reformation hat den Bauernkrieg nicht erzeugt, wie ihr von gegnerischer Seite nachgesagt wird; aber sie hat der Bewegung einen mächtigen Impuls, eine neue Richtung gegeben; sie hat den zeitlichen Notständen geistliche Elemente beigefügt, sie hat die lokalen und persönlichen Interessen durch höhere und allgemeine Zwecke, durch nationale und religiöse Ideen gehoben, sie hat den gemeinen Trieben einen sittlichen Halt verliehen, das Streben nach Abstellung des materiellen Elends, das zu den bisherigen Aufständen geführt, mit edleren Zielen, mit göttlichen Geboten in Verbindung gesetzt. Die Reformation war Einwirkung der Reformation.

das große Zeitereignis, welches das Volksgemüt in seinen untersten Tiefen aufregte, neue Anschauungen und Kräfte hervorrief, eine neue Auffassung vom Wesen des Staats und der menschlichen Gesellschaft schuf. Alles was die Zeit auf dem Herzen hatte, legte sich daher naturgemäß in die eine große That. Man lauschte den Predigern, die am lautesten und entschiedensten von der evangelischen Freiheit redeten; man forschte in der Heil. Schrift, die Luther in der Muttersprache dem Volk in die Hand gegeben. Und da fand man denn nichts von der Hierarchie, von der stengen Scheidung des geistlichen und weltlichen Standes, nichts von der kastenartigen Trennung, welche die mittelalterliche Welt überall durchzog, nichts von der Pflicht der Armen und Geringen, die maßlose Belastung durch geistliche und weltliche Herren in alle Ewigkeit zu tragen: nein, der Stifter dieses Glaubens wandte sich gerade an die Armen, die Mühseligen und Beladenen, gerade im Gegensatz zu der ganzen herrschenden, gebietenden Welt der vornehmen Pharisäer schien er seine Lehre zu predigen. Luther las die Bibel nur von ihrer religiösen Seite, die Reformatoren nahmen die evangelische Freiheit und Gleichheit nur im geistlichen Sinn; das Volk dagegen faßte die Lehren und Aussprüche von einer andern Seite und gab ihnen eine seiner Lage und seinen Bedürfnissen zusagende praktische Deutung. Zum erstenmal durchzuckte die Herzen eine Ahnung von Menschenrechten. Hatte denn nicht Christus durch sein heiliges Blut alle Menschen frei gemacht? Heißt es denn nicht im Evangelium, daß alle Brüder seien, daß zwar in der Welt die Herren herrschen und die Großen Gewalt üben, daß es aber in der christlichen Gesellschaft nicht so gehalten werden solle, in welcher vielmehr einer dem andern zu dienen verpflichtet sei? Zum erstenmal berief man sich auf ein „göttliches Recht", wie es in der Heil. Schrift, nicht wie es auf Gesetz und Herkommen beruhte. Wir wissen ja, wie man auf der Kanzel vom alttestamentlichen Jubeljahr sprach; es wurde laut verkündigt, daß es gegen Gottes Wort sei, Zehnten zu geben oder zu nehmen. Dem neuen Testament aber entnahm man die Lehre, daß zu Christi und der Apostel Zeiten die Welt ganz anders ausgesehen habe als heute, daß Christus den Reichen das Gericht gepredigt und daß die Apostel alles unter sich gemein gehabt haben.

Kein Zusammenhang mit der Sickinger Fehde.

Es wurde schon früher angedeutet, daß kaum ein Zusammenhang zwischen der Sickingischen Fehde und den Bauernaufständen anzunehmen sei. Wohl mochte in Huttens energischer Seele der Gedanke geschlummert haben, die Schilderhebung der Ritterschaft könnte das Signal zu einem Nationalkrieg geben, aus dem die kirchliche und politische Umgestaltung Deutschlands hervorgehen würde; unter der Fahne des Reichsritters könnten die aufgeregten Bauernschaften gegen Fürsten und Prälaten ins Feld gerufen werden. Was bei längerer Dauer der Fehde geschehen wäre, kann jetzt nicht mehr mit Sicherheit angegeben werden. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß gleichzeitig der Rat von Überlingen an die Regierung von Württemberg berichtete: die Bauern im Hegau und in den benachbarten Landschaften begönnen einen Bundschuh zu bilden. Eine damastene Fahne sei aufgeworfen worden, worin eine Sonne mit einem güldenen Bauernschuh sich befände mit der Aufschrift: „welcher frei will sein, der zieh zu diesem Sonnenschein". Die württembergischen Räte erschraken; leicht konnte der vertriebene Herzog Ulrich sich mit den Bauern verbinden; sie wendeten sich daher an den Erzherzog Ferdinand um

Hilfe. In ihrem Bericht hieß es: „daß der gemeine arme Mann jetziger Zeit allenthalben begierig sei, frei zu werden, mit andern zu teilen und keine Schuld mehr zu bezahlen". Die Sache hatte damals keinen Fortgang; ein engerer Zusammenhang kann also nicht bestanden haben. Die Interessen gingen zu weit auseinander, als daß ein solcher unnatürlicher Bund hätte von Dauer sein können. Ein tiefes Mißtrauen gegen Adel und Ritterschaft durchzog die Brust des Bauern; denn gerade von dem grundherrlichen Edelmann, von dem ritterlichen Burgherrn und seinen Soldknechten hatte ja der gemeine Mann am meisten zu leiden, gerade gegen sie richtete sich daher in der ersten Aufwallung die Wut des Volks.

Zwei Jahre waren seit Sickingens Schilderhebung verflossen, als der Bauernkrieg ausbrach und ohne geheime konspiratorische Aufwiegelung, nur infolge der gleichartigen Elemente, der gemeinsamen Interessen und Ziele mit instinktiver Naturkraft sich über alle Länder des südlichen und mittleren Deutschland verbreitete Die ersten Regungen zeigten sich im südlichen Schwarzwald, da wo die Waldbäche sich zur Donau vereinigen und die Wutach in einem Bogen sich dem Rhein zuwendet, im Hegau und Kletgau, die sich im Norden des Bodensees und des Oberrheins hinziehen, und weiter ostwärts im Algäu, wo ein kräftiges Bauerngeschlecht großenteils die Freiheit seiner alemannischen Vorfahren ins sechzehnte Jahrhundert gerettet hatte. Wir wissen, daß sich Thomas Münzer eine Zeitlang dort aufgehalten. Aufreizende Flugschriften waren im Umlauf, worin es hieß: „Es wird nicht mehr so gehen, wie bisher; des Spiels ist zu viel, Bürger und Bauern sind desselben überdrüssig; alles muß sich ändern." Schwärmerische Wanderprediger, von wiedertäuferischen Ideen erfüllt, sprachen von Abstellung geistlicher und weltlicher Gewalt, von Aufrichtung eines himmlischen Reichs, wo alle Menschen gleich sein und jeder Unterschied zwischen arm und reich, vornehm und gering verschwinden sollte. Das Beispiel der benachbarten Schweiz, wo ein mannhaftes Volk durch eigne Kraft die fremde Zwingherrschaft und die Macht des Adels gebrochen und nun in einem freien Staatswesen sich bewegte, reizte zur Nachahmung. Und gerade dort hielt die österreichische Regierung das Alte mit äußerster Strenge fest und unterdrückte und verfolgte die neuen Lehren, und gerade dort scheint der Adel seine Herrenrechte mit Übermut geübt zu haben. Erzählte man sich doch von der Gräfin von Lupfen, deren Stammschloß oberhalb Stühlingen im österreichischen Hauenstein lag, sie habe zur Erntezeit den Bauern geboten, Schneckenhäuslein zum Garnwinden für sie zu sammeln und an Feiertagen Erdbeeren und Schlehen zu suchen. In Stühlingen, in Bonndorf und einigen benachbarten Dörfern kündigten um Johanni die Bauernschaften ihren Herren Frondienst und Lehnspflicht auf und scharten sich um Hans Müller von Bulgenbach, einen stattlichen Mann von guter Rede, der früher als Landsknecht die Kriege wider Frankreich mitgemacht hatte. Sie schwuren, miteinander brüderlich Lieb und Leid zu tragen. Schon am 24. August zog Müller, „Hauptmann der großen christlichen Brüderschaft im Schwarzwalde", an der Spitze von 1200 Mann mit einem schwarz-rot-gelben Fähnlein in Waldshut ein, als man gerade Kirchweih feierte. Die Einwohner

Aufstand im obern Rheinthal und an den Ufern des Bodensees. 1524.

1524.

des Städtchens, wo kurz zuvor Balthasar Hubmaier als Prediger gewirkt, schlossen aus Haß gegen Österreich mit den Bauern einen Bund, „die evangelische Brüderschaft" genannt. Jeder Eintretende hatte einen Batzen die Woche zu entrichten; damit sollten die Kosten für die geheimen Botschaften bestritten werden, die man ins Breisgau und Sundgau, nach Elsaß, Schwaben und Franken sandte. Auch ins Kletgau kamen die Boten. Da fragten die Bauern von Sulz, deren Herr in Zürich verburgrechtet war, bei dem Rat der Schweizerstadt an. Die Antwort war, wenn der Graf die evangelische Lehre nicht hindere, sollten sie gehorsam sein. Schon im Herbst war die Aufregung so groß, daß der Erzherzog und der Schwäbische Bund seine Kriegsmannschaften musterte; die Bauern waren größtenteils nur mit ländlichen Waffen versehen, mit Äxten, Gabeln, Sensen. Deshalb wagte Hans Müller den Kampf nicht aufzunehmen. Unter Vermittelung von Schaffhausen und dem Bischof von Konstanz wurde daher ein Abkommen getroffen, infolgedessen die Aufständischen bei Anbruch des Winters größtenteils heimzogen. Als aber die Gutsherren in keinerlei Erleichterungen willigten, und die drohende Sprache der österreichischen Amtleute, verbunden mit den Kriegsrüstungen des schwäbischen Bundeshauptmanns, Truchseß von Waldburg, den Führern und Teilnehmern des Aufstandes strenge Bestrafung in Aussicht stellten, da brach mit Anfang des Jahres die Bewegung mit größerer Heftigkeit von neuem los.

Die zwölf Artikel.

Mittlerweile hatten die ausgesandten Botschaften auch an andern Orten ihre Wirkung gethan; und durch Aufstellung der zwölf Artikel war mehr Klarheit geschaffen, ein Programm, ein religiös-politisches Glaubensbekenntnis erzielt worden. Es ist nicht mit Gewißheit anzugeben, wer der Verfasser dieses berühmten Manifests war, das bald seinen Lauf durch das südliche und westliche Deutschland machte. Wahrscheinlich haben mehrere Hände daran gearbeitet; vielleicht war auch Thomas Münzer oder Balthasar Hubmaier bei dem ersten Entwurf beteiligt; die schließliche Abfassung soll von dem ehemaligen pfalzgräflichen Kanzler Fuchssteiner herrühren, der wegen seiner Verbindung mit Sickingen auf flüchtigem Fuß lebte und einige Zeit die rechte Hand des Herzogs Ulrich von Württemberg war. Neuerdings hält man vielfach den Prediger Christoph Schappeler von Memmingen, einen gebornen Schweizer, für den Verfasser (so Sartorius, Cornelius, F. L. Baumann, Dobel, Egelhaaf u. a.). Schon seit Februar gingen gedruckte Exemplare der „gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauerschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, von welchen sie sich beschwert vermeinen" in die Welt aus und wurden als „Manifest des gemeinen Mannes" angenommen. Sie enthielten nichts weniger als radikale, vielmehr durchaus billige und mäßige Forderungen: kirchliche Freiheit und Predigt des Evangeliums, Beseitigung der drückendsten Feudallasten, Abschaffung einiger neu aufgelegter Beschwerungen, Rechte und Strafen. Nur von Abstellung harter Vorrechte der privilegierten Stände, nicht von Umsturz gesell-

schaftlicher Ordnung war die Rede und die religiöse Freiheit wurde als Christenrecht in Anspruch genommen. Man berief sich auf Luther und das Evangelium.

Gegenüber den verleumderischen Nachreden, als ob die Früchte des neuen Evangeliums Umsturz und Empörung seien, heißt es in der Einleitung, daß Christus, der verheißene Messias, Liebe und Friede, Geduld und Einigkeit lehre, nicht aber Gewalt und Aufruhr; wenn sie nun verlangten, was in dem Evangelium begründet sei, so seien sie darum keine Aufrührer und Empörer, vielmehr handelten jene Widerchristen, die sich gegen solches Anmuten und Begehren auflehnten und ihnen die durch die Heil. Schrift gewährleisteten Rechte versagten, gegen Gottes Gebot und folgten den Eingebungen des Teufels. Daraus folge klar, „daß die Bauern, die in ihren Artikeln solches Evangelium zur Lehre und zum Leben begehren, nicht mögen ungehorsam, aufrührerisch genannt werden. Ob aber Gott die Bauern, die da nach seinem Wort zu leben ängstlich rufen, erhören will, wer will den Willen Gottes tadeln (Röm. 11)? Wer will in sein Gericht greifen (Jes. 40)? Ja wer will seiner Majestät widerstreben (Röm. 8)? Hat er die Kinder Israel, als sie zu ihm schrieen, erhört und aus der Hand Pharaos erledigt, mag er nicht noch heute die Seinen erretten? Ja er wird sie erretten und in einer Kürze (2. Mos. 3, 14, Luk. 18, 8). Darum, christlicher Leser, lies die nachfolgenden Artikel mit Fleiß und nachmals urteile". Die zwölf Artikel.

Zum Ersten ist unsere demüthige Bitte und Begehr, daß wir fürhin Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst erwählen und kiesen (1. Tim. 3), auch Gewalt haben, denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte (Tit. 1). Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehr und Gebot (Apost. 14).

Zum Andern, nachdem der rechte Zehent aufgesetzt ist im Alten Testament und im Neuen als erfüllt, wollen wir den rechten Kornzehent gern geben, doch wie es sich gebührt. Nachdem für das Auskommen des von der Gemeinde gewählten Pfarrers genügend gesorgt sei, solle der Überschuß den Dorfarmen zu gute kommen und ein Sparpfennig für Kriegszeiten zurückgelegt werden. Den kleinen Zehent aber wollten sie nicht mehr geben, weder Geistlichen noch Weltlichen. Denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen (1. Mos. 1). Diesen Zehent schätzen wir für einen unziemlichen Zehent, den die Menschen erdichtet haben, darum wollen wir ihn nicht weiter geben.

Zum Dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen daß uns Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blut erlöst und erkauft hat. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und wir wollen frei sein (Weish. 6, 1. Petr. 2). Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen, das lehret uns Gott nicht. Wir sollen in Geboten leben, nicht in freiem, fleischlichen Muthwillen, und wollen unserer erwählten und von Gott gesetzten Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein.

Zum Vierten ist es bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fische im fließenden Wasser zu fangen, was uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, eigennützig und dem Wort Gottes nicht gemäß. Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild uns zu Trutz und mächtigem Schaden, weil wir leiden müssen, daß uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Thiere zu Unnutz muthwillig verfressen. Gott habe dem Menschen Gewalt gegeben über alle Thiere, Vögel und Fische.

Zum Fünften haben sich die Herrschaften alle Hölzer allein zugeeignet. Unsere Meinung ist, was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie inne haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheim fallen, und einem jeglichen aus der Gemeinde soll ziem-

licher Weise frei sein, daraus seine Nothdurft ins Haus umsonst zu nehmen, auch zum Zimmern, doch mit Wissen derer, die von der Gemeinde dazu erwählt werden, wodurch die Ausreutung des Holzes verhütet werden wird.

Zum Sechsten soll die harte Beschwerung mit Diensten ermäßigt werden.

Zum Siebenten soll überhaupt die Herrschaft den Bauer zu nicht mehr Leistungen zwingen, als wozu er „laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern" verpflichtet ist. Was darüber hinaus geht, soll „um einen ziemlichen Pfennig" geleistet werden.

Zum Achten wird über die hohe Gült geklagt, die auf viele Güter gelegt und unerschwinglich sei. Die Güter sollen durch ehrbare Leute besichtigt und die Gült „nach der Billigkeit" festgesetzt werden.

Zum Neunten sollen die willkürlichen Strafen und stets neue Ansätze aufhören und die Strafen nach altem geschriebenen Recht unparteiisch aufgelegt werden.

Zum Zehnten sind wir beschwert, daß Etliche sich haben zugeeignet Wiesen und Äcker, die doch einer Gemeinde zugehören. Selbige werden wir wieder zu unserer Gemeinden Handen nehmen, oder im Fall, daß man sie redlich erkauft hätte, wollen wir uns gütlich und brüderlich vergleichen.

Zum Eilften wollen wir den Brauch, genannt der Todfall, ganz und gar abgethan haben und nimmer leiden, daß man Wittwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehme, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist.

Zum Zwölften sagen sie, man solle ihre Artikel an der heiligen Schrift prüfen, und wenn sie daraus als unziemlich nachgewiesen würden, wollten sie davon abstehen, aber auch nur in diesem Falle.

In Oberschwaben. 1525. Im Algäu, wo schon dreißig Jahre früher die Unterthanen des Fürstabtes von Kempten gegen die Verkürzung ihrer Rechte und Freiheiten sich männlich gewehrt, nahm auch jetzt die Volkserhebung ihren Ausgang. Die Menge kleiner geistlicher und weltlicher Herrschaften auf beschränktem Raum machte dort die Bedrückung besonders fühlbar und gegen den fürstlichen Klosterherrn von Kempten bestand eine ererbte Feindschaft unter den Bauern. Auf der Malstatt zu Luibas, seit uralten Zeiten der Versammlungs- und Gerichtsort des Algäus, war eine „christliche Vereinigung" geschlossen worden zur Durchführung der Forderungen, die in dem Manifest der zwölf Artikel aufgeführt waren. An der Spitze der Landschaft stand Jörg Schmid, genannt der Knopf, ein Mann von geringer Herkunft, aber voll Energie und Verstand. Schon sein Vater war Fürsprecher der Bauern gegen den Fürstabt gewesen und in einem Verlies des Stifts verschollen. Nach jener Gegend Oberschwabens weisen auch die ersten
21. März. Spuren der Flugschrift, welcher dann noch die Sonderbeschlüsse der Kemptner Bundesversammlung, „die Handlung und Instruktion", ein Schutz- und Trutzbündnis zum gemeinsamen Vorgehen beigefügt wurden. Von Fastnacht an, „wo die Bauern zu rasen pflegten", reihte sich dann im südöstlichen Schwaben eine Empörung an die andre. „Es waren dies lauter Lawinen, welche je nach Umständen durch das Gefühl des Drucks, reine Sehnsucht nach der Lehre des Evangeliums, gefährliche Religionsschwärmerei, ansteckendes Beispiel, Lust zu ausschweifendem, diebischem Leben oder durch erzwungenen Beitritt anwuchsen. „Ein Mensch solle nicht über dem andern sein" war ein verbreiteter Ruf, welchen

man mit dem Evangelium zu beweisen versuchte. Besonders aus der niederen Geistlichkeit schloß sich eine große Zahl der Bewegung an. Wer den Beitritt verweigerte, vor dessen Haus wurde ein Pfahl aufgerichtet, zum Zeichen, daß er ein öffentlicher Feind sei.

Der Schwäbische Bund, vor allem der bayrische Kanzler desselben, Leonhard von Eck, sah mit Unruhe auf die Bewegung. Denn der flüchtige Herzog Ulrich setzte sich von der Schweiz aus mit den Algäuer Bauern in Verbindung und nahm Reisläufer in Sold, wozu ihm König Franz das Geld vorstreckte. Ihm sei es gleichgültig, sprach er, wer ihm die Österreicher aus seinem Land vertreiben helfe, „ob Schuh oder Stiefel", Bauer oder Ritter. Er unterschrieb Briefe mit „Uz Bur". In derselben Absicht war er auch früher mit mehreren Edlen aus Sickingens Nähe in Verbindung getreten. Landsknechte waren für den Bund schwer zu haben, da die namhaftesten Rottenführer in Italien standen; die Städte, besonders Memmingen, wo der erwähnte Christoph Schappeler als Prediger für die christliche Vereinigung wirkte, begünstigten insgeheim die Bauern; das Reichsregiment in Eßlingen arbeitete durch seine Abgesandten Pistorius und Sturm im Sinne einer friedlichen Verständigung; der Bundeshauptmann selbst, Graf Georg Truchseß von Waldburg, war mehr für Unterhandlungen als für Gewalt So wurde mit den Algäuern ein „Anstand" geschlossen, während dessen ein schiedsrichterlicher Ausgleich auf Grund des „göttlichen Rechts" getroffen werden sollte. Die Kemptner hielten den Abt in Gefangenschaft und brachten ihn dahin, daß er um eine Geldsumme auf alle Rechte in der Stadt verzichtete. Auch die Herzöge von Bayern wußten sich mit ihren Bauern zu verständigen, zumal dieselben nicht, wie westlich vom Lech der Fall war, unter dem Druck der Leibeigenschaft seufzten. -- Aber es fanden sich bei den Aufständischen viele Hetzer und Treiber, welche zum weiteren Vorgehen aufstachelten. Da und dort erhoben sich einzelne Haufen und begannen ihr wildes Geschäft mit Sengen und Brennen, mit Rauben und Plündern. Ein Edelsitz und drei Dörfer des Grafen von Waldburg gingen in Flammen auf, seine Schlösser Waldsee und Wolfegg wurden bedroht; in Ulm sah man die „schwäbischen Feuer" emporlodern, welche die Bauernhaufen, die sich um Leipheim gesammelt, entzündeten. Der Truchseß, hart von Natur und durch die Zerstörung seines Schlosses persönlich gereizt, geriet in Zorn und zog mit Reisigen und Geschütz gegen die Aufständischen zu Feld. Er schlug die schlechtbewehrten Bauernhaufen, zwang die Städte Leipheim und Günzburg, die sich denselben günstig gezeigt, zur Übergabe auf Gnade und Ungnade und ließ Jakob Wehe, den feurigen Prediger von Leipheim und einige andre Gefangene enthaupten. Aber bereits drohten neue Feinde da und dort. In Raithenau scharte sich eine andre Abteilung um den Hauptmann Dietrich Hurlewagen von Lindau; ihnen zunächst standen die Bauern vom Bodensee unter Eitelhans von Theuringen, der in Bermatingen neben dem Pfarrhof seinen Sitz aufschlug. Tapfer und

Fortgang der Bewegung.

4. April 1525.

kriegstüchtig ergriffen die „Seebauern" Morgenstern und Hellebarde, um durch Waffengewalt sich von ihren Lasten zu erlösen. Die Hauptleute wählten zwölf „Trabanten" als Leibwache und umgaben sich mit einem „Bauernrat". Die Klöster und Schlösser wurden hart mitgenommen. Es bedeutete wenig, daß
14. April. Graf Truchseß bei Wurzach den „Baldringer Haufen" in die Flucht schlug und etliche Tausend niederstoßen ließ; täglich wuchs die „christliche Vereinigung" im Ober- und Niederalgäu und im Ried; alles, „was Stab und Stangen tragen konnte", vom Bodensee bis nach Augsburg und Ulm, sammelte sich in Scharen. Selbst in Württemberg waren die Bauern zu einem „christlichen Haufen" zusammengetreten und forderten ihren Hauptmann Matern Feuerbacher auf, sie gen Stuttgart zu führen. Als die Regierung ihre Sache vor den Landtag zu bringen versprach, antwortete der Führer: „Auf Landtagen erreiche man nichts, als daß man Geld geben müsse." Das Kloster Lorch, die Grabstätte der Hohenstaufen, wurde ausgeplündert und zerstört, wobei der Abt Sebastian seinen Tod fand; auch die alte Kaiserburg wurde den Flammen übergeben. Alles war in wilder Gährung. Wo man die Glocken läutete, galt es als Sturmsignal, das die wehrhafte Mannschaft unter die Waffen rief; die Landsknechte, die der Truchseß den Scharen entgegenstellte, zeigten gegen die Bauern geringe Kampflust. Hätte nicht die Schweiz und Mangel an Geld den Werbungen des Herzogs Schwierigkeiten bereitet, so würde seine Verbindung mit den Algäuer Bauernsöhnen dem Schwäbischen Bunde, der österreichischen und bayrischen Herrschaft schlimme Tage gebracht haben. Er war mit Soldknechten und Geschütz über die Grenze eingebrochen und im Anmarsch auf Stuttgart begriffen; auch war es kein Geheimnis, daß er noch vielen Anhang im Lande zählte. Angesichts der immer bedrohlicher anschwellenden Massenerhebung betrat Georg von Waldburg noch einmal den Weg der Vermittelung. „Als ein verstendiger Haubtmann bedacht er die merkliche Fehrlichkeit, schimpf und spott, so daraus erwachsen möchte,
17. April. wenn die Bündischen geschlagen würden." Der „Weingarter Vertrag" sollte Raum für eine Ausgleichung und Verständigung schaffen. Er versprach den Aufständischen Abstellung ihrer Beschwerden durch die Stände. Aber auf beiden Seiten herrschte wenig Vertrauen und die Nachrichten aus andern Gegenden
Im Hegau und Kletgau. mußten die Verbitterung steigern, die Kluft erweitern. Denn bereits war es auch
1525. im Hegau und Kletgau wieder lebendig geworden. Im April sammelte sich alles Volk des Schwarzwaldes, vom Wutachthal bis zum Dreisamthal um jenen Hans Müller von Bulgenbach, den alten Landsknecht. „Glänzend anzusehen, mit rotem Mantel und rotem Barett, an der Spitze seiner Anhänger zog er von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen ward die Haupt- und Sturmfahne hinter ihm her gefahren." Ein „Artikelbrief" ging voraus, worin alle aufgefordert wurden, der christlichen Vereinigung und Brüderschaft beizutreten und die Bürden und Beschwerden, die man ihnen auferlegt, nicht länger zu tragen. Ob sie denn warten wollten, bis man sie selbst,

ihre Kinder und Kindeskinder an den Bettelstab gebracht habe? wer den Beitritt weigere, der sollte in den Bann erklärt und aller bürgerlichen und nachbarlichen Hilfe beraubt werden. Allenthalben wurden die zwölf Artikel verlesen. Auch an die Bewohner von Schlössern und Klöstern erging der Ruf. „Wenn sie sich in gewöhnliche Häuser, wie andre fromme Leute, begeben und in die christliche Vereinigung eingehen wollten, so sollten sie mit ihrem Hab und Gut freundlich und tugendlich angenommen werden und man soll ihnen alles das, was ihnen von göttlichen Rechten gebührt und zugehört, getreulich und ehrbarlich ohne allen Eintrag folgen lassen.“ Das Volk war überall in größter Aufregung; man hatte Wunderzeichen am Himmel gesehen, die man auf ungewöhnliche Ereignisse deutete. Die kleineren Städte traten freiwillig oder gezwungen der Verbrüderung bei. Die Ritterschaft des Hegau wurde in der Stadt Zell am Untersee belagert.

4. Der Bauernkrieg in Franken.

Volksaufstände an der Tauber und im Odenwald.

Während in den südlichen Grenzlanden der Aufruhr täglich wuchs und Dorf um Dorf in die wilde Bewegung hineingerissen ward, so daß bald der ganze schwäbische Stamm von Augsburg bis nach dem Elsaß im Aufstande begriffen schien, griffen auch in andern Gegenden Deutschlands die Bauern zu den Waffen. Zunächst folgte dem schwäbischen der fränkische Stamm. Schon im März erhob sich das Volk in Ohrenbach, zwei Stunden von der reichsfreien Stadt Rothenburg an der Tauber, in dem wiesenreichen Schüpfergrund, einem Thale des Odenwalds und im Hohenlohschen. Sie ordneten sich in hellen Haufen und wählten sich Hauptleute, jeder Trupp besonders. Im Hohenlohschen war Wendel Hippler, früher Kanzler des Grafen, der Führer, „ein feiner geschickter Mann und Schreiber, als man ungefährlich einen im Reich finden sollt“, wie ihn Götz von Berlichingen bezeichnet. Die Odenwalder gehorchten dem Georg Metzler aus dem mainzischen Flecken Ballenberg, einem verwegenen Mann, der ein vielbesuchtes Wirtshaus hielt, in welchem er seine Tage in Spiel und Trunkenheit mit gleichgearteten Gesellen verbracht hatte, ein Todfeind des Adels, seitdem Götz von Berlichingen Ballenberg niedergebrannt hatte. Er war mit einer Trommel und einem Schuh auf einer Stange ausgezogen und wurde zum obersten Hauptmann des „evangelischen Heeres“ erwählt. Bald folgten auch die Bauernschaften von Mergentheim, von Böckingen bei Heilbronn, wo Jäcklein Rohrbach, ein wilder verkommener Raufbold, Spieler und Trinker aus einer alten reichsfreien Familie sich an die Spitze stellte, von vielen Ortschaften am Neckar, Kocher und Jagst. Sie sammelten sich „zu sturmlichen Haufen, gleichwie die Bienen wann sie stoßen“. Die zwölf Artikel, die sie mit sich führten, wurden mit neuen Forderungen vermehrt: sie wollten ganz frei sein, keine Zehnten und Gülten mehr zahlen; alle Schulden sollten verglichen werden. Die Klöster wurden überfallen, die Weinkeller und Vorratshäuser geplündert, die Fasten verachtet, die Tage in

Saus und Braus verbracht. Da den Insurgenten hier keine Streitmacht von militärischer Organisation wie der Schwäbische Bund hemmend in den Weg trat, so machte die Erhebung reißende Fortschritte: die geistlichen Besitzungen, die unter dem Krummstab von Mainz, Würzburg, Bamberg in schlaffer Zucht und Autorität gehalten wurden, die kleinen Herrschaften der Grafen von Hohenlohe und Löwenstein, des Komtur des Deutschordens von Mergentheim, des Junkers von Rosenberg, der zahllosen Ritter und Burgherren in heruntergekommenen Vermögensverhältnissen vermochten dem Andrang der wachsenden Scharen keinen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. In den ansehnlicheren Städten war
Rothenburg. die untere Bürgerschaft für die Bauern günstig gestimmt. In Rothenburg, wo damals Karlstadt weilte und ein blinder Mönch aufreizende Reden hielt, erreichte die schon lange vorbereitete Parteiung und Zwietracht zwischen den alten ratsherrlichen Geschlechtern, den „Ehrbaren" und den kleinen Leuten, den Handwerkern und Hintersassen, eine solche Höhe, daß die alte Verfassung umgestürzt und statt des bisherigen Stadtrats eine Verwaltung ins Leben gerufen ward, welche das Gemeinwesen im Sinne der „evangelischen Verbrüderung" einzurichten unternahm. Stephan von Menzingen aus einem ritterbürtigen Geschlecht in Schwaben, ein verschlagener, ränkesüchtiger Mann von zweideutigem Charakter, der ein Vertrauter Ulrichs von Württemberg gewesen, war die Seele der städtischen Umtriebe und Wirrnisse in Rothenburg. Er und seine Gesinnungsgenossen brachten es endlich dahin, daß die Bürgerschaft in einer feierlichen Versammlung
15. Mai. in der Stadtkirche auf hundertundein Jahr in den Bund der Bauern trat. Nur in Schwäbisch-Hall, wo Johann Brenz in evangelischem Geiste „von Gehorsam der unterthan gegen irer Oberkeit" predigte, stand Rat und Bürgerschaft einträchtig gegen die Empörung. Der „schwarze Haufen" aus dem Rothenburgischen und die wilde Schar der Odenwalder verwüsteten das lieblich gelegene Cistercienserkloster Schönthal im Jagstgrund, zündeten mehrere Höfe an und „erwiesen den geistlichen Herren ihre brüderliche Liebe auf türkische Art". In Öhringen,
In Öhringen. einem hohenloheschen Städtchen, erhielten die Aufständischen die Oberhand. Auf Anstiften Wendel Hipplers, der „etwan ein Hohenlohischer Kanzler gewest", dann von dem Grafen wegen gewinnsüchtiger Handlungen und Ränke scharf hergenommen und aus dem Dienste entlassen worden war und sich nun zu rächen suchte, zwangen die Bauern die beiden Grafen Albrecht und Georg die zwölf Artikel anzunehmen und feierlich zu beschwören. „Bruder Albrecht und Bruder Georg," rief ein Bauer aus, „kommet her und gelobet den Bauern bei ihnen als Brüder zu bleiben und nichts wider sie zu thun. Denn ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern." Als sie die Handgelübde ablegten, mußten sie die Handschuhe ausziehen, während die Bauern die ihrigen anbehielten. Darauf zogen die Aufständischen „in hellen Haufen" dem Neckar zu. Neben Georg Metzler und Jäcklein Rohrbach war Florian von Geier, ein ritterlicher Mann aus einem edlen Geschlecht, das zu Giebelstadt seinen Stammsitz hatte, der an-

geſehenſte Führer; Wendelin Hippler folgte als Schreiber. Die Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenſtein, die man zur Annahme der zwölf Artikel und zur Verbrüderung genötigt, mußten den Zug mit weißen Stäben in den Händen begleiten und waren jedem rohen Übermut bloßgeſtellt. In Lauda ſteckten die Bauern das Schloß der Deutſchherren in Brand und führten die Ritter und Amtleute mit auf den Rücken gebundenen Händen durch das Lager in den Turm von Mergentheim. Ähnlich erging es dem würzburgiſchen Schloß Raigetsberg bei Aub, das die erſchrockene Beſatzung beim Heranrücken der Bauern eilig verließ. Weithin loderten die Flammen der angezündeten Herrſchaftshäuſer und Ritterburgen; die Klöſter wurden ausgeplündert, die Keller und Kornſpeicher geleert, die Kirchen ihres Schmuckes, ihrer Koſtbarkeiten und ihrer heiligen Gefäße und Gewänder beraubt. Gegen Menſchenleben war man bisher ſchonend verfahren. Man ſcheute ſich die Blutrache zu wecken. Aber ein wütender Ausbruch der Rache für des Truchſeſſen Vorgehen gegen den „Baldringer Haufen" zerſtörte den guten Eindruck, welchen die ſonſtige Mäßigung machen konnte. Zu den tapferſten Rittern, die im Dienſte Öſterreichs gegen Herzog Ulrich geſtritten, gehörte Graf **Ludwig von Helfenſtein**; er hatte eine natürliche Tochter des Kaiſers Maximilian zur Gattin erhalten und war Ferdinands Liebling. Damals hielt er mit achtzig Reiſigen das feſte Schloß von Weinsberg beſetzt und verhinderte die Bauern der Umgegend, ſich an die Aufſtändiſchen anzuſchließen; vereinzelte Scharen wurden überfallen, niedergemacht, zerſprengt. Er erwartete Zuzug von Stuttgart und war daher zum äußerſten Widerſtand entſchloſſen. Auf zwei Herolde der Bauern, die wegen Übergabe unterhandeln ſollten, wurde vom Schloß aus geſchoſſen. Da rückten die „hellen chriſtlichen Haufen" von ihrem Lager vor Neckarſulm gegen Weinsberg. Das Schloß, die altberühmte „Weibertreu", wurde erſtürmt, und alles, was ſich nicht in die Stadt zu retten vermochte, niedergemacht. Selbſt des Burgpfaffen ſchonten die Raſenden nicht. Dietrich von Weiler, der ſtärkſte und ſchönſte Ritter, erreichte den Kirchturm und rief um Erbarmen. Hohnlachend ſchlugen die Bauern ihre Büchſen auf ihn an und ſchrieen: Rache! Rache! für die ſiebentauſend bei Wurzach Gefallenen." Er ſtürzte nach innen. Da rannten ſie den Turm hinauf und warfen den Sterbenden von der Höhe hinab. Darauf wurde die Stadt nach heftiger Gegenwehr unter Beihilfe einiger Geſinnungsgenoſſen eingenommen. Die Ritter und Knechte, die in der Kirche Schutz geſucht, wurden niedergeſtoßen; denn die Bauern hatten geſchworen, was Stiefel und Sporen trage, müſſe ſterben. Noch ſchlimmer war das Los derer, die man beim Durchſuchen der Häuſer gefangen nahm. Vor Weinsberg liegt ein freier Platz, damals eine Wieſe, jetzt Gartenland. Dorthin brachten die Bauern am andern Tag um Sonnenaufgang den Grafen von Helfenſtein mit den Rittern und Knechten. Vor ihm her ging Melchior Nunnenmacher, ſein ehemaliger Pfeifer, und ſpielte luſtig auf der Sackpfeife, indem er höhniſch ſagte: „hab ich dir einſt ſo oft zur Tafel gepfiffen, ſo ſpiel ich dir nun

Das Blutgericht zu Weinsberg.

billig zu einem andern Tanze auf". Nach dem Verlesen des Todesurteils bildete sich eine Gasse von Bewaffneten. Ein greulicher Lärm von Trompeten und Schalmeien erhob sich. Hans, der Knecht des Konrad von Winterstetten, begann den Reigen durch die Spieße. Ihm folgte sein Herr. Nun kam die Reihe an den Grafen von Helfenstein. Vergebens bot er 30,000 Gulden Lösegeld. „Und wenn du uns zwo Tonnen Goldes geben würdest, du müßtest doch sterben," war die Antwort Vergebens warf sich seine Gemahlin, die nebst ihren Frauen auf die Richtstätte gefolgt war, den Hauptleuten zu Füßen und flehte um das Leben des Gatten, ihr zweijähriges Knäblein in die Höhe haltend. Die Wütenden mißhandelten sie und das Kind. Wie der Graf kein Erbarmen sah, stürzte er in die Spieße und wurde mit vielen Wunden getötet. Ihm folgten die übrigen. Noch mit den Leichen trieben die Rasenden ihren Mutwillen. Jäcklein von Rohrbach nahm den Koller. Die Gräfin wurde auf einem Bauernwagen gen Heilbronn gefahren, begleitet von schreienden Weibern und Männern, welche hohnlachend ausriefen: „In einem goldenen Wagen bist du zu uns gekommen, in einem Mistwagen fährst du weg!" Was sich an Gold und Kostbarkeiten im Schloß undin den öffentlichen Kassen vorfand, wurde verteilt. Florian von Geier, der übrigens zu den Gemäßigten gehörte und an der Weinsberger Blutthat unschuldig scheint, meinte, man solle alle Burgen verbrennen und abbrechen, ein Edelmann brauche nicht mehr als eine Thür zu haben gleich einem Bauer. Der Vorschlag gefiel der Menge. Vorerst aber beschloß man, die Stadt Heilbronn in die christliche Brüderschaft aufzunehmen, dann nach dem Würzburgischen aufzubrechen.

Götz von Berlichingen zum Hauptmann gewählt. Wie ein Todesschrei drang die Kunde von dem Weinsberger Greuel durch Deutschland. Im ersten Schrecken beugte sich alles vor den furchtbaren Rotten. Die Grafen von Hohenlohe sandten ihr Geschütz, das sie anfangs verweigert hatten und wiederholten das Versprechen, nichts Feindliches zu unternehmen; der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an: die Winterstetten, Zobel, Gemmingen, Stettenfels, Frauenberg, die Grafen von Wertheim und Rheineck. Auch die Städte wagten keinen Widerstand. Als das Bauernheer unter Jäcklein, Metzler und Florian Geier vor Heilbronn erschien, wurde von den unteren Volksklassen, trotz des Verbots der Ratsherren, das Stadtthor geöffnet, worauf die Bauern eindrangen, das deutsche Haus und die Klöster plünderten, die darin vorgefundenen Schuldbriefe und Rechnungen vernichteten und die Beute unter sich teilten. Auch Neidenau und Wimpfen vertrugen sich; Schloß Horneck bei Gundelsheim, welches der Deutschmeister mit den Ordensrittern und Knechten verlassen hatte, wurde geplündert und abgebrannt. 5. Mai. Götz von Berlichingen fürchtete für Hornberg, seinen Stammsitz, ein ähnliches Schicksal. Er trat daher mit den Bauern in Unterhandlung und wurde in die Brüderschaft aufgenommen. Weithin berühmt wegen seines Mutes und seiner Tapferkeit und trotz seiner Fehden und Raubfahrten, die haupt-

sächlich gegen die Fürsten, gegen Geistlichkeit und Kaufmannschaft gerichtet waren, bei dem Landvolk wegen seiner Biederkeit und Geradheit nicht unbeliebt, schien er der geeignete Mann zum Oberanführer zu sein. Denn es fehlte im Bauernheer an aller Zucht und militärischen Ordnung und keiner der bisherigen Führer besaß die nötige Autorität. Auf Wendel Hipplers Vorschlag wurde daher im Kriegsrat der Beschluß gefaßt, den Ritter mit der eisernen Hand zum Feldhauptmann zu wählen. Götz sträubte sich anfangs; aber teils die Furcht, die Bauern möchten ihm und seinem Weib und Kind ein ähnliches Schicksal bereiten, wie dem Helfensteiner, teils das Zureden des kurpfälzischen Amtmanns Max Stumpf, die Wahl zum Besten des gesamten Adels anzunehmen, brachen seinen Widerstand. Auch wünschte er sich an dem Schwäbischen Bund zu rächen, der ihn zwei Jahre lang im Gefängnis gehalten hatte. So ritt er gen Buchen, wo die Aufständischen gelagert waren, obgleich er oftmals wünschte, „lieber in dem böseſten Turm zu liegen, der in der Türkei wäre". Aber auch die Bauern waren nicht alle mit der Wahl einverstanden: namentlich trug ihm Metzler noch immer tiefen Groll im Herzen. Als er verlangte, sie sollten der Obrigkeit gehorsam sein und Zinsen, Gülten und Fronden wie vordem leisten, stieß er auf Hohn und Spott. Dennoch kam unter Vermittelung Hipplers ein Vertrag zu stande, kraft dessen der Ritter sich verpflichtete, einen Monat lang ihr oberster Feldhauptmann zu sein. Fest erklärte er aber, er werde nie in eine so „tyrannische Handlung" willigen wie bei Weinsberg, worauf man ihm erwiderte: „Wäre sie nicht geschehen, so geschehe sie nimmer."

Nun ging der Zug auf das kurmainzische Städtchen Amorbach los, wo das Benediktinerkloster ausgeplündert ward. Die Edelleute der Umgegend eilten durch Annahme der zwölf Artikel die Zerstörer von ihren Besitzungen fern zu halten. Am 7. Mai erschien der „helle Haufen" unter Götz und Metzler und die Rothenburger „schwarze Schar" im Angesicht von Würzburg. Sie fanden bereits das ganze Land in Gährung und Aufruhr gegen den bischöflichen Lehnsadel, gegen die Amtleute und die „Pfaffheit"; und selbst in der Stadt war die Mehrzahl der Bürger den Aufständischen zugethan. Der Bischofstuhl von Würzburg, mit dem das Amt und der Titel eines Herzogs von Franken verknüpft war, hatte sich durch Gewalt und List zu hoher Macht aufgeschwungen. Die alten Stadtrechte waren unterdrückt worden, und die Chroniken wußten von vielen Greueln und Gewaltthaten der geistlichen Herrschaft zu erzählen. Jetzt glaubte man in Stadt und Land die Stunde gekommen, da man das erlittene Unrecht abthun, die verlorne Freiheit wieder gewinnen könne. Mit Neid blickte man auf Nürnberg, das unter dem Schirm des Reichs so herrlich emporblühte. Auch die Würzburger wollten reichsfreie Bürger werden. Der Bischof Konrad von Thüngen, von seinem Lehnsadel verlassen, von den Bürgern und Bauern bedrängt, entfloh aus seiner Hauptstadt, die Verteidigung des festen Schlosses Frauenberg seinen Rittern und Reisigen überlassend, an deren Spitze der tapfere Sebastian von

Zug nach Würzburg.

Rotenhahn und der Dompropst Markgraf Friedrich von Brandenburg standen. Diese Feste, auf welcher die letzte Kraft des Fürstentums und Herrenstandes in Franken ruhte, suchte jetzt das Bauernheer im Verein mit den Würzburgern in seine Gewalt zu bringen. Götz widerriet den Angriff; aber sein Ansehen war schon lange geschwunden. Verwegenere Leute führten das entscheidende Wort.

Bamberg. Diese Vorgänge im Würzburgischen riefen auch im Bistum Bamberg, wo auf den aufgeklärten, wohlmeinenden Bischof Georg von Limburg im Jahr 1522 der römisch gesinnte Weigand von Redwitz gefolgt war, den Bauernaufstand zu neuem Leben. Die festen Rittersitze, mehr als fünfzig an Zahl, wurden gebrochen, die Klöster mit Raub und Verwüstung heimgesucht, die Landstädte ohne sonderliche Mühe zum Beitritt bewogen. Der Bischof flüchtete sich in die feste Babenburg und schloß von da aus mit den Aufständischen einen Vertrag, worin er ihnen geistliche und weltliche Reformen zusagte.

5. Volkserhebungen aller Orten.

Bewegungen im Erzstift Mainz. Auch in andern Gegenden Deutschlands galt damals die Losung: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Im Erzstift Mainz gährte es allenthalben. Der kurfürstliche Statthalter von Aschaffenburg, Bischof Wilhelm von Straßburg, ein verständiger, gemäßigter Mann, einigte sich mit dem Bauernhaufen, der ihn zu belagern begann, auf Grund der zwölf Artikel, denen noch einige Forderungen lokaler Natur beigefügt waren. Mainz selber forderte die reichsstädtischen Rechte zurück, die der Stadt bei einem früheren Aufruhr entzogen worden, und die Einwohner des Rheingau ahmten das Beispiel nach. Sie versammelten sich bei ihrer uralten Malstatt auf der Lützelau zu St. Bartholomä, um ihre alte Freiheit und Gauverfassung, die man ihnen entrissen oder verkürzt hatte, wieder zu erlangen. Sie entwarfen eine Beschwerdeschrift von 31 Artikeln, die sie dem Viztum Brömser von Rüdesheim überreichten. Darin forderten sie unter anderm, daß die Haingerichte nach dem alten Rechte wieder hergestellt, Adel und Geistlichkeit zu den Abgaben und Gemeindelasten herangezogen, die Klostergüter zum Nutzen der Landschaft verwendet, die Befestigungswerke oder Gebicke, durch welche die Ostseite gedeckt war, gesichert werden sollten. Als das Domkapitel zögerte, traten die Rheingauer in Wehr und Waffen auf dem Wachholder, einer flachen Landstrecke bei dem Kloster Erbach, zusammen und forderten den Adel zum Beitritt auf. Dieser wagte nicht zu widerstehen, er beschwur die Artikel, die dann auch der Statthalter Wilhelm annahm. So ging im Rheingau die Volksbewegung ohne Gewaltthätigkeit vor sich; nur die Klöster mußten Wein und Früchte liefern. Ein altes Volkslied rühmt, daß die Bauern auf dem Wachholder ein großes Klosterfaß von Erbach geleert. Ritter und Gemeine errichteten ein Lager und setzten Friedrich von Greiffenklau, Bruder des Erzbischofs von Trier, als obersten Hauptmann ein. Auch in diesem alten Metropo-

litansitz an der Mosel verlangte der Stadtrat, daß die Geistlichen zu den bürgerlichen Lasten herangezogen und daß von den Gefällen, welche die Reliquien des Domes einbrächten, ein Teil der Stadt zugewiesen werden sollte. In Frankfurt sah sich der Rat genötigt, die von den Gemeinen verlangten Reformen anzunehmen; bis nach Hessen und Westfalen erstreckte sich die Bewegung. In Münster stellte die Stadt an das Kapitel dieselben Forderungen wie Trier; der Bischof fürchtete, in kurzem werde er das ganze Land in Aufruhr sehen. In Hersfeld unterschrieb der Abt Krato die zwölf Artikel; der Koadjutor von Fulda erklärte den Bauern der buchonischen Landschaft, er habe den weltlichen Stand angenommen, und ließ sich als „Fürst von den Buchen" begrüßen; sein Bruder, der Graf von Henneberg, versprach „alles frei zu lassen, was Gott der Allmächtige gefreiet in Christo seinem Sohn". Ihrem Beispiel folgten die meisten Ritter und Herren, sowie die Städte Schmalkalden, Salzungen, Meiningen und Wasungen.

In diesen stürmischen Frühlingstagen sah man in Heidelberg viele erlauchte In der Pfalz. Gäste, die an dem kurfürstlichen Hofe Hilfe und Schutz suchten. Nicht nur der Meister des Deutschordens und der Bischof von Würzburg hatten sich in die Neckarstadt geflüchtet, auch der Bischof von Speier, Bruder des Pfalzgrafen Ludwig V., und viele Herren vom Adel hatten sich eingefunden. Jetzt erschien als Bundesgenosse auch Kurfürst Richard von Trier mit einem großen Zug Gewaffneter. Denn bereits waren die Bauern auch im Bruchrain und in den Territorien auf beiden Stromufern aufgestanden, hatten Bruchsal, Wiesloch und die badischen Orte Durlach und Gottesau in ihre Gewalt gebracht, die Klöster Herren- und Frauenalb geplündert, den Markgrafen Ernst von Baden, der die Bedingungen nicht eingehen wollte, in die Flucht gejagt, den Bischof von Speier zu einem Vertrag gezwungen und ihre Macht zu Raub und zuchtlosen Handlungen mißbraucht. Von der Kirchweih in Nußdorf bei Landau war ein Haufen 23. April. leichtfertiger Gesellen nach dem Stift Klingenmünster aufgebrochen und hatte dort und in der ganzen Haardt seinen zerstörenden und ausschweifenden Mutwillen an Klöstern und Burgen ausgelassen; in Neustadt öffnete ihnen die Bürgerschaft die Thore. Sogar mehrere Edelleute nahmen notgedrungen das weiße Kreuz und traten in den Bund. Ähnliche Auftritte zeigten sich in den fruchtbaren weinreichen Gegenden von Worms und an der Bergstraße. Der Kurfürst trug Bedenken „christlich Blut zu vergießen". Er holte den Rat Melanchthons ein, der zwar den Aufruhr der Bauern in die Hölle verdammte, aber doch schließlich einer gütlichen Beilegung des Handels durch die Weisheit und Mäßigung der Fürsten das Wort redete. Der Kurfürst war ernstlich gewillt, diesen Weg zu betreten und entschloß sich sogar zu einer Zusammenkunft. Mit dreißig Begleitern näherte er sich in dem Dorfe Forst dem in trotziger Schlachtreihe mit fliegenden Fahnen aufgestellten Bauernheer und versprach Erledigung der Beschwerden auf einem Landtag. Aber die Zerstörung der schönen Madenburg bei Landau, die Plün-

derungen und Verheerungen, welche die Bauern in Deidesheim, Winzingen und Ruppertsberg, in den Schlössern Scharfeneck und Trifels verübten, gaben Beweis, wie wenig Eindruck die Langmut des Kurfürsten hervorgebracht. Auch im Stift Sinzheim und im Kraichgau, wo der „Pfaffe“ Anton Eisenhut aus Eppingen im Geiste Schappelers predigte, traten ähnliche Szenen zu Tage. In der Burg Steinsberg, die dem Junker Hans von Venningen gehörte, „machten sie ein Lustfeuerlein, das allenthalber in der ganzen Revier gerings herumb scheinbarlich zu sehen war“.

Im Elsaß. Bereits war auch in andern Gegenden der Sturm losgebrochen. Im Elsaß, wo einst der Bundschuh seine weiteste Verbreitung und Verzweigung gehabt, regten die Vorgänge in den östlichen Nachbarlanden, in Oberschwaben und Franken während der Frühlingstage 1525 das Volksleben in seiner Tiefe auf. In wenigen geschichtlichen Ereignissen des Elsaß drückt sich so sehr das innere Zusammenleben des Volks mit seinen deutschen Nachbarstämmen aus, wie in der Revolution des sechzehnten Jahrhunderts. Während der Bauernkrieg an der französischen Grenze Halt macht, ist Anfang und Endpunkt desselben gerade im Elsaß zu suchen. Im Sundgau gaben der Bauer Matthias Nidhart und der Pfaffe Johannes Berner das Zeichen zum Aufstand, an dessen Spitze Heinrich Wetzel trat; in Ensisheim traf die österreichische Regierung alle Anstalten zur Verteidigung der Stadt, während zugleich bei den benachbarten Reichsstädten und in Basel Hilfe begehrt wurde. Als man die Bauern aufforderte auseinander zu gehen, antworteten sie: „Man drückt uns zu hart, wir wollen selbst Meister sein und ohne Herrschaft leben.“ Sie wußten, daß es auch in den Städten Leute gab, die zu ihnen hielten. In Mülhausen, wo schon früher sich die Bürger gegen Klöster und Geistlichkeit erhoben, erwartete ein Teil des Volks sehnsüchtig die Ankunft der Bauern, die das wahre Evangelium angenommen. In Wort und Lied richtete man sich gegen den Adel und gegen die reichen Leute, „welche auf stolzen Hengsten reiten und in Übermut daher gefahren kommen, das Gut der Armen ohn' Unterlaß verzehren“. „Der Arme bleibt doch ungespeist,“ hieß es in einem Lied, „soll das evangelisch sein?“ Während im Sundgau durch die Vermittelung Basels ein vorläufiger „Stillstand“ eingetreten war, brach im mittleren Elsaß der Aufstand an mehreren Orten zugleich los; im Mai belagerten gegen 13,000 bewaffnete Bauern die Stadt Kaisersberg; zum Obersten hatten sie Wolf Wagner von Rhinau gewählt. Wie in Franken hatten besonders die reichen Klöster unter ihren Streichen zu leiden. Die kleineren Städte setzten ihnen keinen erheblichen Widerstand entgegen; „sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen“; ein Haufen, den der kühne und verschlagene Erasmus Gerber führte, bemächtigte sich der bischöflichen Stadt Zabern; die große und reiche Abtei Weißenburg, der Stolz des elsässischen Landes, wurde ausgeplündert, die Reichsstadt selbst von den Bauern besetzt. Mit dem Erfolge steigerte sich der Übermut der Aufständischen; als Bucer von Straßburg sich in ihr Lager begab

und in evangelischer Weise vom Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, fand er taube Ohren. „Sie hatten ganz und gar keine Ruh," heißt es in einer alten Aufzeichnung, „sie trugen den Wein in Fässern zu, der Wein machte sie allesamt rasen." Die zwölf Artikel genügten ihnen nicht mehr, sie stellten neue weitergehende Forderungen, und die Vermittelungsversuche des Straßburger Bischofs und Stadtrats blieben ohne Erfolg.

Selbst die österreichischen Alpenländer wurden in die allgemeine Bewegung hineingerissen. Dem Regensburger Konvent zum Trotz erschallten im Salzkammergut, in Tirol, in den fünf Herzogtümern die evangelischen Lieder, die von Wittenberg aus durch alle Lande gingen. Jener Kardinal Matthäus Lang, Bischof von Gurk, den wir als einflußreichen Rat Maximilians in den italienischen Angelegenheiten kennen gelernt haben, ein Mann von Klugheit und wissenschaftlicher Bildung aber von selbstsüchtigem, unlauterem Charakter, hatte den fürstbischöflichen Stuhl von Salzburg erlangt und war, wie wir früher gesehen, einer der heftigsten Feinde der neuen Lehre. Empört über die Verfolgungen erregten die Bauern von Gastein einen Aufruhr der sich bald über das ganze Salzkammergut verbreitete und noch in voller Stärke wütete, als am Main und Neckar die Bewegung bereits niedergeschlagen war. Sie belagerten den Kardinal in seiner Feste Hohensalzburg und brachten dem Feldhauptmann Dietrichstein, den Erzherzog Ferdinand dem bedrängten Kirchenfürsten zu Hilfe geschickt, bei Schladmingen eine Niederlage bei. Die Blüte des kärntnerischen und steirischen Adels deckte das Schlachtfeld. Zur Vergeltung für die Hinrichtung von zweiunddreißig Bauern mußten ebensoviele vom Herrenstand bluten. In Tirol herrschte große Aufregung. In Brixen hatte sich Michael Geißmayr, der Schreiber des Bischofs, an die Spitze des Aufruhrs gestellt; in den nördlichen Thälern reichten die Landleute ihre kirchlichen und weltlichen Beschwerden in neunzehn Artikeln ein und Ferdinand sah sich genötigt zu gestatten, „daß fromme Prediger das lautere klare Wort Gottes nach dem Text dem gemeinen Mann verkünden sollten". Das ganze Etschthal hinab flutete die Bewegung, so daß der Rat der Republik Venedig darüber in Sorgen geriet. Sogar im Erzherzogtum Österreich, in der Umgebung von Wien, entdeckten die Amtleute einen evangelischen Bund von solcher Ausdehnung, daß in acht Stunden 10,000 Hauerknechte versammelt sein könnten.

In den östlichen Alpenländern. — *5. Juli.*

6. Thomas Münzer in Thüringen. Friedrichs des Weisen Tod.

Als Thomas Münzer aus dem Schwarzwald nach Mühlhausen zurückkehrte, fand er die Verhältnisse der Stadt wesentlich verändert. Durch das Einverständnis des Landvolks mit den unteren Bürgerklassen hatte die demokratische Partei unter der Leitung Heinrich Pfeifers gesiegt und die Verfassung umgestaltet. An die Stelle der patrizischen „Ehrbarkeit" war ein „ewiger Rat"

Mühlhausen.

getreten. Münzer traf daher auf einen günstigen Boden für seine agitatorische Wirksamkeit, und erst unter seiner Leitung artete die anfangs so maßvolle Bewegung in den grausamsten Terrorismus und Fanatismus aus. Hatte er schon früher gelehrt, „man müsse das Unkraut ausreuten aus dem Weingarten Gottes zur Zeit der Ernte", und Luthers Ansicht bekämpft, „daß der Widerchrist zerstört werden müsse durch das Wort allein, ohne Gewalt", so rechtfertige er jetzt in der Schrift: „An die Versammlung gemeiner Bauernschaft" die Aufstände des Volks und bewies, „daß jede Landschaft oder Gemeinde Macht habe, ihre schädlichen Herren zu entsetzen". Er ermahnte die Bauern zur Ausdauer, sonst komme Wehe und ein greuliches Morden über sie. „Ihr werdet nichts mehr eigen haben," sagte er, „weder Leib noch Gut; ganz nach türkischer Art wird man euch verkaufen wie das Vieh, Roß und Ochsen." Im Verein mit Pfeifer gründete er einen Bund von Eingeweihten, bei dem er das Ansehen eines Herrn und Propheten erlangte. In dem „ewigen Rat", der ganz aus seinen Anhängern zusammengesetzt war, führte er die entscheidende Stimme. Nur der inneren Offenbarung wollte er Recht zuerkennen, er forderte die Reichen auf, nach apostolischer Weise mit den Ärmeren ihre Güter zu teilen, und rüstete zum heiligen Krieg. Immer mehr steigerte sich in ihm die schwärmerische Aufregung: die bestehenden Ordnungen und Einrichtungen müßten untergehen und eine neue Zeit mit der Herrschaft eines Propheten erstehen. Im Prunkgewande und mit langem Barte, wie die Erzväter, trat er einher und sprach Recht nach dem mosaischen Gesetz

Der Auszug. Mai 1525. Vom Wort ging es zur That. Als Münzer zögerte, machte Pfeifer den Anfang. Er war schon längst eifersüchtig auf den Gefährten und wollte ihn überbieten Angefeuert durch ein Traumgesicht, in dem er einen siegreichen Ausgang zu erkennen vermeinte, zog er mit seinem Anhange nach dem Eichsfeld, plünderte Kirchen, Klöster und Edelhöfe und führte reiche Beute heim. Jetzt konnte auch Münzer nicht mehr zurückbleiben. Er hatte Geschütz von gewaltigem Kaliber gießen lassen und zog nun aus an der Spitze seiner Getreuen und unter einer weißen Fahne, darin ein Regenbogen stand, gegen die Behausungen des „Baal und Nimrod". „Fahet an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit," rief er den Mansfeldschen Bergleuten zu. „Haltet eure Brüder alle dazu, daß sie göttliches Zeugnis nicht verspotten, sonst müssen sie alle verderben. Das ganze Deutsch-, Französisch- und Welschland ist wach, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran." Die Verträge, welche die Bauern des Südens auf Grund verheißener Reformen abgeschlossen, sind nicht nach seinem Sinn. Er will, daß ganze Arbeit gemacht werde. „Nun dran, dran, dran! Lasset euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte vorschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, laßt euch nicht erbarmen ihr Flehen. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt, Gott geht euch vor, folget." Dieser Aufruf Münzers hatte die er-

wartete Wirkung. In der ersten Maiwoche wurden alle Klöster der Umgegend erstürmt und beraubt: am Harz Walkenried, Michelstein, Ilsenburg; in der „Güldenen Au" Memleben, Kelbra, Donndorf, Roßleben; bis in den Thüringer Wald und an die Mündung der Unstrut wüteten die fanatischen Kriegsscharen. In Reinhardsbrunn wurden die Denkmäler der Landgrafen verwüstet, die Büchersammlung zerstört. In der Grafschaft Mansfeld wurden die Klöster Sittichenbach, Rhode, Wimmelburg und das zu Eisleben heimgesucht, Holzzella verbrannt. An den Grafen Albrecht von Mansfeld, der die Bergleute zu beruhigen suchte, schrieb Münzer: „Hast du nicht gelesen in der Schrift, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Tiere sollen saufen das Blut der großen Hansen? Meinst du daß Gott nicht mehr an seinem Volk, denn an euch Tyrannen gelegen?" und dem Grafen Ernst in Heldrungen rief er zu: „Der ewige lebendige Gott hat es geheißen, dich mit der Gewalt, die uns gegeben, vom Stuhl zu stoßen. Denn du bist der Christenheit nichts nütz, du bist ein schädlicher Staubbesen der Freunde Gottes." Er unterzeichnete sich „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis" und wandte die Prophezeiungen Hesekiels und der Apokalypse auf seine Zeit an. Als sich unter dem Bauernhaufen, der in Frankenhausen Schloß und Rathaus gestürmt und die Klöster geplündert, einige Furcht zeigte, feuerte er ihren Mut an: „Seid keck, und lasset euer Herz nicht entsinken, wir müssen das Nest der Adler angreifen." An seine Freunde in Erfurt schrieb er: „Machet euch mit uns an den Reigen; wir wollen den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." Furchtbar zündeten die Worte des Schwärmers in den Herzen des Landvolks. Auf den Trümmern der alten Welt wollte der fanatische Demagog ein neues christliches Reich gründen.

Unter solchen Eindrücken in seiner Nähe schied Kurfürst Friedrich von Sachsen aus dem Leben. Er, den man damals in Italien und Frankreich für das Haupt der Bauernrebellion hielt, hatte auch ihr gegenüber Mut und Gottvertrauen bewiesen. Ist es nicht der Wille des Herrn, sagte er zu Spalatin, so wird das gemeine Volk nicht obsiegen. So friedlich wie er gelebt, ist er verschieden. Sein Bruder Johann, welchen man in der Folge den Beständigen genannt hat, übernahm nun die Regierung allein. *Tod Friedrichs des Weisen. 5. Mai 1525.*

„So war denn endlich zu Tage getreten, was sich schon lange angekündigt: nachdem die Gewalten, welche den deutschen Staat konstituierten, aneinander und unter sich selber irre geworden, erhoben sich die elementaren Kräfte, auf denen er beruhte. Aus dem Boden zuckten die Blitze auf; die Strömungen des öffentlichen Lebens wichen aus ihrem gewohnten Laufe; das Ungewitter der Tiefe, das man so lange brausen gehört, endlud sich gegen die oberen Regionen: es schien sich alles zu einer vollkommenen Umkehr anzulassen."

7. Der Heilbronner Verfassungsentwurf.

Der Bauernkonvent in Heilbronn. Mai 1525.

Gleichwohl hat die Bewegung des Frühjahrs 1525 keineswegs bloß aus einer Kette von Metzeleien und Schlägereien bestanden; wichtiger noch als die kriegerischen Ereignisse waren die Unterhandlungen und Verträge, an welchen unausgesetzt gearbeitet wurde. Konnten doch damals einige Männer von umfassenderem politischen Blick sogar auf den Gedanken kommen, durch planmäßiges Vorgehen eine Gesamtreform der staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse zu erzielen. Wenn es gelang, die revolutionären Erhebungen der einzelnen Landschaften zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen, den Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten Zügel anzulegen, die zwölf Artikel der Bauernschaft durch Bestimmungen von weiterer Tragweite zu ergänzen, so konnte man hoffen, aus der Mitte des Volks eine Reichsreform hervorgehen zu sehen, nach welcher die Fürsten und Stände bisher vergebens gestrebt. Die obrigkeitlichen Gewalten lagen gebrochen und ohnmächtig danieder; die Reichsstädte erwehrten sich nur teilweise und mühsam des Andrangs der demokratischen Elemente, die geistlichen Herren hatten großenteils den stürmischen Forderungen nachgeben müssen. Sollten nicht die öffentlichen Gewalten, die privilegierten Stände freudig nach einem Ausgleich greifen, der sie vor gänzlichem Ruin bewahrte? Und wenn aus dem revolutionären Boden eine Regierung emporwüchse, die, zwischen die gährenden Volkskräfte und die konstituierten Obrigkeiten gestellt, die Interessen der Gesamtheit verträte, neben den gesetzmäßigen Gewalten und überkommenen oder angemaßten Rechten auch die natürlichen und menschlichen Rechte und Freiheiten zur Geltung brächte, könnte nicht eine solche Macht die Reformen erzeugen, nach denen die Welt Verlangen trug, nach denen die deutsche Nation so eifrig gerungen, so sehnsüchtig getrachtet? Mit solchen Plänen und Absichten sollte sich das „Bauernparlament" befassen, welches aus Bevollmächtigten der Insurgentenhaufen von Würzburg, von Oberschwaben, von Elsaß und Rheinfranken in der ersten Hälfte des Mai zu Heilbronn in Beratung trat. Der merkwürdige Reformationsentwurf, der bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kam, wird zwei Männern zugeschrieben, die, mitten in der Bewegung stehend, über dem Umsturz zugleich den Neubau ins Auge faßten, dem ehemaligen Hohenloheschen Kanzler Wendelin Hippler, den wir als „Feldschreiber" der Odenwälder kennen gelernt, und Friedrich Weigand von Miltenberg. Sie bildeten die Seele der Kanzlei, welche von Heilbronn aus das Ganze leiten sollte.

Entwurf zur Reformation des Reichs.

In diesem Verfassungsentwurf war im Gegensatz zu den zwölf Artikeln das größte Gewicht auf die Ordnung der staatlichen, gerichtlichen und sozialen Verhältnisse gelegt, während die kirchlichen nur eine untergeordnete Beachtung fanden. An der Spitze stand die Reform des geistlichen Standes in bezug auf dessen weltlichen Besitz. Demgemäß sollten die Einkünfte der Geistlichkeit auf „ziemliche Notdurft" beschränkt und ihre Güter dem allgemeinen Nutzen zugewiesen werden. Durch diese Säkularisation konnte man

die Mittel gewinnen, den weltlichen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und Edlen ein „ehrliches Einkommen“ zu sichern und sie zu entschädigen für die Verluste, die ihnen für die Ablösung der Feudalrechte und aller Bodenzinse an die Gemeinen erwachsen würden. Auch für die öffentlichen Bedürfnisse des Reichs könnte dadurch gesorgt werden, so daß alle Zölle und beschwerenden Auflagen und Abgaben in Wegfall kommen müßten. Nur alle zehn Jahre sollte eine Steuer für den römischen Kaiser erhoben werden, dessen Schirm und Gewalt fernhin allein im Reich zu gelten hätte mit Ausschluß aller Sonderbündnisse von Fürsten, Herren und Städten. Alle Doktoren des römischen Rechts und alle kirchlich Geweihten sollten von Gerichten, von Ämtern, aus dem Reichsrate und Fürstenrate ausgeschlossen sein. Nur an den Universitäten möchten drei Doktoren des kaiserlichen Rechts angestellt sein, damit man sich in dringenden Fällen Rats bei ihnen erholen könne. Das Volk sollte sein altes heimisches und natürliches Recht und Gericht wieder erhalten. Zu dem Ende war eine neue Gerichtsordnung in Vorschlag gebracht: die unterste Grundlage hätten die bestehenden Stadt- und Dorfgerichte zu bilden; über diesen sollten vierundsechzig Freigerichte mit Beisitzern aus allen Ständen eingesetzt werden und für höhere Fälle sechzehn Landgerichte und vier Hofgerichte; endlich ein kaiserliches Kammergericht deutscher Nation gleichfalls mit Beisitzern aus den verschiedenen Ständen, Fürsten, Grafen und Ritterschaft, Reichsstädten, fürstlichen Städten und Landgemeinden. Auch Einheit der Münze, gleiches Maß und Gewicht, Sicherheit des Handels, aber auch Schutz gegen Wucher und Übervorteilung durch die großen Wechsler- und Kaufmannshäuser wurde verlangt. Die Städte und Gemeinden sollten eine Reform erfahren „nach göttlichem und natürlichem Recht und christlicher Freiheit“, die Geistlichen „Hüter ihrer Gemeine“ sein, Fürsten und Ritter Frieden halten und die Schwachen beschützen. Über die Ausführung war ein Schiedsgericht in Aussicht genommen, in welchem neben dem Erzherzog Ferdinand und dem Kurfürsten von Sachsen auch Luther, Melanchthon, Bugenhagen u. a. sitzen und raten möchten.

Dieser Entwurf einer Reichsreform durch den Bauernkonvent in Heilbronn würde, wäre er zur Ausführung gekommen, der deutschen Nation einen Staats- und Rechtsboden geschaffen haben, auf dem das öffentliche Leben einer glücklichen Entwickelung hätte entgegengeführt werden können. Die kaiserliche Gewalt wäre gestärkt, den unzähligen kleinen Partikular- und Patrimonialherrschaften der Boden zu weiterer Existenz und Entwickelung entzogen, das Deutsche Reich zu einer staatlichen Einheit geführt worden. Aber der Sturm der Ereignisse warf die guten wie die schlimmen Elemente in denselben Abgrund. Zum ruhigen Schaffen und Ausbauen war in der gährungsvollen Gegenwart kein Raum. Dennoch gingen die ausgesprochenen Ideen nicht ganz unter; der Heilbronner Reformplan „wirft seinen Schatten weit in die Zukunft und ist auf lange hinaus ein teils erfülltes, teils versagtes Begehren der Nation geblieben“.

Wie einst in Worms bot sich auch diesmal wieder dem Kaiser eine günstige Gelegenheit dar, an der Spitze der deutschen Nation zu einer Macht emporzusteigen, die ihn in dem Augenblick, da auch Frankreich gebeugt zu seinen Füßen lag, zum Gebieter und Schiedsrichter von Europa gemacht hätte. Sein Kanzler Granvella soll ihm auch einen dahin zielenden Rat gegeben haben. Aber wie schlau die Fürsten Österreichs stets jede politische Konjunktur zur Erweiterung ihrer Hausmacht durch Landerwerb und zur Stärkung ihres kaiserlichen Ansehens

im Reich zu benutzen wußten, so schraken sie doch immer davor zurück, den Vorteil ihres Hauses zu wahren, wenn dieser einmal mit einem nationalen freiheitlichen Ziel zusammenfiel.

8. Luthers Haltung.

Ermahnung zum Frieden.

In diesen sturmvollen Tagen waren aller Augen auf Luther gerichtet. In seiner Hand lag damals das Schicksal Deutschlands. Stellte er sich auf die Seite des Aufstandes, wer hätte den Strom der Volksbewegung, der so mächtig einherbrauste, zu hemmen vermocht? Die Bauern in Oberschwaben hatten ihm die zwölf Artikel zugeschickt, und er zögerte nicht, in einer „Ermahnung zum Frieden" seine Antwort zu geben. Er wandte seine Strafrede zunächst gegen die Fürsten und Herren. Niemand anders habe man diesen Unrat und Aufruhr zu danken, als ihnen, sonderlich den blinden Bischöfen und tollen Pfaffen und Mönchen, die noch heutigestags verstockt nicht aufhören zu toben wider das heilige Evangelium und auch im weltlichen Regiment nichts anders thun als schinden und schätzen, Pracht und Hochmut führen, bis der arme, gemeine Mann es nicht länger kann noch mag ertragen. „Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen." Er rät den Herren, ihr Toben und störrische Tyrannei zu lassen und an den Bauern mit Vernunft zu handeln. Die meisten ihrer Artikel seien billig und recht und könnten nicht zurückgewiesen werden. „Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möcht' ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen, oder mich zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen, aber da soll mich mein Gott vor hüten, wie bisher." Dies war die Antwort auf das Geschrei der Papisten: „Dieser Bauernhandel hat seinen Ursprung aus lutherischer Lehre." Nachdem er so den Fürsten und Herren ihr Unrecht vorgehalten und sie zur Besserung ermahnt, richtete er eine noch schärfere Strafrede an die Bauern: „Es steht geschrieben: eine jegliche Seele soll der Obrigkeit unterthan sein mit Furcht und Ehren, gegen natürliches Recht, denn es ist klar, daß niemand kann sein eigner Richter sein. Wenn zwei streiten, muß ein dritter da sein, der entscheidet. Wenn ein König sich mit Eiden seinen Unterthanen verpflichtet, nach vorgestellten Artikeln zu regieren und hält sie nicht, solltest du ihn darum angreifen und solches rächen? Da wäre eitel Mord und Blutvergießen." Es sei Christenpflicht, nur nach dem Evangelium zu trachten, und zeitliche Güter und Leben hintanzusetzen, in ihren Artikeln aber redeten sie nur von weltlichen Sachen, „daß sie Gewalt und Gut haben wollen, so doch das Evangelium sich weltlicher Sachen gar nichts annimmt und das äußerliche Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und Verachtung zeitlicher Güter und Lebens setzt". Sie sollen den christlichen Namen nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unchristlichen Fürnehmens machen. „Wenn die Fürsten und kirch-

lichen Machthaber das Evangelium wehren, dann verlasset Land und Stadt und ziehet dahin, wo das Evangelium frei bekannt werden darf." Schließlich gibt er ihnen den Rat, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche Ratsherren erwähle, welche nach beiden Seiten das Billige feststellen möchten. Streng scheidet er Geistliches und Weltliches und schärft den Herren und den Bauern das Gewissen; sie sollten in sich gehen und die Sachen mit Recht, nicht mit Gewalt angreifen; jene sollten die ungerechte Bedrückung des gemeinen Mannes abstellen, diese von der „Rotterei", von jeder Selbsthilfe ablassen. So stellte sich Luther mitten in dem wildesten Parteigetriebe der Zeit, unter dem Toben roher Leidenschaften auf einen erhabenen christlichen Standpunkt, unbekümmert um die Nachreden und Schmähungen der einen wie der andern. Trachtet vor allem nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, war der Inhalt seiner Schrift. „Aber es ist ein gutmütiger Traum, zu glauben, daß große und wohlthätige Umgestaltungen auf friedlichem gesetzlichen Wege sich bewerkstelligen lassen."

Wider die räuberischen und mörderischen Bauern.

Luthers „Ermanung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" hatte keinen Erfolg. Bald darauf brauste der Sturm über die deutschen Lande: in einigen Monaten waren anderthalbtausend Klöster und Ritterburgen weggefegt; die Weinsberger That erfüllte die Welt mit Entsetzen; vom Harz bis zum Thüringer Wald wütete Münzer mit dem Schwert Gideons; wilde Leidenschaft tobte unter religiöser Hülle; der Aufruhr drohte das göttliche Gesetz umzustürzen; die „Rottengeister und Mordpropheten" schienen zu triumphieren. Da tauchte Luther seine Feder in Blut und schrieb die schreckliche Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern". Dreierlei greuliche Sünden, heißt es darin, laden diese Leute auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele mannigfaltig: Treubruch gegen ihre Obrigkeit, Raub und Plünderung und zum dritten, „daß sie solche schreckliche, greuliche Sünden mit dem Evangelium decken nnd sich christliche Brüder nennen, während sie dem Teufel dienen". Mit zornigen Worten forderte er die Fürsten auf, das Schwert zu ergreifen gegen die Mordpropheten und Rottengeister und keine Barmherzigkeit zu üben. „Steche, schlage, würge wer da kann." „So soll nun die Obrigkeit getrost vordringen und mit gutem Gewissen drein schlagen, so lange sie eine Ader regen kann. Wer auf dieser Seite erschlagen wird, ist ein rechter Märtyrer vor Gott, wer auf der Bauern Seite umkommt, ist ein ewiger Höllenbrand." „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser als andre mit Beten." „Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stund der Welt Verstörung zu warten sei."

Diejenigen, welche in der Haltung des Reformators gegenüber dem Bauernkrieg eine Anbequemung an die Zeitereignisse voraussetzen, haben kein Verständnis für einen Charakter, in welchem der größte Heldenmut eines Gottesstreiters mit der demütigen

Gehorsamspflicht eines Klosterbruders vereinigt war, der um Christi willen stündlich Tod und Marter zu erdulden bereit stand, aber in zeitlichen Dingen stumme Resignation und Ertragung für ein göttliches Gebot hielt. Von der kasuistischen Berechnung, die in kleinlichen Motiven und Erwägungen den Schlüssel der Handlungen sucht, war in Luthers Seele keine Spur. Indem er von einer idealen Höhe auf die streitende Welt herabsah und das Unrecht auf beiden Seiten mit ernster Rüge strafte, that er keinem Genüge und verfeindete sich alle Parteien. Auflehnung gegen die gesetzliche Obrigkeit war in Luthers Augen stets das größte Verbrechen. Wir wissen ja, wie schwer ihm der Abfall vom Papsttum geworden ist; nur die noch höhere Pflicht für der Seele Seligkeit, für das gefährdete Evangelium Christi ließ ihn den inneren Widerstand überwinden. Er durfte den Gegnern, die ihm sein eignes Verhalten vorwarfen, zurufen: „Ich habe nie ein Schwert gezuckt noch Rache begehrt; ich habe keine Rotterei noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Oberkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolget, ihre Gewalt und Ehre helfen verteidigen, so viel ich vermocht." Und weit entfernt, diese strenge Ansicht von Gehorsam und Unterwürfigkeit in weltlichen Dingen zu mäßigen, hat er in der Folge, als man ihm Vorwürfe wegen seiner Heftigkeit machte, in einem Sendschreiben an den Mansfeldschen Kanzler Müller seine Schrift wider die Bauern in einer Weise gerechtfertigt, welche die Härten derselben noch überbot: „Ein Aufrührerischer sei nicht wert, daß man ihm mit Vernunft antworte; mit der Faust müsse man antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, da mußte man ihnen die Ohren aufknäufeln mit Büchsensteinen, daß die Köpfe in die Luft gesprungen. Wer Gottes Wort nicht hören wolle mit Güte, der müsse den Henker hören mit der Schärfe."

9. Unterdrückung des Bauernkriegs.

Aufbruch des Landgrafen.

Dem Sturmruf von Wittenberg kamen die Fürsten und Herren bereitwillig nach. Einen Augenblick vergaßen die evangelischen und katholischen Herrscher ihre Streitigkeiten und reichten sich die Hände zum Kriegsbund wider die Empörung. Landgraf Philipp von Hessen zeigte auch diesmal wieder die Energie und Thatkraft, die er in der Sickinger Fehde kund gegeben. Als er hörte, daß die Bauernhaufen Fulda und Hersfeld bezwungen und Einladungen zum Beitritt an alle hessischen Städte gesandt, rief er seine Ritter und Getreuen zu einer Versammlung nach Alsfeld. Er erwähnte in einer kurzen Ansprache der bewährten Treue der Hessen zu ihren Landesfürsten, und als alle Anwesende mit den emporgereckten zwei Fingern ihrer Hand erklärten, daß sie zu ihm stehen wollten mit Leib, Gut und Leben, vereinbarte er sich zunächst mit ihnen dahin, daß den Bauern keine neuen Lasten auferlegt werden sollten. Dann zog er gegen Hersfeld und Fulda, um zunächst sein Land zu sichern. Die Aufständischen wurden zurückgetrieben und einige Rädelsführer enthauptet. Darauf brachte er Schmalkalden, Eisenach und Langensalza zur Unterwerfung, wodurch die Vereinigung der thüringischen und fränkischen Bauernhaufen verhindert ward, und verband sich mit seinen sächsischen Verwandten, dem Kurfürsten Johann und den Herzögen Georg und Heinrich, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Grafen Albrecht von Mansfeld. Vereint zogen nun diese Fürsten mit Rei-

sigen und Fußvolk und mit zahlreichem Geschütz gen Frankenhausen, wo sich Münzers Bauernhaufen auf einer Anhöhe über einem Thale aufgestellt und mit einer Wagenburg geschützt hatten. Ohne kriegskundige Anführer, ohne Mannszucht und Erfahrung und mit elenden Waffen versehen, waren sie in der traurigsten Lage. Es wurden Unterhandlungen über eine Kapitulation angeknüpft, aber Münzer vereitelte sie, indem er den Seinen in feuriger Rede die Hilfe Gottes verhieß, der ihm mündlich geboten habe, gegen die Feinde des Evangeliums auszuziehen. „Lasset euch nicht erschrecken das schwache Fleisch," rief er, „und greift die Feinde kühnlich an! Ihr dürft das Geschütz nicht fürchten, denn ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsensteine in den Ärmel fassen will, die sie gegen uns schießen, ja ihr sehet, daß Gott auf unsrer Seite ist, denn er gibt uns jetzund ein Zeichen, sehet ihr nicht den Regenbogen am Himmel, der bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe, darum seid unerschrocken und tröstet euch göttlicher Hilfe und stellt euch zur Wehre; es will Gott nicht, daß ihr mit den gottlosen Fürsten Friede machet." So mußte denn das Schwert entscheiden. Nach einer kräftigen Anrede des Landgrafen an seine Reisigen, ritterlich anzugreifen, wurden die Feldstücke abgefeuert. Das fürstliche Kriegsheer erlangte einen leichten Sieg über die schlechtbewehrten ungeordneten Bauernhaufen, die singend und betend die himmlischen Heerscharen erwarteten. Eine Zeitlang standen sie unbeweglich. Als aber die Geschütze ihre zerschmetternde Wirkung thaten, die Reisigen von allen Seiten die schwache Wagenburg durchbrachen, da stürzte alles, was nicht sogleich von den Lanzen durchbohrt wurde, in wilder Flucht nach der Stadt Frankenhausen; von den nacheilenden Reitern und Kriegsknechten überholt, wurden die bethörten Bauern, von denen sich nur wenige in einer Steinkluft zur Wehre setzten, massenweise niedergemacht. Frankenhausen wurde erstürmt; ein durch die Stadt fließender Bach färbte sich rot von Blut. 5000 Erschlagene lagen in den Feldern und Straßen umher, 300 wurden vor dem Rathause enthauptet. Alle Städte unterwarfen sich ohne Widerstand.

Die Schlacht von Frankenhausen. 15. Mai 1525.

Am Himmelfahrtstag zog das siegreiche Heer in Mühlhausen ein, von der angsterfüllten Bevölkerung mit weißen Stäben in der Hand empfangen. Vor der Stadt wurde das Hochgericht aufgeschlagen, bei dem der „Prophet" von Thüringen nach martervollen Folterqualen sein blutiges Ende nahm. Er war in Frankenhausen aus seinem Versteck hervorgeholt und dem Grafen Ernst von Mansfeld, dem er einige Tage zuvor geschrieben, „ich fahre daher, dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden", als Beutepfennig übergeben worden. Die Aufregungen und Torturen hatten ihn um alle Besinnung gebracht. Heinrich von Braunschweig mußte ihm das Glaubensbekenntnis vorsagen. Als ihm Herzog Georg vorhielt, daß er so viele arme Menschen ins Verderben gestürzt, antwortete er unter den Folterschmerzen lachend: „sie haben es nicht anders haben wollen". Auch Pfeifer wurde enthauptet; er starb ohne ein Zeichen der Reue.

Das Blutgericht in Mühlhausen.

Ihre Köpfe wurden auf dem Rieseberg und am Schadeberg aufgepflanzt. Über Mühlhausen erging ein schweres Strafgericht. Die Entschädigungs- und Schutzgelder an die Fürsten und Edelleute und eine dreifache Schirmherrschaft vernichteten den Wohlstand der alten Reichsstadt.

Bauernmord vor Elsaß-Zabern.

Einen ähnlichen Ausgang nahm der Bauernkrieg an den andern Orten. Am Schlachttage von Frankenhausen hatte Herzog Anton von Lothringen, der in der ganzen Bewegung eine Folge der Lehre Luthers sah und haßte, dessen Gebiet überdies auch zunächst bedroht war, nebst seinen Brüdern Claudius von Guise und Ludwig von Vaudemont und der gesamten Ritterschaft des Landes mit einem Heer von etwa 10,000 deutschen, italienischen, niederländischen, französischen und spanischen Soldknechten den Vogesenpaß bei Zabern überstiegen. Der Bischof von Straßburg sowie der kaiserliche Landvogt zu Ensisheim versäumten nicht, seine Hilfe anzuflehen. Aber in und um Zabern hatten die aufständischen Bauern, angeblich 30,000 an der Zahl, ein verschanztes Lager bezogen. Die blutige Vernichtung einer getrennten Schar in dem angezündeten Dorf Lupfstein erfüllte die belagerten Bauern mit Schrecken. Sie baten um Gnade und man gewährte ihnen freien Abzug. Am 17. Mai sollte der Ausmarsch der Bauern waffenlos erfolgen; die Lothringer standen in langer Reihe zu beiden Seiten vom Stadtthor an bis in ihr Lager. Da entstand ein Streit zwischen einem Landsknecht und einem der Bauern, die vorbeizogen, und sofort fiel ein verhängnisvolles Wort: „Schlagt drauf, es ist uns erlaubt!“ Die Bauern, die sich verraten sahen, riefen nach Waffen, wollten zur Stadt zurück, um ihre Hellebarden zu holen, aber die geldrischen und lothringischen Landsknechte stürzten wütend über die Wehrlosen her, drangen in die Stadt ein, plünderten sie und hieben Bauern und Bürger unterschiedslos nieder. Andern Tags war das Thor durch Leichen gesperrt. Etwa gegen 18,000 Bauern sind an dem „Zaberner Tag“ gefallen. Erasmus Gerber wurde an einem Weidenbaum der Strick um den Hals festgebunden und erdrosselt, die Leidenschaft seiner Seele bis zum letzten Atemzug bewahrend. Mit einer, am Abend des 20. Mai erfolgten, blutigen Niederlage der Bauern bei Scherweiler war der Kampf entschieden, und mit Strafgerichten und Bußgeldern ging auch in Elsaß-Lothringen die soziale Revolution zu Ende.

Der Truchseß von Waldburg in Sindelfingen.

In Württemberg war Spaltung und Unordnung im Bauernheer ausgebrochen, die durch die Unterhandlungen des Truchseß genährt wurden. Feuerbachers Ansehen war geschwunden. Da überraschte der Bundeshauptmann das

12. Mai.

Heer der Aufständischen bei Böblingen und brachte demselben, trotz ihrer Überlegenheit an Zahl, durch sein Feldgeschütz eine vernichtende Niederlage bei. Neuntausend sollen in der Schlacht und auf der Flucht erschlagen worden sein. Am Abend hörte Graf Georg, daß der Pfeifer, welcher einst bei der „Weinsberger That“ aufgespielt, in Sindelfingen verborgen sei. Da ritt er vor die Stadt und forderte mit Drohen die Auslieferung. Der Unglückliche wurde in das bündische

Lager geführt. Dort band man ihn mit einer anderthalb Klafter langen Kette an einen Pfahl, „daß er möchte umlaufen“; dann legte man im Kreise Holz um ihn herum; der Truchseß selbst und etliche andre vom Adel sollen Scheite hinzugetragen haben. Endlich wurde der Holzkranz angezündet; der Pfeifer machte allerhand Sprünge „zur wahren Kurzweil der Herren“, bis die Glut so stark wurde, daß er „langsam gebraten“ niederstürzte. Und doch galt Graf Georg von Waldburg, genannt „der Bauernjörg“, für einen humanen, leutseligen Ritter, der die harten und grausamen Befehle der Herzöge von Bayern stets zu mildern gesucht.

Belagerung des Frauenbergs.

Von dem Heilbronner Bauernkonvent eilte Wendel Hippler in das Lager vor Würzburg mit der Schreckensbotschaft, Truchseß von Waldburg habe bei Böblingen die Schlacht gewonnen und sei im Anmarsch gen Franken. Wir wissen, daß das gesamte fränkische Bauernheer nach der reichen Bischofsstadt gezogen war und im Verein mit der Bürgerschaft die Belagerung des festen Schlosses auf dem Frauenberg unternommen hatte. Über zwei Wochen waren seitdem verflossen und noch war man mit der Belagerung nicht weiter gekommen. Der Befehlshaber Sebastian von Rotenhahn hatte treffliche Anstalten getroffen, Lebensmittel, Geschütz und Kriegsbedarf waren reichlich vorhanden und die Besatzung zum kühnsten Widerstand entschlossen; selbst die Domherren, die Mönche und Geistlichen, die bischöflichen Amtleute und Diener, die sich nach dem Abzug ihres Herrn alle in die Festung geworfen, nahmen an der Verteidigung teil. Freilich waren die vereinigten Haufen der Bauern, wobei auch einige kriegskundige Ritter sich befanden, wie Graf Georg von Wertheim, Götz von Berlichingen u. a. sehr zahlreich und mit schwerem und leichtem Geschütz aufs beste ausgerüstet: darum versuchte der Schloßhauptmann anfangs durch Unterhandlungen die Aufständischen zum Abzug zu bringen. Er erbot sich, die zwölf Artikel anzunehmen, wozu der in Heidelberg weilende Bischof bereits seine Zustimmung gegeben, und Führer und Gemeine mit Geld und Soldzahlungen abzufinden; allein die Würzburger glaubten nicht sicher zu sein, solange das Schloß drohend auf die Stadt herniederschaue. Bürger und Bauern hatten geschworen, einander brüderlich beizustehen und nicht abzulassen, bis die Frauenburg eingenommen und zerstört wäre. Die Bauernführer verlangten also vor allem Übergabe des Schlosses in ihre Hände; dazu hatte Rotenhan keine Vollmacht und noch weniger Neigung, und die ganze Besatzung war eines Sinnes. So begann denn die Belagerung des Frauenbergs, die merkwürdigste und zugleich entscheidende Begebenheit des Bauernkriegs. Es fehlte den Heerhaufen weder an Mut und Kriegslust, noch an Kartaunen, Büchsen und Notschlangen: fast täglich wurden Angriffe und Stürme versucht und weithin hörte man fortwährend Kriegsgeschrei und Geschützdonner, sah man Feuerkugeln und Brandgeschosse aller Art; aber die Festigkeit des hochgelegenen Schlosses und die tapfere und umsichtige Verteidigung vereitelte alle Anstrengungen. Je mehr sich die Belagerung hinzog, desto mehr stieg

der Mut der Besatzung, desto schlaffer wurden die Bande der Mannszucht und
15. Mai 1525. Einigkeit unter den Bauernhaufen. Am Tage der Frankenhauser Schlacht versuchten sie den Hauptsturm; Angriff und Abwehr waren gleich energisch. Bis in die Graben gelangten die Stürmenden und legten schon die Leitern an die Mauern des Schlosses, aber die aus nächster Nähe von den Belagerten abgefeuerten schweren Geschütze rissen furchtbare Lücken in die Reihen der Angreifer und die Pechkränze, Feuerkugeln und Schwefelkrüge, die aus allen Fenstern der Burg auf sie herabgeschleudert wurden, blendeten und verbrannten sie dermaßen, daß sie die erreichten Vorteile aufgaben und sich um zwei Uhr nach Mitternacht zurückzogen. Von der Stadt aus gesehen, schien das Schloß in Flammen zu stehen, ringsum erscholl das Donnern der Geschütze, das Knattern des Büchsenfeuers, Waffenklirren und wildes Geschrei durch die finstere Nacht und fand ein furchtbares Echo in den engen Windungen des Thalgrundes. Ein Grauen und Entsetzen überfiel die Bürger Würzburgs, die in zitternder Erwartung auf den Straßen und Plätzen der Stadt standen, den Verlauf des Kampfes zu beobachten. Ein zweiter Sturm hatte keinen günstigeren Erfolg. Die Schloßgraben und Schanzen waren von Leichenhaufen gefüllt.

Tagsatzung in Schweinfurt. Immer bedrohlicher wurde jetzt die Lage der Aufständischen. Gern hätten sie sich mit der Besatzung des Frauenbergs auf Grund der zwölf Artikel vertragen, sie wurden aber abgewiesen, weil man die Fassung einiger Punkte zu unbestimmt fand. Auch der Versuch der fränkischen Bauernschaft, auf einer Tagsatzung zu Schweinfurt, das sich der evangelischen Verbrüderung angeschlossen, eine Verständigung und Ausgleichung zu erzielen, war erfolglos. Nachdem sie in einem Manifest an alle Fürsten, Herren, Stadträte und Gemeindevorsteher ihre gegründeten Beschwerden dargelegt und ihre Absichten gerechtfertigt, „daß sie zur Erhaltung des Evangeliums und zur Handhabung des Friedens und Rechts sich in eine brüderliche Vereinigung zusammengethan und verbunden",
26. Mai. luden sie alle Herren und Stände ein, persönlich oder durch Bevollmächtigte der Versammlung beizutreten, „zur Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens und sonderlich auch der Obrigkeit". Es war zu spät. Nur wenige Abgeordnete fanden sich ein und schon war der Hauptmann des Schwäbischen Bundes mit einer beträchtlichen Kriegsmacht aufgebrochen, um den Aufstand, den er in Oberschwaben niedergeworfen, nun auch in Franken zu erdrücken. Vergebens suchte Wendel Hippler die Bauernführer vor Würzburg zu bestimmen, Mannschaft und Geschütz nach Weinsberg zu senden; die Uneinigkeit ließ sie zu keiner Entscheidung kommen; bittere Worte wurden gewechselt, und als man sich endlich entschloß, bei Krautheim an einem günstig gelegenen Ort, ein festes Lager zu schlagen, war
Graf Waldburg vor Weinsberg. 19.—21. Mai. es zu spät. Denn unterdessen rückte der Truchseß immer näher. Am 19. Mai überfiel er bei Neckargartach einen bewaffneten Haufen unter Jäcklin Rohrbach und schlug ihn in die Flucht. Dem Führer bereitete er dasselbe Schicksal wie bei Sindelfingen dem Pfeifer Melchior Nunnenmacher. An einen Weidenbaum

gebunden, wurde der verwegene Bandenführer lebendig gebraten. Zwei Tage später stand der Truchseß vor dem zitternden Weinsberg. Die Stadt wurde in Asche gelegt und sollte fürder nur noch als Dorf bestehen, die Einwohner wurden an Gut und Habe schwer geschädigt.

Vereinigung der Kurfürsten v. d. Pfalz und Trier mit dem Bundesheer. 23.—25. Mai.

Das Ansuchen der Bauernführer, ihnen eine Zusammenkunft zu Friedensunterhandlungen zu bestimmen, ließ er unbeantwortet. Und schon war auch der Pfalzgraf Kurfürst Ludwig mit einem stattlichen Heer und ansehnlichem Geschütz gegen die aufständischen Bauern des Bruchrain aufgebrochen. Malsch und Kißlau wurden von seinem Marschall, Wilhelm von Habern, erstürmt, einige der Gefangenen durch ihren eignen Henker enthauptet. Erschrocken öffnete Bruchsal seine Thore, lieferte die Rädelsführer aus und schwur Gehorsam. Dasselbe geschah auch in den andern Orten. Darauf zog der Kurfürst an den oberen Neckar, um sich mit dem Truchseß zu verbinden; auch der Erzbischof von Trier machte den Feldzug mit.

29. Mai.

Zu Fürfeld zwischen Hilsbach und Neckarsulm fand die Vereinigung ihrer Truppen mit denjenigen des Schwäbischen Bundes statt. Mit einem Heer von drittehalbtausend Reisigen und 8000 Mann Fußvolk, auf Brust oder Helm ein rotes Kreuz, rückten sie nun in Franken ein.

Treffen bei Königshofen.

Als sie sich der Tauber näherten, vernahmen sie, daß der Odenwalder Haufen, nach einigen Angaben 8000 Mann stark, bei Königshofen eine Anhöhe besetzt und sich durch Geschütz und eine Wagenburg gedeckt habe. Metzler war der Hauptführer, da Götz von Berlichingen kurz zuvor mit zehn Begleitern weggeritten war, weil seine Vertragszeit abgelaufen sei. Beim Heranrücken des Fürstenheers überkam die Aufständischen ein panischer Schrecken; sie fürchteten, von den Feinden eingeschlossen zu werden, und suchten sich daher durch einen schnellen Rückzug nach einem nahen Wald zu retten. Als nun aber die Reiter in die offene Flanke einbrachen, löste sich bald jede Ordnung; in wilder Flucht stürzten sie fort, von den Nachjagenden „wie auf einer Schweinshatz“ verfolgt und niedergemacht. Unter den ersten Fliehenden war Georg Metzler; man sah ihn auf raschem Pferde über die Heide sprengen; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Noch nach einem Jahrhundert fand man in dem Gehölz ganze Haufen von menschlichen Gebeinen und gebleichten Schädeln.

Treffen bei dem Dorfe Ingolstadt. 4. Juni.

Nicht besser erging es einer andern Schar, die sich gleichfalls von dem Würzburger Heer getrennt und, nach dem Städtchen Heidingsfeld im Taubergrund sich wendend, bei den Dörfern Sulzdorf und Ingolstadt ein Lager geschlagen und mit einer Wagenburg befestigt hatte. Im bündischen Heer war eine Meuterei ausgebrochen; die Landsknechte, meistens Bauernsöhne, fochten nicht gern gegen die Standesgenossen, zudem hatte ihnen der Truchseß den Schlachtsold verweigert, weil sie bei Königshofen nicht viel geleistet hätten. Deshalb wurden die Reisigen aufgeboten. Der Pfalzgraf führte zum Angriff und wiederum ergossen sich die Bauernhaufen durch die geöffnete Wagenburg über Wiesen und Felder, verfolgt und niedergemacht von den feindlichen Reitern. In einer Stunde wurden über Dreitausend erschlagen. Mitten in dem rasenden Getümmel sah man eine

kleine Schar von etwa 600 Mann wohlgerüstet mit Büchsen, langen Spießen und Hellebarden in guter Ordnung auf den schwach ansteigenden Höhen gegen Schloß und Dorf Ingolstadt sich bewegen; es war der Rest des Rothenburger „schwarzen Haufens“ unter Florian von Geier. Von dem Pfalzgrafen Ludwig mit 1200 Rittern und Reisigen angegriffen, leisteten sie die heldenmütigste Gegenwehr. Als ihr Pulver verschossen war, verteidigten sie sich mit Steinen, die sie aus den Schloßruinen ausbrachen. Sie kämpften und fielen bis auf den letzten Mann. Auch Florian fand einen ehrlichen Soldatentod. Er hatte sich mit einigen Begleitern nach Limburg durchgeschlagen, um dort den Aufstand zu erneuern, wurde aber in der Nähe des Schlosses, auf dem „Speltich“ überfallen und mit den letzten Anhängern erstochen. Das war das Ende der schwarzen Heerschar.

10. Ausgang und Folgen.

Einnahme von Würzburg. Nun näherte sich das siegreiche Fürstenheer dem Würzburger Lager. Als ein Reiter durch ein kühnes Wagstück der eingeschlossenen Burgmannschaft die frohe Botschaft zurief, entstand große Freude; denn man hätte die Belagerung nur noch wenige Tage aushalten können. Der Türmer blies das Lied: „Hat dich der Schimpf gereut, so zeuch du wieder heim“ und gab damit den Bauern die gehobene Stimmung kund. Und schnell genug trat der Umschwung ein. Als das vereinigte Fürstenheer der Würzburgischen Gemarkung nahe kam, zogen die Bauernhaufen massenweise ab und warfen sich in die Berge. Die Stadt 7. Juni. mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Aus dem Munde des Truchseß hörten die alten Herren vom Rat und die Viertelsmeister, welche entblößten Hauptes auf dem Markt aufgestellt waren, scharfe Drohworte, wie sie alle meineidig und treulos geworden und sämtlich den Tod verdient hätten. Vier Nachrichter, die mit ihren breiten Schwertern bereit standen, gaben der Rede einen fürchterlichen Nachdruck. Alle fielen auf die Knie und flehten um Barmherzigkeit. Einige Schuldige wurden sogleich enthauptet, eine große Zahl in die Gefängnisse abgeführt, um an den folgenden Tagen dasselbe Schicksal zu erleiden. Alle Waffen mußten abgeliefert, schwere Bußgelder entrichtet und neue Verpflichtungen gegen die geistliche Herrschaft eingegangen werden. Der Bischof kehrte zurück, stellte die alten Kirchengebräuche wieder her und unternahm dann eine „Blutreise“ durch das Land; noch viele Wochen wütete das Richtbeil in der Stadt und im ganzen Bistum. Mehrere Hundert wurden hingerichtet und die Brandschatzungen, Gütereinziehungen und Bedrückungen wollten kein Ende nehmen. Noch nach drei Jahren mußte Pater Ambrosius in den Flammen sterben. — Bald gesellte sich auch Markgraf Kasimir von Ansbach zu den Rächern. Auch sein Land war großenteils dem Bauernbunde beigetreten; nur mit Mühe war das Reichsstädtchen Windsheim durch die Nürnberger vom Anschluß abgehalten worden. Er selbst hatte der verhaßten Bauernschaft viele Zugeständnisse

machen müssen. Jetzt war auch für ihn die Stunde der Rache gekommen, und
er hat an grausamen Strafgerichten alle übertroffen. Die Kitzinger hatten einst
gerufen, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen, nun ließ er siebenundfünfzig
Bürgern die Augen ausstechen. Hand in Hand mit dem Truchseß von Waldburg
und vielen vom Adel durchzog er Oberfranken; sie führten den Bischof von
Bamberg zurück und wiederholten dort die Würzburger Auftritte; der Schrecken
ging vor ihnen her; Richtschwert, Brandfackel und Strafgelder verbreiteten Entsetzen
und Verzweiflung; an Widerstand wurde im Frankenlande nirgends mehr
gedacht, seitdem auch Rothenburg, von wo der Aufstand ausgegangen, durch ein
furchtbares Blutgericht tief im Herzen getroffen war.

Es wäre unnütz, die blutigen Szenen im einzelnen zu verfolgen, von denen Unterdrückung des Aufruhrs.
die Unterdrückung des Aufstandes in allen Gegenden begleitet war. An einigen a. In den Rheinlanden.
Orten verlief die Bewegung fast ohne Blutvergießen. So war es namentlich in
der badischen Ortenau dem verständigen und wohlwollenden Eingreifen der
Stadt Straßburg gelungen, zwischen dem Markgrafen und andern Herren einerseits,
ihren bäuerlichen Unterthanen anderseits eine vertragsmäßige Ausgleichung
zu vermitteln. Weniger glatt verlief der Handel in den weiter rheinab gelegenen
Territorien. Von Würzburg war Pfalzgraf Ludwig den Main hinabgezogen,
um in Verbindung mit dem Erzbischof von Trier, seinem alten Gefährten in der
Sickinger Fehde, die empörten Bauern, welche sich raubend und verwüstend in
den linksrheinischen Gegenden bis nach Worms und Oppenheim umhertrieben,
in die Schranken der Ordnung und des Gesetzes zu weisen. Bei Pfeddersheim 24. Juni.
erlagen die schlechtbewehrten Scharen dem kurfürstlichen Kriegsheer; 4000 wurden
niedergehauen, die übrigen ergriffen die Flucht, von der nacheilenden Reiterei
heftig verfolgt; man sah den geistlichen Herrn von Trier die Fliehenden mit
eigner Hand niederstoßen. Bis nach Weißenburg durchzog das siegreiche Heer
die Fruchtgefilde an der Haardt und verhängte Strafgerichte über die Schuldigen.
Mit großen Geldsummen, durch Brandschatzungen aufgebracht, kehrte der Kurfürst
im Juli nach Heidelberg zurück. Doch dachte er billig genug, seinen Unterthanen 12. Juli.
einige Erleichterung zu gewähren; auch sollte die „freie Lehre des Evangeliums“
kein Hindernis erfahren. Dagegen wurden den Mainzern und Rheingauern
die ihnen kurz zuvor in der Not bewilligten Rechte und Zugeständnisse
wieder entzogen, sie mußten aufs neue huldigen und Strafgelder entrichten; der
kurfürstliche Feldhauptmann Froben von Hutten ließ einige der Schuldigen hinrichten.
In Trier hörte man nichts mehr von den früheren Forderungen.

Wendel Hippler wurde, als er vor dem Reichstag in Speier eine Klage gegen die
Grafen von Hohenlohe auf Rückgabe seines eingezogenen Vermögens erhob, überfallen
und starb in einem pfalzgräflichen Gefängnis. Götz von Berlichingen, mehrmals gerichtlich
belangt und zwei Jahr in Augsburg gefangen gehalten, wurde endlich, nachdem
er Urfehde geschworen und sechszehn Jahre auf die Gemarkung seines Schlosses
Hornburg beschränkt verlebt hatte, von Kaiser Karl begnadigt und starb „ein erlebter

betagter Mann" am 23. Juni 1562. Endres Witlich wurde auf der Straße in der Nähe von Nürnberg ermordet und beraubt gefunden.

b. In Oberschwaben. Länger dauerte der Kampf in Oberschwaben, seiner Geburtsstätte. In der Gegend von Memmingen stand ein Bauernheer, dem sich viele von Pavia zurückgekehrte Landsknechte angeschlossen hatten. Erzherzog Ferdinand, der sich bereits des Städtchens Füssen bemächtigt, wollte durch Unterhandlungen den Frieden herstellen, um die Bauern für sich zu gewinnen und das Land unter österreichische Herrschaft zu bringen, und untersagte dem Truchseß jedes weitere kriegerische Vorgehen. Dieser kümmerte sich aber nicht um das Verbot und rückte im Verein mit dem tapferen Rottenführer Georg von Frundsberg gegen die Aufständischen vor, die Dörfer niederbrennend. Auch die Bauern des Algäu hielten nicht lange Stand. Es heißt, Frundsberg habe die Landsknechte, die unter ihm in Italien gedient, auf seine Seite gebracht und dadurch Verwirrung und Flucht unter den feindlichen Haufen erzeugt. In kurzem war auch Oberschwaben beruhigt. Der tapfere Bundeshauptmann wurde vom Kaiser zum Landesstatthalter von Württemberg und zum Erbtruchseß des Reichs erhoben und mit der Herrschaft Zeil beschenkt. Auch im Hegau und Kletgau, wo im Mai in der Gegend von Zell der Aufstand sich mit erneuter Heftigkeit erhoben hatte, und im Sundgau, wo noch im August die Flamme aufs neue ausbrach, wurde teils durch die österreichischen und reichsstädtischen Waffen, teils durch die Vermittelung der Schweizer die Ruhe hergestellt. Eine kleine Schar der Hegauer entrann nach Hohentwiel zu Herzog Ulrich, während die Sundgauer den Blutgerichten von Ensisheim

c. In Salzburg und Tirol. erlagen. Am längsten und hartnäckigsten wütete der Bauernkrieg in Salzburg und Tirol. Schladmingen, so verhängnisvoll für den österreichischen Adel, wurde von Niklas von Sulm überfallen und angezündet; aber es gelang demselben nicht, die Belagerung des erzbischöflichen Schlosses in Salzburg aufzuheben. Erst als Georg von Frundsberg und Herzog Ludwig von Bayern im Auftrag des Schwäbischen Bundes den Kampf gegen die Insurgenten aufnahmen, wurde auch hier mehr durch Austrag und Vergleich, als durch Waffengewalt die Ordnung hergestellt. Nur in der Gegend von Brixen hielt Geißmayer die Bauern noch länger bei der Fahne. Und als auch hier die Reihen seiner Anhänger sich mehr und mehr lichteten, trat er mit dem Reste seiner Getreuen in den Dienst der Venetianer, fand aber bald darauf seinen Tod durch Meuchelmörder. So gereizt war jedoch die Stimmung des Landvolks in dem südöstlichen Alpenlande, daß sowohl der Erzbischof von Salzburg, als Ferdinand von Österreich sich zu wichtigen Zugeständnissen herbeiließen. Die Roboten, d. h. Zehnten, soweit sie nicht schon ein halbes Jahrhundert bestanden hatten, wurden ermäßigt, einige der drückendsten Feudalrechte ausgeglichen und sogar gestattet, „daß das Evangelium nach dem Buchstaben gelehrt werde". In den meisten andern Reichslanden dagegen wurden den Bauern wieder alle früheren Lasten aufgebürdet und

hartherzige Edelleute sprachen, wie einst Rehabeam: „Unsre Väter haben euch mit Peitschen gezüchtigt, wir aber wollen euch mit Skorpionen züchtigen."

Wie der Anfang des Bauernkriegs rohe Gewaltthat war, so war sein Ende ein Akt der blutigsten Rache, ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne innere Heilung. Aus der Zerstörung entkeimte kein neues Leben. Nur wenige Fürsten und Grundherren waren so billig, einige Erleichterungen zu gewähren. Ganze Landschaften waren verödet; die Spaltung der Nation war vergrößert, die Reformbewegung geknickt, das politische Leben lahm gelegt, eine reiche Saat des Mißtrauens und der Verdächtigung gestreut. Nicht ohne manche fruchtbare Keime und Elemente in seinem Ursprung und Entstehen scheiterte der Völkersturm des Bauernkriegs an der eignen Ausschweifung und Zerfahrenheit und an dem Mangel verständiger und geachteter Führer, welche die losgebundenen Kräfte unter die Autorität des Gesetzes zu beugen und nach einem bestimmten Plan und Ziel zu lenken vermocht hätten. Wenn man absieht von dem Bauernausschuß in Heilbronn, der aber nicht mehr Zeit hatte, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, war nirgends ein klarer einheitlicher Zweck, nirgends eine durchgreifende Leitung der Bewegung, sogar nur in geringem Maße ein gemeinschaftliches Interesse hervorgetreten. Es hatte sich zu vielerlei Fremdes und Verschiedenartiges in die Sache des Landmannes gemischt, als daß man Mittel und Wege hätte ausfindig machen können, die tolle Gärung in eine geregelte Strömung zu leiten. Jener Bauer, der bei seiner Hinrichtung erklärte, er habe sich in seinem ganzen Leben noch nie satt an Brot gegessen, und jener lustige Haufen im Rheingau, der auf dem Wachholder das große Klosterfaß austrank, hatten ganz andre Motive und Zwecke als der Herzog Ulrich von Württemberg, dem es gleich war, ob er durch den Schuh oder den Stiefel wieder zu seinem Lande käme, als Graf Wilhelm von Henneberg, welcher die Säkularisation des Bistums Würzburg zu gunsten seines Vetters, des Markgrafen Georg von Brandenburg, wünschte, als Götz von Berlichingen. Und welche Bande der Gemeinsamkeit konnten bestehen zwischen dem blutdürstigen Haufen vor Weinsberg, welcher den Grafen Ludwig von Helfenstein und zwölf andre Ritter durch die Spieße laufen ließ, oder dem schwärmerischen Thomas Münzer, dem furchtbaren Apostel der Freiheit und Gleichheit, und den Reichsstädten, wo Aristokraten und Demokraten um die Herrschaft des Gemeinwesens rangen, die einen mit Hilfe der empörten Bauern, die andern durch Anlehnung an die obrigkeitlichen Autoritäten!

Gesamturteil.

VII. Die Kämpfe in und um Italien.

1. Vertreibung der Franzosen aus Mailand.

Frankreichs Stellung in Italien.

Durch die „Riesenschlacht" von Marignano war Franz I. Herr von Mailand, Genua und einem Teil der Lombardei geworden (IX, 858 f.). Der älteste Sohn Ludwigs des Mohren genoß in Frankreich das Gnadenbrot, das ihm der

neue Herrscher reichte, der jüngere Francesco Sforza lebte als Flüchtling am Hofe seines kaiserlichen Verwandten Maximilian; Papst Leo X. hatte mit dem siegreichen König in Bologna sich verständigt. Selbst der Kaiser und sein Enkel
13. Aug. 1516. Karl gaben in dem erwähnten Vertrag von Noyon ihre Einwilligung, daß die Verhältnisse, wie sie durch Waffen und Unterhandlungen sich gebildet, ungestört
29. Novbr. 1516. fortbestehen sollten, und die Schweizer wurden auf einer Tagfahrt zu Freiburg mit leichter Mühe dahin gebracht, die alten Verträge mit der französischen Krone zu erneuern, die ihnen reiche Jahrgelder eintrugen. Venedig stand mit Frankreich im Bund und König Heinrich VIII. von England gab, trotz seiner Verwandtschaft mit dem spanischen Herrscherhaus, keine Veranlassung zu Mißtrauen oder Befürchtungen, zumal, da es dem französischen Monarchen gelang, auf
Juni 1520. einer glänzenden Zusammenkunft zwischen Ardres und Guines ein Freundschaftsbündnis mit dem überseeischen Nachbar abzuschließen. So konnte es geschehen, daß Franz mehrere Jahre im ungestörten Besitz des italienischen Herzogtums blieb, auf das er vermöge seiner Abstammung von Valentine Visconti erbliche Ansprüche geltend machte. Aber im österreichischen Kaiserhaus war man nicht gesonnen, diese Ansprüche anzuerkennen und den französischen Monarchen als legitimen Herrn der Lombardei gewähren zu lassen. Das Herzogtum Mailand war stets als ein Reichslehen betrachtet worden, und die Visconti wie die Sforza hatten ihre Berechtigung nur auf kaiserliche Belehnung gründen können. Selbst Lodovico Moro, dessen reiche Nichte Blanka Maximilians Gemahlin gewesen, hatte nur kraft dieses Lehnrechts seine Herzogskrone getragen. Kaum hatte daher Karl V. die Kaiserwürde erlangt, so erneuerte er die Lehnsansprüche des Reichs über die Lombardei. Wir wissen, welchen Einfluß diese politischen Pläne, zu deren Ausführung ihm die Freundschaft Leos X. von großer Wichtigkeit war, auf seine Haltung gegenüber dem Wormser Reichstag geübt haben. Kraft des
8. Mai 1521. Vertrags zwischen Kaiser und Papst sollte den Franzosen Mailand entrissen und an Francesco Sforza zurückerstattet, Parma und Piacenza der Kirche übergeben werden. Um dieselbe Zeit hatte Franz Versuche gemacht, während der bürgerlichen Unruhen in Spanien das Königreich Hochnavarra von Kastilien loszureißen und seinem Schützling Heinrich von Albret zuzuwenden. Ein Krieg zwischen den beiden Herrschern stand somit in nächster Aussicht. Beide Parteien waren bemüht, sich der Hilfe der Eidgenossen zu versichern, aber wie sehr auch der Kardinalbischof von Sitten im Interesse des heiligen Vaters wirkte: als Franz die früheren Jahrgelder um die Hälfte zu erhöhen versprach, brachte er die Mehrzahl der Schweizer auf seine Seite. In Luzern kam zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft ein Bündnis zu stande, kraft dessen Franz I. die Erlaubnis erhielt, nach Bedarf von 6000 bis zu 16,000 Mann in den Kantonen anwerben zu lassen.

Heinrichs VIII. Haltung. Vergebens versuchte der englische König, der mit Franz und Karl Freundschaftsbündnisse geschlossen und sich verpflichtet hatte, sich gegen denjenigen zu erklären, der

den Frieden zuerst brechen würde, durch Wolsey eine Vermittelung zu bewirken; die Forderungen des Kaisers waren so hoch gestellt, daß der andre unmöglich darauf eingehen konnte: der französische König sollte das Reichslehen Mailand und Genua räumen, sollte die Ansprüche auf Neapel aufgeben, sollte das Herzogtum Burgund abtreten, das durch Ludwig XI. Karl dem Kühnen, des Kaisers Urgroßvater, widerrechtlich entrissen worden, und sollte auf die Oberlehnshoheit der Krone Frankreich über Flandern und Artois Verzicht leisten, denn es stehe einem Kaiser nicht an, der Vasall eines andern Königs zu sein. Diese Forderungen kamen einer Kriegserklärung gleich; Heinrich VIII. fand aber, daß Franz I. die Schuld trage, und da ihm von dem Kaiser überdies größere Vorteile in Aussicht gestellt wurden, so wandte er sich auf dessen Seite. In Brügge schloß Wolsey im Namen seines Königs mit Karl ein enges Freundschaftsbündnis. Aug. 1521.

Die Unterstützung, welche der französische König dem Grafen von der Mark gewährte, gab den ersten Anstoß zum Krieg, der daher auch zunächst in den französisch-niederländischen Grenzlanden entbrannte. Unter der Führung von Nassau, Frundsberg u. a. rückte ein kaiserliches Heer über die Grenze, nötigte Mouzon zur Übergabe und belagerte Mezières. Diese Stadt wurde jedoch trotz ihrer geringen Festigkeit durch Montmorency und Bayard solange verteidigt, bis der König mit Heeresmacht herbeikam und den Feind zum Abzug nötigte. Einmal hatte es den Anschein, als würde es zwischen Cambrai und Valenciennes zur entscheidenden Schlacht kommen; aber das Jahr ging mit der Wegnahme einiger befestigten Grenzorte zu Ende. Auch der Versuch Bonnivets, noch einmal nach Navarra vorzudringen, hatte keine andre Wirkung, als daß Fuentarabia von den Franzosen besetzt ward. Die Waffengänge an den Grenzen. Okt. 1521.

Es waren dies nur Nebengefechte, bis man die Kräfte zum Hauptkampf gesammelt hatte, der in Italien ausgefochten werden sollte. Hier war der Krieg bereits ausgebrochen. Ein päpstlich-neapolitanisches Heer, bestehend aus Spaniern, Deutschen, Schweizern und italienischen Söldnern war in das Gebiet von Parma eingerückt. Prospero Colonna und Ferrante d'Avalos von Pescara teilten sich in den Oberbefehl; Federigo Gonzaga von Mantua war Bannerträger der Kirche; auch der Geschichtschreiber Guicciardini befand sich als päpstlicher Kommissar bei dem Heer. Aber im Anfang standen die Sachen nicht günstig. Frankreich hatte weitaus die Übermacht: außer den Besatzungstruppen von Mailand unter Marschall Lautrec waren die Venetianer ins Feld gerückt, der Herzog von Ferrara, der sich durch den Bund mit Frankreich gegen die Eroberungslust des Mediceers in Rom sichern wollte, war in das päpstliche Gebiet eingefallen, zu vielen Tausenden zogen die Berner und die übrigen Reisläufer die Berge herab, im kaiserlich-päpstlichen Heer herrschte wenig Eintracht und Ordnung. Aber Dank der Saumseligkeit des französischen Marschalls gewannen die Dinge bald eine andre Gestalt. Es war dem Kardinal von Sitten gelungen, einen Teil der Eidgenossenschaft, vorab die Züricher, für den päpstlichen Dienst zu gewinnen; zugleich hatte Julius Medici, der von Florenz mit dreizehn beladenen Saumtieren Der Krieg in Oberitalien. 1521.

sich im Lager eingefunden, die unzufriedenen Heerführer durch reiche Gaben willig gestimmt. So konnte Prospero Colonna über den Po setzen und zum Oglio vorrücken. Umsonst ermahnten die Führer den Oberbefehlshaber Lautrec zu einem Angriff wider Colonna, der bei Rebecca ein wenig vorteilhaftes Lager bezogen hatte, ehe die helvetischen Bundesgenossen sich alle eingefunden hätten; dem französischen Marschall fehlte Entschlossenheit und kriegerisches Geschick; er zog es vor, eine feste Stellung hinter der Adda zu nehmen. Die französischen Schweizer, unwillig, daß ihnen der Schlachtsold entgangen und von Lautrec überdies nicht bezahlt, kehrten in großen Haufen in ihre Heimat zurück, während ihre für den Okt. 1521. Papst geworbenen Landsleute sich mit Colonna am Oglio vereinigten oder gegen Reggio zogen, um Parma und Piacenza für den Kirchenstaat zu gewinnen. Vergebens suchte Lautrec bei Cassano die Feinde an der Adda festzuhalten; seine Verteidigungsanstalten waren so mangelhaft, daß die Verbündeten den Mailand von den Kaiserlichen eingenommen. Übergang erzwangen und auf Mailand losrückten. Das Land war von Regengüssen überschwemmt, so daß Lautrec der Meinung war, die Feinde würden ihr Geschütz nicht fortschaffen können, er begnügte sich daher mit der Aufwerfung einiger schwachen Verschanzungen um die Stadt. Aber der Mut der kaiserlich-päpstlichen Truppen wurde gehoben durch die Sympathien, die ihnen allenthalben entgegengebracht wurden. Die Franzosen hatten sich durch Druck und Übermut so verhaßt gemacht, daß man die heranziehenden Kriegsmannschaften als Erlöser von allem Elend begrüßte. Die verbannten und flüchtigen Ghibellinen strömten von allen Seiten herbei, selbst die Guelfen wünschten die Rückkehr des Francesco Sforza, dessen Proklamationen Milde und Versöhnlichkeit atmeten. Umsonst suchte Lautrec durch Schrecken zu wirken, indem er den alten Christoph Pallavicini, einen nahen Verwandten der Medici und eifriges Ghibellinenhaupt, im Kastell enthaupten ließ; er steigerte durch diese Grausamkeit die Erbitterung. In 19. Nov. 1521. einer dunkeln stürmischen Herbstnacht erschienen die Verbündeten vor Mailand. Der Marchese von Pescara, Befehlshaber des spanischen Fußvolks, drang an der Spitze von einigen Schützen und Landsknechten durch die Porta Romana in die Vorstadt ein. Dies kühne Beispiel feuerte die andern zur Nacheiferung an: die Verschanzungen wurden erstürmt, da und dort schritten die Kriegsvölker zum Angriff, Spanier, Italiener, Deutsche und Schweizer wetteiferten in kriegerischem Mute, bis an den Gürtel sah man die Landsknechte im Wasser waten. Da die ganze französische Streitmacht in der Stadt lag, war das Gelingen des Unternehmens immer noch zweifelhaft, und schon überlegte man im Kriegsrat, ob man nicht zum Rückzug blasen solle. Da erscholl in den Straßen der Ruf: „Der Herzog, das Reich, nieder mit den Franzosen!“ wie ein Mann erhob sich die ganze städtische Bevölkerung. Nun ordnete Lautrec den Rückzug nach Como an und nahm dann eine feste Stellung in Cremona. Mailand aber empfing die Befreier mit Jubel. Die Straßen wurden festlich beleuchtet, als das päpstlich-kaiserliche Heer in die innere Stadt einzog. Im Namen des angestammten

Herzogs Francesco Sforza übernahm nun dessen vertrauter Rat Hieronymus Morone, der die Verbindung der ghibellinischen Familien unterhalten und das meiste zum Gelingen des Unternehmens beigetragen hatte, die Verwaltung der Stadt, ein verschlagener Parteigänger von staatsmännischen Talenten, aber ohne Charakter und Überzeugungstreue. Einem angesehenen mailändischen Hause entsprossen, unter den Intrigen, Wirren und Wechseln der Sforzaschen Herrschaft herangewachsen, übte er als Unterhändler, Gesandter, Berater des Francesco eine vielseitige Thätigkeit, doch ohne feste Grundsätze. Ursprünglich ein Streiter für Italiens Unabhängigkeit, war er später ein eifriges Werkzeug zur Begründung der kaiserlichen Herrschaft.

Dem Beispiel Mailands folgten Lodi und Pavia und jenseits des Po Sforza zieht in Mailand
Parma und Piacenza. Como wurde mit Gewalt zur Übergabe gezwungen. ein. 1522.
Schon hoffte man, die Franzosen auch aus Cremona und den übrigen Kastellen und festen Plätzen, die sie noch besetzt hielten, in kurzem zu verdrängen, als der unerwartete Tod Leos X. die Lage der Dinge änderte. Der neue Papst Ha- 1. Dez. 1521.
drian, dem Kaiser, seinem Zögling, von Herzen zugethan und von spanischen Interessen erfüllt, teilte weder den Ehrgeiz noch die Politik der Mediceer und war ein sparsamer Haushalter. Ihm lag es mehr am Herzen, die christlichen Monarchen zu versöhnen, damit sie ihre Waffen wider die Türken vor Rhodus kehren möchten, als ein Söldnerheer zu unterhalten, durch das Leo eine große Schuldenlast auf sein Pontifikat geladen hatte. So kam es, daß der größte Teil der Schweizer nach Hause zog. Ohnedies war in den Kantonen wieder ein Umschlag der Stimmung zu gunsten Frankreichs erfolgt: neue Heerhaufen stiegen
in den ersten Monaten des Jahres die Alpen hinab, um das hauptsächlich durch 1522.
ihre eigne Schuld verlorne Mailand dem französischen Marschall zurückerobern zu helfen, denn noch war die Citadelle in der Gewalt seiner Besatzung. Aber auch im kaiserlichen Heer langten neue Mannschaften an, welche den Abgang der helvetischen Hilfsscharen ersetzten: es waren deutsche Landsknechte, welche in Schwaben und Tirol geworben worden und weder durch die feindselige Haltung der Graubündner, die ihnen den Durchzug durch das Valtellin verwehrten, noch durch die Ungunst der Jahreszeit von dem Feldzug nach Oberitalien sich abhalten ließen. Zwölf Fähnlein, welche die Werbetrommel zusammengerufen, zogen im Februar unter dem tapfern Rottenführer Georg von Frundsberg über das Wormser Joch nach dem Iseosee, um den dem Feldhauptmann persönlich befreundeten Franz Sforza nach Mailand zurückzuführen. Es gelang auch wirklich dem Herzog, sich an der Spitze von 6000 deutschen Landsknechten mit Prospero Colonna, der den ganzen Winter über seine Stellung sowohl gegen die Besatzungsmannschaft in der Citadelle, als nach außen mit Umsicht und Erfolg
behauptet hatte, zu verbinden. Mit Jubel wurde er von der Bevölkerung em- 4. April 1522.
pfangen und alles wetteiferte in Opferwilligkeit, um seinen Bedürfnissen abzuhelfen. „Vornehme und Geringe brachten Geld und Geldeswert, ein jeder

wünschte ihm Liebe zu beweisen, seine Gnade zu verdienen. Ein Augustiner, Fra Andrea da Ferrara erhielt das Volk durch feurige Predigten in dieser Stimmung, er stellte die Franzosen als Feinde Gottes dar."

Schlacht bei Bicocca. 1522. Jetzt fühlte sich Colonna stark genug, um mit dem größten Teil seiner Truppen aus der Stadt auszurücken und bei Bicocca, dem Landsitz eines Edelmanns zwischen Mailand und Monza, ein Lager zu beziehen, wo er, durch Graben, Sumpf und Schanzen geschützt, jedem feindlichen Angriff Trotz bieten konnte. Marschall Lautrec war heftig getadelt worden, daß er im vorigen Jahr bei Rebecca zu schlagen versäumte, dadurch seien die Unfälle über das französische Heer gekommen. Diesen Vorwurf wollte er nicht noch einmal auf sich laden; als die Schweizer, die großes Verlangen trugen, sich mit ihren alten Gegnern und Rivalen, den Landsknechten, zu messen und den Sturmsold zu verdienen, 27. April 1522. auf eine Schlacht drangen, willigte er in ihre Forderung und gab das Zeichen zum Angriff. In ihrer Kampflust achteten die Schweizer wenig auf den Schlachtplan, den Lautrec entworfen; ungestüm drangen sie gegen die Verschanzungen vor, von welchen die Landsknechte aus Geschütz und Hakenbüchsen ein furchtbares Feuer gegen die Anstürmenden richteten; und als es zum Handgemenge kam, fochten die deutschen und helvetischen Krieger Mann gegen Mann mit wunderbarer Tapferkeit, jeder Teil wollte seine Waffenehre wahren; kein Fußvolk kam damals den Söhnen des Alpenlandes und der schwäbischen Erde an Kraft und Mut gleich. Frundsberg, der in den Reihen seiner Landsknechte stand und stritt, erhielt einen Stich in den Schenkel, sein Gegner, Arnold von Winkelried aus dem Unterwaldner Heldengeschlecht, fiel von einer Kugel. Noch lange gedachte man in Geschichten und Kriegsliedern der tapfern Männer, die bei Bicocca im kühnen Ringen kämpften und bluteten. Gleichzeitig machte die französische Reiterei einen Angriff auf eine von Franz Sforza verteidigte Brücke, um von der Seite her einen Zugang ins Lager zu gewinnen; sie wurden zurückgeschlagen und rissen die hinteren Reihen des Fußvolks in die Flucht mit sich. Da ließen die Schweizer vom Kampf ab und traten den Rückzug nach Monza an, etliche tausend Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld zurücklassend. Sie wurden nur schwach verfolgt, denn auch die Sieger waren erschöpft.

Oberitalien von den Kaiserlichen besetzt. An den folgenden Tagen zogen die Schweizer, denen Lautrec den Sold nicht mehr bezahlen konnte, in einzelnen Haufen über die Berge ihrer Heimat zu, auch die Venetianer hielten nicht länger aus. Bald war die ganze Lombardei bis auf die Burgen von Cremona und Mailand und einige Kastelle in den Händen der Kaiserlichen. Lautrec eilte an den französischen Hof, um sich zu rechtfertigen, seinem Bruder Lescuns anheimgebend, sich durch Verträge mit dem Feinde abzufinden. Nun konnte sich auch Genua, wo der Doge Ottaviano Fregoso an der Spitze der französisch gesinnten Partei das Regiment führte, nicht mehr halten. Als Georg Frundsberg vor den Mauern erschien, um die Adorni, die Verbündeten des Kaisers, wieder in ihre Ehren und Rechte einzusetzen, erhob

sich ein kurzer Kampf, der mit der Eroberung und Plünderung der Seerepublik endigte. Die Landsknechte maßen das Tuch mit ihren Spießen; sie kleideten sich in Samt und Seide; eine Anzahl reicher Familien kaufte die Plünderung mit Geld ab. Fregoso und Pietro Navarro, welchen König Franz zu seiner Hilfe geschickt hatte, gerieten in Gefangenschaft. So kamen die schönen Besitzungen im oberen Italien wieder unter die Hoheit des Reichs; Franz Sforza zog in Mailand ein und erkannte den Kaiser als Lehnsherrn an. Im nächsten Frühjahr räumten die Franzosen auch die Citadelle der Hauptstadt, so daß ihnen nichts weiter verblieb, als die Festung Cremona, die sich noch bis in das nächste Jahr hielt. Die Venetianer und der Herzog von Ferrara sagten sich nach einiger Zeit von Frankreich los und schlossen mit dem Kaiser Frieden und Bündnis. 14. April 1523.

Der glückliche Waffengang in Italien erfüllte den Kaiser mit der Hoffnung, auch die alten Reichslande an der Rhone und das seinem Hause entrissene Herzogtum Burgund von Frankreich loszureißen. Die Erinnerung, daß das arelatische Gebiet einst ein Reichslehen gewesen, das die französischen Könige widerrechtlich an sich gebracht, ohne sich um die kaiserliche Lehnshoheit zu kümmern, war noch nicht erloschen. Und zu gleicher Zeit hatte sich auch Heinrich VIII. von England, Karls Bundesgenosse, erinnert, daß einst die Provinzen des westlichen Frankreich seinen Vorfahren gehört hatten; noch war ja Calais von jenen Zeiten her in englischem Besitz geblieben. Als er am 29. Mai 1522 durch einen Herold dem französischen König den Krieg ankündigen ließ, trug er sich mit der stolzen Hoffnung, er könne die Rolle Heinrichs V. erneuern. Ein englisch-niederländisches Heer rückte in die Pikardie ein, während Lord Surrey, zugleich Admiral des Kaisers und des Königs, mit einer Flotte vor Cherbourg erschien. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die französische Krone alles wieder einbüßen sollte, was ihr die Staatsklugheit Ludwigs XI. errungen hatte. Denn zugleich erhob sich auch im Lande selbst, in dem eignen Königshaus ein Gegner, der mit gefährlicheren Anschlägen umging, als von dem unkriegerischen leichtsinnigen König von England zu befürchten stand, dessen Heere und Schiffe nirgends etwas Namhaftes auszuführen vermochten. Frankreich bedroht.

Dieser Gegner war Herzog **Karl von Bourbon**. Sein Vater Gilbert, welcher 1496 als Statthalter von Neapel gestorben war, hatte ihm nur die Grafschaft Montpensier hinterlassen, aber durch seine Vermählung mit Susanne, der einzigen Tochter des Herzogs von Bourbon-Beaujeu, war er mit Einwilligung Ludwigs XII. in das Erbe der älteren Linie seines Hauses eingetreten und der reichste und mächtigste Herr in Frankreich nach dem König geworden. Er vereinigte mit seinen bisherigen Stammgütern die Herzogtümer Bourbon und Auvergne, die Grafschaften Clermont, La Marche und Forez und mehrere andre bedeutende Herrschaften; seine Jahreseinkünfte waren größer als die irgend eines deutschen Fürsten; seine Hofhaltung wetteiferte in Glanz mit der königlichen und durch seine Tapferkeit hatte er sich von Franz die Würde eines Connetable Der Connetable von Bourbon.

erworben. Er war leutselig und freigebig und sein Ehrgeiz spiegelte ihm vor, da der König noch keinen Erben hatte, er könne wohl selbst den französischen Thron gewinnen. Diese glänzende Stellung erfuhr jedoch bald einen heftigen Stoß. Andre Einflüsse untergruben die Hofgunst; er wurde bei mehreren Gelegenheiten zurückgesetzt, die oberste Heerführung andern übertragen. Er trat an die Spitze der Malkontenten, deren Zahl infolge des Despotismus und der Willkürhandlungen des Königs von Jahr zu Jahr wuchs. Aber er sollte noch tiefer verletzt werden. Am 28. April 1521 starb seine Gattin Susanne kinderlos; und obwohl sie den Gemahl zum Erben ihrer Güter einsetzte, so erhoben sich doch Bedenken, ob nicht die lehnsherrlichen Rechte der Krone allen andern Abmachungen vorangingen. Und auch die Königin-Mutter Louise von Savoyen, eine Schwestertochter Peters von Beaujeu, trat mit Ansprüchen hervor. Ihr Einfluß auf den Sohn war damals überwiegend, und wenn sie schon aus Habgier dem Herzog entgegenwirkte, so wurde sie noch durch Leidenschaft und gekränkten Stolz zur Rache entflammt, als derselbe, wie es heißt, den ihm angebotenen Ehebund mit Unwillen zurückwies. Schon war bei dem Parlament der Rechtshandel eingeleitet, der ihm seine Besitzungen absprechen sollte, und bei der Stimmung in den hohen Kreisen war wenig Aussicht, daß er ihn gewinnen werde. Er stand auf dem Punkte, wieder zum geringen Grafen von Montpensier herabzusinken.

Koalition gegen Frankreich. Da beschloß der stolze Feudalherr, in dessen Busen Zorn, Rachgier und Ehrgeiz zusammenwirkten, bei den Feinden seines Vaterlandes Hilfe zu suchen. Ein junger Edelmann, Adrian von Beaurain, unterhandelte in seinem Namen am burgundischen und englischen Hofe. Man kam überein, daß kaiserliche Heere von den Niederlanden aus in Burgund, von Spanien aus in Languedoc einfallen und die Engländer die Pikardie überziehen sollten, während gleichzeitig der Herzog eine Kriegsmacht von 500 schwergerüsteten Reitern und 10,000 Mann zu Fuß ins Feld führen würde. Der Kaiser versprach, ihn mit seiner
Aug. 1523. Schwester, der verwitweten Königin Eleonore von Portugal, zu vermählen und auf den Thron Frankreichs zu erheben; dafür machte sich Bourbon verbindlich, falls der Kaiser einwillige, den König von England als seinen Lehnsherrn anzuerkennen. Ein Feldzug nach Italien, zu dem Franz gerade damals Anstalten getroffen, erschien als der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung des verabredeten Planes. Entweder konnte man sich seiner Person bemächtigen oder ihm den Rückzug über die Alpenpässe abschneiden. Der Anschlag wurde jedoch dem König durch zwei normännische Edelleute verraten. Er stellte den Herzog zur Rede und forderte ihn zur Teilnahme an dem italienischen Feldzuge auf. Bourbon suchte Ausflüchte; doch hielt er es für geraten, sich aus Frankreich zu entfernen. Von einigen getreuen Edelleuten begleitet entkam er unter allerlei Fährlichkeiten verkleidet über Besançon nach der Grafschaft Pfirt. Von dort aus gedachte er sich mit den englisch-niederländischen Heerhaufen zu verbinden, welche nach der Pikardie und Champagne vordrangen; als aber diese Unternehmung,

obwohl die Feinde bis an die Oise gelangten und Paris bedrohten, keinen Fortgang hatte, begab er sich nach Italien, wohin der Admiral Bonnivet mit einem stattlichen Heer aufgebrochen war. Franz hatte dahin folgen wollen, allein unter so schwierigen Umständen hielt er es für geratener, im Lande zu bleiben. Die Bischöfe und Edelleute, welche im Verdacht standen, mit dem Herzog im Einvernehmen zu sein, wurden unter Aufsicht gestellt, gegen ihn selbst eine gerichtliche Klage wegen Aufruhr und Felonie eingeleitet.

Im Herbst setzte Bonnivet über den Tessin und rückte auf Mailand los. Bonnivet vor Mailand. Aber hier fand er kräftigen Widerstand. Durch Prospero Colonna waren die Festungswerke in guten Stand gesetzt und reichliche Bedürfnisse herbeigeschafft worden; die Mailänder zeigten sich entschlossen, für ihren Herzog Leben und Gut einzusetzen; nirgends regten sich französische Sympathien. So hatte die Belagerung, zu welcher sich Bonnivet in später Jahreszeit entschloß, keinen Fortgang. Durch häufige Ausfälle aus der Stadt beunruhigt, durch Schnee und Unwetter belästigt, mußte er die Blockade aufheben und an den Tessin zurückkehren.

Mit dem neuen Jahr gestalteten sich die Verhältnisse für die Kaiserlichen Abzug der Franzosen aus Italien. Bayards Tod. 1524. noch günstiger. Um die Zeit, als Prospero Colonna aus der Welt ging, trafen von allen Seiten neue Zuzüge ein: aus Neapel führte der Vizekönig Karl von Lannoy schwere und leichte Reiterei herbei; venetianische und päpstliche Hilfstruppen zogen unter dem Herzog von Urbino und dem Proveditore Pesaro ins Feld; von den Alpen stiegen 7000 Landsknechte, die der Erzherzog Ferdinand zusammengebracht und denen sich Schärtlin von Burtenbach mit einem eignen Fähnlein angeschlossen, nach Bergamo herab; der Marchese von Pescara befehligte das spanische Fußvolk, das ihm mit größter Hingebung gehorchte. Und nun erschien auch der Connetable von Bourbon, den der Kaiser zum Statthalter ernannt. Wohl waren auch Berner und Graubündner Mannschaften auf dem Marsch, um sich dem französischen Heer anzuschließen, aber von den Feinden am Vorrücken gehindert, konnten sie Bonnivets Heer lange nicht erreichen. Umsonst bot der französische Feldherr den Verbündeten eine Schlacht an, diese hofften auch ohne solche durch strategische Kunst zu siegen. Und wirklich gelang es ihnen durch einige geschickte Operationen und durch den Beistand, den ihnen die ghibellinisch gesinnten Einwohner allenthalben gewährten, den Feind über den Tessin und die kleineren Flüsse Piemonts bis an die obere Sesia zurückzudrängen. Und als Bonnivet bei Gatinara auch diesen Fluß überschritt, um sich mit den in Ivrea stehenden Schweizern zu vereinigen, geriet das von Pescara verfolgte 30. April 1524. und angegriffene Heer in große Unordnung: die Brücke brach ein, Gatinara ging in Feuer auf, viele Krieger fanden ihren Tod. Bonnivet, im Arm verwundet, hatte den Oberbefehl an Bayard, den uns wohlbekannten „guten Ritter“, abgegeben. Aber auch dieser Tapfere, der bei Freund und Feind in Ehren stand, fand auf dem Rückzug seinen Tod. Von der Kugel eines deutschen

Hakenschützen getroffen, ließ er sich vom Pferde heben und unter einen Baum niedersetzen. Das Angesicht gegen den Feind gerichtet, den Griff seines Schwertes wie ein Kreuz vor sich haltend, erwartete er betend als christlicher Rittersmann sein Ende. Zu dem Connetable von Bourbon, der teilnehmend vor ihn trat, soll er gesagt haben: „Beklagt nicht mich, denn ich sterbe in Erfüllung meiner Pflicht; wohl aber sind diejenigen zu beklagen, welche gegen ihren König, ihren Eid und ihr Vaterland fechten." So schied Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", in einem Alter von achtundvierzig Jahren aus dem Leben. Nach solchen Unfällen konnten sich die Franzosen nicht länger in Italien halten. Sie zogen über die Alpen zurück und auch die Schweizer suchten ihre Heimat wieder auf. Lodi, Novara, Alessandria ergaben sich den kaiserlichen Heerführern ohne Schwertstreich. Dem König von Frankreich verblieb kein fußbreit Land in Italien.

2. Die Schlacht bei Pavia und der Friede von Madrid.

Bourbon im südlichen Frankreich. Es war zu erwarten, daß der König von Frankreich diese Niederlage nicht ruhig hinnehmen werde. Deshalb wurde im kaiserlichen Heer beschlossen, denselben in seinem eignen Lande zu beschäftigen. Der Connetable brannte vor Verlangen, den Gegner in Frankreich selbst zu bekämpfen; er hoffte in der Provence, wo er viele Anhänger zählte, als König anerkannt zu werden. Heinrich VIII. versprach Geldunterstützung; von Spanien aus sollte gleichzeitig ein Heer die Pyrenäen überschreiten. So erfolgte denn der Übergang Bourbons (Juli 1524.) über den Var. Deutsche Landsknechte unter Ludwig von Lodron und Eitelfritz von Zollern bildeten den Kern des Kriegsvolks, dem sich die Spanier unter Pescara und einige italienische Mannschaften anschlossen. Die Venetianer und der neue Papst Clemens VII. wollten sich nicht beteiligen. Die Städte Antibes, Frejus, Toulon ergaben sich ohne Widerstand; am 9. August nahm Bourbon (9. Aug.) Aix, die Hauptstadt des Landes; zehn Tage später stand er vor Marseille. Er nannte sich Graf von Provence und leistete dem englischen König den Lehnseid. Nun trat aber eine Wendung ein. Wieviel Unzufriedenheit die despotische Regierung des Königs Franz erregt hatte, die Nation hing ihm dennoch mit Begeisterung an, während der abgefallene Connetable überall auf Abneigung und Feindschaft stieß. Dank der Konsolidationspolitik Ludwigs XI. war das Gefühl der Nationalität in Frankreich mächtig erstarkt und zum Bewußtsein des gesamten Volks gekommen. Alle Stände wetteiferten in patriotischer Hingebung und Opferwilligkeit. Eine außerordentliche Kriegssteuer von drei aufeinander folgenden Tailles wurde von den „guten Städten" freiwillig, vom Klerus und Adel notgedrungen gewährt und trug die hohe Summe von fünf Millionen ein. Zugleich leistete die Bürgerschaft von Marseille im Verein mit der tapferen Besatzung einen so entschlossenen Widerstand, daß die Belagerung

der gut befestigten Stadt keinen Fortgang hatte, zumal als die Zahlungen zu stocken begannen. Unterdessen sammelte der König beträchtliche Streitkräfte in Avignon: die kriegerischen Bauern des Delfinats eilten mit Kampflust zu den Fahnen; der reiche Sold, den Franz bot, lockte Schweizer und selbst deutsche Landsknechte herbei. Bald stand dem König ein Heer zur Verfügung, das auf 2000 schwergerüstete Reiter und 30,000 Mann Fußvolk gezählt ward. Es war zu befürchten, daß der Rückzug nach Italien abgeschnitten werde. Bis in die zweite Hälfte September hatten die kaiserlichen Truppen alle Kräfte angestrengt, die Stadt Marseille zur Übergabe zu zwingen; schon hatte ihr Geschütz eine Bresche in die Mauer gerissen; Pescara, durch seine auffallende Tracht und seinen großen Landsknechtshut mit wehendem Federbusch allen kenntlich, feuerte unermüdlich zum Angriff an; aber das Verteidigungsheer, bei welchem ein Italiener von der orsinischen Faktion durch Tapferkeit und Geschicklichkeit hervorragte, leistete den entschlossensten Widerstand und hielt die Stürmenden durch treffliche Gegenanstalten vom Eindringen ab. Da erkannte Pescara das Gefährliche seiner Lage und ordnete den Rückzug an. Mit innerem Widerstreben 28. Sept. 1524.
folgte ihm Bourbon; seine stolzesten Hoffnungen sah er durch diesen Entschluß zerrinnen. Sein Abfall hatte seinen Gegner in den Herzen des Volks gestärkt.

Franz folgte den Abziehenden auf dem Fuße. Er wollte die günstigen Beide Armeen ziehen über die Alpen.
Umstände zur Wiedereroberung des schönen Herzogtums benutzen, das ihm so teuer war. Mit wetteifernder Eile überstiegen beide Heere auf verschiedenen Wegen die Alpen, die Kaiserlichen über Nizza, Ventimiglia, die Seealpen, in guter Ordnung und keineswegs entmutigt, wenn auch die Mannschaften sich nicht von fern vergleichen ließen mit der glänzenden Kriegsmacht, welche Franz selbst über die Oberalpen nach der Lombardei führte. An einem und demselben Tage sollen beide Armeen den Tessin überschritten haben, die Franzosen bei Abbiategrasso, die Kaiserlichen bei Pavia. Auf diese treue Ghibellinenstadt, wo Antonio de Leyva, ein trefflicher Feldherr und Soldat, den Oberbefehl führte, stützte sich jetzt das kaiserliche Heer, da in Mailand die Pest war und fast die ganze Lombardei in kurzem in die Gewalt des Feindes geriet. Während Bourbon nach Deutschland eilte, um frische Landsknechte zu werben, rückte das französische Heer vor Pavia. Man hoffte, die Festung würde dem Angriff nicht Ende Oktober 1524.
lange zu widerstehen vermögen, Mangel an Geld und Lebensmitteln würde bei Belagerung von Pavia. 1524.
den deutschen Landsknechten bald die Kampflust dämpfen und sie zum Abfall bringen; man hatte ja schon so oft die Erfahrung gemacht, daß die Söldnerhaufen nur solange bei einer Fahne aushielten, als Sieg und Beute bei derselben winkten, daß Anstrengungen ohne Aussicht auf Erfolg, daß Entbehrungen und Gefahren die Treue zum Wanken gebracht. Aber diesmal trog die Berechnung: es waren biedere deutsche Soldatenherzen in der Stadt, welche dem Kaiserhaus ergeben blieben, und der Eifer der ghibellinischen Stadtbevölkerung, welche aus allen Kräften die Verteidigung unterstützte, die Streitlust der Landsknechte

anfeuerte, für „weißes Brot und kühlen Wein" sorgte, selbst als bereits bei den geringen Leuten der Hunger sich einstellte, und die entschlossene Haltung des Befehlshabers, Antonio de Leyva, der aus Kirchengefäßen Geld prägen ließ und wohl auch seine eigne goldene Kette in die Münze trug, wirkten ermutigend und erhebend auf die Besatzung. Es half dem französischen König nicht viel, daß er einen Sturm nach dem andern anordnete; wo eine Bresche in die Mauer geschossen ward, sah man hinter derselben neue Wälle und Befestigungen sich erheben und die umliegenden Häuser mit Schießscharten versehen und mit Hakenschützen besetzt, die den mutigsten Widerstand leisteten; auch der Versuch, den Tessin abzuleiten und dadurch einen Zugang zu der Stadt zu gewinnen, schlug Jan. 1525. fehl. Im Januar wurde der Plan, Pavia mit Gewalt zu nehmen, aufgegeben; man schritt zu einer engen Einschließung, um durch Aushungern die Übergabe zu erzwingen. Und um nicht von außen gestört zu werden, schickte der König den Johann Stuart, Herzog von Albany, mit einigen Mannschaften nach Neapel, in der Hoffnung, die in der Lombardei an verschiedenen Orten aufgestellten Truppen Pescaras würden nachziehen. Diese ließen aber zunächst den Vizekönig Lannoy für sich selbst sorgen, denn nicht im Neapolitanischen, sondern im Mailändischen mußte der Krieg seine Entscheidung finden. An sie schlossen sich nun die frischgeworbenen Landsknechte an, welche Bourbon unter dem Beistand des Erzherzogs in Augsburg und Innsbruck zusammengebracht. Er hatte seine eignen Juwelen verkauft, um das Hand- und Laufgeld herbeizuschaffen. Unter ihnen war der alte Georg Frundsberg, dessen Sohn Kaspar sich durch seine Tapferkeit in Pavia den Hauptmannsrang verdient hatte; zu seiner Befreiung zog nun der alte Haudegen noch einmal über die Alpen. Bei Lodi vereinigten sich die beiden Heerhaufen und rückten sofort auf Pavia los; man mußte eilen, da das Geld zur Soldzahlung bereits auf die Neige ging. Bald kamen sie in die Nähe der französischen Armee, die auf dem linken Ufer des Tessin in einem gut verschanzten Lager eine feste Stellung genommen hatte und mit allen Bedürfnissen aufs reichlichste versehen war. Vergebens boten die kaiserlichen Obersten eine Schlacht an; im königlichen Kriegsrat hielt man dieselbe für überflüssig, da das feindliche Heer ohne Geld und Lebensmittel sich ja doch von selbst auflösen mußte. Wohl bemerkten einige erfahrene Hauptleute, es sei bedenklich, im Angesicht zweier feindlichen Heere sich zu behaupten, und rieten zu einer Verlegung des Lagers: aber Bonnivet meinte, ein Abzug vertrüge sich nicht mit des Königs Ehre.

Schlacht bei Pavia. 1525. Und in der That geriet auch das Heer der Verbündeten, das dem königlichen gegenüber gelagert war, bald in die höchste Not, während die Gegner in Überfluß lebten und zuversichtlich einem siegreichen Ausgang entgegensahen. Die Lage war unerträglich und nötigte die Feldherren Bourbon, Pescara und Frundsberg alles zu wagen, um sich selbst vom Untergang und die Landsleute in der Stadt von der Bedrängnis zu retten. Der Notstand selbst diente ihnen als

Stachel und Sporn, die Söldnerhaufen zu einem stürmenden Angriff wider das reiche Lager der Feinde zu reizen. Aus einem nächtlichen Überfall auf den Park 24. Febr. und das Jagdschloß Mirabello, an das sich die linke Seite des französischen Lagers anlehnte, entspann sich nach Tagesanbruch eine blutige Schlacht, die trotz der günstigen Stellung, der Überzahl und der Tapferkeit der Franzosen gegen sie entschied. Es war eine Völkerschlacht im kleinen: 22,000 gegen 24,000. Auf beiden Seiten kämpften deutsche Landsknechte, bei den Franzosen die „schwarzen Fähnlein", Mannschaften aus Geldern und Lothringen, bei den Kaiserlichen die Scharen von Frundsberg und Marx Sittich und 200 Pferde, die mit Nikolaus von Salm über die Alpen gekommen, alle gleich tapfer und von großem Haß gegeneinander erfüllt; ferner Franzosen zu Roß und zu Fuß und Schweizer in 28 Kriegshaufen geordnet, ihnen gegenüber die spanischen und italienischen Soldknechte, welche Pescara und der Vizekönig von Neapel ins Feld führten; als sich die Schlacht dem Ende zuneigte, machte auch noch die Besatzung von Pavia, gleichfalls ein buntes Völkergemisch, einen Ausfall. Nicht ganz zwei Niederlage der Franzosen. Stunden dauerte die Feldschlacht, welche durch Mißverständnisse und schlechte Der König gefangen. Anordnung, durch die ungünstige Stellung zwischen zwei feindlichen Heeren, wie durch die besonnene und mutige Haltung der Deutschen, vornehmlich aber vermöge der Hakenbüchsen des spanischen Fußvolks mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen und ihrer helvetischen Verbündeten endigte. König Franz glänzte vor allen durch ritterliche Tapferkeit; als auf dem rechten Flügel, wo er sein Schlachtroß tummelte, die Glieder zu weichen begannen, sprengte er hinzu, um wenigstens die Schweizer zum Stehen zu bringen; da wurde ihm das Pferd von Nikolaus von Salm unter dem Leibe erschossen, er stürzte zu Boden und schwebte in der größten Lebensgefahr, bis ihn der herbeieilende Vizekönig von Neapel erkannte und ihm ehrfurchtsvoll die Hand reichte. Ihm übergab sich der König als Gefangenen. Wenn es auch nur eine spätere Sage ist, daß er seiner Mutter den Unfall mit den lakonischen Worten gemeldet habe: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" in Wahrheit verhielt es sich doch so: nicht bloß Franz selbst hatte die größte persönliche Tapferkeit gezeigt, auch die übrigen französischen Führer und Kriegsmannen hatten mutig dem Tod ins Angesicht geschaut. Auf zehntausend wird die Zahl der schmucken Leute gerechnet, welche auf dem Schlachtfelde umherlagen oder in den Wellen des Tessin ertranken. Unter den Gefallenen war Bonnivet, welcher das Nationalunglück, das er zum Teil durch seinen Rat verschuldet, nicht überleben wollte, war der 75jährige La Tremouille, waren die Marschälle La Palisse und Lescuns und viele Herren vom hohen Adel. Andre angesehene Häupter, wie König Heinrich von Navarra, wie die Grafen St. Pol, Montmorency, Brion, Fleuranges, teilten mit Franz das Los der Gefangenschaft. Nur zersprengte Heerhaufen kehrten über die Alpen zurück.

Der kriegerische Ruhm, dessen sich die Schweizer von den Burgunderkriegen

Wirkung des Siegs. König Franz nach Madrid gebracht.

her erfreut, ist seit dem Tage von Pavia von den Alpensöhnen gewichen; von der Zeit an galten die deutschen Landsknechte als die ersten Männer des Schwertes und anstatt des Siegers von Marignano wurde jetzt Kaiser Karl V. als Kriegsheld und Schlachtengewinner von den Zeitgenossen gefeiert. Die Beute, die im französischen Lager den Landsknechten in die Hände fiel, war unermeßlich. Auch der Sold wurde reichlich entrichtet, da die italienischen Staaten und Fürsten eilten, durch pünktliche Bezahlung der Subsidiengelder die Gunst des neuen Gebieters im oberen Italien zu erkaufen. Denn wer sollte jetzt dem mächtigen Kaiser, dem Herrn so vieler Reiche und Länder, die Oberherrschaft streitig machen? Nun war er nicht mehr der unbedeutende burgundische Prinz, von dem man bisher gesagt hatte, daß ihm Schicksal und Geburt eine unverdiente Stellung angewiesen; „er war jetzt hineingewachsen in das weite Gewand eines Weltreichs, das ihm vorher nur die Laune eines seltsamen Zufalls umgelegt zu haben schien". Und Karl fühlte die ganze Bedeutung des Ereignisses. Er lag fieberkrank in Kastilien, von schweren Sorgen gedrückt, als ein Eilbote ihm die Nachricht brachte, daß bei Pavia das feindliche Heer vernichtet worden, der König selbst sein Gefangener sei. So überwältigend war der Eindruck, daß er einige Augenblicke stumm vor sich hinschaute. Dann kniete er vor einem Marienbild nieder, sprach ein Dankgebet und flehte um ferneren Beistand zur Bekämpfung der Ungläubigen und zur Herstellung des Friedens in der Christenheit. Bald sollte er den Nebenbuhler als Gefangenen in seinem eignen Lande sehen. Franz I. wurde von Pizzighettone, wohin er von dem Schlachtfelde gebracht worden, durch Lannoy zur See nach Madrid geführt und unter strenge Aufsicht gestellt.

Pläne gegen Frankreich.

In Frankreich vernahm man die erschütternden Ereignisse mit der größten Bestürzung. Man erwartete, daß die siegreiche Armee über die Grenzen hereinbrechen und die Zeiten des Königs Johann wiederkehren möchten. Und in der That trug sich Heinrich VIII. von England mit solchen Plänen. So wenig auch der überseeische Bundesgenosse zu den Erfolgen in Italien beigetragen, so meinte er doch, daß ihm der schönste Teil des französischen Reichs zufallen sollte. Der Kaiser, so war sein Vorschlag, sollte über die Pyrenäen in Frankreich eindringen, während seine Heere die westlichen Landschaften in Besitz nähmen; in Paris könnten beide Monarchen sich begegnen und die weiteren Verabredungen treffen. Alles was die Franzosen in früheren Jahren dem Reich und dem burgundischen Hause entrissen, sollte dem Kaiser zurückgestellt werden, die Krone von Frankreich aber an den englischen König fallen. Eine Vermählung zwischen Karl und Maria Tudor sollte das Bündnis noch enger knüpfen. Mit solchen verwegenen Vorschlägen war jedoch Karl keineswegs einverstanden. Wenn er auch entschlossen war, das Herzogtum Burgund für Österreich zurückzufordern, auf die Dauphinee und die Provence die alten Reichsrechte wieder geltend zu machen und die letztere Landschaft als Königreich dem Herzog von Bourbon zu verleihen, so gedachte er doch alles Übrige dem gefangenen König zu lassen und ihm gegen ein Friedens-

bündnis die Freiheit zurückzugeben. Den hochmütigen, von Launen und augenblicklichen Stimmungen beherrschten Tudor ärgerte es, daß seine Entwürfe keine Billigung fanden, und man konnte bald wahrnehmen, daß seine Freundschaft für den Kaiser mehr und mehr erkaltete und er sich wieder dem französischen Hofe zu nähern suchte. Und auch in Italien stiegen bald düstere Wolken auf. In Venedig und Rom und an den kleineren Höfen blickte man mit Besorgnis auf die wachsende Macht der Habsburger. Die Vereinigung der Lombardei und Unteritaliens in einer Hand, welche soweit reichte, war für die Selbständigkeit der Halbinsel doch allzu gefährlich. Eine unabhängige Politik im eignen Interesse schien damit für die übrigen Staaten und Territorialherren unverträglich. Dem Kaiser entging die Stimmung nicht; er hielt es daher für ratsam, jeden Einfall in Frankreich aufzugeben und zunächst auf Befestigung seiner Herrschaft im Mailändischen und auf ein friedliches Abkommen mit König Franz zu denken. Die energischen Verteidigungsanstalten, welche auf Anregung der Königin-Mutter Louise von Adel und Kommunen getroffen wurden, ließen ohnedies einen Angriff auf die Grenzlande sehr bedenklich erscheinen.

Der Papst und die nationale Partei in Italien.

Niemand hegte tiefere Besorgnisse vor der Habsburgschen Übermacht in Italien, als Papst Clemens VII., der Mediceer. Die nationalen Bestrebungen, die einst Julius II. in seiner Seele getragen, fanden in ihm einen neuen eifrigen Bekenner: nicht nur die Herrschaft Frankreichs, auch die des Hauses Österreich sollte aus der Halbinsel verschwinden, Mailand dem Franz Sforza als unabhängiges Herzogtum zu teil werden, das neapolitanische Königreich unter die Lehnsherrschaft des Papstes zurückkehren. Es verdroß den ehrgeizigen Oberpriester, daß er für seine, dem Kaiser geleisteten Dienste keine Erweiterung des Kirchenstaates erlangt hatte, daß der Herzog von Ferrara sogar im Besitz des Fürstentums Rovigo belassen ward. Von weiter Hand wurde der Umschwung vorbereitet: der König von Frankreich sollte, wenn er die Freiheit wieder erlangt haben würde, für immer seine italienischen Ansprüche aufgeben, mit den Schweizern wurden die alten Bündnisse erneuert, mit Heinrich VIII. vertrauliche Unterhandlungen gepflogen. Und da man an dem Beispiel des Connetable von Bourbon die Erfahrung gemacht, wieviel der Abfall und Verrat eines mächtigen Edelmanns der gegnerischen Partei Nutzen schaffen könne, so wollte man versuchen, den Feldherrn Pescara für die italienische Sache zu gewinnen. Man wußte, daß er trotz seiner großen Verdienste von dem Kaiser zurückgesetzt ward, daß der viel unbedeutendere Graf Lannoy ihm in der Gunst des Monarchen voranging, daß sein ehrgeiziges Herz die Kränkung bitter empfand. Wenn man ihm die Krone von Neapel, seinem Geburtslande, unter päpstlicher Oberlehnsherrschaft in Aussicht stellte, sollte es nicht gelingen, ihn herüberzuziehen? Welches Gewicht würde der Beitritt eines solchen Mannes, dem das spanische Fußvolk unbedingt ergeben war, in die Wagschale der italienischen Liga legen! Franz Sforza ging auf den Plan ein; sein gewandter Staatsmann Morone, dem er vorzugsweise die Wieder-

erlangung des Herzogtums verdankte, sollte nun sein Werk vollenden, indem er ihm auch die Souveränität verschaffte. Durch ihn erhielt Pescara die ersten vertraulichen Eröffnungen. Er nahm sie scheinbar günstig auf, aber nur, um das ganze Komplott seinem Herrn zu verraten. In dem Lande Machiavellis hatte man kein Verständnis für die Treue und Loyalität eines spanischen Grande. In der Pyrenäischen Halbinsel, wo die ritterliche Romantik noch nicht erloschen war, galt Abfall und Felonie für das schwärzeste Verbrechen, das in der Brust eines Edelmanns entkeimen konnte. Lehnstreue und Hingebung für den König, auch wo dieser Unrecht thut, war seit den Tagen des Cid Campeador in den Augen des Spaniers die erste aller Tugenden. Wie sollte ein Feldherr und Ritter von Pescaras Charakter diese gepriesene Eigenschaft, das stolzeste Gefühl einer spanischen Seele, verleugnen! Während man sich in Italien in den Träumen einer nationalen Wiedergeburt wiegte, und der päpstliche Minister Ghiberti frohlockend ausrief: „Ich sehe die Welt sich umwandeln, Italien wird aus dem tiefsten Elend zum höchsten Glück aufsteigen", wurde der Kaiser durch Pescara und Leyva von allem unterrichtet und erteilte seinen Freunden die Vollmacht, zu verfahren, wie sie es für zweckmäßig hielten. Der Marchese zögerte nicht. Er
14. Okt. 1525. ließ Morone nach einer geheimen Unterredung in Haft setzen und forderte von dem Herzog die Übergabe sämtlicher Festungen. Zugleich klagte er ihn wegen Felonie an; und als der Sforza mit der Auslieferung der Citadelle von Mailand zögerte, schritt er zur Gewalt. Er sollte jedoch den Ausgang nicht erleben: inmitten der Gärung, welche diese Vorgänge, verbunden mit dem Druck der
30. Nov. 1525. fremden Kriegsvölker, in der italienischen Bevölkerung erzeugt, schied Pescara aus dem Leben, der bedeutendste spanische Feldherr seit Gonsalvo de Cordova.

Vertrag von Madrid. 1526. Bald trat eine neue Wendung der Dinge ein. Um den drohenden Sturm zu beschwören suchte sich Karl mit seinem gefangenen Gegner auszusöhnen. Es wäre ihm nicht schwer geworden, den König zu einem aufrichtigen Frieden und zur Verzichtleistung seiner italienischen Ansprüche zu bewegen, hätte er einige Billigkeit und Großmut walten lassen. Denn dem lebensfrohen Fürsten war die Gefangenschaft in Madrid, war die Entfernung von seinem Hofe unerträglich. Er verfiel in eine Krankheit. Um ihn zu pflegen, seinen Unmut zu zerstreuen und die Unterhandlungen mit dem Kaiser zu führen, eilte seine Schwester Margarete nach Madrid. Aber hochherzige Gefühle wohnten nicht in des Kaisers Seele. Er wollte die Gelegenheit, die ihm das Glück so unerwartet in den Schoß geworfen, aufs äußerste ausnutzen. Nicht nur Mailand sollte Franz herausgeben, nicht nur seinen Ansprüchen auf Neapel für immer entsagen, auch Burgund, das Stammland der kaiserlichen Voreltern, sollte von Frankreich losgerissen werden und Flandern und Artois wieder unter die burgundische Oberherrlichkeit zurückkehren. Eine Heirat zwischen Franz, dessen Gemahlin Claudia im Jahr 1524 gestorben war, und Karls Schwester sollte das Bündnis besiegeln. Wäre es für den Kaiser rühmlicher und verständiger gewesen, weniger harte und unerträgliche

Bedingungen aufzustellen, so hätte es auch dem französischen König mehr Ehre gebracht, lieber noch länger in der Gefangenschaft auszuharren, als in ein Übereinkommen zu willigen, das Schande oder Wortbruch auf ihn laden mußte. Aber Franz war ein leichtsinniger Fürst und der Sohn einer gewissenlosen Zeit. Um seine Freiheit zu erlangen, unterzeichnete er den Frieden von Madrid, worin er die erwähnten Bestimmungen sämtlich beschwor, alle seine Verbindungen mit den Gegnern des Kaisers in Deutschland, in den Niederlanden, in Navarra aufzulösen versprach und sich mit der verwitweten Königin von Portugal verlobte. Aber kurz zuvor hatte er unter seinen Freunden eine Urkunde aufgesetzt, worin er erklärte, daß er den Vertrag als erzwungen ansehe, daß alles, was derselbe enthalte, null und nichtig sei und daß er alle Rechte seiner Krone zu behaupten gedenke. Und doch machte er sich kein Gewissen daraus, bei einem feierlichen Hochamte, die Hand auf dem Evangelienbuch, zu schwören, daß er den Vertrag niemals brechen werde. Und er wiederholte das Versprechen dem Kaiser selbst, als er sich in Illescas von demselben trennte, um in sein Reich zurückzukehren. Nachdem seine beiden Söhne sich als Geiseln gestellt, fuhr er auf einer Barke über den Grenzfluß Bidassoa und sprengte dann auf einem bereitstehenden Pferde dem schönen Frankreich zu, indem er ausrief: „Ich bin der König, ich bin der König!“ Mit der Luft der Freiheit zog auch das Gefühl der wiedergewonnenen Macht in seine Brust ein.

14. Jan. 1526.

19. März 1526.

3. Der päpstliche Kriegsbund und die Erstürmung von Rom. 1526. 1527.

Der Vertrag gebrochen.

Man hatte in des Kaisers Umgebung sich nicht des Mißtrauens erwehren können, ob der Vertrag auch wirklich gehalten werden würde. Karl schlug sich die Besorgnis aus dem Sinn: er ernannte einen Gouverneur für Burgund und seine Schwester Eleonore harrte bereits in Vittoria der Stunde, da sie als Königin nach Paris abgeholt werden sollte. Aber wie ganz anders gestalteten sich die Dinge. Hatten sich die beiden Monarchen noch vor kurzem als „Brüder“ umarmt, so traten sie bald als die erbittertsten Feinde einander gegenüber. Von der Abtretung Burgunds konnte keine Rede sein, da die eilends einberufenen Stände die Erklärung abgaben, es stehe nicht in der Macht des Königs, eine Provinz des Reichs von dem Ganzen loszureißen, ein abgezwungener Schwur könne die Rechte der Monarchie nicht beeinträchtigen. Erst seit kaum einem halben Jahrhundert gehörte das Herzogtum zu Frankreich, und schon hatte das Nationalgefühl so feste Wurzeln geschlagen. Ähnlich sprach sich auch die Notabelnversammlung aus, die Franz im Dezember nach Paris berief. Burgund sei als erste Pairie Frankreichs ein integrierender Bestandteil des Reichs; zu einer Geldentschädigung für die Befreiung der Prinzen, wozu sich der König bereit erklärt hatte, oder für die Fortführung des Kriegs zeigten sich Adel und Geist-

lichkeit opferwillig. Karl ließ dem König sagen, wenn er den Vertrag nicht ausführen könne, so möge er in die Gefangenschaft zurückkehren. Aber über solche Vorstellungen aus der Ritterzeit war man damals längst hinaus. Auch die späteren Herausforderungen zum Zweikampf, welche die Monarchen einander zusandten, waren nur eine bedeutungslose Reminiszenz untergegangener Formen.

Die Heil. Liga. 1526. Und auch von Italien aus wurde Franz zum Wortbruch aufgemuntert. Wir wissen, welche Hoffnungen und Bestrebungen dort durch den Papst Clemens VII. geweckt worden waren und in welcher Gärung sich alles befand. Kaum war Franz in sein Reich zurückgekehrt, so entband ihn der oberste Kirchenfürst seines Eides und ließ ihn auffordern, zur Befreiung Italiens und seiner Söhne das Schwert zu ergreifen; in Italien sei alles zu seiner Hilfe bereit, Waffen und Mannschaften in gutem Stand. Auch die Venetianer schickten Gesandte; und Heinrich VIII. und Kardinal Wolsey ermahnten den französischen Monarchen, die Verpflichtungen zu zerreißen, die ihn zu einem Knecht von Spanien machen würden. Den König von England verdroß es, daß Karl so wenig auf seine Wünsche eingegangen war und die verabredete Vermählung mit seiner Tochter Maria nicht zu vollziehen willens schien, und Kardinal Wolsey, der allmächtige Günstling, dessen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Karl einst zu befördern versprach, und dann seinem Versprechen nicht nachgekommen war, schürte die Flamme. Solchen Verlockungen setzte Franz keinen langen Widerstand entgegen. (22. Mai 1526.) Schon im Mai wurde zwischen Frankreich und Italien der Bund von Cognac geschlossen, der des Kaisers Übermacht brechen, die Halbinsel von der fremden Herrschaft befreien, ein gewisses Gleichgewicht unter den Völkern Europas herstellen sollte. Man nannte ihn die „Heilige Liga", weil der Papst der Stifter war, und hoffte, der König von England werde sich an die Spitze stellen. Francesco Sforza sollte das Herzogtum Mailand als unabhängiges Fürstentum beherrschen, der französische König sich mit der Grafschaft Asti und mit dem Seestaat Genua begnügen und die Freilassung seiner Söhne aus der spanischen Geiselschaft erhalten. Neapel sollte als päpstliches Lehen einem Italiener zu teil werden. Die Beiträge an Mannschaft, Geld und Schiffen waren im einzelnen bestimmt.

Neuer Krieg in Italien. Juni 1526. So war denn die Losung zu einem neuen Waffengang gegeben; abermals brach der Kriegssturm in Italien los. Ein päpstlich-venetianisches Heer, von den Florentinern unterstützt, rückte wieder in das Gebiet von Parma vor, und der Herzog von Urbino, der als Feldhauptmann der Republik Venedig den Oberbefehl führte, brachte Cremona und Lodi in seine Gewalt. Man erwartete den Zuzug der Schweizer, der langsam heranrückte, und setzte große Zuversicht in die über die Bedrückung der spanischen Kriegsvölker aufs äußerste erbitterte Bevölkerung des oberen Italiens, insbesondere Mailands, wo Antonio de Leyva und der Marchese del Guasto, Pescaras Verwandter, noch immer die Citadelle belagert hielten. Wirklich griffen auch die ergrimmten Mailänder zu den Waffen; aber

ehe ihnen die Verbündeten zu Hilfe ziehen konnten, wurde die Empörung mit
Gewalt unterdrückt und schwere Strafe der Stadt auferlegt. Wohl rückte der
Herzog von Urbino näher heran; da er sich aber nicht stark genug fühlte, um
einen Angriff zu wagen, mußte Francesco Sforza, durch Mangel an Lebens-
mitteln gedrängt, das Kastell den Belagerern übergeben. Er erhielt freien Ab- 24. Juli.
zug und begab sich zu den Ligisten. Bald trafen auch Schweizer und Fran-
zosen ein, so daß die kaiserliche Besatzungsmannschaft in Mailand sehr ins
Gedränge kam. Zugleich kreuzte eine päpstlich-venetianische Flotte unter dem Ge-
nuesen Andreas Doria im Mittelmeer und suchte die Annäherung der spanischen
Schiffe an der ligurischen und der neapolitanischen Küste zu verhindern.

Es war ein Glück für den Kaiser, daß der Herzog von Urbino wenig Ent- Der Papst im Gedränge.
schlossenheit und Kriegsmut besaß, und daß er selbst in Rom und in andern
Orten viele Parteigänger hatte, welche den Ligisten entgegenarbeiteten. Gelang
es doch im September seinem Bevollmächtigten Ugo Moncada in Verbindung 19. Sept. 1526.
mit einigen Gliedern der Familie Colonna und dem spanischen Botschafter, Her-
zog von Sessa, in die Stadt Rom einzuziehen, ohne daß das Volk einen Arm
rührte. Bis zum Vatikan drangen die Colonnesen vor, bemächtigten sich aller
Schätze und hätten dem mediceischen Papst ein ähnliches Schicksal bereitet, wie
einst die Verbündeten des französischen Kanzlers Nogaret dem damaligen Kirchen-
fürsten Bonifacius VIII. (VII, 727 f.), wäre nicht Clemens in die Engelsburg
geflüchtet. Erst als er sich zu einem Waffenstillstand von vier Monaten verstand,
zog Moncada mit den Colonnas ab, 300,000 Dukaten als Beute wegführend.
So hatte sich der Papst thatsächlich von der Liga losgesagt, aber wie Guicciar-
dini, sein Bevollmächtigter im Lager von Cremona, ihm schrieb, daß seine Ver-
pflichtungen gegen die Bundesgenossen heiliger seien, als ein erzwungener Ver-
trag, so war auch er nicht gemeint, den Waffenstillstand zu halten. Hatte er ja
doch den französischen König von seinem feierlichen Eide entbunden, sollte er ge-
gen Empörer mehr Treue bewahren? Geldsendungen von Frankreich und Eng-
land setzten ihn bald in den Stand, ein Heer auszurüsten, welches Renzo da
Ceri, der tapfere Verteidiger von Marseille, in die Abruzzen führte, um einen
feindlichen Einfall von Neapel her zu verhindern.

Der Überfall Moncadas und der Colonnesen war für Rom und den Papst Frundsberg.
das Vorspiel einer weit schrecklicheren Katastrophe: „die Stimme hatte sich hören
lassen, die im Schneegefild der Alpen die nahende Lawine verkündigt". In seinem
Schloß zu Mindelheim in Schwaben saß der alte Georg Frundsberg, „oberster
Hauptmann der Grafschaft Tirol und Generalkapitän des kaiserlichen Fußvolks
in Italia". Da erhielt er von seinem Sohn Kaspar, der mit zehn Fähnlein
deutscher Landsknechte in Mailand stand, und von den kaiserlichen Feldherren
Bourbon und Leyva die Nachricht, daß sie in der bedrängtesten Lage seien und
unrettbar verloren, wenn nicht schnelle Hilfe käme; denn das ligistische Heer
halte die Stadt eingeschlossen. Ebenso dringende Ermahnungen ließ Erzherzog

Ferdinand an ihn ergehen; er bevollmächtigte ihn, auf Pfandschaft zu leihen, was er aufzubringen vermöchte, und war bereit, seine Kleinodien in Augsburg zu versetzen. Da rüstete sich der alte Rittersmann zu seinem letzten Gange. Er nahm Geld auf, wo er Kredit fand, er verpfändete seine Herrschaft, das Silberzeug und Geschmeide seiner Gemahlin. Darauf wurde in den deutschen Städten die Trommel gerührt zur Anwerbung von Landsknechten. Da es gegen den Papst ging, so eilten die lutherisch Gesinnten scharenweise herbei; Frundsbergs Name galt als Bürgschaft des Sieges, und der Kaiser selbst führte ja damals in seinen Ausschreiben eine Sprache, wie man sie nur aus dem reformatorischen Heerlager zu vernehmen gewohnt war; er forderte ein allgemeines Konzil, wolle Clemens nicht darauf eingehen, so sollten es die Kardinäle auf eigne Hand einberufen. Auch Frundsberg hatte sein Herz der neuen Lehre geöffnet und hegte tiefen Groll gegen den Papst; sein Schreiber Jakob Ziegler hat eine Lebensbeschreibung von Clemens VII. verfaßt, in welcher alle schlimmen Eigenschaften desselben in grellen Farben gezeichnet sind.

Meuterei im kaiserlichen Heer. 1527. Obwohl nur ein geringer Sold gereicht werden konnte, so vermochte doch Frundsberg von den Musterplätzen Meran und Bozen ein auserlesenes Heer von 12,000 Mann, fünfunddreißig Fähnlein rüstiger und tapferer Landsknechte nach Trient und von da auf einem steilen schwierigen Bergpfad nach der Lombardei hinabzuführen. Zu einem Angriff auf das feindliche Heer, um eine Vereinigung mit den mailändischen Besatzungstruppen zu erzwingen, fühlte er sich nicht stark genug, zumal da er keine Pferde hatte; er wandte sich also südwärts nach dem Po. Es gelang ihm unter steten Angriffen von seiten der Verbündeten, wobei Johann Medici, der tapferste und beliebteste italienische Führer, auf den Tod verwundet wurde, und unter großen Fährlichkeiten, diesen Fluß zu
28. Dez. 1526. überschreiten und in die Umgegend von Piacenza vorzudringen. Von da aus meldete er dem Connetable nach Mailand: „Über die hohen Berge und tiefen Wasser, mitten durch die Feinde in Hunger und Mangel und Armut sind wir glücklich hier angelangt. Was sollen wir thun?“ Die Deutschen mußten noch mehrere Wochen zuwarten, bis Bourbon mit einem Teil des mailändischen
12. Febr. 1527. Heeres zu ihnen stoßen konnte. Erst im Februar geschah die Vereinigung in Firenzuola. Man beschloß nun, auf Rom loszugehen, den Urheber des Kriegs in seiner eignen Burg aufzusuchen, in der reichen Stadt den Sold zu holen, den der Kaiser nicht zu zahlen vermochte. Der Herzog von Ferrara, im Haß gegen den Papst mit Bourbon und Frundsberg übereinstimmend, sollte den Weg bereiten. Der Plan wurde ausgeführt, aber nicht im Sinne der Feldherren. Mangel und Not trieb die Mietlinge zur Verzweiflung. Acht Monate war der Sold ausgeblieben und keine Aussicht auf Besserung. Da erhob sich ein Aufruhr der gefährlichsten Art. Die Spanier machten den Anfang; nur mit Mühe entging Bourbon einem gewaltsamen Tod; sein Zelt wurde geplündert. Bald wurden auch die Deutschen von der Aufregung ergriffen. Vergebens suchte der

Feldhauptmann, der in seinem langen Soldatenleben so viele Gefahren und Schwierigkeiten durch seinen entschlossenen Mut und seinen kräftigen mannhaften Geist überwunden, durch vernünftige Vorstellungen und beruhigende Reden den Dämon der Empörung in den rauhen Herzen zu ersticken: mit wildem Toben forderten sie Geld, ihre Spieße waren gegen die eignen Hauptleute gerichtet, verworrene Töne aufgeregter Leidenschaft überschallten seine Worte. Der Eindruck dieser stürmischen Szene, einer in Aufruhr geratenen Naturgewalt vergleichbar, machte auf den Feldobersten einen solchen Eindruck, daß er sprachlos zusammensank und bald darauf sein Leben aushauchte. Dieser tragische Ausgang des alten Heerführers hatte eine so erschütternde Wirkung auf die deutschen Landsknechte, daß sie von ihrem Toben abließen und zum Gehorsam zurückkehrten. Frundsbergs Stellvertreter wurde Konrad von Bemelberg, Ritter von Boyneburg, genannt „der kleine Heß“.

Nun stellten die Truppen an den Connetable die Forderung, er solle sie nach Rom führen. Dieser willfahrte ihrem Verlangen. Da die größeren Städte wohl befestigt waren, so wählte er den Weg über die Berge und Thalungen der Apenninen, in den Quellgebieten des Arno und des Tiber die Bedürfnisse durch Plünderungen und Requisitionen beschaffend. Wer hätte dem Zug der nach den Schätzen und Reichtümern der ewigen Stadt lüsternen Söldnerhaufen Einhalt gebieten können! Auch hat es niemand ernstlich versucht; selbst der Kaiser, wie freigebig er auch mit Versicherungen seiner kindlichen Ergebenheit gegen den heil. Vater in öffentlichen Schreiben war, hat doch keine Schritte gethan, das bevorstehende Ereignis abzuwenden: man sah seinen Vizekönig Lannoy mit Bourbon im Lager vertraulich zusammen leben, an derselben Tafel speisen. Der Gedanke, daß der Papst eine Züchtigung für seine treulose Politik erleide und daß das Heer sich in Rom selbst bezahlt mache, schien den Kaiser nicht sehr zu beunruhigen. Als Bourbon in den letzten Tagen des April in Toscana erschien, um auf der alten Römerstraße nach der Tiberstadt vorzurücken, fand er an den Sienesen, die mit den Florentinern und Mediceern stets im Kampfe lagen, Vorschub und Unterstützung. Ja in Florenz selbst erregte die mit der mediceischen Herrschaft unzufriedene Partei einen Aufstand und zwang die Signorie zu einem Staatsbeschluß, kraft dessen die Soderinische Staatsordnung wieder hergestellt und die mediceische Familie auf ewig aus der Stadt verbannt werden sollte. Ohne auf Widerstand zu stoßen, wohl aber im Rücken von nachziehenden ligistischen Truppen bedroht, gelangte Bourbon nach Viterbo und durchzog dann die Campagna. Am Abend des 5. Mai sah man die deutschen und spanischen Söldnerhaufen vom Monte Mario her bis an die Mauern des Vatikans vordringen. Clemens verlor den Mut nicht. Die ligistischen Truppen standen bereits in Toscana, wo die republikanische Erhebung in Florenz schnell ihr Ende nahm und das Regiment Ippolitos de' Medici unter dem Kardinal Cortona wieder aufgerichtet ward; in Rom

Zug des Söldnerheers nach Rom. April 1527.

26. April.

2. Mai.

selbst dienten 5000 geworbene Hakenschützen unter dem bewährten Kriegsobersten Lorenzo da Ceri, auf den Mauern war zahlreiches Geschütz aufgepflanzt.

Erstürmung und Plünderung Roms. 6. Mai 1527. Aber die Sache nahm einen andern Verlauf, als der Papst gehofft haben mochte. Es war an einem nebeligen Morgen des 6. Mai, als die spanischen Söldner und deutschen Landsknechte mittels zusammengebundener Leitern die Mauern und Wälle Roms ohne große Mühe und bedeutenden Widerstand erstiegen. Unter den ersten Gefallenen war der Connetable von Bourbon. Sein Verhalten gegen seinen König, meint Vettori, verdiente einen so ehrlichen Tod nicht, aber im Sterben hatte er den Schmerz, dem von ihm so heiß ersehnten und mit Trug verfolgten Siege ins Gesicht zu schauen und doch zu wissen, daß er ihn nicht genießen konnte. Der Tod des Oberfeldherrn vermochte den Sturm nicht zu hemmen: die Landsknechte, voran Klaus Seidensticker, sein großes Schlachtschwert schwingend, und Michel Hartmann überwältigten die Verschanzungen und drangen vor, die andern folgten ihren Spuren. Bald war das transtiberinische Viertel und die Brücke in ihrer Gewalt. Noch einmal boten die Hauptleute dem in die Engelsburg geflüchteten Papst einen Vertrag an; Clemens, in sicherer Erwartung der nahen Bundeshilfe, verwarf ihre Forderungen und führte dadurch Rom einem schweren Schicksale entgegen. Von Habgier getrieben ergossen sich nun die wilden Scharen über die Straßen der Stadt und wiederholten die Auftritte der Vandalenzeit. Zwischen 6000 und 8000 Menschen wurden erschlagen. Die reichen Paläste und Wohnhäuser wurden geplündert, die Kirchen ihres Schmucks und ihrer Gefäße beraubt, die Klöster ausgeleert, kostbare Kunstwerke vernichtet; der Wert des geraubten Gutes soll sich auf 15 bis 20 Millionen Dukaten belaufen haben. Im Vatikan zündeten die Hauptleute ihre Wachtfeuer an; mit Mummereien und lächerlichen Aufzügen höhnten die Deutschen Papst und Kardinäle; sie riefen unter den Mauern des Kastells Luther als Papst aus. An Zuchtlosigkeit und frevelhaften Ausschweifungen aber thaten es ihnen die spanischen Söldner weit zuvor. Auf dem Campofiore, wo die Deutschen ihr Lager aufschlugen, und auf der Piazza Navona, dem Hauptquartier der Spanier und Neapolitaner, wurden die Tage unter Spiel, Schwelgerei und Lustbarkeit verpraßt und die Beute fast ebenso schnell verjubelt, als sie gewonnen worden. Immer noch hoffte Clemens auf die Ankunft der Ligisten, allein der Herzog von Urbino, der einst von den Mediceern seiner Herrschaft beraubt worden, zeigte keine Eile, den Papst zu befreien, er mochte sich vor der tapfern Gegenwehr der Landsknechte fürchten. So mußte denn Clemens mit den Hauptleuten einen

5. Juni 1527. Vertrag schließen, worin er sich zur Zahlung von 400,000 Goldkronen und zur Übergabe der Engelsburg verpflichtete. Darauf besetzten die Deutschen das Kastell und wählten 200 der schönsten und stärksten Landsknechte unter Sebastian Schärtlin für den Dienst des heiligen Vaters aus, während Alarcon, Oberst des spanischen Fußvolks, den Oberbefehl über die Burg übernahm. Sie dachten, daß es mit der päpstlichen Herrschaft zu Ende sei, und gaben der Hoffnung Raum,

„daß der junge teure Kaiser Carolus durch seine milde Tugend nach dem einigen Worte unseres Seligmachers regieren werde“. Zugleich erhob auch in Florenz die republikanische Partei wieder ihr Haupt. Der Kardinal Cortona, der im Auftrag des Papstes das Regiment führte, mußte mit den beiden jungen Mediceern Ippolito und Alessandro die Stadt verlassen, worauf Niccolo de' Capponi an die Spitze der Verwaltung trat und den florentinischen Staat nach republikanischen Formen regierte. Nochmals kam der Name Savonarolas zu Ehren bei den freien Bürgern der Arnostadt. — So endete die Plünderung Roms (Sacco di Roma), ein Ereignis, „welches in die Stadt Leos X. die Brandfackel geschleudert, auf lange ihren Wohlstand vernichtet, ihrem heiteren Leben ein Ende gemacht, ihre Künstlerwelt zerstreut, über eine Unzahl ihrer Familien Schmach und Elend gebracht hat. Ein Unglück, wie es kaum irgend eine große Stadt in solchem Maße betroffen, zugleich aber ein furchtbares göttliches Strafgericht für eine Verweltlichung, die ihren Gipfel erreicht hatte, eine entsetzliche Mahnung zur Rückkehr auf andre Bahnen, auf welche die blutige Hand des Geschicks die in langjährigem Sinnenrausch Taumelnden hinwies“.

Was den Händen der fremden Soldaten entging, fiel den Vasallen der Colonna anheim, welche, etwa zweihundert Reiter und eine Menge Fußvolk, am achten Tage nach der Erstürmung in Rom einrückten. Wüstes, halbverhungertes Volk, das die kaiserlichen Truppen an Indisziplin noch übertraf und sich mit dem Raube der traurigen Überbleibsel von den Opfern spanischer und deutscher Habsucht belud. Der Kardinal Pompeo, Ascan und Vespasian waren an ihrer Spitze. Pompeo ließ des Papstes Landhaus am Monte Mario, die berühmte Villa Madama, anzünden. Vom Kastell aus sah Clemens VII. die Flammen, er sagte: „Das ist Pompeos Rache für seine verbrannten Schlösser.“

4. Siege der Kaiserlichen.

Der Kaiser bezeigte Schmerz und Unwillen über das Mißgeschick, welches das Haupt der Christenheit erfahren, und entschuldigte sich bei allen Fürsten, an deren Ansicht ihm etwas gelegen war. Dennoch freute er sich im Herzen über die Demütigung des Gegners und suchte aus der Lage der Dinge den besten Nutzen zu ziehen. Während er für die Befreiung des heil. Vaters in den Kirchen beten ließ, schrieb er an den Vizekönig von Neapel, die Freiheit sollte demselben nur unter solchen Bedingungen gewährt werden, daß wenn er jemals wieder den Willen haben sollte, dem Kaiser zu schaden, er nicht das Vermögen dazu hätte. Am liebsten mochte er ihn nach Spanien oder Neapel gebracht sehen; in jedem Falle aber wünschte er alle festen Orte des Kirchenstaats, Ostia und Civita Vecchia, Parma und Piacenza, Bologna und Ravenna in seiner Gewalt zu haben. Er überlegte, ob nicht die alten dynastischen Lehnsherrschaften wieder hergestellt werden sollten; er wünschte die Einberufung eines Konzils zur Begründung kirchlicher Reformen. Man lebte in der Zeit der Säkularisationen; so manche Rechte

Haltung des Kaisers.

wurden damals in katholischen wie in evangelischen Ländern den Bistümern entzogen und den weltlichen Regierungen übertragen; könnte nicht auch im Kirchenstaat das weltliche Regiment an den Kaiser gelangen, nicht auch in Rom eine kaiserliche Vogtei, wie in alten Zeiten eingerichtet werden, an welche die wichtigsten Befugnisse der landesherrlichen Gewalt abgegeben werden möchten? Dem spanischen Obersten Alarcon, dem die Hut des Papstes in der Engelsburg übertragen war, wurde von Neapel die Anmutung gestellt, Clemens nach Gaeta zu entführen; dieser weigerte sich aber, „den Leib Gottes" aus der heiligen Stätte wegzubringen.

Die Heergemeinde. Der Bevölkerung war der Gedanke eines kaiserlichen Regiments in Rom kein widerwärtiger. Thatsächlich war ja damals der Kaiser Herr im Lande: in der Stadt und deren Umgegend lag eine spanisch-deutsche Armee unter Oranien, Bemelberg und andern Hauptleuten, die, wie nur je in den Zeiten der Völkerwanderung eine Heervereinigung, das Regiment führte, das Staatsoberhaupt samt dem Gebiete in ihrer Gewalt hatte und in den Colonnas und an Neapel einen starken Hinterhalt besaß. Sie warteten ab, bis der Papst die vertragsmäßige Summe von 400,000 Goldkronen vollständig bezahlt haben würde. In Roca del Papa konstituierten sie sich zu einer Heergemeinde. Sie erwählten einen Ausschuß von zwanzig Männern, welcher nicht nur ihren Schwur des Gehorsams entgegennahm, sondern auch noch ein großes Verbrüderungsfest mit den spanischen und italienischen Soldaten veranstaltete, wobei sie in erregter Stimmung sich treues Zusammenhalten in guten und bösen Tagen gelobten.

Unfälle der kaiserlichen Truppen. Aber die bösen Tage waren bereits angebrochen. Das wüste unordentliche Leben brachte die Landsknechte massenhaft unter die Erde. Eine Pest wütete von Neapel bis nach Rom und hielt eine furchtbare Todesernte. Auch der Vizekönig Lannoy fiel ihr zum Opfer. (23. Sept. 1527.) An seine Stelle trat durch kaiserliche Bestallung jener Ugo de Moncada, der einst mit den Colonnesen den Vatikan überfallen hatte. Von den 30,000 Landsknechten, welche unter Frundsberg und Bourbon ausgezogen, waren am Ende des Jahres noch 13,000 vorhanden. Auch der Hauptmann Wähinger, der welschen Sprache und Sitten kundig und ein fähiger Führer, mußte fieberkrank abziehen. Dabei herrschten Zwietracht, Eifersucht und Streit unter dem gemischten zuchtlosen Kriegsvolk. Und bereits war auch ein großes französisches Heer unter Lautrec in Italien eingerückt, um in Verbindung mit den Italienern und Schweizern die Kaiserlichen aus der Halbinsel zu vertreiben und den Papst zu befreien.

Heinrich VIII. von England hatte sich mit Frankreich wegen der alten Ansprüche verständigt und sich zur Zahlung beträchtlicher Hilfsgelder verpflichtet. Wir wissen, daß er schon längere Zeit dem Kaiser wegen verschiedener Ursachen grollte; jetzt meinte er, es sei eine Ehrensache aller christlichen Fürsten, die dem kirchlichen Oberhaupt widerfahrene Kränkung und Schmach zu rächen und ihn aus den Händen räuberischer und gewaltthätiger Soldknechte zu befreien.

Im August eroberte Lautrec Pavia und verhängte zur Vergeltung der unglücklichen Begebenheit, die sich vor ihren Mauern zugetragen, ein schweres Strafgericht über die Ghibellinenstadt. Acht Tage lang durften die Soldaten plündern und alle Grausamkeiten verüben. Zugleich wurde Genua durch Andreas Doria, der in französische Dienste getreten war, und durch Cäsar Fregoso zu Wasser und zu Land belagert und zur Rückkehr unter Frankreichs Hoheit gezwungen. Der Marschall Theodor Trivulzio zog als Gouverneur ein. Im Oktober überschritt Lautrec den Po, um in den Kirchenstaat vorzudringen. Da suchte der Kaiser den Papst zu einem Friedensvertrag zu bewegen, ehe die ligistischen Truppen dessen Befreiung mit Gewalt erwirkten. In Spanien zeigte Adel und Geistlichkeit Betrübnis und Unwillen, daß das kirchliche Oberhaupt so unwürdig behandelt worden sei und ihm durch die kaiserlichen Truppen noch fortwährend Zwang und Gewalt angethan werde; auch hörte Karl, daß König Heinrich mit dem Gedanken umgehe, sich von seiner spanischen Gemahlin Katharina von Aragonien, einer Tante des Kaisers, scheiden zu lassen, daß Wolsey, um den Bruch zwischen den beiden Monarchen unheilbar zu machen, das Vorhaben begünstige, und daß Clemens nicht abgeneigt sei, seinem Verbündeten jede Gefälligkeit zu erweisen. Aus allen diesen Gründen wünschte Karl mit dem Papst ein Abkommen zu treffen. Er begnügte sich mit der Überlassung einiger wenigen festen Plätze wie Ostia, Civita Vecchia, Civita Castellana, wogegen der gefangene Kirchenfürst versprach, die Geldforderungen des Kriegsvolks nach Möglichkeit zu befriedigen und ein Konzil zur Einigung und Reformierung der Kirche einzuberufen. So kam denn am 26. November ein Vertrag zu stande, kraft dessen der Papst die Freiheit erlangte und die Engelsburg von seinen eignen Truppen bewachen, von seinen eignen Beamten verwalten ließ. Aber er hielt sich nicht für sicher, solange er im Bereich der kaiserlichen Söldnerhaufen und ihrer Führer war. Deswegen entschloß er sich zur Flucht. In einer Nacht entwich er verkleidet durch die Pforte des vatikanischen Gartens und gelangte am 10. Dezember nach Orvieto. Aber auch hier befand er sich in schlimmer Lage. Das kaiserliche Kriegsvolk hielt noch immer Rom und das umliegende Land besetzt und fuhr in seinen Gewaltthätigkeiten fort, und auch die Ligisten zeigten wenig Eifer für die Sache des Kirchenstaats und seines Oberhauptes. Die Florentiner, welche, wie erwähnt, die Herrschaft der Mediceer abgeschafft, sich eine republikanische Form im Geiste Savonarolas gegeben und Capponi zum Gonfaloniere eingesetzt, fanden bei Frankreich Schutz und wurden in die Bundesgenossenschaft aufgenommen; die Venetianer bemächtigten sich der Städte Ravenna und Cervia, die einst Julius II. dem Erblande Petri gewonnen; der Herzog von Ferrara, der gleichfalls der Liga beigetreten, ließ darum nicht von den alten Feindseligkeiten gegen das päpstliche Gebiet ab. Clemens war mit keiner Partei zufrieden. Darum weigerte er sich auch, wie gegnerische Stimmen, vor allen Wolsey, rieten, wider den Kaiser geistliche Waffen in Anwendung zu bringen, etwa durch Exkommunikation

Schwierige Lage. Aug. 1527.

Vertrag und Flucht des Papstes. 1527.

10. Dez. 1527.

eine neue Kaiserwahl hervorzurufen oder das Ränkespiel des französischen Königs bei den deutschen Fürsten zu unterstützen.

Der Kampf um Neapel. Mittlerweile war Lautrec durch die Romagna und über Ankona in das Königreich Neapel eingerückt und machte rasche Fortschritte in Apulien. Um ihm Einhalt zu gebieten, führte Fürst Philibert von Oranien im Auftrage Karls das deutsch-spanische Kriegsvolk aus dem Kirchenstaat nach Unteritalien und richtete April 1528. sich in Neapel zur Verteidigung ein. Dort erschien auch bald das französische Heer unter Lautrec. Die alten Sympathien der Angiovinen lebten wieder auf, die Städte Capua, Nola, Aversa ergaben sich, fast das ganze Königreich fiel dem Marschall zu. Die Eroberung Neapels sollte den Schlußstein bilden; man gedachte, einen Verwandten des Königshauses, den Herzog von Vaudemont, auf den Thron von Neapel zu erheben. In dieser Aussicht eröffnete im Frühjahr Lautrec die Belagerung der Hauptstadt von der Landseite, während die französisch-italienische Flotte unter Andreas Doria und seinem Neffen Filippino die Stadt von der Seeseite einschloß. Vor Neapel mußte nunmehr der Krieg seine Entscheidung finden und von innen und außen wurden alle Kräfte angestrengt. Wenn die Belagerten bald an Nahrungsmitteln und gesundem Wasser Mangel litten, so wurden die Belagerer von dem Sommerfieber heimgesucht, welches in jenen Gegenden seine Wohnstätte hat und damals um so verderblicher wirkte, als infolge der zerstörten Wasserleitungen die Felder weit und breit überschwemmt wurden und versumpften. Durch Ausfälle suchten die Kaiserlichen die Blockade zu durch-28. Mai 1528. brechen. Bei Amalfi gewann Filippino Doria ein Seetreffen, wobei der Vizekönig Moncada den Tod fand. Der deutsche Hauptmann Konradin von Glürns, den Bemelberg mit einem Fähnlein Landsknechte zur Schiffsmannschaft gestellt, entrann glücklich mit seiner Galeere.

Abfall des Andreas Doria. Dieser kleine Triumph wurde indessen bald aufgewogen durch große Verluste, welche die Franzosen zur See und zu Lande erlitten. Während Filippino Doria die kaiserliche Flotte bekriegte, war sein Oheim Andreas bereits mit Karl übereingekommen, daß er dem Dienst Frankreichs entsage, in seiner Vaterstadt die Fahne der republikanischen Freiheit aufpflanze und die genuesischen Galeeren mit der spanisch-sizilianischen Seemacht vereinige. Teils persönliche Beweggründe, indem er von Franz mehrfach zurückgesetzt und gekränkt worden, während Karl ihn durch große Gnadenerweisungen zu gewinnen bemüht war, teils Rücksichten auf das Wohl seiner Vaterstadt führten den Seehelden zu diesem Schritt. Die Franzosen hatten sich der Stadt Savona bemächtigt, auf welche Genua alte Ansprüche geltend machte, und anstatt diese zu befriedigen, suchten sie die Stadt zu einem Hauptpunkt des Handels im Mittelmeer zu erheben und der Seerepublik, der man nie recht traute, eine gefährliche Rivalität zu schaffen. Ein französischer Edelmann, Barbesieux de la Rochefoucauld, war zum Admiral der gesamten Mittelmeerflotte ernannt worden und sollte diese See- und Handelspolitik seines Hofes dem Ziele zuführen. Vergebens war der ligurische Seemann

für Genuas Recht eingetreten; seine Forderungen wurden abgewiesen. Da beschloß Doria, die günstige Stimmung des Kaisers zum Vorteil seiner Vaterstadt zu benutzen. Als Ende Juni der Soldvertrag mit Frankreich ablief, unterließ er die Erneuerung und gebot seinem Neffen, die genuesischen Galeeren, die bei Amalfi den Ausschlag gegeben, mit der kaiserlichen Flotte zu vereinigen. Dafür erkannte Karl die Seerepublik als freien unabhängigen Staat an und dehnte ihre Hoheit über Savona und die ganze ligurische Küste aus. Nach einigen Wochen sahen sich die Franzosen gezwungen, Savona und die Burg von Genua zu räumen.

Herstellung der Republik Genua und Dorias Machtstellung.

Nun schritten die Genuesen unter Dorias Leitung und Einfluß zu durchgreifenden Reformen ihres Gemeinwesens. Um der Zwietracht und Parteiung einen Riegel vorzuschieben, lösten sie die alten Adelsverbindungen auf und gründeten neue Bürgervereine oder „Zechen" (Casali), in welchen Adorni und Fregosi, Guelfen und Ghibellinen, Adlige und Popolare gemischt nebeneinander bestehen und nur die gemeine Wohlfahrt der Republik, nicht das Interesse einer Partei oder Faktion verfolgen sollten. Aus diesen Zechen oder Herbergen, achtundzwanzig an der Zahl, sollte ein Senat von 400 und ein engerer Rat von 100 Mitgliedern gewählt werden, welche der Regierung, bestehend aus einem Dogen, einer Signorie, aus Prokuratoren der Kommune und aus fünf Syndici oder Zensoren, alle von zwei- oder vierjähriger Amtsdauer und durch ausgedehntes Wahlrecht gewählt, zur Seite stehen sollten. Die Republik wollte den Wiederhersteller ihrer Freiheit zum Dogen auf Lebenszeit ernennen, aber Doria lehnte diese Auszeichnung ab, wie er vorher des Kaisers Anerbieten, ihm fürstliche Gewalt in Genua zu verschaffen, ausgeschlagen hatte. Aber so groß war sein Ansehen und seine Macht in der Vaterstadt, daß er, wie einst Cosimo de' Medici in Florenz, eine fürstliche Stellung hatte und die Regierung ganz nach seinem Willen geführt wurde.

Untergang des französischen Belagerungsheeres.

Diesem Abfall eines wichtigen Bundesgenossen folgten bald noch empfindlichere Schläge in Neapel selbst. Mit der wachsenden Sommerhitze steigerte sich das Lagerfieber zur verderblichen Pestilenz; ein furchtbares Sterben raffte Mannschaften und Führer dahin. Am 2. August waren von den 25,000 Soldaten, die einige Monate zuvor voll Siegeshoffnung das schöne Kampanien betreten, noch 4000 im stande, die Waffen zu führen. Der Herzog von Vaudemont starb vor den Thoren der Stadt, in die er als König hatte einziehen sollen, endlich erlag auch der Marschall Lautrec selbst. 15. Aug. 1528. Aus militärischem Stolz hatte er sich trotzig jedem Vorschlag, die Belagerung aufzugeben, widersetzt. Jetzt kam man um so rascher zu dem Entschluß. Die Ankunft einiger frischen Truppen, welche Lorenzo da Ceri aus den Abruzzen herbeigeführt, konnte den Abzug decken. In einer stillen Augustnacht brachen die drei Hauptführer, der Markgraf von Saluzzo, Guido de' Rangoni und Pedro Navarro, aus dem verpesteten Lager auf, um mit Zurücklassung alles entbehrlichen Gepäcks und des ganzen Belagerungsgeschützes nordwärts in der Richtung von Capua zu ziehen. Bei Anbruch des Tages merkten die kaiserlichen Besatzungstruppen der Stadt den Abzug der Feinde. Oranien, Bemelberg und die andern Hauptleute setzten sofort nach, und da die kranken und ermatteten Krieger nur langsam vorzurücken vermochten, so wurde

die Nachhut und das Mitteltreffen bald erreicht und zersprengt, die Führer gefangen. Nur die Vorhut gelangte nach Aversa. Als aber die Verfolgenden auch vor dieser Stadt erschienen und das erbeutete Geschütz auf die Mauern richteten, mußten die Feldherren eine Kapitulation schließen, wie die Sieger sie vorschrieben. Hauptleute und Offiziere kamen in Kriegsgefangenschaft; die Gemeinen wurden nach Ablieferung der Waffen und des Gepäcks ihrem Schicksal überlassen. Sie gingen größtenteils zu Grunde. „Gott und die Bauern haben sie fast alle erschlagen." Auch der Markgraf von Saluzzo erlag der Wunde, die er bei Aversa erhalten, und Navarro, als abgefallener Spanier der Felonie angeklagt, starb im Gefängnis eines gewaltsamen Todes. Von dem Heer, welches Neapel hatte erobern sollen, war keine Spur mehr vorhanden. Alle Städte kehrten, bis auf einige kleine Festungen, die noch von den Franzosen besetzt blieben, unter das spanische Regiment zurück. Mehr denn je war der Kaiser Herr des Landes. Durch Einziehung des Vermögens abgefallener Edelleute und Kommunen verschaffte sich Oranien die Mittel zur Bezahlung der Söldner.

29. Aug. 1528.

Kriegsnot in Italien.

Der Papst bedauerte die Unfälle des französischen Heeres, freute sich aber, daß er seine neutrale Stellung behauptet hatte. Er kehrte im Oktober nach Rom zurück, setzte jedoch seine Verbindungen mit den Königen von Frankreich und England ununterbrochen fort. Er fürchtete, wenn der Kaiser Sieger bliebe, werde derselbe „Herr aller Dinge" in Italien sein. Es waren schlimme Zeiten über die Halbinsel gekommen: zu der Pest, die im unteren und mittleren Italien und insbesondere in Florenz die Bürgerreihen lichtete, so daß, wie in den Tagen Savonarolas Bußfertigkeit in die Herzen einkehrte und das Volk massenhaft den Strafpredigten des Fra Bartolommeo von Faenza zuströmte, gesellte sich in den oberen Landschaften Kriegsnot, Hunger und Feindeswut. In Mailand hielt Leyva durch den furchtbarsten Terrorismus das kaiserliche Regiment aufrecht; seine meist aus Deutschen bestehende Besatzung wurde im September durch einige tausend spanische Söldner verstärkt, die ihm über Genua zuzogen, Leute vom schlechtesten Aussehen, „ohne Schuhe, halbnackt, schwarz und verhungert", aber brauchbare und willige Peiniger der unzuverlässigen Mailänder; neue Scharen von Landsknechten zogen unter Heinrich von Braunschweig und Marx Sittich zu seiner Hilfe herbei, vermochten aber, gehemmt durch Mangel und Krankheit, durch fremde und heimische Kriegsvölker und durch die Nachstellungen des zur Verzweiflung gebrachten Landvolks, nichts Nachdrückliches auszurichten.

Niederlage der Franzosen.

Auch die französischen Kriegshaufen erhielten Verstärkungen; der Marschall St. Pol, der an Lautrecs Stelle getreten, ließ Pavia, das zum Kaiser abgefallen war, nach der Wiedereroberung zum zweitenmal plündern und mißhandeln; er besetzte Parma und Piacenza und dachte auf einen Zug nach Süden, um Neapel wieder zu gewinnen. Die Florentiner, die noch immer am französisch-ligistischen Bündnis festhielten, sollten ihm dabei behilflich sein. Aber es kam anders. Als er infolge schlimmer Witterung längere Zeit in Landriano zurückgehalten ward,

gelang es Leyva, ihn durch einen geschickt ausgeführten Überfall zu überraschen. 21. Juni 1529.
„Bei Nacht, ohne Trompeten und Trommeln setzten sich seine Leute, weiße Hemden über dem Harnisch, in Bewegung; er selbst, so sehr ihn das Podagra plagte, wollte nicht fehlen; in voller Rüstung, an der man einen wallenden Helmbusch nicht vermißte, ließ er sich auf einer Sänfte dahertragen." St. Pol wurde überfallen, als er gerade zum Aufbruch schreiten wollte, und mit seinen ausgezeichnetsten Hauptleuten nach Mailand in Kriegsgefangenschaft geführt. Die übrigen kehrten in zersprengten Haufen nach Frankreich zurück. So waren die Kaiserlichen auch Herren von Oberitalien.

5. Friedensschlüsse und Kaiserkrönung.

Papst und Kaiser wünschen Frieden.

Die Niederlage der Franzosen beschleunigte den Abschluß der Friedensunterhandlungen, welche der Kaiser schon seit einiger Zeit mit Clemens VII. eingeleitet hatte. Wie schwer es dem Papst auch ankommen mochte, die Vorherrschaft des Habsburgers in der Halbinsel nicht bloß zu dulden, sondern durch Verträge gutzuheißen, sein Herz wurde von soviel Unmut und Verdruß beschwert, daß ihm kaum ein andrer Ausweg blieb: noch immer bedrängten kaiserliche Soldknechte Rom und den Kirchenstaat, er war in seiner eignen Stadt wie ein Gefangener; in Florenz hatte eine demokratisch-republikanische Partei die gemäßigte Regierung Capponis gestürzt und ein Regiment aufgerichtet, das durch harte und gehässige Maßregeln wider die Mediceer und ihren Anhang die feindliche Gesinnung gegen jedes monarchische Prinzipat kund gab; die alten Zweifel über die Echtheit der Geburt des Papstes wurden wieder laut ausgesprochen. Clemens glühte von Zorn und Rachsucht. Noch größer war das Verlangen des Kaisers nach einer Beilegung des Kriegs, der seine Kräfte und Interessen so sehr in Anspruch nahm und von andern wichtigen Angelegenheiten abzog. Schon seit Wochen war seine Tante Margarete, damals Statthalterin der Niederlande, mit Louise von Savoyen, der Mutter des französischen Königs, zu Cambrai mit Unterhandlungen über einen Ausgleich der Streitigkeiten beschäftigt. Mehr aber noch lag ihm die Versöhnung mit dem Papst am Herzen. Wir wissen, wie sehr es in den Augen der Spanier und aller katholischen Christen seinem Ansehen schadete, daß die ewige Stadt und der Statthalter Petri von kaiserlichen Truppen so schmachvoll behandelt worden; selbst der Sultan Suleiman führte die Feindschaft des Kaisers wider den heil. Vater in Rom und die Republik Venedig als Grund an, daß er dem Ehrgeiz und den Gewaltthätigkeiten des habsburgischen Hauses in Ungarn entgegentreten müsse. Karl fühlte sich in seinem katholischen Bewußtsein beunruhigt, daß, während er mit dem kirchlichen Oberhaupt im Hader lag, die Reformation, die er auf die Abstellung einiger Mißbräuche beschränkt wissen wollte, auch auf die Gebiete des Glaubens übergriff, daß in Deutschland und in der Schweiz der Abfall von den religiösen Satzungen und Traditionen immer mehr

wuchs, daß in Dänemark sein eigner Schwager, Christian II., seiner Herrschaft beraubt worden. Er ließ dem Papst möglichst günstige Anerbietungen, insbesondere in allen persönlichen Angelegenheiten stellen.

Die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambrai. 1529. So kam denn in Barcelona am 29. Juni 1529 der Frieden zwischen den höchsten Häuptern der Christenheit zu stande. Clemens erteilte dem spanischen Monarchen aufs neue die Belehnung mit Unteritalien und erließ ihm den herkömmlichen Zins; nur die Darbringung eines weißen Zelters sollte den Fortbestand des alten Rechtsverhältnisses in Zukunft symbolisch andeuten. Über die Besetzung des herzoglichen Stuhles in Mailand wurde keine entscheidende Bestimmung getroffen; der Ausgang des gegen Franz Sforza wegen Felonie eingeleiteten Prozesses sollte abgewartet werden, doch versprach Karl, nicht ohne die Zustimmung des Papstes vorgehen zu wollen. Ferner machte sich der Kaiser verbindlich, den Kirchenstaat zu räumen, dem römischen Stuhl zur Wiedererlangung der ihm von Venedig und Ferrara entrissenen Landschaften behilflich zu sein, jedoch unter Vorbehalt der Reichsrechte, und die mediceische Familie in der Herrschaft von Florenz herzustellen. Alessandro Medici, das damalige Familienhaupt, da der ältere Bruder Ippolito in den geistlichen Stand getreten und Kardinal geworden war, sollte des Kaisers natürliche Tochter Margarete in die Ehe erhalten. Auch noch über andre wichtige Punkte wurden zwischen dem Hause Habsburg und der Kurie in Barcelona Vereinbarungen getroffen. Die englische Ehescheidung sollte nicht gestattet, Johann Zapolya wegen seines Anschlusses an die Türken mit kirchlichen Zensuren belegt, gegen die Religionsneuerung in Deutschland mit Strenge eingeschritten werden. 5. Aug. 1529. Sechs Wochen nachher wurde in Cambrai durch die fürstlichen Frauen eine Vereinbarung zwischen Karl und Franz getroffen, die zu dem sogenannten „Damenfrieden" führte. Beide Monarchen brachten Opfer, die ihrem Herzen schwer ankamen, da sie auf Länder verzichteten, mit deren Besitz sie die Ehre ihrer Kronen und ihrer Reiche verbunden glaubten: Karl ließ Burgund, Franz Mailand und die Lehnsherrschaft über Flandern und Artois fahren. Für die Freilassung der französischen Königssöhne aus der Geiselschaft sollten zwei Millionen Kronen an den Kaiser entrichtet werden. König Franz erhob auch gegen diese Ermäßigung des Madrider Friedens Einsprache, aber er widersetzte sich nicht der Ausführung: die Protestation sollte nur ein Vorbehalt für die Zukunft sein, sollte nur bezeugen, daß er für jetzt der Gewalt der Umstände weiche, seine Rechte auf Asti, Mailand und Genua aber aufrecht halte. Niemand empfand größere Freude über den Abschluß des Friedens als Clemens. Denn wie einst in Madrid wurde auch in Cambrai von beiden Monarchen ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen alle Feinde der Kirche gelobt. Die Ketzereien, welche die Christenheit befleckten, sollten ausgerottet und die Kirche und der apostolische Stuhl in ihrer Würde und Ehre bewahrt werden.

Kaiser und Papst in Bologna. Noch war die Liga in Italien nicht ganz aufgelöst. Venedig hatte noch ein stattliches Heer im Feld und seine Flotte beherrschte noch immer die Adria; Franz

Sforza gebot noch über die stärksten Festungen des oberen Italiens, Cremona, Lodi, Alessandria; die Florentiner waren entschlossen, ihre republikanische Freiheit mannhaft zu verteidigen; sie hatten sich mit Siena ausgesöhnt, mit Perugia einen Bund aufgerichtet; eine Landwehr stand bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, Michelangelo Buonarroti hatte die Stadt vortrefflich befestigt; auch der Herzog von Ferrara war nicht gesonnen, sein Gebiet schmälern zu lassen. Aber so sicher war Karl V. seines vollständigen Sieges, daß er im Herbst dieses ereignisvollen Jahres selbst nach Italien sich begab, fast ohne Mannschaften, nur umgeben von den Häuptern des spanischen und niederländischen Adels, die den Weltgebieter wie zu einem Triumphzug begleiteten. Und einem Triumph glich auch sein ganzes Auftreten. Wie einst in Spanien nach der Niederwerfung der Communeros gedachte er auch hier durch Milde und Versöhnlichkeit die spröden Elemente fügsam zu machen. In dieser Gesinnung wurde er durch Andreas Doria und durch den Papst bestärkt. Auf den Rat des ersteren brachte der Herzog von Ferrara, als der Kaiser auf seinem Wege nach Bologna vor Modena erschien, ihm die Schlüssel der Stadt entgegen und zeigte sich unterwürfig und gefällig. Am 5. November hielt Karl seinen Einzug in Bologna, wo ihn Clemens erwartete. Nov. 1529. Hier wurde das Schicksal Italiens auf Jahrzehnte entschieden. Wie einst die königlichen Damen in Cambrai wohnten Kaiser und Papst in zwei aneinander stoßenden Häusern, die durch eine innere Thür verbunden waren, zu der beide den Schlüssel hatten. In geheimen Zusammenkünften wurden häufige Beratungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt. Zuerst wurde über Mailand und Venedig verhandelt. Franz Sforza, der krank auf einen Stab gestützt in Gegenwart des heiligen Vaters seine Sache führte, erzeugte durch geschickte Reden vor dem Kaiser und durch Gunsterweisungen an die Großen einen so guten Eindruck, daß er wieder zu Gnaden aufgenommen wurde; auch die venetianischen Gesandten wußten ihre Anliegen in vorteilhaftem Licht erscheinen zu lassen. Beide 23. Dez. 1529. zeigten sich bereit, die Summen, welche der Kaiser teils als Kostenentschädigung, teils als rückständige Hilfsgelder von ihnen forderte, zu entrichten und ein Bündnis zu Schutz und Trutz mit demselben einzugehen. Franz Sforza erhielt darauf das Herzogtum Mailand als Reichslehen zurück mit Ausnahme von Pavia, womit Leyva auf Lebenszeit belehnt ward, die Venetianer gaben Ravenna und Cervia an den Kirchenstaat ab und räumten die Eroberungen auf der neapolitanischen Küste. Auch das geplante Bündnis mit dem Kaiser kam in aller Form zu stande.

Die italienischen Fürsten u. die Republik Florenz.

Schwieriger war es, den Papst zu befriedigen. Wenn Clemens auch einwilligte, daß sein Streit mit dem Herzog von Ferrara von dem Kaiser in schiedsrichterlicher Weise ausgeglichen werden sollte, so war er um so unversöhnlicher gegen die Florentiner. Während alle Fürsten und hohen Personen, welche in Bologna zur Huldigung und Aufwartung erschienen, eine freundliche und wohlwollende Aufnahme fanden, der Markgraf von Mantua den herzoglichen Rang

erhielt, der Herzog von Savoyen Asti, der von Ferrara Carpi als Gnadengeschenk davontrug, wurden allein die Gesandten der Arnostadt mürrisch empfangen, von dem Papst mit Vorwürfen überhäuft, die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verlangt. Es war sichtbar, daß der Kaiser sich die Gunst und Freundschaft des mediceischen Kirchenfürsten auf Kosten der Republik zu erwerben und zu erhalten gedachte: denn schon längst waren Perugia, Arezzo, Cortona von kaiserlichen Truppen besetzt und Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, hatte sein Lager, das er in der Nähe der Hauptstadt bezogen, auch während der Anwesenheit seines Herrn nicht aufgegeben. In demselben befand sich auch jener mailändische Staatsmann Girolamo Morone, der einst so eifrig für die Unabhängigkeit Italiens gewirkt, jetzt aber dem Kaiser Ratschläge im entgegengesetzten Sinne erteilte und ihm zur Unterwerfung von Florenz behilflich war. Er sollte den Ausgang nicht erleben. Am 29. September starb er im kaiserlichen Heerlager.

Die Kaiserkrönung in Bologna. 1530. Ehe es jedoch zum Entscheidungskampf wider die Arnostadt kam, sollte die denkwürdige Zusammenkunft der beiden Oberhäupter in Bologna mit einer feierlichen Handlung beschlossen, sollte Karl V. von der Hand des Papstes mit der lombardischen und zwei Tage darauf mit der römischen Krone geschmückt werden. 24. Febr. 1530. Der Kaiser bestimmte zu letzterem Akt den 24. Februar, den Tag, an welchem er vor dreißig Jahren in Gent das Licht der Welt erblickt und vor fünf Jahren die Schlacht bei Pavia gewonnen. Gern hätte er die Zeremonie in Rom vollziehen lassen, aber Briefe von dem Erzherzog mahnten dringend zur Rückkehr nach Deutschland. So mußte denn St. Petronio in Bologna die Hauptkirche der Christenheit vorstellen. Es war das Bild des ganzen Aktes die Wiederholung einer symbolischen Handlung aus entschwundenen Zeiten, die in der Gegenwart nicht mehr die rechte Stätte, noch die rechte Bedeutung fand. Nicht die Kurfürsten, nicht geistliche und weltliche Fürsten und Herren trugen die Reichsinsignien und bildeten das Krönungsgefolge, sondern spanische Granden und italienische Lehnsfürsten, nur Philipp von der Pfalz, der am Tag zuvor von Wien angelangt war, schloß sich mit dem Reichsapfel dem Zug an; die 3000 deutschen Landsknechte, die auf dem Platz hielten, standen unter dem Oberbefehl Antonios de Leyva, eines Spaniers. In der Kirche setzte mit unzufriedener Miene der Statthalter Petri dem fünften Karl die Krone auf, womit einst einer seiner Vorgänger den großen Frankenkönig gleichen Namens in Rom zum Kaiser des Abendlandes, zum Haupt der Christenheit erhoben; aber der tiefere Sinn der symbolischen Handlung war in der Gegenwart verschwunden; die letzte Kaiserkrönung war nur noch das Schattenbild der ersten, wie die Petroniuskirche in Bologna nur ein schwaches Abbild der Peterskirche in Rom; auch der Schwur, den einst das kirchliche Oberhaupt in den Zeiten der Macht und des Glanzes dem weltlichen Herrscher auferlegt, „daß er den Papst und die römische Kirche, alle ihre Besitztümer, Ehren und Rechte verteidigen wolle“, konnte von dem

Nachfolger nicht mehr erfüllt werden. Wenn Karl in diesem Augenblick der Siege sich dem Gedanken hingeben mochte, er könne die Idee einer abendländischen Gesamtkirche unter Roms Autorität noch einmal verwirklichen, so war es ein täuschender Traum, der bald vor der Macht der realen Verhältnisse zerrinnen sollte.

6. Fall der Republik Florenz.

Bald nach der Krönung begab sich Karl V. nach Deutschland, die Beendigung des Kriegs gegen die Florentiner seinem Feldherrn Philibert von Oranien überlassend. Vergebens hatten wohlmeinende Freunde, wie Andreas Doria, der Republik den Rat gegeben, dem Bündnis mit Frankreich zu entsagen und sich an die Gnade des Kaisers zu wenden: die Gegner der Medici und die Anhänger Savonarolas, voran die Mönche von San Marco, hintertrieben jedes friedliche Abkommen, welches die Herstellung der mediceischen Herrschaft zur Folge gehabt hätte. Wie ehedem wirkten religiöse und politische Gefühle zusammen, um einen überspannten Patriotismus und Freiheitssinn zu erzeugen. Die republikanische Partei bekam die Oberhand, besonders als Capponi in den Tagen der Aufregung aus dem Leben schied und Raffaelo de Girolami zum Gonfaloniere ernannt ward. Die Anhänger der Mediceer waren mancherlei Verfolgungen ausgesetzt, viele zogen weg, unter ihnen der Historiker Guicciardini; mit Besteuerung und Gütereinziehungen wurden die Kriegskosten gedeckt. Aber für republikanische Einrichtungen und demokratisches Staatsleben war die Zeit vorüber: wie sehr sich die Florentiner anstrengten, ihre Land- und Bürgerwehr zu stärken, ihre Festungswerke in guten Stand zu setzen, fremde Soldknechte und Condottieri heranzuziehen: bürgerliche Zwietracht, schlechte Bewaffnung und Disziplin, Mißtrauen gegen die Führer, unter denen mehrere, wie Malatesta de' Baglioni, zu der Gegenpartei neigten, untergruben die moralische Kraft der Verteidiger. Nicht als ob es den Republikanern an Mut gefehlt hätte; Francesco de Ferrucci, ein junger Mann von edler aber verarmter Familie, verstand es, seine Scharen an den kleinen Krieg zu gewöhnen und durch Ausfälle und unerwartete Angriffe dem Feinde manchen Unfall zu bereiten. Der Prinz von Oranien selbst fand seinen Tod in dem Belagerungskrieg. Aber auch Ferrucci empfing die Todeswunde; und da das kaiserliche Heer durch Italiener und deutsche Landsknechte wiederholt verstärkt wurde, erlahmte endlich die Widerstandskraft der Republikaner. Es mußte eine Kapitulation geschlossen werden. Aber auch bei dieser Gelegenheit verleugnete Karl nicht den Geist der Versöhnung und Ausgleichung. In dem Mandat, worin er den Alessandro de' Medici zum erblichen Herzog in Florenz einsetzte, ließ er zum großen Verdruß des Papstes und der mediceischen Parteigänger der Stadt noch einen Schatten von Autonomie und republikanischer Selbstverwaltung.

Die Lage in Florenz.

Unterwerfung der Florentiner.

4. Aug. 1530.

21. Okt. 1530.

Das herzogliche Prinzipat der Medici hergestellt.

Erst infolge einer neuen Verfassungsform, welche die eifrigsten Anhänger des Hauses, unter ihnen Francesco de' Guicciardini, zwei Jahre nachher durchführten, erlangte der Herzog Alessandro monarchische Fürstengewalt, indem er als lebenslänglicher erblicher Doge die Staatsgeschäfte frei nach seinem Willen leitete, wenn auch ein Rat von Zweihundert und ein Senat von Achtundvierzig als gewählte Stadtbehörde fortbestanden. Eine starke Leibwache von Hellebardenträgern unter einem zuverlässigen Befehlshaber hielt alle Volksbewegungen nieder und erdrückte den alten republikanischen Geist der Bürgerschaft. Bei Todesstrafe wurde die Ablieferung der Waffen geboten. Als der Kaiser im Februar 1532 eine zweite Zusammenkunft mit Clemens VII. in Bologna hatte, lag Italien besiegt zu seinen Füßen und fügte sich seinem Protektorat. Die Venetianer bedurften seiner Hilfe und Unterstützung gegen die Osmanen; in Genua leitete Doria das Gemeinwesen ganz in Karls Interesse; in Pavia stand Antonio de Leyva als kaiserlicher Feldhauptmann an der Spitze einer Kriegsmannschaft, die jede feindselige Bewegung niederhalten konnte; in Florenz war Alessandro de' Medici, dem er einige Zeit nachher seine natürliche Tochter Margarete nach langem Hinhalten in die Ehe gab, sein ergebener Diener, da er wegen seiner Tyrannei und seines ausschweifenden wollüstigen Lebens sehr viele Feinde hatte und die ausgewanderten Republikaner, an ihrer Spitze Filippo de' Strozzi, fortwährend an seinem Sturz arbeiteten. In Neapel einigten sich alle Parteien unter dem spanischen Vizekönig, um den Angriffen der Osmanen und Korsaren Widerstand zu leisten. Und wie viele Gefahren der kaiserlichen Herrschaft in den folgenden Jahren drohend in den Weg traten, das spanisch-habsburgische Haus behielt das Übergewicht und die dominierende Autorität in der Apenninischen Halbinsel. Am sprödesten zeigte sich noch einige Zeit Florenz.

Alessandro ermordet. 5. Jan. 1537.

Cosimo de' Medici Herzog von Toscana.

Alessandro de' Medici, des Kaisers unwürdiger Schwiegersohn, fiel durch den Mordstahl seines Verwandten, des Lorenzino de' Medici, eines ruchlosen leidenschaftlichen Mannes von dämonischer Natur und intrigantem Charakter; aber während er selbst von den Furien gepeitscht sich nach seiner schwarzen That nach Venedig flüchtete, gelang es den Freunden des Hauses, ein andres Glied der Familie, den jungen Cosimo de' Medici, den Sohn des Führers der „schwarzen Bande", der auf seinem Landgut in Mugello wohnte, auf den fürstlichen Stuhl zu heben und Karl zu bewegen, daß er die Wahl guthieß und bestätigte. Durch ein kaiserliches Mandat vom 28. Februar wurde Cosimo de' Medici zum Herzog und rechtmäßigen Erben der Herrschaft von Florenz ernannt. Zwei Jahrhunderte blieb nun das mediceische Haus im Besitz der herzoglichen Würde von Florenz.

28. Febr. 1537.

Untergang der politischen Freiheit.

Der republikanische Geist verlor sich mit der Zeit: die Ausgewanderten starben weg oder suchten sich neue Heimatsstätten; die städtischen Einwohner lebten sich mehr und mehr in die monarchischen Formen ein und vergaßen im Schatten des Thrones der republikanischen Tugend und Freiheitsliebe der Ahnen. Mit der Umwandlung der Florentinischen Republik in ein erbliches Herzogtum unter

dem Zepter der Medici beginnt in der Geschichte Italiens eine neue Epoche. Während die Blüten des Geistes, die wir nunmehr in ihrer reichen Fülle und Mannigfaltigkeit zusammenfassend darstellen wollen, noch einige Zeit fortdauerten, Kunst und Litteratur noch manche edle Frucht trieb, die Keime, welche die reiche Vergangenheit in den Boden gesenkt, sorgfältig gepflegt und ausgebildet wurden, erstarb das politische Leben. Italien war mit seinen Kräften zu verschwenderisch umgegangen.

VIII. Kultur und Geistesleben in Italien.*)

Litteratur. Die italienische Litteraturgeschichte hat sich besonders in Italien selbst einer reichen Pflege erfreut. Schon im sechzehnten Jahrhundert begannen damit in freilich wenig bedeutenden Werken Giammaria Barbieri und Francesco Doni; dagegen traten in den folgenden Jahrhunderten Rossi und Cinelli, Fontanini, Gimma, Crescimbeni, Quadrio, Mazuchelli und vor allen die schon früher erwähnte (VII, 854) Litteraturgeschichte von Tiraboschi mit hervorragenden Leistungen auf. An Letztgenannten schließen sich alle späteren Arbeiten an, so namentlich die Fortsetzungen von Lombardi (Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII, 4 Bde. Modena 1827—1830) und Levati (Saggio sulla storia della letteratura italiana ne' primi 25 anni del secolo XIX. Mailand 1831). Seither haben Gelehrte wie Corniani, Ticozzi, Ugoni, Maffei, Emiliani-Giudici, Rovani, Ambrosoli die Forschungen fortgesetzt. In Deutschland wußten die Romantiker, namentlich Friedrich Schlegel in seiner „Geschichte der alten und neuen Litteratur" (Wien 1815) Interesse an der italienischen Dichtung zu erwecken, und so haben nicht bloß die Sonderdarstellungen von Ruth (Geschichte der italienischen Poesie, 2 Bde. Leipzig 1844—1847) und Ebert (Handbuch der italienischen Nationallitteratur. Marburg 1863) den Gegenstand bearbeitet, sondern derselbe hat auch schon in den älteren Werken über allgemeine Litteraturgeschichte eingehende Berücksichtigung erfahren. So in F. Bouterweks „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" (die beiden ersten, Göttingen 1801—1802 herausgekommenen Bände), in Rosenkranz' „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (Bd. II. Halle 1832, S. 214 f.) u. s. w. Der Einzelarbeiten über Bojardo, Ariosto, Vittoria Colonna, Michelangelo u. a., besonders aber über Tasso und Machiavelli (vgl. über diesen besonders Knies in den Preußischen Jahrbüchern, XXVII, S. 1 f., Villari, Niccolo M. und seine Zeit, deutsch von C. Mangold, 2 Bde. Leipzig 1877) ist geradezu Legion. Die französischen Werke von Ginguené (Histoire littéraire d'Italie) mit seinen Fortsetzern, in zweiter Auflage durch Daunou in 14 Bdn. Paris 1824—1835, besorgt; und von Sismondi (Littérature du Midi), sowie das englische Werk von Hallam sind schon früher erwähnt worden (VII, 854. IX, 291). Außerdem Antonio Virgili, Francesco Berni (Florenz 1881).

*) Den Schluß des folgenden Abschnittes sollte nach dem Plane der „Allg. Weltgeschichte" eine geschichtliche Darstellung der italienischen Musik in der Zeit der Renaissance bilden. Allein Herr Dr. Chrysander, welcher die Bearbeitung dieser Seite des Kunstlebens übernommen hat (vgl. S. 203 f.), ist der Ansicht, „daß musikalisch das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert durchaus zusammengehören", mithin ein geschichtlicher Gesamtabrißder musikalischen Leistungen erst im nächsten Band Platz finden könne.

A. Die Blütezeit der italienischen Poesie.

1. Bedeutung und Beschaffenheit.

Allgemeiner Charakter dieser Litteratur.

Italien war gleichsam diejenige Spitze des alten Europa, welche zuerst vom vollen Licht der neuen Sonne beschienen wurde, die seit vierhundert Jahren den Kulturvölkern der Erde aufgegangen ist. Das italienische Volk ist der erstgeborne Sohn der neuen Menschheit; es genoß zuerst die ruhige, klare Tageshelle der modernen Zeit. Wunderbar und wahrhaft großartig ist das Bild des kraftvollen Lebens, welches hier allenthalben auf dem Gebiete des Geistes aufkeimt und nach dem Licht dieses jungen Tages sich drängt. Wir werden später sehen, wie die bildenden Künste schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine klassische Vollendung erreicht haben, die nur mit den Blütezeiten der antiken Kunst zu vergleichen ist. Hier wenden wir unsre Aufmerksamkeit zunächst der italienischen Poesie zu, die gleichzeitig in einer so üppigen Fruchtbarkeit erblühte, daß ihre Produkte geradezu unübersehbar sind. Die Neigung zur Poesie war fast zur epidemischen Krankheit geworden. Alles dichtete und sang, und der Sonette und Kanzonen, welche diese Zeit hervorgebracht hat, ist kein Ende. Aber verhältnismäßig gering ist allerdings die Zahl der Meister ersten Ranges, die sich einen dauernden Namen erworben haben. Und auch sie wären nicht in diesem Maße der Stolz des Vaterlandes geworden, wären sie nicht getragen gewesen von dem ästhetischen Zug und der Geschmacksrichtung der ganzen Nation, welche sich für die Opfer, die ihr Ehrgefühl in allen Staatsverhältnissen den ausländischen Herrschern bringen mußte, in den Freuden der Kunst schadlos zu halten strebte, ohne übrigens, wie das in Deutschland der Fall war, in den kirchlichen Kämpfen der Zeit irgend welche Anstrengung zu wagen. Wäre es etwa unter der Führung eines Savonarola zu einer Reformation in Italien gekommen, so würde man die Pflege des künstlerischen Geschmackes mindestens als eine sehr entbehrliche Nebensache angesehen haben. Dagegen bewährte sich der Katholizismus mit seinem phantasievollen Reiz als die natürliche Religion der Italiener, und dieser Umstand beförderte wenigstens den Flor der schönen Künste. Freilich kam die Kirche den Dichtern nicht so unmittelbar entgegen wie den Malern, Bildhauern, Architekten. Wenn gleichwohl selbst die bildende Kunst, wenigstens im Moment ihrer höchsten Blüte, sich von der kirchlichen Tradition zu entfernen wagt, so scheint es auf den ersten Anblick, als wollte sich die poetische Nationallitteratur, in demselben Augenblick, da auch sie einen neuen Aufschwung nahm, geradezu von den Grundlagen alles kirchlichen Dogmas emanzipieren.

Es fällt überhaupt auf, wie die Italiener, obgleich unmittelbar von der christlichen Kirche beherrscht, in dem ganzen phantastischen Gewebe der Legenden und Wunder auferzogen, doch so wenig von dem Geist des Mittelalters in ihre Litteratur aufgenommen, so wenig für Entwickelung der Poesie in ihrer christlich-

mittelalterlichen Gestalt gethan haben. Diese Erscheinung findet wohl darin ihre Erklärung, daß sie als Erben einer überreifen Kultur der frischen Kindheit und kräftigen Jugend verlustig gingen, in deren Genuß die Völker Deutschlands, Englands, Frankreichs, Spaniens sangen und dichteten. Die Italiener waren früher als alle Nationen Europas verfeinert, durch blühenden Handel und Luxus verweichlicht. Schnell entwachsen den beseligenden und anfeuernden Illusionen einer jugendlichen Glaubenszeit, lernten sie von der Kirche nicht moralische Erhebung, sondern schlaue Benutzung der Thatkraft andrer Völker und Verspottung ihres Enthusiasmus. So ging das ganze Leben und der eigentümliche Geist des Rittertums fast spurlos an ihnen vorüber; sie träumten diesen Traum nicht mit. Ihre Dichter nahmen keinen ehrlichen Anteil an der allgemeinen Ausbildung der großen epischen Cyklen des Mittelalters. Mehr um der Unterhaltung und des ästhetischen Genusses willen entlehnten sie diese Stoffe von den Nachbarvölkern; sie behielten die fremden Charaktere, Personen, Situationen, auch den fremden Schauplatz bei. Italienisch aber wurde diese importierte Ware dadurch, daß sich der ihrem Zauber schon entwachsene Geist darüber stellte und nach eigenster Laune sie behandelte. Daher der ironische und zuweilen auch burleske Zug, welcher in den großen romantischen Epopöen dieser Zeit vor allen den Sagenkreis von Karl dem Großen und Roland durchdrang. Und zwar bildet diese ironische Stimmung den Grundton sowohl bei Bojardo, wie bei Pulci, Bojardo, Ariosto.
Pulci und Ariosto, nur daß sie bei ersterem noch verhältnismäßig zurücktritt gegen das naive Interesse am Stoff, während sie beim zweiten fast ganz allein auf dem Plan ist und im dritten endlich eine harmonische Durchdringung von Stoff und Form eintritt. So beraubte der Italiener, den der romantische Trieb im ungünstigsten Zeitpunkte überfiel, in den Tagen fortgeschrittener philosophischer Bildung und abgeschlossener Verstandeskultur, die in das Land verpflanzten Stoffe ihrer schönsten Eigenschaft, der Kindlichkeit, um sie dafür mit skeptischem Lächeln aus kühler Wolkenhöhe spielend umzugestalten. Dies vor allem charakterisiert Ariostos vielgepriesenen „Rasenden Roland“, der, stückweise aus dem planlosen Dichterübermut eines reichen Geistes hervorgegangen, die glänzenden, freigeistigen und verdorbenen Fürstenhöfe Italiens ergötzt hat. Sobald aber dieses Publikum seinen Geschmack und später auch seine Existenz verlor, offenbarte sich auch der boden- und wurzellose Zustand dieser ganzen Dichtungsart, die heute in Italien nur noch Gegenstand antiquarischen Interesses ist. Der staunenswerte Aufwand von Geist und Talent, dem wir bei diesen Dichtern, vor allen wieder bei Ariosto begegnen, erwies sich schließlich wirkungslos. Denn es gibt nun einmal kein andres, im Leben des Volks lebendig wiederhallendes Epos, als das aus demselben Volksleben hervorgegangene, auf der einheimischen Nationalsage ruhende. Während nun aber der „verliebte“ und der „rasende Roland“ wenigstens sich noch als echte Sagengestalt, wenn auch nicht gerade als einheimisch italienische darstellt, so steht dagegen Tassos Gedicht vom „befreiten Jerusalem“, an Tasso.

sich gleichfalls mehr einen allgemein christlichen, als einen italienisch nationalen Stoff behandelnd, schon dadurch im Nachteil, daß es einem großen geschichtlichen Ereignisse gilt, welches, um episch behandelt werden zu können, zuvor erst künstlich mußte in Sage umgesetzt werden. Am wenigsten aus eigentlicher Begeisterung oder auch nur aus Laune hervorgegangen, ist dieses Epos die Frucht eines langen, mühsamen Studiums der Regeln der Dichtkunst überhaupt, der Erfordernisse zum Rittergedicht insonderheit. Es kann als Muster eines Kunstepos gelten, zugleich aber auch als reiner Gegensatz zu der Iliade, den Nibelungen, den Romanzen vom Cid und allem, was aus dem Boden einer lebendigen Volksüberlieferung hervorgegangen ist. Einen Markstein aber bezeichnet es auch insofern, als hier der ironische und frivole Ton der früheren Poetengeneration erloschen ist. Dafür ist der Hauch dieser Poesie ein durchaus schwärmerischer, inniger, ja geradezu sentimentaler, getragen von der süßen, weichen Sprache, über die Tasso wie kein andrer gebot. Ist schon in Bojardo und Ariosto der italienischen Epik das plastische Element abhanden gekommen und an seine Stelle das malerische getreten, so steigert sich letzteres jetzt in Tasso zum musikalischen. Dabei ist seine Stellung zum behandelten Stoff eine vollkommen veränderte. Fromm und gläubig schmiegt sich der Geist des Dichters seinem Stoffe an, und mit Verherrlichung der Kirche und Frömmigkeit ist es ihm Ernst. Der selbständige Aufschwung, welcher der italienischen Litteratur dieses Jahrhunderts bisher den Charakter des Modernen verliehen hatte, ist erlahmt und der Bund zwischen Kirche und Kunst, der scheinbar zu gunsten eines neu aufgegangenen menschheitlichen Ideals gelockert schien, ist aufs neue und für die Dauer geschlossen. Eben damit ist aber auch der Anfang zum Ende gemacht.

Die Fürstenhöfe. Diese Entwickelung der Poesie läuft also im allgemeinen parallel mit den Stadien, welche das Verhältnis der Päpste zu der neuen Geistesrichtung selbst durchmachte. Leo X. hatte Interesse und Würde der Kirche dem Kunstgeschmack geopfert. An seiner Tafel strömten zu den köstlichsten Weinen die lustigen Verse der Reimer und Spaßmacher, von denen er umgeben war. Selbst Kardinäle dichteten die Lustspiele, an welchen er sich ergötzte. Am Hofe Clemens VII. standen Sannazar und Berni in Ansehen. Nachdem die Eroberung Roms durch die Deutschen (1527) diesem künstlerischen Treiben im Vatikan den ersten nachhaltigen Stoß gegeben hatte, welcher namentlich auch der römischen Akademie ein Ende bereitet zu haben scheint, setzte der Kardinal Hippolyt von Medici, in Rom wohnhaft, die Bestrebungen seines Hauses daselbst fort, und noch unter Paul III. sehen wir den auch als Dichter auftretenden Bembo mit dem Kardinalshut begabt (IX, 877), wie denn überhaupt dem gänzlichen Umschlag in den Jahren 1535—1540 eine Zeit voranging, wo die unbekümmerte Freiheit der Tage Leos X. wiedergekehrt schien. Dann hat freilich eine unbarmherzige Reaktion edle klassische Bildung und dichterische Produktionskraft zugleich erstickt.

Wenn aber auch der geistliche Herr Italiens, seiner kirchlichen Pflichten

eingedenk, den weltlichen und schriftstellerischen Interessen den Rücken wandte, so wetteiferten doch eine Zeitlang noch die größeren und kleineren Fürstenhöfe in der Pflege der Poesie. In Florenz geschah das besonders, seitdem das Haus der Medici zur großherzoglichen Würde erhoben worden war. In Ferrara ließ Alfons I. von Este, der Mäcenas Ariostos, das prächtigste Schauspielhaus bauen, welches die Zeit kannte; hier vor allem gedieh das italienische Theater. Sein Sohn Herkules II. machte selbst Verse, indessen seine Gemahlin Renata, Ludwigs XII. von Frankreich Tochter, klassische Studien trieb. In denselben Spuren gingen die Kinder dieses Ehepaars, Alfons II. und seine aus Tassos Lebensgeschichte bekannten Schwestern. Zu diesen beiden Familien gesellt sich als dritte im Bunde die der Gonzaga, welche teils mit herzoglichem Titel in Mantua, teils in Sabionetta und Guastalla herrschte. Nicht minder teilte der Adel den Enthusiasmus für Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Berühmte Dichter wie Bojardo und dichtende Frauen wie Vittoria Colonna gehörten hochadligen Familien an.

Das Drama.

Unter der Pflege dieser höheren Schichten der Gesellschaft gedieh ganz vorzüglich das Theater. Würde die Menge der Mitbewerber um den Preis die Höhe einer Leistung bestimmen, so müßte die dramatische Dichtung dieser Zeit in einem fast wunderbaren Flor gestanden haben, und wäre es namentlich möglich, die komische Kraft, welche auf eine Unzahl von Lustspielen verteilt ist, in einige wenige Stücke zusammenzudrängen, so hätte keine Nation Ähnliches zu bieten. In Wirklichkeit aber leidet diese Seite der italienischen Litteratur noch mehr an Zerfahrenheit als das Epos. Neue Schauspiele drängten sich fast noch mehr als neue Epen. Eine Fülle von Witz und guter Laune ist in den Lustspielen ausgeschüttet; aber nicht eines von allen hat sich auf die Dauer als Meisterwerk erwiesen und erhalten. Weit unter dem komischen Schauspiele stand jedenfalls das tragische oder gar die dramatische Allegorik, an welcher man gleichfalls auf den fürstlichen Theatern Geschmack fand.

Satire.

Während sich so der Adel am Epos und Schauspiel ergötzte, überhaupt die Sache auch von der ernsteren Seite auffaßte, sprach sich die im italienischen Nationalcharakter liegende Lust an Spaß und Posse, Satire und Schlüpfrigkeit am liebsten in burlesken und satirischen Gedichten, namentlich in den sog. Kapiteln (Capitoli) aus. Fast alle Dichter und viele ernste Gelehrte und Staatsmänner der Zeit haben zu dieser scherzhaften Poesie, die man nach einem ihrer ausgezeichnetsten Vertreter Berni benannte, Beiträge geliefert, und hier vor allem offenbart sich die den Gebildeten dieser Epoche mehr als Tassos schwärmerischer Ernst zusagende Frivolität und Verspottung alles Heiligen.

Die Akademien.

Schließlich muß, um das allgemeine Bild der litterarischen Zustände zu vollenden, noch der zahlreichen litterarischen Gesellschaften oder Akademien Erwähnung geschehen, von denen ganz Italien bedeckt war. Wir haben gesehen, wie schon im fünfzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse des Humanismus zuerst

in Florenz eine platonische, dann am Sitze der Päpste eine römische Akademie Entstehung fand (IX, 875. 880). Schon hier war des Spielens und Tändelns mit altgriechischen und altrömischen Formen, Namen, Einrichtungen viel gewesen Allmählich bildete sich daraus ein eigentümliches Klub- und Cliquenwesen zur Beherrschung des Geschmacks und der Litteratur, an welchem sich der Italiener allerorts leidenschaftlich beteiligte. Keine Erscheinung ist so bezeichnend für die Art von litterarisch-ästhetischem Gemeingeist, wie er damals in Italien herrschte, als diese Organisation des gesamten lesenden Publikums in kritisierenden Gesellschaften und Verbrüderungen. Wie kläglich freilich der Witz der Italiener noch im Jahrhundert Ariostos und Tassos sich verirren konnte, ersieht man aus den unglaublichen Pedanterien und läppischen Witzeleien, wie sie in diesen Akademien zu Hause waren. Schon die Namen sind bezeichnend. Am berühmtesten wurden die Akademien der „Ungeschlachten" (Rozzi), welche in Siena ihren Sitz hatten und von Leo X. zur Belebung des komischen Theaters nach Rom gezogen wurden, und „von der Kleie" (della Crusca), zu Florenz etwa ein Jahrhundert nach der platonischen Akademie entstanden. Außerdem gab es „Hitzige" in Bologna, „Ungestalte" und „Wilde" in Ravenna, „Verirrte" in Faenza, „Eintönige" und „Unsinnige" in Perugia, „Stumpfe" in Spoleto, „Betäubte" in Urbino, und so hatte schließlich fast jedes Winkelstädtchen in seinen Mauern eine oder mehrere solcher Verbrüderungen, die einander in der Ehre eines sinnlosen und abgeschmackten Aushängeschildes nichts nachgaben. Von welcher Bedeutung für das Schicksal eines Schriftstellers sie gleichwohl werden können, wird sich aus der Lebensgeschichte Tassos ergeben.

2. Aufschwung der Nationallitteratur am mediceischen Hof.

Nachwirkungen Dantes, Petrarcas, Boccaccios.

Wir haben früher (VII, 854 ff.) gesehen, wie während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die italienische Nationallitteratur unter dem fruchtbaren Segen des Dreigestirns Dante, Petrarca, Boccaccio begründet worden ist. Einen neuen Aufschwung nahm dieselbe im sechzehnten Jahrhundert. Die Zwischenzeit bietet für eine allgemeinere Betrachtung wenig Interesse, oder es wird letzteres vielmehr verschlungen von jener, auf dieselben drei großen Geister zurückreichenden, Bewegung, welche der wiedererstehenden Sprache und Kultur des klassischen Altertums galt (IX, 864 ff.).

Unter den drei Genannten war es weniger Dante, an welchen sich die nationale Dichtung anlehnte, als Petrarca und vor allen Boccaccio. Dante, den letzten Zeiten der Kraft angehörend, war den späteren Geschlechtern entfremdet, mehr ein Gegenstand der Bewunderung, als ein Quell produktiver Anregung. Als ein Nachklang seiner

Matteo Palmieri. † 1475.

Poesie mag höchstens Matteo Palmieris „Stadt des Lebens" (Città di vita) genannt werden, deren Druck später von der Inquisition verhindert wurde. Aber auch die schöne und durchsichtige Klarheit Petrarcas fand eigentlich erst im sechzehnten Jahrhundert Würdigung und Nachahmung. Fluten von Sonetten sind freilich schon vorher nach seinem Beispiel allenthalben gedichtet, und ist darin die lyrische Kunst zur leeren Form und Harmonie des Sprachklanges herabgedrückt worden. Zunächst aber war es Boccaccio, der die Folgezeit beherrschte. In seiner Nachfolge fanden vor allem die Novellen und volkstümlichen Satiren eifrige Bearbeitung und großen Anklang.

Freilich hatte schon er seine Natur und die Nahrung für seine ganze Thätigkeit aus der Zeit der Schwäche und des inneren Verfalls des Vaterlandes gezogen. Dieser Verfall machte seither mit jedem Jahrhundert Fortschritte. Es waren äußere und innere Übel, die ihn herbeiführten: die durch die Hierarchie genährte Eifersucht der einzelnen Städte gegeneinander, die dadurch entzündeten niederen Leidenschaften, die angefachten Bürgerkriege, der Untergang der Republiken, die stufenweise fortschreitende politische Schwächung des Bürgerstandes, die Entstehung von Aristokratien und Despotien, welche letztere die traurige Gattung der Hofdichter hervorriefen. Aber erst mit dem im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts auftretenden Untergang der politischen Freiheit verschwindet auch der freie schöpferische Geist, so daß Blütezeit und Verfall hier hart nebeneinander stehen. Das hauptsächlichste, bis unmittelbar in das Reformationsjahrhundert hineinwirkende innere Übel aber war die Unwahrheit und Unsittlichkeit in der Kirche, wodurch die moralische Kraft und Religion unterging und sich der Hauptzug in dem Charakter der Poesie, die Frivolität, die Ironie und der Spott, mächtig entwickelte. Geistiger und politischer Druck kam dazu, und so wurden nur diejenigen Dichtarten ganz national, welche das satirische, frivole und burleske Element in sich aufnahmen. Viel Frische und Kühnheit besaß immerhin diese dichterische Richtung, welche ihren Namen (die burleske) einem Florentiner Barbier, Burchiello, verdankt, der eine Menge ebenso launiger wie frecher Sonette verfaßt hat. Von solchem Stoff nährten sich die zahlreichen Bänkelsänger, denen schon damals die Italiener mit Leidenschaft Gehör schenkten, um sich an den schmutzigen Spottgedichten oder boshaften persönlichen Angriffen zu ergötzen. Dagegen brachte es die neben der nationalen gepflegte gelehrte oder klassische Satire nicht weiter, als zur frostigen Nachahmung des Horaz oder Juvenal. Was die Novellen betrifft, als deren Meister in dieser Zwischenperiode Sacchetti und Ser Giovanni im vierzehnten, Massuccio im fünfzehnten Jahrhundert auftreten, so waren freilich die meisten nicht ursprünglich italienisch, sondern stammten aus dem Orient und waren in verschiedenen Formen über Sizilien, Spanien und Frankreich eingewandert. Aber gerade das Schlüpfrige und Leichtfertige darin begünstigte ihre Einbürgerung, und man brauchte nur Personen- und Ortsnamen zu verändern, so waren die Geschichten ganz italienisch. Nur zuweilen macht das große Hauptthema, der leichtfertige Spott über die Geistlichkeit, deren sittenloses Leben oft in sehr derben Bildern geschildert wird, sowie über eheliche und bürgerliche Verhältnisse einer ernsten Schilderung von großherzigen Thaten und Gesinnungen oder einer redlich gemeinten frommen Legende Platz.

Domenico Burchiello. † 1448.

Novellisten.

In einem seltsamen Gegensatze hierzu stand die dramatische Poesie, wo sie sich dauernd an die Mysterien des Glaubens, an die Feierlichkeiten der Kirche anlehnte. Schon im Jahr 1264 finden wir zu Rom die Gesellschaft des Gonfalone, welche die Leidensgeschichte Christi aufführte. Andre szenische Darstellungen wurden von Pilgern und Klosterbrüdern gegeben (vangelii, istorie spirituali). Bald aber zweigte sich eine weltliche Richtung ab und tauchte die Farce als Hauptelement des italienischen Volkstheaters auf, welches nun durch die Gestaltung der Masken ein ganz eigentümliches Gepräge gewann. Dieselben, Zanni genannt, stellten nämlich in der Nachfolge des altrömischen Mimus gewisse stehende Charaktere dar, welche zugleich die Verschiedenheit der italienischen Volksarten in Tracht, Sprechart und komischen Manieren abbildeten und zur Ausführung jener beliebten Neckereien dienten, wie sie sich in Italien Provinz gegen Provinz, Stadt gegen Stadt erlaubte. Die älteste Maske war der Dottore, auch Gratiano genannt, von Bologna, die Personifikation eines pedantischen und langweiligen Wortmachers. Venetianischen Ursprungs dagegen war der Pantalone, eigentlich Kaufmann, von Charakter ein bis zur Einfalt gutmütiges, aber zuweilen auch

Ausbildung der Komödie.

noch zu jugendlichen Streichen aufgelegtes Familienhaupt. Bei beiden spielten der Arlechino von Bergamo mit seiner Geliebten Colombina und der Scapin die Rolle der listigen und drolligen Bedienten. Der Pulcinello war der geschmeidige, possenreißende Schmarotzer, der lustige Bruder aus Apulien, Spaviento der spanisch-neapolitanische Renommist, Gelsomino der römische Stutzer, der Kuppler Brighella von Carrara der verschlagene trotzige Mann aus dem Volk. Dazu treten der mailändische Querkopf Beltrame, der durch sein Stottern und Stammeln ergötzende Tartaglia und zwei kalabresische Lümmel mit Namen Giangurgulo und Coriello. Diese Masken improvisierten ihre Stücke und bereiteten sich dazu höchstens durch eine Skizze des Planes vor. Die lustige phantastische Ausführung blieb der Eingebung des Augenblicks überlassen. Den Gegensatz zu diesem aus dem Stegreif sich entwickelnden Volksschauspiel (commedia dell' arte) bildete das gelehrte Schauspiel (commedia erudita), wie es erst seit 1470 aufkam, als die römische Akademie der Gelehrten und Dichter unternahm, einige Lustspiele des Plautus lateinisch aufzuführen. Solche Darstellungen, später in italienische Sprache umgesetzt, wurden bald zu Festen der gebildeten Welt, und bei der oft fast kindischen Freude, die man ob der Nachahmung des Altertums empfand, übersah man gänzlich das Leere der Handlung, überhörte man das hohle Pathos des Ausdrucks. Weil aber keine Stadt der andern in der Manier dieser Aufführungen einen entschiedenen Vorrang abgewinnen konnte, so vermochte sich auch kein so allgemein herrschendes System der dramatischen Kunst wie in Frankreich zu gestalten, und so blieb der Gegensatz der älteren volkstümlichen Posse und des antiken Vorbildern nachstrebenden Dramas bestehen. Dieser Absonderung der nur für das vornehme Publikum arbeitenden gebildeten Dichter ist es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die Italiener sich nie zur Höhe der echten Tragödie erheben konnten, während sie in der Komödie dem Geschmack der niederen Volksklassen huldigten.

Lyrik. Dagegen war es für die lyrische Poesie ein günstiger und verheißungsreicher Umstand, daß sie ihre Pflege an demselben Hofe zu Florenz und vielfach auch von denselben Händen finden sollte, welche sich um das Wiederaufleben der alten Kulturwelt so große Verdienste erworben hatten. Lorenzo de' Medici war zu vielseitig gebildet und zu realistisch in seinem ganzen Wesen, als daß ihm mit steifer Nachahmung der Antike gedient gewesen wäre. Vielmehr steht er zugleich an der Spitze der neu anbrechenden klassischen Zeit nationaler Dichtung. Schon oben (IX, 739 f.) lernten wir ihn als Vertreter einer mehr im Volk wurzelnden Dichtungsart kennen. Leichtere lyrische Ware, namentlich auch Liebesgedichte, hat er in großer Anzahl hervorgebracht. In seinen Sonetten und Kanzonen, die er zur Verherrlichung der Lucrezia dei Donati und andrer Damen verfaßte, schloß er sich an Petrarca an. Hat er auch die rhythmische Harmonie und glanzvolle Sprache seines Meisters nicht erreicht, so ist er ihm doch viel näher gekommen, als das phantastische Pathos, die fast sinnlose Phraseologie, worin die bisherigen Petrarchisten sich gefallen hatten. Unter diesen sind besonders Tebaldeo aus Ferrara, nicht minder auch Serafino Aquilano aus dem Neapolitanischen und Bernardo Accolti aus Arezzo zu nennen. Lorenzo aber versuchte sich auch in andern Gattungen neben dem beliebten Sonett. So besingt sein Gedicht Ambra in Ottaven die anmutigen Gärten, die er auf einer Insel im Ambrone angepflanzt hatte; die Nemia di Barberino preist in der naiven Sprache des toscanischen Dialekts die Schönheit eines Landmädchens; in den Altercazione dagegen, einem Lehrgedicht, vertritt er den Platonismus; die „Trinker" (i beoni) sind eine geistreiche Satire gegen die Trunkenheit, zugleich der Form nach eine Travestie der göttlichen Komödie. Am volkstümlichsten aber sind seine Karnevalsgedichte gehalten (canti carnascialschi), Couplets voll fröhlichen Scherzes, welche die prächtigen Umzüge und andre Lustbarkeiten beglei-

Lorenzo de' Medici. † 1492.

Antonio Tebaldeo. † 1537.

teten, die er dem Volk gab und mit ihm teilte. Endlich hat er Rondos, die er selbst bei den Tänzen auf öffentlichem Markte sang, und geistliche Hymnen hinterlassen.

Aber der fürstliche Dichter war auch wieder Freund und Beförderer von Dichtern. Wir haben in seinem Hause bereits jenen gelehrten und geistreichen Angelo kennen gelernt (IX, 740, 876), der auf dem Schlosse Monte Pulciano (daher Poliziano) geboren, in lateinischen und italienischen Versen gleich hervorragte. Seine „Stanzen“ (auch Giostra) bilden den Eingang zu einem unvollendeten Rittergedicht, das den Giuliano de' Medici und seine Liebe zur schönen Simonetta feiert. Die Sprache ist bilderreich und der Bau der gereimten Achtzeilen (Ottave rime) in diesem Gedicht gilt geradezu als klassisch. Er hat zuerst gezeigt, welcher Anmut diese Form fähig sei. Ein Gelegenheitsgedicht, wie diese zur Feier eines Turniers 1468 geschriebenen Stanzen, war auch der Orpheus (Favola d'Orfeo), innerhalb von zwei Tagen verfertigt und 1483 zu Mantua zur Feier der Rückkehr des Kardinals Gonzaga mit großem Aufwand von Dekorationen und Musik aufgeführt: ein fünfaktiges Drama mit Chören, der Form nach von den hergebrachten geistlichen Mysterien nicht so sehr verschieden, aber mit einem der altgriechischen Mythologie entnommenen Inhalt. Man hat darin auch schon eine Oper sehen wollen, aber nur die Chöre wurden gesungen und von Musik begleitet. Bei dieser Gelegenheit mag, als für das italienische Theater von Bedeutung, auch noch eine 1486 in Ferrara zur Aufführung gekommene Übersetzung der Menächmen des Plautus Erwähnung finden.

Angelo Poliziano. 1451–1494.

Weitaus am erfolgreichsten wirkte aber unter den Dichtern am Hofe Lorenzos Luigi Pulci. Er lenkte zuerst entschieden ein auf die Wege, welche dann die italienischen Dichter auf Akademien und an Höfen während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts mit unglaublicher Regsamkeit verfolgten, indem er eine den epischen Gedichten des Mittelalters nachgebildete Nationaldichtung anstrebte. Schon seit Jahrhunderten war nämlich die französisch-bretonische Karlssage (VII, 440 ff.) in Italien bekannt. Verschiedene Volksbücher, wie I reali di Francia, und Gedichte (Buovo d'Antona und la Spagna an der Spitze) hatten diese Stoffe eingebürgert; eine ganze Reihe alter, volkstümlicher Romanzisten ging den eigentlichen Kunstdichtern voran. So z. B. Durante da Gualto in seiner Leandra und Francesco Cieco von Ferrara in seiner Mambriana. Aber sie alle verdunkelte ein Werk, welches die glänzende Reihe der romantischen Rittergedichte Italiens eröffnete, indem darin das Historische der Karlssage schon ganz zurücktritt hinter der Willkür der Phantasie und des Hohns.

Der Florentiner Luigi Pulci verfaßte auf Verlangen der Lucrezia Tornabuona, Lorenzos Mutter, das Epos von den Abenteuern des von Roland bekehrten Riesen Morgante (Morgante maggiore), ganz im Geschmack und Sinn der skeptischen und frivolen Richtung des damaligen Florenz. In Stanzen geschrieben, erschien es zuerst in Venedig 1481 (23, später 28 Gesänge umfassend). Es sind die bekannten Gestalten, die Verhältnisse Karls und seiner Paladine, die Feindschaften der edeln Häuser, die Beziehungen des Kaisers zum Volk und zu seinen Vasallen, vorzüglich aber das Christentum mit seinen Glaubenslehren und Heilsmitteln, welche für die echt italienische, ebenso empfängliche wie bewegliche Phantasie des Dichters, in deren Zauberspiegel sich der tiefste Ernst unversehens zum Mittel des derbsten Spottes umsetzt, die Puppen und Dekorationen abgeben müssen, mit deren Hilfe er die tollsten Karrikaturen schafft, die wunderlichsten Schauspiele aufführt. Hier hat die ältere Manier der Romanzisten, welche die fremden Sagen im Sinne der Kirchenherrlichkeit gläubig nachahmte, fast ganz dem italienischen Geschmack an Burleske und Satire Platz machen müssen. Die Sprache der Helden, Priester und Prinzessinnen ist durchweg mit Redensarten des niedrigsten Florentiner Pöbels versetzt. Der Kaiser und seine Paladine zanken sich wie

Luigi Pulci. 1431–1487.

Der Morgante Maggiore.

Hökerweiber des Marktes; bei den Kämpfen gibt es mehr Schimpfreden als Schläge und Tote. Die Anrufungen der Trinität, der heiligen Jungfrau und andrer göttlichen Mächte im Anfang der Gesänge ist nur der Triumph des religionsspötterischen, durchaus gegen Kirche und Geistlichkeit gerichteten Humors, der dem Ganzen seine volle Abrundung gibt. Religion, Staat und Familie erscheinen auf diesem ironischen Standpunkte nur als eitle und leere Übereinkunftsformen, die ihr Dasein halb der Berechnung, halb der Beschränktheit verdankten. Selbst der im Ganzen ernsthaft gehaltene biedere Charakter des Morgante ist kein Hindernis, daß seine Reden zuweilen ins Komische, seine Thaten ins Ungeschlachte überspringen. Das Gedicht hat seines Gleichen mehr in der Zukunft als in der Vergangenheit. Es sieht aus wie eine zum Voraus unternommene Parodie der Rolande Bojardos und Ariostos, zuweilen erinnert es sogar an Don Quichotte, ja selbst an La Pucelle. Nur ist alles mit fester Hand und plastischer Lebendigkeit geschildert; Pulci bleibt der originellste unter den italienischen Epikern.

3. Bojardo und Ariosto.

Matteo Maria Bojardo. 1434—1494. Matteo Maria Bojardo stammte aus einem alten, fast stets in den Reihen der Anhängerschaft des Hauses Este erscheinenden Geschlechte, welchem seit 1423 als Estesches Lehen die Grafschaft Scandiano am Fuße des Apennin verliehen worden war. Der junge Graf machte seine Studien in Ferrara, wo er namentlich eine gründliche Kenntnis beider klassischen Sprachen, außerdem auch die philosophische und juristische Doktorwürde erlangte. Hochgeehrt von den ersten Herzögen von Ferrara (IX, 837) vermählte er sich mit einer Tochter aus dem Hause Gonzaga. Seit 1478 bekleidete er mit geringer Unterbrechung bis zu seinem Tode die Statthalterschaft von Reggio in der Lombardei, von den Juristen seiner Zeit der übergroßen Milde und Gutmütigkeit geziehen: er sei geschickter gewesen Verse zu machen, als Verbrechen zu bestrafen. Außer seinem großen Epos hat er eine beträchtliche Anzahl kleinerer Gedichte in italienischer Sprache hinterlassen, Sonette und Kanzonen, ein fünfaktiges Lustspiel Timon, dem bekannten Dialog Lucians nachgebildet, wie er denn überhaupt einen guten Teil seiner Muße auf Übersetzung klassischer Schriftsteller, des Herodot, Xenophon, Apulejus u. a. verwendet hat.

Der verliebte Roland. Alle gedruckten Werke des bescheidenen Mannes sind erst nach seinem Tode erschienen, mit einziger Ausnahme der beiden ersten Bücher des „Verliebten Roland" (Orlando innamorato), welche 1481 vollendet, 1486 in Venedig ans Licht traten; auch sie wahrscheinlich ohne des Verfassers Wissen und Willen. Nach seinem Tode erschien, von seinem Sohn Camillo besorgt, das ganze Gedicht, soweit es fertig geworden war. Das erste Buch besingt in 29 Gesängen die Ursachen von Rolands Liebe zur Fürstin Angelika, die Belagerung ihrer Stadt Albracca und die Abenteuer der verteidigenden und angreifenden Helden, das zweite in 31 Gesängen die Unternehmung der afrikanischen Mächte gegen Karl den Großen und die Auffindung Ruggieros, des Stammvaters des Hauses Este. Vom dritten Buche sind bloß 9 Gesänge zur Vollendung gediehen; auch sie sind nur langsam (1484—1494) entstanden, und schließlich wurde der Verfasser durch die im letzten Vers des Ganzen erwähnte französische Invasion gestört, der sein Tod am 21. Dezember 1494 auf dem Fuße folgte. Verhängnisvollerweise hat Bojardo dieses große Gedicht, darauf sein Nachruhm fast ganz beruhen sollte, nicht in der rein toscanischen Sprache geschrieben, wie sie durch die drei großen Florentiner schon im vierzehnten Jahrhundert zur allgemeinen Schriftsprache Italiens erhoben worden war. Seine kleineren Gedichte beweisen zwar, daß er derselben vollständig mächtig war. Gleichwohl wimmelt der „Verliebte Roland" von ver-

alteten und provinziellen, namentlich lombardischen Ausdrücken, weil sich der Dichter der zu seiner Zeit am französischen Hofe zu Ferrara herrschenden Sprache bedient hat. Eben dadurch hat er es dem Francesco Berni leicht gemacht, den „Verliebten Roland" ganz in Vergessenheit zu bringen, so daß dieser dreihundert Jahre lang nicht mehr gedruckt worden ist.

Wie sämtliche italienische Romanzisten, so ist auch Bojardo von älteren Quellen abhängig. Namentlich folgt er seinen Vorgängern in der Berufung auf den fabelhaften Erzbischof Turpin, dessen angebliches Werk „über die Thaten Karls des Großen und Rolands" schon Papst Calixtus II. 1122 für echt erklärt hatte. Bojardo selbst wird schwerlich an die Echtheit geglaubt haben, da er, ähnlich wie nachher Ariosto, diesen Augenzeugen meist bei solchen Dingen anruft, von welchen er nichts sagt und nichts sagen kann, nicht selten ihn aber auch geradezu ironisch behandelt, wie wenn er ihn für die Geschichte Alexanders des Großen als Autorität citiert. Im übrigen nahm Bojardo die Erzählungen dieses Sagenkreises so wie er sie fand zur Grundlage seines Gedichts. Es fällt ihm nicht ein, sie zu veredeln. Kaiser Karl ist auch hier wie bei allen andern Bearbeitern dieses Stoffes stets ein hochbejahrter Herr, polternd, jähzornig, seine Paladine bald schimpfend, bald, wenn er ihrer bedarf, sie umwerbend. Einmal, da sie ihm nicht gehorchen, ergreift er den Stock „und schägt wohl mehr als dreißig Köpf' entzwei." Dann wieder belügt er Roland und Rinald, indem er jedem Angelikas Hand verspricht, um so seine Paladine zum Wetteifer in der Tapferkeit anzuspornen.

Während aber die früheren Dichtungen der Rolandssage ihren Helden nur als Vorkämpfer der Christenheit auffaßten, suchte Bojardo, vertraut mit der Romanwelt andrer Völker und besonders mit der Artussage, dem vorhandenen Stoffe durch Einführung der ritterlichen Frauenliebe einen neuen Reiz zu verleihen. Die Eigentümlichkeit dieser neuen Wendung betrifft vor allem den Hauptheldern Roland selbst. Diesen hatten die früheren Dichter als für die Liebe unempfänglich und selbst mit seiner Gemahlin Alda in bloß geschwisterlichem Verhältnis stehend geschildert. Bojardo erwähnt zwar dieser Alda sofort, nimmt aber keinen Anstand, seinen Helden sich alsbald in die an Karls Hofe erscheinende chinesische Prinzessin Angelika verlieben und darob ernste Besorgnisse sogar für seinen Verstand äußern, ja auch im Kampfe mit seinem Nebenbuhler Ferragu zornwütig und toll werden zu lassen — ein Umstand, den wohl Ariosto aufgegriffen hat, als er aus dem „verliebten" sogar einen „verrückten Roland" machte. Wie diesem Roland und seinem nicht minder ritterlichen Gegenbild Rinald, so ist auch den vielen Nebenpersonen, dem eiteln, prachtliebenden Astolf, dem großmäuligen und gottlosen Rodomont und wie sie weiter heißen, mehr oder minder individuelles Leben eingehaucht, und ihr fortgesetztes Hauen und Stechen ermüdet nicht, zumal es auch beständig von homerischen Zorn- und Schimpfreden begleitet ist. Kaum wird man bei Tasso oder Ariosto so lebhafte Schlachtenbilder entdecken, wie hier die Kämpfe vor Paris, Albracca und Aigues-Mortes dargestellt sind. Dafür sprechen jene aber von Turnieren und Duellen auch nur vom Hörensagen, während man bei Bojardo, dem adligen Dichter, immer vom Gefühl selbstgeführter und selbstempfangener Hiebe begleitet ist.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon dieses Gedicht in einer Weise angelegt war, daß bei seiner weiteren Fortführung notwendig hätte Ruggiero (Roger, Rüdiger) als Hauptheld an die Stelle Rolands treten müssen, wie denn bei Ariosto wirklich geschehen ist. Wie das ganze Mittelalter, durch Virgil mit dem trojanischen Krieg bekannt geworden, für Hektor Partei nahm, so erscheint auch hier dessen Tod durch Achill nur als Folge gemeinen Verrats. Ausführlich wird mitgeteilt, wie

von ihm abstammt Ruggiero, der spätere Paladin und fabelhafte Stammvater des Hauses Este.

Unter den Episoden verdient besonders die Geschichte der Freundschaft Irolds und Prasilds Erwähnung, die den Rinald so bewegt, daß er fast mit den Worten des Dionysios bei Schiller als dritter im Bunde aufgenommen zu sein wünscht. Durch ihren in den allgemeinen Sprachgebrauch gedrungenen Ruf ist bekannt geworden die Geschichte von der Glücksfee Morgane, die man an der Stirnlocke fassen muß, um glücklich zu werden. Daß er dieses Sprichwort wahr gemacht, läßt sich von einem Manne sagen, welcher sachlich nur Fortsetzer des Bojardo war, ihn aber gleichwohl weit überflügelt hat: von Ariosto.

Lodovico Ariosto. 1474–1533. Lodovico Ariosto war in Reggio geboren, wo sein Vater kurz vor Bojardo Statthalter war. Dieser wollte aus dem Sohne einen gelehrten Juristen machen. Der aber ging seine eignen Wege. Nachdem er sich in Rom mit der alten Litteratur, vorzüglich mit den Dichtern beschäftigt hatte, verfaßte er nach dem Muster des Plautus und Terenz Lustspiele („Cassaria", „Die Verwechselungen"). Mehr durch Kenntnisse 1503. und Gewandtheit, als durch dichterisches Genie empfahl er sich dem Kardinal Hippolyt von Este, dem Bruder des Herzogs Alfons I. von Ferrara, in dessen Diensten er zu diplomatischen Sendungen verwendet, ja sogar auf Feldzüge geschickt wurde — alles nicht zu seinem Vergnügen. Da er aber weder eignes Vermögen besaß, noch einen bestimmten Beruf ergreifen wollte, noch auch den Genüssen und Annehmlichkeiten des Lebens zu gunsten der Kunst und Wissenschaft zu entsagen vermochte, so befand er sich in der Lage, dasjenige immer sein zu müssen, als was man ihn haben wollte. Er befand sich sein ganzes Leben hindurch in einer fast traurigen Abhängigkeit von der herzoglichen Familie. Um so erpichter war er darauf, sich in ihrer Gunst zu erhalten. Davon zeugt fast jeder Gesang seines, dem Kardinal gewidmeten und ihn, dessen Maro Ariosto zu sein vorgab, beständig anredenden Hauptwerks, des in erster Bearbeitung 1516 in 40 Gesängen erschienenen „Rasenden Roland".

Dasselbe stellt sich sogleich als Fortsetzung (man kann bei der Endlosigkeit dieser Stoffe nicht sagen: Schluß) des „Verliebten Roland" dar. Die fabelhaften Thaten dieses Paladins waren Modethema der erzählenden Poesie geworden, und so konnte auch Ariosto, wenn er dem Hofe von Ferrara gefällig sein wollte, kaum lange zweifelhaft über die Wahl seines Stoffes sein. Das Labyrinth, in welches der erfinderische Bojardo Rolands Abenteuer hineingeführt hatte, gab den besten Tummelplatz ab für neue Spiele der Phantasie. So trug Ariosto kein Bedenken, die Erfindungen Bojardos einfach als Thatsachen vorauszusetzen und gerade da fortzufahren, wo dieser aufgehört hatte. Und zwar that er das, nachdem ihm ein Versuch in der Terza rima, dem Versmaße Dantes, mißlungen war, in der für die romantische Erzählung Italiens bereits zur stehenden Form gewordenen, der schwatzhaften und breiten, aber auch pittoresken Schilderung so günstigen achtzeiligen Stanze, die kaum einer anmutiger behandelt hat, als er.

Genauer angesehen ist übrigens der „Rasende Roland" doch wieder ein Ganzes für sich, auch inhaltlich von dem „verliebten" verschieden. Nur dem Namen nach ist Roland überhaupt noch der Held der Erzählung. Manchmal wird er sogar in den Kämpfen, in die er sich stürzt, schlimm genug heimgeschickt. Neben ihm treten Rinaldo, Brandimart, Gryphon, Astolf, Marfisa, Zerbin, Mandrikart mindestens als gleichberechtigte Mittelpunkte des Gedichts auf. Auch die Raserei, in welche „der Graf" Angelikas wegen verfällt, füllt nur wenige Gesänge, und er erscheint in diesem Zustande nicht eben besonders interessant, eher grotesk. Der eigentliche Held ist offenbar Ruggiero, den auch Ariosto von Hektor abstammen und Vater des Hauses Este werden läßt. Der

Ariosto und das Haus Este.

einzige Zweck, der sich durch die bunte Reihe der Abenteuer verfolgen läßt, ist die endliche Heirat des zum Christentum bekehrten Ruggiero mit Bradamante, Rinaldos Schwester. So nämlich wird dem erlauchten Geschlechte Entstehung verliehen, dessen einzelne männliche und weibliche Glieder im Zustande der Präexistenz mitspielen. Nicht bloß geschichtlichen Personen kommt diese anachronistische Behandlungsweise zu gute, sogar in die Gärten von Belriguardo eröffnet sich bereits die Aussicht. Wie Bojardo, so bedient sich nämlich auch Ariosto des von Apokalyptikern und Epikern aller Art ausgebrauchten Kunststücks, die unmittelbare Gegenwart in der Form von allerhand Weissagungsbildern und prophetischen Gestalten zu besingen. Selbst das künftige, noch sieben Jahre über den Schluß des Gedichts hinausragende Leben Ruggieros wird diesem zum voraus bekannt.

Gleichwohl zerriß gerade um die Zeit, als Ariosto den Lohn seiner Arbeit in dem 1517.
Beifall des Kardinals von Este zu finden hoffte, das Band zwischen beiden. Hippolyt war mehr Gelehrter als Dichterfreund; wie er nur auf alle diese Possen verfallen sei, gab er dem nach Lob und Lohn dürstenden Künstler zur Antwort. Die Gunst Hippolyts verwandelte sich sogar in Haß, als Ariosto sich aus Gesundheitsrücksichten weigerte, ihn auf einer zweiten Reise nach Ungarn zu begleiten. Er versuchte jetzt sein Glück am Hofe des Herzogs, der ihn nunmehr dazu benutzte, die Banditen und Aufrührer der Garfagna zu Paaren zu treiben. Dem Dichter blieb nichts übrig, als seinem Un- 1521—1524.
willen in Satiren Luft zu machen. Häufig klagt er über die Laune und Undankbarkeit seiner Gönner. Bedenkt man aber die Schmeicheleien, mit denen er sie in seinem Epos umworben hatte, so kann man sich nicht wundern, wenn kein reines Verhältnis gegenseitiger Achtung bestehen konnte. Gleichwohl gelangte er zu Würden und Ehren, besonders als zu Ferrara ein prächtiges Schauspielhaus erbaut wurde, wofür nun Ariosto fleißig Lustspiele schrieb, die von den hohen Herren selbst aufgeführt wurden. Namentlich aber ließ er jetzt den Roland in derjenigen Gestalt erscheinen, wie er sich in der 1532.
Nachwelt erhalten hat. Zu diesen 40 Gesängen kommen noch fünf weitere, die sein Sohn Virginio nach Ariostos Tode mitteilte, die sich aber neben dem vom Dichter selbst 6. Juli 1533.
vollendeten Werke nicht als ebenbürtige Produkte erhalten konnten.

Noch zeigt man sein Haus in Ferrara; ob er aber mit der Mutter seiner Kinder verheiratet gewesen, läßt sich nicht ausmachen. Ein anderweitiges Verhältnis seinerseits ist nie ruchbar geworden, obgleich er nach der Weise der Zeit in Kanzonen und Sonetten viel schmachtete und seufzte. Möglich, daß er in der That immer nur dieselbe meinte, die er auch an einer Stelle des zweiundvierzigsten Gesanges, wenngleich ohne ihren oder seinen eignen Namen zu nennen, mit hoher Auszeichnung zu behandeln scheint. Er war als Mensch durchaus weltklug und kühl, ja prosaisch. Die Phantasie in ihm lebte und arbeitete ganz für sich. Sein Verstand aber bewegte sich durchaus in der wirklichen Welt, deren Verhältnissen er sich anzupassen, deren Bedürfnissen er schließlich doch auch als Dichter zu dienen wußte. Und gerade diese verständige Klarheit, von welcher alle Eingebungen der üppigen Phantasie stets bemeistert erscheinen, hat ihn in Italien zum Lieblingsdichter seines Jahrhunderts erhoben. Zahlreich sind auch in der That die Vorzüge, welche dieses Gedicht, das noch im sechzehnten Jahrhundert über 80 Ausgaben fand, mit unverwelklichem Reiz schmücken und den Namen seines Verfassers rasch zum gefeiertsten aller Dichternamen machten. Schon die ausgefeilte Eleganz der gleichwohl durchaus populären Sprache verschaffte ihm einen raschen Sieg über den Vorgänger Bojardo. Die Abenteuer sind nicht minder mannigfach, aber mit mehr Behagen und Geschmack ausgeführt. Als ob sie wie Blumen und Früchte aus einem Füllhorn fielen, drängen sich die Naturszenen, Ritterthaten, Liebesgeschichten, Leidenschaften, und jedes dieser Gemälde lebt in jedem Zuge.

Eine rege, stets neu und jugendlich anstrebende Phantasie atmet durch das ganze Werk, und mit ihrer Kraft und Verwegenheit verbindet sich eine Zartheit des Gefühls, die zugleich den Erfolg, den Ariosto bei der Frauenwelt fand, rechtfertigt. So wunderschöne Bilder, wie sie ihm zu Gebote stehen, finden sich bei Bojardo nicht. Aber auch seinem größten Nachfolger, dem Tasso, ist er unzweifelhaft überlegen an Bildung, poetischer Gestaltungskraft und malerischem Genie. Auch gewagte Szenen, die er liebt, zeichnet seine ebenso ruhige wie kecke Hand mit unübertrefflicher Grazie; verschwenderisch verteilt er glühende und gedämpfte Farben, und duftig schwebt über dem Ganzen eine kühle, aber heitere, dem, der sie nicht merkt, niemals sich aufdrängende Ironie, die das Positive des altromantischen Stoffes trefflich mit der erstarkten Reflexion und Verständigkeit des modernen Italiens zu vereinigen weiß. Es ist besonders der Geschmack der höheren Stände, den er dabei befriedigt. Geschäfts- und Hofleute, Fürsten, Maler, Frauen, in alle Verwickelungen der Eitelkeit und Intrige verstrickte Menschen — sie verlangten eben nach einer so leichten, glänzenden und anmutigen Unterhaltung, wie dieses sorgfältig geglättete Gedicht sie bot, da alles nur lose und flüchtig aneinander hängt, ja nur zufällig nebeneinander steht. Die verschiedenen Fäden, die in diesem unendlichen Gewinde von Ritter-, Räuber- und Liebesgeschichten nebeneinander herlaufen, um sich von Zeit zu Zeit zu kreuzen und zu verschlingen, werden der Reihe nach ebenso mutwillig und leichtsinnig fallen gelassen wie plötzlich wieder aufgenommen; und zwar hat, wie dies schon bei Bojardo der Fall war, der Einschnitt zur nicht geringen Überraschung oft da statt, wo die Aufmerksamkeit und Neugierde des Lesers aufs höchste gesteigert ist, oder auch, wo sie eben in Gefahr kommen könnte, zu erlahmen. Der Dichter weiß, wann es genug ist. Ein leichter Druck an der Maschinerie, und statt Roland steht Ruggiero, statt Angelika Bradamante vor uns. Ebenso klug verteilt sind Länge und Kürze der einzelnen, in sich selbst wieder so schön abgerundeten Gesänge. Auch der Geschäftsmann behielt nach einem Tagewerk von ernsterem Inhalt immer noch so viel Kraft und Interesse, um sich den blühenden Wahnsinn dieser Märchenwelt in solchen kleinen, zierlich zubereiteten Dosen gefallen zu lassen und vor dem Schlummer eines der leichten, flüssigen und einschmeichelnden Kapitel zu lesen. Wenn die Augen zufallen, ist der Gesang aus und das Traumleben hat schon angefangen. Hatte er den Zusammenhang über Nacht vergessen, so that das keinen Schaden, da eben dies mit ein Vorzug dieses lockeren Gedichts ist, daß man, mit den auftretenden Personen und ihren Interessen einmal bekannt, anfangen kann zu lesen, wo man will. Die müßige Welt der schöngeistigen und kunstliebenden Kreise ihrerseits vertrieb sich des Tages lange Weile mit dieser Lektüre, in welcher gerade so viel Ernst steckt, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und reichlich so viel Scherz und Ironie, um dem geistreichen und genußsüchtigen Hofleben eine spielende Beschäftigung, ja auch den einfältigeren Bestandteilen dieser Gesellschaft das richtige Lesefutter zu liefern. Es fehlt daher, wenigstens in den früheren Gesängen, auch nicht an frivolen Zügen und schlimmen Zweideutigkeiten, vor allem nicht an Spott und Hohn gegen Kirche und Geistlichkeit, was dann in frommen Familien der Hauskaplan mit Papier zu überkleben pflegte, wie um es desto kenntlicher zu machen. Gleichwohl ist es nicht bitterer, bösartiger Spott, sondern mehr nur Humor und Scherz, was solche Striche ins Gemälde bringt. Wenn Bradamante ihren Geliebten auffordert, sich taufen zu lassen, so hat er gute Gründe, zu willfahren. „Nicht bloß ins Wasser, spricht er, ohne Schrecken will ich den Kopf für dich ins Feuer stecken." Oder wenn der fromme Waldbruder dem Rodomont geistliche Nahrung für seine Seele anbietet: „Doch kaum gekostet, ekelt sie den Mohren, er war mit kläglichem Geschmack geboren." Nur dieser humoristische Zug läßt es erträglich erscheinen, wenn in jedem Gesang, und in manchem Gesang oft wieder in

jedem Verse, unablässig gehauen, gefochten, gestochen und geschlagen wird. Gerade hier tritt fast immer eine burleske Wendung ein. Man meint oft, über einem Felde von papiernen Figuren zu stehen, die plötzlich belebt einander in ergötzlichster Weise Kopf, Arme oder Beine abreißen. Dabei entstehen die drolligsten Bilder. Der eine reitet ohne Kopf daher, dem andern fliegen die Arme in die Luft. Auch kommt es vor, daß einer zu seinem Leidwesen im Wasser umkommt, der sich sein lebenlang Mühe gegeben, um am Wein zu sterben. Daneben fehlt es auch nicht an Früchten der Welt- und Menschenkenntnis, des Forschens und Philosophierens, wie denn überhaupt, abgesehen von der Religion, für alle Momente gesorgt ist, für sehnsüchtige und empfindsame so gut wie für reflexionsartige und nachdenkliche.

Aber trotz aller dieser Vorzüge ist das Geschick, welchem der vielbewunderte Roland Ariostos im Laufe der Jahrhunderte erlag, doch wohl begründet. Es fehlt dieser labyrinthischen Komposition, dieser atemlosen Phantastik, die den Leser toll mit sich fortwirbelt, nicht bloß an aller Einheit und Übersichtlichkeit, sondern auch den auftretenden Personen an jeder individuellen Zeichnung. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß einige gutmütig und sanft, andre unbändig und wild sind. Nicht eine Charaktergruppe, eine bloße Namengruppe füllt dieses sonst so reiche und bunte Bild aus. Kaum daß der tollkühne Rodomont unter den Herren, die romantische Kriegerin Bradamante unter den Damen einiges individuelle Interesse erwecken. Die übrigen sind Marionetten, die fast nur vom Drahte der Sinnlichkeit gelenkt werden. Hier ist der Punkt, auf welchem Bojardo seinem Nachfolger unstreitig überlegen ist. Diesem sind daher, während sein Werk um der unterhaltenden Mannigfaltigkeit des Inhalts, der bezaubernden Schalkhaftigkeit der Behandlung und der ebenso anmutigen Leichtigkeit wie durchsichtigen Korrektheit der Form willen das beliebteste Lesebuch wurde, doch schon früh Fehler und Schwächen vorgeworfen worden, als da sind Mangel an genialer Erfindung und origineller Schöpfungskraft, rücksichtslose Aneignung fremder Erzeugnisse, Benutzung poetischer Phantasieprodukte einer Menge von Dichtern von Ovid bis Bojardo. Bei seinen Naturschilderungen hatte er die älteren italienischen und französischen Dichter vor Augen, und fast alle Episoden sind ursprünglich spanische oder provençalische Romanzen, ältere Novellen oder Szenen aus den alten Dichtern. Aber während es Ariosto nicht vergönnt war, die bewegenden Kräfte seiner Zeit in sich anzusammeln und in einer wahrhaft großartigen Schilderung voll Leben und Handlung zum poetischen Genusse auszustellen, bewährte er ein unübertroffenes Talent in der malerischen Darstellung einzelner Momente, in der korrekten Ausführung der einzelnen Bilder bis ins kleinste, in der Ausmalung der Situationen, die er mit meisterhafter Lebendigkeit und unerschöpflicher Gestaltungskraft vor die Augen zaubert. Sein ganzes Gedicht ist eine Reihe von prächtigen Bildern, die den Leser nicht nur an sich entzücken, indem er mehr schaut als liest, sondern auch dadurch, daß das Behagen und die Heiterkeit, womit sie gemalt sind, in ihn selbst übergeht. Dieses malerische Talent teilt sich auch seiner Sprache mit, die durch ihre Weichheit, Eleganz und Harmonie allen seinen Schöpfungen noch einen ganz besonderen, unnachahmlichen und unübertragbaren Ton, ein reizendes Kolorit verleiht und durch Grazie und Naivität so hinreißt, daß man über der schimmernden Oberfläche gern vergißt, nach der Tiefe zu suchen.

Lateinische Dichter.

Indem wir nun zu den Sternen zweiter Größe übergehen, mag zunächst daran erinnert werden, daß in den ersten Zeiten des Jahrhunderts noch vielfach die ausgezeichnetsten Dichter es verschmähten, sich ihrer Muttersprache zu bedienen. Nicht bloß der gleich zu nennende Sannazar war ein lateinischer Dichter, sondern auch Sadoletus, Vida, Navagerus, Faernus, Marcantonius Flaminius, Marcellus Palingenius Stellatus, Aonius Palearius, Girolamo Fra-

costoro und manche andre. Auch dramatische Werke, wie der „Goldregen“ des Antonio Tilesio und der „Christus“ des Angelo Martirano, erschienen in lateinischer Sprache. Ja selbst ein lateinisches episches Gedicht, die „Syrias“ des Angelio da Barga trat ungefähr gleichzeitig mit Tassos „Jerusalem“ ans Licht. Vor allem aber ist es eine reiche Auswahl italienisch schreibender Dichter, welche den Raum zwischen letztgenanntem Werk und den beiden Rolanden ausfüllt.

4. Die gleichzeitige Didaktik, Lyrik und Epik.

Zwischen Bojardo und Ariosto in die Mitte fällt die Blütezeit einiger Dichter, welche das Studium der Alten nicht bloß, wie jene gethan hatten, formell auf sich einwirken ließen, sondern sich ihren Mustern mit so sklavischer Treue hingaben, daß sie darüber ihre Nationalität völlig vergaßen. Sie bilden demnach gleichsam den Übergang von dem philologischen und philosophischen Enthusiasmus der lateinisch schreiben-
Giovanni Rucellai. den Humanisten zur italienischen Poesie. Es sind die beiden Florentiner Giovanni
1475–1525. Rucellai, dessen Leben sonst staatsmännischen Geschäften gewidmet war, und Luigi
Luigi Alamanni. Alamanni, den seine politische Opposition gegen die Medici nach Frankreich ver-
1495–1556. schlug, wo er diplomatische Dienste bei Franz I. versah und u. a. zu gunsten Benvenuto
Giorgio Trissino. Cellinis thätig war; ferner Giovan Giorgio Trissino aus Vicenza, der als
1478–1550. päpstlicher Gesandter am Hofe von Max und Karl V. erschien und als Ritter des Goldenen Vließes zu Rom starb. Wie der äußere Lebensgang dieser dichterischen Staatsmänner, so weist auch ihre poetische Begabung und Richtung ungemeine Ähnlichkeit auf. Einfache, durchsichtige, aber auch mehr oder weniger oberflächliche Gedanken, klassische Korrektheit der Diktion, elegante Behandlung der Sprache, harmonischer Versbau, reiner Geschmack, klarer Verstand, beschränktes Talent, Mangel an Phantasie und Erfindungskraft — das alles kennzeichnet bei geringer Nüancierung des Mischungsverhältnisses jeden dieser Dichter. Dazu kommt, daß sie alle drei in ihrer Nachahmung der Alten so weit gehen, den Reim fallen zu lassen und endlose Reihen von reimlosen fünffüßigen Jamben (versi sciolti) zu schaffen. So thut zuerst Rucellai in dem ersten Lehrgedicht, welches die neue Litteratur aufzuweisen hat. Dasselbe besingt unter dem Titel „Die Bienen“ (le api) die Geschichte eines Bienenstaates und der Honigernte in anmutigen Versen und feiert mit besonderem Eifer die Keuschheit dieser „Jungfräulein“ und „Engelein“ unter den Insekten. Erschien der Dichter hier nicht ohne poetische Ader, so fielen dagegen seine Tragödien Rosamunde (die bekannte Geschichte vom Ende Alboins, vgl. IV, 839) und Orest (nach des Euripides zweiter Iphigenie) um so unglücklicher aus. Ebenfalls an Virgil, wie Rucellai in den „Bienen“, aber nur mit noch minderer Selbständigkeit, schließt sich Trissino in seinem, der Befreiung Italiens von den Goten durch Belisar gewidmeten, ganz den antiken Stil affektierenden Epos (Italia liberata da' Gotti). Es sind 27 Bücher voll versifizierter Prosa, die aber um ihrer Korrektheit willen bei den italienischen Philologen in hoher Achtung stand. Das Ganze ist eine Hof- und Staatsaktion mit frostig prunkenden Schilderungen und langweiligen Redeübungen der auftretenden Personen. Zum Überfluß wird auch noch eine himmlische Mythologie aufgeboten; neben dem Gott der Christen erscheinen die altklassischen Gottheiten als Sterngötter. Daß aber schließlich doch alles von jenem abhänge, wird im Schlußverse als Moral des Ganzen dem ermüdeten Leser zu Gemüte geführt. Mehr Glück machte der Verfasser mit seinem nach Plautus und Terenz geschaffenen Lustspiel „Die Zwillinge“ und besonders mit seinem Trauerspiel „Sophonisbe“, in welchem er aus der tragischen Geschichte der Karthagerin (III, 503) alle Poesie möglichst vertrieb. Dafür treten auch hier Weiber, Kanzonen singend, als

Chor auf, um schließlich ganz nach Euripides, sogar mit Wiederholung des griechischen Klaglautes Oimoi, die Wechsel- und Unfälle des menschlichen Lebens zu bejammern. Ebenso hat endlich auch Alamanni bald Lust- und Trauerspiele (Flora, Antigone), bald Epen und Lehrgedichte geschrieben. Das Epos „Giron der Edle" (Girone il cortese) ward auf Anregen des Königs Franz I. unternommen, welcher den, diesen Helden feiernden, französischen Roman in italienische Stanzen übertragen sehen wollte. Dieses, aber weiter nichts, ist denn auch geschehen. Dagegen stellt die „Avarchide", eine ernsthaft gemeinte, aber komisch wirkende Umsetzung der Iliade aus dem Klassisch-Antiken ins Romantisch-Ritterliche dar. Alamanni verlegt die Handlung, ganz wie sie bei Homer sich findet, in die Gegend der französischen Stadt Bourges, ehemals Avaricum genannt. Achilles heißt Lancelot, Agamemnon Artus, die schöne Sklavin Briseis wird zur Prinzessin Claudiana, mit welcher Lancelot eine Liebschaft nach den Regeln des Rittertums unterhält. Sonst blieb alles beim Alten. Mehr Ruhm hat sich der Dichter durch sein, mit Höflichkeiten gegen Franz I. gewürztes Gedicht über den Landbau (della coltivazione) erworben, wobei er die vier Bücher der Georgika Virgils durch ihrer sechs überbot und überhaupt an die Stelle der geschmackvollen Auswahl, wie sie das Original kennzeichnet, pedantische und systematische Ordnung setzte. Einige dieser sechs Bücher haben nahe an, andre über tausend reimlose Verse und ermüden bei aller Eleganz der Sprache und Bilder eben durch ihre erschöpfende Vollständigkeit.

Die vielen Lyriker dieser Frühzeit des sechzehnten Jahrhunderts schlossen sich sämtlich an Petrarca an, dessen Nachahmung durchaus Modesache geworden war. Dahin gehört schon Benivieni, welcher in seiner berühmten Kanzone über „die göttliche Liebe" den Platonismus ins Christliche zu übersetzen suchte, ferner der Graf Baldassare Castiglione, den Karl V. als „einen der besten Ritter der Welt" schätzte, der Kardinal Pietro Bembo, ein durch liberale Denkart und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichneter Prälat, dessen prosaische Schriften nicht minder geachtet wurden als seine Sonette, vor allen aber Francesco Maria Molza, der, wiewohl in Modena verheiratet und Vater von vier Kindern, doch fast sein ganzes Leben in den Genüssen der geistlichen Hauptstadt Italiens verbrachte und schon den Zeitgenossen als ein Don Juan gefährlichster Art galt. Hätte er nicht durch fortgesetztes Studium der Römer und Griechen seinen Geschmack stetig gebildet, so würde seinen, mit dem Roman seines Lebens zusammenhängenden, Sonetten zwar nicht die feurige Energie selbstempfundenen Gefühls, seinen Bildern auch nicht der exzentrische orientalische Schwung, wohl aber dem Ganzen jene Eleganz und Grazie mangeln, ohne welche es keinen ästhetischen Genuß gibt. Unter den Händen der genannten und andrer Schriftsteller wurde das Sonett wieder zu dem, was es vor Petrarca gewesen, zur leeren metrischen Form, die jeden beliebigen Inhalt in sich bergen konnte, so daß man die auch inhaltlich der ursprünglichen Manier treu gebliebenen Sonette (Petrarcheschi) von den satirischen, burlesken, pastoralen, dithyrambischen, polyphemischen, maritimen und geistlichen zu unterscheiden anfing. Am meisten erinnert in seinen Sonetten und Kanzonen, nicht minder aber durch Leben und Begabung an Petrarca der Neapolitaner Jacopo Sannazaro, dem es gelungen ist, auch im Urteil der Nachwelt einen bleibenden Ehrenplatz einzunehmen. Wiewohl ohne Vermögen, war er von Jugend auf den klassischen Studien ergeben und besonders der Schäferpoesie zugethan gewesen. Eine Laura sollte er in der schönen Neapolitanerin Carmosina Bonifacia finden, die ihn zu dem Gedicht, welches seinen Namen in der italienischen Litteratur vorzugsweise verewigte, begeistert hat. Er dichtete diese „Arkadien" während einer selbstgewählten Verbannung von der Geliebten. Die zwölf Bücher, eine jugendlich liebliche Dichtung, teils in Versen, teils

Die Lyrik.

Girolamo Benivieni. † 1542.

Castiglione. 1478—1529.

Petrus Bembo. 1470—1547.

Francesco Maria Molza. 1489—1544.

Jacopo Sannazaro. 1458—1530.

in romantischer Prosa, schließen sich zunächst an den von Boccaccio in seinem Admet bearbeiteten Schäferroman an. Aber erst durch Sannazaro ist diese Art von Poesie geworden, was sie ihrer Natur nach werden kann, und er hat das Signal zur gesamten Eklogendichterei des Jahrhunderts gegeben. Mit seiner empfindsamen, zärtlichen Sinnesart fühlte er auch das Wesen der idyllischen und bukolischen Schwärmerei reiner als der sinnliche, leidenschaftliche Vorgänger. Wie die Gedanken, so sind auch die Bilder einfach und gefällig, die Sprache natürlich und prunklos. Mehrere der Gesänge, welche die Hirten zur Aufführung bringen, werden den schönsten italienischen Kanzonen beigerechnet. Übrigens tritt er selbst mit seiner Liebe unter diesem harmlosen Hirtenvolk persönlich auf, um endlich zu entschlummern und bei seinem Erwachen sich wieder in Neapel vorzufinden. Dort wußte er die Gunst der Könige Ferdinand, Alfons und Friedrich in hohem Grade zu erwerben. Dem letzteren folgte er in die Verbannung und kehrte erst nach dessen Tod nach Neapel zurück. Indessen hatte er die Poesie in der Muttersprache schon seit Carmosinas Tod aufgegeben, um sich zur lateinischen Dichtung zu wenden. Hier gehören seine Leistungen zu den schönsten Nachahmungen der Antike, und namentlich hat ihm eine in Hexametern geschriebene Darstellung der evangelischen Geschichte („Die Geburt der Jungfrau") auch in der religiösen Welt großen Ruhm eingetragen.

Dichterinnen. Eine besondere Erwähnung verdienen bei dieser Gelegenheit noch die dichtenden italienischen Damen. Ihrer zählt Lodovico Domenichi um 1560 schon ein halbes Hundert. Dahin gehören **Tullia d'Aragona**, **Gaspara Stampa**, **Veronica Gambara** und vor allen die vielbewunderte und in der That fast einzig in ihrer
Vittoria Colonna. Art und Zeit dastehende **Vittoria Colonna**, die Tochter des tapferen Fabricio
1490—1547. Colonna und Witwe des trefflichen Ritters Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara, der, noch nicht dreißig Jahre alt, nach der Schlacht von Pavia an seinen Wunden gestorben war (vgl. S. 285). Fast ist kein Dichter dieser Zeit, der nicht auf irgend eine Weise seine Huldigung dem Marchese oder seiner schönen, geistreichen Gemahlin dargebracht hätte. Auch Ariosto, der freilich selbst für Lucrezia Borgia Worte höchsten Ruhmes hat, gedenkt ihrer aufs ehrerbietigste. Schon in der Wiege waren beide Gatten für einander bestimmt worden. Den frühen Tod des ritterlichen Marchese, mit dem sie auf der Insel Ischia so glückliche Jahre verlebt hatte, beklagt die in schwärmerischer Verehrung an seinem Andenken hängende Gattin in tiefempfundenen, rührenden Sonetten. Er war „die Sonne ihrer Gedanken". Seitdem lebte sie fast abgeschieden von der Welt, aber in Verbindung mit den Dichtern und Gelehrten der Zeit, vor allem mit jenen Männern, welche die reformatorische Partei am römischen Hofe vertraten. Schon in Neapel hatte sie den früheren Mönch Ochino kennen gelernt; dort trafen sich in ihrem und der schönen Julia Gonzaga Palast die Gesinnungsgenossen des Spaniers Valdes.
1536. Nach Rom übergesiedelt trat sie, die als Tochter und Witwe zweier der ersten Feldherren der Zeit dem höchsten Adel beigezählt wurde und den Besuch des Kaisers Karl V. empfing, mit den Kardinälen Polo und Contarini in Verbindung. Der zufällig erhaltene Bericht eines portugiesischen Malers erzählt uns, wie sie des Sonntags in der Kirche San Silvestro auf dem Monte Cavallo mit Tolomei, Michelangelo und andern sich die Paulinischen Briefe erklären ließ, und anregende Gespräche daran sich knüpften; „die Marchesa konnte niemals reden, ohne diejenigen, mit denen sie sprach, und den Ort
1538. selbst, wo sie sich befand, zu adeln". Bald darauf wurden ihre Gedichte zum erstenmal gedruckt. Man verschlang sie damals in Italien. In sanften Wendungen umschreiben sie das Gefühl der Harmonie mit sich selbst und der Versöhnung mit Gott, wie solches den Grundton der Stimmung bei den religiös Angeregten des Jahrhunderts bildete.

Sie pflegte ihre Gedichte von Viterbo zunächst an **Michelangelo Buonarroti** zu senden, welchen selbst sie dadurch in einem Alter, da der Liederborn sonst versiegt zu sein pflegt, zu einer Reihe von Sonetten begeisterte, die zu den schönsten Denkmälern der seit Petrarca herrschenden neuplatonischen Theorie der Liebe gehören. Eins seiner beliebtesten Bilder vergleicht den Menschen in seinen Anlagen im Verhältnis zu dem Ideal seiner Vollkommenheit mit dem bescheidenen Modell gegenüber dem vollendeten Marmorbild. Derjenige, den die Liebe geadelt hat, erinnert ihn an einen Stein, dem die Kunst ihr Mal eingegraben, oder an ein Blatt Papier, das der Träger eines schönen Bildes oder Gedichts ist. Das sehnende Herz ist der hohlen Form vergleichbar, die das flüssige Erz erwartet. Außer dem Kultus der Liebe und Schönheit sind die Sonette und Kanzonen des alternden Malers noch religiösen Interessen zugewendet; sie bewegen sich dann meist zwischen den tiefempfundenen Gedanken der Eitelkeit und Sündhaftigkeit auf der einen, der freien Gnade Gottes auf der andern Seite. Die besten geistlichen Sonette aber werden dem Bischof **Gabriello Fiamma** von Chioggia zugeschrieben, welchen gleichfalls das Beispiel der Vittoria Colonna zu dieser Art von Poesie begeistert hatte. Michelangelo. 1475—1564.

Neben den Sonetten fanden auch die Kanzonen Pflege. Vor allem aber ist es die Form der sogenannten Stanzen, welche für das italienische Nationalbedürfnis lieblicher Geschwätzigkeit recht eigentlich erfunden schien und jeglichen Inhalt in sich aufnahm. So hatte sich der poetisch begabte, auch als Lehrdichter genannte, Neapolitaner **Luigi Tansillo** durch ein ärgerliches Gedicht „Der Winzer" auf den Index gebracht und schrieb jetzt zur Buße eine Epopöe, „Die Thränen des heiligen Petrus" (le lagrime di San Pietro). Dies führt uns wieder auf das Epos, als weitaus das interessanteste Kapitel aus der italienischen Litteraturgeschichte. Luigi Tansillo. † 1570.

Hier hatten **Pulci**, **Bojardo** und **Ariosto** durchschlagend gewirkt. Neben dem ersten war sein Bruder **Luca Pulci** aufgetreten, der das „Turnier des Lorenzo" beschrieben hatte, dabei aber in das Dürre eines rein historischen Berichts über die Kämpfer, Kampfrichter, Kampfbedingungen u. s. f. verfallen war. Ein andres Werk, welches in sieben Büchern unter dem Titel „Ciritto Calvaneo" erschien, enthält die abenteuerliche Geschichte zweier Ritter und mengt das Heitere und Ernste, Naive und Sentimentale, Komische und Feierliche, Heidnische und Christliche, wie es sich dann auch bei Ariosto findet, noch chaotischer durcheinander ohne die Feinheit des ironischen Tons, der dem „Rasenden Roland" sein reizendes Kolorit verleiht. Die Epik.

Dagegen ist neben Bojardo und Ariosto ein dritter zu nennen, welchem es, obwohl an dichterischem Genius und Adel ihnen entschieden nachstehend, doch gelungen ist, eine gewisse ebenbürtige Stellung dadurch zu erringen, daß er das Gedicht Bojardos in der Manier Ariostos umarbeitete und auf diese Weise das Original selbst dem Bewußtsein seiner Landsleute fast ganz entfremdete. Noch heute lesen die Italiener Bojardos Gedicht fast nur in der Travestie, die ihm jener witzige und bizarre Geist angedeihen ließ, welcher zugleich eine neue Periode der den Italienern so sehr zu Kopfe gestiegenen burlesken Poesie (poesia bernesca) bezeichnet. Dieser Dichter, zu Camporecchio in Toscana geboren und in Florenz an Gift gestorben, mit Namen **Berni** (**Bernia** oder **Berna**), hat von Bojardo nur den Stoff genommen; die Form gehört ihm ganz, soweit er darin nicht den Ariosto nachzuahmen sucht. Zu diesen, dem Ariosto abgelernten Zügen gehört namentlich die Manier, jedem Gesang einen philosophierenden Eingang zu geben. Aber diese Eingänge behandeln meist sehr armselige Gemeinplätze und stehen tief unter der geistreichen Art seines Vorgängers. Außer diesen Eingängen finden sich nur zwei größere Zusätze, die Beschreibung der Einnahme von Rom durch die Truppen Karls V. (Einnahme von Albracca bei Bojardo) und die Schilde- Francesco Berni. 1490—1535.

rung seines eignen Lebens und Charakters. Hiernach ist er, einer adligen, aber armen Familie entsprossen, neunzehn Jahre alt nach Rom zu seinem Verwandten, dem Kardinal Bibbiena, Rafaels Freund, gekommen, der ihm „weder Gutes noch Böses that".
1520. Nach dessen Tod wird er Sekretär beim „Statthalter Gottes", wo er, je schlechter er arbeitet, desto mehr zu thun hat, aber selten seinen Lohn bekommt. Seine Neigungen aber gehörten nicht der Arbeit, sondern, wie er selbst sagt, den Pferden und dem Lotterbett. Es ist daher begreiflich, wenn seine Feinde ihm mit mancher übeln Nachrede zusetzten. Zu diesen gehört namentlich Pietro Aretino, der den Titel seines Gedichts also wiedergab: „Roland der Verliebte, verpfuscht von Berni". Das italienische Volk freilich dachte anders. Der Grund lag nur teilweise in der reineren Sprache, vorzugsweise aber darin, daß der nur ganz leichte Hauch von Ironie, der über dem Gemälde Bojardos lagert, hier zur Hauptsache gemacht, die ernsthafte Seite dagegen mehr in den Hintergrund getreten ist. Auch Ariostos Witz war für die Mehrzahl seiner Leser noch zu fein. Berni näherte daher nicht bloß Bojardos Darstellung so sehr als möglich der Ariostoschen, sondern ging auch über die letztere noch durch unaufhörliche Witzelei und Erfindung komischer Situationen hinaus. Was Ariosto mit männlichem Verstand aus der Fülle seiner Phantasie hervorgehoben hatte, das suchte jener durch Mutwillen, Wortspiele und andre Possen zu ersetzen, wobei er zugleich den einfachen, ungeschmückten Stil Bojardos arg entstellte. Diese leichtsinnige Manier, verbunden mit einer sehr gebildeten Sprache und fließendem Versbau, begründete das Glück des Verfassers. Dagegen hat der alte Vorwurf, Berni habe Bojardos Erzählung mit schlüpfrigen und gottlosen Redensarten gewürzt, genügende Widerlegung gefunden. Eher hat er umgekehrt derbe Natürlichkeiten gemildert und das Ganze den abgeschlossenen, festeren Sitten der späteren Zeit akkommodiert, darüber auch die wenigen höchst bescheidenen Scherze, die sich der Graf von Scandiano über Papst und Geistlichkeit erlaubte, getilgt. Höchstens acht Stanzen zum Lobe des Ehestandes hätten durch die Wahrheiten, die darin den Priestern und Mönchen gesagt sind, Anstoß erregen können, allein an solches waren diese damals gewöhnt. Im ganzen will er nur die Lacher, nicht aber die Sünder auf seiner Seite haben. Gleichwohl soll die römische Kurie den Druck des
1541—1545. Werkes verboten haben, und auffällig genug ist, daß nach den drei ersten Auflagen das Gedicht in 180 Jahren nicht mehr gedruckt worden ist. Wahrscheinlich hat dazu der Umstand Veranlassung gegeben, daß italienische Protestanten, wie dem Petrarca drei Sonette, so diesem Berni achtzehn Stanzen (Anfang von I, 20) voll leidenschaftlicher Invektiven gegen das Papsttum untergeschoben hatten.

1527. Berni hatte bei der Plünderung Roms alle seine Habe eingebüßt, nur nicht seine
1533. Laune. Zurückgekehrt nach Florenz wurde er durch die Gunst des Kardinals Hippolyt von Medici Kanonikus am Dom, um bald, in Hofintrigen verwickelt, unterzugehen.
26. Juli 1536. Erst nach seinem frühzeitigen Tod ist seine Umarbeitung Bojardos bekannt geworden. Noch mehr Ruf hatten ihm schon bei Lebzeiten seine vielen Sonette und Kapitel (komische Lobreden in terza rima auf Aristoteles, die Disteln u. s. w.) verschafft. Bedürfen dieselben für uns um ihrer zahllosen persönlichen Beziehungen willen auch der schwerfälligen Beihilfe von Kommentaren, so sind doch fröhliche Possenreißerei, unverwüstliche Komik, treffende Satire nicht zu mißkennen. So wurde durch ihn die burleske Poesie zur sog. bernesken veredelt und in dieser Form erst klassisch in der italienischen Litteratur. An die Stelle der sprudelnden Naturwüchsigkeit Burchiellos war hier ein durch das Studium der Alten geläuterter Geschmack getreten. „Selbst wo er nur witzelt, haben seine Späße so viel Natur und komische Wahrheit, daß auch die strengere Kritik den Enthusiasmus seiner Verehrer wenigstens entschuldigen kann."

Fortsetzer Bojardos. Auch später noch fand Bojardos Gedicht Umarbeitungen und Fortsetzungen, be-

sonders durch den Venetianer Niccolo degli Agostini, welcher außerdem noch ein
schlechtes Heldengedicht, „Die glücklichen Kriegsthaten“ (i successi bellici) und eine
metrische Übersetzung von Ovids Metamorphosen verfaßt hat; ferner durch Rafaello
Valcieco aus Verona u. a. Das Beste in dieser Hinsicht aber leistete Lodovico Domenichi. † 1564.
Domenichi aus Piacenza, welcher Bojardos Gedicht in einer von allen Archaismen
und Provinzialismen durchaus gesäuberten Gestalt gab, ohne am Inhalt irgend etwas 1545.
zu ändern. Das Publikum aber zog Bernis lustigen Roland dem feierlichen des Do-
menichi vor. In dieselbe Klasse der spöttischen Epopöe gehören auch die Giganten von
Benedetto Arrighi und ähnliche Machwerke.

In dem Schweife von romantisch sein sollenden Epen, welche meist alle an einem
Faden fortlaufend Ariostos rasender Roland nach sich zog, muß wenigstens der Amadis
des Bernardo Tasso genannt werden. Zu Bergamo geboren war dieser Schrift- Bernardo Tasso.
steller als Diplomat in päpstlichen, Esteschen und venetianischen Diensten thätig gewesen, 1493—1569.
war dann Geheimschreiber des Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno geworden 1531.
und hatte mit diesem den Zug Karls V. nach Tunis mitgemacht. Von empfindlichstem
Ehrgefühl hat er nie eine Gunst angenommen und mußte oft den Morgen über zu
Bett bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken. Schon ein Fünfziger
ließ er sich häuslich in Salerno nieder, heiratete die an Geist, Schönheit und Gütern 1539.
reiche Porzia de' Rossi, wurde aber, als die spanische Inquisition eingeführt wurde, 1547.
flüchtig und starb nach einem unruhigen Leben zu Ostiglia bei Mantua. Den Forde-
rungen eines zwar nicht sehr tugendsamen, aber doch ernster gewordenen Publikums
Rechnung tragend, wählte er sich einen tadellosen Helden aus, den er in moralisierend
lehrhaftem Ton und weitschweifigen Versen verherrlichte. Sein Amadis ist das längste
aller italienischen Epen (100 Gesänge, über 7000 Stanzen), eine poetische Umformung
des vielgelesenen Ritterromans „Amadis aus Gallia“ mit Hinzuthat eigner Erfindungen;
der Eingang verspricht die Thaten und Liebschaften des Fürsten Amadis und der Prin-
zessin Oriana „in so sonorem Stile“ zu singen, „daß Ebro, Hydaspes, Baktrien und
Thule es hören“. Dann werden in korrekter und gefeilter Sprache, aber auch ebenso
langweilig und monoton zahllose Abenteuer und Wunder von der hilfreichen Fee Ur-
gande, von der tugendhaften Oriana und dem großmütigen Amadis erzählt, welcher
den König Perion von Gallien, sogar ohne ihn zu kennen, aus tausend Gefahren be-
freit und überall, in Wäldern, auf festen Schlössern und Inseln, als Rächer von Un-
bilden und Beleidigungen auftritt. Aber auch da, wo des Dichters Muse den stärksten
Anlauf nimmt, um in lyrischer Ekstase die Schönheit der Prinzessin zu feiern, verneh-
men wir nur wohlbekannte Gedanken und abgenutzte Phrasen. Tasso war übrigens
mit diesen seinen 100 Gesängen noch nicht zufrieden und dichtete unter dem Titel
Floridant einen Nachtrag zum Amadis in 19 Gesängen.

5. Torquato Tasso.

Erst Bernardo Tassos Sohn Torquato war berufen, auf dem italienischen Parnasse Torquato Tasso.
die zweite Stelle neben Ariosto, dem man allgemein den ersten Preis zuerkannte, einzu- 1544—1595.
nehmen. Beide lebten unter ähnlichen Verhältnissen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten,
an demselben Hofe. Aber Ariosto war zwar in der Poesie pittoresk und ausschweifend,
im Leben dagegen praktisch und weltklug. Tasso blieb auch da, wo es praktischen Ver-
stand galt, ein Dichter. Immer nach dem Höchsten strebend, jedem Gefühl mit leiden-
schaftlicher Schwärmerei sich hingebend, mit seinem naiven Kindersinn, der ihn ganz
in seiner Phantasiewelt heimisch werden ließ, einsam dastehend unter dem zweideutigen,
lüsternen Geschlecht der zeitgenössischen Dichter, dabei aber zugleich auch wieder mit

starkem Selbstgefühl begabt, so ehrgeizig, anspruchsvoll und empfindlich, wie je ein Künstler, unfähig vor allem, dem gesellschaftlichen Gesetze seinen Idealismus unterzuordnen, erscheint er zu einem tragischen Lose fast wie prädestiniert. Nichtsdestoweniger beginnt seine Lebensgeschichte glänzend und verheißungsreich. Gerade die frühe Verwöhnung durch das Glück hat neben seinem zarten und reizbaren Nervensystem seinen Untergang verschuldet. Dazu kam die vollständige Heimatlosigkeit und Unstätigkeit seines Lebens. Geboren zu Sorrent, erzogen im Jesuitenkollegium zu Neapel, später in Rom und Bergamo, in Pesaro und Venedig, begab er sich in seinem dreizehnten Jahre auf die Universität Padua, um nach vier Jahren in drei Fakultäten zugleich zu promovieren: in der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie. Noch nicht 19 Jahre
1562. alt, trat er mit seinem ersten Epos in die Öffentlichkeit. Den Stoff für diese zwölf Gesänge entlehnte er dem karolingischen Sagenkreise. Aber er besaß dafür weder die Einfachheit der alten Volkssänger, noch die reiche Phantasie Bojardos, noch die frivole Leichtigkeit und Behendigkeit Ariostos, so daß fast nur die Namen der alten Romantik geblieben sind. Schon der Held selbst, Rinald, erinnert an Ariosto, den zu übertreffen der leitende Gedanke von Tassos Leben war. Er hatte, auch darin in Ariostos Fährte wandelnd, dieses Gedicht dem Kardinal Ludwig von Este, dem Bruder des Herzogs Alfons II. von Ferrara, zugeeignet. Der letztere berief den Dichter, der unterdessen zu Bologna, Modena und Padua seine Studien fortgesetzt und namentlich der platonischen
1565. Philosophie zugewandt hatte, nach Ferrara und ernannte ihn zum Hofkavalier. Lucrezia und Leonore, Alfons' Schwestern, begegneten dem Dichter, in welchem sie einen zweiten Ariosto heranzubilden hofften, mit Wohlwollen. Jene lebte auch noch als Herzogin von Urbino meist in Ferrara, mit litterarischen und musikalischen Unternehmungen beschäftigt; die andre, kränklich und still, galt als Heilige. Demgemäß widmete ihr Tasso eine mehr zurückhaltende Verehrung, während er jene als Rose feiert, deren Duft keine Zeit verweht. Daneben galt sein Singen und Preisen auch der Barbara Sanseverina und deren Tochter Leonore Sanvitale; überhaupt fand er im Schloß zu Ferrara was er wünschte: ein anständiges Auskommen und nichts zu thun. So lebte er unter ritterlichen Vergnügungen, glänzenden und luxuriösen Festen, auch unter ehrgeizigen Bestrebungen und Hofkabalen aller Art. Längst beschäftigte er sich mit dem Plan eines zweiten Heldengedichts, welches, langsam heranreifend, den Roman seines Lebens bis zur Katastrophe begleiten sollte. Um die romantischen Ideen von Liebe und Tugend bewegte sich seine ganze Vorstellungs- und Dichtungskraft. Jeder Zug nicht bloß von Ironie und Spott war ihm fremd, sondern ebenso sehr auch jene Ariostosche Unbefangenheit, die mit der Natur scherzen konnte, ohne sie zu beleidigen. Korrekt im politischen wie im kirchlichen Bekenntnisse sah er alles von der moralisch ernsthaften Seite an, vor allem das lächerlich werdende Rittertum, dessen poetischer Totengräber bereits in Cervantes herangereift war, als Tasso mit seinem „befreiten Jerusalem" fertig wurde. Zu den sonderlichen Eigenschaften des Menschen und Künstlers traten nun aber noch die Liebhabereien des Gelehrten. Was er in seinem Homer und Virgil gelesen, was er aus seinem Petrarca sich angeeignet hatte, konnte er nicht vergessen noch verleugnen, und so fehlt allen seinen Werken die höhere Originalität. Stets schwankte er zwischen seiner Vorliebe für antike Muster, denen er sich unselbständig anschmiegte, und eigner romantischer Neigung. So warm die Quellen des Gefühls sprudeln, so kalt und bleich sind bei ihm alle Lichter des Geistes, des Humors und des Witzes geblieben. Seine Werke leiden an Gedanken- und Erfindungslosigkeit: er suchte durch Studien vergeblich zu ersetzen, was ihm an epischer Schöpfungskraft abging. Dagegen ist er der erste Lyriker der Zeit, viel näher mit Petrarca, als mit Ariosto verwandt. Zart und lebendig sprechen aus seinen Sonetten, Madrigalen, Kanzonen, wie er von seinem Knaben-

alter an ihrer unzählige gedichtet hat, alle Gefühle der Liebe; Wort und Gedanke vereinigen sich zu einem zauberhaften Seelengemälde. Er ist der vollendetste, vielleicht der einzige, wahre Petrarchist seiner Zeit. Ganz insonderheit hat er die Gattung des Madrigals über das Niveau eines geistlosen Reimwerks, auf dem sie bisher beharrt hatte, erhoben. Durch Tasso wurde das Madrigal, was es sein soll: „ein zarter und inniger, in wenigen kurzen Zeilen, wie ein Blütenblatt, leicht hinschwebender Gedanke".

Berühmt, wie selten ein junger Mann in diesem Alter gewesen ist, begleitete Tasso 1570.
den Kardinal von Este auf dessen Reise nach Paris, um auch da verherrlicht und gepriesen zu werden. Aber eine unvorsichtige Äußerung brachte ihn um den Dienst beim Kardinal, worauf er nach seiner Rückkehr vom Herzog aufgenommen wurde. Durch dessen Wohlwollen sah er sein Schäferspiel Amyntas mit rauschendem Beifall vor dem Hofe zu Ferrara aufgeführt, und dadurch auch den Ruhm Beccaris verdunkelt. Erst 1572.
Tasso hat Geist und Reiz in das Schäferdrama gebracht, indem er in der Darstellung der Empfindungen aus der Erfahrung des eignen Lebens schöpfte und wirkliche Erlebnisse in schönere Möglichkeiten umwandelte. Nach langer unglücklicher Liebe stürzt sich der schäferliche Held des Gedichts von einem Felsen herab, um dann unter den Küssen der endlich erweichten Geliebten wieder aufzuleben. Die ganze Fabel dient der Idee eines goldenen Zeitalters, einer idealen Naturwelt, darin statt aller Gesetze nur Neigungen, statt aller Pflichten nur tadellose Triebe gelten. Daneben aber verfolgte er mit Fleiß und Leidenschaft das eigentliche Ziel seines Lebens, das Epos der Zukunft. Laut verkündigte er, daß er mehr zu leisten gesonnen sei, als der vergötterte Ariosto, an dem er nicht bloß die unschickliche Komposition, sondern auch die ganze Manier tadelte. Als richtiger Doktrinär veröffentlichte er zunächst, um seine kritischen Grundsätze darzulegen, ein „Gespräch über die anständigen Freuden". Hier fordert er, was die Form betrifft, an Stelle der ungebundenen Freiheit, womit die Früheren Abenteuer auf Abenteuer häuften, Gesänge an Gesänge knüpften, Geschlossenheit und Regelmäßigkeit, und sucht an die Stelle des leichten Spottes als einen der Würde des Epos allein entsprechenden Inhalt jenen schwärmerisch-moralischen Ernst zu setzen, der in seinem eignen Wesen begründet lag. Aber eben damit verstieß er gegen den Geist der Zeit und forderte geradezu den Spott der Verehrer Ariostos heraus, die ihn jetzt nicht mehr bloß als einen verzogenen Günstling des Glücks beneideten, sondern auch als Phantasten und Pedanten verlachten. Noch lächelte ihm indessen die Sonne der Hofgunst ungetrübt. Nachdem er mehrere Monate in dem reizenden Kastell Durante bei Urbino in vertrauter Freundschaft mit seiner Gönnerin, der Herzogin Lucrezia von Urbino, verlebt, begleitete er sie und ihren Bruder auf dessen Lustschloß Belriguardo. Kaum ließ man ihn vorübergehend nach Rom ziehen, um dort sein Gedicht einer geist- 1575.
lichen Prüfung zu unterlegen. In Rom trat er in Unterhandlung mit dem Kardinal Ferdinand von Medici, nachmaligem Großherzog von Toscana. Da die Medici als Feinde der Este galten, hat man ihm dies in Ferrara schwer verdacht, und seitdem Tasso das merkte, bildete er sich ein, als Verräter angesehen und von der Inquisition verfolgt zu werden. Überall glaubte seine melancholische Reizbarkeit Feinde und Neider zu entdecken, die auf seinen Sturz hinarbeiteten. Eines Tags sah man ihn gegen 1577.
einen Höfling, welcher sich nach Tassos Auffassung verräterisch gegen ihn betragen hatte, in den fürstlichen Zimmern den Dolch ziehen. Der Herzog, obgleich damals dem Dichter noch sehr gewogen, wollte diese Verletzung des Hausfriedens und Anstands nicht ungeahndet hingehen lassen und gab ihm Arrest im Franziskanerkloster zu Ferrara. Tasso aber empfand solche Strafe als die tödlichste Beleidigung und meinte, der Entehrung durch Flucht sich entziehen zu sollen. Damit hatte er eine Bahn betreten, die

für einen gewandten und gewissenlosen Abenteurer verlockend und verheißend hätte sein können; für ihn war sie trotz des Rufes, der seinem Namen voranging, unmittelbar verderblich: schon dadurch, daß er sich mit seinem anspruchsvollen und gezierten Flüchtlingsnamen „Homer, der dem Streit entflieht“ (Omero fuggiguerra) lächerlich machte, noch mehr durch seinen unpraktischen Sinn, durch seine Unfähigkeit, mit dem Geld umzugehen oder sich den Launen des Geschicks irgend anzupassen. Unstät und flüchtig finden wir ihn zuletzt bei seiner in Sorrent verheirateten Schwester Cornelia.

Das befreite Jerusalem. 1579.

So war eben der erste schwere Schatten auf die Laufbahn des Dichters in einem Augenblick gefallen, als sein Ruhm den Zenith erstiegen hatte. Denn gerade jetzt erschien als Probe des Ganzen der vierte Gesang des „befreiten Jerusalem“ (Gerusalemme liberata) in einer Sammlung von Gedichten. Das Ganze geht freilich aus einem weit andern Tone als der verliebte und der rasende Roland, wie auch gleich der Stoff ein ganz andrer ist. Schon seine theoretischen Voraussetzungen, wonach ein Epos der christlichen Welt angehören müsse, aber auch nicht ruchloser Weise die göttliche Ursprungszeit des Christentums und ebensowenig die prosaische Neuzeit berühren dürfe, verwiesen ihn auf das Mittelalter, und offenbar glaubte er den glücklichsten Wurf gethan zu haben, als er eine große ritterliche und religiöse Unternehmung zum Gegenstand seiner Dichtung machte. Zu Tassos Lebzeiten hatte der Kampf wider den mohammedanischen Orient durch die in Europa kürzlich eingedrungenen Türken noch mehr Interesse als heutzutage; noch kein mittelalterlicher Dichter hatte den Stoff in irgendwie poetisch hervorragender Weise behandelt, und Tasso ist der Ruhm geblieben, jene Zeit des begeisterten Glaubens in klassischer Form zur Darstellung gebracht zu haben. Sein Werk läßt sich auffassen als ein christlicher Argonautenzug, ein trojanischer Krieg aus dem Mittelalter. Es eröffnete sich ihm so die Aussicht auf eine neue, auf eine romantische Ilias, wie denn der Plan des homerischen Gedichts ersichtlich das Vorbild ist. Schon Alamannis Avarchide lag eine derartige Idee zu Grunde; aber wie ganz anders hat Tasso die Aufgabe gelöst! Nicht eine unbekannte Stadt in Frankreich, Jerusalem selbst war das neue Troja, und damit der Schauplatz verlegt in das Vaterland aller christlichen Wunder, die Wiege der Sagenwelt. Auch die Zeit war richtig getroffen: die Tage, da der Rittergeist in höchstem Schwunge seiner Kraft Gottes und der Damen Sache als die höchste Einheit zu begreifen und zu verteidigen begann. Religion, Heroismus und die Schwärmerei der Liebe, die drei höchsten Triebe des Rittertums, wurden auch die Elemente des Gedichts, wie sie die Faktoren der gesamten Gemüts- und Vorstellungswelt des Dichters waren. Zugleich handelt es sich um den höchsten Preis, dabei Gott selbst unmittelbar interessiert ist, um die Wiedergewinnung des Heil. Grabes. Welch ein Anlaß, zugleich die übernatürlichen Kräfte in Mitwirkung zu ziehen und Himmel und Hölle als die feindlichen Lager erscheinen zu lassen, deren Sache durch die Schwerter der Christen und Heiden ausgefochten wird. Es sind daher nicht bloß die Engel und die Geister der erschlagenen Helden des Christenheeres, welche unsichtbar über den Reihen der Belagerer schweben und sie im Kampf unterstützen, sondern der christliche Gott selbst ergreift entschieden Partei. Anderseits ersetzten der Fürst der Finsternis, Pluto genannt, der den irdischen Gegnern des Himmels mit Rat und That beisteht, seine Dämonen und Furien, Zauberer und Feen die feindlichen Götter Homers. Sein mächtigstes Organ, durch das er wirkt, ist eine schöne Zauberin Armida, und es ist bezeichnend, daß unser Dichter zum erstenmal den ganzen Reichtum der ihm zu Gebote stehenden Mittel in jenem vierten Gesang entfaltet, welcher dem ersten Auftreten Armidas gewidmet ist. Auf dieselbe Höhe erhebt sich seine Poesie erst dort wieder, wo sie sich zu Rinald wendet, den man dem Christenheer untreu gemacht hat und auf einer Insel mit Zauberkünsten und üppigen Freuden umstrickt hält.

Hier, wo Tassos geheimnisvolle Gewalt, das Musikalische, sich entfalten kann (man denke nur an den Gesang des Vogels in jenem Paradiese), ist er ganz in seinem Element; hier leistet er Mustergültiges, und selbst ein an sich schlüpfriger Inhalt wird immer mit Anstand und einer Art von schwärmerischem Ernst, nie mit der kecken Frivolität Ariostos ausgemalt. Neben Stellen dieser Art ragen besonders diejenigen Schilderungen hervor, an welchen irgend ein Interesse der Rührung und des Gefühls haftet. Sie vor allen fesseln uns an Tasso, aber gerade sie würden auch einzeln oder als Episoden in jedem andern Werke schön sein und gehören nicht wesentlich zum Gegenstande. So im zweiten Gesang die berühmte Episode von Olind und Sophronia, die freilich viel zu früh angebracht ist, ehe noch die Teilnahme des Lesers fest an die Haupthandlung geknüpft war, daher in der späteren Umarbeitung ganz gestrichen wurde; so im dritten Gesang der erste Anblick Jerusalems, so namentlich im fünften das Abenteuer Erminias, ein Gesang voll von liebesüßen Tönen, gleich den Melodien Mozarts; so im achten Gesang der Tod des jungen Dänenfürsten Sven; so ganz insonderheit im zwölften das berühmte Nachtbild, wie Tankred seine geliebte Klorinde erschlägt. Endlich dürfte aber auch die Beschreibung der großen Dürre und des endlich vom Himmel gewährten Regens im dreizehnten Gesang zu dem Ergreifendsten und Gewaltigsten gehören, was in italienischer Sprache gedichtet worden ist. Diese Sprache stand dem Dichter mit ihrem ganzen Reichtum und ihrer ganzen Harmonie in wunderbarer Weise zu Gebote. Es ist über seine Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der am meisten dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter des Volks zu erheben, dessen Sprache er die süßesten Töne entlockt hat. Es ist durchaus begreiflich, wenn einzelne Stanzen seines Gedichts zu Volksgesängen geworden sind, die noch lange im Munde der Gondeliere von Venedig fortlebten. Damit kein Versuch fehle, das Gedicht der Nation in jeder Form ans Herz zu legen, übertrug man es sogar in die verschiedenen Dialekte. Aber auch bei allen kultivierten Nationen Europas hat kaum ein andres episches Gedicht der christlichen Zeit solches Glück gemacht, als das durch Übersetzungen in die meisten Sprachen übertragene befreite Jerusalem. Freilich gibt es auch hier einen Punkt, da „man die Absicht merkt und wird verstimmt". Es ist nämlich nicht bloß die Muse, an die sich Tassos Gedicht wendet, sondern er geht in Ariostos Fährte auch durch tendenziöse Verherrlichung des Hauses Este einher. Ein schon abgegriffenes Kunststück erneuernd, preist der zehnte Gesang den Rinald als Ahnherrn dieser künftigen Dynastie und läßt uns der sechzehnte geradezu die Gestalt jenes Alfons II. in prophetischer Vorausdarstellung erblicken, welchen der Dichter gleich in den ersten Versen des Ganzen als seinen Retter angerufen hat, der den irren Wanderer aus dem Wogendrang in den sichern Hafen geleitet habe.

Dies führt uns nochmals auf die persönlichen Geschicke des Dichters, den wir bereits aus diesem sichern Hafen verschlagen fanden, als sein großes Epos in die Öffentlichkeit trat. Durch die Sorgfalt der Schwester hatte er wieder innere Ruhe erlangt, und sein Herz zog ihn nach Ferrara zurück. Seine Wiederankunft daselbst wurde als ein Fest gefeiert. Bald jedoch ist er abermals entflohen, da er in den festlichen Angesichtern nur Mitleid, in den höfischen Reden nur lauernden Spott entdecken konnte. Krankhaft empfindlich, weich und keines festen Entschlusses fähig, suchte er seine Zuflucht in Mantua, Padua und Venedig; auch in Urbino und Turin verließ ihn seine Unruhe nicht. Wie den Schmetterling zur Flamme, so zog es ihn nach Ferrara zurück; er erschien bei der Vermählung des Herzogs mit Margarete Gonzaga. Da Tasso selbst in seinen Briefen die Ursache der großen Demütigung, die er jetzt erlitt, nicht enthüllt, bildete sich eine Sage, welche dann der gelehrte Muratori auch in der litterarischen Welt in Umlauf setzte. Hiernach wäre Tasso das Opfer der leidenschaftlichen Tassos Ende.

und hoffnungslosen Liebe geworden, die er für die Prinzessin Leonore von Este längst
gefühlt und vergeblich bekämpft hätte. Indessen erklären sein unzurechnungsfähiges
Betragen, seine unberechenbaren Launen und die Unvorsichtigkeit, womit der Ent-
täuschte sich in Anfällen von Melancholie gegen Alfons und seinen Hof ergoß, bei der
finstern Härte, welche im Charakter des Herzogs lag, die traurige Wendung des Ge-
schickes des Dichters hinlänglich. Gewiß ist, daß der Herzog ihn als einen Wahnsinnigen
1579. behandelte und ihm eine Wohnung im Hospital der heiligen Anna zu Ferrara anwies,
wenn auch nicht das dunkle Loch, welches man jetzt dem Fremden zu zeigen pflegt, so
doch immer ein Gefängnis, in welchem er über sieben Jahre schmachten sollte. Er litt
seither an Anfällen wirklichen Wahnsinns, aber er fand auch ruhige Augenblicke, in
denen er sich bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen seiner würdig aus-
sprechen konnte. Nachdem er sich bereits im Lustspiel versucht hatte, in den „Liebesin-
trigen“ (gli intrighi d'amore), schrieb er jetzt auch ein Trauerspiel, Torrismondo,
eine in die Gotenzeit verlegte Nachbildung des Sophokleischen Ödipus und gleich diesem
die tiefe Empfindung und freiwillige Selbstbestrafung der beleidigten Natur darstellend.
Aber schon der Stoff sagte dem modern gebildeten Geschmack wenig zu, und die pein-
liche Nachahmung der Formen der antiken Tragödie, davon sich Tasso so wenig zu
emanzipieren vermochte, wie seine übrigen Zeitgenossen, lähmte die Flügel seines Gei-
stes vollends. In der That nahte sich nun die Zeit, da er an sich selbst irre werden
sollte. Ein Schlag für ihn war schon die Nachricht, daß sein Gedicht in verstümmelter
1580. Gestalt zu Venedig im Druck erschienen war; sechzehn Gesänge unter dem Titel „Gott-
1581. fried“ (il Goffredo). Ein Jahr später erschien es in zwanzig Gesängen zu Parma
und Ferrara. Unternehmer und Herausgeber bereicherten sich, während der verarmte
Dichter im Irrenhospital saß und vergeblich Briefe in alle Welt schrieb, um zu bewei-
sen, daß er nicht verrückt sei. Aber noch mehr! Kaum hatte einer seiner Verehrer,
1584. Camillo Pellegrini, ein Buch erscheinen lassen, in welchem Tassos Lieblings-
gedanke, seine Erhabenheit über Ariosto, ausgeführt wurde, so entzündete sich ein er-
bitterter Federkrieg, und die florentinische Akademie der Crusca unternahm einen maß-
los heftigen Angriff auf Tasso. Ein widerwärtiger Streit füllte ganz Italien; die
meisten Stimmen, selbst die des großen Galileo Galilei, erklärten sich gegen den
Dichter, der sich von der Höhe seines poetischen Ruhmes herabgerissen und der Lächer-
lichkeit preisgegeben sah. So beredt er sich auch von seinem Gefängnisse aus verteidigen
mochte, in seinem eignen Geiste blieb der Stachel haften, und er beschäftigte sich seither
mit dem Gedanken einer Umarbeitung seines Gedichts.

Aber auch an Mitleid fehlte es dem an Leib und Seele zerrütteten Gefangenen
von St. Anna nicht. Der Papst Gregor XIII., der Kardinal Albani, der Großherzog
von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua,
die Fürsten des Hauses Gonzaga, die Stadt Bergamo — alles arbeitete an Alfons,
um ihn zur Gnade zu stimmen. Dieser aber blieb lange unerbittlich. Endlich überließ
1586. er die Person des Dichters seinem Schwager, dem Fürsten Vincenzo Gonzaga von
Mantua, welcher ihn so zu bewachen versprach, daß Alfons nie mehr etwas von ihm
sollte zu befürchten haben. In Mantua fand der Tiefgebeugte die freundlichste und
ehrenvollste Aufnahme. Aber sein Herz war gebrochen, und es lebte nicht wieder auf.
Auch sein Talent verließ ihn während der unausgesetzten Wanderung, auf der er jetzt
neun Jahre lang Italien durchirrte. Er suchte seines Vaters Floridante hervor und
1587. vollendete ihn; er arbeitete den Torrismondo um und gab ihn heraus. Dann wandte er
sich nach Bergamo, welche Stadt als eigentliche Vaterstadt des Dichters zu gelten wünschte,
1588. und zog über Rom nach Neapel, um das eingezogene Vermögen seiner Eltern wieder zu
erlangen und die Umarbeitung seines großen Gedichts zu beginnen. Dies war nun

freilich sein unglücklichstes Unternehmen, an sich schon ein Zeichen gänzlich geschwundener Zuversicht und Glaubens an sich selbst. Mit kalter Bedachtsamkeit wollte er Fehler verbessern, die von der Kritik angemerkt, aber mit den Vorzügen des Gedichts so verwebt waren, daß er jene nicht aufheben konnte ohne diese zu entstellen. So erschien endlich „Das eroberte Jerusalem" (Gerusalemme conquistata), um vier Gesänge reicher als 1593.
„das befreite" und insofern, aber auch nur insofern, der Iliade ähnlicher: das Werk eines Hypochondristen, der sich selbst nicht mehr verstand und den Geschmack an der eignen Begeisterung verloren hatte. Aber auch seine letzte poetische Arbeit, eine Paraphrase der mosaischen Schöpfungsgeschichte in reimlosen Versen (Le sette giornate del mondo creato), ist durch scholastische Gelehrsamkeit fast ungenießbar. Die letzten traurigen Jahre seines Lebens brachte er bald in Neapel und Rom, bald in Ankona und Loreto, bald in Florenz und Mantua zu, unstät und unruhig, sich und andern mißtrauend, stets auch krank und vor allem bitter arm. Um ihn nach so vielen Leiden vor seinem Tode noch einmal zu erquicken, lud ihn der Neffe des Papstes Clemens VIII., Nov. 1594.
der Kardinal Cinzio Aldobrandini, nach Rom ein, wo er ihn auf dem Kapitol mit dem Lorbeer krönen lassen wollte. Aber während des Winters schwanden seine Kräfte. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich nach dem Hieronymitenkloster San Onofrio auf dem Janiculus bringen, von wo man den herrlichen Blick herab auf Rom und St. Peter bis hinüber nach den Sabiner- und Albanerbergen genießt. Als der Frühling kam, der die feierliche Krönung bringen sollte, sank der müde Dichter ins Grab 25. April 1595.
und fand in der Gruft des Klosters die lang entbehrte Ruhe.

6. Drama und Satire.

Derselbe Hof von Ferrara, an welchem der epische Dichter einen so tragischen Das Lustspiel.
Schiffbruch erlitt, wandte schon längst seine Gunst auch dem Theater zu, und nicht wenige andre Fürsten folgten seinem Beispiel. Aber das dramatische Genie blieb aus, die Stücke bewegten sich in Nachahmung der Alten, und zu einem Nationaltheater ist es nirgends gekommen. Die Komödie diente nur zur Erheiterung der vornehmen Gesellschaft. Wenigstens gilt dies von der höheren, der sog. gelehrten Komödie, welche streng nach dem Muster der Stücke des Plautus und Terenz behandelt und den Regeln des Aristoteles unterworfen wurde.

Unter den Lustspieldichtern hatten Ariosto und der Kardinal Bibbiena die komische Behandlung des Dialogs eingeführt, wie sie dann bei Machiavelli, Pietro Aretino und Anton Francesco Grazzini (genannt il Lasca) geblieben ist, welche trotz ihrer Obscönitäten, in denen sie von Lodovico Dolce noch überboten wurden, als die vorzüglichsten Lustspieldichter galten und alle danach strebten, die Sitten und Charaktere ihrer eignen Zeit nach der Natur zu zeichnen. Ebenso that der gelehrte Strumpfwirker Giambattista Gelli von Florenz, während sein Landsmann Giammaria Cecchi philologisch und moralisch korrekter, aber auch inhaltsloser und pedantischer auftrat. Selbst von dem Philosophen Giordano Bruno hat sich ein derb komisches Stück erhalten unter dem Titel „Der Lichtzieher" (il candelajo). Der volksmäßigen Kunstkomödie (vgl. S. 313) endlich nahm sich unter großem Beifall der Menge Angelo Beolco Ruzzante an, welcher zuerst sechs Schauspiele von 1531.
diesem Genre drucken zu lassen wagte. Wie er aber damit der litterarischen Veredelung des Lustspiels entgegen wirkte, so hob sich auf der komischen Bühne Italiens überhaupt die gute Wirkung der Naturwahrheit immer wieder auf gegenüber der schlimmen, die von der anschaulichen Frivolität dieser Kunstleistungen ausging. Denn in fast allen diesen von Unzucht strotzenden Stücken wird ein Knäuel von zügelloser Frechheit, boden-

loser Gemeinheit und raffinierter Lasterhaftigkeit abgewickelt, der fast nur in den furchtbaren Schilderungen Juvenals über das heidnische Rom der Kaiserzeit sein Gegenbild findet.

Die Tragödie. Immerhin wurde doch auf diesem Gebiet etwas geleistet, wogegen sich der italienische Genius auf demjenigen der Tragik absolut unfruchtbar erwies. Nirgends brachte man es über ein deklamatorisches Gewebe in der Weise Senecas, über frostigen Pomp, der als Nachahmung des Sophokles und Euripides verzollt wurde, hinaus. Überall verfiel man in solch sklavischer Arbeit zugleich in die furchtbarste Unnatur und Übertreibung. Es war den Dichtern dieser Epoche eine Unmöglichkeit, sich im geringsten von den Fesseln der dramatischen Weisungen des Aristoteles zu emanzipieren. Die berühmtesten tragischen Leistungen der Zeit sind und bleiben daher alle gleich ungenießbar: Trissinos Sophonisbe, Rucellais Rosmunde, Martellis Tullia, Aretins Orazia, Speron Speronis Canace (der übrigens die Chöre fehlen), Dolces Dido u. s. w. Giambattista Giraldi verdient wenigstens insofern Erwähnung, als er zuerst selbsterfundene Fabeln bearbeitete. Ein natürlicheres Nationalprodukt war 1554. immerhin das romantische Schäferdrama, welches, schon seit Anfang des Jahrhunderts vielfach behandelt wurde; namentlich durch ein zu Ferrara aufgeführtes Schäferspiel Agostino Beccari. 1510–1590. des Agostino Beccari (il sacrificio), welcher der herkömmlichen Langweiligkeit des Schäferlebens mit Nymphen und Satiren aufhelfen wollte, und durch den Amynt Tassos ist diese Gattung in Aufnahme gekommen.

Die Satire. Wie als Dramatiker, so hat Ariosto anregend auch in der gelehrten Satire (im Gegensatz zur burlesken und populären Form) gewirkt. Aber schon ihm fehlte, um die Heiterkeit der Satiren des Horaz zu erreichen, die erforderliche Unbefangenheit und Originalität, seinen Nachfolgern, die sich streng in seiner Manier hielten, sogar das Talent und der Gedanke; haben sie gute Laune, so ist dieselbe zu unwitzig, um dichterisch zu sein; werden sie aber witzig, so werden sie leicht auch derb und unfein. Ercole Bentivoglio. † 1573. Dahin gehören Ercole Bentivoglio aus der verbannten Dynastie von Bologna, der zuerst nach Ariosto in den Ruf eines korrekten Satirikers kam, ferner der schon erwähnte Luigi Alamanni, der sie alle übertreffende Pietro Nelli und viele andre, deren Namen längst vergessen sind hinter der echt nationalen, libertinischen und pasquillistischen Satire, die in Pietro Aretino ihren seiner Zeit über alles gefeierten Niccolo Franco. † 1569. Meister besaß, aber auch in seinem Todfeind, dem fast gleich berüchtigten Niccolo Franco, der am Galgen endete, ferner in Giovanni Mauro, Giovanni della Casa, Agnolo Firenzuola mehr oder minder verwildernde Bearbeiter erhielt. Zum Oberhaupt der ganzen Sorte der frechen Spott- und Possenreimer wußte sich der Antonio Francesco Grazzini. † 1583. schon als Lustspieldichter genannte Florentiner Grazzini, genannt Lasca (Plötzfisch) aufzuschwingen. Endlich brachte ein origineller Mönch noch die sogenannte makkaronische Poesie in die Mode, ein halb lateinisches, halb italienisches Kauderwelsch, welches schon durch seinen bloßen Klang Lachen erregte.

Teofilo Folengo. 1491–1544. Teofilo Folengo, auch genannt Merlino Coccajo, bei Padua geboren, zeigt in seinem ganzen Thun und Treiben den Trieb, die entgegengesetztesten Gestalten des Lebens durcheinander zu mischen. Auf weltlichen Irrfahrten, die er als vagabundierender Abenteurer anstellte, sammelte er den Stoff, den er dann in der Abgeschiedenheit der Zelle, als fleißiger Klosterbruder, verarbeitete und formte; eine Erscheinung, die sich wenigstens bis auf einen gewissen Grad mit dem Franzosen Rabelais und dem Deutschen Fischart vergleichen läßt. Das Prinzip der von ihm vertretenen Dichtung war humoristische Willkür, welche die von dem Leben gebotenen Formen nur anerkennt, soweit sie der verwandelnde Zauberstab der Kunst mit dem Stempel des individuellsten Launenspiels bezeichnet hat. Daher muß selbst die Sprache diesem

ungebundenen Wesen weichen, das sich in arabeskenhaften Kompositionen und aben-
teuerlichen Mischungen gefällt und alles durch das Herkommen Gebotene neu und will-
kürlich umformt. Folengo selbst zeichnet sich bei aller Kühnheit durch große Zierlichkeit
aus. In der Manier Bernis dichtete er sein „Rolandchen“ (Orlandino), worin er
den Helden als einen munteren Bettelbuben darstellt. Wirklich makkaronische Gedichte
sind sein der Batrachomyomachie nachgeahmter Krieg der Mücken und Ameisen
(Moschea) in drei Büchern, sowie Zanitonella, eine komische Idylle, und vor allem
sein satirisches Epos Baldo da Cipada in 25 Büchern, worin er den Virgil parodiert.
Im Alter wurde er grämlich und schrieb religiöse Gedichte von untergeordneter Art.

In diesen verschiedenen Richtungen des burlesken, bernesken und makkaronischen Pietro Aretino.
Tons trat nun eine Reihe von Dichtern auf. Unter allen ragt hervor der dämonische 1492–1557.
Mensch, welcher überhaupt schließlich als persönlicher Vertreter der ganzen Vielseitigkeit
der damaligen italienischen Litteratur, freilich zugleich auch als ihr böser Genius gelten
darf. Sofern **Pietro der Aretiner** über alles und für jedermann schrieb und nicht
bloß ein schwunghaftes Gewerbe aus dieser Beschäftigung mit der Feder machte, son-
dern damit auch auf die öffentliche Meinung die eindringendste Wirkung ausübte, hat
man ihn zugleich als den Stammvater des modernen Litteratentums in seinen übelsten
Richtungen bezeichnet. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Arezzo geboren,
ein unehelicher Sohn ohne Namen, ohne Familie und Erziehung, war er bei einem
Buchbinder in Perugia in die Lehre gegangen und hatte hier Gelegenheit zu reichlicher
Lektüre gefunden. Im Vertrauen auf sein gutes Glück wanderte er nach Rom und
wußte es durch Keckheit, Laune und Talent in der That dahin zu bringen, daß ihn
Leo X. seines Witzes und Übermuts wegen schätzte und sogar Rafael, wenigstens nach
Pietros eignen Versicherungen, auf seinen Rat hörte. Sebastian del Piombo gehörte
zu seinen genauen Freunden. Auch unter Clemens VII. stand er in päpstlichen
Diensten. Trotzdem ließ er sich dazu herbei, in 16 Sonetten für den Kupferstecher
Marcanton den Text zu einer Reihe von Zeichnungen Giulio Romanos so unzüchtiger 1524.
Art zu dichten, daß sie den Kupferstecher selbst trotz aller Protektion hoher Kardinäle
ins Gefängnis brachten, Aretino aber genötigt war das Feld zu räumen. Er schloß
sich jetzt dem Führer der „schwarzen Banden“, Giovanni de' Medici, an, welcher in
seinen Armen starb (vgl. S. 292). Schon damals stand er auf der Höhe seines Ein-
flusses, welcher in seiner Weise ein ganz einziger war und selbst heutigestags nicht
leicht von irgend einem Zeitungsblatt erreicht wird, sofern Aretinos Flugblätter ohne
alle Konkurrenz wirkten und die öffentliche Meinung Italiens mit einer Sicherheit be-
stimmten, die selbst Kaisern und Königen imponierte. So schlagend war sein Witz,
so schneidend seine Schärfe, so lästerlich giftig seine Zunge, so spitz seine Feder, daß
nicht bloß gleichzeitige Künstler, Tizian voran, seiner Oberherrschaft anheimfielen, son-
dern auch fast alle Fürsten und Edelleute Italiens abhängig von ihm wurden. Es
war am geratensten, ihn durch Geschenke bei gutem Willen zu erhalten. Wehe dem,
der hierin seine Pflicht versäumte! Er selbst nannte sich die Geißel der Fürsten (il flagello
de' principi) und war stolz auf diesen Beinamen. Bald nach seiner Entfernung von
Rom erschien er als ein Mann, dem Achtung gebührt, am mediceischen Hofe und wurde
durch dessen Vermittelung dem König Franz von Frankreich bekannt. Je nachdem es
der Augenblick verlangte, war er schamloser Pamphletist und anständiger Hofmann.
Mit einer goldenen Kette geschmückt, die ihm der König schenkte, zog er sich zu seinen 1528.
Freunden Tizian und Sansovino nach Venedig zurück, wo er wie eine giftige Kröte
frei in unnahbaren Sümpfen saß. Auch hier wußte er sich sofort in solches Ansehen
zu setzen, daß ihn die Venetianer einer feierlichen Gesandtschaft mitgaben, welche sie an
Karl V. schickten. Auch von diesem mächtigsten Fürsten der Christenheit geehrt und

beschenkt, von Papst Julius III. mit dem päpstlichen Petrusorden geschmückt, trug er, der in Ravenna eine Zeitlang Kapuziner gewesen war, sich sogar mit dem Gedanken, Kardinal zu werden. Es schien ihm alles möglich, die Natur hatte ihn trefflich ausgestattet. Geschmack und Kunstsinn waren ihm angeboren. Hat doch selbst eine Frau wie Vittoria Colonna Briefe von ihm empfangen, und hat er doch in ihrem Auftrage ein Andachtsbuch geschrieben. Der heiligen Katharina widmete er ein eignes Werk. Als ein ganz vorzügliches Erbauungsbuch wurden seine Paraphrasen der sieben Bußpsalmen betrachtet und oft gedruckt. Wie er es überhaupt verstanden hat, fromm zu sein, wo es ihm dienlich war, so hat er es auch nicht verschmäht, den alten Michelangelo, der ihn nicht respektvoll genug behandelt und mehrere schmeichelhafte Briefe von ihm unbeantwortet gelassen hatte, in einem Sendschreiben von der ausgesuchtesten Infamie als einen Feind des Christentums darzustellen, dessen jüngstes Gericht aller Schamhaftigkeit Hohn spreche und eher in ein üppiges Badezimmer, als in den Chor der höchsten Kapelle passe. Schließlich bezichtigte er den Meister des Diebstahls an der Familie Rovere, sofern er sich das Grabmal Julius II. habe bezahlen lassen, ohne es auszuführen; und in der That ist es ihm gelungen, dem großen Namen Michelangelos einen Makel anzuhängen, der bis in dessen letzte Tage an ihm haften blieb. Nicht minder gröblich behandelte er aber auch dessen florentinischen Nebenbuhler Bandinelli, als dieser sich in Einsendung des geforderten Tributs säumig erwies. An ihm geißelt nun Aretino die unverschämte Anmaßung, Michelangelo übertreffen zu wollen, mit Worten, deren jedes den eiteln Mann im Innersten verwunden mußte. Was aber derartige Angriffe so gefährlich machte, war der Umstand, daß Aretino seine Briefe nicht etwa bloß denjenigen, an welche sie gerichtet waren, zustellte, sondern sie als offene Sendschreiben behandelte und abschriftsweise über ganz Italien verbreitete. Leider schrieb er so pikant und unterhaltend, daß man überall begierigst danach griff. Keiner konnte gegen ihn aufkommen. Ungestraft schickte er seine Pfeile nach allen Seiten aus und traf meist den Nagel auf den Kopf. Dabei verstand er es, die Sprache beständig zu seltsamen Zuckungen zu bringen und Wortspiele aller Art zu veranstalten. „Wenn Ihr göttlich (di vino: von Wein) seid, so bin ich doch auch nicht von Wasser (dell' acqua)" schreibt er in jenem Briefe an Michelangelo. Ließ er sich doch selbst von seinen Verehrern den Göttlichen (il divino) nennen. Manche Fürsten bezahlten das Stillschweigen seiner Lästerzunge geradezu mit regelmäßigen Pensionen, und es wird erzählt, Karl V. habe, als er von dem schlecht ausgeführten Unternehmen gegen Algier zurückkehrte, vor allem 100 Skudi an Aretino gesandt, um zum Schaden nicht auch den Spott zu haben. Der einzige, der es mit ihm aufnehmen konnte, war Berni. Noch nach dessen Tod rächte sich Aretino durch Versündigung an Bernis Nachlaß für sein Sonett: „So viel wirst du in Schmäh'n und Schwatzen leisten, Schandzunge du, verfault und ohne Salz.... Der Papst ist Papst, und du, du bist ein Schuft, mit Bettelbrot gefüttert, dick von Lügen." Aber niemals hat es eine frivole Wüstlingsnatur so weit gebracht, so große Summen mit ihrer Vielschreiberei verdient. Je nachdem er bezahlt wurde, schrieb er schlüpfrige Sonette, Bußpsalmen, glatte Zoten, die Bücher von der Menschheit Christi, schamlose Dialoge, Lustspiele, Trauerspiele, Erklärung der Genesis, Epopöen u. s. f. Er selbst rühmt sich, um jährlich 1000 Skudi zu verdienen, bedürfe er nichts, als ein Tintenfaß, eine Feder und ein Buch Papier.

Seine Schriften gehörten fast alle zu den verbotenen Büchern in Italien. Heutzutage freilich ist ein solches Verbot unnütz, da sie meistens nur für den Tag geschrieben, nur für Zeitgenossen interessant und verständlich sind. Was damals einschnitt und bald Enthusiasmus, bald Schrecken verbreitete, erscheint heute matt und wertlos. Bloß als Lustspieldichter zählt er zu den Autoren ersten Ranges. Zwar war es ihm nicht

der Mühe wert, den klassischen Adel des komischen Stils zu erreichen, wie auch seine Verse stets nachlässig und obenhin gearbeitet sind. Sein zügelloser Geist übersprang die Schranken der Kunst so leicht, wie die des Anstands. Rohe Possenreißerei gilt ihm, wenn sie nur augenblicklich wirkt, so viel wie feiner Witz. Aber die Leichtigkeit seines Dialogs, die komische Wahrheit der gezeichneten Situationen, die Virtuosität, allen Verhältnissen des Lebens eine lächerliche, freilich zugleich gewöhnlich auch schlechte Seite abzugewinnen — das alles mußte ihm gerade auf der komischen Bühne große und dauernde Erfolge sichern. Aretino nahm übrigens ein seiner würdiges Ende, als er, bei einem zu Venedig veranstalteten Gelage, über die Liebesabenteuer seiner Schwester lachend, rücklings zur Erde fiel, um nicht wieder aufzustehen. Nach seinen besseren Seiten charakterisieren ihn die Briefe, welche er an die früh verstorbene Pierina Riccia gerichtet hat, auch manche an Tizian und andre Freunde gehende Zeilen. Er selbst porträtiert sich folgendermaßen: „Ich bin durch die Gnade Gottes ein freier Mann: ich mache mich nicht zum Sklaven der Pedanten. Weder den Spuren Petrarcas noch denen Boccaccios sieht man mich nachgehen. Mir genügt mein unabhängiger Geist. Andern überlasse ich es, närrisches Zeug über die Reinheit des Stils, über die Tiefe der Gedanken zu schwatzen, andern auch die Thorheit sich zu quälen, umzubilden und anders zu machen als sie sind."

B. Die klassische Prosa.

Nicht bloß die Poesie, auch die italienische Prosa — so vernachlässigt noch im fünfzehnten Jahrhundert, da höchstens einige Historiker, Novellisten und Künstler aufzuführen wären — feierte im sechzehnten Jahrhundert ihr goldenes Zeitalter. Allerdings haften die breite Geschwätzigkeit, wie sie seit Boccaccio in der immer noch so beliebten Novellenlitteratur eingebürgert war, einerseits, die immer etwas unfreie Nachahmung antiker Muster anderseits nicht wenigen Prosaisten dieser Epoche als stehende Fehler an. Man merkt dies selbst an den Reden, Briefen und philosophischen Abhandlungen dieser Zeit. Die verhältnismäßig solidesten Werke lieferte die Geschichtschreibung. Auch hier bildet Florenz noch immer den Mittelpunkt. Hier lebte und schrieb Niccolo Machiavelli, als Staatsmann, Historiker, Dichter immer derselbe: ein Mann von eminentem Scharfsinn des Geistes und eiserner Konsequenz des Gedankens, ein Talent erster Größe, das sich in den verschiedensten Zweigen, in Kriegs- und Staatskunst, in Diplomatie und Poesie immer in einer Richtung bis zur Einseitigkeit thätig zeigt. In ihm verehrt Italien seinen ersten Stilisten, der das Gold, welches die Landessprache birgt, ebenso für die prosaische Darstellung auszubeuten wußte, wie es Dante für die dichterische verstanden hatte. In jeder Zeile, die er schreibt, herrscht ein Geist der Sache, nicht der Phrase, und doch ist Sorgfalt auf den Ausdruck verwandt. Seine politischen Werke lassen sich einteilen in solche, die er als Freund aristokratisch-republikanischer Verfassungen, und in solche, die er als ein in den Staatsgeschäften einer gottvergessenen und treulosen politischen Gesellschaft herangereifter Diplomat abfaßte. Unter jenen sind am berühmtesten seine Gespräche über die römische Geschichte des Titus Livius, zwanglose Be-

Allgemeiner Charakter der Prosa.

Machiavellis Verdienst.

trachtungen, in welchen der Verfasser aus der älteren Geschichte Roms eine Reihe von allgemeinen Regeln und politischen Maximen abzuleiten und dabei nachzuweisen sucht, wie die Verfassung des alten Rom vorzüglicher gewesen sei, als alle späteren, heidnische und christliche, ein Werk voll der feinsten und treffendsten Wahrnehmungen auf dem Gebiet der Politik; und seine Florentinische Geschichte, in welcher er die chronikartige Darstellung seiner Vorgänger durchbrach und, ohne den Reiz der Erzählung einzubüßen, vor allem auf den Zusammenhang der Thatsachen und die leitenden Beweggründe der Ereignisse hinwies, eine mit großer Welt- und Menschenkenntnis entworfene Schilderung der Verfassungskämpfe des kleinen Freistaats. Unter seinen politischen Schriften ist „der Fürst" am berühmtesten, um nicht zu sagen berüchtigtsten geworden, sofern man in diesem Buche, ohne seinen nächsten Zweck zu erfassen, eine Anleitung fand, wie Freiheit und Bürgerglück, Treue und Recht der raffinierten und konsequenten Politik des rücksichtslosesten Despotismus aufzuopfern und nur von schwachmütigen und zweckwidrigen Maßregeln, nicht von lasterhafter Praxis überhaupt Gefahren für den Thron zu befürchten seien. Wenn wir freilich dem Schlußkapitel Glauben schenken, so wollte der Verfasser mit dieser Schrift nur den Weg bezeichnen, auf welchem ein kräftiger Emporkömmling zur Einigung und Befreiung Italiens vorzuschreiten habe, wie denn ein glühender, über seine Ziele alles andre vergessender Patriotismus die herrschende Idee war, von welcher Machiavelli in allen Lagen seines wechselvollen Lebens getrieben ward. In dieser Beziehung ist es geradezu die antike Weltanschauung, die in ihm wieder zu kräftigem Leben erwacht ist; aber unvermittelt in die christlichen Jahrhunderte hineingestellt, bietet sie freilich vielfach eine geradezu abstoßende Erscheinung dar. Von Jugend auf mit Livius, Tacitus, Cäsar, Sallust vertraut, lernte er das römische Staatsideal als das höchste schätzen, was die Welt aufzuweisen hat. Den griechischen Schönheitssinn dagegen hat er nie zu würdigen gewußt, und vom Christentum besaß er nur den verbitterten Geschmack der Zeit. So entging ihm eigentlich der Sinn für alle Kunst und Wissenschaft, welche außerhalb des Bereiches der Politik gelegen ist. Gleichwohl nimmt er auch als Lustspieldichter und Novellist eine bedeutende Stelle ein. Fern von der Glätte und konventionellen Form der neueren italienischen Schule, übertrifft er doch die Späteren durch Originalität der Erfindung, geniale Charakteristik und einen freilich oft cynischen Witz. Endlich war er auch der Erste, welcher dem didaktischen Stil in der italienischen Sprache nach antiken Mustern, besonders nach Ciceros Vorbild, die dialogische Form gegeben hat in seinen sieben Büchern von der Kriegskunst. An ihn lehnen sich die übrigen Prosaiker der Zeit mehr oder weniger an oder hängen auch geschichtlich mit seinem Lebensschicksal zusammen, wie vor allen der florentinische Staatsmann und Geschichtschreiber Guicciardini.

1. Verschiedene Gattungen von Prosa.

An die Poesie schließt sich in der Prosa zunächst an der Roman, welcher bei den Novellisten.
Italienern lange, und so auch noch in der Periode, mit welcher wir es zu thun haben,
durch die Novelle ersetzt worden ist. Die italienische Novellenprosa blieb im ganzen,
was sie seit Boccaccio gewesen war, wenn auch keiner die Frische und Anmut des
Meisters erreicht hat. Die berühmtesten Novellisten des sechzehnten Jahrhunderts sind
Matteo Bandello, ein Geistlicher, der meist wirkliche Begebenheiten nachlässig in Matteo Bandello. † 1562.
der Sprache, aber nicht ohne Anmut und Geschicklichkeit zu erzählen wußte, wobei
Kirche, Religion und Sittlichkeit oft schlecht fuhren; Angelo Firenzuolo, ein Angelo Firenzuolo.
Mönch, der nicht bloß den „goldenen Esel" des Apulejus übersetzte, sondern auch 1480–1548.
schmutzige Novellen nach eigner Erfindung verfaßte; Giambattista Giraldi, Giambattista Giraldi.
genannt Cinzio, von dessen Schriften seine unter dem Titel „Hundert Mythen (Eca- † 1573.
tommiti) gesammelten Novellen sich am meisten in Ruf erhalten haben, obwohl zu sehr
den gelehrten Philosophen und moralisierenden Schulmeister von Ferrara verratend;
Gian Francesco Straparola von Caravaggio, welcher in seinen „dreizehn aller- Giab Francesco Straparola.
liebsten Nächten" (tredeci piacevolissime notti) stofflich aus früheren Dichtern, † 1550.
namentlich aus Girolamo Morino geschöpft hat, während er sich formell dem
phraseologischen Stil des Boccaccio so eng als möglich anschließt; der schon genannte
Lasca, der eine vortrefflich geschriebene, aber unzüchtige Novelle (Cene) hinterlassen
hat; ferner Girolamo Parabosco (Diporti), Sebastiano Erizzo (sei
giornate), Luigi da Porta, Giovanni Brevio, Machiavelli und viele
andre. Als Sammler machte sich Sansovino bekannt.

Ernstere Gegenstände liebte man nach dem Vorbilde der Alten in dialogischer Dialoge.
Form zu behandeln. Derart sind namentlich die sogenannten asolanischen Untersuchun-
gen (gli Asolani) des Kardinals Bembo, Gespräche über das Wesen der Liebe, die
zwischen dem romantischen Stil des Boccaccio und dem ciceronianischen der Tuskulanen
schweben und daher früher noch zu den Novellen gerechnet wurden. Nachahmer der rein
didaktischen Prosa des Cicero war Giovanni della Casa, Erzbischof von Benevent, Giovanni della Casa.
in seinem „Galateo, oder über das gute Betragen in Gesellschaften". Sie alle über- 1503–1556.
ragte Sperone Speroni von Padua, ein Schüler des Philosophen Pomponatius Sperone Speroni.
und schon zu Lebzeiten mit Ehren überhäuft. Kein italienischer Schriftsteller hat den 1500–1588.
Stil der antiken Prosa, ohne ihn ängstlich zu kopieren, mit so viel Natur, Verstand,
Feinheit und Leichtigkeit nachgeahmt. Entschiedene Abneigung gegen die Künstelei und
den sonoren, ciceronianisch sein sollenden Phrasenpomp der damaligen Nachahmer an-
tiker Beredsamkeit war ein Hauptzug im litterarischen Charakter des geschmackvollen
Mannes. Zum eigentlichen Philosophen fehlte ihm der Tiefsinn; er behandelte daher
philosophische Gegenstände gern in der Manier eines Dilettanten, bald in Dialogen, wie
über die Liebe, über die Würde der Frauen, über das Studium der Geschichte, bald
in Abhandlungen (Discorsi), z. B. über den fürstlichen Vorrang. Ebendahin ge-
hören noch Lodovico Dolce, Muzio und ganz besonders Giambattista Gelli
aus Florenz, dessen geistreich geschriebene Circe, sowie die von der Inquisition verbo-
tenen „Einfälle eines Faßbinders" (icapricci del bottajo) als Muster der ganzen
Gattung gelten. Berühmt zu seiner Zeit war endlich „der Hofmann" (il cortigiano)
des oben genannten Grafen Castiglione, ein Werk, welches, hätten nicht andre
Zeiten neue Verhältnisse geschaffen, noch jetzt ein würdiges Handbuch der höheren
Stände sein würde. Dagegen war für eigentlich politische Reden die Zeit dahin. Als Reden und Briefe.
berühmte Staatsredner galten der schon genannte Sperone Speroni und Alberto
Lollio; als Advokat hatte Pietro Badoaro in Venedig den meisten Ruf. Eine

sehr beliebte Folge der Nachahmung Ciceros machte sich in einem Übermaß von eleganten Versuchen im Briefstil bemerklich, als dessen Muster Annibale Caro galt. Es gab nur noch einen Ort, wo man abgeschmackt, formlos und barbarisch reden durfte und redete: die Kanzel.

Annibale Caro. 1507—1566.

2. Machiavelli.

Niccolo Machiavelli. 1469—1527.

Sämtliche litterarische Bestrebungen der klassischen Prosa sind vertreten durch den Namen Machiavelli, welcher lange zu den zweideutigsten gehört hat, die in der Geschichte genannt werden. „Kein Lob ist seiner würdig" — steht heute auf dem Grabmal des Mannes in Santa Croce zu Florenz zu lesen, und schon der glühende, hingebende und uneigennützige Patriotismus, den der vielverkannte und mit Undank belohnte Mann mit dem schärfsten praktischen Verstande verband, läßt eine solche Inschrift begreiflich erscheinen. Den Zeithintergrund, von dem sich die Gestalt des „Staatssekretärs und Bürgers von Florenz" in so scharf gezeichneten Umrissen abhebt, anlangend, erinnern wir nur im allgemeinen an den wüsten Kampf der weltlichen und geistlichen Staaten Italiens, an die abenteuerlichen Züge der fürstlichen Condottieren, an die fremden Invasionen, kurz an das ganze Elend alter und neuer Parteiung, daran das damalige Italien, in welchem der Krieg mit allen seinen Schrecken sein Standquartier aufgeschlagen zu haben schien, daniederlag. Kaiser und Papst, Deutschland, Frankreich und Spanien, Venedig und die Eidgenossen kämpften hier ihre europäischen Konflikte aus. Die Kriege brachen aus, ohne angekündigt zu sein. Bündnisse wurden nur bis auf weiteres, Friede nur geschlossen, um Zeit für neue Unternehmungen zu gewinnen. Kein Fürst oder Häuptling erstand auf weltlichem wie kirchlichem Gebiet, der nicht zugleich ein mehr oder minder großer Verbrecher, mindestens ein abgefeimter Lügner und ein rücksichtsloser Räuber gewesen wäre. Treue und Glauben waren im Grundsatze vernichtet. Durchaus also sind es die bittersten, verzehrendsten Erlebnisse, die ein Volk durchmachen kann, unter deren Eindruck Machiavellis Weltanschauung und politische Grundsätze sich gebildet haben. Sie waren „unter dem Zeichen des Mars geboren". Überall bieten diese politischen Wechselfälle Italiens in Machiavellis Staatsschriften das Material für seine Untersuchungen, den Anschauungsstoff für seine Belehrungen. Ein Wunder ist es eben nicht zu nennen, wenn einem, der inmitten aller dieser Wirren steht und die Aufgabe hat, das Staatsschifflein über so vielerlei sich kreuzenden Wellenschlag hinüberzuleiten, alle Begriffe von Recht und Treue verloren gehen. Dazu kommt, daß Machiavelli alles eher war als ein Heuchler und Versteckspieler. Was er dachte, das mußte er auch sagen. Er plauderte die Natur des Menschen und des Staates zugleich aus. Sein „Fürst" ist, was Hegel von jedem bedeutenden System sagt: das ausgesprochene Geheimnis der Zeit.

Sprößling eines vornehmen aber verarmten toscanischen Geschlechts, benutzte der junge Machiavelli die Bildungsmittel der Periode Lorenzos, in welche seine Jugend fiel, aufs fleißigste. Sein ganzes Leben hindurch blieb er ein begeisterter, lernbegieriger Jünger der klassischen Meister. Er las die Alten freilich nicht mit dem Interesse des Gelehrten oder des Kunstkenners, wie die meisten seiner Zeitgenossen, sondern mit den Augen eines praktischen Diplomaten einerseits, eines Staatstheoretikers anderseits. So vollkommen lebte er in ihnen, daß ihre Auffassung der menschlichen Verhältnisse ganz von selbst zu der seinigen wurde, ja daß er für die zwischen seinen und den Zeiten des republikanischen und kaiserlichen Rom zwischen inne liegende staatliche und kirchliche Entwickelung wenig Sinn und Verständnis besaß. Wohl aber gab ihm das Studium der Alten jenen offenen Blick, der ihn über die Kirchturmspolitik seiner nur kaufmännisch interessierten Mitbürger wegsehen und seine Gedanken trotz aller Ergebenheit gegen die

Vaterstadt immer nur auf die Zukunft und das Heil Italiens richten ließ. Wohl hat er gern die Gelegenheit ergriffen, das, was er Großes und Rühmliches aus alter und neuer Zeit von Florenz zu sagen wußte, vor der Welt auszustellen. Aber niemand hat auch eine schärfere Kritik bereit für die ewigen Parteiungen innerhalb derselben Stadtmauern, für die Unfähigkeit, zu einer klar durchgebildeten und dauerhaften Regierungsform zu gelangen, für den Verderb, welchen die überwuchernden Geldinteressen in die Politik brachten, überhaupt für die ganz unter kaufmännische Gesichtspunkte geratende Regierungspolitik, wie sie in der zwischen der Vertreibung der Medici und ihrer Wiederherstellung mitten inne liegenden Zeit zu Florenz an der Tagesordnung war. „Es ist die Natur der Florentiner, daß jede Regierung ihnen widerwärtig ist und jeder Unfall sie spaltet.“

Die staatsmännische Laufbahn, innerhalb welcher derartige Erfahrungen zu sammeln waren, hatte sich dem dreißigjährigen Manne bald nach der Vertreibung Pieros eröffnet. Er wurde in die zweite Kanzlei der Signori berufen und bald darauf zum Staatssekretär ernannt. Über vierzehn Jahre bekleidete er dieses wichtige Amt, in 1498—1512.
welchem er nicht allein die Protokolle der Verhandlungen der Zehnmänner aufzunehmen, sondern auch die gesamte innere und auswärtige Korrespondenz des Staates zu führen und alle Verträge mit fremden Mächten abzufassen hatte. Außer diesen laufenden Geschäften hat er aber noch zahlreiche Kommissionen im Inneren und nicht weniger als einundzwanzig auswärtige Gesandtschaften übernommen, meist in verwickelten Angelegenheiten und mit bestem Erfolg. Viermal wurde Machiavelli an den König von Frankreich gesandt, zweimal an den Kaiser, zweimal an den Papst, öfter nach Pisa, Siena, Forli u. s. w. Die Depeschen, die er von diesen Missionen nach Hause sandte, zeigen ihn nicht bloß als einen höchst umsichtigen und geschmeidigen Geschäftsmann, sondern sind auch eine unschätzbare Quelle für die Kenntnis der politischen Geschichte jener Jahre. Scharf und bündig beurteilt er hier und in späteren Werken die Mächte und Nationen, welche im Vordergrunde der damaligen europäischen Politik stehen. Die drei großen romanischen Nationen seien das Verderben der Welt; wenn es aber besser in Frankreich aussehe als in Spanien und Italien, so rühre das von der dort durchgeführten monarchischen Einheit her. „Die Natur der Franzosen ist es begehrlich zu sein nach dem Besitz andrer und vortrefflich zu stehlen.“ Dennoch schlägt er für Italien die Hilfe Frankreichs entschieden höher an, als die des deutschen Kaisers, den, wenn er Truppen und Geld will, „die Deutschen mit Reichstagen bezahlen“. „Deutschlands Macht ist groß, aber so, daß man sie nicht gebrauchen kann.“ Italien endlich leidet an dem selbstverschuldeten Weh gänzlicher Zersplitterung in eine Menge Republiken und Fürstentümer, welche insgesamt „ehrgeizig, aber arm an Kraft und feig“ sind. „Niemals wird es unter ihnen Einigkeit geben zu einem guten Zweck.“ Ursache dieser Spaltung sei das Christentum, oder, was ihm gleichbedeutend damit ist, „die Kirche, und die Kirche allein“, welche, „da sie in Italien ihren Sitz nahm und eine weltliche Herrschaft aufrichtete, doch nicht so mächtig, nicht so tapfer und nicht so verdienstreich war, daß sie das übrige Italien hätte erobern und sich zur Fürstin desselben machen können“. „Wir haben eine große Verpflichtung gegen die Kirche; denn wir verdanken ihr — unsern Ruin.“ „Indem sie also weder selbst Italien erobern konnte, noch es von einem andern erobern ließ, war sie Ursache, daß Italien nicht unter *ein* Haupt kommen konnte.“ Alle seine politischen Ideale aber faßt er zusammen in dem Worte: „Niemals war ein Land einig und glücklich, wenn nicht das ganze Land *einer* Republik oder *einem* Fürsten gehorchte, wie z. B. Frankreich.“ So hat er den Italienern auf Jahrhunderte hinaus die beiden Endziele ihrer sämtlichen politischen Interessen aufgestellt: Vernichtung der weltlichen Papstgewalt und einheitlicher Nationalstaat.

Es scheint, daß Machiavelli, indem er nach einer Persönlichkeit aussah, welche die Verwirklichung seiner Ideen übernehmen sollte, zunächst den Herzog Cesare Borgia, dem er längere Zeit beobachtend und prüfend nahe gestanden hat (vgl. IX, 783), für befähigt hielt, als Retter Italiens aufzutreten. In ihm sah er, der nicht eben allzu fest und konsequent auftretende Theoretiker, vielfach das Gegenteil der eignen Begabung. Der Mann der rücksichtslosen That imponierte dem Mann des rückhaltslosen Gedankens. Nach Cesares tragischem Ausgange war für Machiavelli die Stelle eines Königs von Italien gleichsam vakant geworden. Erst für den neuen Prätendenten, welchem er
1516. dreizehn Jahre nach Borgias Sturz sein Buch vom Fürsten widmete, war eine ähnliche Gunst der Lage wiedergekehrt. Einstweilen hatte Machiavelli freilich durch den Verfassungswechsel in Florenz Amt und Würde verloren (vgl. IX, 853). Wie er diese Dinge beurteilte, konnte der Übergang der Republik in ein Fürstentum für ihn durchaus keine fundamentale Bedeutung haben. Gewohnt, nur das jeweils Erreichbare ins Auge zu fassen, gebot er der republikanischen Grundstimmung seiner Seele Schweigen. Gern wäre er zu einer berufsmäßigen politischen Thätigkeit zurückgekehrt. Aber sie blieb ihm versagt. Ja als bald darauf eine Verschwörung gegen den Kardinal Medici, nach-
1513 maligen Papst Leo X., entdeckt worden war, wurde auch Machiavelli, zweifellos unschuldig, in dieselbe verwickelt. Die Folter wurde angewendet. Er „litt, was man nur leiden kann, ohne gerade das Leben zu lassen". Aber kein Wort ließ er sich auspressen. Aus dem Gefängnis befreite ihn die Begnadigung des auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Kardinals. Seitdem lebte er mit den Seinigen in höchst dürftigen Verhältnissen auf seinem Landgute La Strada bei Florenz, voll Sehnsucht nach dem Wiederbeginn politischer Arbeiten in einem öffentlichen Amte. Um sein Leid zu vergessen, konnte man ihn tags über mit den Bauern in der Schenke um einen Quattrino spielen sehen, man konnte ihn streiten und laut schreien hören. Auch seine Gattin war keineswegs immer mit ihm zufrieden. Er selbst erzählt dies in den Briefen, die er an seinen ehemaligen Mitgesandten und fortwährenden Freund Vettori nach Rom ergehen ließ. „In diese Gemeinheit eingehüllt, hebe ich den Kopf aus dem Moder hervor und verhöhne mein tückisches Geschick. Es ist mir recht, daß es mich auf diese Weise tritt, weil ich sehen will, ob es sich dessen nicht schämen wird." Dann aber, wenn der Abend gekommen, zog er sich in sein Zimmer zurück, legte Staatskleider an und begab sich an seine Studien oder, wie er sich ausdrückt, „an die ehrwürdigen Höfe der großen Alten". „Vier Stunden lang fühle ich keinen Kummer, vergesse alle Leiden, fürchte nicht die Armut; es schreckt mich nicht der Tod; ganz versenke ich mich in sie."

Das Buch vom Fürsten. Unter solchen Verhältnissen schrieb er außer seinen größeren Werken, der Theorie vom Staate, die er Erörterungen über die erste Dekade des Livius (Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio) betitelt, den Büchern von der Kriegskunst und der florentinischen Geschichte, auch, und zwar gleichzeitig mit den Discorsi, das verrufene Buch vom Fürsten, gewidmet jenem Herzog von Urbino, dem am Schlusse die glühende Aufforderung gilt, Italien von den Barbaren zu befreien. Jetzt oder nie sei die Zeit gekommen, da ein kluger und thatkräftiger Mann die höchste Aufgabe, die einem Fürsten sich stellt, zu lösen vermag. Deutlich gibt er zu erkennen, daß er sich in früheren Hoffnungen getäuscht habe. Jetzt aber flehe Italien, „mehr Sklave als einst die Hebräer", um einen Moses, um einen Befreier und Gesetzgeber. „Man sieht es gewärtig und bereit, einer Fahne zu folgen, wenn nur einer aufsteht, der sie ergreift." Dann ergeht eine direkte Aufforderung an den kriegerischen Fürsten. Er möge sich durch keine moralischen Bedenken abhalten lassen. „Hier ist volle Gerechtigkeit, denn der Krieg ist gerecht, welcher notwendig ist, und die Waffen sind fromm, außer denen man keine Hoffnung mehr hat." Dazu aber bedürfe es einer vollkommenen militärischen Reorganisation

der Bürger; die Miets- und Hilfstruppen sind durchaus unnütz und gefährlich. Ein Volksheer auf Grund allgemeiner Wehrpflicht — dies ist die Voraussetzung, auf welche hin Machiavelli an ein Wiedererstehen Italiens glaubt.

Das Buch vom Fürsten wird in der Regel — ob mit Recht, kann hier nicht entschieden werden — als eine Anleitung betrachtet, welche Machiavelli demjenigen in die Hand gibt, den er so zur Begründung eines neuen Italiens aufruft. Und diese Anleitung läuft allerdings und vor allem auf Erwerb physischer Macht hinaus. Denn „alle bewaffneten Propheten siegten und die unbewaffneten gingen zu Grunde". Dagegen weist er am Beispiel Ferdinands von Aragonien nach, wie gute Dienste die Religion als Vorwand leiste, wo die Hauptsache, die physische Macht, da ist. In der That war Ferdinand der Katholische ein Machiavellist vor Machiavelli, wie ja letzterer überhaupt nur die Praxis, die er allgemein befolgt und sich erfolgreich bewähren sah, als Lehre formuliert hat. Unter allen diesen Praktikern und Realpolitikern, denen er seine Theorie abgelernt hat, ist es aber immer Cesare Borgia, der ihm als klassisches Muster eines neu aufkommenden Fürsten vorschwebt; selbst die Tragödie von Sinigaglia gilt ihm als ein Meisterstück der Politik (vgl. IX, 711), jedwede Art des Vorgehens zu empfehlen, welche zur Erreichung des äußeren Ergebnisses dienlich sein kann. So verherrlicht er jene Kunst des Erfolges, welche als „Machiavellismus" verschrien ist und als das Seitenstück zum Jesuitismus gilt. Bei ihm beruht nun aber die Sache insofern auf einem ganz andern Boden, als sie teilweise wenigstens der treuen Anhänglichkeit an die antike Auffassung vom Verhältnisse des Staates zu dem einzelnen entstammt, wonach bekanntlich die Rechte des letzteren im Fall eines Staatsinteresses durchgängig Nichtbeachtung erfahren. Der Fürst darf getrost einzelne verletzen, wenn seine Grausamkeit gegen sie Mitleid mit dem Ganzen bedeutet. Auf der andern Seite aber bildet die in der Tiefe wurzelnde Überzeugung von der Wertlosigkeit und Schlechtigkeit der menschlichen Individuen einen Hintergrund, auf welchem auch die schnödesten Unthaten, da sie ja doch nur niederträchtigen Pöbel betreffen, in milderem Lichte erscheinen. Offen spricht er es aus, daß „ein Mensch, der in allen Lagen aus dem Guten seinen Beruf macht, unter so vielen, die nicht gut sind, zu Grunde gehen muß". „Von den Menschen im allgemeinen kann man sagen daß sie undankbar, wankelmütig, heuchlerisch, feig und gewinnsüchtig sind." Es ist daher sicherer, von ihnen gefürchtet, als geliebt zu sein, nichts aber unter allen Umständen schädlicher, als verachtet zu erscheinen. „Denn der Pöbel läßt sich immer durch den Schein und den Erfolg der Sache fangen; in der Welt aber gibt es nur Pöbel." Eben darum gibt es in derselben Welt auch nur ein Gebot, das ist die Not, und nur eine Tugend, das ist die Energie (virtù). Gut nennt er den Verrat, die Grausamkeit, die Heuchelei, wenn die Notwendigkeit sich in der Herrschaft zu sichern, auf solche Mittel führt. Dann aber müssen alle notwendig fallenden Mittel der Verletzung auch möglichst mit einem Schlage in Wirksamkeit treten. „Die Unbilden müssen alle zugleich geschehen, damit sie weniger geschmeckt werden und weniger verletzen. Die Wohlthaten müssen nach und nach geschehen, damit sie besser geschmeckt werden." Zumal an dem Vermögen seiner Unterthanen soll sich der Fürst nie vergreifen, weil die Menschen eher den Tod ihres Vaters als den Verlust ihres Erbes vergessen. „Die beste Festung, die es gibt, ist, nicht vom Volk gehaßt zu sein." Schmeichler muß ein Fürst fliehen, aber er darf auch nicht dulden, daß ihm ein andrer die Wahrheit sagt, als der, den er danach gefragt hat. Stets muß bei ihm die Initiative sein; stets muß er als die handelnde Person erscheinen; nie darf er, wo Streit in seiner Umgebung entsteht, neutral bleiben wollen. Schließlich faßt sich dieses ganze Signalement des von Machiavelli geforderten Fürsten in folgenden unzweideutigen Worten zusammen: „Man muß einsehen, daß ein Fürst, und zumal ein neuer Fürst, nicht

alle die Dinge beobachten kann, wegen deren die Menschen für gut gehalten werden, da er oft genötigt ist, um die Herrschaft zu behaupten, gegen die Treue, gegen die Nächstenliebe, gegen die Menschlichkeit, gegen die Frömmigkeit zu handeln. Ein Fürst muß also große Sorge tragen, daß er, wo man ihn sieht und hört, ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Frömmigkeit scheine. Und es gibt nichts, was zu besitzen zu scheinen nötiger wäre, als diese letzte Eigenschaft. Denn die Menschen urteilen im allgemeinen mehr nach den Augen, als nach den Händen, weil zu sehen jedem gegeben ist, zu fühlen nur wenigen. Was du schauest, sieht jeder; was du bist, fühlen wenige."

Um den Mann, der so abstoßende Dinge fast mit einer gewissen Naivität sagen und vertreten konnte, recht zu verstehen, muß man sich immer wieder die Zeitverhältnisse vergegenwärtigen, unter welchen sein einziges Ideal, der italienische Nationalstaat, ihm aufgegangen ist. Nicht sowohl einen Fürsten, wie er an sich sein soll, sondern wie er unter den gegebenen Verhältnissen handeln muß, um etwas fertig zu bringen, will Machiavelli zeichnen: einen „neuen Fürsten", wie ihn Italien damals brauchte, der, um ein leidenschaftlich umfaßtes Ziel zu erreichen, mit kaltem Blute diejenigen Mittel und Wege wählt, die den schnellsten und sichersten Erfolg versprachen. Sein „Fürst" ist insofern nur für eine vorübergehende, außerordentliche Rolle geschaffen; er soll mit scharfer Pflugschar den widerstrebenden Boden urbar machen für eine Saat von Zucht und Ordnung, aus welcher neue Freiheit und neues Glück gedeihen werden. Da darf er freilich nicht vergessen, daß es sich zunächst lediglich darum handelt, im Kampfe der Staaten um Dasein und Wachstum Hammer anstatt Amboß zu sein. Machiavelli selbst weiß, daß es Gift ist, was er dem kranken Leib des damaligen Italien verordnet. Sein Herz hört nicht auf zu schlagen, während seine Hand die Rezepte niederschreibt. „Das sind grausame Mittel — sagen die Discorsi — und wer ein Mensch ist, soll sie fliehen und lieber im Dunkel des Bürgerstandes leben, als die Krone tragen zum Verderben so vieler ihm gleichgeschaffener Wesen." Gleichwohl war es eine Verirrung, wenn Machiavelli solche Handlungen, die er selbst verwirft und schändlich nennt, lediglich nach der Seite ihrer Verwendbarkeit als Werkzeug anempfehlen und über solcher Erwägung der guten Wirkungen, welche bittere Arzneien unter Umständen hervorrufen können, die zerstörenden Einflüsse übersehen konnte, welche das Gift in allen Fällen nebenhergehend ausübt. Auf die Dauer zur Geltung gelangt, haben seine Grundsätze bisher jeden Staat, wo solches der Fall war, das Spanien Philipps II. voran, zu Grunde gerichtet.

Machiavelli als Dichter. Aber nicht bloß Staatsschriften waren die Früchte jener langen und unfreiwilligen Muße, zu der sich Machiavelli durch die Wiedereinsetzung der Medici verdammt sah. Auch Gedichte schrieb er, wie die sog. Kapitel, in denen er den einen Gedanken seines Lebens in Verse bringt. Besonders berühmt geworden ist sein „Goldener Esel". „Er flicht in eine Allegorie die höchsten Resultate seiner Studien und die Erfahrungen seines Lebens, die Lage seines engeren und weiteren Vaterlands, die Charakterlosigkeit und Niederträchtigkeit seines Jahrhunderts, die Schwächen und Fehler der Regierungen, die Charakterzüge, die Tugenden und Laster der Fürsten und Menschen, seine eigne Stellung seiner Zeit gegenüber in seinen Bemühungen als Staatsmann und Schriftsteller, die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen und die daraus fließende Trostlosigkeit neben den Erwartungen, die ihn aufrecht halten, und den menschlichen Genüssen, deren Reize die Qualen der Seele vergessen machen."

Lustspiele. Ferner schrieb Machiavelli zwei Lustspiele in Prosa, Clytia und Mandragola betitelt, das erste eine Nachahmung der Casina des Plautus, das zweite ganz original. Er traf darin sowohl was den reinen und leichten Dialog, als was Feinheit der Beobachtung

und Schärfe der Satire anlangt, den wahren Geist des Lustspiels. Die Charaktere sind mit der pikantesten Wahrheit aus dem wirklichen Leben herausgehoben. Nur verletzt die unedle Intrige und die geringe Meinung von den Frauen, welcher der Verfasser auch in einer eignen Novelle ein Denkmal setzt. Darin wird der Erzteufel Belfagor auf die Oberwelt geschickt, um die Richtigkeit der Klagen, welche die Männer vor dem Totenrichter über ihre Frauen führen, zu untersuchen, flüchtet aber, um der Verfolgung eines Weibes zu entgehen, schließlich wieder in die Hölle zurück. Außerdem versteht es sich von selbst, daß auch er, wie alle Zeitgenossen, welche eine Feder angerührt haben, Sonette und Stanzen schrieb.

Das einzige unter seinen Werken, welches nie eine Anfechtung erfahren hat, ist Machiavellis Florentinische Geschichte in acht Büchern. Oben (vgl. VII, 858) wurde schon darauf hingewiesen, wie die florentinische Geschichtschreibung in Gino Capponi und Giovanni Cavalcanti wieder auflebte. Beide gehören zu Machiavellis Hauptgewährsmännern. Jener, ein kräftiger Ehrenmann, hatte einen kleinen Aufsatz über den sogenannten Tumult der Ciompi (vgl. VIII, 396 f.) hinterlassen, dieser, im Gegensatz zu ihm ein Anhänger der Medici, die Vertreibung und Wiederkehr des Cosimo geschildert (vgl. IX, 715 f.). Weitere Verdienste hatte sich der als Humanist bekannte Lionardo Aretino (vgl. IX, 874) durch Säuberung der älteren Stadtgeschichte von unnützen Volksfabeln erworben. Die florentinischen Kriege zwischen 1350 und 1455 hatte Poggio, den Zug Karls VIII. nach Neapel der Staatsmann Bernardo Nuccelai vortrefflich beschrieben. Auf diese Vorgänger stützt sich das größte und beste der Werke Machiavellis, in welchem mit bewundernswertem Takt zwischen wissenschaftlicher Geschichte, Tagesbegebenheit und politischem Räsonnement unterschieden und zugleich ein Gefühl für Unparteilichkeit an den Tag gelegt ist, wie es bisher nur selten einem Geschichtschreiber zu Gebote gestanden. Er beginnt mit dem Zerfall des abendländischen Kaiserreichs und erzählt dann die Geschichte seiner Vaterstadt, besondere Ausführlichkeit der Periode von 1434—1492 widmend, bis zum Tode Lorenzo des Prächtigen (vgl. IX, 722 f., 731 f.).

Die Florentinische Geschichte.

Heute als Urbild eines echten Italianissimo bei seinen Landsleuten gefeiert, hat Machiavelli während seines Lebens mit seinem Patriotismus kaum irgend welchen Anklang gefunden, weder bei den Medici, noch bei der Volksmenge in Florenz. Der den Schein verachtende Lebemann, der außer Wissenschaft und Vaterland nichts ernst nahm, versäumte die Gelegenheit, sich eine Laufbahn zu schaffen, ebenso oft durch Leichtsinn und Genußsucht, als durch jene Unfähigkeit, den Anforderungen des Tags zu dienen, welche den nur auf Beobachtung und Erforschung der Wirklichkeit gerichteten Denker kennzeichnet. Und so sah sich der Mann, der früher gewohnt gewesen war, mit Kaisern und Päpsten, Königen und Fürsten zu unterhandeln, am Ende seiner Laufbahn genötigt, für Bettelmönche und Spießbürger Reisen zu unternehmen. Endlich verjagen die Florentiner noch einmal die Medici. Jetzt wachen alle Hoffnungen in Machiavelli auf, er eilt voll Zuversicht auf eine Fortsetzung früherer Thätigkeit nach der Stadt, aber nur um seitens der republikanischen Partei ebenso kühl abwehrend aufgenommen zu werden, wie zuvor von den Medici. Eben war Italien aufs neue der unglückliche Schauplatz der Kämpfe zwischen Frankreich und Spanien geworden, da sank einer seiner glühendsten Patrioten verkannt und unbeachtet ins Grab, um zunächst ein seiner nicht eben würdiges Nachleben zu feiern. Denn der erst nach seinem Tode gedruckte, dann aber in fast alle europäischen Sprachen übersetzte „Fürst“ hat zweifelsohne verderblich gewirkt, wie wenige Bücher. Die Tochter jenes Lorenzo, welchem Machiavelli seinen „Fürsten“ gewidmet hatte, Katharina von Medici, las das Werk ihres gefeierten Landsmannes ihren Söhnen vor und fand gelehrige Schüler an ihnen. Das blutige Schau-

Machiavellis Ausgang. *22. Juni 1527.* *1532.*

spiel der Religionskriege in Frankreich, die vollendete Despotie Ludwigs XIV. atmen den Geist des Florentiner Staatsmanns, der bei fast allen Regenten und Ministern der folgenden zwei Jahrhunderte in außerordentlichem Ansehen stand. Jeder kleine Despot glaubte sich berechtigt und verpflichtet, die im „Fürsten" gegebenen Lehren sorgfältigst zu studieren und genau zu befolgen; das letzte Kapitel betrachtete er dann freilich als eine leere Tirade. Und wie gerade solche Fürsten, für welche Machiavelli nicht geschrieben hatte, ihn priesen, so begegnete ihm das noch größere Unglück, daß ein Fürst, der wie wenige in der Lage und von der Begabung war, wie Machiavelli voraussetzt, und der ihm in bezug auf Beurteilung von Welt und Menschen nahe genug stand, den Namen Machiavelli durch eine, die geschichtlichen Verhältnisse, unter welchen der „Fürst" entstanden ist, freilich ignorierende Kritik der sittlichen und politischen Grund-
1740. sätze dieses Werkes gleichsam an den öffentlichen Schandpfahl anschlug. Dies geschah in Friedrichs des Großen (beziehungsweise Voltaires) Antimachiavelli, dessen Geißelschläge freilich fast nur jenen Machiavelli treffen, welcher die Autorität der kleinen und großen Souveräne der damaligen Gegenwart war, nicht aber den Machiavelli der Geschichte. Nichtsdestoweniger haftete infolge des Antimachiavelli lange Zeit der schwerste Bann auf dem Andenken des Staatssekretärs von Florenz und manche verdammten vielfach den Meister, nur um sich nicht als gelehrige Schüler zu verraten.

3. Die Geschichtschreibung.

An Machiavelli schlossen sich eine ganze Menge von untergeordneten Schriftstellern an. So an seine „Abhandlungen über Livius" die „Abhandlungen über
Scipione Ammirato. † 1601. Tacitus" von Scipione Ammirato, der auch eine Geschichte von Florenz geschrieben hat, die „Politischen Abhandlungen" (Discorsi politici) von Paolo Paruta
Giovanni Bottero. † 1617. und das weniger bekannte Werk über Staatskunst von Giovanni Bottero (Della ragione di stato e relazioni universati). Überhaupt hat kein andres Volk im sechzehnten Jahrhundert eine so große Anzahl politischer Schriftsteller und Geschichtschreiber aufzuweisen, als die Italiener. Die allgemeine Geschichte ihrer Zeit haben
Paolo Giovio. † 1552. lateinisch geschrieben Paolo Giovio, Bernardo Ruccellai, Galeazzo Capra und Giorgio Florio. Unter den italienisch schreibenden Historikern aber nimmt neben Machiavelli den zweiten Platz der berühmte, wenn auch nicht allzu zuverlässige
Francesco Guicciardini. 1482—1540. Francesco Guicciardini ein, gleichfalls ein Florentiner und von Stand ein Jurist. In die Staatsgeschäfte trat er erst nach Machiavellis Sturz ein und erwies sich im Gegensatz zu diesem als ein Staatsmann nach regelmäßiger Schulung und Lebensführung, namentlich aber auch als unveränderlicher Anhänger des Hauses Medici. Später trat er in die Dienste der Päpste Leo X. und Clemens VII., welche ihn zum Statthalter nördlicher Provinzen, ja sogar zum General machten. Als solcher half er die Schlacht von Pavia verlieren. Später wurde er eines der thätigsten Werkzeuge zum Untergange der Freiheit seiner Vaterstadt; beiseite geschoben, zog er sich auf sein Landgut Arcetri bei Florenz zurück und schrieb in den letzten fünf Jahren seines Lebens die erst nach seinem Tod veröffentlichte „Geschichte Italiens" (istoria d'Italia). Die-
1561—1564. selbe behandelt die Zeit von 1494 bis 1534; von demselben Patriotismus eingegeben wie Machiavellis Schriften will sie gleich diesem ein Spiegel wahrer Politik sein. Sein Stil ist harmonischer, auch breiter und geschwätziger, als derjenige Machiavellis, mit welchem er übrigens in Livius dasselbe Vorbild gemein hat. Der Affekt spielt eine bei weitem größere Rolle, und der Stellen, da er die Farben stark aufträgt, sind nicht wenige. Bis zum Übermaße endlich ist seine Geschichtserzählung von Prunkreden überladen, die er nach dem Vorbilde der Alten den Häuptern der Staaten und Armeen in

den Mund legt. Aber scharfsinnige Beobachtung der Verhältnisse, Kenntnis der Men-
schen und eine edle, humane Gesinnung zeichnen sein Werk immer noch vorteilhaft ge-
nug vor vielen gleichzeitigen Erscheinungen aus. Fortgesetzt wurde es auf Verlangen
des Großherzogs Cosimo in Giambattista Adrianis „Geschichte seiner Zeit" (Istoria Giambattista Adriani.
de' suoi tempi). † 1579.

Auch an Spezialgeschichten einzelner Städte und Zeiträume fehlt es nicht und be-
sonders erscheint in dieser Beziehung Florenz nach wie vor reich gesegnet. Viele, zum
Teil selbst dabei beteiligte Männer haben den Untergang der Freiheit und Republik
beschrieben. Die Geschichte Venedigs stellte zuerst in einem größeren Werke der Kar-
dinal Bembo dar, aber ohne inneren Beruf und mit fast lächerlicher Nachahmung
antiker Muster; er sowie vor ihm Andrea Navagiero und nach ihm Paolo
Paruta arbeiteten im Auftrage der Republik. Für Neapel ist die mehr poetische, als
geschichtlich treue und durch unangemessene Parteinahme für die Sache des Papstes ge-
kennzeichnete Arbeit des Lyrikers Angelo di Costanzo und die ungleich bessere des Angelo di Costanzo.
Gianantonio Summonte zu nennen. In allgemeinere europäische Verhältnisse 1507—1590
ließen sich ein der als Sprachpurist bekannte Bernardo Davanzati (lo scisma Gianantonio Summonte.
d'Inghilterra) und Lodovico Guicciardini (Commentari delle cose d'Eu- † 1602.
ropa). Die Arbeiten der deutschen Reformation zwangen die katholische Kirche, auch
ihrerseits an die Darstellung ihrer Vergangenheit zu denken. Dies geschah vor allem
in dem lateinisch geschriebenen Werk des Kardinals Cäsar Baronio. Unmittelbar Cäsar Baronius. † 1607.
der italienischen Litteratur zu gute aber kamen die theoretischen und geschichtlichen
Untersuchungen, zu welchen die hohe Blüte der Kunst Veranlassung gab. Dahin ge-
hören die architektonischen Schriften von Vignola, Palladio und Scamozzi,
deren Tendenz noch gelegentlich der Kunst zur Sprache kommen wird; ferner Rafael
Borghinis Gespräch über Malerei und Skulptur (il riposo) und des oben genannten
Lodovico Dolce Dialog über Malerei. Letzteres Werk erschien eben, als die kunst- 1557.
liebende Welt Italiens nichts kennen und anerkennen wollte außer Michelangelo, wäh-
rend Dolce auch den Rafael und die Meister von Venedig zu ihrem Recht kommen
läßt. Merkwürdig ist, daß dieses unparteiische und als endgültig erscheinende Urteil
dem Pietro Aretino in den Mund gelegt wird, nach welchem auch das ganze Gespräch
benannt ist. Um dieselbe Zeit erschien auch die erste Ausgabe der berühmten Samm- 1550.
lung von Künstlerbiographien von Vasari (Vite de' piu eccellenti pittori, scul- Vasari. 1512—1574.
tori ed architetti), eine seltsame Mischung von Wahrheit und Dichtung, und doch
für viele der darin behandelten Namen fast die einzige Quelle, die uns zu Gebote steht.
Man muß diese Lebensbeschreibungen lesen mit dem Gedanken, daß der Verfasser selbst
Künstler war und das Bedürfnis fühlte, seinem Buch eine gewisse gleichmäßige Durch-
führung zu geben. Er hielt sich gewöhnlich nur an das Verzeichnis der Werke eines
Künstlers und an vage Traditionen; die Lücken aber füllte er, indem er den allge-
meinen Dunst solcher Notizen zu Wolken ballte, lieber mit eigner Phantasie aus, als
daß er dies dem Leser überlassen hätte. So brachte er z. B. eine Biographie Michel-
angelos noch bei dessen Lebzeiten zu stande, in welcher so gut wie keine einzige genaue
Angabe sich findet. Aber eine gewisse Kunst und Methode liegt in diesem fabulierenden
Wesen, wodurch die Biographien zu kleinen Novellen wurden, die ihres Publikums
sicher waren. An ihn, wiewohl seiner darin nicht eben rühmlich gedacht ist, schließt
sich endlich noch die berühmte Selbstbiographie des Benvenuto Cellini an, eines Benvenuto Cellini.
der unterhaltendsten und belehrendsten Lebensbilder, sofern sich darin der Verfasser als 1500—1572.
echtesten Sohn seines Volks und seiner Zeit offenbart: von Anfang bis zu Ende
nichts als Reisen, Kunstunternehmungen, vornehme Beziehungen zu den Päpsten, den
Herzögen von Florenz und dem König Franz I., niedere Händel mit Kunstgenossen und

Nebenbuhlern, Liebesangelegenheiten, Intrigen, Zweikämpfe und Raufereien aller Art, die aber stets mehr große Worte als blutige Resultate herbeiführen, es sei denn, daß der rachsüchtige und leidenschaftliche Meister Benvenuto sich aufs Meucheln legt. Nichtsdestoweniger widerfahren ihm himmlische Gesichte, geschehen Wunder zu seinen gunsten und erzeugt sich ein Heiligenschein um sein Haupt. Mit besonders naiver Sorgfalt sind aber vornehmlich alle Komplimente gesammelt, die dem Verfasser jemals in Wort und Schrift gemacht worden sind, und nichts verabsäumt, um ihn als das erscheinen zu lassen, was sein Vater aus ihm hatte wollen werden sehen: der anschlägigste und erfindungsreichste Kopf seiner Zeit.

C. Der Verfall.

Allgemeiner Charakter der Epigonenzeit.

In den späteren Geistesprodukten des sechzehnten Jahrhunderts spiegeln sich bereits Mattigkeit, Übertreibung, Weichlichkeit und knechtischer Sinn. Die absolute Fürstengewalt auf der einen, die Inquisition und geistliche Reaktion auf der andern Seite hatten die schöpferische Kraft auf allen Gebieten erstickt. Schon daß nach der mehr oder weniger ironischen Behandlung, welche die Ritterwelt durch Bojardo und Tasso, durch Folengo und Grazzini erfahren hatte, Tasso dieselbe wieder von der ernsten Seite fassen und im strengen Dienst der christlichen Hierarchie darstellen konnte, war ein Zeichen der Zeit. Noch zu seinen Lebzeiten wurde der Sieg der römischen Hierarchie über die reformierenden Bestrebungen, die von Deutschland und der Schweiz eingedrungen waren, entschieden. Dem philosophierenden Genius hatte der flammende Holzstoß die Fittiche gänzlich versengt; Galileis große Entdeckungen mußten sich ins Ausland flüchten, um Verständnis und Pflege zu finden. Dagegen wucherten im Schatten des bequemen Glaubens, der das Gute wie das Wahre nach Dogmen und Gebräuchen der Kirche schätzte, alle Laster und weichlicher, gedankenloser Lebensgenuß wurde immer mehr das Ziel aller Wünsche. Die allgemeine Schwächlichkeit, die seither eintrat, gibt sich sofort an der Vorliebe für das durch Tassos Amynt eingeführte,

Hirtendramen und Opern.

an überfeinerten Höfen stets begünstigte Hirtendrama zu erkennen. Diese Art von Schauspielen war in jener erschöpften und überreizten Zeit sehr beliebt; die Aufführungen vollzogen sich mit großem Pomp und Luxus. Die Dialoge waren mit Gesangstücken durchwebt, was bei der gleichzeitigen Ausbildung der vielstimmigen Musik rasch zur Oper führen mußte; welche dann im siebzehnten Jahrhundert das italienische Theater beherrscht. Als eine Art Übergang dazu können die Leistungen von Battista Guarini gelten, welcher, gleichfalls am Hofe von Ferrara lebend, Tassos Amynt nachahmte und übertraf im „treuen Hirten"

Das Epos.

(Pastor fido). Daneben fand auch das romantische Epos noch Bearbeiter, unter deren Händen es aber nur immer flacher und gehaltloser werden mußte, da der Gegenstand, das Rittertum, den Menschen dieser Zeit immer fremder, die Gläubigkeit immer äußerlicher wurde und auch die ironische Behandlung bereits zu sehr verbraucht erschien. Der Übergang zur eigentlichen komischen Epopöe

war daher ein natürlicher und naheliegender; er vollzog sich in dem „geraubten Eimer“ von Alessandro Tassoni. Der letzte, welcher in der epischen Litteratur ein ungewöhnliches Aufsehen erregte, aber durch seinen Einfluß auch diesen Zweig der Dichtung ganz zum Untergange brachte, war der Neapolitaner Marini in seinem kolossalen, halb idyllischen, halb epischen und mythologischen Gedicht Adonis. Alles, was lebhafte Phantasie, melodische Sprache und üppiges Kolorit leisten können, findet sich bei ihm und teilweise auch noch in seiner Schule. Aber Energie und Männlichkeit der Empfindung, Kraft und Gedrängtheit der Diktion, Kühnheit und Feuer der Ausbildung war dahin. Im siebzehnten Jahrhundert erschlaffte während eines fast ungestörten Friedens die Nation, die sich noch immer einbildete, im Reiche des Schönen die tonangebende zu sein, zusehends und der schöne Funke der künstlerischen Begeisterung und des Geschmacks erlosch zuletzt vollends. Auch der italienischen Fürsten, die Sinn für litterarische Bestrebungen hatten, wurden immer weniger. Nur das Haus Medici verleugnete bis auf den letzten Abkömmling des großen Cosimo seine Ahnentugend nicht. Was die Herzöge von Parma thaten, kam mehr der Oper, was die Fürsten von Savoyen leisteten, mehr der Wissenschaft als der Poesie zu gute. Die unzähligen Akademien verhandelten fort und fort mit subtiler, oft abgeschmackt werdender Pedanterie belletristische Kleinigkeiten, bis diese Institute selbst allmählich eingingen. Ein Verdienst erwarb sich wenigstens die Crusca dadurch, daß sie anfing, ein italienisches Wörterbuch zu bearbeiten und dadurch der Sprache mehr 1612.
Festigkeit zu verleihen.

1. Die Dichter.

Die Zeit nach Tasso liefert einige Lehrgedichte, wie über die Seefahrerkunst von dem auch als Idyllendichter bekannten Bernardino Baldi (Nautica), vornehm- Bernardino Baldi.
lich aber Pastoraldichtungen, unter denen das Werk des neben Tasso am ferrarischen † 1617.
Hof wirksamen, gewandten Weltmannes und Prozeßkrämers Battista Guarini bei Battista Guarini.
den Italienern als klassisch gilt. Der „treue Hirt“ des damaligen ferrarischen Staats- 1537–1612.
sekretärs wurde aufgeführt, als Tasso für wahnsinnig galt und trug nicht wenig dazu bei, 1585.
ihn in den Hintergrund zu drängen. In der That bietet er mehr Handlung und Verwickelung, als der Amynt; überdies erheben sich Guarinis Knaben und Mädchen hoch über die Natur der von ihnen bewachten Herde und führen, gleichsam als Beisitzer eines romantischen Gerichtshofes der Liebe, stets hochweise und vortreffliche Sentenzen im Munde. Die Chöre in solchen Pastoralen wurden gewöhnlich gesungen, und daraus entstand der Gedanke, ganze Stücke mit Musik zu begleiten. Die ersten Versuche machte
Ottavio Rinuccini, der sich zu diesem Behufe mit dem Musiker Jacopo Peri Ottavio Rinuccini.
verband. So entstand die erste Oper (Opera per musica) in Gestalt der in Florenz † 1621. 1594.
inszenierten Daphne. Bald darauf führte man ebendaselbst zur Feier der Vermählung 1600.
Heinrichs IV. mit Maria von Medici die Eurydice auf mit Text von Rinuccini, Musik von Peri, Corsi und Caccini. Als nächste Leistung schloß sich desselben 1608.
Dichters Ariadne an, welche ein großer Komponist Monteverde in Musik gesetzt hat. Kaum war so die ernsthafte Oper vorhanden, so trat ihr auch schon die komische an die Seite, indem Orazio Vecchi in seinem „Amphiparnaß“ die gesamte Kunstkomödie 1597.

mit allen ihren Masken in Musik brachte. Der große Anklang, welchen diese Erzeugnisse fanden, hat die Oper schon im siebzehnten Jahrhundert zum eigentlichen Lieblingsdrama der Italiener gemacht und die Ausbildung der Tragödie auf lange Zeit behindert. Denn die Oper bedarf nur Situationen und Empfindungen, sie kann der höhern Menschenkenntnis, die das Drama voraussetzt, entbehren. Aber nicht bloß die
1615. Tragödie, auch das Lustspiel sank außerordentlich, und nur ein einziges Stück aus dieser Epoche hat klassischen Wert behalten, die Tancia des jüngeren Michelangelo, eines Enkels des Malers, eine ländliche Komödie im florentinischen Bauerndialekt. Dagegen galt der „treue Hirt" Guarinis auch dem ganzen folgenden Jahrhundert als eines der göẞten Meisterwerke der Kunst.

Giambattista Marini. 1569—1625. Der nächste bedeutende, ja im Grunde der einzige wirkliche Dichter dieser Zeit des Verfalls ist Giambattista Marini, der eine Vergötterung gefunden hat, wie sie weder Ariosto noch Tasso zu teil geworden. Ein beweglicher, erfindungsreicher Neapolitaner, fand er zuerst in Rom an dem Kardinal Aldobrandini, dann in Turin am Herzog Karl Immanuel, endlich in Paris an der Königin Maria von Medici, schließlich wieder in Rom an Papst Urban VIII. freigebige Gönner und Mäcenate. Er ist der eigentliche Tausendkünstler unter den italienischen Dichtern. Mit allen ihren Mängeln behaftet, erhebt er sich doch durch Phantasie und melodische Fülle des Ausdrucks hoch über alle Zeitgenossen und drückt der ganzen schönen Litteratur der Folgezeit ihren eigentümlichen Charakter auf. Kein Dichter hat es so sehr verstanden, von sich reden zu machen. Überall, wohin man kommt, entzündet sich für und wider ihn ein Federkrieg und entsteht schriftstellerischer Skandal. Aber am Ende lief alles in immer neue Triumphe des übermütigen Geistes aus, der, voll Vertrauen auf seine Kraft, der Vernunft zu gehorchen unter seiner Würde fand, jedes Gesetz des Geschmacks übertrat und doch, wo ihn sein guter Genius leitete, wie im Fluge die wahrhafte Schönheit zu treffen verstand. Es ist, als ob die bezaubernde Fülle der üppigen Natur seines Vaterlandes in seine Gedanken und Bilder übergegangen wäre. Den einem verfeinerten Zeitalter eigentümlichen Verfall aber stellt Marini besonders in der Unnatur der Reflexion dar, welche, den prunklosen Ausdruck des Gefühls verschmähend, stets auf irgend etwas Außerordentliches, auf exzentrische Einfälle, weither geholte Bilder und pikante Vergleichungen bedacht ist. Schon in Tassos Madrigalen und in Guarinis Hirtenspiel macht sich eine gewisse Liebhaberei für das Spielende und Geschraubte in den Gegensätzen der Gedanken und Bilder bemerkbar. Auf Marini aber führt sich jenes förmliche Haschen nach brillanten Kontrasten und überraschenden Vergleichungen, die man jetzt vorzugsweise „Gedanken" (concetti) nannte, zurück. Er ist, entsprechend den gleichzeitigen Malern, der eigentliche Führer wie der Marinisten, so auch der Manieristen, zugleich auch der Fa Presto in der Litteratur. Er behandelte alles mit demselben bald natürlichen, bald erkünstelten Enthusiasmus; er wurde mit allem gleich schnell fertig, mit Sonetten, Idyllen, Kanzonen, Epithalamien, panegyrischen, epischen, satirisch-polemischen Gedichten, und solange ein Gegenstand noch irgend eine poetische Seite hatte, ließ er ihn auch nicht los. Sogar das wilde Schwein macht, ehe es dazu übergeht, den Adonis zu zerreißen, einige Augenblicke poetischer Rührung durch. Nie sann Marini anf gedrängte und energische Darstellung. Dafür aber war er an Wendungen und Bildern, wie an melodischen Reimen unerschöpflich, besonders wenn er sich dabei auf schlüpfrigem Boden bewegen konnte. Entnervende sinnliche Zustände und Genüsse bilden sein eigentliches Element. Und diesem entspricht auch ganz die Form. Einen Bilderpomp, so überladen und unendlich, Metaphern so übertrieben und falsch, wie Marini, hatte noch kein italienischer Dichter aufzubieten vermocht. Zugleich liebt es sein spitzer Verstand mit blendender Sophistik, Widersprüchen und Gegensätzen aller Art zu spielen.

Nur darauf kam es ihm auch schließlich an. Der Inhalt war ihm völlig gleichgültig. Hat er sich doch selbst gegen seine Natur an fromme Stoffe herangemacht und bald die Zerstörung Jerusalems (Gerusalemme distrutta), bald, und zwar in sechs Gesängen, den bethlehemitischen Kindermord (Strage degli innocenti) besungen. Sein berühmtestes, größtes und zugleich auch für seine Manier bezeichnendstes Gedicht ist die halb epische, halb idyllische Dichtung Adonis mit ihren zahllosen Metaphern, Antithesen, Wortspielen, Schlüpfrigkeiten, Zauberfesten und Wunderdingen. In nicht weniger als zwanzig langen Gesängen behandelt er hier am Beispiele der Venus und ihres Lieblings das Thema der Liebe. In jeder Beziehung hatte er in diesem mit unbegrenztem Beifall in Italien und Frankreich aufgenommenen und für die Geschmacksrichtung des siebzehnten Jahrhunderts entscheidenden Gedicht den Ton der Zeit getroffen; aber bis zu dem Äußersten von Unsinn und Geschmacklosigkeit zu gelangen, welches seine Nachbeter Claudio Achillini, Girolamo Preti, und wie sie alle heißen mögen, erreichten, hinderte ihn die wahrhaft poetische Ader, die stets in ihm pulsierte. Auch als Lyriker leistete er, besonders im Sonett, Vorzügliches, übte aber trotzdem einen sehr nachteiligen Einfluß, sofern er der erste italienische Dichter von Talent und Ruf war, welcher die rein käufliche Gelegenheitspoesie pflegte und deren Spielarten, als da sind Lob-, Hochzeits- und Leichengedichte, als gleichberechtigt mit der freien Kunstschöpfung im Reiche der Dichtkunst einbürgerte. Auch hier haben dann die Schüler nur die schlechten Seiten überboten, in den Lob- und Leichengedichten die Kriecherei, in den Hochzeitgedichten die Frivolität.

Während heute die Werke der sog. Marinisten längst verschollen sind, haben einige andre Dichter, die sich entweder ganz oder doch teilweise von dieser Schule fern hielten, ihren Ruf bis auf die Gegenwart bewahrt. Unstreitig der erste unter ihnen ist der Hofkavalier des Großherzogs von Toscana, Alessandro Tassoni, dessen „Eimerraub" (la secchia rapita) den reinen Stil und die Laune Ariostos aber ohne dessen Phantasie erkennen läßt. Der Knoten der Fabel ist historisch und betrifft einen Eimer, den die Modenesen von den Bolognesen erbeutet hatten und der jetzt noch als Trophäe in Modena zu sehen ist. Die Bolognesen machen nun allerhand lächerliche und vergebliche Anstrengungen, den Eimer wieder zurückzuerlangen. Das Ganze ist also ein Karikaturbild der oft um Kleinigkeiten entbrannten italienischen Städtekriege des Mittelalters. Im Gedicht selbst heißt es, der Eimer sei hier, was die Helena bei Homer; auch mischen sich die griechischen Götter in den Streit. Sie fahren in Staatskutschen vor Jupiters Palast an und steigen zur Erde herab, um Hilfstruppen für die streitenden Mächte zu werben, wobei Bacchus unter den Deutschen Rekruten sammelt — ein stehender Witz der Italiener. Die Priorität in Erfindung des komischen Epos machte ihm übrigens Francesco Bracciolini streitig, der zuerst ein ernstes Epos „Das wiedereroberte Kreuz" (la croce racquistata), und, als dieses entschieden ins Wasser fiel, die „Verspottung der Götter" (lo scherno degli dei) schrieb, in burlesker Weise die Rache der Venus darstellend dafür, daß Vulkan sie samt dem Mars in ein Netz eingesponnen und dem Gelächter der übrigen Götter preisgegeben hatte. Ein ähnliches possenhaftes Reimwerk schrieb der Florentiner Lorenzo Lippi, von seinen Landsleuten hoch gepriesen, nicht sowohl um seiner Witze, als um der florentinischen Provinzialismen willen, die er in seinem „eroberten Tischtuch" (il malmantile racquistato) untergebracht und verewigt hatte. Überhaupt überwucherte jetzt die komische Epopöe ebenso wie im Jahrhundert zuvor die romantische, und mögen als weitere Produkte noch „Der Eselskrieg" von Carlo de' Dottori, die „Narrheiten der Gelehrten" von Bartolommeo Bochini, das „Leben des Mäcenas" von Cesare

Alessandro Tassoni. 1565—1635.

Francesco Bracciolini. 1566—1645.

Caporali und vor allem der populäre „Bertoldo" von Giulio Cesare Croce genannt sein.

Gabriello Chiabrera. 1552—1637. Zu den selbständigsten Dichtern der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und zu den fruchtbarsten aller Zeiten gehört Gabriello Chiabrera aus Savona, der zuerst in Rom humanistischen Studien ergeben, fast die ganze spätere Hälfte seines langen Lebens der Poesie widmete, sich in allen Gattungen derselben versuchte und wenigstens insofern das Ziel seines Ehrgeizes, ein poetischer Kolumbus zu werden, erreichte, als er für die Lyrik anstatt Petrarcas neue Vorbilder in Pindar und Anakreon aufstellte, jenen für die Ode, diesen für das leichte Lied. Während er aber die Weichlichkeit seiner marinistischen Zeitgenossen vermied, verfiel er in Schwulst und hochtrabendes Wesen, besonders in seinen, alle Potentaten der Gegenwart besingenden Hymnen. Neben Fulvio Testi. 1593—1646. Chiabrera schlug unter den Lyrikern von Bedeutung nur der Graf Fulvio Testi aus Modena einen eignen Weg ein, insofern er sein Vorbild in Horaz suchte, dessen praktische Lebensweisheit er in italienische Kanzonenform zu stecken suchte; außerdem hat er Opern und Trauerspiele und hätte noch mehr geschrieben, wäre er nicht ein Opfer der Despotenlaune der kleinen Tyrannen von Modena geworden.

Auf dem Gebiete der Satire zeichneten sich, so reichlichen Stoff auch die Zeit dar-Salvator Rosa. 1615—1675. bot, nur wenige Dichter aus, vor allen der Maler Salvator Rosa, der keck und spöttisch, zugleich voll tiefer Empfindung für die Unarten und das Unedle in der menschlichen Gesellschaft, die Geißel geschickt schwang und durch Ermäßigung seiner bissigen Laune vielleicht noch größere Erfolge erzielt hätte.

2. Die Prosaiker.

Die Prosa endlich teilte vollkommen den Verfall der Poesie. Was Heroen der Naturwissenschaften schrieben, wie Galileo Galilei, Vincenzo Viviani, Giambattista Riccioli und andre, gehört in die Geschichte der Physik, der Astronomie und der Naturforschung, Telesios, Cardanos, Vaninis, Campanellas Werke in die der Philosophie. Die Geschichte fand zwar trotz der Ungunst der Zeit viele Bearbeiter, aber darunter wenige, welche Selbsterlebtes schilderten. Zu diesen Arrigo Caterino Davila. 1576—1631. letzteren gehört Arrigo Caterino Davila, ein am französischen Hofe und im Heer thätig gewesener Italiener, der dann in Venedig zu hohem Ansehen stieg und wegen seines Degens nicht minder gefürchtet war als wegen seiner Feder. Er starb durch Meuchelmord. Ein Jahr vor seinem Tode gab er die Geschichte der französischen Bürgerkriege (Storia delle guerre civili di Francia) heraus, den Zeitraum von 1559—1598 umschließend. Der Verfasser war mit den handelnden Personen, mit den Sitten und dem Charakter des Volks und mit den Intrigen des ränkesüchtigen Hofes aufs genaueste bekannt, daher seine Schilderungen höchst lebendig und anziehend sind. Durch genaue Erforschung und Darstellung der Triebfedern und Beweggründe, von denen die handelnden Personen bestimmt wurden, führte er den geschichtlichen Pragmatismus auf eine oft geradezu gefährliche Spitze. Er geht von der Ansicht aus, daß es sich bei jenen Kriegen im Grunde nur um den Kampf zweier entgegengesetzter Faktoren und den Versuch einer schwachen Regierung gehandelt habe, beide im Zaume zu halten und über sie Herr zu werden. So sieht er in der ganzen Geschichte nichts als ein Getriebe von selbständig gegeneinander kämpfenden Intrigen, und es geht ihm das Verständnis der geistigen und religiösen Elemente, die dabei zuletzt entscheidend im Spiele waren, verloren.

Guido Bentivoglio. 1579—1644. Eine Erwähnung verdient ferner der Kardinal Guido Bentivoglio, der als päpstlicher Nunzius lange in den Niederlanden gewesen war und eine Geschichte des nieder-

ländisch-spanischen Kriegs (Storia delle guerre di Fiandra) verfaßte. Die übrigen Geschichtswerke dieses Zeitraums sind ohne Ausnahme nur Früchte gelehrten Forschens und Sammelns. Ein wahrhaft ausgezeichnetes Werk ist auf dem Gebiete der Kirchengeschichte hervorgetreten, die „Geschichte des Tridentiner Konzils" (Istoria del concilio Tridentino) von dem Venetianer Paolo Sarpi, einem Manne, der die verschiedensten Wissenschaften, Physik, Chemie, Mathematik, mit gleicher Gründlichkeit durchdrungen hatte und namentlich ein tiefer Kenner des Kirchenrechts war. Wiewohl Mitglied des Servitenordens, verteidigte er im Interesse des venetianischen Senats als Konsulent der Republik die Freiheit der weltlichen Regierungen gegen die päpstliche Gewalt so tapfer, daß Paul V. ihn in den Bann that. Seine Geschichte des Tridentinums, deren Sprache und Darstellung ebenso ernst und würdig wie die Charakterzeichnung treffend und tiefgehend ist, erschien zu London unter dem Namen Pietro Soave Polano. Weniger glatt in der Form, aber tiefer und gehaltvoller, als Davilas Werk, dient sie ganz der Durchführung eines Grundsatzes. Sie will nachweisen, daß die Kirchenspaltung hätte können verhütet werden, wenn nur der römische Hof sich hätte bescheiden und seine widerrechtliche Hoheit in weltlichen Dingen rechtzeitig aufgeben können. Die freisinnige und unparteiische Darstellung der auf dem Konzil spielenden Intrigen Roms schadete natürlich dem päpstlichen Ansehen entschieden. Der Verfasser entging auch nur mit Mühe den Streichen der wider ihn ausgesandten Banditen. „Dies ist der Griffel der römischen Kurie," rief er, als ihn ein Dolchstich an den Rand des Grabes gebracht hatte.

Paolo Sarpi. 1552—1623.

An Geist und Kraft steht der Geschichte Sarpis weit nach die gegen ihn, im päpstlichen Interesse, geschriebene Geschichte des Tridentiner Konzils von dem Kardinal Pallavicini (Istoria del concilio di Trento, 1656—1657). Ein ganz anders gearteter Mann aus derselben angesehenen Familie war Ferrante Pallavicini, welcher um seiner in Prosa geschriebenen Satire, genannt „Die himmlische Ehescheidung" (il divorzio celeste), willen, zu Avignon enthauptet worden ist. Im himmlischen Ehestandsgericht wird auf Scheidung Christi von seiner Braut, der Kirche auf Erden, erkannt wegen des lästerlichen Lebens, das diese führt. Nun melden sich die lutherische und reformierte Kirche als Bräute; der himmlische Bräutigam aber will forthin im Cölibat leben.

Sforza Pallavicini. 1607—1667. Ferrante Pallavicini. † 1644.

D. Die bildende Kunst in Italien.

Litteratur. Außer den umfassenderen Werken über die Geschichte der Kunst im allgemeinen, der Malerei und der Architektur insonderheit von Kugler, Lübke, Förster u. a. wurden die zahlreichen Monographien über einzelne Künstler, ganz besonders Hermann Grimms „Leben Michelangelos (5. Aufl. Hannover 1879) und „Leben Rafaels von Urbino" (1872 f.) und Julius Meyers „Correggio" (1871) benutzt; dazu Hettner, Italienische Studien, zur Geschichte der Renaissance (Braunschweig 1879), Burckhardts lehrreiches Werk „Der Cicerone" (2. Aufl. 1869 mit Erweiterungen von Mündler), sowie die Geschichte der italienischen Malerei von Crowe und Cavalcaselle. Deutsch von Max Jordan. Leipzig 1883, 3 Bde., und die biographisch-kunstgeschichtlichen Werke: Tizians Leben und Werke von M. Jordan und: Raffael, sein Leben und seine Werke von Aldenhoven.

1. Die Heroen der höchsten Kunstblüte.

Es war eine Folge der allgemeinen, gerade für Italien äußerst günstig sich gestaltenden Kulturverhältnisse, daß derselbe Zeitraum, den wir als den Höhe-

Übergang von der Litteratur zur Kunst.

punkt der schönen Litteratur kennen lernten, das sechzehnte Jahrhundert in seinen ersten Dezennien, auch den Gipfelpunkt der Entfaltung der bildenden Künste, wie er bezeichnet wird durch die großen Namen Lionardo, Raffael, Michelangelo, in sich schließt. Es kann sogar kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Gipfelpunkt im allgemeinen menschlichen Kulturleben eine noch ätherischere Höhe bezeichnet, als das Ziel, welches der Aufschwung der Litteratur in Poeten wie Ariosto und in Prosaikern wie Machiavelli erreicht hatte.

Im allgemeinen zwar besteht ein deutlich wahrnehmbares Wechselverhältnis zwischen der Dichtkunst und der Malerei Italiens. Einerseits sind die größten Maler zugleich nebenher auch Dichter, anderseits verweilen Bojardo, Ariosto und Tasso in Schilderung ihrer Fürsten- und Feenschlösser mit besonderer Vorliebe bei der Beschreibung der sie schmückenden Gemälde. Im Anfang seines dreiunddreißigsten Gesanges rühmt Ariosto die noch lebenden oder jüngst verstorbenen Maler, Mantegna, Lionardo, Giambellin, die beiden Dossi und Michelangelo. Auffallend erscheint es auf den ersten Anblick, daß keiner dieser berühmten Künstler den in späteren Jahrhunderten malerisch so gern behandelten Inhalt jener großen Heldengedichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat. Man malte eben durchweg auf Bestellung, und die Besteller forderten Verherrlichungen der Religion und Kirche, Porträte u. dgl. Aber der Gedanke, etwa ein gleichzeitig viel gelesenes Dichterwerk zu illustrieren, lag durchaus fern. Überhaupt hatten die großen Namen, welche auf dem Gebiete der bildenden Kunst auftraten, nicht eben Ursache, mit derselben Bewunderung auf die Dichter hinüberzublicken, wie diese auf jene. Schon die einfache Erwägung des Erfolgs genügt, um den ganz erheblichen Unterschied der künstlerischen Kraft gewahren zu lassen, über welche man beiderseits verfügt. Was sind uns heute Ariosto und Tasso? Was dagegen Raffael und Michelangelo? Wie wenig Dichter ersten Ranges überhaupt gegenüber der großen Zahl unsterblicher Malernamen! Auf seinem Parnaß weiß Raffael verhältnismäßig nur wenig Gestalten von Poeten aus der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit anzubringen. Und doch versuchte sich im Dichten damals fast jeder. Auch die großen Maler selbst sorgten sozusagen für ihre poetischen Bedürfnisse. Lionardo war ein Meister des Saitenspiels, Raffael und Michelangelo dichteten Sonette. Der Geist der Poesie war über alle ausgegossen; eine aristokratische Gnadengabe aber waren und blieben die Kränze auf dem Haupte dieser drei Heroen der bildenden Kunst, die sich als allen übrigen Offenbarungen des Geistes weit überlegen erwies. Aus Vasaris Malerbiographien geht hervor, daß man ein schönes Bild damals als ein gutes Werk im theologischen Sinne betrachtete, dadurch selbst Sünden gesühnt werden können. Auf die Schöpfungen dieser Kunst blickten die übrigen als auf außergewöhnliche Leistungen; zu ihrer Feier diente auch die Dichtkunst. Wie Benvenuto Cellini erzählt, hat sich eine Flut von Sonetten ergossen, als Michelangelos Sakristei von San Lorenzo und sein

eigner Perseus zuerst gezeigt wurden, ein poetischer Sturm der Verachtung dagegen sich erhoben wider Bandinellis Werke. Erst im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts bereitet sich auch in Italien wie allenthalben die Oberherrschaft der Litteratur vor. Bis zu diesem Wendepunkt gilt es nun, die Entwickelung der bildenden Kunst zunächst zu verfolgen.

Wir haben die Geschichte der italienischen Skulptur und Malerei (IX, 389f.) bis in jene Tage fortgeführt, da die Kunst nicht bloß der realen Elemente der Darstellung Herr geworden war, sondern auch der einzelne Künstler nicht mehr sich abmühen mußte, wie gut oder schlecht er etwa mit den überkommenen Gegenständen der heiligen Geschichte fertig werde. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sind diese vielmehr Stoffe geworden, mit welchen der schaffende Wille des Künstlers frei schaltet, über denen sein gestaltender Genius fessellos schwebt und waltet. Die Natur soll freilich nachgeahmt werden, aber alle Herbigkeit der Form wird doch nicht minder folgerichtig vermieden. Der Wiederschein des mächtig erwachten Schönheitsbedürfnisses offenbart sich überall in Anmut und Ebenmaß. Das Studium der Antike hatte den Geschmack gebildet und geläutert, so daß man, mit einer hohen und freien Anschauung der Welt und des Lebens begabt, nunmehr im stande war, den großen Überlieferungen der Vergangenheit aufs würdigste zu entsprechen. Alle körperliche Erscheinung soll zugleich ein erhabenes Geistesleben bekunden, und ein bloß sinnlicher Naturalismus kann jetzt nicht mehr aufkommen. Aber so durchgreifende Veränderungen sind freilich nicht denkbar, ohne daß sofort jene althergebrachten biblischen und legendarischen Stoffe selbst die gewaltigste Metamorphose erleiden. Wir werden alsbald an Lionardo da Vincis Abendmahl, Raffaels Verlöbnis Marias, Michelangelos Menschenschöpfung typischen Mustern dieser durchgreifenden Veränderung der Auffassung begegnen. Allgemeine Charakteristik.

Aber obgleich die Mehrzahl der künstlerischen Kräfte sich der Malerei zuwandte, so fanden doch gerade während der Blütezeit stets die lebhaftesten Wechselbeziehungen dieser Kunst mit der Skulptur und der Architektur, und fast noch mehr zwischen diesen beiden letztgenannten Künsten selbst statt. Schon die drei großen Namen, die wir eben genannt haben, bezeugen in glänzendster Weise die Allseitigkeit dieses Strebens.

Noch ist zu Beginn dieser Periode Florenz der Mittel- und Ausgangspunkt alles künstlerischen Lebens. Hier sah der Herbst 1504 die drei größten Meister Italiens zufällig beisammen, Lionardo da Vinci und Michelangelo Buonarroti im Begriffe, einen künstlerischen Zweikampf einzugehen, in welchem es sich um eine ungeheure Beute von Ruhm handelte; zwischen beiden als erste Meister ihrer Zeit bereits anerkannten Größen der jugendliche, achtzehnjährige Raffael Santi, noch ohne feste Pläne und eigne Gedanken, nur erst mit der Ahnung der großen Zukunft im Herzen, welcher er entgegenging. Während aber Lionardos Wirksamkeit schon damals längst Mailand angehörte, wo er die Örtliche Bedingungen.

eigentümliche Richtung der bereits bestehenden lombardischen Schule zu ihrer schönsten Entfaltung brachte und in seinem Abendmahl das erste im großen Stil der Neuzeit gehaltene Werk schuf, sollte der vorzüglichere Teil des Wirkens der beiden andern dem römischen Boden vorbehalten bleiben. Schon das nächste Jahr berief den einen von ihnen an die Seite des kühnen Papstes, der zuerst die ganze Größe dieser Männer zu würdigen verstand und mehr denn Leo X. verdient, als eigentlicher Schöpfer der römischen Kunstblüte gefeiert zu werden, an die Seite Julius II. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so ließ er den Baumeister Sangallo nach Rom kommen, der ihn seinerseits auf Michelangelo aufmerksam machte. Zugleich mit ihm erschien ebendaselbst Italiens größter Architekt, Bramante. Diese Männer waren es, welche den Plan faßten, die ganze Petersbasilika am Vatikan, einen Bau aus den ältesten Zeiten der römischen Kirche, umzustürzen und an ihre Stelle den Riesentempel zu setzen, welcher heute Roms ersten Schmuck bildet. Bramante lieferte den Plan, während Michelangelo den Auftrag zu einem großen Grabmonument erhielt, welches sich der Papst selbst darin errichten lassen wollte. Gleichsam um die neue Kunstblüte im Namen der alten zu begrüßen und ihr die richtigen Wege zu weisen, stieg im Jahr 1506 eine der berühmtesten Gruppen antiker Skulptur, der Laokoon (II, 773), in den Ruinen des Tituspalastes aufgefunden, aus der Erde hervor. Die größte Zeit war für Rom angebrochen, als seit 1508 Michelangelo und Raffael, in nur geringer räumlicher Entfernung arbeitend, aber doch stolz neben einander hergehend, ohne sich zu berühren, die großen Gemälde im Vatikan schufen: jener scharf und finster, mit unerbittlicher Strenge richtend und scheidend, dieser liebenswürdig heiter, mit dem Zauber siegreicher Überlegenheit umgeben. Gehörten Michelangelos Ideale gleichsam einer höheren stärkeren Generation an, waren es immer ernste, großartige Gestalten, ja Halbgötter und Titanen, die er schuf, überhaupt übermenschliche Urbilder, an deren Verwirklichung er sich zerarbeitete, so war es dafür Raffael gegeben, zu schaffen, wie die Natur schafft, Gestalten, die aufs genaueste dem Durchschnittsmaße des menschlichen Geistes entsprechen, so daß sich die Beschauenden bei aller Bewunderung doch entzückt als ihresgleichen fühlen. „Michelangelo — sagt H. Grimm — arbeitete stoßweise; zu Zeiten mit ungemeiner Anstrengung, dann wieder lange brach liegend, in Bücher und philosophische Gedanken vertieft. Raffael kannte keine Jahreszeiten; immer Blüten und Früchte zu gleicher Zeit tragend, scheint er eine unerschöpfliche Fülle von Lebenskraft in sich gefühlt und auf alles um sich her ausgeströmt zu haben.“ So scharten sich in Rom die jungen Künstler wie ein Hofhalt um den glänzenden Genius, während dem ernsten, in sich gekehrten Manne damals fast nur Sebastian del Piombo zur Seite stand. Es war vor allem der Zauber der Farbe, womit Raffael wirkte, so daß neben den seinigen Michelangelos Gemälde fast nur wie gefärbte Zeichnungen erschienen. Und während die herbe Gewalt dieses Künstlers zu jeder Zeit vielen Menschen nicht recht

Persönliche Gegensätze.

zusagen wollte, überwand Raffael jeden Widerstand, und niemand konnte sich je der beglückenden Gewalt seiner Werke verschließen.

Blüte der Malerei in Raffael.

Die Ursache dieses beispiellosen Erfolgs liegt keineswegs etwa bloß in der zufälligen Begabung eines Individuums; es sind große weltgeschichtliche Gegensätze, welche sich hier finden und zu ebenso kraftvoller, wie harmonischer Einheit zusammenfügen. Raffael selbst hatte sich in seiner Jugend mit aller Innigkeit des Gemüts an die schwärmerisch-gläubige Auffassung der umbrischen Schule angeschlossen. Als er aber das abgeschiedene Bergland seiner Heimat mit Florenz vertauscht hatte und ihm das äußere Leben in seiner heitersten Kraft und Frische entgegengetreten war, da regte auch der Genius, der in ihm war, seine Schwingen mächtiger, und rüstigen Sinnes wandte er sich dem zu, was in andern Richtungen die großen Meister der Kunst vorgearbeitet hatten, was namentlich das klassische Altertum an künstlerischer Vollendung darbot. Aber zu noch höherer Kraft entwickelte er, von den günstigsten Verhältnissen emporgetragen, sich in seiner späteren römischen Zeit, da es ihm gelang, die beiden Richtungen, zwischen welche seine Jugend geteilt erschien, zu verschmelzen und die göttlichste Schönheit, wie sie seiner inneren Anschauung vorschwebte, der Menschheit zu offenbaren. In diesem Streben thut sich Raffael nie genug, wird nie fertig; mit seltenster moralischer Kraft vermeidet er jede Versuchung zu einer lediglich auf die äußere Schau berechneten Behandlungsweise. Was ihn davor bewahrt, ist jene ungetrübte Ruhe des Gemüts, die den eigentlichen Grundzug in seinen Werken bildet und ihnen das Gepräge der gediegensten Vollendung verleiht. So zeigen sie das tiefe, sinnige Streben des Christentums zur klarsten, klassischen Ruhe durchgearbeitet. Dies eben bezeichnet Raffael als den modernen, Antikes und Christliches gemeinsam vertretenden Künstler, daß er kühn auch in die himmlischen Wolken hinein die unverkürzte, aber auch ganz rein gehaltene Schönheit der Erde malt und dabei nicht daran zweifelt, daß er auf diesem Wege auch das Göttliche selbst finden wird.

Blüte der Architektur in Bramante.

In der Architektur, welcher auch Raffael zu Ende seines Lebens sich zugewendet hatte, war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts alles Handwerksmäßige aufs höchste ausgebildet, alle Hilfskräfte zur vielfältigsten Mitwirkung herangezogen. Jetzt konnte auch hier der Genius ungehemmt schalten, zumal als nunmehr auch der Aufwand an Raum und Baumaterial ein ganz allgemeiner wird. Von Raffaels großem Landsmanne Bramante datiert jene, die spielende Zierlust des bisherigen Engbaues verdrängende Richtung auf das Einfach-Große, welche die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auszeichnet. Anmutigeres und Edleres als seine in Rom erbauten Paläste hat diese ganze Zeit nichts aufzuweisen. Michelangelos Stärke dagegen liegt auch hier in den Verhältnissen, die er höchstens hier und da einmal, wie im Palast Farnese, von den antiken Bauten kopiert, gewöhnlich aber aus eigner Machtfülle erschafft, wie sie der Gegenstand gestattet. Er ist der im großen rechnende Komponist, sein

erster Gedanke immer das Gegeneinanderwirken von Licht- und Schattenmassen, von einwärts- und auswärtstretenden Partien. Vom Detail verlangt er nichts als scharfe, wirksame Bildung. Zugleich aber beginnt schon er, die klassischen Formen vielfach nach Laune und Willkür zu gestalten und somit den Ausartungen der Folgezeit Thür und Thor zu öffnen.

Blütezeit der Skulptur in Michelangelo. Die Skulptur dieser Epoche bleibt hinter dem Vorsprunge, welchen die Malerei den übrigen Künsten abgelaufen hatte, vielleicht am weitesten zurück; wenigstens entspricht sie nicht den Erwartungen, mit welchen man aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an sie herantritt. Doch wird sie in bezug auf Zweck, Mittel und Typus eine freiere Kunst, als sie je zuvor gewesen ist, und in dem einen Michelangelo wenigstens ist sie ganz zum individuellen Ausdruck eines hochgewaltigen Geistes geworden, dessen Gestalten uns anmuten wie Personifikationen der elementarischen Kräfte, welche die Welt halten und bewegen. Die geistige Signatur der Neuzeit, der Subjektivismus, tritt hier in Gestalt eines absolut schrankenlosen Schaffens auf, welches, sobald es nachgeahmt sein wollte, den sofortigen Verfall nach sich ziehen mußte.

a. Lionardo da Vinci.

Lionardo da Vinci. 1452–1519. Eine der glänzendsten Gestalten jener an allseitig gebildeten, harmonischen Menschen so reichen Zeit, führte Lionardo ein Leben, welches selbst umspielt ist vom Reiz des Kunstwerks. Vieles von dem, was Vasari über ihn erzählt, mutet uns an wie eine Reihe liebenswürdiger Anekdoten, wie sie sich auf Rechnung eines berühmten Mannes von selbst bilden. Dazu war er eine Natur, die zur Dichtung einlud und aufforderte, wie wenige. „Schön von Antlitz, stark wie ein Titan, freigebig, mit zahlreichen Dienern und Pferden und phantastischem Hausrat umgeben, ein perfekter Musiker, bezaubernd liebenswürdig gegen hoch und niedrig, Dichter, Bildhauer, Anatom, Architekt, Ingenieur, Mechaniker, ein Freund von Fürsten und Königen." Dabei verband er mit den ernstesten, tiefsten Arbeiten seines spürsamen, forschenden Geistes den Trieb zu märchenhaften Ausschreitungen, launenhaftem, kindischem Spiele und Sonderbarkeiten der überraschendsten Art. Viele seiner Zeichnungen sehen aus wie Versuche, das Häßliche so weit als möglich zu treiben. Von Jugend an war sein Sinn auf außerordentliche und schwierige Unternehmungen gerichtet, auf Erfindung von künstlichen Mühlwerken, Fliegapparaten, Bohrmaschinen, Tunnels und dergleichen. In den Naturwissenschaften war er bewandert; sie führten ihn auf Ansichten, wie sie Vasari im Auge hat, wenn er in der ersten Auflage seines Werkes — später wagte er das nicht mehr — berichtet, jedermann habe ihn eher für einen Heiden als für einen Christen gehalten. Dabei malte, meißelte und goß der junge Lionardo in der Werkstätte des Andrea Verocchio (IX, 388). Bald hatte er seinen Meister übertroffen. Auf einem Bilde, welches dieser für die Mönche von Vallombrosa malte, machte sich ein von Lionardos Hand herrührender Engel so bemerklich, daß Verocchio seither das Malen ganz aufgegeben haben soll. So wenigstens lautet eine der Anekdoten Vasaris. Leider waltete von früh an ein ungünstiges Geschick über seinen Werken; viele sind spurlos verloren gegangen. So namentlich seine Reiterstatue des Francesco Sforza, ein kolossales Werk. In Rom hat sich nur eine von jenen zarten, anmutvoll lächelnden Madonnen mit den Wellenlinien im Haar erhalten, im Kloster Onofrio.

Auch sein Leben verlief vielfach in einem gewissen Dämmerlicht. Er mochte etwas über dreißig Jahre zählen, als ihn Lodovico Moro, der in Mailand herrschte, um 1482.
seines Saitenspiels willen an seinen Hof rief. Dort entfaltete er in der Folge die glänzendsten Seiten seines Talents. Bei allen künstlerischen Unternehmungen zu Rate gezogen, als Baumeister am Dom angestellt, als Gründer einer Malerakademie, als Ingenieur für Wasserbauten und Kriegswesen hochgeehrt, malt er zugleich Bild auf Bild, um endlich alles, was er geleistet, durch sein Abendmahl zu krönen — ein 1499.
mit Öl auf die feuchte Wand des Speisesaales im Kloster Santa Maria delle grazie hingeworfenes Riesengemälde, das noch heute, da es fast ganz abgeblättert ist und wehmütig an die Vergänglichkeit auch des Schönen mahnt, zu dem Größten zu rechnen ist, was die Kunst je hervorgebracht hat.

Zunächst ist es die Behandlung, welche schon rein geschichtliches Interesse im höchsten Maße darbietet. Bisher hatten die Künstler das letzte Mahl des Herrn im Kreise der Seinen nur darstellen dürfen, indem sie sich an der Versinnlichung des übersinnlichen Meßwunders zerarbeiteten. Es sollte gemalt werden, wie ein leibhaftig Anwesender ein Stück Brot in seiner Hand in seinen eignen Leib verwandelt und den Jüngern zu essen gibt. So wollte es die Kirche, der die Kunst zu dienen hatte. Da entsteht auf dem Wendepunkt des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu Mailand dieses merkwürdige Gemälde, auf welchem plötzlich alles ganz anders geworden ist. Es ist der menschlich ergreifende Augenblick geschildert, da Christus spricht: „Unter euch also ist einer, der mich verrät"; und in zwölffach verschieden klingendem Echo tönt dieses Wort auf den Gesichtern der Jünger wieder. Mitten im religiösen Genusse fühlten sich im Anschauen eines solchen Bildes die Menschen doch losgesprochen von dem gesamten offiziellen und traditionellen Kirchenglauben. Dazu kommt nun aber noch die wunderbare, in solcher Vollendung in der That ganz und gar einzige Architektonik, mit welcher diese vier Gruppen von je drei Personen zur Rechten und Linken Jesu verteilt sind, um zusammen die interessanteste und fesselndste Gesprächsszene von der Welt zu bilden. Daß so, nur die eine Seite einer langgestreckten Tafel einnehmend, bloß um dem Beschauer nicht den Rücken zu wenden, nie eine Gesellschaft sich zusammengefunden, vergißt man über der fesselnden Totalwirkung. Während die bisherigen Darsteller, in dieser Beziehung natürlicher verfahrend, doch allzu ausschließlich mit der Erfindung des einzelnen beschäftigt waren und in beschränktem Sinn individuell arbeiteten, hat nunmehr jeder dieser Apostel zwar eine selbständige Bewegung, jeden regt ein andres Interesse, das sich sozusagen bis in die Fingerspitzen verfolgen läßt; aber jeder muß so handeln, wenn er im Verein mit seinen beiden Nachbarn eine Gruppe bilden soll, und die vier Gruppen sind eben in dieser Symmetrie absolut erforderlich, wenn schließlich doch der Redende im Mittelpunkt der wirklich Bewegende, alles andre nur das Bewegte sein soll.

Als zu Anfang des neuen Jahrhunderts das Glück Lodovico Moro untreu und Mailand von den Franzosen erobert ward, wandte sich Lionardo, jetzt der erste Maler 1500.
Italiens, wieder nach seiner Vaterstadt, wo er das berühmteste aller Porträte, die Frau des Francesco del Giocondo, genannt Mona Lisa, malte, welches dann Franz I. nach Frankreich brachte, wo es noch heute im Louvre zu sehen ist. In dieselbe Zeit fällt die jetzt in der Londoner Akademie befindliche heilige Familie. Bald darauf trat Lionardo in die Dienste Cäsar Borgias als Architekt und Generalingenieur der Romagna. 1502.
Zwei Jahre später, als Michelangelos David vor dem Palast aufgestellt wird, finden 1504.
wir ihn wieder in Florenz, wo er den Auftrag erhält, eine Wand des großen Ratssaales auszumalen. Sowohl Gemälde als Karton sind längst verschwunden; eine Kopie im Poggio Imperiale, gestochen von Gerhard Edelinck, stellt einen Reiterkampf dar,

die entfesselten Leidenschaften wütender Krieger. Indessen bereitete ihm theils die Wettbewerbung Michelangelos, teils allerhand Mißgeschick, welches seine Malereien und
1507. Ingenieurarbeiten verfolgte, so viel Verdruß, daß er bald Florenz für immer verließ und als „Maler seiner allerchristlichsten Majestät" nach Mailand ging, wo er bis zur
1512. Vertreibung der Franzosen blieb. Nach einem Zwischenaufenthalt in Rom schloß er sich
1515. an den, siegreich im Mailändischen eindringenden König Franz I. an, welcher ihn nach Frankreich berief. Dort starb er, ohne daß seine Thätigkeit den großartigen Abschluß, den man erwarten konnte, gefunden hätte.

Lionardo besaß einen männlichen, kräftigen Geist, der gleichwohl offen war für die Eindrücke, welche von der weichen und süßen Anmut und der gemessenen Durchbildung der lombardischen Kunst ausgingen. Aber erst seine Originalität hat dieser Kunstrichtung die hohe Weihe gegeben, jenen eigentümlichen Reiz, den bei aller Fülle des Lebens ein Hauch zarter und tiefsinniger Schwärmerei hervorbringt, wie er auf allen Gestalten dieses wunderbaren Meisters ruht. Gleich entwickelt war in ihm das Gefühl für harmonische Schönheit der Form wie für innerliche Beseelung, und so führt er würdig den Reigen der größten Maler, welche die Welt sah.

b. Raffael.

Während so in Siena und Florenz eine Vielseitigkeit und Virtuosität der Kunst erreicht war, welche dem Gipfel der Vollendung ganz nahe führte, war doch der höchste Genius selbst einer andern Schule entstammt, welche sich in stiller Abgeschiedenheit von den übrigen Sitzen der Kunst entfaltet hatte, der sog. umbrischen, die in Assisi, Perugia, Bologna, Urbino Pflege fand — eine zunächst ganz und gar andächtige, fromme Malerei, der Darstellung zarter Schönheit, lieblicher Naivität und demütigen
Giovanni Santi. Glaubens zugewandt (IX, 388). Selbst der Sohn eines Malers mit Namen Gio-
† 1494. vanni Santi, lehnte sich der zu Urbino geborne Raffael als Maler anfangs nur an andre an. Während Lionardo und Michelangelo, mit durchdringender Genauigkeit arbeitend, allen ihren Werken den Stempel ihres Geistes aufdrückten, erkennt man Raffaels erste Bilder fast nur an einem gewissen Liebreiz. So tritt er zunächst als
Raffael Santi. 1484—1520. Peruginos Schüler und Mitarbeiter auf und zeichnet noch zu Anfang des neuen Jahrhunderts die herkömmlichen Gestalten der umbrischen Kunst in die Gemälde des Meisters hinein. Als Abschluß dieser Epoche gilt Marias Vermählung (1504 — jetzt in Mailand), die an die Stelle der Scheinheirat mit dem abgelebten Greise, welche man bisher gemalt hatte, das Verlöbnis einer Jungfrau mit einem in der Vollkraft der Jahre stehenden Mann setzte. Nachdem so die Blüte seines Gemüts sich im Dufte der frommen Begeisterung der heimischen Schule entfaltet hatte, durchbrach er die Schranken der letzteren infolge der Anregungen, welche er in Florenz (dahin läßt ihn Vasari schon 1504 einmal kommen, die Einwirkungen sind freilich erst seit 1506 nachweisbar) besonders von Lionardo und später von Fra Bartolommeo erfuhr. Jetzt verschwindet der zur schwärmerischen Sentimentalität neigende Zug, wie er das Eigentum der umbrischen Schule ist, aus seinen Bildern; die letzte Spur Peruginos ist ausgewischt auf der Grablegung (heute im Palast Borghese zu Rom). Dafür entstehen schon in Florenz jene vielbewunderten Madonnen, welche, nicht mehr das peruginische fromme Mädchen, sondern die schöne, holdselige und beglückte Mutter darstellend, den Schmuck der berühmtesten Galerien Europas ausmachen und als die beliebtesten aller Familienbilder durch zahllose Kopien und Stiche, wie z. B. die Florentiner Madonna della sedia, sich mit der Zeit einer gewissen Allgegenwart erfreuten. Raffaels Maria will in erster Linie nicht sowohl jene, ihr eignes Kind anbetende Mutter Gottes sein,

nach deren Darstellung die gesamte bisherige Malerei gerungen hatte, als vielmehr die künstlerisch verklärte Vertreterin aller mütterlichen Schönheit und Seligkeit auf Erden. Erst in der Madonna von Foligno (im Vatikan) begegnet uns ein eigentliches Andachtsbild, und als Göttin gedacht ist die Madonna Sistina (so genannt von dem heiligen Sixtus zu ihren Füßen). Die letztgenannten Bilder fallen schon in die römische Epoche.
Von Papst Julius II. nach Rom berufen und in höchster Gunst bei ihm und seinem 1507.
Nachfolger stehend, nimmt Raffael nun vor allem Einwirkungen, wie sie von Michelangelo ausgehen, in sich auf und schafft Werke, die hoch über allen früheren Arbeiten stehen. Zunächst malt er im inneren Hofe, den sog. Loggien des Vatikans, seine Bilder aus der biblischen Geschichte, später die großen Fresken, mit welchen er die Wände von drei Sälen des Vatikans bedeckte (die sog. Stanzen) — Gruppengemälde von unerreichter Kunst großartiger und symmetrischer Komposition, wie namentlich die sog. Disputa und die Schule von Athen. Zugleich gewinnen unter dem dämonischen Reiz, der von Michelangelos Gestalten ausgeht, seine Figuren merklich an Gewalt und Macht der Lebensäußerung, seine Darstellung an Größe imposanter Kontraste. Unter Leo X. war er in Rom allmächtig geworden, er konnte Kardinal werden. Jetzt gelang es ihm auch, in die sixtinische Kapelle, Michelangelos Revier, einzudringen, deren untere Wände mit Teppichen begleitet werden sollten. Zu diesen lieferte Raffael die Kartons, unter welchen einige, wie der Fischzug des Petrus, Paulus in Athen, vielleicht den Höhepunkt von Raffaels Schöpferkraft bezeichnen. „Es ist ein heroischer Stil, den sich Raffael für diese Bilder des Heroenzeitalters der Kirche geschaffen hat." Und doch war dieser Geist so reich und vielseitig, daß er gleichzeitig die heiteren Götterbilder in dem von Baldassare Peruzzi erbauten Gartenhause Chigis, der sogenannten Farnesina, die Fabel des Apulejus von der Psyche darstellend, schaffen konnte — die freieste, reizendste Ausgeburt des olympischen Lebens im damaligen, das wiedergeborne Griechen- und Römertum genießenden Rom. Scheint er in manchem, der Verherrlichung des päpstlichen Glaubens, Betens und Segnens gewidmeten Zeremonienbilde des Vatikans den irdischen Beschützern seiner Kunst den Tribut der Sterblichkeit entrichtet zu haben, so gehören doch einzelne dieser Gemälde, wie die Messe von Bolsena, Heliodor im Tempel, Leo und Attila, die Befreiung des Petrus, zu den prachtvollsten Spiegelbildern, welche gewaltige Zeitereignisse, die Kriege Julius II., in der Kunst gefunden haben. Aber einen völlig freien Flügelschlag konnte sein Genius erst wieder wagen in den letzten Meisterwerken seiner Hand, seinen „Inspirationsbildern". Dahin gehört schon der Prophet Jesaias in Santa Agostino in Rom, noch mehr die Sibyllen in Maria
della Pace („die volle Kraft und Schönheit, die aus der Vermählung Michelangeloschen 1514.
Geistes und Raffaelscher Phantasie entsprungen ist"); ganz besonders aber die heilige
Cäcilie, jetzt in Bologna: ein Bild, darauf gleichsam alles tönt, wie ein schwingender 1515.
Resonanzboden. Nur von oben herab, vom Chor der Engel fließen himmlische Harmonien nieder. Die Instrumente der irdischen Musik liegen zerbrochen am Boden, und selbst die Heilige senkt ihre Harfe zur Erde. Johannes drückt mit Blick und Gebärde aus, wie wonnig es ihm ums Herz; Paulus steht festgebannt, mit gesenktem Antlitz und angestrengt lauschend, wie ein Denker, der eines überreichen, ihn selbst überwältigenden Eindrucks Meister zu werden sucht. Er empfindet den Unterschied von Menschen- und Engelzungen. Die Heilige aber, im fürstlichen Gewand, steht in der Mitte, erhobenen Blicks auf die Gesänge der Engel lauschend, wie auf vertraute Freundesstimmen, die tief bewegen und beseligen, ohne irgend zu überraschen. Aber seine höchste religiöse Inspiration hat Raffael auch in diesem außerordentlich bezeichnenden Werke noch nicht niedergelegt. Nachdem er die Weiblichkeit in der heiligen Cäcilie und in der Madonna di San Sisto gen Himmel gehoben, setzte er diesen Bestrebungen ein

Ziel, um in den letzten Jahren seines kurzen Lebens der Welt eine Reihe von Christusbildern zu schenken, über welche hinaus man billigerweise von der Malerei nichts erwarten kann. Schon früher war das Tapetenbild „Weide meine Schafe" entstanden. Ein mildes Licht strömt von dem Auferstandenen aus, das mit steigender Macht die umgebenden Jünger an ihn heranzieht, bis endlich der vorderste, Petrus, auf die Kniee niedersinkt. In diese Reihe gehört auch der Christus auf dem berühmten Bilde der Kreuztragung (lo spasimo di Sicilia). Endlich aber stellt Raffael in der Verklärung Christi die höchste Erhebung und die seligste Wonne dar, die sich in der Berührung des Göttlichen und Menschlichen erzeugt. Die Lichtregion, in welcher der Verherrlichte schwebt, seine eigne Bewegung den beiden Seitengestalten gleichsam mitteilend, hat Raffael selbst noch ausgeführt und darin dasjenige Christusbild geschaffen, in welchem das künstlerische Ringen von mehr denn einem Jahrtausend seinen Ruhepunkt finden sollte. Über der Vollendung des Ganzen ist der Meister, in der Blüte der Jahre aufgerieben, infolge einer Erkältung hinweggestorben, nachdem ihn eben ein mächtiges Interesse für Architektur und die, damals zu Rom wieder in herrlichen Resten aus dem Boden erstehende, Antike erfaßt hatte. Ohne je als Nachahmer der Antike aufzutreten, ist doch die hohe ungetrübte Ruhe des Gemüts, das harmonische Gleichmaß der inneren und äußeren Existenz, mit einem Worte die wahre, unerfindbare Schönheit seiner Schöpfungen dem griechischen Ideal entsprechender, als alles, was vor und nach ihm die christliche Kunst hervorgebracht hat. Er besaß einen in seiner Art einzig gebliebenen Farbensinn, und wo er in Öl malte, und hier und da selbst in Fresko, stehen ihm alle Wirkungen der Kraft, der Zartheit und der Harmonie zu Gebote; aber der Schwerpunkt seiner Werke liegt immer in der Reinheit der Zeichnung, in der gerundeten und geschlossenen Konfiguration, in der genialen Einfalt, welche die höchste Bewegung des Lebens mit der durchgehends gewahrten Architektonik der Gruppierung und der Harmonie der Linien in Einklang zu setzen weiß. So ist er verständlich in jeder Bewegung, schmiegt sich dem Schönheitsgefühl der Menschen an mit seinen Linien, als sei es unmöglich, sie anders zu ziehen, und gießt über alles jenen Schimmer glückseliger Vollkommenheit, der überall nur die hellste Mittagshöhe der Kunstentfaltung ausgezeichnet hat. Übrigens hat man dem vielseitigen Künstler auch ein Skulpturwerk, die Statue des Jonas in Maria del Popolo (auch wohl einen vom Delphin gezogenen Knaben in Petersburg) zugeschrieben, und wenigstens mittelbar förderte er auch die Kupferstecher- und Holzschneidekunst durch Marc Antonio Raimondi, welcher eine Menge Blätter nach seinen Zeichnungen in Kupfer gestochen hat.

c. Michelangelo.

Michelangelo. 1475—1564.

Der Name Michelangelo ist Symbol für eine wunderbar umfassende Thätigkeit geworden. Wie sich in Dantes Persönlichkeit die Wende des dreizehnten Jahrhunderts zum vierzehnten spiegelt, so in ihm die des fünfzehnten zum sechzehnten; sein langes Leben gehörte beiden an. Ähnlich wie Goethe durfte er im Alter die Unsterblichkeit der eignen Jugend genießen. Von früh an hatte er das Malen im Kopfe und mußte seinem Vater Lodovico Buonarroti, der ihn zum Gelehrten bestimmt, die Erlaubnis zum Künstlerberuf erst abringen (1488). Als Ghirlandajos Schüler und Granaccios Busenfreund erlangte der junge Michelangelo Zutritt zum Garten von San Marco, wo die Kunstschätze der Mediceer aufgestellt waren. Die Statuen, die er hier sah, gaben seinen Gedanken eine andre Richtung, während zugleich der große Lorenzo auf ihn aufmerksam wurde und ihn als Tischgenossen in seinen Palast zog. Hier nahm er teil an der reichen, anregenden Geselligkeit, aber auch an den Arbeiten Polizianos,

an den Studien der Humanisten. In dem Alter, da der Geist des Menschen der tiefsten
und fruchtbarsten Eindrücke fähig ist, genoß er eine Erziehung, die kaum in bessere
Zeiten hätte fallen können. Es wurde ihm, wie wenig Künstlern, die Wohlthat einer
glücklichen Jugend zu teil. Fast wie eine Erinnerung daran erscheint noch heute die
jugendliche Engelsgestalt, womit er, nach dem Sturze der Medici nach Bologna geflohen, 1495.
den Marmorsarg des heiligen Domenicus daselbst verziert hat. Es ist bezeichnend, daß
gerade eine Skulpturarbeit die Reihe seiner Leistungen eröffnet. Er selbst sagte einmal,
er sei kein Maler, ein andermal, die Baukunst sei nicht seine Sache; aber als Bild-
hauer hat er sich jederzeit gern bekannt, und als Bildhauer hörten wir ihn auch in
seinen Gedichten sich aussprechen (S. 325).

Aus Bologna nach Florenz zurückgekehrt, wird der ehemalige Zögling der Me-
diceer, seine wahre Natur an den Tag legend, zum puritanischen Republikaner, zum
begeisterten Zuhörer der Predigten Savonarolas. Als das tragische Geschick des
Propheten sich erfüllte, der, verlassen von der Menge, die ihn einst vergöttert, ver-
lassen von der Wunderkraft, die ihn über sich selbst erhoben hatte, am Galgen endete,
befand sich Michelangelo schon seit Jahren in Rom, wo er den Florentiner Künstler
Antonio Pollajuolo und die Werke antraf, welche kurz vorher Mantegna und
Melozzo da Forli daselbst geschaffen hatten. Die Arbeit, die ihn selbst damals
beschäftigte, und in die er die Schwermut seiner Seele bannte, ist weltberühmt gewor-
den. Niemand hat die St. Peterskirche gesehen, ohne die rührende Gewalt jenes soge-
nannten Vesperbildes, gewöhnlich Pietà genannt, empfunden zu haben. Vor diesem
ergreifenden Mutterschmerz tritt fast zurück, was er gerade vorher und gleich nach-
her erschaffen, der Bacchus der Uffizien, in Rom entstanden, dann als Erstlingswerk
des neuen Aufenthalts zu Florenz (seit 1500) der David vor dem Palazzo Vecchio. Hier
trifft er nun mit Lionardo da Vinci zusammen, es entwickelt sich zwischen dem alten
und dem neuen Meister sofort ein eifersüchtiger Wettstreit. Aber sein Karton, die ba-
denden Soldaten, welchen er Lionardos Reiterbild entgegenstellte, hat dasselbe Schicksal
mit diesem gehabt; es existiert heute davon nur noch eine Kopie geringen Umfangs.
Immerhin hat ihn diese Wettbewerbung wieder dauernder der Malerei zugeführt, deren
Jünger er ja ursprünglich in Ghirlandajos Werkstätte gewesen war. Wenn man dies
nicht zuverlässig wüßte, würde niemand es vermuten können. Ein Blick auf des Lehrers
Fresken in Maria novella und auf des Schülers Gemälde in der sixtinischen Kapelle
läßt sofort des letzteren vollständige Unabhängigkeit von der Manier des ersteren er-
kennen. Selbst das einzige Staffeleibild, das von ihm existiert, die aus derselben Zeit
herrührende heilige Familie in der Tribuna zu Florenz, ist durchaus originell, frei von
allem Konventionellen und Traditionellen, in der schwierig zu reproduzierenden Situa-
tion ganz dieselbe Erfindung verratend, wie die Gestalten auf der Altarwand der six-
tinischen oder der Inhalt der mediceischen Kapelle. Bald darauf fertigte er ein kolossales
Standbild Julius II. auf Befehl des letzteren zu Bologna, welches über dem Haupt- 1506—1509.
portal von St. Petronio aufgestellt, aber bei der Erhebung Bolognas gegen Rom 1512.
wieder vernichtet wurde. Wir beschränken uns hier auf die berühmten Deckengemälde,
welche er in der von Sixtus IV. erbauten Kapelle am Vatikan, darin schon Botti-
celli, Signorelli, Ghirlandajo und Perugino gemalt hatten, ausführte. 1508—1510.
Sie stellen sozusagen das typische Produkt seines Genius dar. Dieser von Engeln durch
die gärende Masse der Elemente getragene Gott, wie er spricht, und es geschieht, ist
Michelangelos eigenste That. Nichts was im entferntesten ein Vorbild heißen könnte,
ist vorhanden; aber selbst Raffael liefert Nachbilder. Der Schöpfungsgedanke allein
scheint ein ebenbürtiger Stoff für des Künstlers Schöpfergeist; und zwar der
Schöpfungsgedanke, wie er aus dem uranfänglichen Rauschen und Gären der Ele-

mente sich durchringt und steigert bis zum Wohllaute des Menschenbildes. Auch hier offenbart sich sofort die vollkommenste Freiheit gegenüber der herkömmlichen Auffassung. Letztere besagte, daß der Mensch aus Körper und Seele bestehe; jenen habe Gott aus einem Erdenkloß gebildet, diese habe er ihm als lebendigen Odem in die Nase gehaucht. So hatten die Scholastiker die naive Erzählung der Genesis wissenschaftlich verwertet, indem sie dabei von jenem rein äußerlich gefaßten Verhältnis von Geist und Leib ausgingen, welches alle organische Einheit vermissen läßt und unsrer heutigen Auffassung so direkt zuwiderläuft, als möglich. Denselben kühnen Griff, mit welchem einst Lionardo das Abendmahl darstellbar gemacht hat, nur wieder in ganz andrer Anwendung, erlaubt sich nun Michelangelo, um das einzig würdige Bild einer Menschenschöpfung hervorzurufen. Auf einer einsamen Klippe liegt der Mensch hingestreckt, eine vollendet schöne Gestalt, im Gesicht noch einen traumhaften willenlosen Zug. Da naht ihm der Schöpfer, Engel umschweben ihn, von demselben Nebelgewand, das ihn trägt, umschlungen. Er reckt den Arm aus, und der Zeigefinger seiner Rechten berührt schon fast die linke Hand, die Adam, der sich aus dem Schlaf des unbewußten Daseins eben aufrafft, ihm entgegenstreckt. Magnetisch ist diese sich aufrichtende Gestalt von der Nähe des schöpferischen Geistes angezogen; elektrisch wird sie vom Leben, das in sie übersprüht, durchzuckt. Fast als hätte es ihn selbst einen Kampf gekostet, aus dem Nichts in das Sein umgeschaffen zu werden, hebt Adam sein Haupt empor und schlägt die Augen auf. Und wenn neben aller Erhabenheit auch ein Hauch von Schönheit schon dieses Gemälde berührt, so ist dies noch mehr der Fall bei dem folgenden, wo Eva anbetend ins Dasein tritt. Und vor ihr ebenso milden, wie majestätischen Blicks der Schöpfer, der nunmehr auch selbst ganz menschlich geworden ist, während er auf den ersten Bildern noch unendlicher Elementargeist ist, den ein Sturmwind durch die öden Räume der Schöpfung führt. Ohne Frage ist das Urweltliche in der Schöpfungsgeschichte nie so glücklich dargestellt worden, wie hier. Die weiteren Bilder der Decke, namentlich die den Noah betreffenden, halten mit den ersten den Vergleich nicht aus. Um so gewaltiger wirkt die gedankenreiche Umrahmung, welche diese Bilder mit den Seitenwänden verbindet, namentlich jene zwölf kolossalen Gestalten, die fast mehr vom Bildhauer als vom Maler zeugen — Propheten und Sibyllen, bald im Studium der Schriften, bald in sinnender Betrachtung, bald in Ekstase und Vision verharrend, über die Vergangenheit brütend, in die Zukunft starrend, selbst über alle Zeitlichkeit hinausgehoben.

In den nächsten Jahren führt Michelangelo ein unstätes, zwischen den Marmorbrüchen Carraras, Bologna, Florenz und Rom geteiltes Leben. An letzterem Orte
1517—1518. arbeitet er mit Sebastian del Piombo zusammen (Kapelle von San Pietro in Montorio); in Florenz trug er sich mit eignen und fremden Projekten, die nicht zur Ausführung gelangen sollten. Als Raffael starb, war Michelangelo wieder fast ganz Bildhauer geworden. Fast zwanzig Jahre lang hat er kaum einen Pinsel angerührt. Nur in der Skulptur konnte er seine ganze Eigentümlichkeit offenbaren. „Michelangelos Kraft — sagt H. Grimm — beruhte in seiner Kenntnis der Anatomie. Er sezierte Körper oder zeichnete sie nach dem Leben in jeder nur denkbaren Lage, bis ihm die Bewegung der Muskeln durchaus geläufig war. Verkürzungen, welche die Meister vor ihm kaum zu denken gewagt, brachte er zur Anschauung. Er hob das alte steife Exerzierreglement auf und erlaubte den Figuren, frei ihre Glieder zu brauchen. In der Skulptur trat seine Meisterschaft durch die Richtigkeit zu Tage, mit der er bei jeder Wendung die durchschimmernde Muskellage erscheinen ließ." Manchmal geht diese Eigentümlichkeit etwas weit, und es erscheint im Gegensatz zu der die Menschengestalt von außen in der Schönheit ihrer Form erfassenden Antike das dargestellte Bild so sehr von innen, aus

dem Gedanken, den es verkörpern soll, heraus geschaffen, daß die Haut fast nur wie eine Tapete darüber ausgespannt erscheint und die anatomischen Studien, die besonders durch Michelangelo in die Kunst eingeführt worden sind, allzu deutlich hervortreten. Er stellt die Leiber nicht, wie die Griechen, in den Lagen dar, welche sie im Leben unwillkürlich annehmen, sondern konstruiert sich Form und Bewegung nach seiner Kenntnis von der Mechanik der Knochen und Muskeln. Daher die ungemein komplizierte Situation, in welcher Michelangelos Steingestalten nicht minder, wie seine gemalten Bilder, erscheinen.

Dies gilt teilweise auch von seinen herrlichsten Schöpfungen, den Denkmälern der mediceischen Herzöge Giuliano (von Nemours) und Lorenzo (von Urbino). Er hatte im Auftrag der mediceischen Päpste Leo X. und Clemens VII. den Ausbau ihres Familientempels, der Kirche San Lorenzo übernommen und mußte dieser Pflicht in keineswegs beneidenswerter Stimmung Genüge leisten. Denn die Arbeit fiel gerade in die Jahre, als der Künstler auch militärisch thätig war, um die untergehende Freiheit seines Vaterlandes womöglich zu erhalten (vgl. S. 305). In den Wirren jener Jahre ist es zur Herstellung der Fassade von San Lorenzo nicht gekommen, wohl aber erscheint die sog. Kapelle ganz als Werk des Baumeisters und des Bildhauers zugleich. Die sieben Marmorwerke hier gehören zu den würdigsten Repräsentanten seiner überaus originalen, ganz aus dem Nichts ins großartigste Dasein überwachsenden Gedankenwelt. Die beiden Mediceer sind freilich keine Porträtstatuen. Michelangelo schafft seine Menschen neu, sie nehmen unter seinen Händen sofort einen allgemeinen, ins Titanenhafte übergreifenden Charakter an. Als solche ungeheuere Geburten haben von jeher besonders die allegorischen Figuren der Kapelle gegolten, allen voran die „Nacht" und die „Morgenröte". Nur daß mehr oder weniger alles, am stärksten der Tag und die Madonna, das Gepräge des Unvollendeten trägt! Sobald der Gedanke einmal durchsichtig aus dem harten Stoff herausgearbeitet war, scheint das Werk für den Meister an Interesse verloren zu haben. Im Verdrusse über den Untergang der Freiheit von Florenz sagte er 1534 seiner einst so geliebten Vaterstadt Lebewohl für immer, um nach Rom überzusiedeln.

Dort wollte er zunächst einer längst drückenden Pflicht sich entledigen. Er meißelte am Grabmal Julius II. Als Paul III. ihn einst auf seinem Atelier besuchte, um ihn zu bewegen, die Malereien in der sixtinischen Kapelle wieder aufzunehmen, arbeitete er gerade am Moses. „Diese *eine* Statue genügt — rief ein begleitender Kardinal — um für Papst Julius ein würdiges Grabmal zu sein." Vergleichen wir freilich das jetzige Monument, wie es in der Kirche San Pietro in vincoli zu sehen, mit dem ursprünglichen, kolossalen Plan, so haben wir nur eine Fassade von vieren, in der Gestalt des Moses einen ins Übermächtige angewachsenen versteinerten Schatten jenes gewaltigen Papstes. Wie ein gezacktes Silberhorn ragt der Kopf aus den Schultern hervor; wie Eisbäche und Gletscher fließt der lange Bart herab. Aber unter dem Schutze der Stirnfeste liegen die Augen, Blitze schießend über eine unabsehbare Volksmenge hin. Die ganze Gestalt ist das verkörperte Selbstgefühl, die verklärte Leidenschaft eines heroischen Volksführers, ein religiöser Herkules, der eben gegen die zu seinen Füßen wahrgenommene Empörung sich erheben und Worte reden will, die wie ein Sturmwind durch die dürren Zweige der Verschwörung fahren werden. Außer dieser Gestalt voll unbändiger Kraft und unnahbarer Hoheit waren für dasselbe Grabmal auch die beiden gefesselten Jünglinge bestimmt, die heute im Louvre zu Paris gesehen werden, „die Verklärung des höchsten und letzten menschlichen Kampfes in einer eben erblühenden Männergestalt". Nicht minder eigentümlich und überraschend sind Michelangelos Christusbilder. Es sind die entlegensten Gegensätze vereinigt, wenn er den

Heiland der Welt bald darstellt, wie in der Marmorstatue mit dem Kreuz in der Kirche Maria sopra Minerva zu Rom, bald wie auf der Höhe des jüngsten Gerichts, seinem
1533–1541. größten, in achtjähriger Arbeit entstandenen Gemälde auf der Altarwand der sixtinischen Kapelle: beidemal durchaus originell, aber dort ein Angesicht von mildem Blick und hellenischem Adel, hier ein zürnender Heros mit schrecklichen Augen und fliegendem Haar, ein Rachegott, zu dessen rechter Hand Selige empor sich ringen, unten sich loswinden von der Erde, je höher, desto leichter schweben und entzückt dem Lichte zufliegen, während der Unwiderstehliche selbst nach links sich wendet, um noch einen letzten vernichtenden Schlag zu führen, dessen Wirkung aus den jammervollen Augen der Verdammten spricht, die je tiefer auf dem Bilde gestellt, desto entschiedener in den Abgrund gezogen werden, zuletzt kopfüber hineinstürzen. Leider läßt sich das Gemälde, da die Macht der Farbe beinahe erloschen ist, mit einem Blick nicht mehr zusammenfassen und macht heute fast den Eindruck eines Gewitterhimmels mit ineinander geschobenem Wolkenwerk. Daß aber den himmlischen Scharen jeder Hauch der Verklärung fehlt, läßt sich freilich sicher genug feststellen, und in dieser Beziehung steht das jüngste Gericht den dreißig Jahre früher gemalten Deckenbildern der Kapelle entschieden nach.

So wandelte Michelangelo, rastlos thätig, zugleich aber auch mit den Jahren immer mehr vereinsamend, aus und ein am Hofe von acht Päpsten. Den späteren unter diesen stand er als eine fremde, aber unantastbare Größe gegenüber. Die Heimat seiner Gedanken war das Rom Julius II. und Leos X., nicht aber die Papststadt, wie sie ein halbes Jahrhundert nachher sich ausnahm, als die fanatische Reaktion eine graue Tünche über den heitern Glanz der freien Renaissance warf und selbst den überwältigenden Gestalten des jüngsten Gerichts noch zu Michelangelos Lebzeiten Kleider angezogen wurden, damit sie anständiger aussähen. Der sonst tüchtige Künstler, welcher mit diesem Geschäft beauftragt war, Daniele da Volterra, hat sich damit den Beinamen des Hosenverfertigers (il bragghetone) verdient. Außer ihm schlossen sich damals an Michelangelo eine Reihe von jungen Künstlern an, wie Vasari, Guglielmo della Porta, Marcello Venusti und andre. Der greise Meister übte, ähnlich wie in ihrem Alter Goethe oder Humboldt, eine ausgebreitete Protektion aus, die sich über alles erstreckte, was arbeiten wollte und Talent besaß. Seine eignen Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei gingen zu Ende mit den zwei großen Wandgemälden, womit er unter Paul III. die paolinische Kapelle des Vatikans zierte — des Paulus Bekehrung und des Petrus Kreuzigung darstellend. Wenigstens in ihrem heutigen Zustande kommen sie freilich neben Früherem kaum noch in Betracht.

d. Bramante, Michelangelo und die Peterskirche.

Auch in der Architektur bezeichnet Michelangelos Name einen Höhe- und Wendepunkt, nur daß ihm, wie in der Malerei Raffael, so hier Bramante voransteht. Wir haben gesehen (IX, 382), wie der Geist der Renaissance auf diesem Gebiete sich ganz neue charakteristische Formen schuf. Aber schon die sog. Frührenaissance blieb nicht auf Florenz beschränkt. Hier allerdings, in den burgähnlichen Palästen, in deren mächtigem, aus festen Quadern gebildeten Mauerwerk die altrömische Kraft nachgeahmt, aber in den oberen Stockwerken bereits mit Freiheit und Anmut gepaart erscheint, ist sie recht eigentlich zu Hause. Von hier gingen auch die Einwirkungen der Familie Robbia aus, welche in ihren Marmor- und Metallarbeiten dem neuen Stil das reichste und edelste dekorative Leben schufen. Aber schon im fünfzehnten Jahrhundert baute zu Verona Fra Giocondo den Palazzo del consiglio und trug Giuliano da Majano den neuen Gedanken nach Rom (Palazzo di Venezia) und sogar nach Neapel,

wo an Stelle der vom Haus Anjou gepflegten Gotik die aragonischen Könige die Renaissance begünstigten. Zu den frühesten Werken derselben gehören der Triumphbogen des Alfons im Castell nuovo und die Porta Capuana. Beides von Giuliano.

Die Frührenaissance in das Alter der Reife überzuleiten war die Aufgabe von Raffaels großem Landsmann **Donato Lazzari**, genannt **Bramante** aus Urbino. Bramante. 1444–1514.
Doch lassen seine früheren Werke, namentlich die im Auftrag des Lodovico Moro, der ihn nach Mailand berief, gearbeiteten, noch mehr die ältere Behandlungsweise erkennen. 1476.
Eine seiner anmutigsten Leistungen stellt namentlich der Chor von Maria delle grazie dar. Erst in Rom, wo die unmittelbare Nähe der alten Monumente ihn zu einem strengeren Studium derselben veranlaßte, macht sich ein neuer, für die Blütezeit der Renaissance charakteristischer Zug geltend, der gleichzeitig von verfeinertem Geschmack und erkältetem Gefühl zeugt. Die Gliederung des Äußeren, Pilaster, Simse, Fenster, Giebel u. s. w., werden auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, um lediglich große malerische Massenwirkung zu erzielen, während alle Pracht der Dekoration dem Innern vorbehalten bleibt. Zugleich beginnt jetzt die Zeit der allgemeinen Großräumigkeit selbst an Privatgebäuden, die Zeit des großartigen Hochbaues der Kirchen und Hallen. Den Mittelpunkt dieser neuen Architektur bildet das Rom Julius II. und Leos X. Hier erst entledigen sich die neuen Gedanken der Last, welche ihnen der schwere, mittelalterliche Kastelltypus aufgezwungen hatte, völlig, um zur durchsichtigsten Klarheit und Heiterkeit zu gedeihen, ohne etwas von der edelsten Einfachheit aufzugeben. Noch jetzt legen der Klosterhof von Maria della pace, der Palast Giraud (Torlonia), die Kirche San Lorenzo und vor allem die Cancelleria, deren Hof den prächtigsten aller Säulengänge enthält, Zeugnis ab von der Umwälzung, die sich gleichzeitig mit dem Triumph der Malerei auch in der Baukunst vollzogen hat. Dies alles sind Meisterwerke Bramantes, welchem auch der vatikanische Palast manche seiner reizendsten Teile verdankt, so vor allem den sog. Cortile di Belvedere, einen mit Brunnen, Reliefs und kostbaren Statuen geschmückten Arkadenhof. Namentlich aber war es ein Riesenwerk, welches die Geister und Hände der berühmtesten Architekten um sich versammeln sollte: der Bau der neuen Peterskirche, welche an die Stelle der alten Basilika neben dem Vatikan getreten ist. Über ein Jahrhundert ist daran gearbeitet worden. Bramante 1506.
legte den Grundstein und richtete jene vier kolossalen Säulen auf, auf deren Höhe Michelangelo später die Kuppel setzte. Das vordere Ende der älteren Kirche blieb einstweilen noch im Gebrauch. Nach Bramantes Tod wurde Raffael oberster Baumeister an St. Peter. Von ihm hat sich eine Palastfassade in Rom (jetzt Vidoni), freilich in mannigfacher Verbauung, erhalten, und ein Haus, das nach seinen Angaben in Florenz erbaut wurde (Pandolfini, jetzt Rencini), beides in vollendet großem Geschmack. Wäre er nicht zu früh gestorben, so hätte er an der Peterskirche gezeigt, was er vermochte. Zunächst veränderte er den Grundplan, den Bramante in Form eines griechischen (gleicharmigen) Kreuzes gedacht hatte, durch Verlängerung des nach vorn liegenden Teils, so daß ein lateinisches Kreuz daraus ward. **Baldassare Peruzzi**, von Baldassare Peruzzi.
dessen architektonischem Genie vor allem die Stadt Siena aber auch Rom (Farnesina 1481–1536.
und Palast Massimi alle Colonne) Proben liefern, erhielt nun die Hauptleitung; nicht bloß er, sondern auch sein Nachfolger **Antonio da San Gallo**, ein ungemein Antonio da San Gallo.
fruchtbarer Künstler, brachten abermals neue Pläne. Aber auch der letztere starb, ohne † 1546.
daß der Bau über die gewaltigen Bogenspannungen, welche jene vier Säulen zu einem Viereck verbinden, hinausgeführt worden wäre. Nun war es der bereits einundsiebzigjährige **Michelangelo**, welchen Paul III. zum souveränen Bauherrn der Peterskirche bestellte, und noch vier folgende Päpste haben ihn in dieser Stellung bestätigt. So hat er denn, nachdem aus dem größten Kuppelbau des Altertums, dem Pantheon,

die berühmte Kuppel von Santa Maria del fiore in Florenz hervorgegangen war, dieses florentinische Weltwunder wieder nach Rom zurückgetragen, indem er zunächst auf die Bogen den turmartigen Bau, Tambour genannt, aufsetzte, auf welchem dann die freilich erst nach seinem Tod zur Vollendung geführte Doppelkuppel sich erhebt, deren Miniaturnachbilder in unzähligen Kirchen des ganzen Erdkreises entgegentreten. Im übrigen war er wieder auf Bramantes Plan zurückgekommen, bei dessen Durchführung die Kuppel jedenfalls ganz anders hervorgetreten wäre, als die im folgenden Jahrhundert hinzugefügte Fassade erlaubt. Auch die den Petersplatz umfassenden Säulengänge hatte Michelangelo noch nicht projektiert, und der Obelisk samt den Fontänen wurden gleichfalls erst von späteren Architekten in die Mitte des Platzes gestellt. Dagegen ist der Platz des Kapitols in seiner jetzigen Gestalt Michelangelos Schöpfung.
1536—1538. Er hat die zweiseitige Treppe angelegt, welche zum alten Senatorenpalast aufführt, die Reiterstatue Mark Aurels aufstellen lassen und die herrliche Doppeltreppe des Senatorenpalastes gebaut. Ein letztes Werk des unerschöpflichen Künstlers stellt das große Hauptgesims und der prachtvolle, von drei übereinander liegenden, dem Marcellustheater nachgebildeten, Säulenreihen eingeschlossene Hof des von San Gallo in kolossalen Verhältnissen erbauten, aber durch kleine, eng aneinander gerückte Fenster entstellten Palastes Farnese dar.

2. Gleichzeitige Größen und nächste Nachfolger.

Die großen Maler.

Um den wunderbaren Reichtum der Kunstblüte Italiens einigermaßen zu überschauen und zu würdigen, muß neben den genannten hervorragenden Künstlergestalten auch noch des gleichzeitigen Wirkens einer außerordentlich reichen Anzahl von Meistern zweiten und dritten Ranges, ja auch einiger solcher, die als vollkommen selbständige Größen ganz nahe an die höchste Linie der Kunstleistung heranreichen, gedacht werden. In die letztgenannte Klasse sind vornehmlich Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto und Sodoma zu stellen. Der erste ist unerreicht im eigentlichen Altarwerk, ein Meister klassisch großer Gewandung und ruhig zusammengestellter Gruppen. Der zweite, ein merkwürdig, aber einseitig begabter Geist ohne umfassenden Gesichtskreis, gilt vermöge des weichen und warmen Schmelzes seiner Farben als einer der größten Koloristen dieser Zeit. Der dritte, welchem die Schule von Siena einen neuen Aufschwung verdankt, wußte wenigstens den Werken, welche der Zeit seiner schönsten Kraft angehören, das Gepräge einer überaus anmutvollen, aber auch ebenso hohen und selbst ernsten Süßigkeit zu geben. Dagegen gelingt es ihm nicht immer, die Massen zu beherrschen und einfache Klarheit in die Komposition zu bringen.

Aber auch die Schulen, welche sich um die großen Meister bilden, bringen noch manchen hervorragenden Geist hervor. So schließen sich an Lionardo würdig Luini und Ferrari an. Raffael hat keine eigentliche Malerschule begründet, und der talentvollste aller seiner Mitarbeiter, Giulio Romano, nähert sich schon stark dem Manierismus. Selbständiger steht neben der römischen Schule die zwischen Raffael und Venedig vermittelnde Richtung von Ferrara da, vertreten durch Garofalo und Dossi. Von Michelangelo angeregt schufen

Daniel da Volterra und Sebastian del Piombo sogar einzelne, des großen Meisters selbst würdige Werke.

Ihren höchsten Ausdruck hat der durchaus malerischen Anschauung und Behandlung nach einer bestimmten Seite Correggio gegeben, indem er den ganzen Reiz der Erscheinung in jenem Spiel des Lichts erfaßt, welches die Welt der Formen zugleich heraushebt und doch wieder in seinem eignen Schimmer auflöst. Schon Fra Bartolommeo und Lionardo verstanden sich trefflich auf die Abstufung der Töne, auf den allmählichen Übergang des Lichts durch die Halbtöne in den Schatten. Aber erst Correggio ist der eigentliche Meister des Helldunkels, zugleich aber auch der Darstellung lichtgetränkter Formen, deren Seligkeit nur in der sinnlichen Schönheit besteht. In dieser, von keiner Strenge mehr gebundenen, gänzlich nur den Moment ausdrückenden Bewegtheit der Erscheinung, die im Licht ihr ganzes Wesen dahingibt und offenbart, ist er vielleicht der modernste unter allen Malern des sechzehnten Jahrhunderts zu nennen; er hat daher auch der Malerei der nachfolgenden Jahrhunderte mehr als irgend einer der großen Meister seinen Charakter aufgeprägt, wie sich denn sein Studium vor allem die Caracci angelegen sein ließen. Ja selbst die Kunst des Rokoko hat zum malerischen Schmuck der Kirchen und Paläste das Muster ganz direkt von ihm empfangen. Es ist der Zauber einer mit reichster Fülle des Lebens verbundenen, sinnlichen, aber unbefangenen Schönheit, welcher diese enorme Wirkung ausübt. In dieser Beleuchtung war ihm das Leben aufgegangen, und in ihr tritt es in allen seinen Bildern fast gleichmäßig vor das Auge des Betrachters und gibt sich noch auf tausend andächtigen oder fröhlichen Bildern zu erkennen, womit Künstlerhände der folgenden Jahrhunderte Paläste wie Dorfkirchen geziert haben. Aber über dieser zwingenden und überzeugenden Gewalt, womit das Naturmoment in seinen Bildern auf uns wirkt, kommt das sittlich Erhebende vollständig zu kurz. Überhaupt ist der Gesichtskreis dieses Künstlers, verglichen mit Lionardo, Raffael, Michelangelo, ein beschränkter zu nennen, und die neuen, verführerischen Reize, womit seine fast lyrisch tönenden Bilder auftreten, entschädigen kaum für die Einbuße, welche schon hier die Kunst an geistigem Gehalt erlitten hat. Correggio.

Das in Raum und Licht wirklich werdende Sinnliche, welches den Hauptreiz der Bilder Correggios ausmacht, ist nicht ohne Einwirkung auf diejenige Malerschule geblieben, deren technische Vorzüge zumeist in einer Ausbildung des Kolorits bestehen, vermöge welcher sie die höchste Augenlust bei verhältnismäßig geringem Gedankengehalt erzielte. Venedig, überhaupt einzig in Italien mit seinem Meeresspiegel, darin sich orientalische Lichter brechen, ist auch etwas für sich in Baukunst und Malerei, und an keinem andern Orte erkennt man so deutlich die unentratsamen Voraussetzungen der Kunstentwickelung, die freilich auch in tausend Fällen vorhanden sein können, ohne daß eine Spur von letzterer sich einstellt. Durch ihren Welthandel reich und üppig geworden, wollen die Die Schule von Venedig.

Venetianer schön und herrlich wohnen; so kommt es zum Palastbau, wie ihn in reichster Auswahl die breite Wasserstraße des Canal grande darbietet: byzantinische, gotische, lombardische und renaissanceartige Bauten, meist mit kunstvollen Fensterverschlingungen und Bogenstellungen. Dazu der Markusplatz mit seiner von Sansovino erbauten Bibliothek, einem einzigartigen Prachtwerke der Renaissance, und zwar der Blütezeit, während der von Alessi zur Vollendung gebrachte Palastbau von Genua, der stolzen Rivalin Venedigs, schon der Mitte und zweiten Hälfte des Jahrhunderts angehört und an Formenreichtum, Gliederung und ornamentaler Kunst zurücksteht. Mit Vicenza wetteifert Venedig in bezug auf die antike Einfachheit und imposante Größe der Bauten Palladios, der dort seine großartigen Paläste, hier Kirchen, wie Giorgio Maggiore und Redentore, geschaffen hat. In solchen gewaltigen Kirchenbauten suchen aber die Venetianer mit der Zeit auch ihre abgesonderten Ehrenplätze im Leben, ihre Grabstätten im Tode. So kommt es zu jener großen Fertigkeit in der Holzschneidekunst, die man an den Kirchstühlen, und in der Skulptur, die man an den Sarkophagen bewundert. Sie wollen aber auch sich selbst künstlerisch verherrlicht und auf die Nachwelt gebracht sehen. So bildete das Porträt immer eine Hauptstärke der venetianischen Malerei, besonders Tizians. Hier also haben wir eine wirkliche Schule, und das Gemeinsame dieser sehr zahlreichen Meister, die sich um die Nachfolger Giambellins, um Giorgione und die beiden Palma, um Tintoretto, um Paolo Veronese und Tizian sammeln, stellt sich auf den ersten Anblick heraus, ohne daß Individualität und Mannigfaltigkeit Not litten. Ihre Hauptstärke liegt auf einem ganz bestimmten Gebiete. Sie bringen zur großartigsten, breitesten Darstellung das Leben des damaligen Venedig, „wo — wie Aretin schrieb — alle Tage Festtag ist, wo niemand an das Ende der Dinge denkt, und wohin das Reich der Venus und des Amor verlegt werden sollte“. Diese Unerschöpflichkeit des Naturalismus und die fortdauernde Praxis der Reizmittel des Kolorits bewirken, daß die venetianische Schule auch noch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo alle andern Richtungen sich bereits dem tiefsten Verfall zuneigen, in bedeutender Höhe verharrt. Aus dieser Zeit stammt die Ausmalung des Dogenpalastes, ein Werk der gesamten Schule Paolo Veroneses Name ist untrennbar verbunden mit großen, prachtvollen Umzügen (Anbetung der Könige), mit üppigen Banketten (Christus im Hause Levis, die Sünderin im Hause Simons) u. dgl. Ein Hauptlieblingsstück bildet die Hochzeit von Kana, der auch Tintoretto und andre ihren Pinsel widmen. Die Hauptsache bei diesen Darstellungen sind nicht Christus, Maria und die biblischen Personen, sondern die kostbar gekleideten Gäste, die Bedienten, die Mohren und Sklaven, die Hunde, die Speisen, die prächtige Dekoration und Architektur. Der biblische Gegenstand ist allemal nur ein Vorwand, um den ganzen Reichtum des damaligen Venedig

zu entfalten, wie ihn die grandiosen Bilder im Dogenpalast, historischen und allegorischen Inhalts, von einer andern Seite her erfassen.

a. Lombarden, Florentiner, Sienesen.

An Lionardo schließen sich zunächst die Künstler der Mailänder Schule an, unter ihnen manche persönliche Schüler des Meisters. Als der anziehendste unter ihnen dürfte Bernardino Luini zu nennen sein, welcher ihn am treuesten kopiert hat. Wer Bernardino Luini.
heute über den Gotthard nach Italien wandert, den begrüßen gleichsam als Erstlinge † 1529.
der italienischen Kunstschätze in der Marienkirche zu Lugano Luinis Fresken, zumal die liebliche Madonna. Über manche Bilder, wie die Enthauptung des Täufers in den Uffizien, oder Christus mit den vier Schriftgelehrten in der Londoner Nationalgalerie, konnte man streiten, ob sie von Lionardo oder Luini herrührten. Unter denen, welche nicht unmittelbar Lionardos Schüler waren und mit seinen Traditionen am meisten fremdartige Einwirkungen verbanden, verdient hier wenigstens Gauden- Gaudenzio Ferrari.
zio Ferrari Erwähnung, welcher später auch bei Perugino und Raffael thätig 1484–1549.
war und alle diese verschiedenen Anregungen jedesmal mit großer Kraft zu verarbeiten wußte.

Wenn Lionardo in Florenz nicht, wie in Mailand, eine eigne Schule gegründet hat, so ist doch gleichwohl auch hier ein bedeutender Einfluß seiner Persönlichkeit und der durch ihn mächtig gehobenen technischen Ausbildung nicht zu verkennen. Als Zeuge hiefür darf selbst einer der größten und selbständigsten Maler, über welche Florenz um die Wende der Jahrhunderte zu gebieten hatte, angerufen werden, der mit Lionardo gleichzeitige Baccio della Porta, als Mönch genannt Fra Bartolommeo. Fra Bartolommeo.
Seine Blütezeit fällt erst in die letzten Dezennien seines Lebens. Es sind imposante 1475–1517.
Gestalten, ruhige und würdige Kompositionen, anstatt der bloßen Symmetrie architektonisch aufgebaute Gruppen, was in seinen, die florentinischen Sammlungen, Klöster und Kirchen füllenden Gemälden auffällt. Bei großartigem Hinweggehen über das Detail hat er sein Absehen auf die beruhigende Wirkung des Ganzen, auf theatralische Anordnung und effektvolle Verteilung von Licht und Schatten in größeren Partien gerichtet. Sein „jüngstes Gericht" bei Santa Maria Nuova ist das Vorbild für 1499.
Raffaels Fresken in S. Severo zu Perugia, sowie für die obere Gruppe der Disputa geworden.

Andrea Vanucchi, genannt del Sarto, ein Florentiner, bildete sich in Andrea del Sarto.
einer ähnlichen Richtung aus, und seine Werke bewegen sich zum großen Teil in den- 1487–1531.
selben Gegenständen. Auch als Künstler hat er viel von Fra Bartolommeo gelernt, ohne ihn immer zu erreichen. Auch er strebt nach streng architektonischem Bau, kann aber das Gerüst nicht immer so geistreich ausfüllen. Seine Köpfe sind Charakterköpfe, die, wo sie zum Gegenstand passen, allerdings erhaben wirken können. Im allgemeinen zeichnen sich seine heiligen Familien durch eine heitere und erfreuliche Naivität aus, die mehr an den Realismus der älteren Florentiner Schule erinnert. Als historischer Maler (die Geschichte des Philippus Benizzi in der Vorhalle von S. Annunziata in Florenz) weiß er gleichfalls schlichte Lebensäußerungen in der reinsten und vollkommensten Form, in edler Abwägung gegeneinander, in weiter Räumlichkeit schön verteilt zur Anschauung zu bringen. Namentlich hat er im Refektorium des ehemaligen Klosters San Salvi bei Florenz das einzige Abendmahl geschaffen, welches sich dem- 1527.
jenigen Lionardos wenigstens von fern nähern darf. Auch die französischen Sammlungen besitzen manches Meisterwerk dieses Künstlers, seitdem ihn König Franz I. nach 1518.
Frankreich berief, von wo ihn seine Frau, nicht zu seinem Glück, bestimmte, wieder

Rosso de' Rossi. 1496—1541. nach Italien zurückzugehen. Gleichfalls im Dienste Franz I. war Rosso de' Rossi (bei den Franzosen Maître Roux) thätig, welcher schon sehr frühe den Weg zeigte, auf welchem die Bilder Andreas zu großen Farbenmassen verschwimmen und entarten mußten.

Sodoma. 1477—1549. Wieder als ein ganz selbständiger Geist tritt Gianantonio Bazzi, genannt il Sodoma, auf. Von Geburt zwar ein Lombarde aus Vercelli, war er berufen, dem Geiste der herabgekommenen Schule von Siena eine neue, auf mehr als ein Jahrhundert hin fruchtbare Richtung zu geben. Es waren Lionardos Nachwirkungen, welche Sodoma aufs glücklichste mit den Einflüssen Raffaels, die er in Rom aufnahm, zu verbinden wußte. Veranstaltet er auch in großen Bildern, wie z. B. der Anbetung der Könige in S. Agostino zu Siena, zu viel unübersichtliches Durcheinander, so geraten ihm dafür einzelne Gestalten um so vorzüglicher, und namentlich hat er in San Domenico zu Siena das Leben der heiligen Katharina auf eine wunderbar ergreifende
1526. Weise dargestellt. Aber dieselbe zarte Schönheit, derselbe tiefsinnige Ernst kehren keineswegs auf allen seinen Bildern wieder. Unter seinen Schülern machte Domenico Beccafumi, genannt il Mecherino, in seinem langen Leben alle die Stile mit, die in seiner Umgebung herrschten: zuerst Peruginer, dann Nachahmer Sodomas, endlich unter dem Bann der ausartenden römischen Schule. Auch in Verona ist die goldene
Gianfrancesco Carotto. 1470—1546. Zeit würdig repräsentiert, und zwar durch Gianfrancesco Carotto, einen Schüler Mantegnas.

b. Correggio.

Correggio. 1494—1534. Über keinen der großen Meister dieses Zeitalters sind wir dürftiger unterrichtet, als über Antonio Allegri, von seinem zwischen Modena und Reggio gelegenen Geburtsorte genannt Correggio, dessen Dasein abseits von den großen Kunststätten in einförmiger Ruhe verfloß. Schon Vasari hat, da er vom wirklichen Verlaufe dieses Lebens nichts zu erzählen wußte, die bekannten Fabeln von der großen Armut und dem noch größeren Geize des Meisters in Umlauf gesetzt, welcher sich endlich an sechzig Skudi, die ihm in Kupfermünze ausbezahlt wurden, zu Tode geschleppt habe. Ohne persönliche Bekanntschaft mit den gleichzeitig lebenden großen Heroen der Kunst, von keinem Fürsten beschützt, nur von den Nonnen und Mönchen Parmas zu monumentalen Arbeiten berufen — und dennoch ein einzigartiges Talent, aus neuer Anschauung Neues schaffend, nie abweichend von seiner Eigentümlichkeit und dem ihm gesteckten Ziel: solche Mißverhältnisse waren und wirkten zu stark, als daß nicht sein Andenken im Bewußtsein der Zeitgenossen unwillkürlich eine melancholische Färbung hätte annehmen müssen, wie ihm denn auch, als angeblich angesichts der Cäcilie Raffaels gesprochen, das stolz unglückliche Wort in den Mund gelegt worden ist: „Auch ich bin ein Maler." Ganz anders freilich tritt uns sein Charakterbild aus seinen eignen Schöpfungen entgegen, denen jede Spur des gewaltsam Erkämpften mangelt. Immer stellen sie den spielenden unverkümmerten Erguß einer offenen Natur dar, der es leicht wird, die ganze Tonleiter der fröhlichen Empfindungen durchzuspielen, von der stillen Heiterkeit eines gleichmäßigen Glücks und dem holden Zauber sinnlichen Entzückens bis zu Lust und Jubel einer ausgelassenen paradiesischen Seligkeit.

Unter den großen Meistern der unmittelbar vorhergehenden Zeit haben sicher Lionardo und Mantegna den bedeutendsten, letzterer wahrscheinlich einen direkten Einfluß auf die Bildung des Künstlers, der ihn in Mantua gesehen haben soll, ausgeübt. Der Schmelz der Modellierung, welcher bei Lionardo sichtbar wird, ist bei Correggio ausgebildet zu einer Kunst des Helldunkels, in welcher seine technische Meisterschaft beruht. Von Mantegna dagegen hat er die Vorliebe für Verkürzung der Figuren vom

Augenpunkt des Beschauers aus. Mit größter Virtuosität hat er diese Darstellung in der Kuppel von San Giovanni und in der Domkuppel zu Parma angewandt, zugleich überhaupt den ersten Beispielen einer solchen ganz vom Gesichtspunkt des unten stehenden Betrachters ausgeführten Gesamtkomposition. Dort ist es ein gen Himmel fahrender Christus, hier eine jubilierend aufwärts schwebende Maria, die von einem leidenschaftlich alle Himmel durchströmenden und seine Tiefen aufwühlenden Jubel empfangen werden. Beidemal ist die Verkürzung der Hauptgestalten zu stark geraten und verschwindet überhaupt das ideale Moment völlig hinter der Verherrlichung frei bewegter, von den Fesseln der Schwere gelöster, leiblicher Schönheit. Musizierende Himmelschöre schwingen sich in freiesten Körperwindungen durch die Luft; aber eben in dieser unbefangenen Darstellung der vollen Lebenslust ist das letzte Band des kirchlichen Übereinkommens gesprengt. Diese auf den Wolken reitenden, sich dahinter versteckenden, damit balgenden Genien besagen deutlich, daß das gesamte religiös-ekstatische Wesen nur noch Schein und Spiel ist. Fast noch mehr als irgend ein andrer Führer der Kunstentwickelung zeigt sich gerade der im engsten Kreise aufgewachsene Correggio, der seine Vaterstadt nur auf zwölf Jahre einmal mit dem Aufenthalt in Parma vertauschte, 1518—1530. von der althergebrachten Macht kirchlicher Vorstellungen losgelöst; er behandelt ihre Stoffe wie rein menschliche, in natürlicher Erscheinung, deren ideale Bedeutung lediglich in jener lebenswarmen Mischung von Seele und Sinnlichkeit beruht, wie sie namentlich seine, von Buße und Schmerz freilich nichts verratenden, Magdalenenbilder auszeichnet. Aber die Magdalena auf der zu Parma in der Pilotta befindlichen Madonna des h. Hieronymus gilt für eine der gereiftesten, überwältigendsten Schöpfungen des ganzen Jahrhunderts. Einen kaum minder dankbaren Stoff bot indessen dem gebornen Heiden die alte Mythologie. Gleich sein erstes Bild, um deswillen er von der gleichfalls weltlich gesinnten Äbtissin Giovanna des Nonnenklosters San Paolo nach Parma berufen wurde, stellt eine jagende Diana dar, und die letzten Werke, die wir von seiner Hand besitzen, sind den Liebesabenteuern Jupiters mit Jo, Leda, Danae gewidmet.

Bei keinem Meister sind die Schüler übler daran gewesen, als bei Correggio. Er nahm ihnen das, was auch untergeordnete Geister leisten können, die einfachen Linien und den architektonischen Ernst der Komposition; was ihm aber eigen war, das führte die Schüler, die es in sich aufzunehmen strebten, mit Notwendigkeit zum affektierten Wesen und zur Koketterie. Gleichwohl erzeugte die Schule in Francesco Mazzola, genannt Parmegianino, einen talentvollen und wenigstens im Porträt höchst bedeutenden Künstler. Übrigens hatte die Unmöglichkeit, gerade Correggios Bestes nachzuahmen, zur Folge, daß seine Jünger sich mit einer gewissen Verzweiflung der römischen Schule in die Arme warfen. Parmegianino. 1503—1540.

c. Nachfolger Raffaels und Michelangelos.

Als Begründer der römischen Schule ist weniger Raffael, dessen allumfassende Nachwirkung in keiner Schule aufgeht, als vielmehr Giulio Pippi, genannt Romano, zu nennen, dessen sich Raffael zur Ausführung der Konstantinsschlacht und andrer schwieriger Aufgaben bedient hatte. Giulio Romano. 1492—1546. Aber die Grazie und der keusche Sinn des Meisters fehlten ihm, und seine leichte, unermüdliche Phantasie trieb ihn mehr in das kecke, frische Naturleben, als zur kirchlichen Malerei. Er hat im Grunde sogar schädlich gewirkt, indem er die von Raffael und fast noch mehr von Michelangelo gelernte Formenbildung, ohne die Natur weiter zu befragen und ohne Gefühl für Wahrheit, übertrieb und zu oberflächlichen Effekten verwertete: das erste große Beispiel seelenloser

Dekorationsmalerei, der gerade Übergang zum Manierismus. Übrigens ist Giulio auch als Architekt bedeutend; er hat, an Bramante anknüpfend, die Villa Madama
1524. in Rom und in Mantua, wohin er bald nach Raffaels Tod berufen worden, den Palazzo del Te gebaut und sowohl diesen (Sala dei Giganti), sowie den Palazzo Ducale daselbst mit Fresken geschmückt (Sala di Troja).

Ein schwächeres Seitenstück zu Giulio Romano bietet ein zweiter Schüler Raffaels,
Pierino del Vaga. Pierino Buonaccorsi, genannt del Vaga. In einzelnen Fällen erfreuend (im
1499–1547. Dom zu Pisa und im Palast Doria zu Genua), verfällt er doch bald in handwerksmäßige Manier und renommistisches Wesen. Am meisten von Raffaels Geist weist wohl
Andrea da Salerno. Andrea Sabbatini, genannt da Salerno, auf, dessen Pinsel das Geistvollste,
1480–1545. was Neapel aus der goldenen Zeit besitzt, hervorgebracht hat (z. B. im Hof von Gennaro de' Poveri). Auch die Ferraresen gerieten unter den Einfluß Raffaels, wiewohl sie daneben eine Neigung zum Phantastischen, überhaupt immer noch genug Selbständigkeit behielten um ein Gegengewicht in die Wagschale werfen zu können. Dahin ge-
Benvenuto Garofalo. hört der mehrfach auch venetianische Farbenpracht aufbietende Benvenuto Tisio,
1481–1559. genannt Garofalo, und der gleichfalls an Venedig erinnernde Dosso Dossi.
Dosso Dossi. 1474–1558. Der venetianischen Schule ursprünglich angehörig war der berühmte Tier- und Pflan-
Giovanni da Udine. zenmaler Giovanni Nanni de' Ricamatori, genannt da Udine, dessen sich
1487–1564. Raffael bei den Dekorationen der Loggien des Vatikans bediente und der überhaupt in der zierlichsten Behandlung der dekorativen Malerei unerreicht ist.

Michelangelo endlich hat auch in der Malerei großartige Anregungen gegeben.
Daniel da Volterra. Daniele Ricciarelli, genannt da Volterra, ist dem Meister nahe gestanden,
1509–1566. und seine Kreuzabnahme in Trinità de' Monti zu Rom wäre dessen selbst würdig.
Sebastian del Piombo. Ferner hatte Michelangelo einen Venetianer und Schüler Giorgiones, Fra Seba-
1485–1547. stiano del Piombo, herangezogen, um durch ihn großartige Kompositionen im schönen malerischen Kolorit fertigen zu lassen. Seine Auferweckung des Lazarus (in der Nationalgalerie zu London) und Geißelung Christi (auf Pietro in Montorio zu
Angelo Rom) sind ohne Zweifel geradezu unter Beteiligung des Meisters entstanden. Von
Bronzino. 1502–1572. florentinischen Künstlern, die sich nach Michelangelo bildeten, sind besonders Angelo
Alessandro Allori, genannt il Bronzino, und sein Neffe Alessandro, der zuweilen den-
Allori. 1535–1607. selben Beinamen führt, zu nennen. Jener, der Porträtmaler der Familie Medici, hatte, ähnlich dem Meister, das Unglück, wegen seiner nackten Figuren Anstoß am päpstlichen Hof zu erregen. Seine Vorhölle, jetzt in den Uffizien, wurde sogar mit dem Bann belegt. Der andre, dessen Bildern man in verschiedenen Kirchen zu Florenz, Pisa, Lucca begegnet, hat u. a. ein Abendmahl geschaffen, welches schon den Übergang zum Genrebild macht (Akademie zu Florenz).

b. Skulptur und Architektur.

Während Michelangelos Nachwirkungen in der Malerei bald verschwinden oder den beginnenden Verfall und Verderb verraten, beherrscht er die gleichzeitige Skulptur vollständig. Nicht bloß der Vatikan und das Kapitol zu Rom legen davon Zeugnis ab, sondern auch Genua, wo ein Gehilfe und Schüler des Meisters, Giovanni
Montorsoli. 1506–1563. Angelo Poggibonzo, genannt Montorsoli, welchen Andrea Doria nach Genua brachte, dessen Palast mit seinen luftigen Hallen und Altanen baute und in der Kirche S. Matteo ein ganzes Museum Michelangelesker Gestalten schuf; ferner der Signorenplatz in Florenz, wo Michelangelos und Benvenuto Cellinis unedler Nebenbuhler,
Baccio Bandinelli. Baccio Bandinelli, dessen Apostel und Propheten unter der Domkuppel vielfach
1493–1560. gut ausgefallen sind, in seinem Herkules sich als unwillkürlichen, aber freilich auch

unglücklichen Nachahmer Michelangelos zeigt. Kaum besser geraten ist der große Neptun auf dem Brunnen jenes Platzes, ein Werk des als Baumeister so bedeutenden Barto- Bartolommeo Ammanati. lommeo Ammanati, der u. a. die herrliche Dreieinigkeitsbrücke über den Arno 1511—1592. geschwungen hat. Auch er zehrt als Bildhauer von Michelangelo. Um so imponierender stehen da die Werke des Flamänders Giovanni da Bologna (Jean de Bou- Giovanni da Bologna. logne), welcher das Gesetz des Kontrastes, wie es Michelangelo befolgte und oft quälerisch 1524—1608. durchführte, mit großer Formenschönheit zu paaren und erhabene Gruppen prächtig in die Höhe zu bauen verstand. Seinen Ruhm verkündigen der Neptunsbrunnen in Bologna, in Florenz aber die Reiterstatue Cosimos I. auf dem Signorenplatze, Herkules mit Nessus und der Raub der Sabinerin in der Loggia dei Lanzi.

Dagegen stellt der ebendaselbst befindliche prachtvolle Perseus aus Bronze die einzige Statue jener Zeit dar, welche unabhängig von Michelangelos Einfluß geschaffen worden ist und eher an den Naturalismus Donatellos erinnert. Die mühe- und schmerzensreiche Entstehungsgeschichte derselben hat ihr Schöpfer, Benvenuto Cel- Benvenuto Cellini. lini, selbst erzählt: ein Künstler, der sich stets hoch erhaben wußte über die Vasari, 1500—1572. Bandinelli, Ammanati und die andern „Bestien" seiner Umgebung und auch in der That durch seine Originalität über dieselben hervorragt. Noch höher dachte er freilich selbst von sich, wie aus seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung erhellt, die ihn fast noch berühmter gemacht hat, als seine künstlerischen Arbeiten (vgl. S. 347). Streng an die Natur sich haltend im einzelnen, weiß er den Gesamteindruck scharf wiederzugeben. Eine große Menge seiner Vasen, Schalen und andern Prachtgeräte zeigt man in den Sammlungen zu Florenz und Neapel. In der Anordnung wie im Stil haben sie alle einen mehr dekorativen Charakter. Von Beruf war Benvenuto Goldarbeiter. Er schnitt aber auch die schönsten Stempel für Münzen, fertigte Schmucksachen aller Art, Panzer und Degenklingen. Unter Umständen wußte er selbst als Architekt zu dienen. Nur in der Malerei hat er nichts geleistet, abgesehen von den Entwürfen, die er für seine Kunstsachen zeichnete, und etwa noch dem Gott Vater, den er an die Wand seines Gefängnisses malte und anbetete, wenn es ihm übel erging.

Unter den Bildhauern und Architekten der Epoche sind neben Michelangelo noch zu nennen: der Schüler Verocchios, Giovanni Francesco Rustici, von welchem Giovanni Francesco die Predigt des Täufers Johannes über der nördlichen Thür des Baptisteriums zu Flo- Rustici. renz herrührt, und Andrea Contucci da Monte Sansovino, welcher über 1474—1554. Andrea dem Ostportal desselben Gebäudes die Taufe Christi dargestellt, außerdem aber noch Sansovino. mancherlei höchst bedeutsame Arbeiten in Rom geliefert hat, so die heilige Anna in 1460—1529. S. Agostino und zwei Grabmonumente in Maria del Popolo, die herrlichsten, die Rom überhaupt hat. Ein Florentiner von Geburt war Niccolo Pericoli, genannt Tribolo. 1485—1550. il Tribolo, von dessen eigner Heiterkeit und Grazie die Seitenthüren der Fassade von S. Petronio in Bologna und das Grabmal Hadrians VI. in Maria dell' anima zu Rom zeugen (letzteres von ihm nach dem Entwurf von Baldassare Peruzzi ausgeführt).

Lebhafte und anziehende Denkmäler der Skulpturentwickelung finden sich auch in Oberitalien, namentlich im Gebiet von Padua und Venedig, wo uns abermals die Familie der Lombardi begegnet. Zu den schon früher (IX, 389) genannten Trägern dieses Namens tritt jetzt Alfonso Cittadella aus Ferrara, genannt Lom- Alfonso Lombardo. bardo, dem die Kirchen von Bologna den mannigfachsten Schmuck verdanken. Be- † 1537. deutender noch wirkte in Venedig der Florentiner Jacopo Tatti, nach seinem Meister Jacopo Sansovino. Sansovino gewöhnlich ebenso genannt, der die Richtung Michelangelos nach Venedig 1477—1570. verpflanzte, wo er S. Marco und andre Kirchen mit Bronzethüren, Statuen und anderm Skulpturwerk (Denkmal des Dogen Venier zu S. Salvatore) versah. Größeren Ruhm hat er sich freilich als Baumeister erworben. Nachdem er die erste Hälfte seines

Lebens unter den unmittelbaren Eindrücken der erhabenen Architektur von Rom und Florenz verbracht hatte, wurde er zuletzt das bauliche Faktotum von Venedig. Die 1536. Bibliothek, welche er dort auf der Piazetta errichtete, gehört fragelos zu dem Schönsten, was Italien jetzt noch bietet. An diesen prachtvollen Doppelhallen erfuhren die Venetianer zuerst, welche Fortschritte das übrige Italien einstweilen in Neuanwendung der römischen Säulenordnung gemacht hatte. Das Motiv des Baues wiederholte dann Vincenzio Scamozzi. 1552—1616. später Vincenzio Scamozzi in seinen „neuen Prokuratien" am Markusplatze. In Padua war Andrea Riccio, genannt Briosco, thätig, wie als Skulpturarbeiter Andrea Riccio. 1480—1532. (im Chor von S. Antonio), so auch als Architekt (S. Giustina mit den aus Venedig und dem Orient nach Padua importierten, an der genannten Kirche zuerst in suborbi- Antonio Begarelli. 1498—1555. nierter Stellung angebrachten Kuppeln). Bloß als Bildhauer wirkte in Modena Antonio Begarelli, bloß als Baumeister, insonderheit Festungsbaumeister, Michele Sanmicheli. 1484—1559. Sanmicheli, der Paläste in Verona und Venedig (Grimani, jetzt Post) nicht ohne eine gewisse Vorliebe für derbe Formen aufgeführt hat. Doch rechnet man alle diese Gebäude noch zu jener Hochrenaissance, welche ihren Hauptsitz in Rom hatte.

Die mittleren Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts sahen die großen Theoretiker auf dem Gebiet der Architektur erstehen, welche in mehr rechnender und kombinierender Art, aber gleichwohl mit Geist und Originalität, eine schärfere und kältere Ausdrucksweise vertraten und, von der wo möglich noch mehr als bisher auf Großräumigkeit zielenden Gesinnung der Bauherrn begünstigt, dem italienischen Palastbau seine endgültige Ausbildung verliehen. Dahin gehört nicht bloß der Erbauer der Uffizien (Büreaus) Giorgio Vasari. 1512—1579. in Florenz, Giorgio Vasari, sondern auch Giacomo Barozzi da Vignola, welcher strenger als Michelangelo an dem Studium des klassischen Altertums festhielt, Vignola. 1507—1573. in diesem Sinne über Säulenordnungen schrieb und viele Paläste in Rom (Caprarola, Vigna di Papa Giulio, Architektonik der farnesischen Gärten, auch der Gesu) und anderswo baute. Beim Bau der Porta del popolo hielt er sich an die Zeichnungen Michelangelos; diesem war außerdem bei der Vollendung des farnesischen Palastes Guglielmo della Porta. † 1577. Guglielmo della Porta zur Hand gewesen, welcher auch das Grabdenkmal Pauls III. in St. Peter geschaffen hat, eine teilweise Nachahmung der Mediceermonumente. Sein Bruder, Giacomo della Porta, war gleichfalls als Architekt wie als Bildhauer thätig.

Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts stellte sich auch der Typus der genuesischen Paläste fest, zunächst durch oberitalienische Baumeister, wie den genannten Montorsoli, den Erbauer des Palazzo Doria. Die andern Schlösser sind meist auf Hochbau in engen Straßen berechnet, wie der Dogenpalast (Palazzo Ducale) von Pennone. Lombarden waren Lurago, der den Palast Doria-Tursi (jetzt Municipio), und Bianco, der die Universität baute. Seine eigentliche Vollendung aber Galeazzo Alessi. 1500—1572. erhielt dieser Stil durch Galeazzo Alessi aus Perugia, welcher den genuesischen Palästen jene malerische Anordnung der inneren Räume verlieh, die für sie ebenso charakteristisch ist, wie für die venetianischen die Fassade; etwas nüchterner ist die von ihm erbaute Kirche Maria da Carignano ausgefallen, herrlich auf einem steilen Vorsprung über der Stadt gelegen, ein Bau der rein ästhetischen Begeisterung für die Bauformen als solche und für jede andre ideale Bestimmung ebenso geeignet, wie für den Gottesdienst.

Aber der einflußreichste Meister der modernen Architektur ist neben Michelangelo Andrea Palladio. 1518—1580. Andrea Palladio, auf dessen frühere Überschätzung eine noch unbilligere Unterschätzung gefolgt ist, seitdem sein Lehrbuch die Baukunst nicht mehr beherrscht. Kein andrer hat die antiken Denkmäler so tief ergründet. Mit Michelangelo gemein hat er die Verachtung des Einzeleffekts, das ausschließliche Halten an der Disposition, die

Organisation der Bauten vom Gefühl der Verhältnisse aus. Dabei steht er aber nicht, wie jener zuweilen, unter der Botmäßigkeit seiner eignen Grillen, sondern arbeitet immer gesetzmäßig. In all seinen Gebäuden prägt sich der entschiedenste künstlerische Wille aus, ohne Schranken und Unsicherheit. Er ist der letzte und größte der berühmten Architekten, die in der Kunst der Proportion und Disposition groß geworden sind; das Gepräge von Würde, welches seine Werke charakterisiert, liegt nicht bloß in den antiken Formen, sondern hat die Schönheit der Verhältnisse und der Disposition zum Grunde. Seine Kirchenbauten in Venedig nähern sich der antiken Tempelfronte. So San Giorgio 1560.
Maggiore in größerem, il Redentore in kleinerem Maßstabe, letzterer wohl sein voll- 1576.
kommenster Kirchenbau, weniger durch die nüchterne Fassade, als durch die ebenso strenge wie malerische Durchführung des Innern ausgezeichnet. Seine Paläste sind im unteren Geschoß mit Rustika, in den oberen mit Pilastern oder Kolonnaden bekleidet. So das Stadthaus (die sog. Basilika) und zahlreiche Privatgebäude in Vicenza, der Vaterstadt des Meisters, die durch ihn längere Zeit ebenso gegen die Exzesse des Barockstils gesichert blieb, wie das in Florenz infolge der Wirksamkeit der Vasari, Ammanati und der an sie sich anschließenden tüchtigen Künstlerschule der Fall war.

e. Die Venetianer.

Endlich wenden wir uns noch einmal zur Malerei zurück, um diejenige Erscheinung nicht dahinten zu lassen, welche am meisten unter allen großen Richtungen und Gruppen des sechzehnten Jahrhunderts auf den Namen einer Schule Anspruch machen kann. Während Raffael Bewunderer und Nachahmer, aber keine selbständig schaffenden Geister, Correggio zunächst nur aus der Art schlagende Schüler hinter sich hat und die Nachfolger Michelangelos sich vollends nur an die äußersten Spitzen seiner Eigentümlichkeit halten und damit die Kunst direkt dem Verfall entgegenführen, bemerken wir in Venedig einen zusammenhängenden Verlauf von Kunstbildung, welcher zugleich gesetzmäßige Steigerung und Vollendung ist. Denn sowohl Giorgio Barbarelli Giorgione. 1477—1511.
von Castelfranco, genannt Giorgione, dessen Bilder sehr selten geworden sind (das beste und beglaubigtste ein Altarbild in seiner Vaterstadt), und Jacopo Palma der Palma vecchio.
Ältere (il vecchio), dem die kirchlichen Bilder besser gelangen (S. Barbara in 1480—1528.
Maria formosa zu Venedig), als auch Tizian selbst waren noch in Giambellins Schule (vgl. IX, 387) gebildet worden. Auch Sebastian del Piombo, von dem schon oben die Rede war, und der erfindungsreiche und unerschöpfliche Lorenzo Lotto, halb Lombarde, halb Venetianer, gehören hierher. In der Mitte der Schule aber steht die gewaltige Gestalt des Tiziano Vecellio, welchem, wenigstens nach herge- Tizian. 1477—1576.
brachter Meinung, ein fast hundertjähriges Leben beschieden war; wahrscheinlich ist jedoch seine Geburt etwa zehn Jahre zu früh angenommen, da er, nach Dolces Mitteilung, die Malereien im Kaufhause der Deutschen zu Venedig „kaum zwanzigjährig“ begonnen hat. An der Grenze der Frühperiode steht sein berühmter „Christus mit dem 1507.
Zinsgroschen“ (Dresden), welcher die altertümliche Strenge der Behandlung Bellinis bereits zur liebevoll zartesten Durchbildung verklärt. In den Zeiten seiner glücklichsten Kraft hat er die große Aufgabe der Kunst, ganz, glückselig und frei darzustellen, was in der Wirklichkeit zerfallen, zerstreut und bedingt erscheint, mit einer Ruhe und Anspruchslosigkeit, aber auch mit einem Ausdruck der Notwendigkeit gelöst, wie kaum je ein andrer Künstler. Namentlich erscheint auf Tizians Gemälden in seiner umfassendsten Bedeutung, was den Charakter und Wert der venetianischen Schule überhaupt ausmacht: die Behandlung der Farbe. Erst Tizian wandelte die noch etwas herbe Glut des Giorgione zum heitersten, lichtvoll harmonischen Kolorit um. Sein lebensvoller

Natursinn läßt ihn zuvörderst groß, ja unerreichbar erscheinen im Porträt (Tochter Lavinia in Berlin und Madrid, Karl V. in Madrid, Paul III. und Philipp II. in Neapel); daran schießen sich die bekannten Frauenbilder in den Uffizien und im Pitti zu Florenz, die zwischen Wirklichkeit und Ideal in einer wahrhaft glückseligen Mitte schweben. Dagegen gehen wenige seiner heiligen Gestalten in ihrer geschichtlichen Bedeutung auf (Magdalena, Johannes), und die kirchlichen Bilder spiegeln großenteils mehr jene hohe, der Antike verwandte Ruhe des Daseins, als den spezifisch christlichen Geist wieder. Aber Stücke wie die Madonna der Familie Pesaro in der Frarikirche zu Venedig oder die sechs Heiligen im Vatikan berühren noch jetzt den Beschauer mit einem ganz unergründlichen Zauber. Von den reicheren Kompositionen nehmen die Himmelfahrt der Maria (Akademie zu Venedig), ein in prachtvollste Farbenglut getauchtes Bild des, die letzten irdischen Schranken überwindenden, Entzückens, und die Grablegung Christi (Louvre), ein Ausdruck der tiefsten Erschütterung des Seelenlebens, die erste Stelle ein. Selbst Gräßliches weiß er mit Erfolg zu bemeistern, wie das Martyrium des Einsiedlers Petrus (Giovanni e Paolo in Venedig, seit 1867 zerstört) und dasjenige des Laurentius (Jesuitenkirche daselbst) beweisen; und nicht minder ist er einer der ersten Meister seines Jahrhunderts in landschaftlicher Behandlung.

In Tizian vereinigen sich alle Eigenschaften und Kräfte der venetianischen Schule, welcher selbst Raffael und die Größten es überlassen mußten, die letzten Konsequenzen der Hilfsmittel zu ziehen, welche die Farbe für die Komposition bietet. Was Michelangelo und die Römer darstellten, war die Harmonie der Linien in den Bewegungen menschlicher Gestalten; sie gelangten von den Linien zu den Farben, während Tizian in den Dingen zuerst die Stellung der Farben zu einander erblickte und von hier aus erst zu den Linien gelangte. Es sind farbige Massen, welche zu einander in das richtige Verhältnis gesetzt und zu einer glutvollen Harmonie vereinigt werden, in der die Wirkung des Ganzen liegt.

Unter den vielen Nachfolgern Tizians muß vor allen Alessandro Bonvicino, genannt il Moretto, von Brescia, wo seine Hauptwerke zu suchen, aufgeführt werden, eine zarte, tief angelegte Natur, an Adel und Würde, auch an Gedankentiefe der Auffassung fast allen Venetianern überlegen. Sein Schüler Giovanni Battista Moroni von Bergamo ist als Porträtmaler eine höchst eigentümliche Erscheinung. Die Gemälde eines andern bedeutenden Meisters aus der Schule von Brescia mit Namen Girolamo Romanino kursieren meist unter dem Namen Giorgione. Ein Nebenbuhler Tizians war der Venetianer Gianantonio Licinio Regillo, genannt
Pordenone. 1484—1539. Pordenone, dessen vorzüglichste Werke sich in Friaul erhalten haben (sonst Christus mit der Ehebrecherin in Berlin besonders berühmt), ein rückhaltloser Nachahmer da-
Bordone. 1500—1570. gegen Paris Bordone (Doge und Fischer in der Akademie zu Venedig). Von Tizian
Tintoretto. 1512—1594. ausgehend drängte Jacopo Robusti genannt il Tintoretto, auf eine leidenschaftlich bewegte, dramatische Historienmalerei hin; er zuerst gestaltet die heilige Geschichte von Anfang bis Ende im Sinne des absoluten Naturalismus um (Scuola di S. Rocco in Venedig). Im Gegensatze zu Tizian erstrebte er eine wirkungsreiche Schattengebung und bildete das venetianische Kolorit ins Dunkle aus, wie Tizian ins Helle. Noch
Paolo Veronese. 1528—1588. höher steht Paolo Caliari, genannt Veronese, der die Natur mit freiester Unmittelbarkeit auffassend, zugleich aber gehoben von jener klassischen Größe des Sinnes, welche der Schule überhaupt zu Gebote stand, eine festliche Stimmung des Gefühls zum Ausdruck bringt, die wie auf heiter erregten Wellen sicher und genußreich dahinflutet. Seine in bunter Farbenlust schillernde und doch edel gehaltene, vom klarsten, sonnigsten Tageslicht umfangenen Gastmähler (in Venedig, Dresden, besonders im Louvre) sind in dieser Beziehung klassisch geworden. Aber wie hier die heiligen Personen und Ge-

schichten bloß noch Vorwand sind, so ist das in den bäurischen Idyllen und kleinbürgerlichen Genrebildern des Jacopo da Ponte, genannt Bassano, und seiner vier Söhne noch mehr der Fall. Gleichzeitig sinkt die venetianische Schule rasch ins Handwerkmäßige herab und weist bloß noch einen talentvollen, aber um so leichtfertigeren Künstler in Jacopo Palma il Giovane auf. Jacopo Bassano. 1510—1592. Palma Giovane. 1544—1628.

3. Der Verfall.

Als Höhepunkt der bildenden Kunst in Italien mögen ungefähr die drei ersten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Fast alle großen Namen fallen mit dem besten Teil ihres Lebens und Wirkens in diesen Zeitraum. Dann aber mehren sich rasch die Anzeichen einer sinkenden Produktivität und eines unsicher gewordenen Geschmacks. Die äußeren Verhältnisse trugen trotzdem, daß sie sich scheinbar günstig in nie dagewesener Weise darstellen, das Ihre dazu bei, diese Entwickelung bergab zu beschleunigen. Früher hatten die Maler meist auf Bestellung der Klöster und Kirchen oder des wohlhabenden bürgerlichen Mittelstandes gearbeitet. So fanden wir es noch ganz bei Correggio. Dagegen lieferte schon Raffael unter Leo X. das erste Beispiel eines Künstlers, der zu einem Teil des päpstlichen Hofhaltes geworden ist, und auch Michelangelos Laufbahn führt aus der freien Kunst hinüber in die Stellung eines päpstlichen Hofarchitekten. Benvenuto Cellini hat in Rom, Ferrara, Paris und Florenz alle Bitterkeiten des Hoflebens und Herrendienstes erfahren. Tizian endet fast als fürstlicher Hofmaler. Seither bestimmt in steigendem Maße die Prachtliebe fürstlicher Herren sowohl Ideale wie Ausführung, und was Großes geschaffen wird, entsteht, um ihren Bestellungen zu genügen. Religiöse Bilder werden gemalt auf den Wink geistlicher, weltliche auf den weltlicher Herren. Immer kolossaler sind die Räumlichkeiten, immer gemessener die zeitlichen Bedingungen, die zu Gebote stehen. Aufgaben von ungeheuerstem Umfang und größtem Stil, zu deren Bewältigung Raffael oder Michelangelo alle Kräfte hätten aufbieten müssen, können jetzt jedem ehrgeizigen Streber zufallen. Künstler beginnen daher sich auszubilden, welche viel und schnell schaffen mußten, um ihren Auftraggebern, die rasch und billig bedient sein wollten, zu genügen und sich selbst wohl zu fühlen. Immer noch sind es energische, talentvolle Männer, die alles gesehen hatten und zu benutzen wußten, aber nicht mehr Zeit und Ruhe behielten, um in künstlerischer Einfalt die Natur zu belauschen. Jetzt galt es ja, großartige Arrangements zu treffen, bisher unbekannte technische Griffe zu ersinnen, augenblickliche Überraschungen zu feiern. Aber die Werke dieser Epigonenzeit sind keine selbständigen und selbsteignen Schöpfungen mehr; sie geben nur noch konventionellen Gefühlen Ausdruck. Die Periode der kindlichen Einfalt und Unbefangenheit, da die Kunst um die Reize, die sie entfaltet, fast nicht zu wissen scheint, ist vorüber, und es wird immer bewußter abgesehen auf das Urteil des Beobachters. Es beginnt die Zeit der Koketterie und Ostentation, die Zeit des

Äußere Bedingungen des Manierismus.

Künstlerischer Charakter des Manierismus.

Manierismus. Kaum daß noch hier und da ein mit Liebe gemaltes Porträt das Herz des Malers durch die Farben schimmern läßt. Mit der reflexionslosen Unschuld kommt aber auch der frühere Stolz und Adel abhanden. Die großen Meister aus dem Anfang des Jahrhunderts haben den am Ende desselben wirkenden Epigonen die Mühe, eigne Ideen zu besitzen, fast ganz abgenommen. Man studiert jetzt jene mit dem vorwiegenden Bestreben, ihnen die Kunstgriffe abzulernen, auf welchen ihre Bedeutung und Wirkung beruhte, und so zieht das Auftreten der größten Heroen auch hier mit einer gewissen Naturnotwendigkeit den Verfall nach sich. Namentlich ist es Tizian, der durch seine Technik im Farbengebrauch in der Malerei, Michelangelo, der durch die Reichhaltigkeit seiner Stellungen in der Skulptur, durch seine grandiose Peterskuppel in der Architektur einen dominierenden Einfluß ausübt. Fast alles, was bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschieht, läßt sich auf ihre Wirkung zurückführen. Neuer Aufschwung. Dann aber taucht auch wieder Correggio auf, den besonders die Caracci der Vergessenheit entrissen, als sie der Verwilderung, welche die Kunst unter den Händen der Manieristen erfahren hatte, mit einem ernsten und gründlichen Studium der großen Meister begegneten und die zum Teil treffliche Leistungen hervorbringende Schule der Eklektiker (Domenichino, Guido Reni, Guercino) stifteten, welcher die direkt aus dem Strom des Lebens, aber freilich nicht da, wo er am tiefsten ist, schöpfende Schule der Naturalisten (Caravaggio, Ribera) gegenübersteht.

Der Barockstil. In der Architektur repräsentiert sich der Geist der Zeit in dem weiträumigen und prachtvollen Barockstil, der sich auf eine besonders bedeutsame Weise im Palastbau ausdrückt. Die römischen Paläste sind vorzugsweise Innenbauten; wenigstens empfängt man einen vollen Begriff von ihrem Glanze erst in den geräumigen Höfen, die gewöhnlich mit einfachen oder doppelten Bogengängen in mehreren Stockwerken umgeben sind. Aus der eigentlichen Barockzeit stammen der kolossale, aber doch verhältnismäßig kraft- und gedankenlose Bau des Palazzo Corsini mit seinen eigentümlichen Treppen und Arkaden und der Palast Borghese mit seinen leichten und doch imponierenden Bogenhallen. Große, bequeme Treppen werden überhaupt der Stolz dieser Bauten, an denen je länger je mehr alles Geradlinige im Grund- und Aufriß durch Kurven der verschiedensten Art ersetzt und dadurch die völlige Auflösung des architektonischen Sinnes herbeigeführt wird. In der gleichen Richtung entwickelte sich die Skulptur, gleichfalls in erster Linie vertreten durch Bernini, welcher dem heutigen Rom seine Gestalt gegeben hat. Naturalismus in den Formen wie in der ganzen Auffassung des Geschehenden einerseits, Anwendung des Affektes um jeden Preis anderseits sind die allerorts sich einstellenden Kennzeichen der Erzeugnisse dieses sinkenden Geschmacks.

a. Die Maler.

Unter den eigentlichen Manieristen mögen hier nur die Gebrüder Zuccaro, Taddeo Taddeo Zuccaro. 1529–1569.
und Federigo, Giuseppe Cesari, genannt der Cavaliere d'Arpino, und Simone
Papa il giovane Erwähnung finden. Ihre Zahl ist Legion und ganz Italien, namentlich Federigo Zuccaro.
Rom, von ihren Werken bedeckt. Meist abseits, in seiner Heimat Urbino, lebte Federigo † 1609.
Baroccio, dessen Bilder (z. B. in den Domen von Genua und Perugia) sich beträchtlich über il Cavaliere d'Arpino.
den gewöhnlichen Manierismus erheben. Ein neuer, bestimmterer Stil geht aus dieser letzteren 1560–1640.
Kunstrichtung erst in den letzten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts hervor. Um die un- Federigo Baroccio.
wahren, bloß konventionellen Ausdrucksweisen zu beseitigen, wurde eine doppelte Anstrengung 1528–1612.
versucht. Auf der einen Seite geht man bewußt und absichtlich auf die Meister der goldenen Eklektizismus und Naturalismus.
Zeit zurück, man studiert emsig die Eigentümlichkeiten eines Michelangelo, Raffael, Tizian und
besonders auch des Correggio, um dieselben womöglich auf einem Bilde zu vereinigen. Auf
der andern Seite versucht man es mit völliger Hingebung an die äußere Erscheinung, wie die
Natur sie bietet, und erzielt eine derbe und rücksichtslose Auffassung der gemeinen Wirklichkeit.
Dies die beiden um die Wende der Jahrhunderte dominierenden und vielfach ineinander über-
gehenden Richtungen der Eklektiker und der Naturalisten. Beide sind nicht ohne Verdienste.
Besonders ist es den Stiftern der Schule von Bologna, die in den Eklektizismus recht eigent-
lich Methode und System brachte, zu verdanken, wenn der Kunst abermals für ein halbes Jahr-
hundert ein einigermaßen gefestigter und gesicherter Boden und sittlicher Halt gegeben wird.
Der Gründer dieser Schule, Lodovico Caracci, war bedeutender als Lehrer, denn als Die Caracci. Lodovico.
ausübender Künstler; unter seinen beiden Neffen erlangte Agostino mehr durch Kupferstiche 1555–1619.
als durch Gemälde Einfluß und Bedeutung. Bei weitem das vorzüglichste und werkthätigste Agostino. 1558–1601.
Mitglied der Familie war Annibale Caracci, der mit frischem Sinn und rührigem Geist Annibale.
die Vorzüge der großen Meister sich anzueignen wußte und namentlich das Verdienst hat, 1560–1609.
Correggios Malereien in Parma gleichsam aufs neue entdeckt zu haben. Unter seinen eignen
Werken sind die der antiken Mythe entnommenen Fresken im Palast Farnese zu Rom die be-
deutendsten. Der moderne Naturalismus dagegen beginnt in kräftigster und zugleich grellster
Weise mit Michelangelo Amerighi da Caravaggio, welcher mit seinen scharfen Lich- Caravaggio. 1569–1609.
tern und dunkeln Schatten einen großen Einfluß auf Rom und Neapel ausübte. „Seine Freude
besteht darin, dem Beschauer zu beweisen, daß es bei all den heiligen Ereignissen der Urzeit
eigentlich ganz so ordinär zugegangen sei wie auf den Gassen der südlichen Städte gegen Ende
des sechzehnten Jahrhunderts; er ehrt gar nichts als die Leidenschaft, für deren wahrhaft vul-
kanische Auffassung er ein großes Talent besaß.“ Die gemeinen, aber energischen Figuren,
wie seine Hand sie schuf und wie sie im Gedächtnis des Beschauers gleichsam als Felsblöcke
liegen bleiben (z. B. Grablegung in der Galerie des Vatikans), sind in seiner Schule viel
nachgeahmt worden; der eigentliche geistige Erbe Caravaggios aber ist ein in Neapel wirken-
der Spanier geworden, Giuseppe Ribera von Valenzia, genannt lo Spagnoletto, wel- Spagnoletto. 1593–1656.
cher mit den aus seiner Heimat mitgebrachten Eindrücken auch das Studium des Correggio
und der Venetianer verband. Einzelne seiner Bilder, wie die Kreuzabnahme in der Sakristei
von S. Martino bei Neapel, gehören zu den reinsten und edelsten Erzeugnissen der Zeit.
Später gab er sich um so rückhaltsloser der naturalistischen Richtung hin. Die Kraft seiner
Technik, besonders der dämmernde, ans Unheimliche streifende Schimmer seines Helldunkels
giebt manchen dieser Gemälde trotzdem eine ergreifende Wirkung, die freilich nicht selten durch
die raffinierte Lust, womit der Künstler sich an Szenen des Entsetzens und körperlichen Schmerzes
weidet, auf eine nicht eben wohlthuende Weise gesteigert wird.

Überhaupt stehen wir jetzt in der Zeit, da die christliche Kunst, auf eine ihrer früheren Lieb-
habereien zurückgehend, mit Vorliebe Marterszenen und Greuel zur Darstellung bringt. Es
werden massenhaft Bilder produziert von jener Art, die Goethe in der italienischen Reise

beschrieben hat: „Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger. Immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie gegenwärtiges Interesse.“ Sogar Correggio hatte dazu in seiner Marter des Placidus und der Flavia eine verhängnisvolle Anleitung gegeben, und der Kindermord von Bethlehem, an dem selbst Raffael nicht vorbeigehen konnte, beschäftigt alle diese Künstler fast in erster Linie. Dazu Bartholomäus, der geschunden wird — so recht ein Lieblingsstück für die Naturalisten, ferner die unzähligen pfeildurchbohrten Sebastiane, gebratenen Laurenze und noch viel scheußlichere Gegenstände. Es ist unglaublich, in welchen Gedanken sich diese zu Henkern und Mördern werdenden Kunstjünger ergehen. Und mit der Henkermalerei geht zum Überfluß Hand in Hand die verbuhlte und lüsterne Malerei, die büßenden Hieronymen und Magdalenen, deren man nie genug sehen konnte. Die Sünderin ist zweideutig, der Sünder erbärmlich. Aber so wollte es die Kirche, und die Kunst, die sich wieder in ihren Dienst stellte und lediglich ihre Winke befolgte, anstatt die von den drei großen Heroen deutlich gezogene Linie zu beschreiten, hat sich, indem sie einen Anachronismus der ungeschicktesten Art beging, auch selbst gerichtet. Sie verzichtete auf Darstellung des im Individuum perlenden Tautropfens der Religiosität; sie zerfloß in den breiten Gewässern der konventionellen Frömmigkeit. Für das sofort ersichtlich werdende Defizit an wahrer Erhebung bieten nur wenige Künstler der Epigonenzeit einen wohlthätigen Ersatz. Sie stammen meist aus der tüchtigen und strebsamen Schule der Caracci, wie namentlich Domenico Zam-
Domenichino. 1581—1641. pieri, genannt Domenichino, dessen jugendlicher Johannes weltbekannt ist. Auch er zwar widmet sich unter Umständen dem Schlächteramt, wie z. B. in seinem Sebastian in Maria degli angeli. Aber berühmter sind mit Recht so edel durchgebildete Gestalten geworden, wie die vier Evangelisten in der Kuppel von Santo Andrea della Valle. Der begabteste
Guido Reni. 1575—1642. unter allen Epigonen der italienischen Kunstblüte ist ohne Frage Guido Reni, dessen Gemälde eine gewisse Anmut und Eleganz, auch belebtere Phantasie nie vermissen lassen. Hätte den ritterlichen Lebemann seine Spielleidenschaft nicht so viel Geld gekostet, so würden wir ohne Zweifel weniger Bilder von ihm haben, ohne daß sein Ruhm Einbuße erlitte. Was diese Kunst hätte hervorbringen können, wenn sie den gebahnten Weg ins Freie kühn verfolgt hätte, beweist sein herrlichstes Werk, das große Deckengemälde „Aurora“ im Palazzo Rospigliosi zu Rom, dem Zauber des Momentes gewidmet, da über der tiefblauen Meeresflut die hellen, feurigen Lichter des Tags eben aufstrahlen. Bald aber geht er zu einem abstrakteren Schönheitsideal über, und seine Eigentümlichkeit verliert sich zuletzt in eine leere, abgeschwächte Manier. Ein dritter bedeutender Anhänger der Caracci war Gianfrancesco Barbieri,
Guercino. 1590—1666. genannt Guercino, der von einer anfangs mehr naturalistischen Auffassung auf das Zarte und Anmutige überlenkt — einer von den wenigen Künstlern der Zeit, die noch hier und da wirkliche Andachtsbilder schaffen, weil bei ihm nicht bloß kirchliches Echauffement, sondern ungekünstelte Frömmigkeit den Pinsel führt. Ein mittelbarer Schüler der Caracci, wahrschein-
Sassoferrato. 1605—1685. lich durch Domenichino, ist Giambattista Salvi, genannt Sassoferrato, der, ohne sonderliche Energie des Gefühls, doch mit liebenswürdigem Sinne Arbeiten schafft, die am meisten an Raffaels Jugendzeit erinnern; so namentlich seine, einen eignen Typus darstellenden, graziösen und gemütvollen Madonnen. Unmittelbarer an die Caracci schließt sich in seinen
Albani. 1578—1660. kirchlichen Bildern an Francesco Albani, dessen Sinn für Anmut sich besonders in idyllischen, halb der Landschaft angehörigen Darstellungen gefällt. Unter seinen Jüngern ist Andrea Sacchi zu nennen, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die letzte
Maratta. 1625—1713. römische Schule gründete, in welcher als letzter großer Zeichner Carlo Maratta, ein Nachahmer des Guido Reni, wirkte.

Von den andern Schulen Italiens ist keine ganz unberührt geblieben von der Einwirkung Bolognas, so sehr man sich z. B. in Florenz dagegen wehrte. Immerhin hat die florentinische Richtung noch am meisten Selbständigkeit gerettet. Man war der gehäuften, mit anatomischer Härte ausgesprochenen, in gewaltsamer Bewegtheit sich vordrängenden Form überdrüssig ge-

worden, und das Hauptstreben ging jetzt auf sinnliche Schönheit ohne Affekt. Ein Hauptbild dieser Richtung ist die gefeierte Judith im Palast Pitti von Cristofano Allori, dem Sohn Cristofano Allori. des oben genannten Alessandro. In Wirklichkeit stellt dasselbe wie auch die büßende Magda- 1577—1621. lena in den Uffizien eine berüchtigte Kurtisane von Florenz mit Namen Mazzafirra dar, welche den ihr leidenschaftlich ergebenen Künstler nach und nach dahin brachte, daß er in Schulden unterging. Ebendahin gehört Lodovico Cardi, genannt Cigoli, und dessen mittelbarer Cigoli. 1550—1613. Schüler, der auch als Baumeister wirksame Pietro Berettini da Cortona, in dessen Pietro da großräumigen Wandmalereien sich die Verflachung des Eklektizismus zur gefälligen Dekoration Cortona. 1596—1669. ankündigt. Mehr dem Domenichino verwandt erscheint der Florentiner Matteo Rosselli, Rosselli. dessen Triumph des David im Pitti gleichfalls zu den interessantesten Leistungen der Zeit ge- 1578—1650. hört. Unter seinen zahlreichen Schülern folgte besonders Carlo Dolci (Dolce) einer weicheren, Dolce. 1616—1686. bis auf die äußerste Spitze der Sentimentalität gesteigerten Richtung. Heimatsorte dieser ganzen nachklassischen Kunstepoche sind jetzt besonders die den Namen Farnese, Borghese, Colonna, Corsini u. s. w. tragenden Paläste in Rom, und die Galerie Corsini in Florenz.

Unter den Malern der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist eigentlich nur Salvatore Rosa von originaler Kraft. Er ist aus der Schule des Spagnoletto hervorge- Salvatore Rosa. gangen; seine Bedeutung liegt übrigens mehr auf dem Gebiete der Landschaft und des Genre- 1615—1673. bildes, als der historischen Darstellung. Einzelne gelungene Schöpfungen letzterer Art (Verschwörung des Catilina in Florenz) treten in den Hintergrund neben den zahlreichen Landschaftsbildern, die ihn vorzüglich bekannt gemacht haben. „Insgemein erscheint hier die Natur von einer düsteren Seite, fast mit leidenschaftlichem Ungestüm aufgefaßt. Wilde Gebirgsschluchten, durch welche der Zugwind des Sturmes hinzieht, drohende Gewitterlüfte, die Staffage von Räubern oder einsamen Eremiten geben diesen Bildern oft einen eignen phantastischen Reiz." Gleichfalls zur neapolitanischen Schule gehörte Luca Giordano, der in seiner Art große Luca Giordano. Schnellmaler, dessen Beinamen „Mach rasch" (Fa presto), wie gezeigt, für die ganze Manier 1632—1705. dieser extemporierenden Verfallsperiode charakteristisch ist.

b) Architektur und Skulptur.

Der seit etwa 1580 aufkommende Barockstil ist vorzugsweise repräsentiert durch den schon genannten Giacomo della Porta, durch die Gebrüder Fontana und ihren Neffen Carlo Maderna, welcher das große, aber inhaltslose und die Kuppel verdeckende Prachtstück der Carlo Maderna. Fassade von St. Peter in Rom erbaute (1605—1614). Aber der eigentliche Vollender dieses 1556—1629. Riesenbaues und zugleich der Hauptrepräsentant und erfolgreichste Patron des genannten Stils in Architektur und Skulptur ist Giovanni Lorenzo Bernini, ein Neapolitaner, welcher Bernini. 1589—1680. als Günstling vieler Päpste zum Baumeister an St. Peter angestellt, dieser Kirche schließlich in den weltberühmten Kolonnaden ein in der That würdiges Atrium verlieh (1667), von dem aus die Kuppel wieder sichtbar wird. So war noch zur rechten Zeit aus der Not eine Tugend gemacht. Um so verunstaltender hat er freilich im Innern der Kirche gewirtschaftet, namentlich durch den abscheulichen Tabernakel, ein affektiertes Dekorationswerk, um so mehr zu beklagen, als das dazu nötige Material durch die Plünderung der antiken Bronzewerke, welche die Decke der Vorhalle des Pantheons bildeten, gewonnen werden mußte. Dafür stattete er das Pantheon mit zwei Glockentürmen aus, welche nicht mit Unrecht „die Eselsohren Berninis" hießen. Noch verrufener ist Bernini als Bildhauer; seine prahlerische Muskulatur macht aus der menschlichen Gestalt einen aufgedunsenen Balg. In ihm, der die äußere Stellung und den Ruf des größten Künstlers seines Jahrhunderts besaß, vollzieht sich ganz dieselbe Wendung, welche ein halbes Jahrhundert vorher schon das Geschick der Malerei entschieden hatte. Auch er strebt vor Allem danach, seine Gestalten im Momente des Affektes zu zeigen; lebhafte Gebärden sollen den Gefühlsausdruck versinnbildlichen, und die ideale Gewandung verschlingt den Körper gleichsam in ihren weiten fliegenden Massen und flatternden Enden. So galten seine

Engelstatuen auf dem Ponte Santo Angelo als Wunderwerke der Zeit; heute beachtet man sie nicht mehr! Besser sind seine Papstgräber in St. Peter (Urban VIII. und Alexander VII.) und vor allem seine Pietà im Grabgewölbe Gregors XII. in der Lateransbasilika. Aber eben diese Grabmonumente zeigen auch, wie die Allegorik bereits zur einzigen Gedankenquelle der Zeit geworden ist; ein Zustand gänzlicher Verwilderung begegnet uns dann in den Wandskulpturen der venetianischen Dogengräber.

Francesco Borromini. 1599—1667. Der eifrigste Nebenbuhler Berninis auf dem Gebiete der Architektur war Francesco Borromini, welcher aber vollends von allem inneren und äußeren Formengesetz abweicht und durch die abenteuerlichsten und launenhaftesten Kombinationen zu wirken strebt. So ist überhaupt der gesamte Barockstil als eine Verwilderung der Renaissance zu bezeichnen. Fast wie es den festen Gestalten im Traume zu ergehen pflegt, so kommen hier die Bauglieder sämtlich in Bewegung und erzeugen die seltsamsten Brechungen und Schneckenlinien. Namentlich fangen die Säulen an einzelnen Prachtstücken wie Hochaltären u. s. w. an sich zu winden, die Giebel werden gebrochen und schwingen sich in allen Richtungen; Volute verbinden das untere Stockwerk mit den oberen; Pilaster und Halbsäulen werden mit zwei oder drei zurücktretenden Nebenpfeilern ergänzt, um eine scheinbare perspektivische Vertiefung zu erzeugen. Manchmal machen solche Beiwerke ganz den Eindruck marmorner Schreinerarbeit. Mehrere der in diesem Stil erbauten Kirchen sehen innen aus wie ein Arrangement von Kulissen. Die Jesuiten sind durch derartige geschmacklose Überladung an polychromatischer Dekoration berühmt geworden (Jesuitenkirche zu Venedig), und insonderheit hat der genannte Borromini, der Meister der Schnörkel, Kurven und Schnecken, gerade die untergeordneten, nur mehr für Dekoration bestimmten Nebenformen mit völliger Willkür als die vorzüglich wichtigen Teile des Ganzen behandelt. Während so sich eine völlige Ausartung des Kirchen- und Palastbaues bemächtigte, bildete sich um so üppiger das System der italienischen Villen- und Gartenanlagen aus, davon die Umgebung von Rom und Florenz zeugt mit ihren Prunkgärten, Terrassen, Rampentreppen, Abstufungen, Grotten und Fontänen.

IX. Die Reformation der Schweiz durch Ulrich Zwingli.

Litteratur: J. v. Müllers und Glutz-Blotzheims Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von J. J. Hottinger, 6., 7. Bd. Zürich 1825 ff.; Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich, 2. Ausg. Zürich 1856, 3 Bde. und: Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich. 1838, 2 Bde. — Huldr. Zwinglis Werke durch Melch. Schuler und Joh. Schultheß. Zürich 1828—1842 mit den Briefen 8 Bde. Ein Auszug, systematisch geordnet von Leonh. Usteri u. Sal. Vögelin. Zürich 1819, 2 Bde. Osw. Myconius, De Huldr. Zwingl. vita et obitu. Basel 1536; Heinr. Bullingers Reformationsgeschichte, herausgegeben von Hottinger und Vögeli. Frauenfeld 1838, 3 Bde. Zur Lebensgeschichte Zwinglis: die Biographien von Nüscheler (Zürich 1776), J. C. Heß, ins Deutsche übersetzt und mit einem litterar-historischen Anhang versehen von Leonh. Usteri, Zürich 1811; von G. W. Röder (der Schweizer Reformator H. Zwingli. St. Gallen und Bern 1855); von Christoffel (Huldr. Zwinglis Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1857 in „Väter der reform. Kirche"); Zeller, Das theolog. System Zwinglis. Tübingen 1853; Sigwart, Ulr. Zwingli, der Charakter seiner Theologie mit besonderer Rücksicht auf Picus von Mirandula. Stuttg. und Hamb. 1855; Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik. Wiesbaden 1864; Mörikofer, Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. Leipzig 1867, 1869, 2 Bde.; J. J. Herzog, Das Leben J. Öcolampads und die Reformation zu Basel. Basel 1843, 2 Bde. und andre Schriften in dem

erwähnten Sammelwerk „Väter der reformierten Kirche". Joh. Strickler, Aktensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte in den Jahren 1521—1532. Zürich 1878—1883, 5 Bde.; E. Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Züricher Reformation in den Jahren 1519—1533. Zürich 1879; H. Escher, Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland. Frauenfeld 1882.

1. Stellung der Eidgenossenschaft und Zwinglis Jugendzeit.

Ging auch die Schweiz seit ihrer faktischen Trennung von Deutschland (IX, 175) in politischen Dingen ihre eignen gesonderten Wege, so nahm sie doch an der geistigen Bewegung stets den innigsten Anteil. Nicht nur der Humanismus, für welchen Erasmus in Basel das verbindende Mittelglied bildete, auch die reformatorischen Bestrebungen waren in beiden Ländern gleichzeitig thätig: junge Schweizer machten ihre Studien in Wittenberg, deutsche Wanderprediger durchzogen die helvetischen Städte; in Bern nahm man an dem Fortgang der kirchlichen Entwickelung den regsten Anteil, von Basel aus verbreiteten sich Luthers Schriften bis tief in die Alpenorte. Bei diesem Wechselverkehr ist es besonders merkwürdig, „daß alle die Reformkräfte, welche in Deutschland an ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt waren und dort ungenutzt verloren gingen, ihre Zuflucht in der Schweiz suchten", an den Mann sich anlehnten, welcher „mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte" und das Werk in neue Bahnen lenkte, an Ulrich Zwingli in Zürich. Beziehungen der Schweiz zu Deutschland.

Wie Luther stammte auch Ulrich Zwingli aus dem Bauernstand und atmete in seiner Kindheit die freie Luft der Berge ein. Geboren am 1. Januar 1484 zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg am Fuße des Säntis, „in einer Höhe, wo keine Feldfrüchte noch Obstbäume mehr fortkommen, zwischen grünen Wäldern und Alpenwiesen, über welche die kahlen, kühnen Firnen emporstreben", verbrachte er seine Jugend unter einem Hirtenvolke, das sich mit Hilfe der Eidgenossenschaft allmählich von den feudalen Belastungen befreite, womit der Abt von St. Gallen das Land bedrückte. Bei diesen Bemühungen war Zwinglis Vater der mutige Wortführer des Volks, ein wohlhabender Bauer, der viele Wiesen und Alpen eigentümlich besaß und den die Gemeinde zu ihrem Landammann bestellt hatte. Wie ein patriarchalischer Hausvater waltete er in seiner Familie unter seinen acht Söhnen; die derbe naturwüchsige Weise, die nüchterne praktische Verständigkeit, der muntere Witz schlichter Gebirgssöhne durchzog wie erfrischende Alpenluft Dorf und Gehöfte. „Von dem mystischen Hang, der sich Luther so früh auf die Seele legte, ist dem jungen Zwingli nie etwas nahe getreten." Dagegen teilte er mit dem Mansfelder Bergmannssohn die Liebe zu Gesang und Musik, die in Toggenburg ebenso heimisch war, wie in Thüringen. Auf gar manchem Instrument war er Meister, so daß ihn später seine Gegner spöttisch „den Lautenschläger und evangelischen Pfeifer" nannten. Die guten Anlagen des Knaben bestimmten den Vater, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Ulrich Zwingli. 1484—1531.

Von einem Oheim, den die Wildhauser sich einst selbst zum Pfarrer gewählt und der damals in Wesen stand, empfing er den ersten vorbereitenden Unterricht; dann besuchte er die hohen Schulen in Basel und Bern und widmete sich dort den humanistischen Studien mit dem größten Eifer und Erfolg. An den klassischen Werken des Altertums nährte er seinen strebsamen Geist. Heinrich Wölflin oder Lupulus, einer der hervorragendsten Humanisten der Schweiz, war in Bern sein Lehrer; in Basel hörte er den mutigen Theologen Thomas Wyttenbach, der öffentlich zu lehren wagte: „die Schlüsselgewalt der Kirche ist eitel Blendwerk, Christus allein hat das Lösegeld für die Sünden der Menschheit geleistet; nur der Glaube an ihn öffnet den Schrein der Gnade Gottes". Um den Jüngling den Verlockungen der Berner Dominikaner zu entziehen, die ihn seiner schönen Stimme wegen für ihren Orden gewinnen wollten, sandte ihn der Vater nach Wien, wo er seine klassischen und philosophischen Studien fortsetzte. Bald kehrte er nach Basel zurück, um sich ganz der Theologie zu widmen. Aus dem griechischen Testament des Erasmus schrieb er die Paulinischen Briefe eigenhändig ab, lernte sie auswendig und versah sie mit Bemerkungen. Zwingli war bereits Magister der freien Künste und eingeweiht in den ganzen Umfang der klassischen Bildung der Humanisten, als ihn die Gemeinde Glarus zum Prediger und Seelsorger wählte (1506). Mit Bezug hierauf äußerte er später: „Alle Achtung vor Martin Luther, aber was wir mit ihm gemein haben, das war schon unsre Überzeugung, ehe wir seinen Namen kannten."

Indessen würde man irren, wollte man Zwingli als den ersten Begründer der Reformation ansehen. Allerdings war er wie alle Humanisten schon vor Luthers Auftreten der herrschenden Kirche innerlich entfremdet; aber den äußeren Kampf gegen das Papsttum, der zur Reformation führte, hat der sächsische Mönch begonnen. Während Luther nur durch die tiefsten Seelenkämpfe zur Losreißung von der Gemeinschaft der katholischen Kirche gelangte, kostete dem humanistisch gebildeten Schweizer dieser entscheidende Bruch keine gewaltsame und schmerzliche Anstrengung, und während der Wittenberger Reformator bereits unter dem Bann des Papstes lag, bezog Zwingli noch Jahrgelder von Rom. Auch in den Tagen der höchsten Entzweiung hat der Züricher Leutpriester selbst nie bestritten, daß sein dogmatischer Gegner der Führer und Bannerherr der Reformation gewesen. Mit Recht hält es übrigens Mörikofer, der neueste Biograph seines großen Landsmanns, für eine Ehre und einen Gewinn deutscher Wissenschaft, „den Beweis zu leisten, daß Deutschland in seiner glorreichsten Zeit zwei Männer hervorgebracht, welche, jeder auf seine Weise, das deutsche Volk von geistiger Abhängigkeit befreit, der Kraft und dem Geschick des deutschen Volksgeistes den bleibenden Anstoß zur vielseitigsten Entfaltung gegeben und dem kirchlichen und häuslichen Leben die sittliche und religiöse Weihe verliehen".

Zwingli in Glarus und der Schweizer Klerus. 1506–1517.

Zehn Jahre lang waltete Zwingli als „Kilchherr von Glarus" seines geistlichen Amtes; und wenn er während dieser Zeit auch seine theologischen Studien keineswegs vernachlässigte, sich sogar in die mittelalterliche Scholastik vertiefte, so weilte doch sein Herz vorzugsweise bei den Geistern des Altertums; er las die klassischen Schriftsteller und verfaßte sogar ein politisch-satirisches Gedicht „La-

byrinth" in deutscher Sprache mit allegorischen Beziehungen auf die Zeitgeschichte und ein „Fabelgedicht vom Ochsen und etlichen Tieren, den Lauf der Dinge begreifend"; er nahm an den humanistischen Bewegungen Deutschlands und Italiens den regsten Anteil, er stand mit mehreren ihrer hervorragenden Häupter, insbesondere mit Erasmus in Briefwechsel, er studierte eifrig das Griechische, „damit er die Lehre Christi aus ihrem eignen Ursprung erlernen möchte". Am Texte der echten Überlieferung prüfte er dann die kirchlichen Schriftsteller; selbst in die Werke der Häretiker, eines Wiclef, Huß versenkte er sich; er meinte „auch auf einer mit Unkraut bewachsenen Heide gedeihe bisweilen eine nahrhafte Pflanze". Von besonderem Einfluß auf seinen theologischen Ideengang waren die Schriften Picos von Mirandola (IX, 876), denen er große Aufmerksamkeit widmete. So bildete Zwingli sich allmählich ein System unabhängig gewonnener Überzeugungen. Wie erhaben stand er über der Menge der Schweizer Geistlichen, von denen sich bei einer Versammlung herausstellte, daß nur drei in der Bibel bewandert waren und von den übrigen keiner das Neue Testament ganz gelesen hatte. Der Klerus war auch hier völlig versumpft, teils in Üppigkeit, teils in Gleißnerei, die Predigt der Ungebildeten war Kanzelgeschwätz nach fremden Heften, die der Gebildeteren war trockene Scholastik. Nirgends war die Kirchenzucht schlaffer, die Privilegien und Befreiungen der kirchlichen Gestifte größer als in der Schweiz, weil der päpstliche Hof behufs seiner Werbungen sich den guten Willen des Klerus zu bewahren suchen mußte.

Zwingli als Seelsorger und Feldprediger.

Aber in der Schweiz war der Prediger nicht bloß auf das Geistliche gewiesen; er war auch ein thätiges Glied des bürgerlichen Gemeinwesens, er nahm auch teil an dem politischen und kriegerischen Leben. Und Zwingli war ein zu eifriger Republikaner, als daß er nicht auch die weltliche Seite des Volks- und Staatslebens in den Bereich seines Amtes gezogen, als daß er über Studien und geistlichen Beschäftigungen die äußeren Angelegenheiten der Eidgenossen versäumt hätte. Er war der echte Seelsorger der Gemeinde zu Haus und im Felde, in Friedens- wie in Kriegszeiten, der Teilnehmer an ihren Freuden und Leiden. „Von Natur mit einem lebensfrohen Sinn begabt, gesellig, in der Wahl seines Lebensweges weder kleinlich noch mißtrauisch, doch durch Bildung und sittliches Gefühl vor jeder Gemeinheit und Unmaß bewahrt, nahm er auch als Geistlicher an unschuldigen landesüblichen Freuden gern Anteil. Durch Geist, Witz, Unterhaltungsgabe und besonders durch seine Fertigkeit und Liebe für die Tonkunst war er allenthalben im gebildeten Familienkreise ein willkommener Gast und Gesellschafter. Den Umgang mit Frauen mied er so wenig, daß ihm von feindlichen Amtsbrüdern und politischen Gegnern daraus ein Vorwurf gemacht wurde. Er selbst gesteht mit der ganzen Aufrichtigkeit seines Wesens, daß er sich nicht frei gehalten von Sünden und Vergehungen; aber er versichert auch, daß er durch ernstes Studium der alten Schriftsteller bei Tag und Nacht die Regungen der sinnlichen Natur überwunden, die unkeuschen Begierden, wenn nicht ausgelöscht,

doch gezähmt habe. Er kämpfte siegreich wider das Fleisch; sein späteres Leben war frei von jedem Vorwurf und Tadel. — Mehr als einmal hat er die Söldnerhaufen des Kantons als Feldprediger nach Oberitalien begleitet, auch lange Zeit einen Jahrgehalt von dem Papst gezogen. Er war Zeuge des Triumphs der Eidgenossen bei Novara (IX, 854) und ihrer Niederlage bei Marignano. Bei diesen Kriegszügen erkannte er aber bald die großen Schäden, welche dadurch dem Volk erwuchsen. In den trostlosen Tagen, die der letzteren Schlacht vorangingen, redete der junge Feldprediger den Kriegsleuten scharf ins Gewissen; er schalt über den Fluch der heimatlosen „Reisläuferei", die Entartung der alten Zucht, den Verfall der Schweizer Waffenehre. Seitdem war er ein entschiedener Gegner des Söldnerdienstes; in Zürich wies er später das päpstliche Jahrgeld zurück.

Die Söldnerei und ihre Wirkungen. Wir wissen, wie sehr sich die Fürsten jener Tage um die Hilfe der Eidgenossen in ihren Kriegen bemühten; die Könige von Frankreich, die Päpste, der deutsche Kaiser, die italienischen Fürsten und Republiken suchten die tapferen Alpensöhne in ihre Dienste zu locken; sie schlossen Verträge mit einzelnen Kantonen und Gemeinden; sie erkauften durch Jahrgelder und Ehrengaben einflußreiche Volkshäupter und Ratsherren, damit sie den Werbungen Vorschub leisteten, sie übten Bestechung aller Art. Infolge dieser Umtriebe und Söldnerei entstand Unfriede und Parteiung in der ganzen Eidgenossenschaft, die Spaltung drang vom Gemeinwesen in das Leben der Stadt, des Dorfes, der Familie ein. „Man haßte und liebte, man haderte und stritt für den fremden Soldherrn; aber das eidgenössische Vaterland stand verwaist, denn seine Söhne hatten Herz und Gedanken an fremde Zwecke und Banner vereidet." Die Heimziehenden brachten Geld und Beute mit; dies lockte andre zur Nachahmung; die Reisläuferei wurde zur Volkssitte, der Solddienst zum beliebten Gewerbe; ein verderblicher Mietlingssinn riß ein. Wir haben gesehen, wie oft die Kriegsscharen ihre Treue brachen; das Gefühl der militärischen Ehre und Disziplin wurde abgestumpft, Gewinnsucht und Habgier zerrissen die Bande der Rechtschaffenheit, lockerten Tugend und Manneswort; Roheit, Schwelgerei, Leidenschaftlichkeit und schlimme Gewohnheiten und Laster drangen in die einst so tapferen Männerherzen ein. Zuweilen erwachte das bessere Volksbewußtsein, wenn man mit Sorge gewahr wurde, welchen Schaden die Sittlichkeit, die Zucht, die bürgerliche Eintracht nahmen: dann gingen von Obrigkeiten, Tagsatzungen, Volksgemeinden Verbote aus gegen die Reisläuferei und die Werbungen; man schwur den fremden Herrendienst „Miet und Gaben" ab. Aber Eigennutz und Gewinnsucht waren mächtigere Hebel: „die Eide und Verbote wurden vergessen oder durch listige Auslegungen umgangen und das alte Sündengeld, der französische Kronensack, die geistlichen Gnadenschätze der römischen Legaten warfen neue Fesseln über die Nacken und Herzen". Wie oft standen Bürger desselben Volks einander feindlich gegenüber; wie oft sah man dieselben Leute heute für morgen gegen eine Sache

sich schlagen! Es war ein unwürdiges Treiben, das Ehre und Treue in der Eidgenossenschaft untergrub und jeden redlichen Freund des Vaterlandes mit Schmerz erfüllen mußte. Niemand fühlte das Schmachvolle dieser Söldnerei tiefer als Zwingli. War sein Herz Anfangs mit Stolz erfüllt über die bedeutsame Stellung, welche die Eidgenossen durch ihre Tapferkeit in den Kriegen der Mächtigen sich erworben, so suchte er in der Folge mit dem heiligen Zorn und Eifer eines Elias die fremden Götzen und Altäre durch die Stimme des göttlichen Wortes umzustürzen und das Gefühl für wahre Ehre und Schweizersinn zu wecken. Aber seine Strafpredigten verhallten vor den Lockungen des Auslandes. Da er die Herzen verstockt fand, flüchtete er sich mit seinen Hoffnungen in die Zukunft; „auf dem Acker der Jugend wollte er neue Brunnen graben und Fruchtbäume pflanzen". Er errichtete eine Lateinschule, um in den Söhnen der angeseheneren Familien den Sinn für Bildung, Wissenschaft und Vaterlandsliebe zu entwickeln. Aus dieser Schule sind die Männer hervorgegangen, die wie Valentin Tschudi, Heer, Brunner in der Folge für die Reformation des Kantons thätig waren. Und auch solche, die der neuen Lehre widerstrebten, wie der Geschichtschreiber Ägidius Tschudi, haben doch dem Meister stets Dankbarkeit und Verehrung gezollt.

Die Anfeindung der französischen Partei, die Zwingli aufs eifrigste bekämpfte, und der Neid lichtscheuer Amtsgenossen, die seine freie Richtung verdächtigten, verleideten ihm den Aufenthalt in Glarus. Er nahm daher die Stelle eines Pfarrhelfers in Einsiedeln an, um in der berühmten Benediktinerabtei, die aus der dürftigen Zelle des heil. Meinrad emporgewachsen war, ein ruhigeres Leben und Muße zu wissenschaftlichen Studien zu erlangen. Denn an der Spitze der Klosterbrüderschaft standen damals freisinnige gebildete Männer, wie der Fürstabt Konrad von Rechberg und der Klostervogt Diebold von Geroldseck. Aber schon damals war das wunderthätige Marienbild der Gegenstand der höchsten Verehrung und versammelte alljährlich Tausende von Pilgern an dem heiligen Ort auf der rauhen, von Fichtenwäldern umgebenen Berghöhe, wo man am Tage der „Engelweihe" Scharen von Büßern Heilung und Sündenvergebung durch Opfer und Gebet, durch Darbringungen und Handlungen andächtiger Werkheiligkeit suchen sah. Zwingli, der schon lange die Überzeugung hegte, alles äußere Kirchenwerk ohne inneren Gottesdienst sei unfruchtbar, Christi Opfertod und der lebendige Glaube an ihn allein unsre Rechtfertigung, nahm bald Anstoß an diesem Kultus des Aberglaubens. Er selbst sagte später, daß er in Einsiedeln angefangen habe, das Evangelium zu predigen. Im Gegensatz zu den Festreden der Mönche sprach er zu der hilfesuchenden Menge „von einer Sündenvergebung, die nicht durch Wallfahrten und eitle Gelübde, nicht durch Berührung heiliger Altäre und Gnadenbilder erworben werde, sondern durch Besserung des Herzens und Wandels, durch wahre Buße und sittliche Umkehr".

Zwingli in Einsiedeln. 1516–1518.

In einer Predigt aus dem Jahr 1518, von welcher Bullinger ein Bruchstück

aufbewahrt hat, rief er den Pilgern zu: „Diese Auserwählten Gottes, zu deren Füßen ihr herströmt, sind sie wohl durch fremdes Verdienst in des Himmels Herrlichkeit eingegangen? Nein, durch Ausharren auf dem Fußsteige des Gesetzes, durch Unterwerfung unter des Höchsten Willen, durch eine todesverachtende Ergebenheit gegen ihren Erlöser. Ihres Wandels Heiligkeit bleibe euch Muster, tretet in ihre Fußstapfen; weder Gefahr noch Verführung lenke euch ab; auf solche Weise ehret ihr sie würdig. Aber am Tage des Bedrängnisses setzet einzig auf Gott eure Zuversicht, auf ihn, der den Himmel und die Erde hervorrief. In der Todesstunde ruft einzig Jesum Christum an, der mit seinem Blute euch erkauft hat, ihn den einzigen Mittler zwischen Gott und Menschen."

Es war begreiflich, daß eine solche Sprache, so neu in jenen Räumen, großes Aufsehen erregte. Während die Freisinnigen Zwingli als Mitstreiter und Vorkämpfer begrüßten und ihm ermunternd zuriefen, fortzufahren in dem zum Segen des Volks begonnenen Werke, wurden die Altgläubigen bedenklich über die neuen Predigten; man wollte schon eine Abnahme in den Einkünften des Klosters vermerken. Auch in Rom war man aufmerksam; denn Luther hatte ja bereits seine Thesen angeschlagen. Man wünschte in dem Lande, wo der große Markt für den römischen Waffendienst war, kirchliche Aufregungen zu vermeiden. Darum suchte der päpstliche Legat den ehemaligen Feldprediger durch freundliche Anerbietungen und Gnadenerweisungen in das Interesse seines Hofes zu ziehen. Dem Mann, der, wie er selbst sagt, „Licht in das Irrsal der Finsternis" tragen wollte und Hilfe der leidenden Kirche bringen, bot man Titel, Einkünfte, Ehren als Fesseln für Geist und Herz. Noch stand der Pfarrhelfer Zwingli auf dem Boden der Kirche; aber er war überzeugt von der Notwendigkeit einer Reformation. Eine solche durch die gesetzlichen Autoritäten herbeizuführen war sein eifrigstes Bestreben, und darin wurde er unterstützt von einigen gleichgesinnten Freunden. Er selbst hat später in einem Briefe dargelegt, welche Mühe er sich gegeben, den Kardinal Schinner, den Legaten Pucci, den Bischof von Konstanz zu bewegen, daß sie ihren Einfluß in Rom zur Beseitigung der Irrtümer und Mißbräuche anwenden möchten, „sonst würden sie mit großer Unruhe von selber umfallen". Als seine Mahnungen wirkungslos blieben und er dann selbst Hand anlegte, durfte er mit gutem Gewissen sagen, „daß er niemals in Winkeln und wie die Diebe etwas fürgenommen, sondern allweg zeitig genug gewarnt und allen Menschen Antwort gegeben habe". Schon in Einsiedeln warf er in einem Brief an Capito den Gedanken hin, man müsse dem Papsttum ein Ende machen.

2. Zwingli in Zürich.

Zwingli, Leutpriester in Zürich. 1519.

Bereits war Zwinglis Name in der Schweiz allgemein bekannt; aber die Abgeschiedenheit des Klosters in der Waldeinsamkeit war kein geeignetes Ackerfeld für reformatorische Thätigkeit. Ein solches fand er im Jahr 1518 durch die Berufung als Leutpriester am Großmünster in Zürich. Nun legte er die Pfarr-

stelle in Glarus, die er bisher noch immer beibehalten und durch einen Stellvertreter hatte versehen lassen, nieder und vertauschte den Aufenthalt in Einsiedeln, „die lieblichste Idylle seines kampfbereiten Lebens", wie er ihn nannte, mit Zürich, dem „vordersten und obersten Ort der Eidgenossenschaft". Am Neujahrstag 1519, seinem 36. Geburtstage, hielt er seine Antrittsrede, worin er der Gemeinde verkündigte, daß er sich bei der Auslegung der Lehre Christi nicht durch menschliche Autoritäten sondern vom Geist der Heil. Schrift werde leiten lassen. „Er war von Leib und Gestalt ein schöner Mann," berichtet Bullinger, „von blühender Gesichtsfarbe, von mehr als mittlerer Größe, begabt mit einer sehr starken Stimme, welche aber zu Herzen ging, weil Geist und Leben aus ihm sprach, und weil er von der Größe seiner Aufgabe erfüllt war." Wie Luther begann Der Ablaßprediger Samson.
auch Zwingli seine reformatorische Laufbahn mit der Bekämpfung des Ablaßhandels. Bernhardin Samson, Guardian des Barfüßerklosters in Mailand, wetteiferte mit Tezel. Von den Waldstätten aus durchwanderte er seit Sommer 1518 die Schweiz, um den Leichtgläubigen die Sündenvergebung zu verkaufen. Im Münster zu Bern teilte er Ablaßzettel aus, für 2 bis 5 Batzen das Stück, je nach der Zahlungsfähigkeit der Abnehmer; noch teurer war ein Ablaß, der für ganze Städte oder Bezirke gelten sollte. Schon in Lenzburg und Bremgarten fand der Unverschämte Widerstand. Als er vollends in Zürich seinen Einzug halten wollte, bewirkte Zwingli, daß der Rat ihn vor dem Thore abwies. Samson kehrte mit seiner Beute über die Alpen zurück, Zwingli aber wurde von dem Bischof von Konstanz, der dem Ablaßhandel nicht hold war, belobt, „daß er den fremden Wolf von der Weide vertrieben". Die Freiheiten der Züricher Münsterkirche rechtfertigten die Ausweisung und auch die Kurie nahm die Sache ruhig hin. Wir wissen ja, welch großen Wert man in Rom auf das gute Einvernehmen mit der Schweiz legte, man wollte nicht durch ein Ärgernis die Werbungen stören. Gegen Zwingli erging keine Banndrohung wie gegen Luther; er hatte vielmehr Not, sich der zudringlichen Artigkeiten des römischen Hofs zu erwehren.

Als Prediger erregte Zwingli bald das größte Aufsehen, und als Seel- Zwingli als Sittenprediger.
sorger in den schweren Tagen der Heimsuchung durch die Pest, die ihn selbst an den Rand des Grabes brachte, gewann er sich die Herzen der Bevölkerung. Schon am Ende des ersten Jahres konnte er seinem Freund Oswald Mykonius, damals in Luzern, schreiben: über zweitausend Seelen seien mit der Milch des Evangeliums so weit genährt, daß sie bald festere Speise zu vertragen vermöchten. Er selbst gibt in der Schrift „Archeteles" Rechenschaft, wie er an der Hand des heiligen Wortes, „das Gott durch seinen Sohn den Menschen entboten und dargethan", die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen im Sinne des Apostels Paulus vorgetragen, „in einfältiger Schweizersprache" ohne Abschweifungen und künstliche Wendungen. Aber den größten Nachdruck legte er gleich anfangs auf die Verbesserung der Sitten und des Lebens. Denn in Zürich, wo sich stets viele

Fürsten, Herren und Gesandte aufhielten und „Trinken, Spielen, Hofieren" an der Tagesordnung war, herrschte damals „viel Üppigkeit, Roheit und Lockerheit". Heftig hub er an wider die Mißbräuche, den Aberglauben und die Gleisnerei zu reden, schreibt sein Amtsnachfolger Bullinger. „Die Buße oder Besserung des Lebens, christliche Liebe und Treue trieb er mächtig. Die Laster, als Müßiggang, Unmaß im Essen und Trinken, in Kleidern, Unterdrückung der Armen, Pensionen und Kriege strafte er streng; er drang mit Ernst darauf, daß die Obrigkeit Gericht und Recht halte, die Witwen und Waisen schirme, und daß man die eidgenössische Freiheit sich zu behalten fleiße, der Fürsten und Herren Bullen ausschlage." Seine Worte machten einen gewaltigen Eindruck. „Das ist ein rechter Prediger der Wahrheit," sprachen die Leute, „der wird sagen, wie die Sachen stehen." Gar mancher Zuhörer fühlte sich getroffen, und meinte, er deute auf ihn. Da pflegte er dann wohl tröstend zu sagen: „Frommer Mann, nimm dir's nicht an!" „Er sprach gar ländlich," versichert Bullinger, „und war der aus der Fremde angenommenen Klapperrede, dem Sprachgemengsel der Kanzleien und dem Prunk müßiger Worte abgeneigt. Das Gebet vor der Kirche hielt er mit großem Ernst." Seine Ermahnungen drangen tief ins Herz; als er einst über die Stelle predigte: „Ich bin ein guter Hirte", erzählt Plater, „wähnte ich, es zöge mich einer bei den Haaren über sich." Und wie er auf der Kanzel gewaltig wirkte, so machte er auch im Leben durch seine Persönlichkeit einen bedeutenden Eindruck. „Meister Ulrich Zwingli," sagt derselbe Bullinger, „war im Essen und Trinken ein gar mäßiger Mann, und sonst auch von starkem gesundem Körper; nicht schwermütig, sondern eines freien, fröhlichen Gemüts, so daß er seine große und vielfältige Arbeit mit Gottes Gnade und besonderer Hilfe wohl hat aushalten mögen: zudem er die Musik gebraucht zur Erlabung und Ergötzung des beschwerten Gemüts. Ferner hatte er zu diesem Ende hin seine auserlesene Gesellschaft mit gottseligen und freundlichen Leuten und jeweilen ergötzliche und lehrreiche Gespräche. Sonst aber hielt er seine Stunden aufs allerfleißigste zu Rate, damit er sie wohl anwende und gebrauche, so daß ihm auch nicht eine ohne Nutzen dahin und verloren ging. Früh stand er auf; viel hat er bei Nacht ausgerichtet, mit Schreiben namentlich, doch auch nur dann, wenn er mit Geschäften überladen war, die keinen Verzug litten. Sonst genoß er immer der regelmäßigen notwendigen Ruhe." Ratsuchenden Leuten war er immer zugänglich.

Er bekämpft die Söldnerei und die kirchlichen Mißbräuche.

Wie in Glarus, so eiferte Zwingli auch in dem neuen Wirkungskreis gegen das Söldnerwesen und gegen jede Einmischung in fremde Angelegenheiten. Im Anfang der zwanziger Jahre kam wieder der französische „Kronensack" nach der Schweiz, um Waffenknechte für den lombardischen Krieg zu werben. Aus allen Kantonen strömten Mietlinge zu den Fahnen des Königs Franz I. Nur Zürich
16. Mai 1522. lehnte den Vertrag ab. Als aber der Papst und der Kaiser mit ähnlichen Anträgen auftraten, vermochte er mit seiner „Vermahnung an die zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herren hüten", nicht durchzudringen. Damals sprach Zwingli,

durch die Zurückweisung des bisher bezogenen Jahrgehalts frei geworden, zum erstenmal bittere Worte gegen Rom und den päpstlichen Parteiführer Schinner: „Ich wollte, man hätte durch des Papstes Bundesbrief ein Loch gestoßen und seinen Boten auf den Rücken gehängt ihn heimzutragen. Wenn sich im Lande ein Wolf blicken läßt, so läutet ihr Sturm ihn zu verfolgen; aber den Wölfen, so der Menschen Leib und Seele verderben, wollet ihr nicht wehren. Mit Recht tragen die Kardinäle rote Hüte und Mäntel. Schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus; windet man sie aber, so rinnet daraus das Blut eurer Söhne, Brüder, Väter und guten Freunde." Durch dieses scharfe Auftreten machte sich Zwingli viele Feinde. Die Söldnerei mit den Jahrgeldern war ein zu einträglicher Erwerb, als daß man demselben hätte entsagen mögen. Der Haß der gesamten französischen Partei fiel auf den Prediger. Zu den politischen Gegnern gesellten sich die kirchlichen; man beschuldigte ihn der Ketzerei: er sei ein „andrer Luther", dem gegenüber man den alten Glauben wahren müsse. Man stiftete das Volk gegen ihn auf; der Rat stellte eine Wache vor sein Haus; wenn er Abends ausging, begleiteten ihn junge Leute von seiner Partei. Der mutige Mann ließ sich jedoch nicht abschrecken. In einer Rede über die Fastengebote sagte er: „Fleischessen sei keine Sünde, wohl aber Menschenfleisch verkaufen und zu Tode schlagen." Sein Traktat „Von Erkiesen und Fryheit der Spysen" April 1522. kann als seine erste Reformationsschrift betrachtet werden. Fasten oder Fleischessen, führt er aus, muß dem Christen freigestellt sein. An die Landesgemeinde in Schwyz richtete er „Eine göttliche Ermahnung", gegen die Söldnerei mit ihren schlimmen Folgen, eine Schrift voll edler vaterländischer Gesinnung und schwungvoller Beredsamkeit, die aber ohne nachhaltige Wirkung blieb. Vielmehr erging eine Warnung gegen die neuen Predigten, aus welchen dem gemeinen Volk Unwillen und Zwietracht und Irrung im christlichen Glauben erwachse.

Der Züricher Rat und der Bischof von Konstanz. 1522.

Schon ein Jahr nach dem Auftreten Zwinglis hatte der Rat von Zürich den Predigern die Erlaubnis erteilt, „daß sie alle insgemein frei, wie dieses auch die päpstlichen Rechte zugeben, die heiligen Evangelia und Epistel der Apostel gleichförmig nach dem Geiste Gottes und der rechten göttlichen Schrift Alten und Neuen Testaments predigen und was sie mit gemeldeter Schrift erhalten und bewähren mögen, verkündigen und von andern zufälligen Neuerungen und Satzungen schweigen sollten". Damals hatte der Bischof von Konstanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, nichts wider den Erlaß unternommen. Zu einer Zeit, da gegen Luther schon der Bannstrahl geschleudert war, behandelte die Hierarchie die Schweiz noch mit der größten Nachsicht und Schonung. Jetzt aber, als man anfing, sich hier und da der Fasten zu enthalten und sich über manche Gebräuche wegzusetzen, ließ der Bischof den Rat auffordern, die bisherigen Zeremonien aufrecht zu halten. Die lutherischen Schriften waren mittlerweile in alle Welt ausgegangen; die Zeit der Unbefangenheit und Nachsicht war vorbei. Bei dem

8. April 1522. Verhöre, das darauf der Rat mit Zwingli und zwei andern Predigern vornahm, bewies jener aus den Worten des Apostels Paulus, daß die Enthaltung vom Genuß des Fleisches zu gewissen Zeiten kein göttliches Gebot sei. Die Ratsversammlung unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Marx Röust war geteilter Ansicht. Um jedoch den Bischof nicht zu beleidigen, wurde ein ausweichender Beschluß gefaßt: Es sollte niemand „ohne merkliche Ursach" die Fasten brechen, der Bischof aber ersucht werden, bei den kirchlichen Gewalten oder bei den Gelehrten eine Erläuterung auszubringen, wie man sich in Hinsicht der Zeremonien zu verhalten habe, ohne gegen die Satzungen Christi zu verstoßen. Auf diesen Beschluß folgte ein bischöflicher Hirtenbrief, worin Propst und Kapitel in Zürich zum eifrigsten Widerstand gegen Neuerungen aufgefordert wurden. Es war darin zugegeben, daß sich manches Schriftwidrige in die Kirche eingeschlichen habe, aber „der gemeinschaftliche Irrtum bilde ein Recht"; gegen den Kirchengebrauch dürfe niemand handeln. Schon vorher hatten mehrere römisch gesinnte Chorherren, darunter Zwinglis ehemaliger Gönner Hofmann, wider die „lutherischen" Neuerungen geeifert, so daß der Leutpriester einmal erzürnt ausrief: „mit Gott werde er sie so schütteln, wie der mutige Stier mit seinen Hörnern einen Spreuersack". Jetzt ließ er gegen den bischöflichen Hirtenbrief die Verteidigungsschrift ausgehen: „Archeteles d. i. Anfang und Ende", worin er seine bisherigen Lehren rechtfertigte, den Bischof ermahnte, sich nicht zur Unterdrückung der Wahrheit verleiten zu lassen und sich zu einer Disputation erbot.

Lambert von Avignon in Zürich. Damals geschah es, daß eines Tags ein fremder Barfüßermönch in seiner Kutte auf einem Esel in Zürich einritt. Es war jener Franz Lambert von Avignon, dem wir auf der Homberger Synode wieder begegnen werden. Er war durch Luthers Schriften von der Verwerflichkeit des Klosterlebens überzeugt worden, hing aber noch immer den katholischen Kirchensatzungen an. In Zürich hielt er Vorträge und verteidigte die Fürbitte der Heiligen. Da fiel ihm Zwingli ins Wort mit dem Ausruf: „Bruder, du irrst." In der Disputation, die darauf in der Trinkstube der Chorherren stattfand, wurde Lambert durch die Schriftbeweise seines Gegners überzeugt, daß jene Ansicht unhaltbar sei. Er blieb fortan ein treuer Anhänger Zwinglis. Um dieselbe Zeit erhielt der Züricher Leutpriester eine Einladung, bei Gelegenheit der Engelweihe die Festrede in Einsiedeln zu halten. Er führte darin aus, daß man Maria, die holdselige gottergebene Magd um ihres Sohnes willen verehren aber nicht anbeten solle. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß er mit zehn gleichgesinnten Geistlichen an den Bischof von Konstanz und an die eidgenössische Tagsatzung eine „freundliche Bitte und Ermahnung" ausgehen ließ, daß man die freie Predigt des Evangeliums gestatte und den Geistlichen nicht verwehre in den Ehestand zu treten. In der Eingabe an die Eidgenossen geben die Petenten, ohne sich selbst zu schonen, ein treues Sittengemälde, bezeichnend für die durch die erzwungene Ehelosigkeit herbeigeführten Zustände im Klerus und in den Gemeinden, und bekennen ihren Entschluß, in die Ehe zu treten oder — dies war Zwinglis Fall — die schon eingegangene öffentlich bekannt zu machen. „Wollet ihr uns vor der Gewalt des Papstes und der Geistlichen schirmen, so wollen wir uns wohl selber beschirmen mit der Schrift." In der Zuschrift an den Bischof sagten sie: „Gott habe beschlossen, nach langer Verdunkelung die durch seinen Sohn geoffenbarte Wahrheit

Zwinglis Sendschreiben an Tagsatzung und Bischof gegen das Cölibat. Juli 1522.

wieder in ihrem ursprünglichen Bestande herzustellen; sie nun hätten sich die Bekanntmachung seines Evangeliums in ununterbrochenem Fortgang vorgesetzt, er möge, ein zweiter Moses, sich an die Spitze der Bewegung stellen und die Hindernisse beseitigen, welche den Sieg der Wahrheit aufhalten." Gegen die gezwungene Ehelosigkeit wurde geltend gemacht, dieselbe sei nicht in der Heil. Schrift geboten, sondern durch widernatürliche Kirchengesetze dem Gewissen der Geistlichen aufgezwungen worden, und gebe Anlaß zu großem Ärgernis. Wir wissen, welche bedeutende Stelle das Cölibat in der deutschen Oppositionslitteratur einnahm. In der Schweiz hatte man noch schlimmere Erfahrungen gemacht. Es kam vor, daß Gemeinden bei Einsetzung eines neuen Geistlichen demselben auferlegten, sich eine eigne Konkubine im Hause zu halten, damit die Frauen des Orts vor seinen Gelüsten sicher seien. Gegen solche Übelstände, wurde hervorgehoben, sei die Gestattung der Priesterehe das einzige dem göttlichen Gesetz entsprechende Heilmittel.

Von dem Bischof traf der verlangte Bescheid nicht ein; in der Stadt herrschte große Aufregung, indem die Altgläubigen, gestützt auf die Klostergeistlichkeit, jede Abweichung von der bisherigen Kultus- und Predigtweise bekämpften, der Anhang Zwinglis aber und seiner Gesinnungsgenossen sich mit jedem Tag mehrte. Da führte Zwingli vor dem Rate aus, daß ihm als Leutpriester die bischöfliche Gewalt in Zürich zustehe, er somit auch berechtigt sei, in den Klöstern und Stifthäusern zu predigen. Nach einigem Widerspruch erklärte der Bürgermeister im Namen des Rats, „daß das reine Wort Gottes und nichts andres in der Stadt gepredigt werde". Darauf ordnete Zwingli in Gemeinschaft mit seinem Amtsgenossen Leo Judä regelmäßige Vorträge an. Bald zeigten sich die Wirkungen: im Frauenkloster am Ödenbach traten viele Nonnen aus und wählten einen andern Lebensberuf. Von der Zeit an stand „der Leu", Prediger bei der Laienkirche zu St. Peter, dem Gefährten zur Seite, wie Melanchthon dem Wittenberger Reformator.

Zwingli und die Klostergeistlichkeit.

Mittlerweile hatte Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Wir haben früher gesehen, welche Mühe er sich gab, die Reformationsbewegung zu hemmen, indem er die Abstellung der herrschenden Mißbräuche verhieß. Zwingli warnte in einem „Ratschlag" vor den Versprechungen, an deren Erfüllung er nicht glaubte. Noch verwahrt er sich, daß man ihn mit Luther zusammenstelle: „Nicht Luthers Sache führe er, sondern die des Evangeliums." In Rom versuchte man noch einmal den Weg der Güte. Zürich sollte bei dem kaiserlich-päpstlichen Bündnis erhalten werden. Der Legat übersandte an den Rat und an den Leutpriester Sendschreiben voll freundlicher Worte und Versprechungen. Aber es gelang nicht, den Züricher Prediger „umzukuppeln". Vielmehr drängte dieser jetzt selbst zur Entscheidung. Müde der Angriffe und Verleumdungen, die von gegnerischer Seite wider ihn erhoben wurden, brachte er bei dem Rate den Antrag ein: „Es möchte ihm gestattet werden, in einem öffentlichen Religionsgespräch vor dem Rat, dem Bischof oder seinen Kommissaren, vor Gelehrten und Ungelehrten über seine Lehre Rechenschaft zu geben; wo er dann Unrecht habe, wolle er sich nicht nur weisen, sondern auch strafen lassen; habe er aber Recht, so solle man nicht fürder das Recht als Unrecht schelten lassen, sondern die Wahrheit des göttlichen Worts schirmen und fördern". Der Rat ging auf den Antrag ein und erließ ein öffentliches Ausschreiben zu einer Disputation

Anfang der kirchlichen Neuerungen in Zürich. 1522.

auf den 29. Januar. „Der Herr, so hoffen wir, wird diejenigen, welche mit so großem Eifer die Wahrheit suchen, dahin erleuchten, daß wir als Kinder des Lichts auch künftig im Licht wandeln mögen.“ Zwingli stellte darauf in 67 „Schlußreden“ oder Thesen ein Glaubensbekenntnis auf, das seine reformatorischen Ansichten über Glauben, Kultus und Verfassung wie in einem Rahmen zusammenfaßte und das er gegen jedermann zu verteidigen sich erbot. In scharfen Schlußfolgerungen suchte er von der Kirche und Glaubenslehre Alles fern zu halten, was nicht durch den Schriftbeweis sich rechtfertigen läßt, während Luther auf dem Boden der Kirche blieb und nur abstellte, was den Worten der Schrift widersprach.

Zwinglis Thesen oder „Schlußreden“. Die in diesen Thesen aufgestellten Ansichten enthalten gleichsam das Programm für das verjüngte Kirchengebäude, das aus den reformatorischen Schöpfungen Zwinglis hervorgehen sollte. Nicht auf analytischem Wege durch allmähliche Beseitigung der Mißbräuche und Auswüchse, sondern synthetisch auf den biblischen Grundlehren aufbauend, gelangte der Züricher Leutpriester zu einer christlichen Weltordnung, die alle Seiten des menschlichen Daseins durchdringen und bestimmen, das innere und äußere Leben, das Verhältnis zu Gott wie zu der weltlichen Obrigkeit in einer neuen Form und Gestaltung zusammenfassen sollte. Indem er das Evangelium als das einzige Grundgesetz und Christus als das alleinige Haupt aller Gläubigen hinstellt, erscheint ihm die Kirche als eine Gemeinschaft „der Glieder und Kinder Gottes“, als „die Gemeinsame der Frommen“, welche die volle souveräne Gewalt und Autonomie besitzt, sie aber nicht direkt in Volksversammlungen ausübt, sondern durch Repräsentanten, in der Weise, daß jede Gemeinde unter ihrer weltlichen Obrigkeit, sofern diese eine christliche ist, ein selbständiges Ganzes bildet, welches sich seine Gesetze und seine Regierung in religiösen wie in bürgerlichen Sachen selbst gibt und keinen fremden Willen über sich erkennt. Die Vorsteher dieser christlichen Gemeinschaft, die durch das Vertrauen der Gesamtheit zur Leitung der weltlichen und geistlichen Dinge berufen sind, haben ihren Rechtstitel in der souveränen Kirchen- und Staatsgenossenschaft, in der alle religiösen und politischen Verhältnisse einheitlich in sich zusammenfassenden christlichen Gemeinde. Diese Vorsteher werden unter der Voraussetzung gewählt und berufen, daß sie die Gebote Gottes ausführen und jede Übertretung derselben verhindern und strafen, und können auch, wenn sie dieser Aufgabe nicht nachkommen, „wenn sie untreulich und wider Christi Gebote verfahren sollten“, entsetzt werden. In die Hand dieser weltlichen und geistlichen Obrigkeit ist kraft der ihr übertragenen bischöflichen Gewalt die Organisation der Kirche nach Lehre und Kultus gelegt, wobei nur die Heil. Schrift als alleinige Richtschnur genommen und alle Doktrinen, Gebräuche und Einrichtungen, welche nicht in derselben ausdrücklich geboten, nicht darin ihre Quelle und klaren Ausgangsgrund haben, mithin die gesamte Traditionslehre und alle Konzilsbeschlüsse, Dekrete und Kirchengesetze als Menschensatzungen ausgeschieden werden. Damit war dem ganzen hierarchischen und scholastischen Kirchengebäude mit dem Papsttum, mit der geweihten Priester- und Ordensgeistlichkeit und dem Cölibat, mit der Messe und den kirchlichen Gnadenmitteln und Mysterien, mit allen werkthätigen Verdiensten, mit der Anrufung der vermittelnden Heiligen die Axt an die Wurzel gelegt. Bann oder Ausschließung aus der Gemeinschaft der Frommen steht der Gemeinde selbst und ihrem Bischof oder Pfarrer zu.

An dem festgesetzten Tag versammelten sich die Mitglieder der beiden Räte,

Das erste Religionsgespräch in Zürich. 29. Jan. 1523.

die Geistlichkeit aus Stadt und Land, viele Gelehrte und Bürger, etwa sechshundert Personen an Zahl, im Rathaussaal zu Zürich. Die Eidgenossenschaft hatte die offizielle Beteiligung abgelehnt, mit Ausnahme des Kantons Schaffhausen; aber sehr viele hatten sich aus eignem Antrieb eingefunden. Auch Bischof Hugo von Konstanz hatte vier Abgeordnete gesandt, darunter den gelehrten und gewandten Generalvikar Johann Faber, nicht um zu disputieren, sondern „zu losen, zu hören, zu scheiden, zu Fried und Einigkeit zu ermahnen". Der Bürgermeister Röust führte den Vorsitz. In der Mitte des Saales an einem abgesonderten Tische saß Meister Ulrich Zwingli, die Bibel in hebräischer, griechischer und lateinischer Schrift vor sich. In einer kurzen Ansprache sagte er, daß er seit fünf Jahren bemüht gewesen, das wahrhaftige lautere Gotteswort zu verkündigen; dennoch werde er Ketzer, Lügner, Verführer genannt. Darum habe er seine Ansichten aufgestellt, die er zu verteidigen bereit sei. „Nun wohlher im Namen Gottes! Hie bin ich!" Da niemand sich zum Widerspruch erhob, so trat Faber auf. Eine Disputation über Glaubenssachen, meinte er, gehöre vor ein allgemeines Konzil oder vor eine Versammlung von Bischöfen oder Gelehrten. Zwingli bemerkte: es seien viele gelehrte Männer und christliche Herzen da, die redlichen Verstandes nach dem Geiste Gottes mögen urteilen und erkennen, welche Partei die Schrift auf ihre Meinung recht oder unrecht darthut; „die göttliche Geschrift aber kann nicht lügen noch betrügen". Als unter den Anwesenden sich einige Stimmen mißbilligend über das Schweigen vernehmen ließen und meinten, dem Pfarrer von Füßlibach, den man ins Gefängnis geworfen, sei wohl großes Unrecht geschehen, da glaubte Faber diesen Vorwurf nicht unbeantwortet lassen zu dürfen. „Er selbst habe den Gefangenen besucht und dessen Zweifel über die Anrufung der Heiligen widerlegt, so daß derselbe zum Widerruf bereit sei." Das war kein glückliches Feld zum Angriff; er konnte der Aufforderung des Gegners, mit Worten der Schrift zu beweisen, daß man die Heiligen als Fürbitter anrufen solle, nicht Genüge leisten; und als er nochmals auf die Autorität der Kirche hinwies und dabei auch das Cölibat rechtfertigte, da sprach selbst ein Ratsherr seine Mißbilligung aus. Es wäre wohl dem tapfersten Streiter schwer gefallen, auf Grund der Heiligen Schrift, welche Zwingli, wie einst Luther, als einzige Erkenntnisquelle aufstellte, die vorgetragenen Thesen zu widerlegen; aber einen so kläglichen Eindruck wie Faber hatte noch kein Verfechter der katholischen Sache hervorgebracht. Auch die übrigen Redner, die noch auftraten, konnten die Niederlage der römischen Partei nicht verhindern. Zwingli ging als Sieger hervor. „Im Disputieren hatte er besondere Gnade," versichert Bullinger, „denn er ließ seine Widersacher nicht hin- und herschweifen und allerlei hineinziehen, sondern hielt sie bei der Sache, verwarf unnötige Reden, verstand es, ihre Beweisgründe wider sie selbst zu richten, drang stets fort auf die Schrift und machte alles kurz." Er hatte den Triumph, daß ein Ratsbeschluß ihn aufforderte, „er solle fortfahren, wie er bisher gethan, die

heilige Lehre des Evangeliums und die Aussprüche der Heiligen Schrift nach dem Geiste Gottes zu verkünden und zu predigen; und also sollen auch die andern Diener des göttlichen Worts zu Stadt und Land nichts andres lehren, als was sie mit dem Zeugnis Heiliger Schrift beweisen können. Alles Schmähen und Lästern solle bei Strafe verboten sein". Voll Ingrimm verließ Faber die Stadt und war fortan der heftigste Feind und Ankläger aller reformatorisch Gesinnten. Die Züricher aber verspotteten ihn durch die satirische Schrift „Gyrenrupfen", die an die „groben Scherze" der deutschen Volkslitteratur erinnerte.

3. Die Einführung der Reformation in Zürich und in andern Kantonen.

Die ersten Abänderungen im Kirchenwesen. Nachdem die oberste Staatsgewalt des Kantons sich für die Reformation der Kirche nach Zwinglis Grundsätzen ausgesprochen, ging man an die praktische Ausführung, wobei sich der Rat auf „die besonnene Lenkung der Bewegung und die weise Gewährung der gestellten Forderungen" beschränkte. Gewalt sollte auch hier möglichst vermieden werden. Zu dem Zweck verfaßte Zwingli die Schrift: „Auslegung und Begründung der Schlußreden oder Artikel", die als Norm und gesetzliche Grundlage bei den vorzunehmenden Reformen dienen sollte. Bei Taufen und Trauungen kam die deutsche Sprache in Anwendung; die Klöster, durch freiwilligen Austritt großenteils schon verödet, wurden allmählich aufgehoben, das Chorherrenstift am Münster durch Übereinkunft umgewandelt und säkularisiert. Die Einkünfte wurden zur Gründung einer Gelehrtenschule für die Heranbildung von Geistlichen und zu Anstalten für Armen- und Krankenpflege verwendet, das Volk durch Minderung der Stolgebühren erleichtert. Die Züricher Lehranstalt war wesentlich die Schöpfung Zwinglis. An ihr wirkte der junge Bullinger, später Zwinglis Amtsnachfolger, eine starke Säule der Reformation in seiner Heimat. Der kirchlichen Eheschließung der Geistlichen legte man kein Hindernis in den Weg; Zwingli selbst verheiratete sich im April 1524 mit einer adligen Witwe, Anna Reinhard, nachdem er schon zwei Jahre zuvor eine Gewissensehe mit ihr geschlossen. Sie gebar ihm zwei Söhne und zwei Töchter.

Der Bilderstreit. Aber auch in Zürich sollte es nicht an stürmischen Auftritten fehlen. Wie ein Jahr zuvor in Wittenberg durch Karlstadt und seine Anhänger gegen Messe und Bilderdienst geeifert und gewütet wurde, so drangen auch in der Schweizerstadt einige reformatorische Heißsporne auf Abstellung des „Götzendienstes". Hier und da wurden Kruzifixe und geweihte Gegenstände zerstört. Zwingli selbst hatte nicht nur in seinen Artikeln die Lehre vom Meßopfer verworfen, er hatte auch in einer Schrift „über den Meßkanon" die Ersetzung dieses Zentrums aller kultischen Handlungen durch eine schriftgemäße Abendmahlsfeier empfohlen und verteidigte seine Ansicht in einer Gegenschrift wider Emser. Er befand sich somit in einer ähnlichen Lage wie Luther gegenüber der Karlstadter Partei; doch

trat er den Eiferern minder schroff entgegen. Vielmehr veranlaßte er den Rat, ein neues Religionsgespräch abhalten zu lassen, auf welchem die Frage über Messe und Bilderverehrung entschieden werden sollte. Dabei wollte er noch seine kirchenrechtliche Auffassung von der Autonomie der Gemeinde und Landesobrigkeit in religiösen wie in weltlichen Dingen zum endgültigen Austrag bringen. Demgemäß ließ der Rat eine Einladung ergehen an alle Bischöfe und Stände, an alle Geistlichen und Gelehrten der gesamten Eidgenossenschaft, der Abhaltung eines Religionsgesprächs am 26. Oktober beizuwohnen. Die Bischöfe lehnten ab, ebenso die eidgenössischen Stände mit Ausnahme von Schaffhausen und St. Gallen. Dagegen nahmen etwa fünfhundert Priester und viele angesehene Laien teil, so daß die Versammlung neunhundert Personen zählte. Eine vortreffliche Rede Zwinglis über den geistlichen Stand, die er später unter dem Titel „Der Hirt" herausgegeben hat, bildete die würdige Einleitung. Um dem Vorwurf der Gegner, der Rat sei inkompetent in Glaubenssachen, zum voraus zu begegnen, griff Zwingli auf die alte Idee von der unsichtbaren und sichtbaren Kirche zurück, um darzuthun, daß die Versammlung als die in der allgemeinen unsichtbaren Kirche eingeordnete sichtbare Gemeindekirche, die „Kilchhöri", vollkommen berechtigt sei, über ihre religiösen Angelegenheiten frei und selbständig zu beschließen. Als diese Auffassung trotz der Einsprache des Chorherrn Konrad Hofmann angenommen war, stellte Meister Leu (Leo Judä) den Satz auf, „daß die Bilder im Gottesdienst durch die Heil. Schrift verboten seien". Es fehlte nicht an Verfechtern der Ansicht, bildliche Darstellungen seien zur Erweckung der Andacht und zur Belebung christlicher Tugend im Volke von Nutzen; aber die Meinung derer, die in Christo den gnadenvollen Sündentilger und einigen Mittler erkannten, trug den Sieg davon. Ein gegnerisch gesinnter Kaplan verzichtete auf das Wort, „sein Stecheisen sei ihm im Heft zerbrochen" Stärker trat die Opposition an den beiden folgenden Tagen hervor, als über den Satz verhandelt wurde, „daß die Messe kein Opfer und bisher im Widerspruch zu der Einsetzung Christi mit vielen Mißbräuchen gehalten worden sei". Es war manchem schmerzlich, daß „das Heiligste im Gottesdienst" angegriffen wurde, und es fielen tadelnde Worte über die unwürdige Weise, womit in Rede und Predigt dieser ehrwürdigen Einrichtung oft gedacht werde. Damals äußerte Zwingli sein Mißfallen, „daß gar viele dem wohlgelehrten Mann Martino Luther nichts ablernen wollten in seinen Büchern als die Schärfe seiner Worte, die er oft aus entzündeter inbrünstiger Liebe redet. Aber das fromme treue Herz, so er zu klarer göttlicher Wahrheit und zu dem Worte Gottes hat, das will ihm keiner ablernen". Auch aus seinen eignen Predigten würden nur die strengen Ausfälle behalten. Um jeder falschen Nachrede zu steuern, wurden die Äbte, Prälaten und Priester mit Namen zum Abgeben ihres Urteils aufgerufen. Manche schwiegen, die übrigen gaben zu, daß die Messe kein Opfer sei und daß sie bisher im Irrtum gewesen. Damit fiel auch die Lehre vom Fegfeuer.

Zweites Religionsgespräch in Zürich. 26.–28. Okt. 1523.

Zwinglis Konfessionsschrift. Das Religionsgespräch verlief ganz zu gunsten der reformatorischen Lehranschauungen; doch herrschte während der Verhandlungen ein ernster christlicher Geist, den vor allen der fromme und gemäßigte Johanniterkomtur Konrad Schmied von Küßnacht durch Worte der Liebe und Versöhnung zu erwecken verstand. In seinem milden Gemüt voll mystischer Wärme meinte er, neben dem starken Stab, Jesus Christus, dem wahren Tröster und Helfer, könne man dem Schwachen und Wankenden wohl noch ein Rohr gönnen. Auch Zwingli vermied jeden Anstoß. Als einige ungestüme Fortschrittsmänner auf sofortige Beiseitigung aller Gegenstände und Einrichtungen des Aberglaubens drangen, wies er die Stürmer zurück und empfahl den Weg der Entwickelung und Belehrung. Ein besonderer Reformationsrat, aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern zusammengesetzt, wurde mit der Einführung der neuen Lehr- und Kultusordnung betraut, und den Geistlichen befohlen, nicht wider die Artikel zu predigen, die in der Disputation angenommen worden. Um dem Werk, das nunmehr in Gang gesetzt werden sollte, Plan und Einheit zu geben, verfaßte Zwingli „eine kurze christliche Einleitung", die von dem Rat allen Geistlichen des Kantons zugesandt wurde, „damit sie die evangelische Wahrheit einhellig forthin verkündigten", und für deren Verbreitung in der ganzen Eidgenossenschaft man Sorge trug. Auch den Bischöfen von Konstanz, Basel und Chur und den Universitäten wurde diese erste „Konfessionsschrift" zugestellt. Diese Anleitung war im Kanton Zürich die Grundlage „für die Einigung der einzelnen Kirchengemeinden des Landesgebiets zu einer organisierten, in sich einheitlichen Kirche, welche in der weltlichen Obrigkeit ihre Spitze erhielt". Und damit jeder Schein von Gewalt vermieden würde, wurde in der Stadt wie auf dem Lande Geistlichkeit und Volk aufgefordert, ihre Willensmeinung abzugeben. Die Zustimmungen, die von allen Seiten eingingen, galten dem Rat und der Kommission als Rechtstitel, Stadt und Kanton Zürich von dem Bistum Konstanz zu lösen und der Landeskirche allmählich die Lehr- und Kultusverfassung zu geben, die Zwingli und seine Amtsbrüder als schriftgemäß darstellten.

Länger aber wollten die Waldstätte der Neuerung nicht mehr zusehen. Im Widerspruch gegen die Bundesverträge suchten sie die eidgenössische Tagsatzung
Juli 1523. zum gewaltsamen Einschreiten gegen die Züricher Kultusänderungen zu bestimmen, und bloß der Widerspruch Berns verhinderte schon jetzt eine Bundesexekution.
Beginnende Spaltung in der Eidgenossenschaft. Dafür schickten die eidgenössischen Stände von zwölf Kantonen, nachdem die Waldstätte und ihre Nachbarn auf einer Tagsatzung in Beckenried sich für
26. Jan. 1524. die Erhaltung der bisherigen Glaubenslehren und kirchlichen Einrichtungen erklärt, und die Luzerner zum Beweis ihrer Gesinnung einen flüchtigen Bilderstürmer, namens Hottinger, hingerichtet hatten, eine Gesandtschaft an Zürich, mit der Aufforderung, bei dem alten Bund, Glauben und Herkommen zu ver-
21. März. harren: der Rat gab zur Antwort, er wolle die alte Freundschaft und Bundesgenossenschaft ehren, aber was das Wort Gottes und das Heil der Seelen und

Gewissen betreffe, da könne man nicht weichen. Damit war der Samen einer tiefen Spaltung in der Eidgenossenschaft ausgestreut. Zuerst trat dieselbe in den gemeinen Herrschaften hervor. Als im Thurgau, wo Vögte verschiedener Kantone die Hoheitsrechte übten, tumultuarische Auftritte gegen Heiligenbilder und Messe vorkamen, wobei das Kloster Ittingen in Brand aufging, wurden drei reformatorisch gesinnte Amtleute durch das Gericht von Baden zum Tode verurteilt und enthauptet. Je mehr die religiöse Neuerung auch an andern Orten, in Schaffhausen, Bern, Glarus, Basel Eingang fand, desto schroffer schlossen sich die Orte am Vierwaldstätter See dagegen ab. Wir werden sehen, wie politische Sonderinteressen mit den religiösen Meinungsverschiedenheiten zusammen wirkten, um die Zwietracht und den Haß zur bittersten Feindschaft zu steigern. In Luzern, wo sich einige Neigung zeigte, mit den größeren Bürgerstädten zusammenzugehen, wurde durch den Einfluß der Pensionsbezieher jede Neuerung unterdrückt; mehrere reformatorisch gesinnte Männer wie Mykonius, Collin, Kilchmeier sahen sich zur Auswanderung genötigt. Mykonius erhielt durch Zwinglis Verwendung eine Schulstelle in Zürich.

Die eigenartige Natur und Geistesrichtung des Reformators Zwingli prägte sich auch in den Formen aus, welche er der Züricher Gemeindekirche zu verleihen suchte. Wie Karlstadt und seine Anhänger, aber unabhängig und selbständig kam Zwingli durch folgerichtige Anwendung seiner Prinzipien zu reformatorischen Grundsätzen und Anordnungen, welche mit Luthers Lehren und Handlungsweise vielfach in Widerspruch standen. Dies zeigte sich gleich bei der Entfernung des Bilder- und Meßdienstes. Nicht nur, daß unter Leitung einiger geistlicher und weltlicher Aufseher alle Kruzifixe, alle Marien- und Heiligenbilder, alle geweihten Gegenstände, Reliquien und Symbole aus den Kirchen, von den Straßen und Plätzen weggeschafft und zum großen Teil vernichtet wurden, auch die Altäre, Kerzen und Orgeln wurden beseitigt, alle Prozessionen untersagt, alle religiösen Handlungen, welche dem Aberglauben Vorschub leisten konnten, eingestellt; ja selbst der Kirchengesang, der bisher nur in lateinischen Chorgesängen bestanden, wurde unterlassen, bis mit der Zeit das deutsche Kirchenlied bei der Gemeinde Eingang fand. Und anstatt sich wie Luther genügen zu lassen, daß von der Messe die Worte der Opferlehre wegfielen und der Kelch gereicht ward, richtete Zwingli das Abendmahl nach Art der urchristlichen Liebesmahle ein, wie er es in einer eignen Liturgie, „Das verdienstvolle Leiden und Sterben des Herrn zum Heile der Welt", vorgeschrieben. „Die Kommunikanten saßen in einer besonderen Abteilung der Stühle, zwischen Chor und Durchgang, rechts die Männer, links die Frauen; das Brot wurde in breiten hölzernen Schüsseln herumgetragen: ein jeder brach sich einen Bissen ab; dann trug man den Wein in hölzernen Bechern umher. So glaubte man sich der ursprünglichen Einsetzung am meisten anzunähern." Eine von Faber im Auftrage der drei Schweizer Bischöfe verfaßte Vorstellung an die Tagsatzung, „christliche Unterrichtung, die

Die Zwinglische Kircheneinrichtung.

Ostern 1525.

Bilder und Messe betreffend", wurde von Zwingli in einer Gegenschrift zurückgewiesen.

Die Abendmahlslehre der Schweizer.

Hatte schon der Eifer Zwinglis gegen die Bilder Anstoß erregt, hatte man schon vielfach Ärgernis genommen, daß der sonst so musikliebende Mann die Wirkung der Tonkunst und jeder heiligen Kunstthätigkeit auf das menschliche Gemüt so sehr verkannte, so erregte seine Auffassung des Nachtmahls als eines bloßen Mahles der Liebe und des Gedächtnisses an das Leiden und Sterben des Erlösers einen Widerstand, welcher der jungen Kirche sehr verhängnisvoll werden sollte. Der Rigorismus gegen die Bilderverehrung und alles was damit im Zusammenhang stand, mochte seinen Grund in den zu Einsiedeln gemachten Erfahrungen haben: an den Bilderdienst knüpfte sich ja jene ganze Summe von Aberglauben, Betrug und Werkdienst, deren volksverderbende Wirkungen Zwingli dort aus längerer Anschauung beobachtet hatte. Seine Auffassung vom Abendmahl aber ging hervor aus seiner vorherrschenden Verstandesrichtung, aus seinem Streben, die christliche Urgemeinde in allen religiösen Funktionen wieder herzustellen und aus dem kritisch-exegetischen Geist, mit dem er bei der Auslegung von Schriftstellen zu Werke zu gehen pflegte. Wir wissen, daß Karlstadts Auffassung der Eucharistie, wenn sie auch in Sachsen nicht durchzubringen vermochte, hier und da Anhänger gefunden. Die eifrige Bekämpfung seiner Ansicht durch Luther, die eigne Unfähigkeit des unklaren Mannes, sie mit durchschlagenden Gründen zu verfechten, und sein wenn auch mit einer gewissen Reservation und in unbestimmter Fassung abgegebener Widerruf hatte manchen heimlichen Bekenner abgehalten, offen mit seiner zustimmenden Meinung hervorzutreten. Erst als Zwingli mutig dieselbe Auffassung, zu der er schon bei der Aufstellung seiner „Schlußreden" durch eignes Forschen und Nachdenken gelangt war, aussprach und in Anwendung brachte, faßte sich auch Öcolampadius in Basel ein Herz, „den Sinn der geheimnisreichen Einsetzungsworte, wie er ihn verstand, nicht länger zu verleugnen", und „im Brot als Leib des Leibes Sinnbild zu sehen". Auch Bullinger kam durch das Studium der Akten über den Streit des Berengarius von Tours, betreffend das Mysterium der Substanzverwandlung, zu der gleichen Meinung. Sie erklärten die Einsetzungsworte „das ist mein Leib" als bildlichen Ausdruck für „das bedeutet meinen Leib" und suchten die Richtigkeit dieser Auffassung mit sprachlichen und sachlichen Gründen zu beweisen. In einer lateinischen Schrift „von der wahren und falschen Religion", dem apologetischen Seitenstück zu der „Auslegung der Schlußreden", trat Zwingli im Frühjahr 1525 zum erstenmal offen und entschieden mit der Erklärung hervor, daß der Leib Christi nicht wirklich im Abendmahl genossen werde, daß die Elemente ihre Natur nicht veränderten, die heilige Handlung nur ein Zeichen sei „der Gemeinschaft, die in Christus ihren Heiland erkenne, in der alle Christen ein Leib seien; das sei die Gemeinschaft des Blutes Christi". Darüber gerieten die Schweizer Reformatoren mit den Wittenbergern in den heftigsten Streit. Luther, welcher

zwar mit dem Priestertum auch die scholastische Lehre von der Transsubstantiation verwarf, dessen mystischer Tiefsinn aber eine geistig-leibliche Gegenwart des göttlichen Heilandes bei dem heiligen Akt, eine sakramentale Einheit des Leibes und Blutes Christi mit dem Brot und Wein nicht entbehren mochte, wollte die Erklärung des „ist“ in den Einsetzungsworten durch „bedeutet“ nicht gelten lassen. Er stützte sich mit unbedingter Gläubigkeit auf den Wortlaut der Schrift, während Zwingli auf den Sinn des göttlichen Wortes hinwies und nur ein geistiges Aufnehmen Christi beim Genießen der symbolischen Zeichen gelten lassen wollte; und wenn der Züricher Reformator sich auf die Natur eines Leibes berief, der nicht zugleich im Himmel und auf Erden sein könne, so suchte der andre eine mögliche Allgegenwart des Leibes Christi darzuthun aus der unzertrennlichen Einigung der göttlichen und menschlichen Natur in dem Gottessohne. In der Behauptung der Gegner sah er eine Verleugnung Christi.

Praktische Seite der Zwinglischen Reformation.

Wenn durch den Abendmahlsstreit mit Luther, den wir später berühren werden, die doktrinelle Seite der Zwinglischen Reformation besonders in den Vorgrund gerückt ward, so lag dies nicht in der Absicht ihres Urhebers. Es wurde schon früher hervorgehoben, daß dem Schweizer Republikaner Luthers religiöser Tiefsinn und mystisches Gemütsleben eben so fremd waren wie dessen Seelenkämpfe und Sündenangst; darum war bei ihm nicht die Verbesserung der Lehre und des Glaubens das wichtigste Anliegen, sondern die Verbesserung der Sitte und des Wandels, die kirchliche Verfassung und Zucht der Gemeinde, ein Anliegen, das mit seinem praktischen verständigen Sinn und seiner nüchternen Lebensanschauung mehr im Einklang stand. Zu dem Zweck trug er als „Schulherr“ Sorge für die Heranbildung tüchtiger Geistlichen, indem er durch Einführung der „Prophezey“ die gelehrte Schrifterklärung mit praktischer Anwendung zur Grundlage des theologischen Studiums machte. Zu dem Zweck wurde nach seinen Entwürfen ein eignes Chor- und Ehegericht aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern aufgestellt, dem die Pflege guter Sitten, eines ehrbaren christlichen Hausstandes, religiöser Lebensgewohnheiten oblag, das die Fehlenden zur Besserung ermahnte, die Ärgernis Gebenden und Unbußfertigen zeitweilig vom Abendmahl ausschloß oder der Obrigkeit zur Bestrafung zuwies.

Verschiedenheit von der lutherischen Reformation.

Die Verschiedenheiten der lutherischen und reformierten Kirchenreformation faßt ein neuerer Theologe (Ullmann) in folgenden Sätzen zusammen: „Während von beiden Seiten die Herstellung der alleinigen Ehre Gottes im Gegensatze gegen alles Menschliche angestrebt wird, haben die Lutheraner dabei mehr die Gnade, die Reformierten mehr das Wort Gottes im Sinne; jenen wird daher das Evangelium mehr eine Rechtfertigung des Sünders, die man im Glauben ergreifen, diesen mehr eine Lehre, die man im Gehorsam befolgen soll. Während beide eine Belebung und Verinnerlichung des Christentums, ein Christentum des Geistes und der Wahrheit wollen, geht die deutsche Reformation mehr von innen heraus, vom rechten Glauben zur kirchlichen Institution, die schweizerische mehr von außen hinein, von der kirchlichen Institution zum rechten Glauben. Jene bekämpft mehr das Innerliche, die Werkheiligkeit des Judaismus, den Gesetzlichkeitsgeist der alten Kirche und setzt demselben das paulinische

Glaubensprinzip entgegen; diese bekämpft mehr das Äußerliche, die Vergötterung des Kreatürlichen, den Paganismus der alten Kirche und setzt ihm den inneren Dienst Gottes entgegen. Jene gründet sich mehr auf das materielle Prinzip, die Rechtfertigung durch den Glauben, und ist spezifischer paulinisch, diese mehr auf das formelle, die Schriftmäßigkeit der Lehre und des Lebens und ist mehr allgemein christlich. Bei der lutherischen Reformation überwiegt das religiöse Interesse, sie ist mehr Glaubensreformation; bei der zwinglischen das ethische, sie ist mehr Lebens- und Sittenreformation; die lutherische schafft daher mehr eine neue Theologie und hat in der Theologie eine vorwaltende Neigung zum Dogmatischen; die zwinglische dagegen schafft mehr einen neuen Kirchen- und Sittenzustand und bildet frühe und mit Vorliebe auch eine christliche Sittenlehre aus. — Luther und die Seinigen wenden das Schriftprinzip, auf das sie erst im Verlaufe des Kampfes selbst geführt werden, mit mehr Pietät gegen das Bestehende an und gehen daher einen mehr allmählichen historischen Gang; Zwingli geht sogleich viel bestimmter vom Schriftprinzip aus und macht davon einen viel abstrakteren, rücksichtsloseren, durchgreifenderen Gebrauch; der erstere verwirft nur, was gegen die Schrift ist, der andre scheidet alles aus, was nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten ist; dort wird mehr eine Umbildung der Kirche, hier eine vollständige Erneuerung des Christentums gefordert. Die lutherische Reformation hat mehr einen objektiven Charakter, sie will neben der Freiheit und fast noch mehr als diese die Einheit; die zwinglische hat mehr einen subjektiven Charakter, duldet Mannigfaltigkeit und strebt vorzugsweise nach Freiheit; die aus jener hervorgegangene Kirche ist daher kompakter, die aus dieser hervorgegangene formenreicher; ja der Lutheraner hat überhaupt das Christentum wesentlich unter der Form der Kirche, während der Reformierte nur nach einem schriftgemäßen christlichen Lebenszustande verlangt. Endlich hat auch das Luthertum von seinen Grundlagen und Anfängen her mehr mystische und gemütliche Elemente, ist poetischer und überschwenglicher, während der Zwinglianismus einen Grundzug der Nüchternheit, des klaren, praktischen Verstandes hat. Mit einem Worte, die deutsche Reformation ist die mehr objektive und historische, die schweizerische die mehr subjektive und radikale; jene die Reformation des innigen, pietätsreichen Gemüts, diese des hellen, durchgreifenden Verstands. Beide waren unter den gegebenen Verhältnissen notwendig; beide ergänzen sich; und sintemal der Mensch ewig aus beiden besteht, aus Gemüt und Verstand, so werden wir sagen müssen, daß beide Formen der Reformation nur integrierende Teile eines wesentlich Zusammengehörigen sind, welche, weil alle menschliche Entwickelung etwas Beschränktes und Einseitiges hat, wohl auseinander gehen und unter dem Einflusse leidenschaftlichen Eifers sich sogar befehden konnten, aber auch wieder in freier Liebe zusammengehen müssen, sobald erkannt wird, daß sie doch eigentlich das Nämliche wollten und auf gemeinsamer Grundlage des apostolisch-christlichen Glaubens ruhen." — „Wie der sächsische Bergmannssohn in die Tiefe steigt," urteilt ein andrer neuer Schriftsteller (Mörikofer), „um in der eignen Seelennot durch die rechtfertigende Erlösung Trost zu finden, so steigt der schweizerische Hirtensohn in die Höhe, um mit weitem, freiem Blick über Menschentand und Menschenerfindung hinwegzuschauen und sich allein auf die göttliche Gnade zu gründen. Wie jener unter harter Zucht und herber Mühsal heranwuchs, aber in der äußeren Gebundenheit innerlich um so mehr gestärkt und gestählt wurde: so reifte dieser in glücklichen, freien und fördernden Verhältnissen heran und faßte das Leben und seine Aufgaben weit, fröhlich und mutig. Wie jener sein Auge an die Ergründung der mystischen Tiefen gewöhnt hatte und darin heimisch war, dagegen aber im steten Kampf mit den Mächten der Finsternis sich geübt hatte und immer fester und siegreicher wurde, so bürgerte sich dieser in den heiteren, lebevollen Gefilden der Alten Welt ein und lernte durch sie über die wilde, rohe Gegenwart hinwegschauen und mit weltumfassendem Blicke sich an der besseren Zukunft erfreuen, indem er an der Hand des Gotteswortes den Grundstein dafür legte."

Schwärmereien. 1525. Wenngleich Zwingli bei seiner Reformation viel durchgreifender zu Werke

ging, als Luther, so erhob sich doch auch gegen ihn eine Partei, die gleich den Wiedertäufern in Sachsen und mit denselben im Einvernehmen, auf eine weiter gehende Lebenserneuerung mit mystischer Schriftdeutung und demokratischen Gemeindebildungen drang. Konrad Grebel, ein Gesinnungsgenosse Münzers und mehrere andre Geistliche wie Stumpf, Manz, Hätzer sammelten Anhänger um sich und gründeten eine Gemeinschaft von Erweckten, die mit der Verwerfung der Kindertaufe auch die übrigen Ansichten der deutschen Schwarmgeister teilten und das „innere Wort" höher stellten als das geschriebene. Nach ihren Grundsätzen sollte die kirchliche Neugestaltung vor sich gehen und nicht der große Rat, sondern die Gesamtgemeinde in Volksversammlungen das religiöse und politische Leben bestimmen und leiten. Zwingli wies die Schwärmer zurück: weder wollte er gestatten, daß sie eine eigne Gemeinde von Heiligen bildeten, indem er ironisch bemerkte: „man könne doch den Himmel nicht auf Erden einführen; Christus habe gelehrt, man solle das Unkraut mit dem Weizen aufwachsen lassen", noch wollte er turbulenten Volksversammlungen, worin agitatorische Volksführer leicht die Oberhand gewinnen könnten, die höchste obrigkeitliche Gewalt zuerkennen. Er blieb seiner schon in den Schlußreden ausgesprochenen Ansicht treu, daß die christliche Gemeinde in ihren geistlichen und weltlichen Vorstehern, die sie aus ihrer Mitte gewählt, repräsentiert sei und daß der Obrigkeit die Leitung und Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten zukommen müsse. Auch der Zehntenverweigerung, die sich da und dort trotzig hervorwagte, trat er scharf entgegen und widerlegte solche Forderungen mit Gründen der Vernunft und der Heil. Schrift. Die Zehnten seien eine durch bürgerliche Rechtsverträge festgesetzte Anordnung und zur Erhaltung gemeinnütziger Anstalten unentbehrlich. So sah sich auch Zwingli genötigt, zur Aufrechthaltung von Gesetz und Obrigkeit wider die Schwarmgeister zu Felde zu ziehen. Erinnern wir uns der religiösen und sozialen Bewegung, welche um dieselbe Zeit in den deutschen Grenzlanden, in Oberschwaben und in den Gegenden des Schwarzwaldes das Volksleben so tief erschütterte und unterwühlte. Die wiedertäuferischen Lehren eines Münzer und Hubmaier, welche dort so aufregend gewirkt, nahmen auch nach der benachbarten Schweiz ihren Weg und fanden, da sie den irdischen Trieben und Leidenschaften eine religiöse Hülle umwarfen, die Lehre brüderlicher Gleichheit aus dem Evangelium ableiteten, in der gährenden Volksmasse einen fruchtbaren Boden. Ein unheimlicher Geist ging auch hier um. Lärmende Volksversammlungen wurden abgehalten; in Töß schrie die Menge: heute seien sie nun einmal Herren geworden und wollten reiten; die Herren aber müßten zu Fuß gehen; man sah Scharen von Menschen in Sack und Asche mit Stricken umgürtet vor die Stadt rücken, welche ein lautes „Wehe" über Zürich ausriefen; in St. Gallen waren die Wiedertäufer achthundert Mann stark. Aber jene Ausschreitungen, denen wir später in Deutschland begegnen werden, traten schon hier zu Tage. Die „Brüder" sprachen von der Gemeinschaft der Güter, von der Aufrichtung eines

Reichs, worin die „Auserwählten Gottes" das Regiment besitzen würden, sie hatten Visionen und prophetische Ekstasen. Zwingli geriet in Verlegenheit; sein verständiger Sinn sagte ihm, daß ihre Lehren unhaltbar und phantastisch seien, und doch beriefen sie sich auf Aussprüche der Heil. Schrift. Er hatte manche Unterredungen mit den Führern und suchte sie in Wort und Schrift („Von der Taufe, der Wiedertaufe und der Kindertaufe", „Vom Predigtamte") von ihren Nov. 1525. Ansichten abzubringen; selbst in ein öffentliches Religionsgespräch ließ er sich mit ihnen ein. Aber Schwärmerei und Fanatismus werden nicht mit Vernunftgründen geheilt. Wie eine ansteckende Krankheit verbreitete sich der Schwindel: Männer und Frauen unterwarfen sich der Wiedertaufe, die Zahl der „Erweckten" mehrte sich von Tag zu Tag, bis ins Fratzenhafte, bis zum Wahnsinn steigerte sich die religiöse Überspannung. Endlich mußte die Obrigkeit einschreiten: es half den Vorgeladenen nichts, daß sie im Gefühle besonderer Heiligkeit jeden irdischen Richter verwarfen und nur Gott als ihren Herrn gelten lassen wollten; der Züricher Rat, der sich Zwinglis Ansichten von der rechtmäßigen Obergewalt des März 1526. christlichen Staats über die Kirche aneignete, verurteilte die Häupter zu Gefängnis bei Wasser und Brot, bis sie widerrufen würden, und verbot jede Wiedertaufe und alle sektiererischen Zusammenkünfte. Die Eingeschlossenen fanden jedoch Wege zur Flucht; ihre Befreiung wurde von den Anhängern als göttliches Wunder gedeutet und führte der schwärmerischen Richtung neuen Zündstoff zu. Da mußte denn mit Gewalt eingeschritten werden. Felix Manz wurde in Zürich ertränkt; Georg Blaurock mit Ruten durch die Stadt gepeitscht. Wir werden bald sehen, daß ein Jahr nachher auch Balthasar Hubmaier zu Wien auf dem Scheiterhaufen starb. Die wunderbare Standhaftigkeit und Todesverachtung, welche alle bei der qualvollen Hinrichtung an den Tag legten, konnte als Beweis gelten, daß ihr Glaube ein aufrichtiger war. „Der Kampf gegen die Wiedertäufer ist mir heißer geworden als jeder andre," schrieb Zwingli an die Berner und fügte die Ermahnung bei: „Handelt männlich und standhaft, jedoch so, daß ihr hübsch Maß haltet". Dies war die allgemeine Stimme jener Tage. Die Reformatoren waren Söhne ihrer Zeit und Zöglinge eines harten Geschlechts.

In Übereinstimmung mit Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen ließ darauf der Züricher Rat ein allgemeines Verbot gegen die Rottenprediger und Schwarmgeister ausgehen, „die sich göttlicher Offenbarung rühmten, wodurch selbst die unnatürlichsten Verbrechen geboten sein sollten, die sich weigerten, Waffen zu tragen, Zinsen und Gülten zu geben und zu nehmen, oder vor Gericht darüber entscheiden zu lassen, die Gemeinschaft der Güter verlangten und erklärten, daß kein wahrer Christ ein Oberer sein möge". Wer bei solchen Ansichten hartnäckig verharre, ward mit der Strafe des Ertränkens bedroht.

Die papistische Opposition und das Religionsgespräch in Baden. 1526.

Die wiedertäuferische Separation war noch nicht ganz erstickt, da erhob sich gegen das reformierte Zürich und seinen „Bischof" ein viel gefährlicherer Widerstand von seiten der Altgläubigen in den andern Kantonen. Wir wissen, wie

sich in Zwinglis Reformbestrebungen politische und religiöse Richtungen aufs innigste berührten, wie er tiefere und reinere Gotteserkenntnis und christliche Sittlichkeit als das beste Mittel ansah, der herrschenden Unsitte des Söldnerdienstes entgegenzuwirken. Auf sein Zuthun wurde in Zürich der französische Bund gekündigt und selbst in Schwyz, wo er von seinem Einsiedleraufenthalt her noch manche gleichgesinnte Freunde zählte, war seine Stimme mächtig genug, einen ähnlichen Beschluß hervorzurufen. Es hatte eine Zeitlang den Anschein, als würde die religiöse und politische Umgestaltung auch in diesem Nachbarkanton Boden fassen. Allein hier stieß Zwingli bald auf heftigen Widerstand. Es wurde früher des öftern erwähnt, daß die einflußreichsten Ortsvorsteher und die Hauptleute, welche die kriegslustige Jugend ins Feld führten, vom Ausland Jahrgelder bezogen. In den Waldstätten, wo das Reislaufen am tiefsten wurzelte, war die Zahl und Macht dieser Aristokratenhäupter am größten. Sie bildeten eine oligarchische Faktion, welche in den Gemeinderäten und auf der Tagsatzung das entscheidende Wort führte und aus Eigennutz jeder Änderung entgegenarbeitete. Umsonst schlug Zwingli in einer Schrift, worin er gegen den Urner Landschreiber Valentin Comper die Abstellung der Bilder und andre Reformen zu rechtfertigen suchte, einen treuherzigen vaterländischen Ton an, um „die gotteskräftigen Helden, die Stifter der eidgenössischen Freiheit" milder zu stimmen; sie verbanden sich immer enger mit den Prälaten zur Erhaltung der alten Zustände. Es ist uns bekannt, daß die in Luzern tagenden eidgenössischen Stände Mahnungen und Drohungen an Zürich ergehen ließen. Doch gab der Umstand, daß selbst aus der Mitte dieser Versammlung Vorschläge zur Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit und zur Abstellung einiger kirchlichen Mißbräuche erhoben wurden, und daß mehrere Kantone sich von dem Mahnschreiben an Zürich fern hielten, deutlich zu erkennen, daß auch hier wie auf dem deutschen Reichstag verschiedene Meinungen obwalteten, und daß das Beispiel der Zwinglistadt nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Die wiedertäuferischen Umtriebe mit ihren demokratischen und kommunistischen Tendenzen verliehen der konservativen Partei der Aristokraten und Altgläubigen wieder einige Stärke; der Konstanzer Generalvikar Faber, der sich die Erhaltung des alten Glaubens zur Lebensaufgabe gemacht, sagte: „wenn man mit den Geistlichen fertig sei, werde man an die Junker gehen". Die von ihm betriebene Hinrichtung des Frühmesners Hans Heuglin bewies den grausamen Ernst seiner Opposition. Und diesen Ernst gedachte er nun noch glänzender zu bewähren. Nie war er thätiger gewesen, als in jenen Tagen; man sah ihn allenthalben in der Schweiz und in Deutschland im Dienste der alten Kirche umherreisen und Streiter werben. In der Stadt Baden wollte er ein Religionsgespräch abhalten lassen, das der Ketzerei in der Schweiz das Haupt zertreten sollte. War die katholische Sache in Zürich einst so kläglich durch ihn verfochten worden, so hoffte er, daß sie jetzt um so glänzender und siegreicher aus dem Kampfe hervorgehen werde; hatte er ja doch den berühmtesten Streit-

helden des Papismus, den Johannes Eck von Ingolstadt als Vorfechter gewonnen. Schon sah er im Geiste ein neues Konstanzer Konzil erstehen. Die Brandstätte des armen Heuglin war noch kaum kalt geworden, als die Prälaten und Geistlichen, die Bevollmächtigten von zwölf konservativen Kantonen, viele Gelehrten, Prädikanten und Mönche sich im Monat Mai in Baden versammelten. Ihre Erwartung wurde aber sehr getäuscht als Zwingli nicht selbst erschien. Der Rat von Zürich, der in Übereinstimmung mit dem Reformator von Anfang an sich gegen das Vorhaben erklärt, hatte dem Leutpriester verboten, an einem andern Ort für die Sache des Evangeliums aufzutreten. Aber Öcolampadius von Basel und Berthold Haller von Bern waren bereit, den Kampf wider Eck, Faber und Thomas Murner aufzunehmen. Man stritt sechzehn Tage über Abendmahl, Messe und Fegfeuer, über Heiligenverehrung und Bilderdienst, und Eck feierte in den Augen seiner Anhänger glänzende Triumphe. Er führte aus dem reichen Rüsthaus der Scholastik und Konzilsbeschlüsse das schwere Geschütz auf, mit dem er die Schriftgelehrsamkeit seines Gegners zu zermalmen suchte. Das Resultat der Disputation war, daß die Versammlung, wobei die Romanisten weitaus die Mehrheit bildeten, mit zweiundachtzig Stimmen sich für Eck aussprach, während nur zehn Geistliche und Gelehrte dem Gegner den Sieg zuerkannten. Ein Verdammungsurteil gegen Zwingli, „den rechten Haupturheber und Anfänger der falschen, verführerischen Lehre", und über andre Prädikanten, „die sich durch genugsamen Bericht nicht haben wollen weisen lassen", und ein Verbot aller ketzerischen Schriften war das Schlußergebnis der Disputation von Baden, welchem die Landtagsboten von neun Ständen beitraten mit der Erklärung, „alles zu halten, wie das von den heiligen Vätern und unsern Voreltern auf uns gekommen".

Gegenschlag. Aber weit entfernt, daß dadurch der religiösen Neuerung Einhalt gethan worden wäre, gab dieser Ausgang der Reformation einen frischen Impuls. Das Religionsgespräch war im Parteiinteresse in Szene gesetzt worden und sollte nun auch im Parteiinteresse ausgebeutet werden. Die Berner und Baseler berichteten aber in ganz anderm Sinne über den Verlauf, als die von der katholischen Majorität nach einigem Zögern bekannt gemachten Akten angaben; und anstatt, daß man in jenen Orten die evangelisch gesinnten Lehrer und Prediger entfernte, wie von gegnerischer Seite gefordert ward, erlangte vielmehr die reformatorisch gesinnte Partei daselbst größeren Einfluß. Man beschuldigte die Altgläubigen der Unredlichkeit; die gemeine Bürgerschaft, die schon lange mit Widerstreben die Herrschaft der aristokratischen Geschlechter ertragen und meistens der religiösen Neuerung zugethan war, fing an, sich mit Macht zu regen. Die Zünfte und die
Ostern 1527. demokratischen Elemente bewirkten, daß bei der Erneuerung des großen Rats in Bern viele Anhänger der Reformation gewählt wurden und daß infolge davon auch der engere Rat, welcher bisher ganz in der Gewalt der oligarchischen Herren gewesen war, im Sinne des Fortschritts umgestaltet ward. Eine lebhafte

Polemik, die von Zürich aus wider die Vorfechter des Romanismus und die Disputation von Baden ausging, steigerte die Aufregung für die Neuerung. Wir wissen, wie laut schon seit Jahren die satirische Opposition in Bern gegen Aberglauben und Möncherei aufgetreten. Jetzt wurde der Ruf des Volks nach einem freien Religionsgespräch, wo mit gleichen Waffen, Schrift gegen Schrift, gestritten werden sollte, so eindringlich, daß der Berner Rat wie einst der von Zürich vorzugehen beschloß. Die römisch gesinnte Partei, die im vorhergehenden Jahr so eifrig für die Badener Disputation gewirkt, setzte nun alle Hebel in Bewegung, das beabsichtigte Religionsgespräch in Bern zu hintertreiben, denn auf diesem Felde und mit solchen Waffen war wenig Aussicht zum Sieg. Aber alle Bemühungen blieben unfruchtbar. Im November ergingen die Einladungen des Einführung der Reformation in Bern. 1528.
Rats zu einem öffentlichen Religionsgespräch, und Zwingli säumte nicht, sich dabei einzustellen. Hier durfte er ein unparteiisches Gericht erwarten, wie es in Baden nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Berner Disputation war das Gegenstück zu der Badener: wie dort um Eck und Faber sich die Altgläubigen zusammengeschart hatten, so gesellten sich hier über dreihundert Prädikanten reformatorischer Gesinnung zu Zwingli, Öcolampadius, Bucer, Capito, Wilhelm Farel u. a. Die von einem Freiburger Domherrn versuchte Rechtfertigung der Messe und Heiligenverehrung machte geringen Eindruck, der Sieg wurde den Evangelischen zuerkannt. „Steht es so mit der Messe," sagte ein Priester, der eben das Hochamt feiern wollte, „so will ich weder heute noch jemals Messe halten," und legte das Priesterkleid ab. Darauf erließ der Berner Rat eine Bekanntmachung, „Gemeine Reformation und Verbesserung", wonach die geistliche 7. Febr. 1528.
Gewalt der Bischöfe von Konstanz, Basel, Sitten und Lausanne aufgehoben wurde, „weil sie aller Bitten und Ladung ungeachtet bei der Disputation nicht erschienen, die Schäflein nur geschoren, nicht aber nach der Lehre Gottes geweidet haben", und der gesamten Geistlichkeit die Weisung gegeben, „allein Gottes Wort und ferner nichts zu lehren, was den angenommenen Schlußreden widerstreite". Dann wurden Messe und Bilder abgeschafft, dem Ordensklerus der Austritt aus Klöstern und Gelübden, den Geistlichen die Ehe gestattet, jeder unkeusche Wandel aber mit Strafe bedroht, Wiedertäuferei und Sektenwesen verboten. Mit den Einkünften der Stiftungen sollte verfahren werden, wie in Zürich. Am Abend des letzten Vincentiusfestes spielte der Organist die Tonweise des Liedes: „Ach armer Judas, was hast du gethan?" und verließ dann mit Wehmut die schöne Orgel, die nun sofort zerschlagen ward. Bei der Ratserneuerung am 13. April 1528.
Ostermontag wurden die Anhänger des alten Systems entfernt und durch reformatorisch gesinnte Männer ersetzt. Im ganzen Lande ging nun die Einführung des neuen Kultus vor sich; nur im Berner Oberlande, wo die Unterwaldner die Einziehung des Klosters Interlaken durch bewaffneten Zuzug verhindern wollten, und im Haslithale mußte der Widerstand mit Gewalt unterdrückt werden. Hierauf kündigte der neue Rat dem König von Frankreich den Bund auf, verbot

die Annahme der Jahrgelder und schloß mit Zürich das evangelische Städtebündnis.

St. Gallen. Sommer 1528. Das Beispiel von Bern gab auch in St. Gallen, wo der auch als Historiker verdiente Joachim von Watt (Vadianus), Neffe des Fürstabts, schon lange für die neue Lehre gewirkt hatte, den Anstoß zur Entfernung der katholischen Gebräuche und Institute. Der alte Klosterfürst, Franz Geißberg, entfloh nach Rorschach, wo er im nächsten Jahr starb. Die städtischen Einwohner erkannten den neuen von den Konventualen gewählten, von Kaiser und Papst bestätigten Abt Kilian nicht an, legten Beschlag auf die Einkünfte und das Vermögen des Gotteshauses und richteten mit Hilfe von Zürich und Glarus eine Landesordnung auf, wonach ein Hauptmann, welcher der evangelischen Lehre zugethan sein müsse, und ein Landrat von zwölf Mitgliedern unter eidgenössischer Schirmherrschaft die Regierung führen sollten. Zwingli erlebte die Freude, seine Heimat Toggenburg, welche bei dieser Gelegenheit sich noch vollends von den Pflichten gegen die Abtei loskaufte, nach seiner Weise kirchlich einrichten zu können. Der Abt kam nie in Besitz des Gotteshauses. Nachdem er einige Zeit hilfesuchend umhergewandert war, verunglückte er auf dem Rückweg vom Augsburger Reichstag in der Nähe von Bregenz. 30. Aug. 1530.

In Basel. 1529. In Basel erwirkte Öcolampadius nach seiner Rückkehr von Baden die Einführung des deutschen Kirchengesangs, dem er mit Freudenthränen zuhörte. Es ist uns ja bekannt, daß in der an Deutschland grenzenden Rheinstadt, wo Erasmus wirkte und die reformatorischen Schriften der Wittenberger nachgedruckt wurden, die neuen Ideen längst Boden gefaßt hatten. Aber der Rat war entscheidenden Schritten abhold und die bischöfliche Partei von Einfluß. Man schmeichelte sich, zwischen beiden Bekenntnissen das Gleichgewicht zu behaupten. Die evangelische Predigt sollte nicht gehindert, aber auch die Messe beibehalten werden. Bei den populären Klassen der Bürgerschaft gewann jedoch die neue Richtung die Oberhand. Febr. 1529. Es erfolgten stürmische Auftritte, wobei Bilder, Altäre und Kirchenschmuck zerstört wurden. Die Zünfte erzwangen eine Erneuerung des großen Rats, wobei sechzig der Ihrigen gewählt wurden; nach seinen Vorschlägen sollte auch der kleine Rat besetzt werden. Da traten die katholisch Gesinnten aus und gaben dadurch den Gegnern den Sieg in die Hand. Viele verließen mit dem Bürgermeister Meltinger die Stadt, unter ihnen auch Erasmus. Nun wurde unter Öcolampadius Leitung die Lehr- und Gottesdienstordnung samt der strengen Sittenzucht von Zürich eingeführt und zwischen den drei Städten ein „christliches Bürgerrecht“ abgeschlossen, zu gegenseitiger Hilfe und zum Schutz der freien Predigt. Erasmus kehrte bald wieder von Freiburg nach Basel zurück, um dort zu sterben. Öcolampadius aber bemühte sich, die Hochschule durch Berufung ausgezeichneter Männer der neuen Richtung wie Mykonius, Grynäus, Mülhausen. Münster, Phrygio u. a. in Flor zu bringen. Auch in Mülhausen, einem der zugewandten Orte, die wie Außenglieder an den inneren Kern der Eidgenossen-

schaft angelagert waren, siegte nach einigem Ringen der neue Kultus, hauptsächlich durch die Thätigkeit des Stadtschreibers Gamshorst und den Einfluß von Bern. Mülhausen ward in das „christliche Bürgerrecht" aufgenommen; ebenso Sept. 1529.
Biel. Um dieselbe Zeit wurde in Schaffhausen die Reformation durchgesetzt und, In Schaffhausen und
wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „der groß Gott im Münster weggethan". In Glarus 1530.
Glarus, wo die katholische Partei in den Waldstätten einen Rückhalt suchte, trat, als man durch die Friedenseinigung von Kappel in den gemeinen Herrschaften und Grenzlanden jeder Gemeinde die Entscheidung über sich anheimgab, die Mehrheit des Kantons der neuen Kirchenform bei. In Appenzell schritt man zu In Appenzell.
demselben Verfahren; der Hauptort selbst erklärte bei der alten Lehre zu beharren, aber acht Landgemeinden nahmen den Gottesdienst von St. Gallen an. Die drei Bünde in Hohenrätien oder Graubünden, welche mit der Eidgenossenschaft In Graubünden.
in einem lockeren Bundesverhältnis standen, hatten nach dem Religionsgespräch von Ilanz (1526) jedem die freie Wahl zwischen dem alten und neuen Glauben eingeräumt. Als aber verlautete, daß der Abt Schlegel von St. Lucien mit Jakob von Medici, dem Kastellan von Musso am Comersee und Wolf Dietrich von Hohenems verräterische Intrigen angesponnen, um unter mailändischer und österreichischer Beihilfe die Evangelischen in Chur zu überwältigen und Kleven und Veltlin in die Hände des Kaisers zu spielen, wurde er gefangen gesetzt und 23. Jan. 1529.
enthauptet und die bedrohte Landschaft im „Müßerkrieg" durch die Graubündner und den reformierten Teil der Eidgenossenschaft befreit. In Solothurn lagen noch beide Parteien im Streit, als die politischen Ereignisse zu gunsten der Altgläubigen entschieden. In der kleinen Republik Gersau verschaffte der Konstanzer In Gersau.
Ambrosius Blarer dem Evangelium den Sieg. Auch die benachbarten Städte am Bodensee, am Oberrhein und weit hinein in das Schwabenland fühlten mehr Sympathien mit der reformierten Schweiz als mit der sächsischen Kirchenform. Straßburg hatte gleich den übrigen Reichsstädten die Messe abgestellt und den 20. Febr. 1529.
Geistlichen geboten „die Heil. Schrift lauter und unvermischt mit Menschenfabeln zu predigen"; nun gewann aber die schweizerische Auffassung mehr und mehr die Oberhand; man schaffte die Feiertage mit Ausnahme des Sonntags ab, man entfernte die Bilder und Altäre, man übertünchte die mit Gemälden geschmückten inneren Wände der Kirchen mit Steinfarbe; Musik und Orgelspiel verstummten; und um gegen Österreich sich einen Hinterhalt zu schaffen, richtete Straßburg nach dem Beispiel von Basel, Mülhausen und Konstanz mit Zürich und Bern ein „christliches Burgrecht" auf zu gegenseitiger Hilfeleistung. Ver- 5. Jan. 1530.
möge dieser Doppelstellung war die Rheinstadt besonders geeignet in dem religiösen Zwiespalt zwischen den deutschen und schweizerischen Protestanten versöhnend und vermittelnd zu wirken, und keine geschicktere Persönlichkeit konnte zu einer solchen Thätigkeit gefunden werden, als der uns bekannte Martin Bucer, der nach Sickingens Fall arm und hilflos mit einer schwangeren Ehefrau nach dem Elsaß geflohen war und dann als Prediger in Straßburg sich die Ausgleichung

der Gegensätze zur Hauptaufgabe machte, ein verdienstliches aber mühsames und undankbares Unternehmen.

X. Ausbildung des lutherischen Kirchenwesens und die Protestation.

1. Stellung der Parteien in Deutschland.

Kritische Lage der Evangelischen.

Es schien als ob der Bauernkrieg für die deutsche Reformation dieselben Folgen haben würde wie einst die Volksaufstände in England für die Wiclefiten (VIII, 47 ff.); die Romanisten schrieben schadenfroh den „Lutheranern" die Schuld zu, und die geistlichen Herren in Würzburg und Bamberg benutzten die Lage und Stimmung, um die Evangelischen in ihrem Lande zu unterdrücken. Wie viele starben auf dem Blutgerüst, nicht weil sie an dem Aufruhr teilgenommen, sondern weil sie sich der neuen Lehre zugewendet hatten. Ein Nachrichter, der mit einer Reiterschar in Franken und Schwaben umherzog, um die gefällten Bluturteile zu vollstrecken, soll in ziemlich engem Umkreise vierzig evangelische Prediger der Landstraße entlang an Bäumen aufgeknüpft haben. Balthasar Hubmaier, wegen seines Eifers gegen die Kindertaufe auch von Zwingli und von den Zürichern verlassen, wurde zu Nikolsburg, seinem mährischen „Emmaus", von der österreichischen Regierung verhaftet und in Wien zum Feuertod verdammt (10. März 1528); seine Frau wurde in der Donau ertränkt. Da war es denn ein Glück, daß Sachsen, der Herd der Reformation, nicht von der Bewegung ergriffen worden war; daß man den Gegnern erwidern konnte, wären durch rechtzeitige Einführung des Evangeliums die Wünsche des Volks befriedigt worden, so würde auch anderwärts die Empörung nicht ausgebrochen sein; daß Luther mit Recht von den Urhebern sagen konnte: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns. Der Weizen ist nicht schuld, daß Unkraut hervorwächst und die Wahrheit ist nicht Ursache an so vielem Unglück". So kam es, daß Herzog Georg mit seinem Plane, die benachbarten Fürsten zu einem Bunde gegen die Neuerung zu vereinigen, nicht durchdrang, daß dem Regensburger Konvent kein ähnlicher Sonderbund im Norden zur Seite trat. Mochte er sich auch mit den Kurfürsten von Brandenburg und von Mainz und mit dem Herzog von Braunschweig auf einer Zusammenkunft in Dessau zur Unterdrückung des Evangeliums, „aus dem so viel Böses geflossen", verständigen und in seinem eignen Lande, in Leipzig, Salza, Sangerhausen Hinrichtungen vornehmen lassen, weder sein Verwandter, der neue Kurfürst Johannes von Sachsen, noch sein Eidam, Philipp von Hessen, ließen sich von der Reformation abwendig machen, wie viele Mühe er sich auch in Mühlhausen gegeben, sie zu seiner Meinung zu bekehren. Vielmehr schritt Johann noch entschiedener als sein Bruder auf der

betretenen Bahn weiter fort, indem er seinen Geistlichen gebot, nur das lautere Wort Gottes ohne allen menschlichen Zusatz zu predigen und auch in den Zeremonien alles Überflüssige abzuthun, und der Landgraf vertiefte sich mehr und mehr in das Studium der religiösen Schriften, so daß er selbst die Theologen durch seine Bibelgelehrsamkeit in Verwunderung setzte. Auch die größeren Reichsstädte, die wie Nürnberg und Augsburg dem Bauernaufstand kräftig widerstanden, sagten sich von der bischöflichen Jurisdiktion los und führten evangelische Kirchenordnungen ein. Ähnliches geschah in Mecklenburg, in Pommern, in Braunschweig-Celle; und selbst in Württemberg vermochte der Schwäbische Bund das neue Leben nicht niederzuhalten.

Und schon tauchte auch hier und da der Plan auf, man solle die geistlichen Herrschaften auflösen. Selbst Ferdinand und die bayrischen Herzöge waren einem solchen Gedanken nichts weniger als abhold: in Tirol wurden durch Regierung und Landschaft die bischöflichen Rechte so sehr beschränkt, daß die weltliche Hoheit mehr galt als die geistliche; und im Salzburgischen benutzten Österreich und Bayern die schlimme Lage des Erzbischofs zur Vermehrung ihrer Besitzungen und ihres Einflusses. Nur die Absicht der bayrischen Herzöge, ihrem Bruder Ernst von Passau die Nachfolge zu verschaffen, rettete das Fürstbistum vor gänzlicher Säkularisation. Wenn aber aus der Mitte des süddeutschen Sonderbunds solche Gedanken sich regten, mußten dieselben nicht noch lebendiger bei den evangelisch Gesinnten hervortreten? Die geistlichen Herrschaften hatten sich während des Bauernkriegs am schwächsten gezeigt; ohne weltliche Hilfe wären sie die Beute des Aufruhrs geworden; ihr Verfahren nach der Unterwerfung der Insurgenten gab Zeugnis, daß sie nur auf Wiederherstellung der alten Zustände bedacht waren, nicht aber auf zeitgemäße Reformen. Wenn es nun gelang eine Säkularisation auf gesetzlichem Wege mit möglichster Schonung der dermaligen Besitzer durchzuführen, welche weitgehende Umgestaltungen zur öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit konnten dann ins Leben treten! Würde in jedem Kreis, so überlegte man hier und da, ein eignes Regiment, bestehend aus einem Hauptmann und zwölf von den weltlichen Ständen gewählten Räten, aufgerichtet werden mit eignen Kreisgerichten und einer ständigen Kriegsmannschaft aus dem jungen Adel, wie ganz anders konnte dann der Friede gehandhabt und die Wehrhaftigkeit des Reichs begründet werden! Die geistlichen Fürsten gerieten in Unruhe. Kaum waren sie dem Umsturz von unten entgangen und nun sahen sie sich von einer Seite bedroht, die weit mächtigere Hebel einsetzen konnte. War es zu verwundern, daß sie sich zur Gegenwehr rüsteten und nach Hilfe umsahen? Schon hatten sich der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen auf dem Jagdschloß Friedewalt am Sullinger Wald zu gegenseitiger Unterstützung in allen gemeinsamen Rechten, insbesondere in Sachen des Evangeliums geeinigt, und suchten neue Verbündete zu gewinnen; schon hatte der Großmeister des Deutschordens in Preußen ein bedeutsames Exempel aufgestellt, indem er das Ordensland in

Die geistlichen Herrschaften in Gefahr.

Okt. 1525.

10. April 1525.

ein weltliches Erbherzogtum verwandelte und durch die Bischöfe eine evangelische Kirchenordnung einführen ließ. Da machten die geistlichen Herren energische Anstrengungen zur Erhaltung ihrer alten Gerechtsame und Machtstellung. Der Kurfürst von Mainz, den Luther vergebens ermahnt hatte, das Beispiel seines Verwandten an der Weichsel nachzuahmen und in den Ehestand zu treten, und der Bischof von Straßburg versicherten sich des Beistandes des Herzogs Georg und des Schwäbischen Bundes und riefen die Unterstützung des Kaisers an. Herzog Heinrich von Braunschweig, ihr Gesinnungsgenosse, reiste nach Spanien, um am kaiserlichen Hofe persönlich die Sache vorzutragen. Auf dem Reichstag von Augsburg sollten entscheidende Schritte zur Reformation gethan werden. Dank den Gegenbemühungen der Altgläubigen war aber die Zahl der Anwesenden, fast nur aus Bevollmächtigten bestehend, so gering, daß kein gemeinsamer Be-
30. Dez. 1525. schluß gefaßt werden konnte. Am Ende des Jahres wurde die Versammlung vertagt, nachdem man übereingekommen war, am ersten Mai einen neuen Reichstag in Speier abzuhalten, wo jeder Fürst in Person erscheinen sollte, damit man „von dem heiligen Glauben, Friede und Recht desto stattlicher handeln möge". Mittlerweile sollte das Evangelium rein und klar nach Auslegung der altbewährten Kirchenlehrer gepredigt werden.

Der Kaiser und die Altgläubigen. Heinrich von Braunschweig traf zu günstiger Stunde in Spanien ein. Wir haben die Ereignisse kennen gelernt, die zu dem Madrider Frieden führten. In diesem war unter andern Bestimmungen auch eine Vereinbarung zwischen Karl und Franz getroffen zu gemeinsamem Vorgehen sowohl wider die Türken als wider die Ketzer, „die sich vom Schoße der heiligen Kirche losgerissen". Ein
1526. kaiserliches Sendschreiben an einige Fürsten des Reichs vom 23. März stellte ein scharfes Einschreiten gegen die Religionsneuerer in Aussicht; er selbst werde demnächst von Rom aus die Sache betreiben. Die Vereinigung der Altgläubigen „wider die unevangelische, verdammte, ketzerische Lehre des Martin Luther" ward belobt, und ihnen empfohlen, neue Bundesgenossen beizuziehen. Damals nahmen die Gedanken des Herzogs Georg einen hohen Flug. Er soll gesagt haben, wenn er wollte, könnte er Kurfürst von Sachsen werden.

Das Torgauer Bündnis. 1526. Diese drohenden Aussichten trieben auch die andre Partei zu neuen Anstrengungen; sie mußte sich zur Gegenwehr rüsten. Schon hatten die beiden
Febr. 1526. Fürsten von Sachsen und Hessen auf einer persönlichen Zusammenkunft in Gotha sich die Hände darauf gegeben, wider jeden Angriff wegen des göttlichen Worts
März. einander mit allen Kräften beizustehen, und den Vertrag in dem „Torgauer Bund" urkundlich festgestellt; nun suchten auch sie sich durch Beiziehung neuer Mitglieder zu stärken. Im südlichen und westlichen Deutschland waren die Bemühungen Philipps von geringem Erfolg. Mit Ausnahme der beiden Brandenburger Markgrafen Georg und Kasimir gewann er keine Bundesgenossen. Der Kurfürst von Trier war aus der oppositionellen Stellung, in der er sich bisher bewegt, herausgetreten und ging fortan mit Österreich und dem Kaiser; der Pfalzgraf

bei Rhein konnte sich nicht entschließen, die zuwartende und vermittelnde Haltung aufzugeben, die er von jeher beobachtet, wenn er gleich der Reformation nicht abgeneigt war; auch die größeren Reichsstädte, wie Frankfurt, Augsburg und Nürnberg konnten nicht zum offenen Beitritt bewogen werden. Am geneigtesten noch erwies sich Straßburg, dessen hochgebildeter „Stettmeister" Jakob Sturm von Sturmeck schon jetzt die auswärtigen Geschäfte mit kundiger und vorsichtiger Hand leitete. Aber das Mißtrauen der Städte gegen den Fürstenbund erwies sich als vor der Hand unbesiegbar. Desto erfolgreicher waren die Unterhandlungen des Kurfürsten Johann. Es gelang ihm auf einer Zusammenkunft zu Magdeburg die Herzöge von Braunschweig-Grubenhagen und von Lüneburg, 9. Juni 1526.
den Herzog Heinrich von Mecklenburg, den Fürsten Wolf von Anhalt, den Grafen von Mansfeld und die erzbischöfliche, mit großen Freiheiten begabte Stadt, wo die Versammlung tagte, zum Eintritt in den Torgauer Bund zu bewegen. Doch blieb derselbe schwankend und unbestimmt. Ungeachtet der Klausel, welche den Kaiser von den eventuell zu bekämpfenden Gegnern ausnahm, erwies sich Luthers theologisches Gewissen schon jetzt als wirksamster Hemmschuh für jegliche ernstliche Aktion; höchlich mißbilligte er, „daß man sich dem Kaiser widersetzen oder Gottes allmächtiges Wort und Fürsehung durch fleischliche Waffen und Vorsicht schützen wolle".

Mit großer Pracht und Zuversicht begab sich darauf der Kurfürst von Reichstag in Speier. 1526.
Sachsen nach Speier, wo sich bereits die Stände zum Reichstag einfanden. Wenn anfangs noch die Altkirchlichen die bisherigen Lehren und Gebräuche festzuhalten suchten, im Einverständnis mit den kaiserlichen Kommissären die Ausführung des Wormser Edikts verlangten und im Gegensatz zu den Beschwerden der evangelisch Gesinnten über die kirchlichen Mißbräuche und die Entartung des Klerus alles Unheil von den neuen Schriften und Predigten herleiteten, so gestalteten sich die Dinge unter dem Druck der kategorischen Forderungen, welche von seiten der Städte gestellt wurden, bald anders, und am 1. August beschloß ein aus vier weltlichen und vier geistlichen Mitgliedern bestehender Ausschuß, daß Priesterehe und Laienkelch zu empfehlen, die Privatmessen abzustellen, die Sakramente unentgeltlich zu spenden und Fasten wie Beichtzwang zu ermäßigen seien. Bereits waren diese Vorschläge einem größeren Ausschusse zur Begutachtung überwiesen, da langte ein vom 27. Juli datiertes Schreiben des Kaisers an Ferdinand 27. Juli.
an, darin jener im schroffen Widerspruch mit den bisher erteilten Instruktionen befahl, „die Strafbestimmungen des Wormser Edikts aufzuheben und die evangelische Wahrheit auf einem Konzil zur Entscheidung zu bringen". Wir haben den Umschwung der politischen Verhältnisse kennen zu lernen, der zu dieser Wandlung führte. In dem Augenblick, da eine kaiserliche Armee nach Rom zog, um das kirchliche Oberhaupt, das mit Frankreich und England sich zu einem heiligen Bund wider den Kaiser vereinigte, mit Spießen und Stangen zur Ordnung zu bringen, konnte es für Karl nicht mehr von Interesse sein, das päpstliche

Ansehen in Deutschland wieder herzustellen. Überhaupt wurde das habsburgische Haus damals an so vielen Orten von so mannigfachen Anliegen in Anspruch genommen, daß ihm eine scharfe Parteistellung in den religiösen Zeitfragen nicht geraten erscheinen konnte. Wir wissen, in welcher Lage sich Ungarn seit der Schlacht von Mohacs befand (IX, 219, 289); die verwitwete Königin, Ferdinands Schwester, neigte zu den neuen Doktrinen, während Zapolya und seine Anhänger allen Lutheranern den Tod drohten. Auch im Königreich Böhmen, wozu damals noch Schlesien und die Lausitz gehörten, bildeten die Utraquisten eine mächtige Partei, die man schonen mußte, zumal da Herzog Wilhelm von Bayern, der als das eigentliche Haupt der Papisten galt, gleichfalls nach der böhmischen Krone strebte. Erst nachdem Ferdinand, der Gemahl der Jagellonischen Königstochter (IX, 158 f.) die Kompaktaten bestätigt, wurde er von den böhmischen Ständen zum König gewählt und am 24. Febr. 1527 in Prag gekrönt. Ebensowenig war aber der Erzherzog zu einer entschiedenen Parteistellung nach der andern Seite geneigt. Wäre der kaiserliche Entwurf zum Reichstagsabschied erhoben worden, so hätte der katholische Sonderbund keinen Bestand mehr haben können, die Verfolgung der Evangelischen keinen Rechtsgrund mehr gehabt. Ferdinand aber wollte nach keiner Seite hin sich die Hände binden lassen. Sowenig er sich durch den Regensburger Rezeß abhalten ließ, nach Umständen dem Evangelium freien Lauf zu lassen und bischöfliche Rechte an sich zu nehmen, sowenig wollte er die Befugnis aufgeben, auf Grund des Wormser Edikts da oder dort gegen lutherisch Gesinnte einzuschreiten. In einer gesetzlichen Unbestimmtheit, welche die Freiheit des Handelns nach momentanen und örtlichen Interessen zuließ, glaubte er den Vorteil des Hauses am sichersten gewahrt. Auch war bei der großen Meinungsverschiedenheit, die unter den Anwesenden herrschte, kaum ein durchgreifender Majoritätsbeschluß zu erwarten. Die Ansichten und Bestrebungen der beiden Parteien gingen so weit auseinander, daß weder an Herstellung des alten Zustandes noch an die Durchführung einer gemeinschaftlichen Reform der deutschen Kirche zu denken war. „So bemächtigte sich denn das Prinzip der Territorialentwickelung auch der religiösen Angelegenheit; der Gedanke brach sich Bahn, jeder Landschaft, jedem Reichsstand in Hinsicht der Religion die Autonomie zu gewähren, die sie einmal auszuüben begonnen hatten.“ Auf Grund eines Vorschlags des großen Ausschusses wurde daher der
27. Aug. 1526. Reichstagsabschied dahin gefaßt, daß in Sachen der Religion und des Wormser Edikts „jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue“, und somit einem jeden Territorialherrn überlassen, in seinem Gebiet die kirchlichen Zustände nach eignem Ermessen einzurichten, bis ein freies Konzil allgemeine Bestimmungen treffe.

Resultate. So ward der Grundsatz herrschend cujus regio ejus religio und der Same einer unseligen Spaltung und Zersplitterung in Deutschland ausgestreut, nach-

dem noch kurz zuvor die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation den edelsten Geistern als Ziel und Erfüllung aller Hoffnungen und Bestrebungen vorgeschwebt. Die nationale Zerrissenheit, die nach langen Vorbereitungen auf politischem und staatlichem Gebiet sich entwickelt und den monarchischen Charakter des Reichs fast gänzlich verlöscht hatte, drang nun auch in das kirchliche und religiöse Leben ein. Es wäre nicht unmöglich gewesen, an der Hand der Reformation auch in Deutschland eine nationale Einheit zu schaffen, wie sie in England, in den nordischen Staaten, in den Niederlanden als Resultat gewaltiger Kämpfe erzielt wurde. Dazu hätte es aber eines Kaisers von deutschem Blut und Sinn und von einer freieren Geistesrichtung bedurft. Wir wissen, wie wenig Karl V. den Aufschwung der deutschen Nation, bei Gelegenheit des Wormser Reichstags, zu benutzen verstand; auch zur Zeit des Bauernkriegs soll der Kanzler Gattinara seinem Herrn zu Gemüte geführt haben, wie jetzt eine günstige Zeit wäre, die Fürstenmacht mit Hilfe des Volks zu brechen und ein monarchisches Reichsregiment zu errichten, wie es in Spanien, Portugal, Frankreich und England begründet worden: aber der Blick des Habsburgers war stets nur auf naheliegende Ziele, auf kleine Mittel und Interessen gerichtet. So ging die Fürstenmacht siegreich aus allen Gefahren hervor, die sie in jener tiefbewegten Zeit von verschiedenen Seiten umschwebt hatten; und nun erlangte sie auch noch die freie Verfügung über Glauben und Gewissen der Untergebenen. Die Reformation hat die nationale Spaltung in Deutschland nicht geschaffen; schon seit Jahrhunderten hatte die staatliche Entwickelung diesem Ziel zugestrebt, hatte der fürstliche Partikularismus die Zerbröckelung des Reichs in eine lockere Konföderation von selbständigen Landesherrschaften herbeizuführen gesucht. Daß dieses Bemühen über Erwarten gelang, daß die nationalen Pläne und Gedanken, wie sie noch zu Nürnberg im Reichstag und Reichsregiment zu Tage traten, wie sie früher in den Schriften der deutschen Patrioten einen so feurigen Ausdruck gefunden, wie sie kürzlich noch im Heilbronner Verfassungsentwurf geradezu prophetischer Weise zusammengefaßt waren, unerfüllt in ein weites Grab gesenkt wurden, kann doch nur denen zur Last gelegt werden, die durch fremde Verlockungen und eigennützige Sonderinteressen sich verleiten ließen, die engere Heimat und den eignen Vorteil höher zu halten als die Größe und Einheit der Nation, die lieber im Bunde mit auswärtigen Mächten den kleinlichen Geist des Partikularismus pflegen wollten als an dem Aufbau eines gemeinsamen Staatswesens mitarbeiten, mit kirchlichen Reformen wie der Zeitgeist und die Volksstimme verlangte, deren Notwendigkeit selbst die Sonderbündler, wie Georg von Sachsen, bei jeder Gelegenheit anerkannten. Noch hatte die reformatorische Partei kein gemeinsames Lehrgebäude aufgestellt, noch war man über das Suchen nach der Wahrheit des göttlichen Wortes und über das Ausscheiden des Unschriftgemäßen in dem bisherigen Kirchensystem nicht hinausgekommen; mit gutem Willen, mit vaterländischem Sinn, mit ehrlichem Streben nach einem lauteren biblischen Christentum hätte man sich

immer noch verständigen können. Mit dem Speierer Reichstagsabschied gingen die Wege weiter auseinander, erlangte die Eigenwilligkeit und der Sondergeist größeren Spielraum zu persönlichem Vorgehen, zum Trennen und Scheiden.

2. Kirchliche Organisationen und Luthers Ehestand.

Die neue Rechtsstellung. Seitdem der Ausgang des Speierer Reichstags ein Zusammengehen der katholischen und evangelischen Stände nach derselben Richtung schwieriger gemacht und in weite Ferne geschoben, war man in den reformatorisch gesinnten Kreisen eifrig bedacht, aus der Unbestimmtheit und Zerfahrenheit der bestehenden kirchlichen Zustände zu festen Ordnungen aufzusteigen, aus dem Wirrsal der unfertigen, durcheinander wogenden Ansichten und Doktrinen zu einem klaren, in sich zusammenhängenden Lehrbegriff zu gelangen und sich dadurch von der weltumfassenden Hierarchie der römischen Kirche mit Entschiedenheit loszuringen und abzusondern. Die Reichsversammlung hatte ihre legislatorische Macht auf die Einzelglieder verteilt, die Ausübung ihres Rechts den Territorialgewalten anheimgegeben; nun war es für diese das wichtigste Anliegen einen Rechtsboden zu schaffen, auf dem die einzelnen Landeskirchen nach dem Vorbild und Beispiel der apostolischen Zeit aufgebaut werden möchten. Das kanonische Rechtsbuch war von Luther selbst in die Flammen geworfen worden; auf ihm beruhte die bischöfliche Jurisdiktion, die somit gleichfalls dahingesunken war; ein nationales Konzil, auf das man bisher vergebens gedrungen, war mehr als je in die Ferne gerückt; seine Stelle vertrat der Reichstag und dieser hatte mit Zustimmung des Kaisers jede Standschaft zu eignem Vorgehen ermächtigt. An einer Berechtigung der landesherrlichen Gewalten, die kirchlichen Dinge nach den neuen Doktrinen zu ordnen, war darum nicht zu zweifeln, daß die Altgläubigen den klaren Wortlaut des Reichstagsabschieds unter Berufung auf einzelne undeutliche Redewendungen desselben nicht anerkennen wollten. So vollzog sich auf Grundlage der Beseitigung der bischöflichen Gerichtsbarkeit die Organisation des neuen Kirchenwesens.

Die Synode von Homberg. 1526. Den ersten Schritt zur Aufrichtung einer Landeskirche that derselbe junge Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, der auch den Anstoß zu dem Torgauer Bündnis gegeben. Zwei Monate nach seiner Rückkehr von Speier Okt. 1526. entbot er die geistlichen und weltlichen Stände seines Landes zu einem Religionsgespräch nach Homberg, um sich mit ihnen in Sachen des heiligen Glaubens zu vergleichen und den Weg zur göttlichen Wahrheit und christlichen Eintracht wieder zu finden. Es galt eine Kirchenordnung nach Lehre, Kultus und Verfassung auf Grund der neuen Anschauungen und Doktrinen aufzurichten. Vergebens bestritt Nikolaus Ferber, Guardian der Franziskaner in Marburg, die Berechtigung der Versammlung, in kirchlichen Dingen Einrichtungen zu treffen, die vor ein allgemeines Konzil gehörten: er wurde aus den biblischen Urkunden belehrt,

„daß alle Christen des Priestertums teilhaftig seien, die wahre Kirche nur in ihrer Gemeinschaft bestehe und diese Kirche nach dem Worte Gottes über die Glaubenssachen zu entscheiden habe". Vor der feurigen Beredsamkeit des landflüchtigen Minoriten Lambert aus Avignon, den der Landgraf auf Sturms Empfehlung von Straßburg herbeigerufen hatte, verstummten die Prälaten und Mönche. Auf dieser berühmten Synode, die in Gegenwart Philipps und vieler geistlichen und weltlichen Herren und städtischen Abgeordneten abgehalten wurde, traten in Beziehung auf Begriff und Organisation der Kirche zum erstenmal die demokratischen Ideen zu Tage, die in der Folge von Genf aus ihren Lauf durch die Welt gemacht, aber in Deutschland niemals einen rechten Boden gefunden haben.

Nach dieser Auffassung ist die „Gemeinschaft der Gläubigen", die sich aus freiem Antrieb unter die Herrschaft des göttlichen Worts gestellt, die autonome Kirche, welche ihre Vorsteher oder Bischöfe wählt und eine sittenrichterliche Aufsicht über alle Glieder führt. Sie errichtet einen „gemeinen Kasten" für den Dienst und die Unterstützung der Armen, dessen Verwaltung einigen gewählten Pflegern übertragen wird, und übt strenge Kirchenzucht über Lehre, Sitten und Leben aller Angehörigen. Der Reumütige empfängt die Absolution, der Unbußfertige wird durch die Exkommunikation aus der Gemeinde ausgestoßen. Alle Jahre vereinigen sich die Kirchen zu einer Synode, an welcher die Pfarrer (Bischöfe) und von jeder Gemeinde ein Abgeordneter teilnehmen; vor dieser werden alle Entscheidungen über strittige und zweifelhafte Dinge getroffen. Die Leitung der Synode und die Erledigung der laufenden Geschäfte in der Zwischenzeit geschieht durch einen Ausschuß von dreizehn Personen, bei deren Wahl der Landesfürst und die Grafen und Herren stimmberechtigt sind. Drei Visitatoren, von der Synode gewählt, haben den Zustand der einzelnen Kirchen zu erforschen und der Versammlung Bericht abzustatten. Die Prinzipien.

So wurde auf der Homberger Synode der merkwürdige Versuch gemacht, im Gegensatz zu dem monarchischen Absolutismus der römischen Kirche die evangelische Kirche Deutschlands ganz auf der idealen Grundlage der Gleichberechtigung aller Gläubigen aufzubauen, an die Stelle der geistlichen Hierarchie die demokratische Autonomie der Gemeinde zu setzen, statt des kanonischen Rechts und der überkommenen Konzilsbeschlüsse das lebendige Wort Gottes in der Heil. Schrift als Norm des Glaubens und des sittlichen Lebens aufzustellen, mit der geistlichen Herrschaft auch das Regiment weltlicher Schirmherren zu beseitigen. Wenn Luther selbst im Anfang der reformatorischen Neugestaltung sich mit ähnlichen Idealen eines evangelisch-demokratischen Kirchenregiments getragen und noch im Jahr 1523 den Kalixtinern in Prag geschrieben hatte, sie sollten nach Anrufung Gottes aus ihrer Mitte die Würdigsten und Tüchtigsten auswählen und durch Auflegung der Hände zu Bischöfen und Hirten der Gemeinde erheben, wenn vielleicht Lambert aus einzelnen Aussprüchen des Wittenberger Augustinermönchs, mit dem er früher persönliche Berührungen gehabt, seine Ansichten geschöpft hat, so war seitdem der sächsische Reformator auf andre Gedanken gekommen, so hatte seine Stellung zu den regierenden Männern des Kurstaats ihm andre Gesichts- Luthers Stellung zu dieser Auffassung.

kreise eröffnet. Die Lambertschen Ideen konnten ihre Verwirklichung nur in republikanischen Gemeinwesen finden oder in solchen Kreisen von Gläubigen, die sich zu der weltlichen Herrschaft im Gegensatz fanden. Anders lagen die Dinge in Deutschland, wo die regierenden Gewalten bei der kirchlichen Neugestaltung mitwirkten, von denen also nicht verlangt werden konnte, daß sie die geistliche Herrschaft abstellen, dafür aber ein demokratisches Regiment aufrichten sollten, in welchem sie mit jedem „Gläubigen" auf gleicher Stufe stehen würden. Auch geht aus den Klagen Luthers über die eigennützige und niedrige Denkweise so vieler Gemeinden, über die Selbstsucht der Menschen, die nur Lasten abschütteln, aber keine Opfer auf sich nehmen wollten, deutlich hervor, daß er seine idealen Ansichten über die Macht der religiösen und sittlichen Kräfte in der Menschenbrust mehr und mehr herabstimmte. Die Erfahrungen des Bauernkriegs scheinen ihn vollends von allen demokratischen Anwandlungen geheilt zu haben; die Urteilslosigkeit der Menge, die Überspanntheiten der Sturmprediger, die wilde Leidenschaft der Volksführer, die rohen Profanationen erfüllten ihn mit Grimm und Verachtung gegen den Pöbel. Wie erstmalig der Zwickauer Prediger Hausmann behauptet hatte, daß die neue Lehre sich nur mit Beihilfe der weltlichen Gewalt entwickeln werde, so glaubte nunmehr auch Luther, daß die kirchliche Regeneration nur mit Hilfe der weltlichen Obrigkeiten durchgeführt werden dürfte, daß man den Landesherren das Amt der Oberaufsicht, die höchste Bischofsgewalt übertragen müsse.

Das Visitationsbüchlein und die kirchlichen Einrichtungen in Sachsen.

Es geschah auf Luthers Rat und Bitten, daß Kurfürst Johann für Sachsen geistliche und weltliche Kommissare ernannte, welche den Gottesdienst und Volksunterricht nach dem „Visitationsbüchlein", das Melanchthon im Einvernehmen mit Luther verfaßte, gleichmäßig ordneten, allenthalben evangelische Prediger bestellten und über die Aufhebung geistlicher Stifter mit den Berechtigten unterhandelten. Zur kirchlichen Aufsicht und zur Entscheidung in Ehesachen wurden Superintendenten eingesetzt. Es ist merkwürdig, wie gemäßigt und rücksichtsvoll dieser im März 1528 erschienene „Unterricht für die Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum zu Sachsen" über Einrichtung des Gottesdienstes, Leitung der Seelsorge und Belehrung der Jugend, gegenüber den Satzungen und Gebräuchen der römischen Kirche gehalten ist. Den Predigern wird zur Pflicht gemacht, auf der Kanzel alle scheltenden Ausdrücke gegen Papst und Bischöfe zu vermeiden, mit möglichster Schonung des Herkömmlichen die neuen gottesdienstlichen Formen und heiligen Handlungen anzuwenden, nirgends dem Gewissen Zwang anzuthun. Und wie sehr man auch festhielt, daß nur die Heil. Schrift und die darin niedergelegte göttliche Offenbarung die Quelle und das Fundament des wahren Christenglaubens sein könne, so tolerant und nachsichtig zeigte man sich gegen die Außenwerke. Selbst der Genuß des Abendmahls nach der alten Weise unter einer Gestalt wird nicht untersagt, wenn auch die Anwendung des Kelchs neben der Hostie als der Heil. Schrift entsprechend empfohlen wird. Die Sündenvergebung soll von der vorausgehenden Buße nicht getrennt werden; auch über die Feiertage soll man nicht streiten, sofern nur die Anrufung und Fürbitte der Heiligen nicht damit verbunden sei. Des Menschen Wille habe zwar nicht Kraft und Freiheit, das Herz zu reinigen, göttliche Gaben hervorzubringen, diese könne nur Gottes Gnade verleihen, aber er habe

Macht, das Gute zu wählen, das Böse zu meiden. Überall erkennt man das Bestreben, den inwendigen Menschen mittels echt evangelischer Lehren zu heben und zu bessern, das ganze Leben, den Hausstand und alle Berufsarten und Gesellschaftsklassen mit christlicher Zucht, mit ehrbarer Sitte, mit Unsträflichkeit des Wandels zu durchdringen. Ein ernster religiöser Geist voll Gottesfurcht und Menschenliebe durchzieht diese erste Christenlehre, der sich einige Zeit nachher Luthers Katechismen als Ergänzung anschlossen. Die Visitation selbst ward in vier Absätzen vollzogen. Aber die unglaubliche Unwissenheit des Volks und seiner Lehrer, die Luther dabei vorfand, bewegte ihm das Herz; „bedenkend, daß Geistesfreiheit nur von einem gebildeten Volk ertragen werden könne und die Kinder die Herrscher der Zukunft seien, schrieb er (1529) beide Katechismen", den größeren für die geistlichen Lehrer, den kleineren für die Jugend, „in denen die Geheimnisse Gottes zur einfachen Volksrede und Kinderlehre geworden sind". Eine ganz andre Seelenspeise sollte dem Volk bereitet werden als die werkheiligen Handlungen vorgeschriebener Andacht. Die aus dieser sächsischen Visitation und Unterweisung hervorgehende Kirchenordnung wurde das Vorbild für die andern deutschen Landeskirchen und verdrängte auch in Hessen den Homberger Verfassungsentwurf.

Wie ein stolzer Baum, wie eine edle Pflanze sollte sich nach Luthers Ansicht die neue Kirche unter der Zucht und Leitung geschickter und vorsichtiger Hände durch die inwohnende Kraft entwickeln und emporwachsen. Daher sehen wir ihn um die Mitte der zwanziger Jahre so eifrig bestrebt, durch Rat und Ermahnung, durch Lehre und Beispiel dieses Entwickeln und Wachsen zu lenken, zu fördern, zu beleben. Zahllos sind die Briefe, Schriften und Abhandlungen, durch welche er bemüht war, alle Zweifel, alle Unsicherheit, alles Schwanken zu entfernen, an allen Orten und in allen Dingen eine gewisse Übereinstimmung in Lehre und Kultus zu begründen, ohne ängstliche Gewissen zu verletzen, aus dem Bestehenden und Herkömmlichen die guten Elemente auszuscheiden und gereinigt zu dem Neubau zu verwerten. Von einer Thätigkeit und geistigen Rührigkeit, die in Erstaunen setzt, war Luther zugleich eine behutsam vorgehende konservative Natur. In dem durch freiwilligen Austritt entvölkerten Augustinerkloster hielt er mit dem Prior am längsten aus. Endlich aber legte auch der Bruder Martin die Mönchskutte ab und erschien in schwarzem Priesterrock, zu welchem ihm der Kurfürst das Tuch geschenkt. Schlüssel und Einkünfte des Stifts händigte er dem Landesfürsten ein; dieser aber überließ ihm Gebäude und Garten zum ferneren Gebrauch. Allenthalben waren im Sachsenlande die Klöster verlassen, sollte er, der doch den Anstoß zu diesem Zerreißen unnatürlicher Bande gegeben, allein noch in der alten Gewohnheit fortleben? Und wie unsägliche Mühe hat er es sich kosten lassen, den aus den Zellen entfliehenden Mönchen und Nonnen, die bei ihm Hilfe und Zuflucht suchten, Schutz und Unterkommen zu verschaffen! Aus dem Cistercienserkloster Nimbschen bei Grimma kamen neun Jungfrauen, sämtlich von Adel, nach Wittenberg. Unter ihnen war Katharina von Bora. Wir wissen, wie viele Mönche und Priester ihren Übertritt zu der neuen Lehre damit kund gaben, daß sie sofort in den Stand der Ehe traten; Luther billigte ihr Thun, weil er über-

Luthers Thätigkeit.

Austritt aus dem Kloster.

Okt. 1524.

Luthers Verheiratung.

zeugt war, daß der Ehestand von Gott verordnet sei, aber er selbst hatte bisher jede Versuchung der Art von sich gewiesen; und als er sich entschloß, der erwähn-
13. Juni 1525. ten Katharina von Bora, die sich in dürftiger Lage befand, die Hand zu reichen und sie zu seiner Lebensgefährtin zu wählen, geschah es nach langem Bedenken, hauptsächlich in der Absicht, sich für sein von Krankheit und Sorgen vielgetrübtes Dasein ein Asyl des Friedens, eine Häuslichkeit zu schaffen, wie sie seiner Natur, seiner Neigung zu geselliger gemütlicher Mitteilung besonders zusagte. Auch erfreute er sich des Gedankens, seinem alten Vater dadurch nach dem Sinn zu handeln und dessen früher so sehnlich ausgesprochenen Wunsch nun noch in späteren Jahren zu erfüllen. Auch ein gewisser Trotz gegen die papistischen Vorurteile mag mitgewirkt haben. Im Kreise treuer Freunde und Amtsbrüder, wie Justus Jonas und Bugenhagen, besucht von zahlreichen Gästen, durchlebte er fortan ein bürgerliches Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, in bescheinen Verhältnissen, aber gestärkt durch Gottesvertrauen und christliche Zuversicht, „neben dem Heiligen und Höchsten harmlos an Musik, Gesang und manchem kecken Scherzwort sich erfreuend".

Dieser Schritt, viel geschmäht von den Gegnern, gereichte dem Reformationswerk zum Segen. „Denn von nun an wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, ein Vorbild für Hausandacht, Ehe, Kinderzucht, sowie für das gesellige Familienleben, und gerade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken heute noch gleichen Anteil haben, stammt aus seiner Ehe." Frau „Käthe" war von entschlossenem männlichen Charakter, voll Verstand und Willenskraft, nahm an Luthers Studien und geistigen Beschäftigungen innigen Anteil, wußte aber auch das Hauswesen trefflich zu leiten und trug Sorge, daß der Mann nicht alles herschenkte; denn Luthers Freigebigkeit war ohne Grenzen. Wie vielen hat er aus seiner Armut geholfen, für wie viele Hilfsbedürftige in seinen Kreisen Unterstützung gesucht!

Verwendung der Kirchengüter. Mit großer Betrübnis erfüllte den Reformator die Wahrnehmung, daß die Klostergüter und das Kirchenvermögen von weltlicher Habgier den religiösen Zwecken, für die sie ursprünglich bestimmt waren, entfremdet wurden. Die alte Autorität war gefallen, eine neue noch nicht überall aufgerichtet. Kein Wunder, wenn gemeine Raubsucht die herrenlose Zwischenzeit vielfach schnöde ausgebeutet hat! Luther selbst ermahnte fortwährend die Obrigkeiten für zweckmäßige Benutzung des Kirchengutes zu sorgen und die aus Geiz und Gewinnsucht der Mächtigen entspringenden Mißstände zu beseitigen. Man solle so viel ausscheiden, als zur Erhaltung der Austretenden bis an ihren Tod erforderlich sei, den hilflosen Erben der Stifter einen Anteil zusichern, das übrige in einen „Gemeinkasten" legen für die Bedürfnisse von Kirchen und Schulen, von Pfarrern und Lehrern, für die Unterstützung der Armen. Wie warm legt er in der Schrift an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte in den deutschen Landen diesen die Pflicht ans Herz, für christlichen Unterricht zu sorgen! Wie eifert er gegen den Eigennutz und die einreißende Gleichgültigkeit des Volks! „Vorhin, da man

dem Teufel dienete und Christi Blut schändete, da stunden alle Beutel offen, und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Greueln keine Maße; nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen soll stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Gebäu, da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen.“ In Sachsen selbst war man bedacht, die eingezogenen geistlichen Güter zu nützlichen Zwecken zu gebrauchen und sie gegen Habsucht und Vergewaltigung zu schützen; und auch in Hessen hat Landgraf Philipp mit Beirat seiner Stände das Vermögen der verlassenen oder aufgehobenen Klöster und Stifter zum Besten des Landes, der Kirchen und Schulen und vor allem zur Gründung der neuen evangelischen Universität Marburg angewendet. Um so rücksichtsloser verfuhr man in andern Ländern. Und dabei thaten es die katholischen Herrscher und Edelleute nicht selten den evangelischen zuvor. Die österreichischen und bayrischen Fürsten eigneten sich eine Menge Pfründen und Stiftungen zu; die Klöster in Halle wurden von dem Kurfürsten von Mainz ihrer Güter und Schätze beraubt. Die papistischen Junker, meint Luther, seien in dieser Hinsicht fast lutherischer als die Lutherischen selbst. Durch ganz Deutschland, ja durch ganz Europa zog die Lust zu Säkularisationen. Was die Bauern in stürmischer Weise begonnen, das führten jetzt, „nachdem der päpstliche Zwang im Lande erloschen“, die obrigkeitlichen Gewalten zu Ende.

In allen Ländern und Städten, wo die Reformation zum Siege kam, wurden die Klöster, soweit sie nicht durch freiwilligen Austritt verödeten, allmählich aufgelöst und die Güter von den Regierungen und weltlichen Herrschaften eingezogen; die bischöfliche Gerichtsbarkeit samt dem kanonischen Recht abgeschafft. Die evangelischen Geistlichen gelangten unter der leichten Aufsicht von Superintendenten zu einer fast selbständigen Stellung in ihren Gemeinden, ein bedeutsames Element für die Heranbildung eines deutsch-nationalen Mittelstandes, aus dem in der Folge ein großer Teil des Beamten- und Gelehrtenstandes hervorging. Wie viele tüchtige Kräfte, welche das katholische Kirchensystem zu einem unfruchtbaren Leben verdammt hatte, wurden durch diese meist verheirateten Prediger in Stadt und Land der thätigen Menschenwelt und dem deutschen Volk zugeführt! Noch waren die dogmatischen Grenzen nicht fest gezogen, welche später die evangelische Geistlichkeit mit neuen Fesseln umstrickten und die freie Schriftforschung hemmten und festbanden. Und wenn auch bereits die Hoffnung dahingeschwunden war, daß alle deutschen Stämme und Staaten zu einer freien nationalen Kirchengemeinschaft vereinigt werden möchten, so waren doch in allen Gegenden bedeutende Ansätze vorhanden, aus denen fruchtbare Schöpfungen hervorgehen konnten.

Ausbreitung der evangelischen Kirchenform.

Seit dem Speierer Reichstagsabschied gewann die neue Lehre immer mehr Boden. Wie aber in jenem denkwürdigen Dokument das Reich selbst sich als unfähig bekannte, eine einheitliche Neuordnung der kirchlichen Dinge durchzuführen, so trat die neue Kirche auch nur in Gestalt einer größeren Anzahl von Landes- und Lokalkirchen ins Dasein. Wo dabei ein Landesherr thätig war, da verblieb fortan bei ihm als dem an die Stelle der Bischöfe getretenen vornehmsten Glied der Kirche die oberste Leitung der letzteren (summus episcopus, Summepiskopat). In den Reichsstädten dagegen, die sich meistenteils für die neue Lehre

entschieden, waren Rat und Zünfte die Autoritäten wie in weltlichen so auch in kirchlichen Dingen. Beiderseits also übte die weltliche Obrigkeit eine, wenn auch nach Luthers Urteil nur notgedrungene, Diktatur. In den fränkisch-brandenburgischen Fürstentümern, wo Markgraf Kasimir, Gemahl einer bayrischen Fürstentochter und mit dem österreichischen Hause eng verbunden, der Reformation nur in beschränkter Weise Zugang gestattet hatte, wurde nunmehr, als derselbe auf dem ungarischen Feldzug umkam und sein Bruder Georg, bisher in Schlesien, die Regierung allein übernahm, die neue Kirchenform nach dem Vorbild von Sachsen und in Übereinstimmung mit Nürnberg nach Lehre und Kultus durchgeführt, die Jurisdiktion des Bischofs von Bamberg nicht länger anerkannt. Auch in Augsburg, Ulm, Frankfurt, Straßburg und andern süddeutschen Städten und Territorien, wo schon seit Jahren im Sinne religiöser Neuerung gewirkt worden, gelangte die Reformation zur Durchführung, wurde die Messe durch den evangelischen Gottesdienst verdrängt. Noch größere Fortschritte machte die neue Lehre und Kirchenordnung im nördlichen Deutschland. In Braunschweig-Lüneburg kamen Fürst und Landschaft durch die Vereinigung von Scharnebeck überein, das Evangelium rein und lauter predigen zu lassen, worauf durch die Thätigkeit des Kanzlers Klammer die Reformation im ganzen Lande Wurzel faßte. Der Widerstand der Prälaten, die den alten Herzog aus Frankreich zu ihrem Beistand herbeigerufen, vermochte den Fall der alten Kirche nicht aufzuhalten. In Ostfriesland gaben die Dominikaner selbst den Anstoß zur Einführung der lutherischen Lehre. In den Herzogtümern Schleswig und Holstein legten die Bischöfe von Lübeck und Schleswig der evangelischen Sache, die gleich anfangs dort einen so günstigen Boden gefunden, keine Schwierigkeiten in den Weg, nachdem man ihnen den Fortgenuß ihrer Einkünfte zugestanden. Marquard Schuldorf in Kiel verfocht erfolgreich das sächsische Bekenntnis gegen Papisten und Wiedertäufer. Auch in den Städten und Fürstentümern Schlesiens, obschon dieses Land als Lehen der Krone Böhmen unter der Oberhoheit des österreichisch-habsburgischen Kaiserhauses stand, drang das neue kirchliche Leben ein. Breslau, das in den hussitischen Kämpfen die päpstliche Fahne aufrecht erhalten, ging jetzt in reformatorischem Eifer voran, seitdem der Stadtrat den Dr. Johann Heß, einen Freund Luthers und Melanchthons aus Wittenberg an die Hauptkirche berufen. Im Verein mit dem wissenschaftlich gebildeten Stadtschreiber Johann Corvinus brachten dann Heß und die übrige lutherische Pfarrgeistlichkeit den Magistrat zur Gründung mancher Anstalten der Barmherzigkeit und Menschenliebe. König Ferdinand setzte der Bildung evangelischer Gemeinden in der vielfach gespaltenen und an ein freies öffentliches Leben gewöhnten Landschaft keinen Widerspruch entgegen. In den Gebietsteilen, wo noch Abkömmlinge des Königs Podiebrad herrschten, in Münsterberg, Öls und Frankenstein, in Liegnitz, Brieg und Wohlau erlangte die lutherische Religionsübung den Sieg, ebenso in Jägerndorf, wo der erwähnte Brandenburger Markgraf Georg

Marginalien: In Franken. — 1. März 1528. — In den süddeutschen Reichsstädten. — In Braunschweig. 1527. — 1527–1528. In Schleswig-Holstein. — In Schlesien.

seinen Wohnsitz hatte, und in Teschen, dessen Herzog Wenzel Adam von Jugend auf der neuen Lehre zugethan war. Das habsburgische Haus sah sich in seiner damaligen Weltstellung, zumal da es jetzt galt, Böhmen und Ungarn dauernd zu erwerben, zu so vielen Rücksichten gedrängt, von so vielen politischen Schwankungen und Wechselfällen abhängig, daß es keine scharfe Opposition gegen die neuen Doktrinen einzunehmen oder durchzuführen ratsam fand.

Die folgenreichste Veränderung vollzog sich im Ordensland Preußen. Wir In Preußen.
haben im neunten Bande dieses Werkes (S. 57 f.) die Verhältnisse kennen gelernt, welche den Hochmeister Albrecht von Brandenburg bewogen, das Land an der Weichsel und Ostsee in ein weltliches Herzogtum unter Polens Lehnshoheit zu verwandeln und die Einführung der lutherischen Lehre zu gestatten und zu fördern. Die Ordensregeln waren mit den Ideen der Zeit in Widerspruch geraten, der Glaube an die Verdienstlichkeit und Gültigkeit der Gelübde wankend geworden; von dem vielgeschäftigen entfernten Kaiser und von dem zerrissenen, gespaltenen Deutschen Reich war keine Hilfe zu erwarten; so entschloß sich denn Albrecht zu dem wichtigen Schritt, zu dem die Landschaft und die Zeitumstände ihn drängten.
In dem feierlichen Huldigungsakt zu Krakau erkannte er die Oberhoheit der pol- 10. April 1525.
nischen Krone an und empfing dafür die Belehnung als erblicher Herzog „für das Land in Preußen, welches der Orden gehalten“. Freudig gaben die Stände ihre Zustimmung zu dem Krakauer Vertrag, als der neue Herzog seinen glänzenden Einzug in Königsberg hielt, die Freiheiten und Gerechtsame des Landes bestätigte und die durch die Änderung gebotenen Umgestaltungen in Verfassung und Gerichtswesen vornahm. Die Bischöfe von Samland und Pomesanien verzichteten zu gunsten Albrechts auf die weltlichen Zweige ihrer Verwaltung und führten kraft eigner Autorität die neue gottesdienstliche Ordnung ein, wobei sie
sich so nahe als möglich an das Herkömmliche hielten. Im nächsten Jahr erhob 1526.
der Herzog die dänische Fürstentochter Dorothea zu seiner Ehegattin, die ihn durch ihre feste Gläubigkeit und durch ihre treue Hingebung stärkte und beglückte und ihn mit mehreren nordischen Herrscherhäusern in verwandtschaftliche Verbindungen brachte. Er trat mit den deutschen Fürsten in Verkehr, welche zu Magdeburg sich die Hand zum gegenseitigen Schutz reichten. Durch diese kirchliche und politische Umgestaltung des preußischen Ordenslandes ist deutsche Nationalität und Eigentümlichkeit in jener entfernten Grenzmark erhalten worden: während die Territorien und Städte, welche im Frieden von Thorn an das benachbarte Königreich abgetreten werden mußten, mehr und mehr ihrer deutschen Art und Natur entfremdet wurden, bewahrte der evangelische Osten seinen angestammten Charakter. Die Lehnsverbindung war eine sehr lose. Das Land, das durch deutsche Hände angebaut und kultiviert worden, wo deutscher Fleiß die Wälder gelichtet und die Wildnis in fruchtbares Ackerland verwandelt, dessen Burgen, Städte und Dörfer von deutschen Kriegsmännern und Einwanderern erbaut worden, behielt seine selbständige Verfassung, sein eignes Recht; es zahlte keine Abgaben

an Polen, es stellte keine Kriegsmannschaften zu den Heeren der Republik, die deutsche Sprache blieb Landessprache. Sorgfältig wurde die deutsche Nationalität in dem evangelischen Preußen gehütet. Eine ähnliche religiöse Umgestaltung vollzog sich in Livland durch Plettenberg, Großmeister des Schwertordens, und einige Zeit nachher in Kurland durch Ketteler. Die beiden, durch freiwilligen Austritt der Mitglieder fast verödeten Orden, bei denen die Kriegslust, der Religionseifer und die Ritterehre, die Quelle ihrer früheren Großthaten, längst verschwunden waren, wurden aufgelöst, ihre Güter säkularisiert und die noch übrigen Ordensherren der Welt zurückgegeben.

In Livland und Kurland.

In den norddeutschen Reichsstädten.

Auch die Stadtgemeinden des nördlichen Deutschlands standen an evangelischem Eifer nicht zurück. Oft genügte das Anstimmen eines lutherischen Kirchenlieds, eine reformatorische Predigt oder irgend eine äußere Veranlassung, um die Messe abzustellen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt einzurichten, die wittenbergische Kirchenordnung einzuführen. In den Reichsstädten wurde die Reformation durch die städtischen Magistrate begründet, wobei nicht selten politische Bestrebungen und Motive zu den religiösen hinzutraten, indem die Geschlechterherrschaft, die „Ehrbarkeit", die in der Regel am Alten hing, durch den wachsenden Einfluß der Kleinbürger verdrängt oder zersetzt ward und nach einem mehr oder minder scharfen Konflikt demokratischer und aristokratischer Richtungen eine aus beiden Elementen gemischte munizipale Verfassung zur Einführung gelangte. Hier und da kamen auch kirchliche Verwaltungsämter und Kollegien neben den weltlichen Stadtobrigkeiten auf, namentlich wo über kirchliches Vermögen zu verfügen, die in einem „gemeinen Gotteskasten" gesammelten Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden waren. Am schärfsten gerieten diese Gegensätze in **Bremen** und **Lübeck** aneinander: dort erlangte ein demokratischer Bürgermeister das Regiment und führte das reichsstädtische Gemeinwesen der evangelischen Sache zu, bei der es durch alle Zeiten und Stürme mit Kraft und Entschlossenheit aushielt; in Lübeck wurde eine Zerrüttung im Staatshaushalt benutzt, um dem mit der katholischen Geistlichkeit verbundenen konservativen Stadtrat einen Ausschuß aus der Bürgerschaft beizufügen. Dies gab den Anstoß zur Einführung der Reformation, der die Einwohnerschaft schon lange eifrig zugestrebt hatte. Das Volk sang den lutherischen Psalm: „Ach Gott vom Himmel sieh darein"; man hörte Spottlieder auf den katholischen Kirchenherrn Johann Rode, welcher behauptete, „Christus habe nur die Altväter erlöst, von Spätergebornen müsse das Heil ihm abverdient werden"; die uns sollen weiden, heißt es in einem dieser Lieder, die sinds, die uns verleiten. Johann Bugenhagen, welcher bereits in **Hamburg** die neue Kirche eingerichtet, wurde auch nach Lübeck berufen. Wie in der Hansestadt an der Elbe wurden die großenteils verlassenen Ordenshäuser aufgelöst und in Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten verwandelt. Ein neuer, durch bürgerliche Mitglieder verstärkter Stadtrat vermittelte in der Folge den Anschluß an die Verbündeten von Schmalkalden. Und

nicht bloß in Reichsstädten, auch in fürstlichen Städten des nördlichen Deutschlands siegte die evangelische Kirchenform, bald wie in Rostock gegen den Willen der Landesfürsten, häufig aber mit Zustimmung derselben. So in den meisten Städten der Braunschweiger Lande, wo derselbe eifrige Bugenhagen erfolgreich wirkte und Urbanus Regius, den der Herzog von Lüneburg vom Augsburger Reichstag mitbrachte, das Werk fortführte. Eine hervorragende Stellung errang Magdeburg, die alte berühmte Elbestadt, die trotz der Herrschaftsrechte, welche der Mainzer Erzbischof darin geltend machte, Ansprüche auf Reichsunmittelbarkeit erhob und durch Kursachsen in ihren freiheitlichen und evangelischen Bestrebungen kräftig unterstützt wurde. Als die Bürgerschaft fürchtete, der Kardinal Albrecht möchte mit Gewalt gegen die neue Kirchenordnung einschreiten, die sie schon seit etlichen Jahren bei sich eingeführt, bildete sie aus ihrer Mitte eine Wehrmannschaft, die sich in den Waffen und in kriegerischen Künsten übte, entschlossen ihre Freiheit und ihren Glauben zu verteidigen. Wie das kunstsinnige Nürnberg für den Süden, so wurde Magdeburg ein Hort der Reformation im Norden. In allen diesen Städten mußten die Bischöfe ihre weltliche Macht und Befugnisse an die weltlichen Obrigkeiten abgeben; wo die bischöfliche Würde in evangelischen Landen bestehen blieb, wurde sie in eine kirchliche Aufsichtsbehörde umgewandelt.

Wie im Weltmeer große und kleine Eilande über die weite Wasserfläche emporragen, so sehen wir am Ende der zwanziger Jahre auf der deutschen Erde von den Alpen bis an die nördlichen Meere, bis an die Grenzen von Polen und Rußland evangelische Gemeinden gebildet oder im Bilden begriffen, thatkräftige und glaubensstarke Pflanzstätten für den Anbau religiösen Geistes und Gemüts, und christlicher Sitte und Häuslichkeit auf dem Grunde, den Christus gelegt und in seinem Evangelium der heilsuchenden Menschheit gezeigt hat.

3. Luther gegen Heinrich VIII. und Erasmus.

Bei allen diesen Vorgängen und Wandlungen war Martin Luther die treibende Kraft; sein Geist belebte alles, setzte alles in Bewegung, wußte Rat und Ermahnung für alle Fälle; er spornte die Säumigen, er wies die Irrenden zurecht, er gab den Gegnern und Lästerern scharfe und derbe Antworten; stets war er auf dem Kampfplatz, ihm imponierte keine Größe. Mit dem Gefühl eines alttestamentlichen Propheten, der sich des göttlichen Geistes in seiner Brust bewußt ist, und mit dem Mute eines Gottesstreiters tritt er an die Mächtigen heran, mögen sie vom Thron oder aus der Gelehrtenstube sich gegen ihn erheben. *Luther der Vorkämpfer des Evangeliums.*

König Heinrich VIII. von England hatte nicht bloß den Kaiser und die deutschen Fürsten bei jeder Gelegenheit gegen den Wittenberger Ketzer aufzustacheln gesucht, sondern sich auch durch eine polemische Schrift gegen Luther zur Verteidigung der sieben Sakramente von dem römischen Stuhl den Titel „Beschützer *„Der König und der Theolog.“*

des Glaubens" erworben. Gereizt durch die Schmeichelworte und triumphierenden Lobreden, womit die Wohldienerei papistischer und humanistischer Schriftsteller das schwache Machwerk königlicher Hoftheologen, das Emser auf Herzog Georgs Geheiß sofort ins Deutsche übersetzte, in den Himmel erhob, hatte darauf Luther eine Gegenschrift ausgehen lassen, wobei er seine Feder in Galle getaucht. „Heinz von Gottes Ungnaden" war darin als „Lügenmaul" und „Lästerzunge" bezeichnet, er habe durch seine Albernheiten und Alfanzereien bewiesen, wohin es führe, „wenn ein Esel, der zum Sacktragen gemacht sei, den Psalter lesen wolle". Die Derbheit und Rücksichtslosigkeit, womit der Wittenberger Mönch gegen ein gekröntes Haupt losfuhr, erzeugte in den Hofkreisen Englands die größte Erbitterung. Heinrich selbst forderte in Briefen voll heftiger Ausfälle gegen den „schuftigen Mönch" die sächsischen Fürsten auf, die „Quelle der Lüge" in ihren Landen zu verstopfen, und seine gelehrten Freunde schleuderten die stärksten Schmähschriften wider den vermessenen Lästerer. Selbst Thomas Morus nahm unter einem erdichteten Namen an dem Federkrieg teil. Damit nicht zufrieden sahen sie sich nach einem bewährten Kampfgenossen um, der ihrer Sache zum sicheren Sieg verhelfen sollte. Wir wissen, in wie nahen Beziehungen Erasmus zu den litterarischen Kreisen stand, die in Heinrich VIII. ihren Gönner und Beschützer verehrten. Ihren stürmischen Aufforderungen vermochte der Gelehrte nicht zu widerstehen. Schon lange hatte man ihn von hoher Seite zu bestimmen gesucht, wider Luther zu schreiben; er hatte sich stets gescheut, gegen einen Mann in die Schranken zu treten, den er anfangs als Gesinnungsgenossen betrachtet, für den er sich einst beim Kurfürsten günstig ausgesprochen. Nun aber, da sich der Kampf so gewaltig gestaltete, die Wege so weit auseinander gingen, glaubte er nicht länger schweigen zu dürfen. Von jeher war er von den Papisten als der eigentliche Urheber der kirchlichen Aufklärung mit Groll und Mißtrauen betrachtet worden; jetzt mußte er Farbe bekennen, wollte er nicht den Reformatoren beigesellt werden. Vielleicht verdroß es auch den eiteln ehrgeizigen Mann, der so lange das gefeierte Haupt der Humanisten gewesen, daß durch den Glanz, welcher den Namen Luthers umstrahlte, sein eigner Ruhm verdunkelt ward. Eine Übereinstimmung der Seelen hatte zwischen ihnen nie bestanden. Selbst in den Tagen, da Luther in demütiger Verehrung des Erasmus Freundschaft gesucht, hatte er in dessen Schriften „mehr Menschliches als Göttliches, mehr Nachweisung des Irrtums als Offenbarung der Wahrheit, mehr Liebe zum Frieden als zum Kreuz" gefunden; und der schüchterne Gelehrte konnte sich nicht mit dem stürmischen Gang befreunden, mit dem die Sache der Geistesfreiheit unter das Volk gebracht, Kirche und Staat gespalten, die wissenschaftlichen Studien in eine andre Bahn gelenkt wurden. Daß zwei so verschiedenartige Naturen früher oder später aneinander geraten mußten, war vorauszusehen: jetzt wirkten mehrere Motive zusammen, das Haupt des Humanismus gegen den Vater der Reformation auf den Kampfplatz zu führen. Die Wittenberger und ihr Anhang sprachen schon

Erasmus' Stellung.

lange in solcher Weise von Erasmus, daß man unter dem Schein äußerer Achtung das Mißtrauen und die verbissene Stimmung erkennen konnte, und die Abmahnung Luthers, als er von dessen Vorhaben hörte, mußte denselben noch mehr reizen.

Doch blieb Erasmus seiner Vergangenheit insoweit treu, daß er nicht als Verteidiger altkirchlicher Institutionen oder päpstlicher Machtvollkommenheit auftrat, sondern auf das Gebiet der Heil. Schrift eingehend, die Freiheit des sittlichen Willens gegen Luthers Augustinische Doktrin verfocht. Wir haben an einer andern Stelle dieses Werks (IV, 612) die kühne Weltanschauung des afrikanischen Kirchenvaters beleuchtet, welche die Geister bald angezogen, bald abgestoßen hat, aber mit majestätischem Schritt durch die Menschengeschichte dahin gewandelt ist. Und hier, im Wendepunkt der Zeiten sehen wir dieselben ewigen und unerforschlichen Grundprinzipien abermals von zwei geistigen Größen durch Gründe der Vernunft und der Heil. Schrift auf den Kampfplatz gezogen. Mit ebensoviel Scharfsinn als Gelehrsamkeit und folgerichtiger Argumentation suchte Erasmus der Menschheit die Willensfreiheit zu retten und für das Erdenleben einen ausgleichenden Mittelweg zwischen Gnade und Freiheit zu suchen; aber dem Buch fehlt die Wärme der Überzeugung, die Tiefe des Gefühls, die hinreißende Macht der Beredsamkeit, die nur in einer begeisterten Seele wohnen. Wieviel Danksagung und Lobpreisung dem gefeierten Gelehrten das Buch „Vom freien Willen“ in England eintrug, die tieferen Naturen waren wenig befriedigt durch ein Werk, das mit kaltem, nur die Oberfläche des Gegenstandes berührenden Verstandesräsonnement, mit feiner Auslegungskunst der Schriftsteller und mit dialektischer Gewandtheit die unergründliche Frage über Freiheit und Notwendigkeit zu lösen, die Gegensätze von Willen und Gnade zu vermitteln vermeinte. An äußerlicher Kunstvollendung, an Klarheit der Beweisführung, an logischer Konsequenz, an geschickter Technik steht die Gegenschrift Luthers „Vom knechtischen Willen“ weit zurück; dafür atmet sie aber den göttlichen Geist, von dem die Seele des Reformators erfüllt war. Wenn Erasmus dem menschlichen Verdienst einigen Anteil an der Gewinnung der Seligkeiten des Himmels zuwenden will, so daß Anfang und Vollendung der göttlichen Gnade zugeschrieben werden müsse, beim Fortgang im Guten aber der menschliche Wille als mitbeteiligt anzusehen sei, so gelangte Luther zu solcher Hingebung an das Göttliche, daß er, wie Augustinus, das eigne Selbst unbedingt hinwarf, um allein von Gottes Gnaden in Christo zu leben. Nach ihm vermag nur Gott im Menschen Gutes zu wirken; das menschliche Wollen und Thun ist dazu ganz unvermögend. „Für Luther handelte es sich um eine religiöse und weltgeschichtliche Prinzipienfrage, für Erasmus um eine wissenschaftliche Untersuchung über schwer zu entscheidende Dinge. Jener griff den Baum an der Wurzel an und fällte ihn so, dieser hätte mit all seiner Aufklärung dem Katholizismus nicht wehe gethan.“ Die Allwirksamkeit Gottes wird von Luther mit der strengsten Folgerichtigkeit, mit fürchter-

Die Lehre vom freien Willen.

licher Rücksichtslosigkeit aufrecht erhalten und die seiner Ansicht widerstrebenden biblischen Aussprüche werden durch die auffallendsten Erklärungen, durch die Annahme eines doppelten Willens in Gott, eines verborgenen und eines geoffenbarten in seinem Sinn gedeutet und zurecht gemacht.

Um beiden Streitern gerecht zu werden, bemerkt H. Lang, darf man zugestehen, daß jeder eine wesentliche Seite unsres geistigen Lebens vertreten hat, „der eine die Selbstverantwortlichkeit der sittlichen Persönlichkeit für ihr Thun und Lassen, der andre das Zustandekommen dieser sittlichen Persönlichkeit nur durch ihren Zusammenhang mit der unbedingten Idee des Guten, mit Gott als der Quelle unsres sittlichen Lebens". In seiner Antwort schlug Erasmus einen gereizteren Ton an und verschmähte auch nicht hämische Verdächtigungen und gehässige Nachreden, die in Luthers Seele einen scharfen Stachel zurückließen. Er verglich ihn mit Lukianos dem Spötter, mit Epikur dem Lebemann.

Erneuerung des Streits. Der Streit zwischen Heinrich VIII. und Luther, der nun für immer abgethan schien, wurde drittehalb Jahre nachher durch den letzteren auf sehr ungeschickte Weise wieder erneuert, indem er sich durch den vertriebenen König Christian von Dänemark, vielleicht auch durch die umlaufenden Gerüchte von Heinrichs beabsichtigter Ehescheidung bewegen ließ, in einem demütigen Brief den König wegen seines unehrerbietigen Benehmens um Verzeihung zu bitten. In demselben
1. Sept. ben entschuldigt sich Luther, daß er, „ein unwerter, verachteter Mensch, ja Wurm", von übelwollenden Leuten verleitet, sich habe beigehen lassen, „wider einen hohen Potentaten und mächtigen König leichtfertig zu reden". Er bittet fußfällig um Verzeihung, erklärt sich bereit, nicht nur zu widerrufen, was er Unehrerbietiges wider ihn geschrieben, sondern auch „durch ein öffentliches Büchlein" denselben wiederum zu ehren. Auf diesen demütigen Brief, bei dessen Abfassung, wie Seckendorf sagt, den Reformator eine menschliche Schwäche anwandelte, antwortete der König mit Stolz und Würde, zugleich aber so bitter und schneidend, daß Luther den Erasmus für den Verfasser hielt. Er wirft dem Augustinermönch vor, daß er nur darum den Glauben zur Grundlage seiner Lehre gemacht habe, damit er der Werke entbehren und desto freier sündigen könne. Habe er doch eine dem Herrn geweihte Jungfrau mit fleischlicher Lust umfangen und durch ein schändliches Ehebündnis zur unreinen Hure befleckt. Luther hätte gern die Demütigung mit Stillschweigen hingenommen, wenn nicht durch Emsers Geschäftigkeit die Schrift sogleich ins Deutsche übersetzt und von seinen Feinden
1527. mit Frohlocken aufgenommen worden wäre. Darum machte er eine deutsche „Antwort auf des Königs in Engelland Lästerschrift" bekannt, die seinen geraden Charakter im schönsten Lichte zeigt. Die Schrift trägt das Gepräge einer edlen Natur, die sich zu einem Fehltritt verleiten ließ und nun die Folgen davon empfindet, aber, durch den Angriff gehoben, sich vornimmt, die Schwäche durch Bekämpfung aller Feinde Christi, Schwärmer wie Papisten, wieder gut zu machen.

4. Die Packschen Händel und die Protestation zu Speier.

Es ging damals eine scharfe Luft durch die Welt. In Italien war die Die religiöse Aufregung.
Kriegsfurie los, und wie wenig auch Religion und Kirche damit zu schaffen hatte: da der Papst als Teilnehmer der Heil. Liga in die Bewegung verflochten war, so konnte es nicht fehlen, daß der Gang der Waffen, daß alle Wechselfälle und Wendungen auf dem politischen Gebiet auch in den großen geistigen Zeitfragen nachzitterten und sich fühlbar machten. Der französische König unterließ nicht, alte Fäden mit den deutschen Fürsten wieder anzuknüpfen; in Ungarn erzeugte die unglückliche Schlacht von Mohacz Parteistellungen, Stimmungen und Interessen der mannigfachsten Art, welche auf Deutschland zurückwirkten: während die verwitwete Königin Maria, Karls und Ferdinands Schwester, sich, wie erwähnt, der neuen Lehre geneigt zeigte, so daß Luther ihr eine Schrift über vier Trostpsalmen zusandte, stand der Gegner der Habsburger, Johannes Zapolya, auf päpstlicher Seite und suchte die Liga und den Sultan einander zu nähern, unterhielt aber zugleich Verbindungen mit den deutschen Fürsten, die dem Erzherzog entgegenarbeiteten, sowohl mit Bayern als mit dem Landgrafen von Hessen. Auch in Deutschland trat die religiöse Parteiwut wieder schärfer hervor. Georg Winkler, Prediger in Halle, wurde, weil er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgespendet, von dem erzbischöflichen Domkapitel zur Verantwortung gezogen und auf der Rückreise von Aschaffenburg überfallen und ermordet; Leonhard Kayser von Scherding, ein bayrischer Kleriker aus Passau, der vor zwei Jahren nach Wittenberg gezogen war, wurde, als er zum Besuche seines todkranken Vaters in die Heimat zurückkehrte, in Haft gebracht und ungeachtet der Fürbitten, die Luther, Kurfürst Johannes und viele hohe Herren an den Herzog richteten, wegen ketzerischer Lehrmeinungen zum Tode verurteilt und verbrannt. 16. Aug. 1527.
Auch in München, in Landsberg wurden Hinrichtungen durch Verbrennen oder Ertränken an mehreren Personen vollzogen. In Württemberg dehnte der Schwäbische Bund die gegen die Wiedertäufer verhängten Verfolgungen auch auf die Evangelischen aus; in Meersburg wurde Johann Heuglin von Lindau, Frühmesner zu Sernatingen am Bodensee, auf Befehl des Bischofs von Konstanz zum Feuertod verdammt, „als Ketzer und Feind der heil. Kirche und Bestürmer des katholischen Glaubens". In Köln erzwang die Geistlichkeit die Hinrichtung des frommen Adolf Clarenbach, der nicht glauben wollte, daß der Papst das Haupt der heil. Kirche und die Konzile unfehlbar seien, indem sie eine herrschende Krankheit als Strafgericht Gottes für die Saumseligkeit des Rats in Bestrafung der Ketzerei darstellte. Clarenbach und sein Leidensgefährte Peter Fliesteden wurden auf dem Galgenberg bei Melaten an Pfähle gebunden und verbrannt. Juli 1529.
Im Herzogtum Sachsen wurden alle, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfingen, mit entehrenden Strafen und Verbannung belegt; in Brandenburg einigte sich Kurfürst Joachim noch einmal mit seinen Ständen zum Fest-

halten an den alten kirchlichen Ordnungen und Doktrinen, und als seine Gemahlin Elisabeth, Schwester des Kurfürsten Johann von Sachsen, die schon lange mit Luther geheime Verbindungen durch ihren Leibarzt unterhalten, in ihren Gemächern das Abendmahl mit Kelch und Hostie nahm, bedrohte sie der gestrenge Herr mit den schwersten Strafen, so daß sie nächtlicherweile verkleidet zu ihren Verwandten nach Torgau floh.

Die Schrift, die Luther kurz zuvor hatte ausgehen lassen, „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein könnten", zeugt von der kriegerischen Stimmung, die damals alle Gemüter erfaßt hatte; wo ein gutes Gewissen und Gottesfurcht vorhanden sei, meint er, da könne auch ein mutiges Herz nicht fehlen; „Krieg führen sei dasselbe Werk der christlichen Liebe, als der Arzt verrichte, wenn er, um den ganzen Körper gesund und lebendig zu erhalten, unter Schmerzen ein Glied ablöse".

Die Packschen Eröffnungen. Bei solcher Aufregung und bangen Erwartung ist es begreiflich, wie die „Packschen Händel" eine so große Bewegung der Geister hervorrufen konnten, und ein Fürst von unruhiger Natur, wie der Landgraf Philipp von Hessen sich zu einem so unüberlegten Unternehmen konnte fortreißen lassen. Otto von Pack nämlich, ein entlassener Ratgeber des Herzogs Georg von Sachsen, der sich schon verschiedener zweideutiger Handlungen behufs Geldgewinnung schuldig gemacht und aus mehreren gerichtlichen Untersuchungen mit bescholtenem Namen hervorgegangen war, machte dem Landgrafen die Anzeige, es sei ein ruchloser Plan gegen ihn und den Kurfürsten von Sachsen in Breslau vereinbart worden, wo kurz zuvor in der That der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Mai 1527. Sachsen eine Zusammenkunft mit König Ferdinand von Böhmen gehabt hatten. Der Landgraf, stets von Mißtrauen erfüllt und allenthalben feindselige Anschläge witternd, geriet in Feuer und Flammen über die Mitteilungen und versprach dem Angeber eine hohe Geldsumme, wenn er ihm die Urkunde zustelle. Bald Febr. 1528. darauf traf er mit demselben in Dresden zusammen und hier überreichte ihm Pack eine Schrift, die er für eine getreue Kopie des Bundesvertrags ausgab. In dieser war zu lesen, daß die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, die Herzöge von Sachsen und Bayern, die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg sich mit König Ferdinand verbündet hätten, um zuerst den Kurfürsten von Sachsen, wenn er ihrer Aufforderung, Luther und seine Anhänger auszuliefern, nicht Folge leisten würde, mit vereinten Kräften anzugreifen, sein Land zu teilen und die katholische Kirche wieder herzustellen; darauf wollten sie den Landgrafen anfallen, und falls er nicht alle kirchlichen Neuerungen rückgängig mache, ihn ebenfalls seiner Lande berauben und sie dem Herzog Georg zuwenden. Auch die Stadt Magdeburg sollte dem Erzbischof wieder unterwürfig gemacht werden. Auf welche Weise und mit welchen Streitkräften der Plan auszuführen sei, war im einzelnen angegeben. Zu jeder andern Zeit hätten Zweifel über die Echtheit einer solchen Urkunde entstehen müssen: sollte Bayern, das so viel Mißtrauen und Abneigung gegen Österreich hegte, sich mit dem Habsburger zu einem so

gefährlichen Unternehmen vereinigen, und demselben Ferdinand, dem es schon die böhmische Königskrone mißgönnte, nunmehr, wie es in dem Vertrag ausgesprochen war, auch noch zum Besitz von Ungarn verhelfen? sollte Herzog Georg seine nächsten Verwandten heimtückisch mit den Waffen überfallen und Kurfürst Joachim, der auf Hessen so gute Ansprüche hatte als der Herzog von Sachsen, dieselben preisgeben? Aber dem heftigen, leidenschaftlich erregten Landgrafen erschien die mitgeteilte Urkunde als unzweifelhafte Wahrheit. Er eilte sofort nach Weimar zu dem Kurfürsten, und auch dieser wurde von dem verderblichen Vorhaben überzeugt. Sie versprachen sich gegenseitige Hilfe und schon in den nächsten Tagen wurden kriegerische Rüstungen in Hessen und Thüringen vorgenommen; man wollte dem Angriff zuvorkommen. Philipp entfaltete die größte Thätigkeit; er reiste nach Nürnberg und Ansbach, um Verbündete zu werben, er schickte denselben verschlagenen Abenteurer Otto von Pack zu Johann Zapolya nach Ungarn, um Geldunterstützungen auszuwirken; er überfiel mit Kriegsmannschaften die Gebiete von Bamberg und Würzburg. Dagegen glaubte der Kurfürst von Sachsen erst den Rat der Wittenberger Reformatoren einholen zu sollen. Und da zeigte denn Luther wieder seine Abneigung gegen jedes gewaltsame Vorgehen. Wie wenig er und Melanchthon auch an der Echtheit der Vertragsurkunde zweifelten, so rieten sie dennoch, man solle zuvor friedliche Mittel versuchen, den Fürsten ihr ungerechtes Beginnen vorhalten und sie davon abmahnen, bei Kaiser und Reich Beschwerde erheben. Luther schrieb, man solle die Worte der Heil. Schrift beherzigen: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land behalten“ und „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen“. Und von solchem Gewicht war die Stimme der Reformatoren bei dem Kurfürsten, daß dieser vorläufig von jedem kriegerischen Angriff abzusehen beschloß und auch den hitzigen Genossen allmählich dahin brachte, daß man zuvor die Fürsten um Aufklärung über das Bündnis angehe. Diese sprachen sich denn mit der größten Entrüstung über das Aktenstück aus und verlangten, daß man den falschen Angeber in gerichtliche Untersuchung nehme. Wollte der Landgraf nicht selbst als der Urheber dastehen, so mußte er seinen Gewährsmann nennen und zulassen, daß man ihn einem Verhör unterwarf. Doch litt er nicht, daß man die Folter anwandte. Die Sache wurde auch durch die Gerichtsuntersuchung in Kassel nie ganz aufgeklärt. Pack konnte nicht beweisen, daß er eine mit den Siegeln der Fürsten bekräftigte Originalurkunde in den Händen gehabt; auch die Angabe, ein böhmischer Schreiber, Wurisyn, habe ihm eine Abschrift aus Schlesien nach Dresden gebracht, erwies sich als unwahr. Dennoch konnte Pack nicht zum förmlichen Widerruf gebracht werden, und der Landgraf wurde von seinem Mißtrauen nicht geheilt. Er verlangte von Bamberg und Würzburg Entschädigung für die Ausrüstungen, zu denen er durch den Vertrag genötigt worden sei, und setzte es durch, daß sich die beiden geistlichen Fürsten unter Vermittelung von Pfalz und Trier wirklich zu Geldzahlungen verstanden. Melanch-

Kriegerisches Vorgehen von Luther widerraten.

Ausgang des Streits.

Juni 1528.

thon war darüber tief betrübt und auch der Landgraf gestand später, daß ihn noch nie eine Handlung seines Lebens so sehr gereut habe.

Es blieb bei allen Teilen ein bitteres Nachgefühl zurück, auch der Schwäbische Bund zeigte sich sehr ungehalten über den Landgrafen, daß er die Friedenseinigung durchbrochen. Der Prozeß wurde endlich niedergeschlagen; Pack begab sich nach dem Auslande, aber Herzog Georg ließ ihm fortwährend nachstellen und erreichte es endlich, daß derselbe nach einem mehrjährigen Abenteurerleben in Antwerpen oder Vilvorden

8. Febr. 1537. enthauptet ward. Es war natürlich, daß durch diese „Packschen Händel" die religiösen Gegensätze in Deutschland noch schroffer hervortraten. Konnte auch der Abschluß des Bündnisses nicht nachgewiesen werden, so glaubten doch Luther und seine Freunde, daß von seiten der Gegner feindselige Absichten gehegt worden seien und noch gehegt würden, um die neue Lehre zu unterdrücken. Die Angaben Packs möchten doch nicht lauter Lügen und Erfindungen gewesen sein.

Eindruck auf den Kaiser.

Die Packschen Streitigkeiten machten auf den Kaiser einen widerwärtigen Eindruck. Daß zwei Reichsfürsten Kriegsrüstungen getroffen hatten, ohne sich um das kaiserliche Regiment zu kümmern, kam ihm wie eine Auflehnung gegen seine Autorität vor. Und gerade damals stand er auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der Papst war versöhnt, Frankreich gedemütigt, Italien zum Frieden gebracht. Sollte er nicht jetzt auch den deutschen Fürsten seine Macht zeigen, nicht die religiösen Neuerungen unterdrücken, die bedrängten geistlichen Fürsten unter seinen Schutz nehmen? Clemens VII. hatte ihn ernstlich ermahnt, sich um die kirchlichen Dinge mehr zu bekümmern, als bisher. Er hatte es versprochen und war entschlossen, seine Zusage zu erfüllen. Der kaiserliche Vizekanzler, Propst von Waldkirch, reiste in Deutschland umher, um an den Höfen und in den Städten für die katholischen Interessen zu wirken. Die Kirche sollte wieder hergestellt, die Ketzerei ausgerottet werden; den Willigen wurde des Kaisers Gnade verheißen, die Widerstrebenden suchte man mit Drohungen zu schrecken.

Der Reichstag zu Speier. 1529.

Nach solchen Vorbereitungen wurde der Reichstag nach Speier ausgeschrieben. Zwei Versammlungen waren fruchtlos verlaufen; jetzt sollten gegen die Feinde der Christenheit energische Maßregeln ergriffen werden, gegen die Türken, welche die Hauptstadt Österreichs bedrohten, und gegen die Anfechter der päpstlichen und bischöflichen Autorität. Schon in dem Ausschreiben, worin der Reichstag auf den 2. Februar 1529 einberufen ward, war angedeutet, daß auf die Ausbleibenden keine Rücksicht genommen werden würde. Man wollte nicht wieder unverrichteter Dinge auseinander gehen. Gleichwohl konnte der Reichstag erst 22 Tage nach dem festgesetzten Termin eröffnet werden. Bei den Anwesenden konnte man bald die veränderte Stimmung wahrnehmen. Der Kurfürst und der Landgraf wurden sichtlich gemieden: „Pfalz kennt keinen Sachsen mehr," klagte Graf Albrecht von Mansfeld; der Mecklenburger Herzog Heinrich fing an zu wanken; der Schwäbische Bund schloß den Abgeordneten von Memmingen aus dem Bundesrat, weil die Stadt die Messe abgestellt hatte und sich zu Zwinglis Kultusform hielt. Seit Jahren hatte man keine so zahlreiche Ver-

sammlung gesehen, als damals in Speier. Die geistlichen Fürsten waren in großer Menge erschienen; bei der Wahl von Bevollmächtigten hatte man Männer ausersehen, welche sich durch eifrige Bekämpfung der Neuerer hervorgethan, wie Johann Faber, der uns wohlbekannte Offizial des Bischofs von Konstanz, und Leonhard von Eck. Die kaiserliche Proposition bezeichnete als die zu behandeln- 15. März.
den brennenden Fragen des Tages den Türkenkrieg, die Kirchenreform und den weiteren Bestand von Reichsregiment und Kammergericht. In bezug auf den Hauptpunkt, die religiösen Wirren, gab schon die Zusammensetzung des Ausschusses, der zur Prüfung und Begutachtung der kaiserlichen Vorschläge gewählt ward, die Gesinnung der Versammlung kund: die Altgläubigen waren darin weit in der Mehrheit. Wir wissen, daß Karl V. selbst im Jahr 1526 den Speierer Reichstagsabschied herbeigeführt hatte, welcher die Gestaltung der kirchlichen Dinge dem Ermessen der Landesherrschaft anheimgab. Jetzt hieß es in der kaiserlichen Proposition, „da jener Beschluß zu großem Mißverstand und zur Entstehung von allerlei erschrecklichen neuen Lehren und Sekten Anlaß gegeben, so solle derselbe widerrufen und die Wormser Sentenz wieder hergestellt werden". Diesem von den kaiserlichen Kommissaren eingebrachten Vorschlage trat der Ausschuß jedoch nur mit einigen Milderungen bei, indem er folgende Bestimmungen beantragte: 21. März 1529.
Wer bisher das Wormser Edikt gehalten, sollte dies auch ferner thun. In denjenigen Gebieten hingegen, wo die neue Lehre Platz gegriffen habe und ohne merklichen Aufruhr nicht abgethan werden könne, solle alle weitere Neuerung bis zum Konzil „soviel möglich und menschlich" verhütet werden. Auch solle man niemand verwehren, Messe zu halten oder zu hören. Kein geistlicher Stand solle seiner Obrigkeit, seiner Rente und Gült entsetzt werden dürfen bei Acht und Aberacht. Die Sekten endlich, welche „dem Sakrament des Leibes und Blutes entgegen" sind, solle man ganz und gar nicht dulden, sowenig wie die Wiedertäufer. Es waren Anträge von großer Tragweite: die reformatorische Bewegung sollte dadurch zu einem tödlichen Stillstand gebracht, die geistliche Gerichtsbarkeit wieder hergestellt, unter den von der katholischen Kirche Abgefallenen Spaltung und Zwietracht erzeugt werden. Beide Teile erkannten die Wichtigkeit der Vorschläge, Verhandlungen.
aber man war sichtlich bestrebt, mit möglichster Ruhe und Friedfertigkeit zu verhandeln und tiefere Verbitterung zu verhüten. Wie vorauszusehen war, erhielt der Antrag der Kommission die Majorität der Stimmen; fast mit Bedauern bemerkten die Altgläubigen, daß es so habe kommen müssen; aber auch die Minderheit bezeugte ihr Bedauern, daß, so sehr sie den religiösen Frieden wünsche, sie doch eine Entscheidung nicht anerkennen könne, kraft welcher alle Anordnungen, die seit drei Jahren in den Städten und Landschaften mit gesetzlicher Autorität getroffen worden oder noch im Gange waren, zurückgenommen oder unterbrochen werden müßten. Insonderheit war man entschlossen, den Reichstagsabschied von 1526, welchen der Kaiser aus eigner Machtvollkommenheit kassiert hatte, aufrecht zu erhalten; ihm allein verdanke man es, wenn seither in Deutsch-

2. April. land Ruhe gehalten worden sei. Dahin sprach sich namentlich anfangs auch das gesamte Kollegium der Städte durch seinen Wortführer Jakob Sturm von 12. April. Straßburg aus. In einer weiteren Plenarsitzung gab der sächsische Gesandte Minkwitz die Erklärung ab, daß man in Sachen des Glaubens und Gewissens der Mehrheit sich nicht unterwerfen könne; es sei in der Vorlage auf ein demnächst zu erwartendes Konzil hingewiesen worden, und nun verlange man, daß noch vor der Entscheidung desselben eine Lehre verdammt werde, die ein Teil der Versammlung als christlich bekenne. Wolle man ihnen denn zumuten, das Wormser Edikt wieder herzustellen und damit ihre eigne Lehre zu verwerfen und den in der Reformation begriffenen Ständen Stillstand zu gebieten? Aber diese Einsprache machte keinen Eindruck, da gleichzeitig die bisher in geschlossener Einheit auftretenden Städte auseinander gingen und Jakob Sturm bei seiner abermaligen Bitte, daß man es bei dem Abschied von 1526 belassen möge, 19. April. kaum noch den vierten Teil hinter sich hatte. Schon am 19. April erschien König Ferdinand mit den kaiserlichen Räten in der Reichsversammlung, dankte ihr für ihre „christlichen, getreuen und emsigen Dienste“ und erklärte, daß die Beschlüsse angenommen seien und in die Form eines Reichstagsabschieds gebracht werden sollten; denn nach altem, löblichem Gebrauch hätte sich die Minderheit der Mehrheit zu fügen. Darauf traten die evangelisch gesinnten Stände ab, um eine Gegenerklärung aufzusetzen; allein vergebens baten sie in ehrerbietigen Ausdrücken, ihnen noch einige Zeit zu gönnen; Ferdinand antwortete: „des Kaisers Befehl sei nun vollzogen und der Beschluß gefaßt“ und entfernte sich mit den Räten.

Die Protestation. Die Minderheit hatte einen solchen Ausgang vorhergesehen und demgemäß zu handeln beschlossen. Sie setzte eine Protestationsschrift auf, worin die Erklärung abgegeben war, daß der Speierer Abschied vom Jahr 1526, kraft dessen den Ständen anheimgestellt worden, sich in Sachen der Religion so zu verhalten, wie sie es gegen Gott und Kaiserliche Majestät verantworten möchten, „von Ehrbarkeit, Billigkeit und Rechts wegen“, einhellig wie er gefaßt war, auch nur wieder durch einen einhelligen Beschluß des Reichstags aufgehoben oder geändert werden könnte. In so wichtigen Fragen, die Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit beträfen, könnte die Mehrheit keine gemeingültigen Beschlüsse aufstellen, da müsse jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben. Sie hofften, der Kaiser, dem sie in allen schuldigen Dingen Gehorsam zu leisten bereit seien, werde diese Ablehnung „freundlich entschuldigen“. Diese in höflicher und versöhnlicher Form abgefaßte Schrift unterzeichneten: Johann von Sachsen, Georg von Brandenburg, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt. Von den Reichsstädten aber war bereits die große Mehrzahl, namentlich auch Augsburg, zurückgetreten, so daß nur vierzehn unterschrieben: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg,

Windsheim. Von dieser berühmten „Protestation" erhielten alle, welche die Autorität des Papstes und die Satzungen der römisch-katholischen Kirche verwarfen, in der Folge den Gesamtnamen „Protestanten". Zufällig entstanden und zunächst nur die negative, abwehrende Seite der neuen Religionsgenossenschaft ausdrückend, enthielt der Name doch schon in seinem Ursprung das große Prinzip der Gewissensfreiheit als innerste Unterscheidungslehre: kein Majoritätsbeschluß kann als reichsrechtliches Gesetz in Sachen des Glaubens die Widerstrebenden binden, dem Gewissen einen Zwang auflegen. Bedeutung des Schritts.

König Ferdinand weigerte sich, die Protestation anzunehmen. Man wollte jedoch nicht sofort mit einem offenbaren Bruch auseinander gehen; Heinrich von Braunschweig und Philipp von Baden versuchten daher eine Vermittelung. Aber weder die geistlichen Stände, welche entschlossen waren, die Gunst des Augenblicks bis aufs äußerste auszunutzen, noch Ferdinand wollten auf fernere Transaktionen eingehen. Der Reichstag beharrte bei dem Beschluß und da der König sich weigerte, die Protestation dem Abschied beizufügen, so machten die Unterzeichner dieselbe öffentlich bekannt. Sie beschwerten sich über das Unrecht, das man ihnen angethan, appellierten an den Kaiser, an ein allgemeines oder deutsches Konzil, an jeden unparteiischen christlichen Richter und erklärten, daß sie bei dem Beschluß von 1526 beharren würden. Fruchtlose Vermittelungsversuche. 26. April.

Ehe man auseinander ging, verabredeten Sachsen und Hessen eine „sonderlich geheime Verständnis" mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg, zu gegenseitiger Hilfe, so einer von ihnen um des Glaubens willen angegriffen würde. Auf einer Zusammenkunft in Rotach an dem fränkischen Gebirge sollten die näheren Bedingungen festgestellt werden. Aber der Entwurf kam nicht zur Ausführung. Wie viele Mühe sich auch der Landgraf Philipp gab, um die Bedenken Luthers und Melanchthons über ein solches Bündnis zu verscheuchen, alle Gegner Roms zu der gemeinsamen Fahne zu sammeln, die theologischen Ansichten überwogen die politischen. Die Wittenberger konnten es nicht über sich gewinnen, den oberdeutschen Städten, welche die Abendmahlslehre Zwinglis angenommen, die Hand zu einem Bunde zu reichen. Sie zogen es vor, dem Feind, der schon das Schwert halb aus der Scheide gezogen, um der Reformation den Todesstreich zu geben, wehrlos gegenüber zu treten. Plan einer protestant. Verbindung.

5. Das Religionsgespräch zu Marburg.

Wir wissen, daß die Reformation der Schweiz, wenn sie auch Anregung und Richtung durch Luthers Auftreten erhalten hatte, doch einen selbständigen, eigenartigen Entwickelungsgang nahm. Hat gleich Zwingli die Benennung „lutherisch" von sich abgewehrt, weil er keinen andern Namen tragen wolle, als den seines Hauptmanns Jesu Christi, dessen Streiter er sei, so hat er doch stets die große Bedeutung des Wittenberger Mönchs für die evangelische Sache an- Zwingli und Luther.

erkannt: „Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der mit großem Ernst die Schrift durchfündelt, wie seit tausend Jahren keiner auf Erden gewesen ist. Mit dem männlichen, unbewegten Gemüt, mit dem er den Papst in Rom angegriffen, hat es keiner gethan, solange das Papsttum gewährt hat, alle andern unbescholten. Es kann kein Mensch sein, der Luther höher achtet als ich.“ Ein andermal sagte er: „Du warst der treue David, der den Goliath bezwungen. Darum sollen alle gläubigen Gemüter nie aufhören, frohlockend zu singen: Saul hat Tausend geschlagen, David Zehntausend.“ Wenn die Wittenberger diese Anerkennung nicht mit demselben Entgegenkommen vergalten, so braucht dies nicht gerade als Gleichgültigkeit oder Überhebung gedeutet zu werden: man kannte in Sachsen die Verhältnisse der Eidgenossenschaft sehr unvollkommen; Luther und Melanchthon erfuhren fast nur aus dem Munde reisender Studenten, was in dem fernen Alpenlande vorging. In jenen Jahren der Gärung, wo die ganze Welt in geistiger Bewegung begriffen war, konnte man nicht alle in die Öffentlichkeit tretenden Geister sofort prüfen und erkennen. Erst der Abendmahlsstreit bewirkte, daß man in Wittenberg sich genauer um die kirchlichen Vorgänge des Südens bekümmerte; da gewahrte man denn mit Verdruß, daß die von Luther so heftig verfolgten Ansichten Karlstadts in Straßburg, Basel, Zürich Anklang gefunden, daß zu derselben Zeit, da man glaubte, „den Teufel gebändigt und seines Hausrats beraubt zu haben“, dieser von neuem losbrach, mit vermehrter Mannschaft, mit mächtigeren Gesellen abermals heranstürmte. Luther zürnte nun um so mehr gegen die „Sakramentierer“, als er Zwingli für einen von ihm ausgegangenen, aber aus Selbstgefälligkeit vom Gemeinstrom der reformatorischen Bewegung abgewichenen Jünger betrachtete, der gleich dem ungehorsamen Sohn in der Parabel das ihm gewordene Erbgut ohne Maß und Weisheit in der Entzweiung verprasse und dadurch die Einheit des Ganzen gefährde. Seine Abneigung und sein Vorurteil wuchsen während des Streits. Er nahm wenig Rücksicht, daß Zwingli mit Gründen kämpfte, die nicht leicht zu widerlegen waren; es verdroß ihn fast, daß derselbe im Gegensatz zu seinem eignen polternden Auftreten in seiner Polemik einen maßvollen anständigen Ton bewahrte, die stürmische Heftigkeit des Gegners mit einer „freundlichen Auslegung der Abendmahlslehre“ erwiderte, wenn er auch hier und da in sarkastischer Weise sich über die Teufel auslassen mochte, mit denen Luther so freigebig um sich warf; vor allem aber nahmen die Wittenberger Ärgernis, daß sich die „Sakramentsschwärmerei“ so schnell nach allen Seiten, selbst nach Deutschland verbreitete, und dadurch viele „Rotten und Sekten“ entstanden. Kein Streit verursachte dem sächsischen Reformator so viel Verdruß als der gegen Zwingli, wohl darum, weil ihm seine redliche Natur sagte, daß er es hier mit einem aufrichtigen Mann zu thun habe, der eine gesunde Ansicht mit ehrlichen Waffen verfocht, der sich fern hielt von jeder Schwärmerei und Extravaganz und nicht „Wort und Sakrament verachten und alles auf den Geist abstellen“ wollte. In Stunden

innerer Anfechtung und Seelenleiden, von denen er gerade in jenen Jahren so schwer heimgesucht war, mochte ihm sein Gewissen manchmal sagen, daß er mit allzu großer Härte gegen die Schweizer Reformatoren aufgetreten sei, in denen er doch „seine Brüder" erkennen mußte.

Drei Jahre lang hatte schon die Polemik über die Abendmahlslehre die Geister aufgeregt und eine tiefe Kluft zwischen den Bekennern der neuen Doktrin erzeugt, als der Speierer Reichstag die Notwendigkeit eines einträchtigen Zusammengehens gegenüber dem geschlossenen Romanismus allen fühlbar machte. Die Protestationsschrift wurde daher ohne Unterschied von lutherisch und zwinglisch gesinnten Städten unterzeichnet und beide Teile waren entschlossen, sich zur Abwehr des gemeinsamen Gegners die Bruderhand zu reichen. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wollte man über eine weniger religiöse als theologische Verschiedenheit wegsehen. Aber der Streit war schon zu tief in die Gemüter gedrungen; gegen die „zänkische Eigenrichtigkeit", mit welcher Luther seine mystisch-dogmatische Auffassung von der menschlichen Natur Christi und ihrer leiblichen Gegenwart im Abendmahl zu beweisen gesucht, hatte Zwingli dargethan: „Auf unsrer Seite steht der Glaube, die Schrift, der Brauch der ersten Christen, der Verstand der ältesten Lehrer." Die Vermittelungsversuche der Straßburger Theologen Bucer und Capito mußten scheitern; Luther sagte ihnen: „Welche Gemeinschaft hat Christus mit Belial?" Er verlangte unbedingte Unterwerfung. Und doch hatte bei der Streitführung der ruhige, klar denkende Schweizer über seinen ungestümen Gegner in den meisten Fällen die Oberhand behauptet. Als man auf dem Reichstag zu Speier einen Unterschied machte zwischen den Anhängern Luthers und den „Wiedertäufern und Sakramentierern", riet jener seinem Kurfürsten, „wider die letzteren willig und billig dem Kaiser zu gehorchen". Den Bemühungen des Landgrafen von Hessen gelang es jedoch, die Entscheidung über die Abendmahlsfrage dem nächsten allgemeinen Konzil zuzuweisen. Auch Melanchthon, der in Speier zugegen war, gab dazu seine Zustimmung.

Der Abendmahlsstreit.

Philipp von Hessen, ein Fürst von weitem politischen Blick und Urteil, sah in der Verbindung mit der Schweiz ein starkes Mittel des Widerstandes gegen feindliche Angriffe von seiten der römisch Gesinnten und des Kaisers. Gleich befreundet mit Zwingli und mit Melanchthon und der entschiedenste und mutigste Vorkämpfer für die Sache des Protestantismus, schien er der geeignetste Mann, um eine Verständigung zu bewirken und alle Gegner Roms zu einem gemeinsamen Vorgehen zu vereinigen, eine „protestantische" Allianz zu stiften. In diesem Sinne hatte er zu Speier die Einleitung zu dem erwähnten Bündnis getroffen. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde Melanchthon, seiner ganzen Anlage und Denkweise nach mehr eine erasmische und zwinglische als lutherische Natur, sich in dieser Frage von dem Meister trennen und die Spaltung auszugleichen suchen. Aber kaum war er wieder in die theologische Atmosphäre Wittenbergs eingetreten, so verlor er den weiten freieren Blick und stellte sich auf die Seite des Führers. Er machte sich bittere Vorwürfe, daß er sich mit den Anhängern Zwinglis eingelassen, er riet den Nürnbergern von dem Bündnis ab; in Briefen sprach er von großer Unruhe und Gewissensangst über sein Verhalten in Speier. „Denn die gottlose Meinung Zwinglis dürfe man nimmermehr ver-

Unionsbestrebungen des Landgrafen.

teidigen.“ Noch schroffer ließ sich Luther gegen das beabsichtigte Bündnis aus: „Wie sollte man sich mit Leuten verbinden dürfen, welche wider Gott und das Sakrament streben? Da gehe man mit Leib und Seele der Verdammnis entgegen.“ Sie brachten den Kurfürsten rasch auf ihre Seite und erfüllten sein Herz mit Mißtrauen gegen den „unruhigen jungen Fürsten“, der wie in der Packschen Sache ihn leicht zu unbesonnenen Schritten fortreißen möchte. Hatte man sich in Rotach auf die Zusicherung gegenseitiger Hilfeleistung beschränkt, so wurde die
Aug. 1529. verabredete Zusammenkunft in Schwabach, wo die Bundesartikel festgesetzt werden sollten, von den Lutherischen gar nicht beschickt. Die oberländischen Gesandten machten den Weg umsonst.

Einladung zum Marburger Religionsgespräch.

Landgraf Philipp gab die Hoffnung einer Ausgleichung der theologischen Gegensätze nicht auf. Er hatte schon in Speier den Gedanken gefaßt, die streitenden Häupter zu einer Unterredung und Verständigung nach Marburg einzuladen. Dieses Vorhaben führte er nunmehr aus. Die Wittenberger hatten wenig Gefallen an der Sache; sie wollten die Einladung gerade nicht zurückweisen, um nicht als Gegner des Friedens zu erscheinen und den hessischen Fürsten nicht allzusehr zu reizen, suchten aber Ausflüchte und Hindernisse. Melanchthon stand darin dem Freunde nicht nach. Er wünschte, der Kurfürst möchte den Urlaub verweigern. Die Ursache war, daß sie bei dem Landgrafen eine sichtliche Hinneigung zu Zwinglis Ansicht wahrzunehmen glaubten. Hatte er doch an den Kurfürsten geschrieben: „Es ist von nöten, daß wir uns nicht so liederlich voneinander trennen lassen, obschon unsre Gelehrten um leichter oder sonst disputierlicher Sachen willen, daran doch unser Glaub' und Seligkeit nicht gelegen, zweihellig sind.“ „Es ist nicht gut, meinten sie, daß der Landgraf viel mit den Zwinglern zu thun habe, er hat sonst mehr Lust zu ihnen als gut ist; denn die Sache ist dermaßen, daß sie spitzige Leute, wofür man auch den Landgrafen halten muß, sehr anficht, und fället die Vernunft leichtlich auf das, das sie begreift, sonderlich wenn gelehrte Leute dazu stimmen, die der Sache aus der Schrift eine Gestalt machen.“ Melanchthon schlug sogar vor, man sollte einige „ehrbare Papisten“ als unparteiische Schiedsrichter beiziehen! Am schwierigsten zeigte sich Luther. Zuerst meinte er, eine Besprechung würde zu nichts führen, denn er werde nicht nachgeben, da er überzeugt sei, daß die andern irren. „Daß ist gewiß, wo sie nicht weichen, so scheiden wir voneinander ohne Frucht und sind vergeblich zusammengekommen.“ Als er notgedrungen, „durch dieBöswilligkeit Philipps gezwungen“, der Einladung Folge zu leisten beschloß, suchte er sich zuvor auf alle Weise sicherzustellen. Während Zwingli, um keine Hindernisse zu erfahren, sich gleichsam aus Zürich fortstahl, nicht einmal seiner Hausfrau seine Absicht mitteilte und ohne nur das sichere Geleit aus Hessen abzuwarten sich in aller Eile über Basel und Straßburg auf die weite Reise begab, durch meist katholisch gesinnte Länder, zögerte Luther und wollte nicht die Werra überschreiten, bis ihm das Geleit des Landgrafen in aller Form eingehändigt

war. Selbst Philipp bemerkte den Unterschied und meinte: „Der Zwingli ist mit den Seinen aus der Schweiz bis hierher gekommen, ohne daß er ein Geleit von uns begehrt, Luther aber hat das Geleit begehrt, als ob er uns minder traue." Auch traf Zwingli mit Öcolampadius und den übrigen Begleitern Bucer, Hedio, Sturm schon am 27. September richtig in Marburg ein, indes Luther mit Melanchthon, Bugenhagen, Jonas u. a. erst nach der festgesetzten Frist, am 30., anlangten. Außer den Genannten fanden sich eine große Anzahl von Theologen und andern der Reformation geneigten Gelehrten und edlen Herren aus Deutschland zu dem „bischöflichen Synodus" in Marburg ein. Die eingeladenen Kollokutoren nahm der Landgraf zu sich auf das Schloß und „beherbergte und speisete sie recht fürstlich".

Um die Männer, von deren Stimme der Ausgang des Gesprächs abhing, einander näher zu bringen, hatte Philipp bestimmt, daß Luther und Öcolampadius, Zwingli und Melanchthon sich vor dem Beginne des öffentlichen Kolloquiums in zwei gesonderten Gemächern besprechen sollten. Dies geschah am 1. Oktober nach dem Frühgottesdienst. Hier kam man über die Doktrinen von der Trinität und von der Erbsünde, worüber die Schweizer nach der Behauptung der Wittenberger häretische Ansichten hegen sollten, zu einem Verständnis. Zwingli versicherte, daß er sich stets an das Nicäische und Athanasianische Glaubensbekenntnis gehalten habe und halten werde, und wenn er früher Zweifel über die Erbsünde ausgesprochen, so war er davon zurückgekommen. Auch über die dritte Streitfrage, das Verhältnis des Wortes Gottes und des Heil. Geistes betreffend, einigte man sich zu der Formel, „daß der Heil. Geist in uns die Gerechtigkeit wirke vermittelst des Wortes". Ebenso verständigte man sich über das Verhältnis vom Glauben zu den guten Werken. Dagegen kam man über die Lehre vom Abendmahl nicht überein; Öcolampadius klagte: „Ich bin wieder an einen Dr. Eck geraten." Dieser Punkt sollte daher den Gegenstand der öffentlichen Disputation bilden, die am nächsten Tag in einem Zimmer des Ostflügels des Schlosses in Gegenwart von fünfzig bis sechzig Gelehrten, Fürsten und Herren vor sich ging. Es war eine Kirchenversammlung der hervorragendsten Häupter der Reformation. Von welcher Bedeutung hätte da eine gemeinsame Beschlußfassung werden müssen! Dies betonte denn auch der hessische Kanzler Feige, als er im Auftrag des Landgrafen die Sitzung eröffnete und die Wortführer, die er in ehrenden Zusätzen mit Namen anführte, ernstlich aufforderte, „alle billigen Mittel und Wege zu suchen, durch welche der beschwerliche und hochnachteilige Zwiespalt eilends aufgehoben und sie wiederum zu beständiger Einigkeit gebracht würden". Auf Luther machte jedoch diese Mahnung keinen Eindruck; er war entschlossen, seinen Gegnern „schlecht nicht zu weichen". Er schrieb die Einsetzungsworte in lateinischer Sprache auf die Tafel, woran er saß, und erklärte, man müsse bei dem Buchstaben der Schrift stehen bleiben. Alle Widerlegungsgründe prallten an seinem trotzigen Geiste ab: „Gott hat nun einmal die Gerechtigkeit vor ihm ans leibliche Essen geknüpft"; und als Zwingli die entscheidende Stelle Joh. 6 „Das Fleisch ist nichts nütze!" wider ihn geltend machte und dabei ausrief: „Die Stelle bricht Euch den Hals, Herr Doktor!" erwiderte Luther: „Sparet die stolzen und trotzigen Worte, ihr seid hier in Hessen und nicht in der Schweiz!" Erst als der andre ihm den landesüblichen Ausdruck erklärte und der Landgraf selbst ein besänftigendes Wort einlegte, beruhigte sich Luther. Dagegen beharrte er standhaft bei seinem Satze: Der Leib Christi sei im Brote gegenwärtig; wenn Gott gesagt hätte, sein Leib sei ein

Kolloquium und Disputation.

1. Okt.

2. Okt.

Hufeisen, müsse man es auch glauben, wenn er befohlen hätte, faule Äpfel oder Mist zu essen, ihm folgen. Christi Leib, sagte Luther, stecke im Brot, wie ein Schwert in der Scheide, wie das Bier in der Kanne, worüber die Schweizer freilich sehr aufgeregt
3. Okt. wurden. Auch am dritten Tag kam man nicht weiter: Luther wollte das Mysterium im Sakrament nicht fahren lassen. Er fußte auf dem katholischen Gottes- und Wunderbegriff. Wenn die Gegner ihn mit Sprach- und Denkgesetzen drängten und ihm Widersprüche vorhielten, flüchtete er sich in den Buchstaben der Bibelworte. Der Glaube an die wirkliche Gegenwart Christi, an ein Inwohnen des Göttlichen in den heiligen Zeichen, der ihn in Zeiten der Anfechtung wider Satan und Hölle getröstet, war für seine Natur ein Fundamentalprinzip. Aber auch Zwingli konnte von seiner Auffassung, zu der er durch Studium und Nachdenken gekommen war, für die er alle Gründe erwogen und erschöpft hatte, nichts aufgeben; aus Friedensliebe konnte er nicht gegen Gewissen und Überzeugung handeln. Er blieb dabei, daß ein Leib an einem bestimmten Orte sein müsse. So blieb das Marburger Religionsgespräch ohne die beabsichtigte Wirkung; die protestantische Lehrmeinung schied sich in zwei Bekenntnisse, die fortan ihre eignen Lebenswege suchten. Vergebens ermahnte der Kanzler noch einmal zur Einigkeit; Luther sagte: „Ich weiß kein andres Mittel, als daß sie Gottes Wort die Ehre geben und glauben, was wir glauben." Als die Schweizer diese Forderung ablehnten, schloß der strenge Mann: „So wollen wir euch fahren lassen und dem gerechten Gerichte Gottes übergeben", worauf Öcolampadius erwiderte: „So wollen auch wir thun und euch fahren lassen." Dabei gingen Zwingli die Augen über.

Ausgang und Resultat des Gesprächs.

Doch ganz fruchtlos sollte die persönliche Begegnung der beiden Reformatoren nicht zerrinnen; das welthistorische Ereignis sollte nicht wie ein wesenloser Schatten vorüberziehen. Es gelang dem Landgrafen in einer Privatunterredung die Häupter der beiden Parteien zu dem Versprechen zu bringen, daß sie in Zukunft keine verletzenden Streitschriften mehr gegeneinander richten wollten, und daß eine Zusammenstellung derjenigen Lehrstücke unternommen ward, worin die Wittenberger und Schweizer übereinstimmten. Luther selbst übernahm die Arbeit. In fünfzehn Artikeln faßte er die gemeinsamen reformatorischen Grundanschauungen rein und lauter ohne irgend welche direkte Polemik gegen die römisch-katholische Kirche zu einer kurzen Bekenntnisschrift zusammen. Er meinte, die andern würden sie wohl nicht annehmen, aber Zwingli und seine Gefährten weigerten sich nicht, nach einigen unwesentlichen Veränderungen im Ausdruck, dem Bekenntnisse ihre Namensunterschrift beizufügen. Im fünfzehnten Artikel, der vom Abendmahl handelt, wurde zwar hervorgehoben, daß man über die Frage, ob der wahre Leib und das wahre Blut Christi wirklich im Brot und Wein sei, nicht übereinstimme, doch betonte man auch das Gemeinsame in der Lehre, nämlich den geistlichen Genuß des Leibes und Blutes in den Zeichen, wodurch die Möglichkeit eines Zusammengehens in Liebe und Frieden gegeben war. Zu einer weiteren Versöhnung brachte es der Landgraf nicht. Als er die Häupter einzeln dringend ermahnte, wenn sie sich auch nicht verständigen könnten, so sollten sie sich doch wenigstens als Brüder betrachten und dies öffentlich erklären, trat Zwingli mit thränenden Augen vor Luther hin und sprach: „Es gibt keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber eins sein wollte,

als mit den Wittenbergern;" aber Luther wies die dargebotene Bruderhand zurück mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist als wir!" Besonders war es Melanchthon, der an Luther schürte. Ihm war die Verbrüderung mit den Schweizern zuwider, weil er darin ein neues Hindernis des erhofften Friedens mit König Ferdinand und der Kirche sah. Noch einmal ermahnte der Landgraf den starrsinnigen Mann, die Bruderliebe nicht zu versagen; doch dieser sprach: „Die Liebe, die man dem Feinde schuldig sei, wolle er den Gegnern nicht verweigern." Es fiel dem Reformator nicht leicht, so harten Gemüts zu erscheinen, denn er war von Natur gutmütig und voll Menschenliebe; gestand er doch selbst, er habe sich wie ein Wurm im Staube gekrümmt und der Satan habe ihn so gequält, daß er gefürchtet habe, Weib und Kind nie mehr zu sehen. Aber zwischen der supranaturalistischen Gläubigkeit, auf der er fußte, und dem rationellen Geist Zwinglis fand er keine Vermittelung. So trennte man sich in 5. Okt.
schwerer Stunde; der politische Zweck, den der Landgraf bei der Anordnung des Marburger Kolloquiums im Auge gehabt, wurde nicht erreicht. Luther begab sich sofort nach Schleiz, wo gerade der Kurfürst von Sachsen und Markgraf Georg von Brandenburg eine Zusammenkunft hatten, und setzte den Beschluß durch, daß ein Bund nur auf Grund vollkommener Glaubenseinheit abgeschlossen werden sollte. Zu dem Ende wurde die Marburger Einigungsformel im Geiste der lutherischen Auffassung umgearbeitet, mit scharfer Betonung der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl, und den oberländischen Gesandten, die in Schwabach sich zu einem neuen Konvent eingefunden hatten, zur Unterschrift vorgelegt. Die Abgeordneten von Ulm und Straßburg entschuldigten sich jedoch, da die „Schwabacher Artikel" nicht mit der bei ihnen herrschenden Predigtweise übereinstimmten und sie ohne ausdrückliche Instruktion der veränderten Fassung nicht beitreten könnten.

So kam der verabredete Bund nicht zu stande. Die Schuld des Scheiterns fiel allein auf Luther, dessen unnachgiebiger, im kirchlichen Mysterium festgebannter Geist keinen Widerspruch ertrug und dem die nüchterne Natur des Schweizers widerstrebte. Er meinte, daß derselbe „einen andern Geist" habe, und wahr ist, daß beide von verschiedenen Anschauungen ausgingen und verschiedenen Zielen zustrebten. Dem einen ist der Glaube ein Mittel zur Seligkeit, dem andern ein Mittel zur sittlichen Lebenserneuerung. Der Streit um die Abendmahlslehre war nur ein Einzelgefecht und Luther war bei seiner Vorstellungsweise vollkommen im Recht, wenn er sich nicht durch Vernunftgründe imponieren ließ. Wo der ganze Glaubensinhalt auf Wunder und Geheimnis gegründet ist, und der Gläubige stets auf den Satz sich gewiesen sieht, daß bei Gott nichts unmöglich ist, da kann auch gefordert werden, daß man sich an das buchstäbliche „Ist" in den Einsetzungsworten halte. „Wer, wie dies die Schweizer in Marburg von sich erklärten, die Symbole der alten Kirche unterschreibt, bemerkt H. Lang, in welcher die Dreieinigkeit, die Menschwerdung Gottes, die Auferstehung, Himmel- und Höllenfahrt Christi gelehrt wird, der hat kein Recht, im Namen der Vernunft gegen eine Ungereimtheit Einsprache zu thun."

6. Der Kaiser und die deutschen Protestanten.

Die deutsche Gesandtschaft bei dem Kaiser. Und gerade jetzt that ein festes Zusammenhalten aller reformatorisch Gesinnten mehr als je not! Denn der Kaiser, siegreich über seine Feinde und mit dem Papst ausgesöhnt, wollte die Einheit der Kirche in Deutschland herstellen. In Spanien erhielt er die Kunde von der Protestation in Speier und bezeugte darüber großes Mißfallen. Kurz nachher brach er auf, um sich über Italien nach Deutschland zu begeben. Da beschlossen die vereinigten Stände, welche gegen den Reichstagsabschied Verwahrung eingelegt, eine eigne Gesandtschaft abzuordnen, um ihre Schritte zu rechtfertigen. Sie wählten den Nürnberger Syndikus von Kaden, den markgräflich-brandenburgischen Geheimschreiber Frauentraut und den Bürgermeister Ehinger von Memmingen. Der Kaiser 12. Aug. war in Genua ans Land gestiegen. In Piacenza trafen ihn die Abgesandten, fanden aber eine ungnädige Aufnahme; mit Mühe erlangten sie persönliches Gehör; die Protestationsschrift wollte Karl nicht selbst entgegennehmen. Über vier Wochen mußten sie auf Antwort warten und wurden mit Geringschätzung behandelt. Ihr Stand mochte nicht vornehm genug erscheinen. Endlich erhielten sie den Bescheid, daß der Kaiser ihr Verfahren mit Mißfallen vernommen habe; es sei altes Herkommen bei Reichsversammlungen, daß sich die Minderheit dem Mehrheitsbeschluß füge; sie sollten von ihrem Widerstand ablassen und schuldigen Gehorsam leisten, sonst müßte man zu ernstlicher Bestrafung schreiten. Der Geheimschreiber, der mit ihnen unterhandelte, wollte die Speierer Appellation nicht annehmen; da legten sie die Schrift auf seinen Tisch. Wegen dieses ordnungswidrigen Verfahrens wurden sie einige Tage unter Aufsicht gestellt. Besonders ergrimmte der ganze Hof über Kaden, der es wagte, ein Büchlein über die neue Lehre, das er mitgebracht, dem Kaiser zu überreichen. Er wurde länger als die andern zurückgehalten, bis er durch die Flucht entkam.

Diese Aufnahme der Botschafter ließ wenig Gutes ahnen. Der Kaiser hatte seinen Frieden mit Frankreich und mit dem Papst gemacht, um im Verein mit beiden Mächten die Ketzerei zu vertilgen. Und dennoch wollten die Evangelischen in Deutschland von keiner Vereinigung hören, die nicht auf völliger Übereinstimmung der Glaubenssätze beruhte. Vergebens hoffte der Landgraf auf einer neuen Versammlung, Dez. 1529. die bei der Rückkunft der Gesandtschaft in Schmalkalden abgehalten wurde, würden sich die Evangelischen in Anbetracht der drohenden Aussichten nachgiebiger zeigen; man verlangte abermals die Unterschrift der Schwabacher Artikel, und als Straßburg und Ulm dieselbe wieder verweigerten, erklärte man ihnen, daß man kein Bündnis mit ihnen schließen könne.

Luthers politische Anschauung. Wenn Zwingli es als die Hauptfrucht der in Marburg vereinbarten Glaubensartikel rühmte, daß damit den Lutherischen der Weg zu den Papisten abgeschnitten worden, so hatte er nicht Unrecht. Der Widerstand gegen Kaiser und Reich fiel Luther ebenso schwer, wie das Ausscheiden aus der katholischen Kirche. Er gab sich damals von neuem der Hoffnung einer Ausgleichung hin;

die konservative Haltung, die er seit der Rückkehr von der Wartburg angenommen, die kräftige Niederkämpfung aller radikalen Auflehnungen gegen die bestehenden Zustände in den Wiedertäufern, in den aufrührerischen Bauern, in den Zwinglianern mußte ihn in den Augen des Kaisers als Streiter für Ordnung und Autorität erscheinen lassen. Wenn Karl, wie er in der Wahlkapitulation verheißen, zur Abstellung der von allen anerkannten kirchlichen Mißbräuche die Hand bot und ein allgemeines Konzil veranstaltete, war eine Versöhnung in Glaubenssachen keine Unmöglichkeit. Die bevorzugte Stellung der Hierarchie und des Klerus, welche Luther mit besonderem Eifer bekämpfte, war ja auch dem Kaiser nicht nach dem Sinne. Und mit Recht konnte sich der Reformator rühmen, daß in den Ländern, wo das Evangelium gepredigt werde, die Würde und Majestät des Reichs und der Obrigkeit mehr geachtet sei, als in den papistisch gesinnten Staaten. Und in welchem Glanze strahlte der Name des Habsburgers, wenn es ihm gelang, die Einheit der Reichsmonarchie und die Einheit der Kirche auf neuen festeren Grundlagen herzustellen, hier die veralteten, unzeitgemäßen Satzungen und Einrichtungen zu beseitigen, dort die kaiserliche Autorität zu stärken und mit der Aristokratie der Fürsten und Stände in das richtige Verhältnis zu setzen. Wahrlich eine Aufgabe, die einen ehrgeizigen stolzen Herrscher wohl reizen konnte, und Luther war der rechte Mann, ihn einem solchen Ziel entgegen zu führen. Ihm war das Kaisertum eine Fortsetzung des römischen Imperiums, wie es zur Zeit der Apostel bestanden; die monarchische Gewalt, die er in der Schrift vorfand, war in seinen Augen auch in Deutschland die von Gott gesetzte Obrigkeit, der man zu gehorchen habe. Als man hörte, daß Karl gerüstet heranziehe, daß er entschlossen sei, der römisch-katholischen Kirche wieder die frühere Stellung zu verleihen, da waren die Meinungen geteilt, ob die Fürsten und reichsstädtischen Magistrate berechtigt wären, dem Kaiser Widerstand zu leisten, wenn er Gewissenszwang üben wollte. Man machte zur Verteidigung geltend, dem Bedrängten sei die Gegenwehr gestattet; man urteilte, „wenn eine Gewalt, die allerdings von Gott stamme, sich wider Gott auflehne, so könne sie nicht mehr als eine rechte Obrigkeit betrachtet werden"; man berief sich auf die Wahlkapitulation und die beschworenen Gerechtsame der Landesherren; eine Verletzung derselben rechtfertige die Selbsthilfe. Aber Luther und seine unbedingten Anhänger, wie Johann Brenz, sprachen sich entschieden gegen jeden Widerstand aus. In dem Augenblick, da das Schwert gegen sie gezückt wurde, beharrten die Häupter der Evangelischen bei dem Grundsatze, daß man die irdische Gewalt nicht zur Beschützung des Glaubens und Gewissens anrufen dürfe, daß man dem Kaiser in Waffen wehrlos gegenüber treten müsse, daß man keinen Bund eingehen solle mit Bekennern abweichender Religionsmeinung.

„Und zwar nicht aus Furcht, aus Zweifel an der eignen Tüchtigkeit," bemerkt Ranke, „das sind Rücksichten, welche diese Seelen nicht kennen. Man thut es nicht,

ganz allein aus Religion. Gewiß, klug ist das nicht, aber es ist groß." Jedoch für eine solche Handlung gebrach dem Kaiser das Verständnis. Ihm war Luther immer noch der Mönch, „der ihn nicht zum Ketzer machen sollte". Und gerade damals legte dieser Mann seine gewichtige Stimme ein, daß die Deutschen ohne Unterschied des Glaubens das Haus Österreich in seiner Bedrängnis vor den Türken unterstützen sollten. Wir haben gesehen, daß die Päpste früher Geldsammlungen ausschrieben, um die Feinde der Christenheit zu bekriegen, und dann die Beiträge der Gläubigen zu fremdartigen Zwecken benutzten; jetzt forderte der Gegner des Papsttums in einer „Heerpredigt wider die Türken" seine Glaubensgenossen zu thätiger Hilfe auf in einem Augenblick, wo das Haupt dieses Hauses mit den feindseligsten Plänen wider die Evangelischen umging. In dem Reichsheer, das zur Rettung der belagerten Donaustadt Wien auszog, standen sächsische und andre evangelische Kriegsmannschaften in guter Zahl.

XI. Der Reichstag in Augsburg.

1. Eingang und Vorzeichen.

Das kaiserliche Ausschreiben. In Marburg und Schwabach hatte Luther seine Stellung gegenüber der vorwärts drängenden Richtung in der Reformation eingenommen; es war Zeit, daß er sie auch gegenüber den Papisten abgrenzte. Dies sollte durch den Reichstag von Augsburg bewirkt werden. Als der Kaiser in Bologna mit dem Papst unter einem Dache wohnte, richtete er ein Ausschreiben an die deutschen Fürsten 1530. und Stände, sich auf den 8. April in der Stadt Augsburg einzufinden, damit man über die Sicherheit des Reichs wider die Türken und über die Beilegung des Zwiespalts in der Religion berate und beschließe. Das letztere war, da Suleiman bereits zum Abzug von Wien gezwungen worden, das Hauptanliegen. Über sein Verfahren hatte der Kaiser sich mit dem Papst verständigt: man wollte zunächst versuchen, auf dem Wege der Güte, durch Versprechungen und Überredungskünste die Abgewichenen zur Rückkehr zu bringen, und erst, wenn diese Mittel nicht zum Ziel führen sollten, Gewalt anwenden, „um die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen". Dies war auch die Meinung des Legaten Campeggi, der den Kaiser zu dem Reichstag begleiten sollte. Daher war das Einladungsschreiben, das wohl von dem gemäßigten Kanzler Gattinara herrührte, in mildem versöhnlichen Geiste gehalten: Es sei die Absicht des Kaisers, über die Irrung und Zwiespalt, welche im Glauben entstanden sei, zu handeln und zu beschließen, damit es geschehen möge, „die Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal Christo, unserm Seligmacher zu ergeben, eines jeglichen Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit zu hören, dieselben zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und alles abzuthun, was zu beiden Seiten nicht recht sei ausgelegt worden, also daß alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben möchten". Es war den Fürsten eingeschärft, in Person sich einzufinden.

Das kaiserliche Ausschreiben versetzte die Gemüter in große Aufregung. Die Altgläubigen erwarteten den Lohn für ihre Treue und sahen der Ankunft Karls mit frohen Hoffnungen entgegen, ja mehrere derselben, wie Georg von Sachsen, Joachim von Brandenburg, Wilhelm von Bayern, eilten demselben nach Innsbruck entgegen, wo er sich einige Zeit aufhielt, wohl in der Absicht, sich über die Lage und Stimmung genauer zu unterrichten. Die protestierenden Fürsten und Stände dagegen waren nicht ohne Sorge. Der Kurfürst von Sachsen ließ sich vor seiner Abreise nach Augsburg von seinen Theologen die Hauptsätze der evangelischen Lehre zusammenstellen. Sie unterwarfen die Schwabacher Artikel einer Revision und überreichten sie ihm in Torgau, woher sie auch den Namen „Torgauer Artikel" führen. Darauf machte er sich auf den Weg, begleitet von seinem Sohn, dem Kurprinzen Johann Friedrich, von dem Herzog von Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, dem Grafen Albrecht von Mansfeld und vielen Edlen. Auch Luther, Melanchthon, Jonas, Spalatin und der Kanzler Brück waren in seinem Gefolge. Aber in Koburg wurde Luther zurückgelassen. Da er noch in Acht und Bann lag, so schien es nicht passend, ihn unter die Augen des Kaisers zu bringen; sein Leben oder seine Freiheit konnte in Gefahr kommen. Zudem hätte sein Name und seine Heftigkeit leicht die Unterhandlungen erschweren können. Am 2. Mai langten sie in Augsburg an, während der Kaiser noch in Innsbruck weilte. Zehn Tage später hielt der Landgraf Philipp von Hessen mit stattlichem Gefolge seinen Einzug in die Reichsstadt. Beide Fürsten ließen ihre Geistlichen in den Kirchen predigen, zum großen Ärger der römisch Gesinnten. Auch der Kaiser wurde darüber gereizt. Er machte den Grafen von Nassau und Neuenahr, die der Kurfürst zu seiner Begrüßung abschickte, bittere Vorwürfe, daß ihr Herr die gute Verwandtschaft und Freundschaft, die so viele Jahre zwischen den Häusern Österreich und Sachsen bestanden, durch den Irrsal und Zwiespalt wegen des Glaubens gestört, das Wormser Edikt verachtet und mit andern ungehorsamen Fürsten und Ständen ein Bündnis geschlossen habe, das zur Spaltung des Reichs und zur Trennung von dem Kaiser, dem Schirmherrn der Christenheit, führen müsse. Die evangelischen Predigten, wodurch die Religionsstreitigkeiten vermehrt würden, sollten eingestellt werden. In etwas freundlicherem Tone ließ er dem Kurfürsten dann weiter sagen, er selbst oder der Kurprinz möge sich persönlich bei ihm einfinden, damit durch mündliche Besprechung eine Ausgleichung erzielt werde. Johann war jedoch nicht geneigt, der Einladung Folge zu leisten. Der Reichstag in Augsburg, meinte er, sollte das so oft verlangte Nationalkonzil vorstellen, und nun werde ihre Sache vor allem Verhör verurteilt. Die Persönlichkeiten, die zum Hoflager strömten und mit Gunst- und Gnadenbezeugungen überschüttet wurden, gehörten alle der Gegenpartei an; seine Erscheinung in ihrer Mitte hätte somit als reumütige Unterwerfung gedeutet werden können. Auch hielt er es nicht für zweckmäßig, daß über Reichsgeschäfte an einem andern Orte verhandelt werde, als an dem dafür

Der Kaiser in Innsbruck. Haltung des Kurfürsten.

bestimmten. So kam denn ein Antwortschreiben zu stande, worin in würdiger Weise die Vorwürfe zurückgewiesen, die nachbarlichen Einigungen als Maßregeln zur Verteidigung gegen thätliche und ungerechte Gewalt, falls solche beabsichtigt würde, entschuldigt und die Einladung zum persönlichen Erscheinen abgelehnt wurde. Auch wollte er nicht in die Einstellung der evangelischen Predigten willigen, obwohl Melanchthon meinte, man sollte dem Kaiser willfahren, weil sie in seiner Stadt Gäste seien.

Glänzender Einzug.

Von Innsbruck, wo der kaiserliche Kanzler Gattinara, ein besonnener Staatsmann von umfassendem politischen Blick und versöhnlicher Natur, aus dem Leben schied, bewegte sich der kaiserliche Hof nach München. Hier wurde Karl mit großer Pracht empfangen. Alles bestrebte sich, dem mächtigen Monarchen, der seit neun Jahren zum erstenmal wieder auf deutscher Erde erschien, dessen Ruhm seitdem in aller Welt erschollen war, der so viele edle Güter und Gaben in seiner Hand trug, mit Huldigung und Unterwürfigkeit zu nahen. Als er am 15. Juni mit seinem stattlichen Gefolge gegen Abend vor Augsburg erschien, eilten ihm die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten entgegen, um ihn feierlich zu begrüßen. Der Kurfürst von Mainz sprach den Willkomm aus im Namen dieser „versammelten Glieder des heil. römischen Reichs", die ausgezogen waren, ihren Kaiser noch einmal in der ganzen mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit einzuholen. Seit Jahrhunderten hatte man keinen Einzug erlebt, der dem gegenwärtigen sich vergleichen ließ. Alle Fürsten des Reichs schienen ihren Groll und ihre Feindschaften, die sie gegeneinander hegten, vergessen zu haben, als sie nach altem Recht und Herkommen geordnet, Karl in spanischer Tracht auf weißem Zelter unter einem Baldachin in der Mitte, in die berühmte Reichsstadt einzogen und den Kaiser nach der Hauptkirche geleiteten. Karl war sonst kein Freund von Prunk und feierlichen Szenen, aber bei dieser Gelegenheit wollte er fühlen lassen, „daß er der Kaiser sei, im alten Sinne des Worts, der Herr der Welt, der Vogt der Kirche". Alle begegneten ihm mit der gleichen Ergebenheit: Kurfürst Hans trug ihm das bloße Schwert vor; an der gottesdienstlichen Handlung, wobei die Priester das Tedeum sangen und den Segen sprachen, nahmen Katholiken wie Protestanten teil, nur daß die letzteren nicht niederknieten.

Erste Opposition der Fürsten.

Gerade diese Ergebenheit mochte den Habsburger in der Meinung bestärken, sein Gebot werde genügen, um die der Neuerung ergebenen Fürsten von ihren Meinungen abzubringen. Sachsen und Hessen hatten noch jüngst ihre Treue und Anhänglichkeit an das österreichische Haus durch ihren Eifer und ihre Hilfe im Türkenkrieg bekundet; Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach war grau geworden in des Kaisers Diensten und hatte denselben stets mit der Unterwürfigkeit eines Lehnsmannes als seinen Herrn geehrt. Diese Hingebung hoffte nun Karl auch in religiösen Dingen zu finden. Kaum hatte er das bischöfliche Schloß, die Pfalz, bezogen, so entbot er die der Reformation ergebenen Fürsten zu sich und ließ ihnen durch seinen Bruder eröffnen, daß sie die evangelischen

Predigten einstellen, die neuen Kultusformen entfernen und an dem Fronleichnamsfest, das man am folgenden Tag in prunkender Weise zu feiern gedachte, teilnehmen sollten. Zu seinem Verdruß begegnete aber Karl einem entschlossenen Widerstand. So dienstwillig und gehorsam sie sich in allen weltlichen Angelegenheiten gezeigt, so fest waren sie in Sachen des Gewissens. Landgraf Philipp suchte zu beweisen, daß in den neuen Predigten nichts vorkomme, als was sich in der Heil. Schrift und bei Augustinus finde. Dem Kaiser stieg bei seiner Rede das Blut ins Gesicht und er wiederholte den Befehl um so bestimmter. Da rief der alte Markgraf von Brandenburg aus: „Herr, ehe ich Gott und sein Evangelium verleugne, will ich auf der Stelle niederknieen und mir den Kopf abschlagen lassen.“ Dies erschütterte den Monarchen; er gab ihm in abgebrochenem Niederdeutsch zur Antwort: „Lieber Fürst, nicht Kopf ab, nicht Kopf ab!“ Darauf wurden sie entlassen. An der Fronleichnamsprozession, die „zu Ehren des allmächtigen Gottes“ am nächsten Tag angeordnet ward, nahmen die evangelisch 16. Juni 1530.
Gesinnten keinen Teil. Dagegen verständigte man sich hinsichtlich des Predigens in der Art, daß weder von der einen noch von der andern Seite Kanzelreden gehalten, sondern nur das Evangelium und die Epistel durch eigne, von dem Kaiser dazu bestellte, Geistlichen vorgelesen werden sollten. Aus diesem Vorspiel konnte man einen Schluß ziehen, welchen Verlauf und Ausgang das ganze Werk haben würde. Der Kurfürst Johann zeigte sich seines Beinamens „der Standhafte“ würdig und sein Beispiel diente allen seinen Gesinnungsgenossen zum Vorbild. Schon damals meinte Luther, der Kaiser habe seinen Beschluß nach den Eingebungen von Papst und Bischöfen zum voraus gefaßt, der Reichstag sei nur angeordnet worden, um sagen zu können, man habe die Neuerer gehört und des Irrtums überwiesen, und sie dann als Halsstarrige und Ungehorsame zu verschreien.

2. Konfession und Konfutation.

Am 20. Juni wurde der Reichstag in dem Rathaus eröffnet. Unter den Die Augsburger Konfession. 1530
zahlreichen Traktanden waren die finanziell-militärischen Bewilligungen zum Türkenkrieg die politisch wichtigsten, die Ernennung Ferdinands zum römischen König die dem Kaiser persönlich am meisten angelegene. Nichts aber war durchzuführen, ohne daß die religiöse Spaltung berührt werden mußte. Pfalzgraf Friedrich forderte daher im Namen des Kaisers die versammelten Fürsten und Stände auf, „ihr Gutdünken, Opinion und Meinung“ über die religiösen Streitigkeiten zu Deutsch und Latein in Schrift zu stellen und zu überantworten. Die Evangelischen waren darauf vorbereitet. Seit dem Reichstagsausschreiben hatten die Wittenberger Theologen an einer Bekenntnisschrift gearbeitet, in welcher auf Grund der Marburger, Schwabacher und Torgauer Artikel die Hauptlehren zusammengefaßt waren. Diese Schrift hatte Melanchthon in Augsburg mit

emsigem Fleiß unter sorgfältiger Beratung mit den anwesenden Glaubensgenossen überarbeitet und über das Ganze und Einzelne Luthers Meinung eingeholt. Gewandt und fein, wie es von dem gebildeten geistreichen Mann nicht anders zu erwarten stand, war die Schrift abgefaßt, mit unermüdlichem Fleiß hatte er Tag und Nacht daran gearbeitet, verbessert, gefeilt. Die Darlegung der Grundansichten sollte zunächst als Rechfertigung dienen gegen die Vorwürfe der Ketzerei, daher sie anfangs als „Apologie" bezeichnet ward; doch wich dieser Name bald dem allgemeinen der „Augsburger Konfession". Es war eine „religiöse, praktische und politische Schrift", die in dem ersten aus 21 Artikeln bestehenden Teil die Lehren der Evangelischen in möglichster Annäherung an den altkatholischen Glauben und mit strenger Verwahrung gegen die Ansichten der Zwinglianer darlegte, im zweiten Teil, der 7 Artikel enthielt, die Irrtümer und Mißbräuche enthüllte, die man abgeschafft hatte, aber auch hier mehr im ruhigen apologetischen Ton als mit verletzender Polemik. In klarer schöner Ordnung und Entwickelung war darin bewiesen, daß die Anhänger der Reformation nichts anstrebten, als die reine Lehre der apostolischen Kirche im Sinne und Geist der Kirchenväter, daß sie mithin auf dem Boden des lateinischen Glaubensbegriffs ständen, wie er noch in Augustinus zu Tage trete, und daß sie nur solche Satzungen, Gebräuche und Einrichtungen entfernt hätten, welche mit der Heil. Schrift in Widerspruch ständen und im Laufe der Zeit durch Menschenwitz und Menschenlist eingeführt worden und geeignet wären, die gläubige Seele vom geraden Weg zu Christus abzulenken. Die ganze Schrift bedeutet einen letzten Versuch, die Übereinstimmung der protestantischen Kirchenbildung mit der katholischen zu beweisen und die, bereits thatsächlich gesprengte, Kirchengemeinschaft womöglich zu bewahren. Überall wird das Gemeinsame mit aufrichtiger Friedensliebe in den Vordergrund gestellt und gezeigt, wie man sich in der Glaubenslehre auf dem positiven Grund der alten Kirche hielt; nur die Auswüchse der kirchlichen Theorie und Praxis sollten entfernt werden; aber über solcherlei abergläubische Mißbräuche, von denen man sich lossagte, waren ja seit mehr als einem Jahrhundert von allen Seiten Klagen und Proteste erhoben worden.

Melanchthon war sichtbar bemüht gewesen, alles Schroffe und Scharfe fern zu halten: die alte Kirchenlehre, wie sie auf Grund der Heil. Schrift in den ersten Jahrhunderten des Christentums sich entwickelt und ausgebildet hatte, wurde als Glaubensinhalt mit Ehrfurcht und gläubigen Herzens vorgetragen und die Abweichungen im Kultus, in den Gebräuchen und hierarchischen Einrichtungen mit möglichster Schonung dargestellt. Die Bekenntnisschrift enthielt weniger eine eigentümliche Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffs als eine Darlegung derjenigen Doktrinen, worin man mit der katholischen Kirche übereinstimmte oder von ihr abwich. Der gemeinschaftliche Lehrgrund, wie er in dem apostolischen und Nicäischen Bekenntnisse und auf den vier ersten Konzilen festgestellt war, wurde, weil davon die Berechtigung der Reformation innerhalb des heiligen römischen Reichs abhing, besonders betont; er sollte als der gesunde Fruchtkern erscheinen, der in abweichenden Formen, in verschieden gestalteten Schalen die Lebensspeise bilde; die irrigen Lehrmeinungen, welche die alte Kirche verdammt,

sollten noch immer als Häresien angesehen werden. Die Konfession wurde von allen reformatorisch gesinnten Fürsten und den Abgeordneten von Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet; auch der Landgraf von Hessen wurde durch ein Schreiben Luthers zur Unterschrift gebracht. Dieser hochherzige, freisinnige Fürst hatte sich nochmals alle Mühe gegeben, die lutherischen Theologen, insbesondere Melanchthon und Brenz, zur Vereinigung mit den Zwinglianern zu bewegen. Er machte geltend, wie ganz anders der Eindruck wäre, wenn alle Bekenner der reformatorischen Sache in geschlossener Phalanx den Katholischen gegenüberständen, wie sehr die Wahrnehmung einer Spaltung die Gegner ermuthigen und mit Siegeshoffnungen erfüllen müßte; er führte ihnen zu Gemüte, daß ja beide Teile in den Hauptstücken übereinstimmten, daß die Unterschiede nicht so wichtig seien, daß sie eine Trennung rechtfertigten, oder daß dieselben nicht noch auf dem Wege der Belehrung und Überzeugung gehoben und ausgeglichen werden könnten. Es gelang ihm nicht den Widerstand zu brechen; er hatte in einem Gespräch mit Urbanus Regius kein Hehl daraus gemacht, daß er der Meinung Zwinglis zugethan sei, die sich auch in den Reichsstädten und beim Volk großen Beifalls erfreute. Die lutherisch Gesinnten fürchteten daher, die Ansicht der „Sakramentierer" möchte in Deutschland weitere Verbreitung finden und sie überflügeln. Darum war Melanchthon geflissentlich bemüht, ihre eigne Sache von den Schweizern und den oberdeutschen Städten in unmißdeutbarster Weise zu trennen. Ihre Ansicht von der Abendmahlslehre wurde ausdrücklich zurückgewiesen und die Art, wie Melanchthon in einem Briefe an Luther von dem Glaubensbekenntnis spricht, welches Zwingli einsandte, giebt Zeugnis von der feindseligen Stimmung der Wittenberger gegen die Reformatoren im Süden. Die Auffassung der letzteren, welche die vier Städte Straßburg, Lindau, Memmingen und Konstanz in einer eignen Konfession (Tetrapolitana) überreichten, sollte trotz der geringen Abweichung als Privatmeinung gelten und verworfen werden. Und doch hatten Bucer und Capito, die auf Sturms Wunsch nach Augsburg gekommen waren und daselbst die Tetrapolitana abgefaßt hatten, die Ausdrücke bei der Abendmahlslehre so gewählt, daß kaum ein Unterschied von der lutherischen Doktrin zu bemerken war: In dem achtzehnten Artikel hieß es „der Herr gebe in dem Sakrament seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken zur Speise der Seelen, zum ewigen Leben". Die Worte Luthers „Ihr habt einen andern Geist als wir" klangen in seinen Anhängern noch in dem Augenblick nach, als die Grenzlinien zwischen Katholizismus und Protestantismus für immer festgestellt wurden. Es war natürlich, daß diese Schroffheit der Lutheraner auch auf Zwingli ihre Rückwirkung übte. In einem Schreiben an den Kaiser betonte er schärfer als in Marburg die zwischen ihm und den Wittenbergern obwaltende Lehrverschiedenheit. Er wollte die Lehre von der Eucharistie nie anders verstanden wissen, als daß der Leib Christi nur im geistlichen Sinne gegenwärtig sei, „nur der gläubigen Seele" in den Zeichen gereicht werde.

Stellung zu den Zwinglianern.

Es war keine leichte Sache, den von dem Kardinal Campeggi und andern katholischen Wortführern geleiteten Kaiser dahin zu bringen, daß er die öffentliche Verlesung der Glaubensschrift zugestand. Man wollte anfangs nur die Einreichung gewähren; dazu ließen sich jedoch die Evangelischen nicht herbei. Aber ebensowenig vermochte man durchzusetzen, daß auch die papistische Partei ein Bekenntnis vortrage, damit ein freies unparteiisches Urteil gefällt werden möchte, wie das Ausschreiben verheißen. Dem Kaiser wäre es nicht unerwünscht gewesen, dann hätte er als Schiedsrichter auftreten können. Aber die geistlichen und welt-

Die Verlesung der Bekenntnisschrift.

lichen Fürsten, welche schon in Speier die Majorität gebildet, meinten, nicht sie, die Treugebliebenen, welche das Wormser Edikt gehalten, hätten eine richterliche Entscheidung zu suchen, sondern die Abgefallenen seien die Angeklagten. Überhaupt wand die katholische Mehrheitspartei dem Kaiser die Leitung der Dinge aus den Händen. „Daß der Kaiser selbst hier nichts treibe, sondern getrieben werde,“ schrieb Luther an Melanchthon, „wer siehet das nicht?“ Und als endlich
25. Juni. die Verlesung gestattet ward, geschah es nicht im großen Saale des Rathauses, wo sich eine starke Zuhörermenge hätte einfinden können, sondern in der Kapelle des Bischofshofes, die nur etwa zweihundert Personen zu fassen vermochte. Als der Kaiser seinen Sitz eingenommen, traten die sächsischen Kanzler Georg Brück und Christian Bayer in die Mitte, jener die lateinische, dieser die deutsche Konfession in Händen haltend. Karl verlangte, daß zuerst die in lateinischer Sprache abgefaßte verlesen werde; aber der Kurfürst von Sachsen wendete ein, daß man sich auf deutschem Grund und Boden befände, worauf die Vorlesung der deutschen gestattet ward. Sie geschah durch den Dr. Bayer in so lautem und vernehmlichem Tone, daß sie nicht nur in der Kapelle, sondern auch im Bischofshofe, ja sogar in der ganzen Pfalz verstanden wurde. Der Eindruck war großartig und überwältigend. Die römisch Gesinnten erfuhren hier zum erstenmal, daß die Lehre, die sie bisher als „lutherische Ketzerei“ verdammt, aus ihrem eignen Boden entsprungen, von kirchlichem Geist durchdrungen war; und dennoch fühlte man zugleich die tiefe Grundanschauung durch, welche der Reformation Dasein und Leben gegeben, nämlich „daß der Mensch weder durch seine natürliche Kraft, noch durch das Verdienst seiner Werke, noch auch durch irgend eine Genugthuung, sondern allein durch die Gnade Gottes um Christi willen und durch die vermittelst dieses Glaubens erzeugte Besserung seines Herzens die Vergebung seiner Sünden und das wahre Heil seiner Seele erlangen könne“. Stärker trat der Gegensatz zu Tage in den sieben Artikeln gegen die „Mißbräuche“, worin die Austeilung des Abendmahls unter einer Gestalt, das Cölibat, das Meßopfer, die Ohrenbeichte, die Traditionslehre, die Klostergelübde, die hierarchische Kirchengewalt verworfen oder im Geiste der Reformation verändert und gedeutet waren, „nicht unchristlich oder freventlich, sondern gedrungen durch Gottes Gebot, welches höher zu achten sei, als alle Gewohnheit“.

Nachdem die Vorlesung beendigt war, nahm der Kaiser, welcher nicht genug Deutsch verstand, um folgen zu können, und mittlerweile eingeschlafen war, die beiden Schriften entgegen; das deutsche Exemplar überreichte er dem Reichserzkanzler, Albrecht von Mainz, das lateinische nahm er mit sich. Darauf ließ er durch den Pfalzgrafen Friedrich antworten, er werde diese hochwichtige Angelegenheit in Erwägung ziehen und seinen Bescheid erteilen; übrigens sollte die Konfession nicht ohne besondere Erlaubnis veröffentlicht werden. Da aber bald hernach ein fehlerhafter Abdruck erschien, so sah sich Melanchthon veranlaßt, noch während des Reichstags sie in beiden Sprachen in Wittenberg herauszugeben.

Nach Verlesung der Augsburger Konfession traten bei den Anwesenden ver-

schiedene Ansichten über das einzuschlagende Verfahren zu Tage: die eifrigsten Gegner waren der Meinung, „man solle mit Blut die roten Rubriken dazu machen"; aber des Kaisers Beichtvater Quintana und der Kardinallegat Campeggi wünschten, daß man zuerst eine Widerlegung der evangelischen Bekenntnisschrift vornehmen und zugleich alle Mittel einer Vereinigung und Verständigung anwenden sollte. Demgemäß wurden aus der großen Anzahl katholischer Theologen, Geistlichen und Mönche, welche im Gefolge der Fürsten und Bischöfe sich in Augsburg eingefunden, einige ausgewählt, die zur Abfassung einer solchen Widerlegungsschrift am geeignetsten schienen. Man bestimmte dazu vorzüglich solche Gelehrte, die wie Johannes Eck, Konrad Wimpina, Johann Faber, Johann Cochläus bisher schon als Vorfechter des römisch-katholischen Lehrbegriffs wider Luther und seine Anhänger hervorgetreten waren. Bei der feindseligen Stimmung, die sich in Reden und Flugschriften von allen Seiten gegen die reformatorisch Gesinnten kund gab, die sich selbst in der Weigerung des Kaisers zeigte, dem Kurfürsten von Sachsen die versprochene aber noch immer vorenthaltene Belehnung zu erteilen, weil er sich in Sachen der Religion von ihm getrennt, konnten die Evangelischen keinen günstigen Ausgang erwarten. Pfaffen und Kardinäle, schreibt Jonas an Luther, brennen wie Feuer in den Dornen. Die Papisten beherrschten das Feld, sie drängten den Kaiser mehr und mehr aus der schiedsrichterlichen Stellung, die er zu behaupten gesucht. Der Kardinallegat wandte sich an Erasmus; dieser zeigte jedoch keine Lust, sich auf einen Kampfplatz zu begeben, wo Scholastiker und Mönche, gegen die er so manchen Hieb geführt, das große Wort hatten. Er begnügte sich mit einem Gutachten, worin er zur Vorsicht mahnte und in betreff der Priesterehe, der Klostergelübde und der Abendmahlsform sich zu gunsten der Protestierenden aussprach; im übrigen bearbeitete er durch Briefe den ohnehin immer schwachmütiger auftretenden Melanchthon. Die Widerlegung beschlossen.

Als die katholischen Theologen die in der Eile zum Teil aus mitgebrachten älteren Abhandlungen zusammengestellte Widerlegungsschrift, Konfutation genannt, einreichten, schien das Werk selbst dem Kaiser und der Mehrzahl der Versammlung sowohl wegen der Weitschweifigkeit als wegen des gehässigen Tones zur Vorlesung ungeeignet. Es mußte umgearbeitet und verkürzt werden. In dieser Gestalt wurde die „Konfutation" einer gründlichen und eingängigen Beratung unterworfen und dann in demselben Saale des Bischofhofes, wie früher die Konfession, vorgelesen. Auch sie zerfiel in zwei Teile; im ersten war vom Glauben, im zweiten von den Gebräuchen gehandelt. Konnte man dort in den Lehren von Sakrament und Gnade, von der Rechtfertigung durch Christus, von der Wirkung des Glaubens und der Werke wenigstens einigen Einfluß der reformatorischen Doktrinen bemerken, so hielt man bei den Gebräuchen um so schroffer die bestehenden Einrichtungen fest, nur daß man bei der Begründung mehr auf die Heil. Schrift und die altkatholische Kirche zurückging, als auf die Scholastik und die kirchlichen Anordnungen späterer Jahrhunderte. Man beharrte Die Konfutation. 3. Aug. 1530.

bei der Abendmahlsform unter einer Gestalt, bei der Siebenzahl der Sakramente, bei Cölibat und Meßopfer und bei dem ganzen hierarchischen System, dem man göttlichen Ursprung beilegte. Es hatte den Bekennern vom 25. Juni somit nicht den mindesten Vorteil eingetragen, daß sie, anstatt das Papsttum in Luthers Weise direkt anzugreifen, dasselbe fast mit Stillschweigen übergangen und ihr Augenmerk nur darauf gerichtet hatten, sich selbst als mit der alten katholischen Reichskirche der vier ersten Jahrhunderte identisch erscheinen zu lassen. Ihren Gegnern imponierten sie damit sowenig wie mit der Verdammung alter und neuer Ketzereien. Übrigens stellte nach der Verlesung der Kanzler Brück im Namen der Unterzeichner der Konfession das Verlangen, daß ihnen die Schrift zur Prüfung und Beantwortung eingehändigt werde. Aber auf den Rat des Legaten wies der Kaiser den Antrag zurück. Es wurde erwidert: „Kaiserliche Majestät habe die verlesene Schrift dermaßen erwogen und befunden, daß sie nicht widerlegt noch abgelehnt werden möge, und begehre nochmals gnädig wie ernstlich, daß sich der Kurfürst mit seinen Anhängern samt ihren Predigern zu derselben gleich und einhellig halten sollten". Statt als Schiedsrichter sich über die Parteien zu stellen, verlangte also der Kaiser im Sinne der Majorität Gehorsam und Unterwerfung; wo nicht, so werde er verfahren, wie es ihm als Kaiser und Schirmherrn der Kirche zukomme. Sogar die Möglichkeit einer Widerlegung wollte er den Evangelischen durch Vorenthaltung der „Konfutation" rauben. Nur auf Grund unvollkommener Aufzeichnungen, die während der Vorlesung nachgeschrieben und später aus der Erinnerung ergänzt worden waren, vermochte Melanchthon eine Gegenschrift aufzustellen, die in der Folge unter dem Namen „Apologie der Konfession" bekannt geworden ist.

3. Augsburg und Koburg.

Stimmung in beiden Heerlagern. Bei der feindseligen Stimmung gegen die protestierenden Stände wäre die Lage derselben sehr bedrohlich gewesen, hätte sich nicht bald gezeigt, daß die Eintracht zwischen Kaiser und Majorität keineswegs so innig und aufrichtig war, als es den Anschein hatte, und wäre nicht anderseits deutlich zu Tage getreten, daß sich die Häupter der Reformationspartei durch keine Gefahren oder Drohungen einschüchtern oder von ihrer Überzeugung abbringen ließen. Wir wissen, wie mißtrauisch und eifersüchtig die Herzöge von Bayern und andre Reichsfürsten auf die Ländergier und Vergrößerungssucht des Hauses Österreich blickten. Niemals hätten diese ihre Hand geboten zu einem Vorgehen, welches ein andres Reichsland in eine ähnliche Lage hätte bringen können, wie Württemberg. Bei ihnen überwogen die politischen Interessen die religiösen. Und auch unter den geistlichen Herren regten sich gar manche Bedenklichkeiten. Albrecht von Mainz erinnerte, wie sehr durch ihre Uneinigkeit „der Türk" zu einem neuen Angriff gegen Deutschland sich aufgefordert fühlen mußte. Wir werden bald den Brief

kennen lernen, worin Luther ihn ermahnte, dahin zu arbeiten, daß man jeden Teil in Frieden seines Glaubens leben lasse. Die Worte blieben nicht ohne Eindruck. Es ist wiederholt angedeutet worden, wie schwer die römische Gewaltherrschaft auf dem deutschen Episkopat lastete; nicht alle waren gewillt, diesen Druck in Ewigkeit fortdauern zu lassen. Wohin mußte es mit der Reichsfreiheit und Fürstenmacht kommen, wenn die habsburgische und päpstliche Autorität vereinigt gegen sie auftrat! Gegenüber diesen Spaltungen und Sonderungen machte die Entschlossenheit und Standhaftigkeit der Evangelischen einen gewaltigen Eindruck. Drei Tage nach Verlesung der „Konfutation" brach der Landgraf Philipp von 6. Aug. 1530. Hessen, mißmutig über den zögernden Gang der Unterhandlungen und unzufrieden über die untergeordnete Stellung gegenüber den mächtigeren Reichsfürsten, plötzlich von Augsburg auf und kehrte in sein Land zurück, ohne von dem Kaiser Abschied zu nehmen. Kurz vorher hatte er ihm noch ins Angesicht gesagt: „Ich will und werde auf der Meinung, die wir übergeben, bestehen, ich würde denn anders als geschehen berichtet; und sollte ich Leib und Leben darüber lassen." In einem Schreiben an den Kurfürsten, worin er die Krankheit seiner Gemahlin als Ursache seines raschen Entschlusses angab, ermahnte er denselben, auf seiner Hut zu sein, und sich nicht schrecken zu lassen; auf ihn könne er bauen, er werde Leib und Gut, Land und Leute bei ihm und Gottes Wort lassen. Den Städten ließ er sagen, sie sollten Männer sein, es habe keine Not, Gott sei auf ihrer Seite; sie sollten nicht einwilligen, daß man die Zwinglischen mit Gewalt dämpfe, noch verjage oder überziehe. „Denn Christus hat uns nicht berufen, zu vertreiben, sondern zu heilen." Man kannte den Unternehmungsmut des kriegerischen energischen Fürsten. Wenn er zu den Waffen griff, von welchen Gefahren war dann der Erzbischof von Mainz, waren die fränkischen Bistümer bedroht! Man wußte, daß Philipp schon lange mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in nahen Beziehungen stand. Konnte er nicht mit demselben zu einem Angriff sich vereinigen? Der Landgraf hatte den Entschluß der Abreise auf eigne Hand gefaßt; aber im gegnerischen Lager war man der Meinung, er habe im Einverständnis mit den andern gehandelt, der Kurfürst und seine Gesinnungsgenossen würden das Beispiel nachahmen. Der Kaiser, welcher nach altem Brauch als Herr der Stadt galt, darin der Reichstag gehalten wurde, ließ Befehl geben, die Thore von Augsburg zu schließen. Die Evangelischen befürchteten nun, sie sollten festgenommen werden, und erschienen beim Kaiser, um Aufklärung zu verlangen. Dieser gab vor, der Befehl sei bloß wegen eines vorgefallenen Mordes erteilt worden. Der Versuch, die Fürsten einzuschüchtern, war somit mißlungen. Insonderheit war der Kurfürst entschlossen, „seinen Christus zu bekennen". Bei keinem andern hatte die religiöse Überzeugung so tiefe Wurzeln geschlagen, war das Evangelium so sehr in das Herz und Gewissen gedrungen, als bei diesem wahrhaft frommen und gottesfürchtigen Fürsten. Er hielt es für seine wichtigste Regentenpflicht, die Kirche auf Grund der Heil. Schrift in seinem Lande zu

begründen, seinem Volk den rechten Weg zum Seelenheil zu zeigen. In viel höherem Grade als sein verstorbener Bruder horchte er auf die Worte und Ratschläge Luthers.

Luther auf der Feste Koburg. Und gerade jetzt strömten diese in einer Fülle und Wärme hervor, atmeten eine Freudigkeit und Zuversicht, wie in den Anfängen seiner reformatorischen Laufbahn. Fern von dem Schauplatz der Kämpfe und Streitigkeiten, unberührt von den persönlichen Eindrücken der Leidenschaften, der Verdächtigungen und Lästerungen, des Ränkespiels und der politischen Trugkünste erhob sich sein Genius noch einmal in voller Kraft zum mächtigen Fluge. Von der Feste Koburg blickte er mit hellerem Auge auf das Treiben des Lebens, hier trat ihm die Größe seiner Aufgabe noch einmal recht klar vor die Seele, hier fühlte er sich seinem Gott und Heiland, dessen Panier er so mutig geschwungen, wieder näher gerückt und unter seinen mächtigen Schutz gestellt. „Die Worte, die Luther in Briefen und Schriften von seiner lichten Höhe herunter in die Wirren des Reichstags hineingesendet, gehören zu seinen schönsten und geistesmächtigsten und atmen das friedliche Behagen eines in Gott ruhenden Gemüts, das stolze Bewußtsein der eignen weltgeschichtlichen Leistung, die volle Zuversicht auf die Vergeblichkeit der feindlichen List und Gewalt." War er auch nicht persönlich in der Mitte seiner Freunde und Glaubensbrüder in Augsburg, so weilte sein Geist doch stets bei ihnen und sein Rat lenkte ihre Schritte. In den düsteren Tagen, welche im Juli und August über die Evangelischen in Augsburg hereinbrachen, war er ihr Hort und Tröster. Unaufhörlich trugen Boten seine Briefe und Zuschriften, worin er die Freunde bald ermutigte und aufrichtete, bald warnte und zurechtwies, nach Augsburg. Sie wirkten erhebend auf den Kurfürsten, auf den Kanzler Brück, auf die übrigen schriftgetreuen Fürsten und zerrissen endlich die Netze der Transaktionen und Zugeständnisse, der klügelnden Kirchenpolitik, in die sich Melanchthon verstricken ließ. Wie einst auf der Wartburg ließ er noch einmal sein bisheriges Leben und Wirken an seinem Geiste vorübergehen und legte seine Betrachtungen in einer Schrift nieder, die er „an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg", richtete, „die beste und beredteste Rechtfertigung der Reformation". Unter den Händen wuchs ihm, wie er am 29. April an Melanchthon schrieb, Stoff und Sturm und er mußte oft die zu seiner Bewachung aufgestellten Landsknechte mit Gewalt wegjagen, daß sie ihn mit ihrem Lärmen nicht störten.

An die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag. „Indem er den Zustand der Kirche, wie er ihn bei seinem ersten Auftreten vorfand, den Geistlichen in Erinnerung bringt und die durch ihn bewirkten Veränderungen der Reihe nach aufführt, weitet sich sein Herz von hohem Selbstgefühl und tiefem Dank gegen Gott und die fröhliche Lust des herzlichen Schaffens ergießt sich über jedes Wort, das seiner Feder entfließt." Er erwartet wenig von dem gegenwärtigen Reichstag, denn seit zehn Jahren hätten die Würdenträger der Kirche so oft ihre Weisheit versucht mit so vielen Reichstagen, mit so viel Ratschlägen, mit so viel Tücken und Praktiken, mit so viel Vertröstung und Hoffnung, ja auch mit Gewalt und Zorn, mit Mord und Strafe, und doch nichts ausgerichtet. Das komme da-

her, „daß die Weisheit ohne Gottesfurcht und demütiges Gebet durch sich selbst hat wollen solche hohe, große Sache meistern und ist darüber zu schanden geworden in ihrer Vermessenheit". „Ihr braucht meinet und meiner Sache wegen gar nichts zu thun, denn der rechte Helfer und Rater hat uns und unsre Sache so weit bracht und dahin gesetzt, da sie bleiben soll und daß wir für uns keines Ratens und Meisterns bedürfen, dazu auch von euch nicht haben wollen, als die wir wissen, daß ihr's nicht besser, ja nicht so gut zu machen vermöget." Zu diesem Selbstgefühl gelangt er durch die Betrachtung, welche Umwandlung die Kirche seit seinem ersten Auftreten erfahren. Daß der Ablaß mit all' den Greueln und Irrtümern, die der gewaltige Abgott gestiftet, verschwunden, das sei die Schuld seines „aufrührerischen Evangeliums". Und wie viele andre Mißbräuche seien nicht seitdem zusammengestürzt! Man kümmere sich nicht mehr um die Dispensen, die Rom wie auf einem Jahrmarkt feil geboten; nicht mehr um die Ohrenbeichte, womit man ehedem die Seelen gemartert und geängstigt; die falsche Lehre von der Buße, als könnte der Mensch durch Kirchenwerke für seine Sünde genug thun, mit all dem Greuel, der daraus entsprungen, habe keine Geltung mehr; um so mehr ehre man alle rechtschaffenen und guten Werke, die von Gott selbst gestiftet und angeordnet seien. Und was ist aus dem schändlichen Tröbel und Jahrmarkt geworden, den die Kirche mit dem Sakrament, mit den Seelmessen um Geld getrieben? „Wohlan! so ist's gestanden bei euch," ruft er aus, „ehe unser Evangelium kam; dürfet euch nicht so sehr schmücken, es ist am Tage, daß euch selbst dazumal davor graute, und ließet es doch geschehen!" Und hat denn nicht Papst Hadrian VI. selbst bekannt, daß der römische Stuhl und die Kirche einer Besserung bedürfe? Und hat denn nicht die katholische Geistlichkeit selbst gar manche Gebrechen abgestellt, in gar vielen Stücken Luthers Lehre heimlich angenommen? Er erinnert die Bischöfe, wie sie es anfangs gern gesehen, daß er der Tyrannei des Papstes entgegengetreten; durch ihn hätten sie gehofft, wieder zum Besitz ihrer vollen episkopalen Gewalt zu gelangen. „Da war der Luther das liebe Kind, und fegete die Stift und Pfarren vom Tröbelmarkt der Indulgenzen und hielt den Bischöfen den Stegreif, daß sie wieder aufsäßen, und warf dem Papst einen Block in den Weg." Auch daß er die Möncherei und das Klosterwesen angegriffen, sei ihnen ganz recht gewesen. Darauf stellte er einen Vergleich an zwischen den Zuständen der katholischen Kirche und den Wirkungen der Reformation in den evangelischen Ländern. Welchen Unterschied gewahre man da in Glaube und Sittlichkeit, in Volksunterricht und Nächstenliebe, in Häuslichkeit, Zucht und Tugend! Wenn es aber so stehe, warum eifere man so sehr gegen ihn und seine Anhänger? Man behaupte, die neue Lehre sei aufrührerisch: habe er denn nicht stets jedes Mittel der Gewalt zurückgewiesen, nicht mannhaft gegen Rotten und Sekten gepredigt? Man nenne seine Lehre Neuerung: „Aber wie alt ist denn wohl St. Annen Abgott, wie alt der Rosenkranz, wie alt der heil. Rock zu Trier?" Man werfe ihm vor, er habe eigenmächtig geändert ohne Einwilligung der Kirche. Aber wer ist denn die Kirche? „Seid ihr's? so zeiget Siegel und Briefe oder beweiset es sonst mit der That und mit Früchten! Warum sind wir's nicht auch, die wir sowohl getauft sind, als ihr? lehren, predigen, glauben, beten, lieben, hoffen, leiden mehr denn ihr." Die rechte Kirche muß doch die sein, die sich an Gottes Wort hält und darüber leidet, wie wir thun, und niemand mordet, wie ihr thut! Man schelte die verheirateten Geistlichen, die „Ehepfaffen"; aber sei denn das Cölibat in der Heil. Schrift geboten, und sei es nicht die Quelle von Laster und Unzucht? Luther weiß, wie sehr die episkopale Gewalt und Jurisdiktion dem hohen Klerus am Herzen liegt; deshalb will er um des Friedens willen in diesem Punkte nachgeben, sofern sie in die Anstellung evangelischer Prediger willigten. „Und also hättet ihr zwei Stück bischöflichen Amtes: eines, daß wir und unsre Prediger an eurer Statt das Evangelium lehreten, das andre, das ihr hülfet solches handhaben mit eurer bischöflichen Gewalt! Euer Person, Leben und fürstlich Wesen ließen wir eurem Gewissen und Gottes Urteil." Wie wenig Erfolg er aber von den Unterhandlungen in Augsburg erwartet, ersieht man aus folgender Apostrophe: „Darum ist unser höchst Begehr und demütigste Bitt,

ihr wollet Gott die Ehre geben, euch erkennen, büßen und bessern. Wo nicht, so nehmt mich hin: lebe ich, so bin ich eure Pestilenz, sterbe ich, so bin ich euer Tod. Denn Gott hat mich an euch gehetzt, ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und ein Löwe sein im Lande Assur, ihr sollt vor meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert oder zu Grunde geht."

Luthers Briefe. Dieser gehobene Geist, dieser zuversichtliche Glaubensmut gibt sich in allem kund, was Luther von der Koburger Feste ausgehen ließ. Es ist bekannt genug, mit welch' heiterer Laune er in einem Schreiben an seine Tischgesellen vom 28. April den Reichstag vergleicht mit dem Vogelanger vor seinem Fenster, wo die Dohlen und Krähen fortwährend zu- und abfliegen und Tag und Nacht lärmen und schreien, als wären sie voll und toll. Es macht ihm Freude, ihnen zuzusehen, „wie ritterlich sie scherwänzen, den Schnabel wischen, und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz". Es kommt ihm vor, „es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben". Er datiert seinen Brief „Aus dem Reichstag der Malztürken". In dem merkwürdigen Sendschreiben an den Kurfürsten Albrecht von Mainz vom 6. Juli bittet er diesen Kirchenfürsten, er möge dahin arbeiten, „daß jenes Teil Friede halte und glaube, was es wolle, und lasse uns auch glauben diese Wahrheit, die jetzt vor ihren Augen bekannt und untadelig erfunden ist. Man weiß ja wohl, daß niemand soll noch kann zum Glauben zwingen, stehet auch weder in Kaisers noch Papst Gewalt; denn auch Gott selbst, der über alle Gewalt ist, hat noch nie keinen Menschen mit Gewalt zum Glauben wollen bringen: was unterstehen sich denn solchs seine elenden armen Kreaturen nicht allein zum Glauben, sondern auch zu dem, was sie selbst für falsche Lügen halten müssen, zu zwingen? Wo aber solcher Friede nicht zu erlangen ist, wohlan so haben wir den Vorteil bei Gott und den Glimpf bei aller Welt, daß wir unsre Lehre frei und öffentlich bekannt, Friede gesucht und angeboten haben und doch nicht erlangen haben mögen, so man doch uns in der Lehre nicht schuldig noch sträflich erfunden hat". — „Denn daß der Papst sich rühmet mit den Seinen in einem Zettel, so gedruckt ist, der Kaiser werde ihm alles wieder restituieren und ergänzen, das wird ihm fehlen, das weiß ich sicher; denn was wäre das anders, als daß wir sollten alles widerrufen, was wir je gelehrt haben, und dagegen alle vorigen Lügen preisen und all' das unschuldig Blut auf uns laden, das von eurem Teil vergossen ist? Ja, lieber Papst und Papisten, gebt uns zuvor wieder Leonhard Kaiser und alle, die ihr unschuldig erwürgt habt, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführt habt, alles Geld und Gut, das ihr mit Betrügerei geraubt habt, alle die Ehre, die ihr Gott mit Lästern gestohlen habt, dann laßt uns von Restitution reden. Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Papst solches wagt zu verlangen, als wären eitel Klötze im deutschen Land und auf dem Reichstag lauter Affen." — „Wir Deutschen hören nicht auf, dem Papst und seinen Walen (Welschen) zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten ineinander fielen, das möcht' den Papst, das florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnt' und sagen: Da, ihr deutsche Bestien, wolltet mich nicht zum Papst haben, so habt das. O große Liebe und Treue hat er zum Kaiser, wie er fein beweiset vor Pavia, da er wider den Kaiser zog. Deutschland hat er noch lieber, daß er den Kaiser aus Hispanien fordert und danach ohne Beisein der deutschen Fürsten krönet, nach Laut der Bullen. Ich bin kein Prophet, aber ich bitt euch Herren alle, sehet euch wohl für, und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit Papst und den Seinen handelt, sondern mit eitel Teufeln; denn es sind auch eitel Teufelstücke dahinter. Gott der Allmächtige helfe euch, daß zum Frieden alles gerate. Ew. K. f. G. wolle mir solches Schreiben gnädiglich zu gut halten: Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arm, elend, verlassen, veracht, verraten und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterland."

Je ungünstiger sich die Aussichten für die Evangelischen in Augsburg gestalten, desto mehr wächst seine Zuversicht und sein Gottvertrauen; bis zu poetischen Visionen schwingt sich

sein Geist auf. „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen, schrieb er am 5. August an den Kanzler Brück, das erste, da ich zum Fenster hinaussehe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes und sah doch nirgend Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hätte, und doch steht es fest und der Himmel fällt nicht ein. Das andre, ich sehe große dicke Wolken über uns schweben mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein und sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten oder fußten und keine Kufen, darein sie gefasset wären, und dennoch fielen sie nicht auf uns, sondern grüßten uns mit saurem Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren leuchtete herfür beide, der Boden und das Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen, schwach und dünn fürwahr, mehr ein Schemen, wie es durch ein gemaltes Glas zu scheinen pflegt und doch kräftig genug, die große Wasserlast zu tragen." „Einen schöneren Kommentar zu dem evangelischen Gleichnis vom Samenkorn, das vermöge seiner eignen unsichtbaren Kraft wächst ohne ängstliches Sorgen und Mühen der Menschen, kann es nicht geben!" Alles was um diese Zeit seiner Feder entfloß, gab Zeugnis von der gehobenen poetischen Stimmung. Wer kennt nicht die idyllische Beschreibung vom Garten Gottes in dem gemütlichen Brief an sein Söhnchen Hans! Es war sehr erklärlich, daß man das berühmte Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Luthers „Heldenlied", wie man es mit Recht genannt hat, in diese Zeit verlegte. Mag auch die neuere Forschung gezeigt haben, daß es schon 1529 vorhanden war: nur in einer gottbegeisterten Seelenstimmung inmitten einer sturmbewegten Welt voll Befürchtungen und banger Erwartungen kann es entstanden sein. Es athmet den trotzigen glaubensfreudigen Geist, von dem des Reformators Seele damals wie in allen gefahrumdrohten Tagen am meisten erfüllt war. Gleich der Marseillaise nimmt das Lied eine Stelle in der Weltgeschichte ein; in beiden steht die Gesangsweise mit dem Inhalt in harmonischer Wechselwirkung: „Wie erhebt sich die Melodie so freudig und mutvoll, treuherzig in ihrer Sicherheit, gottinnig und weltverachtend."

Ein' feste Burg.

Unverwandten Blicks verfolgt Luther dabei die Vorgänge in Augsburg und beklagt sich bitter, wenn ihn die Freunde nicht fortwährend auf dem Laufenden halten. Er droht ihnen wohl gar, einmal unerwartet in ihre Mitte zu treten und der wankenden Sache aufzuhelfen. Er ist für seine theologischen Freunde „das protestantische Gewissen", für die evangelischen Fürsten der feste Steuermann, der ihren Geist aufrecht hält. Als man bei ihm anfragte, in welchen Stücken man den Papisten noch nachgeben könne, antwortete er: „Für meine Person ist in der Apologie (Konfession) schon mehr als genug zugestanden worden: nehmen sie die nicht an, so sehe ich nicht, was ich weiter nachlassen könnte. Tag und Nacht beschäftige ich mich mit dieser Sache, denke, erwäge, laufe die ganze Heil. Schrift durch und mit jeder Stunde wächst mir jene Siegesgewißheit über unsre Lehre und werde immer mehr bestärkt, daß ich mir, ob Gott will, nun nichts mehr werd nehmen lassen, es gehe drüber, wie es wolle." Er ruft den Wankenden den Spruch des Herrn zu: „Verlasset euch auf mich, ich habe die Welt überwunden." Er warnt gegen weitere Zugeständnisse: „Sie haben die Konfession; sie haben das Evangelium; wollen sie es zulassen, so ist es gut, wollen sie nicht, so mögen sie hingehen. Wird ein Krieg draus, so werde er draus, wir haben genug gebeten und gethan. Der Herr hat sie bereitet zu Schlachtopfern, damit er ihnen vergelte nach ihren Werken; uns aber, sein Volk, wird er erlösen aus dem Feuer zu Babylon." Luther übte von Koburg her vielleicht einen größeren Einfluß auf die Seinen aus, als ihm tägliche persönliche Gegenwart hätte verschaffen können. Nicht nur der Kurfürst Johann blieb standhaft, auch der Herzog Ernst von Lüneburg, der Markgraf Georg von Brandenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt hielten fest an der Fahne ihres Heilands und Erlösers. In Augsburg gewann der erste den Urbanus Regius, den wir schon früher als Reformator der Lüneburger Lande kennen gelernt haben; er nannte ihn sein „bestes Kleinod". Der alte Markgraf erklärte, „sollte er um des Evangeliums willen aus seinem Lande gejagt werden, so müsse er es Gott befehlen"; von gleichem Geiste waren die Reichsstädte beseelt. Sie vor allen bekämpften die Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt, welche

Wirkung seiner Worte.

die Theologen unter gewissen Beschränkungen zuzugestehen geneigt waren. „Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel," schrieb Melanchthon in einer Anwandlung von Ärger, daß man seine Nachgiebigkeit zu weitgehend fand, „es ist ihnen allein um die Regierung und Freiheit zu thun."

4. Ausgleichungsversuche.

Die Konferenzen. 1530. Es war gut, daß Luther auf der Koburg den Blick klar und den Kopf aufrecht hielt, denn Melanchthon war auf dem Wege, um des Friedens willen Zugeständnisse zu machen, die, wenn sie angenommen worden wären, verhängnisvolle Folgen für den Protestantismus gehabt hätten. Die Abreise des Landgrafen nämlich hatte den Kaiser und die Majorität zu der Überzeugung geführt, daß die protestierenden Fürsten und Stände sich nicht durch Befehle und Drohungen zum Aufgeben ihres Glaubensbekenntnisses würden bewegen lassen. Auf das Zustandekommen eines Konzils, auf welches die Evangelischen wiederholt antrugen, war bei der Abneigung des Papstes gegen Kirchenversammlungen nicht zu hoffen. Clemens VII. schauderte vor dem Gedanken, bei der herrschenden Aufregung in der Christenheit solche Auftritte erleben zu müssen, wie sie einst in Konstanz und Basel ins Leben getreten. Nach mehreren Besprechungen kam man daher auf den Gedanken, einen engeren Ausschuß aus beiden Religionsteilen zusammenzusetzen, welcher auf Grund der Konfession eine Verständigung und Ausgleichung versuchen sollte. Jede Partei wählte dazu zwei Fürsten, zwei Rechtsgelehrte und drei Theologen. Eck, Wimpina und Cochläus wurden von seiten der Katholischen, Melanchthon, Brenz und Schnepf, der Hofprediger des Landgrafen, von seiten der Evangelischen aufgestellt. So begannen am 16. August die „Konferenzen".

Annäherung in den Glaubensartikeln. Da zeigte es sich denn bald, daß man hinsichtlich der Glaubensartikel nicht so weit auseinander sei, als daß nicht eine Verständigung erzielt werden könnte. Die Konfession bewegt sich ja auf dem Boden der altlateinischen Kirche; vermittelst einiger Erläuterungen kam man daher über mehrere der streitigen Artikel zu einer Vereinigung. Selbst in der Lehre von der Rechtfertigung räumten die Katholischen ein, daß durch gute Werke nur dann eine Vergebung der Sünden erlangt werde, wenn sie der Mensch durch den Beistand der Gnade Gottes verrichte, daß mithin „die Versöhnung mit Gott durch innerliche Hingebung, nicht durch äußerliches Bezeigen geschehen könne". In diesem Sinne glaubte auch Melanchthon nicht auf dem Zusatze, der Glaube „allein" mache selig, bestehen zu müssen. Auch über die an die Buße geknüpfte Genugthuungslehre und über die Anrufung der Heiligen fand man ein Verständnis und gegen die Erklärung vom Meßopfer, daß dasselbe nur in „sakramentlicher und wiedergedachtlicher Weise" vollzogen werde zur Erinnerung an den Opfertod Christi auf Golgatha, mithin symbolisch zu fassen sei, hatten die Evangelischen nichts einzuwenden, zumal da man ihnen den Laienkelch, wie einst den Hussiten in Basel, zugestand, sofern sie nicht nur eine wahrhaftige, sondern auch eine reale Gegenwart Christi im Abendmahl bekennen wollten. Über das Cölibat sollte ein künftiges Konzil endgültig entscheiden, bis dahin möchten die verheirateten Geistlichen geduldet werden, keine neuen Priester-

ehen aber gestattet sein. Größere Anstände erhoben sich bei den Streitfragen über Gebräuche und Verfassung; doch auch darin zeigten die Protestanten solche Nachgiebigkeit, daß man auch in den äußerlichen Kultus- und Verfassungsformen zu einer Vereinigung kommen konnte, sofern man nur, wie in den Glaubenslehren so auch in Ritus und Organisation, einige Abweichungen zuließ, bei denen immerhin noch der Begriff kirchlicher Einheit im großen und ganzen hätte bestehen können. Hatte doch Melanchthon schon unter dem 6. Juli an den Legaten Campeggi geschrieben: „Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedene Lehre; wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges wenige entweder übersieht oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können." So waren sie bereit unter gewissen Beschränkungen die Beichte als eine nützliche Anstalt bestehen zu lassen, die gemeinen äußern Zeremonien, „um der Liebe und des Friedens willen", gleichförmig zu halten, sofern denselben nur keine äußere Notwendigkeit zugeschrieben werde, an gewissen Tagen und Zeiten die Fasten zuzulassen. Hinsichtlich der eingezogenen Klostergüter waren die Protestanten gleichfalls einem billigen Abkommen nicht entgegen, obwohl sie den Gegnern vorhalten konnten, daß auch ihre Fürsten sich in diesem Punkte nicht rein gehalten, daß selbst der Kaiser das Bistum Utrecht in Besitz genommen. Der Kurfürst von Sachsen willigte ein, daß das Vermögen der aufgelösten oder verlassenen Ordenshäuser einstweilen unter weltliche Verwaltung gestellt werde, bis ein Konzil über die Klosterfrage entschieden haben würde. Ja selbst über das bischöfliche Regiment herrschte kein unüberwindlicher Meinungszwiespalt. Die evangelischen Theologen versöhnten sich mit dem Gedanken, daß man den Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit zurückgebe, ihnen den geistlichen Bann und die Aufsicht über die Pfarrer einräume, wenn sie ihrerseits die freie Predigt des Evangeliums nicht hindern wollten. Den weltlichen Fürsten, meinte Melanchthon, würde die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten auf die Dauer zu viele Mühe und Kosten verursachen. Er wolle nicht der Bischöfe Herrschaft wiederherstellen, schrieb er an Camerarius, wohl aber ihre Autorität wieder befestigen, „denn ich sehe, was wir für eine Kirche haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst ist; ich sehe, es wird in der Folge die Tyrannei weit unerträglicher sein, als sie zuvor gewesen". Man könnte sogar dem Papst die Suprematie in der Kirche einräumen, äußerte er ferner, und unter ihm leben, wie die Israeliten unter dem Pharao, wenn er nur die reine Lehre von Gott und den rechten Gebrauch der Sakramente nicht anfechte.

In andern kirchlichen Streitfragen.

Die Unionsversuche scheitern.

Es gewann den Anschein, als sollte das deutsche Reformationswerk in einige schismatische Abweichungen auslaufen, wie einst die hussitische Ketzerei. Allein man hatte mit zwei Mächten zu rechnen, die nicht anwesend waren und sich auf kein unsicheres Kompromiß einlassen wollten, mit dem Papst und mit Luther. Zu jenem hielten die strengen Romanisten, an ihrer Spitze der Legat Campeggi, zu diesem die entschlossenen Widersacher der Hierarchie, vor allen der Kanzler Brück und die Wortführer der Reichsstädte, die im Papst den Antichrist erblickten und von der Wiederherstellung des bischöflichen Regiments nichts wissen wollten. Jene kamen mehr und mehr auf den Grundsatz zurück, daß alle Ordnungen der Kirche göttlicher Einsetzung seien, von denen man höchstens in einzelnen Punkten eine einstweilige Ausnahme gestatten dürfe; von der Privatmesse wollten sie in keiner Weise abstehen. Diese betrachteten die Einrichtungen der katholischen Kirche nur als Menschensatzungen, denen man in einzelnen Dingen sich äußerlich fügen

könne, die aber keinen göttlichen Ursprung in sich trügen. Wie sollte bei solcher Divergenz der Grundanschauungen eine aufrichtige Vereinbarung zu stande kommen! Der Papst war weit entfernt, sein Recht der Stellvertretung Christi
26. Aug. 1530. in Frage stellen zu lassen; und Luther schrieb an Spalatin: „Ich höre, Ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht und Luther verbittet es sich. Sehet nur zu, daß Ihr Eure Mühe und Arbeit nicht umsonst verspielet. Wo Ihr aber wider ihrer beider Willen die Sache verrichtet, so will ich bald Eurem Exempel nachfolgen und Christum mit Belial auch vertragen.“ Den Melanchthon warnte er, sich von den Hinterlisten und Lügen der Papisten nicht umstricken zu lassen. Er sollte erklären, sie wollten dem Kaiser geben, was des Kaisers sei und Gott was Gottes sei und nichts gegen das Evangelium zugestehen. Mehr und mehr wurde man auf beiden Seiten des unversöhnlichen Gegensatzes sich bewußt. Von Rom aus war dem Legaten gemeldet worden, daß man in einer Kardinalsitzung beschlossen habe, die Forderungen der Evangelischen, als den Kirchengesetzen widersprechend, zurückzuweisen. Schärfer als zuvor bestand man auf dem Verbot des Laienkelchs und der Priesterehe und wollte weder in die Abschaffung des Meßkanons willigen, noch auf die eingezogenen Klostergüter verzichten. Anderseits kamen auch die Protestanten von mehreren Zugeständnissen zurück. Namentlich erkannte man immer deutlicher, daß mit der Herstellung der bischöflichen Jurisdiktion das Fundament des Kirchengebäudes, welches Luther umzustürzen getrachtet, wieder aufgerichtet werden würde. Die Gemäßigteren unter beiden Parteien wollten die Hoffnung einer Vereinigung noch immer nicht aufgeben. Man entfernte daher
22. Aug. aus dem Ausschusse die härtesten Köpfe und verminderte denselben auf drei von jeder Partei. Nebenher wurden auch noch von einigen Fürsten und Staatsmännern in Privatkonferenzen Versuche einer Annäherung gemacht. Aber mochte man die streitigen Artikel noch so sehr verringern, immerhin blieben einige Hauptpunkte bestehen, die als der verkürzte Ausdruck des inneren großen Gegensatzes angesehen werden konnten, den man vergebens zu verhüllen suchte. Ja während der Verhandlungen kam man sogar in jenen Artikeln, die man schon als halb ausgeglichen betrachtete, wieder weiter auseinander. Je geringer die Zahl der Mitglieder war, desto mehr trug jeder Bedenken, eine so große Verantwortlichkeit gegenüber den Glaubensgenossen auf sein Haupt zu laden. Die
29. Aug. Protestanten erklärten endlich, Luthers Mahnungen beherzigend, daß sie weitere Vorschläge nicht mehr machen könnten, und brachten das versprochene Konzil in Erinnerung.

5. Der Reichstagsabschied.

Haltung des Kaisers. Dem Kaiser war der Gedanke, daß der Reichstag ohne Resultate verlaufen sollte, unerträglich. Er war mit dem Papst in schriftlichen Verkehr

getreten, um ihn zur Einberufung des von den Evangelischen verlangten Konzils zu bestimmen; außerdem drängte der andre kaiserliche Beichtvater, Garcia de Loaysa, welchen Karl in Italien zurückgelassen hatte, eine Zeitlang in derselben Richtung, bis ihm selbst der Konzilsgedanke verdächtig zu werden anfing. Denn schon längst hatten die Katholischen dagegen eingewendet, Luther und seine Anhänger hätten ja die gesetzgeberische Autorität der früheren Konzile verworfen, würden sie nun den Beschlüssen eines neuen sich williger fügen, und sei nicht zu befürchten, daß die Türken, wenn sie das christliche Abendland mit inneren Anliegen beschäftigt sähen, ihre Angriffe erneuern würden? Dennoch wollte der Papst nicht den Schein haben, als weise er jede Verständigung unbedingt von der Hand. Er erklärte dem Kaiser seine Bereitwilligkeit, ein Konzil einzuberufen, aber unter Bedingungen, von denen er voraussah, daß sie nicht angenommen werden würden. Er verlangte nämlich, daß die Evangelischen mittlerweile alle Neuerungen, die sie in den Lehren und Gebräuchen der Kirche vorgenommen hätten, einstellen und zu dem früheren Zustand zurückkehren sollten. Als ihnen der hiermit ganz einverstandene Kaiser diesen Beschluß eröffnete und sie noch- 7. Sept. 1530.
mals ernstlich ermahnte, sich der Majorität zu fügen, wiesen sie die Bedingung entschieden zurück. Sie beriefen sich auf die früheren Reichstagsabschiede, die eine solche Anmutung ihnen nicht gestellt, auf ihre Protestation in Speier, auf ihr Gewissen, das ihnen nicht gestatte, die durch Gottes Wort und Ordnung gestürzten Mißbräuche wieder aufzurichten. Karl vernahm diese Antwort mit großem Unwillen; er wiederholte die Drohung, daß, wenn sie nicht in sich gehen würden, er seines Amtes als Vogt und Schutzherr der Kirche zu walten wissen werde. Die Bedenkzeit, die er ihnen gewährte, bewirkte keine Änderung; Luther hatte schon längst von weiteren Vergleichsverhandlungen abgeraten, die doch zu nichts führen könnten. Sie erklärten sich bereit, auf einem Konzil des weiteren zu verhandeln, aber sich verbindlich machen, in Religions- und Glaubenssachen nichts zu ändern, hieße Christum töten und das Wort verleugnen. Der Kaiser vernahm diese Antwort „mit merklichem Mißfallen"; er überlegte ernstlich den Gedanken, ob er nicht Gewalt anwenden sollte; er beriet sich darüber mit seinen Räten, er schrieb in diesem Sinne an den Papst, auf dessen Hilfe er zählte. Wenn er jedoch die Lage der Dinge näher in Erwägung zog, wenn er bedachte, daß er nur eine geringe Kriegsmannschaft zur Hand hatte, daß die deutschen Reichsstände mit Mißtrauen erfüllt waren über Österreichs Vergrößerungs- und Vergewaltigungspolitik, so mußten ihm Bedenken aufsteigen, ob Krieg und Gewalt zum Ziele führen würde. Nun war es aber bekannt, daß Kurfürst Johann, dem der lange Aufenthalt in Augsburg mit dem großen Gefolge lästig und kostspielig ward, nach der Abreise verlangte. Man beschloß daher einen Ausweg zu wählen, welcher ein gewaltsames Vorgehen für den Augenblick hinausschob, ohne jedoch die Lage der Protestanten sicherzustellen. Die Eventualität

eines Gewaltstreiches, das Schwert des Damokles sollte stets über ihrem Haupte schweben.

Der Entwurf des Reichstagsabschieds zurückgewiesen.

Die Majorität hatte bereits den Entwurf eines Reichstagsabschieds angefertigt, der bis zum nächsten Frühjahr einen Waffenstillstand aufrichten, dann aber die Durchführung der kirchlichen Einheit in sichere Aussicht stellen sollte. Diesen wollte Karl, ehe er zur öffentlichen Verlesung käme, den Evangelischen

22. Sept. 1530.

mitteilen, damit sie nicht sagen könnten, man habe sie überrascht. Er lud sie daher vor sich und machte sie mit dem Inhalt der Schrift bekannt. Darin hieß es: da ihre Konfession gehört und mit guten Gründen des Evangeliums widerlegt, auch in den Verhandlungen über mehrere Artikel ein Vergleich getroffen worden sei, so sollte ihnen eine Frist und Bedenkzeit auf den 15. April nächsten Jahres eingeräumt werden zur Erklärung, ob sie sich in bezug der übrigen Artikel mit der gemeinen Christenheit bis zur Erörterung durch ein künftiges Konzil wieder vereinigen wollten. „Inzwischen sollten sie in ihren Ländern in Sachen des Glaubens nichts Neues drucken und verkaufen lassen, weder ihre eignen noch fremde Unterthanen an sich und ihre Sekte ziehen und nötigen, auch diejenigen ihrer Unterthanen, welche dem alten Glauben noch anhingen, in ihren Kirchen und Gotteshäusern, an ihren Gottesdiensten und Zeremonien nicht irren noch bedrängen, noch keine weitere Neuerung darin anfahen, sich auch mit dem Kaiser und den übrigen Ständen zur Unterdrückung derer, die das hochwürdige Sakrament nicht hielten, desgleichen der Wiedertäufer vereinigen.“ Auf diese Ansprache antwortete der Kanzler Brück im Namen aller, daß das gedachte Bekenntnis auf Gottes Wort gegründet sei und nicht widerlegt werden könne; zum Beweis dessen hätten sie eine eigne Schrift aufgestellt zur Verteidigung ihrer Glaubenssätze gegen die Anschuldigungen, welche die Konfutation erhoben. Es war die von Melanchthon verfaßte „Apologie der Konfession“, die er dem Kaiser überreichen wollte, die aber von diesem nicht angenommen ward. Dagegen wurde ihnen nach einigem Bedenken der Entwurf des Abschieds zur Prüfung und Beantwortung übergeben.

In der Apologie hatte der Verfasser mit großer Gelehrsamkeit und Gewandtheit so wie mit selbständiger Freiheit des Urteils aufs neue alle Lehren und Gegenerklärungen der Konfession erörtert und zugleich die Möglichkeit einer Annäherung der gemäßigt gesinnten Katholiken an die evangelischen Stände dargethan.

Strenge Antwort des Kaisers.

Karl hätte es gern gesehen, wenn die Gegner sich zur Annahme entschlossen hätten, er würde um diesen Preis die Bedenkzeit verlängert und wohl auch noch einige Milderungen gewährt haben. Allein wie konnten die Protestanten in einen Beschluß willigen, worin gesagt war, die Handlungen auf dem Reichstage seien dem kaiserlichen Ausschreiben gemäß vorgenommen, das Glaubensbekenntnis mit guten Gründen aus der Heil. Schrift widerlegt worden, worin die Anhänger der Reformation als Sekte bezeichnet waren? Sie beschlossen also, wie im vorhergehenden Jahr in Speier, einen Protest einzulegen. Als sie diese Absicht kund gaben,

ließ sich der Kaiser durch den beredten Mund des Kurfürsten Joachim von Brandenburg sehr ungehalten darüber vernehmen: Er müsse sich über ihre Behauptung verwundern, daß ihre Lehre und Bekenntnis in der Heil. Schrift und im Evangelium begründet sei; ob sie denn glaubten, daß er und seine Voreltern, daß die übrigen Kurfürsten, Fürsten und Stände, daß fast die gesamte abendländische Christenheit seit vielen Jahrhunderten im Irrglauben befangen seien? In keiner Schrift noch Evangelio sei zu finden, daß man jemand das Seine mit Gewalt nehmen und danach sagen wolle, man könne es mit gutem Gewissen nicht wieder herausgeben. Was die übergebene und zurückgewiesene Schrift gegen die Konfutation betreffe, so habe Se. kaiserliche Majestät schon vorher erklärt, daß sie sich auf keine Disputation mehr einlassen werde. Würden der Kurfürst von Sachsen und dessen Mitverwandte den Abschied nicht annehmen, so seien Kaiser und Stände entschlossen, Leib, Gut und alles Vermögen daran zu setzen, daß dieser Sache geholfen werde. Se. Majestät werde thun, was einem christlichen Kaiser zukomme, damit der alte wahre Glauben erhalten, dieser neue Irrtum und Sekte gänzlich ausgerottet und die deutsche Nation wiederum zu christlicher Einheit gebracht werden möge. 19. Sept.

Auf diese scharfe Rede, worin der Gedanke an irgend eine Änderung des Abschieds bestimmt zurückgewiesen, den Evangelischen die Schuld an dem Bauernaufruhr aufgebürdet und die Wiederherstellung der Klöster und Ordensleute verlangt war, blieb dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Meinungsgenossen nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Es schnitt dem friedliebenden, loyalen Mann tief in die Seele, daß er dem Oberhaupt des Reichs ungehorsam sein sollte. Als er Urlaub nahm und Karl ihn mit den Worten entließ: „Oheim, Oheim, das hätt' ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen," gingen ihm die Augen über; er vermochte nichts zu antworten. Noch an demselben Tag begab er sich auf die Heimreise, begleitet von dem Herzog von Lüneburg und dem Fürsten von Anhalt. Er nahm seinen Weg über Nürnberg, um mit dem Rat weitere Abrede zu halten. Mit dieser Reichsstadt waren auch Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg im Nordgau zum Widerstand entschlossen. Selbst einige katholische Fürsten, wie Albrecht von Mainz und Heinrich von Braunschweig meinten, die kaiserliche Erklärung sei zu scharf gehalten. Luther aber wünschte in einem Schreiben vom 3. Oktober dem Kurfürsten Glück, daß er aus der Hölle zu Augsburg entkommen sei, und getröstete ihn, daß Gott, der die Sache angefangen, sie auch siegreich hinausführen werde. „Dräuen mögen sie immerhin, aber vollenden und ausführen, das sollen sie lassen. Christus, unser Herr, stärke Ew. kurfürstl. Gnaden in festem und fröhlichem Geist." Abzug des Kurfürsten und seiner Begleiter.

Der Kaiser war über den Widerstand der Reichsstände, besonders der Städte, sehr aufgebracht. Am 17. Oktober ließ er in der Versammlung eine Widerlegung der „Tetrapolitana" vorlesen, welche die zwinglisch gesinnten Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau eingereicht hatten, und schloß mit dem Widerstand der Städte.

drohenden Gebot, von ihren gefährlichen Irrtümern abzustehen, widrigenfalls er sein kaiserliches Amt wider sie in Anwendung bringen werde. Aber trotz aller Drohungen kam Karl nicht zum Ziel. Außer Regensburg, Köln und einigen kleineren Orten beharrten die Städte in der Opposition. Es ist charakteristisch, daß z. B. in Memmingen, welches in Augsburg durch Hans Ehinger trefflich vertreten gewesen war, von 802 Bürgern 751 den Reichstagsabschied verwarfen. Auch Frankfurt, Ulm, Schwäbisch-Hall und selbst Augsburg weigerten sich dem Reichstagsabschied beizustimmen. Sollten sie durch ihren Beitritt erklären, daß sie die Konfession als widerlegt ansähen, und vielleicht in die Notwendigkeit versetzt werden, wider ihre eignen Glaubensgenossen zu fechten? Ebensowenig konnte man den evangelischen Ständen nach der Behandlung, die ihnen soeben zu teil geworden war, zumuten, dem König Ferdinand wider die Türken beizuspringen. Zunächst hätten sie damit dem Kaiser nur eine Waffe wider die evangelische Sache selbst in die Hände gegeben. Denn daß Karl jetzt den Kriegsfall ins Auge faßte, erkennt man aus den Briefen, die er gegen Ende Oktober nach Rom richtete. Er erklärte, daß er entschlossen sei, alles auszuführen, „was zum Dienste Gottes und Seiner Heiligkeit gereiche". Die geistlichen Stände trugen damals das Haupt hoch. Sie hofften, daß in kurzem wieder alles in den alten Zustand zurückkehren werde. Einige Konzessionen in Sachen der Kirchenreform hatte ja Rom am Schlusse der Reichstagsverhandlungen noch gemacht: man wollte für würdigen Wandel der Priester sorgen und die kirchlichen und staatlichen Gerechtsame gegeneinander abgrenzen. Dafür sah sich König Ferdinand genötigt, auf die geistlichen Güter in Österreich und Deutschland zu verzichten, welche ihm der Papst früher bewilligt hatte; und in betreff der hundert Gravamina wurden die weltlichen Fürsten und Stände auf die Verwendung des Kaisers in Rom vertröstet. Bei dieser Stimmung durfte man in dem Reichstagsabschied, der nach der Abreise aller protestierenden Stände und der sächsischen und hessischen Räte am 19. November verkündigt wurde, ein Kriegsmanifest gegen alle von der römischen Kirche Abgewichenen erwarten. Und so war es auch.

Drohende Anzeichen.

Der Reichstagsabschied bekannt gemacht. 19. Nov. 1530.

Mit den schärfsten Ausdrücken und unter Androhung von Bann und Reichsacht gegen die Widerstrebenden, wurde die Rückkehr zu allen katholischen Lehren und Gebräuchen befohlen, bis ein Konzil über die streitigen Punkte entschieden haben würde. Die verehelichten Priester sollten ihrer Pfründen und Ämter verlustig gehen und nur, wenn sie sich von ihren Frauen trennen und um päpstliche Absolution nachsuchen würden, zu Gnaden angenommen werden. Alle Verträge und Verpflichtungen, durch welche sich in den letzten Jahren die Geistlichkeit in weltliche Dienstbarkeit begeben, wurden für aufgehoben erklärt, alle veränderten oder in weltlichen Nutz und Brauch verwandten Gestifte und Klöster sollten in ihren vorigen Stand und Besitz wiederhergestellt werden. Die geistliche Jurisdiktion wurde den Erzbischöfen und Bischöfen zurückgegeben und alle Prediger, sowie die Buchdrucker, ihrer Aufsicht unterstellt. Gegen Un-

gehorsame sollte das Kammergericht und der Reichsfiskal die auf Landfriedensbruch gesetzten Strafbestimmungen in Anwendung bringen, u. a. m. „Die abendländische Christenheit und das Deutsche Reich, in Kaiser und Papst und Reichsversammlung repräsentiert, zeigten sich entschlossen, die Protestanten, die sich ihnen nicht in Güte fügen wollten, durch rechtliches Verfahren und Anwendung der Gewalt zu unterdrücken.“ Wie verdroß es aber den Kaiser, daß eine so beträchtliche Anzahl von Fürsten und Reichsstädten dem Manifest die Zustimmung versagte, daß selbst Augsburg, wo der gewaltige Monarch in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit sich gezeigt, auf Beschluß des großen Rats mit seiner Unterschrift zurückhielt und bei der Konfession beharrte, die seitdem von der Stadt den Namen trug. Zwei Tage nachher verließ der Kaiser den Ort, der über sechs Monate der 22. Nov.
Schauplatz der aufgeregtesten Verhandlungen und geistigen Kämpfe gewesen war. Großen Dank hatte er sich nicht einmal in Rom verdient, wo man der Ansicht war, er habe zu viele Umstände mit den Ketzern gemacht, anstatt, wie Garcia de Loaysa angeraten hatte, „den wahren Rhabarber anzuwenden, die Gewalt“.

XII. Die reformatorische Bewegung in Deutschland und in der Schweiz bis zum Nürnberger Frieden.

1. Der Bund von Schmalkalden und Ferdinands Königswahl.

Als Karl vor seiner Reise nach Deutschland sich vom Papst in Bologna die Karls deutsche Politik.
Kaiserkrone aufsetzen ließ, wollte er sich freie Hand schaffen, um die Wahl eines deutschen Königs noch bei seinen Lebzeiten bewirken zu können, und zum voraus die Einwendungen beseitigen, auf die einst Maximilian bei einem ähnlichen Vorhaben gestoßen war (S. 115 f.). Denn er hatte die Absicht, dem Reichsregiment, das bisher nicht die erforderliche Kraft gezeigt, durch die Erhebung seines Bruders Ferdinand zum römischen König mehr Einheit und Stärke zu verleihen. In diesem Vorhaben wurde er durch die auf dem Reichstag zu Augsburg hervorgetretenen Spaltungen unter den Ständen bestärkt: nur in der Vereinigung der obrigkeitlichen Gewalten und Autoritäten in fester zuverlässiger Hand sah er die Möglichkeit, dem Reichsabschied Gehorsam zu verschaffen, die Kirche vor einem drohenden Schisma zu bewahren, dem Konzil, dessen Einberufung er in Rom eifrig betrieb und auf welches auch die Kurie, wenngleich mit Widerstreben und Reservationen, eingehen zu wollen schien, das notwendige Ansehen zu verleihen. Wie die Dinge nach dem Reichstag standen, war eine friedliche Ausgleichung nicht zu erwarten: Karl mußte den wahrscheinlichen Fall ins Auge fassen, die widerstrebenden Protestanten mit Gewalt zur Annahme des kaiserlichen Edikts zu zwingen. Aber welche Garantie des Erfolgs boten ihm die bestehenden Einrichtungen, der zwiespältige Reichstag, das ohnmächtige Regi-

ment in Eßlingen, das mit Geschäften überladene saumselige Kammergericht? Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Herzog Wilhelm von Bayern sich schon früher Mühe gegeben, die bei den Fürsten und Ständen herrschende Unzufriedenheit über Verletzung der Wahlkapitulation zur Beseitigung der Habsburger und zu seiner eignen Königswahl zu verwerten, und so wenig machte dieser Fürst Hehl aus seiner Gesinnung, daß er auf die Vorwürfe des Kaisers wegen seiner Umtriebe offen erwiderte, „er sehe nicht ein, warum er nicht nach der römischen Krone oder nach andern Königreichen trachten solle, da es bekannt genug sei, daß die Herren von Bayern römische Kaiser und Könige gewesen, als die Herren von Österreich noch unter den Grafen gesessen". Wenn sich aber eine solche oppositionelle Stimmung bei päpstlich gesinnten Fürsten regte, was war dann erst von den evangelischen zu erwarten, an deren Spitze einer der mächtigsten Kurfürsten, der Reichsvikar im nördlichen Deutschland stand? Aber gerade diese Befürchtung vor widerstrebenden Elementen, die alle eingreifenden Maßregeln lähmen und durchkreuzen konnten, bestärkte Karl in dem Vorhaben, die kaiserliche Gewalt und Autorität zu mehren, sowohl durch Kräftigung der richterlichen Institute als durch Schaffung einer königlichen Macht, die, während er selbst durch anderweitige Anliegen beschäftigt oder abwesend sei, die oberherrlichen Befugnisse in Deutschland wahren und handhaben möchte. Das Vorhaben erregte Bedenken, es stand mit Gesetz und Herkommen in Widerspruch; allein durch Befriedigung persönlicher Interessen, durch Versprechungen und Gunsterweisungen brachte der Kaiser die drei geistlichen Kurfürsten, sowie Pfalz und Brandenburg auf seine Seite. Sie erhielten die Weisung, sich gegen Ende des Jahres in Köln zur Königswahl einzustellen. Nur den Kurfürsten Johann von Sachsen konnte man nicht hoffen für einen Plan zu gewinnen, der die altkirchliche Macht konzentrieren und stärken sollte und einen Fürsten erhöhen, der sich bisher als einen so heftigen Widersacher der neuen Lehre gezeigt: man überlegte, ob man den Kurfürsten nicht auf Grund der Bulle Leos X., welche alle Anhänger Luthers mit der Exkommunikation bedrohte, ausschließen könnte; aber ein so gewaltsames formloses Vorgehen hätte nimmermehr die Billigung der übrigen Reichsfürsten erlangt. Der Bann schloß nur von der kirchlichen Gemeinschaft aus, konnte aber auf die bürgerliche und politische Rechtsstellung keinen Einfluß üben, solange nicht die Reichsacht damit verbunden, nicht der öffentliche Friede gekündigt war. So erging denn auch an Sachsen die Ladung zur Wahlverhandlung in Köln. Durch ein päpstliches Breve war der Kaiser in die Lage gesetzt, die Bannbulle anzuwenden oder für den gegebenen Fall davon Umgang zu nehmen, unbeschadet der Gültigkeit der Handlung. In ähnlicher Weise sollte die Autorität des Reichskammergerichts gestärkt und für die Zwecke der Altkirchlichen nutzbar gemacht werden. Nicht nur, daß die Zahl der Richter vermehrt und acht erfahrene Rechtsgelehrte beigefügt wurden, alle Angestellten erhielten auch die Weisung, sich jeder Hinneigung zu dem neuen Glauben zu ent-

halten und sich in allen Klagsachen an die Artikel des Reichstagsabschieds zu binden. Auf diese Weise konnte man zunächst auf dem Rechtsweg gegen die Neuerer vorgehen; gab denn nicht die Einziehung so mancher kirchlichen Besitzung, die Säkularisation so mancher Ordenshäuser ein weites Feld zu gerichtlichem Vorgehen? Vermittelst des ständischen Tribunals, das den kaiserlichen Gerichtsbann übte, konnte ein versteckter Krieg eröffnet werden, den die meisten Fürsten einem bewaffneten Feldzug vorzogen. „Nicht fechten, sondern rechten" war ihre Losung.

Stellung der Evangelischen.

Schon in Augsburg wurde diese Mobilmachung von Kaiser und Majorität in Szene gesetzt. Es verlautete, daß mit dem päpstlichen Hof Verhandlungen über die Notwendigkeit einer Kriegsrüstung gepflogen würden; es blieb nicht unbemerkt, daß im Reichstagsabschied der Kaiser allen andern Frieden gebot, sich selbst aber nicht dazu verpflichtete. Wollten die Evangelischen nicht müßig zuwarten, bis die Pläne der Gegner zur Ausführung reif waren, wollten sie nicht wehrlos sich in eine Stellung drängen lassen, in welcher man sie als Feinde des Reichs, als Störer der Rechtsordnungen behandeln und mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen konnte, so mußten sie auf Mittel bedacht sein, diesen versteckten Angriffen zu begegnen. Noch standen sie als Reichsglieder da; noch war ihre staatsrechtliche Stellung nicht angetastet, die Reichsacht nicht verhängt worden. Jetzt mußte es das wichtigste Anliegen für sie sein, sich diese Rechtsstellung zu sichern, sich nicht durch Kaiser und Majorität in eine Lage drängen zu lassen, in der sie entweder durch Gericht und Obrigkeit einzeln zur Unterwerfung gezwungen oder als Ungehorsame mit Gewalt unterdrückt werden konnten. Dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn sie ihre gemeinsame Sache mit gemeinsamen Kräften stützten, wenn sie sich gelobten, für das unverbrüchliche Recht der Gewissensfreiheit vereint zusammenzustehen und alle feindlichen Angriffe abzuwehren, durch welche dieses höchste menschliche Gut ihnen entrissen werden sollte, sei es auf dem Wege der Autorität oder der offenen Gewalt. Es galt also eine Stellung zu schaffen, die ihnen gestattete, ihres Glaubens zu leben, ohne in Gefahr zu geraten, von dem lebendigen Körper des Reichs als ungesunde Glieder abgehauen zu werden.

Die Versammlung in Schmalkalden. Dez. 1530.

Zu einem solchen Akt der Selbstverteidigung waren bereits Schritte gethan. Um Weihnachten, ehe noch die Kölner Königswahl vor sich ging, versammelten sich mehrere evangelische Fürsten und Städteverordnete in dem thüringischen Städtchen Schmalkalden, um mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen zu beratschlagen, auf welche Weise und mit welchen Mitteln man der dem evangelischen Glauben drohenden Gefahr begegnen möchte. Wir wissen, daß schon früher Ansätze zu Schutzbündnissen unternommen wurden; sie hatten aber keinen rechten Fortgang, teils weil die Theologen Bedenken erhoben und Luther fürchtete, „es werde dabei auf menschlichen Witz und Hilfe anstatt auf Gott vertraut", teils weil manche Fürsten die Lehnstreue

gegen Kaiser und Reich zu verletzen glaubten, die darum auch bisher bei allen Sonderbündnissen ausdrücklich gewahrt worden war. Dieselben Bedenken machten sich auch jetzt geltend. Die anwesenden Fürsten von Sachsen und Hessen, von Braunschweig, Lüneburg, Anhalt, Mansfeld, sowie die Bevollmächtigten von vierundzwanzig Städten waren darin einig, daß man jeder Anfechtung um des Glaubens willen gemeinsam widerstehen, jedes Vorgehen des kaiserlichen Fiskals beim Reichskammergericht auf Grund des Reichstagsabschieds gegen einen oder den andern von ihnen mit gemeinsamer Anstrengung zurückweisen müsse. Auch die Anstände des Kurfürsten von Sachsen gegen die ausgeschriebene Königswahl wurden mit Ausnahme des Markgrafen Georg von Brandenburg, des getreuen Anhängers der Habsburger, und der Abgeordneten von Nürnberg für begründet erachtet und gutgeheißen. Aber als man vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigend die Prinzipfrage anregte, ob es erlaubt sei, falls der Kaiser Gewalt gebrauche, ihm mit Gewalt zu widerstehen, da erhoben sich allerlei Zweifel und Meinungsverschiedenheiten. Die Theologen, welche, wie früher bemerkt, ihre Grundsätze der Heil. Schrift entnahmen und das Deutsche Reich mit dem römischen Imperium zusammenstellten, meinten, man müsse der Obrigkeit unterthan sein und seinen Glauben durch Leiden bezeugen. Die Juristen dagegen machten geltend, daß die deutsche Reichsverfassung ganz andrer Natur sei, als die des römischen Imperiums, daß der durch Wahl zur Herrschaft erhobene Kaiser gegenüber den erblichen Landesfürsten eine ganz andre Stellung einnehme, als die altrömische „Obrigkeit" gegenüber den Unterthanen; daß hier beschworne Rechte und Pflichten beständen, die von beiden Teilen eingehalten werden müßten. In Glaubenssachen stehe dem Kaiser keine Jurisdiktion zu, nicht einmal in privatrechtlichen Dingen dürfe eine Strafgewalt angewendet werden, solange die Streitfrage durch Appellation der Verurteilten an eine höhere Instanz noch in der Schwebe, noch nicht endgültig entschieden sei; um wieviel weniger sei der Kaiser zu einem gewaltsamen Einschreiten gegen die evangelischen Reichsangehörigen berechtigt, welche Berufung an ein allgemeines Konzil eingelegt hätten und nur die Ehre Gottes in der Höhe und den Frieden auf Erden anstrebten. Die rechtmäßige Obrigkeit in Deutschland sei der Kaiser mit den Ständen; ihre Grundlage Gesetz und Übereinkunft; würden diese von dem Reichsoberhaupt gegen einen Teil der ständischen Gewalten mit Hintansetzung anerkannter Rechtsnormen verletzt, so seien die Angegriffenen zum Widerstand berechtigt. Gegen solche Deduktionen vermochten die Theologen nicht anzukämpfen; sie meinten, die Juristen müßten die staatsrechtlichen Fragen besser verstehen, und gaben ihre Zustimmung zu einem Bündnis, worin den Teilnehmern Widerstand gegen jedes Unrecht, gemeinsame Abwehr jeder Gewalt in Sachen des Glaubens gestattet und zu Recht erkannt ward.

Luthers Stellung zur Kriegsfrage. Luther wurde zu dieser Ansicht, die mit seiner früheren Haltung in Widerspruch stand, durch die Vorgänge in Augsburg geführt. Er hatte den Eindruck

empfangen, daß der Kaiser nur nach den Eingebungen der Kurie verfahre, daß er, anstatt als Oberherr und höchster Schiedsrichter der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, „der Hauptmann und Geschworne des Papstes" sei. Gegen einen Kaiser aber, der sich als Werkzeug Roms gebrauchen lasse, „der nicht allein gegen Gottes Wort, sondern auch gegen Eid, Pflicht, Siegel und Brief handle", müsse den Evangelischen Widerstand als Notwehr gestattet sein.

Dieser Gedankenfolge gibt die scharfe Flugschrift Ausdruck, die der Reformator als „Warnung an meine lieben Deutschen" ausgehen ließ. „Wo es zum Kriege kommt (da Gott mit aller Gnade für sei!), so will ich das Teil, so sich wider diese mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzet, nicht aufrührerisch gescholten haben noch schelten lassen, sondern will's lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Notwehr heißen, wie es denn auch wohl sein mag, und will sie damit ins Recht und zu den Juristen weisen. Denn in solchem Fall, wenn die argen Mörder und durstigen Bluthunde je kriegen und morden, sengen und brennen wollen, so ist es auch in Wahrheit kein Aufuhr, sich wider sie zu setzen und zu wehren, und also Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Armen und Bedrängten in ihrer Gefahr zu retten, und wenn's möglich zu schützen." Auf dem Reichstag hätten sie sich aufs tiefste gedemütigt, um Frieden und Ruhe gebeten, auch sich zu allem erboten, was Gott der Herr immer leiden möge; käme es nun dennoch zum Krieg, so falle die Schuld auf das Haupt der Anstifter. „Sie hoffen, daß man sich nicht wehren werde: wollen sie aber Ritter werden an der Unsern Blut, so sollen sie es mit Gefahr und Sorgen werden." Zu solcher Haltung wurde Luther durch die drohende Lage der evangelischen Sache fortgerissen; als eine anonyme Gegenschrift aus dem Herzogtum Sachsen ihn beschuldigte, er predige Aufruhr, suchte er in einer heftigen Erwiderung „wider den Meuchler in Dresden" seinen Standpunkt in der schärfsten Weise zu rechtfertigen. Die Papisten wollten sich des kaiserlichen Namens bedienen, um die Evangelischen desto sicherer zu verderben; sie sollten aber erfahren, daß man sich nicht wehrlos würde unterdrücken lassen. Dennoch war ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Er spricht immer sehr schonend von dem Kaiser selbst; die Hauptschuld wird den verleumderischen Anstiftern und Hetzern beigemessen; er hatte dem Kurfürsten den Rat gegeben, sich bei der Königswahl zu beteiligen; er hatte die Verantwortung den Rechtsgelehrten zugeschoben: „wenn die Juristen mit ihren Gesetzen beweisen können, daß es erlaubt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten, so lasse ich sie ihre Gesetze brauchen; sie mögen selbst zusehen". Man sieht, der Bund machte ihm einige Sorge. Waren ja doch auch auf Betreiben des Landgrafen und Bucers Abgeordnete der oberdeutschen Städte zugelassen worden und mit Zürich und Bern wurde eifrig über den Beitritt zum evangelischen Bund unterhandelt. Straßburg und Hessen, beide in das eidgenössische Burgrecht aufgenommen, waren geeignete Vermittler. Nur die Größe der Gefahr vermochte Luthers Bedenklichkeiten zu überwinden. Auch hoffte er die Zwinglianer doch noch zu seiner Ansicht vom Abendmahl zu bekehren.

So kam denn der Schmalkaldische Bund zum Abschluß. Eine Vorstellung an den Kaiser, er möge dem Reichsfiskal und Kammergericht verbieten, Prozesse in Religionssachen vorzunehmen, war ohne bestimmte Antwort geblieben. Die Notwendigkeit der Selbstverteidigung für den Fall, „daß man die Anhänger des reinen Wortes Gottes zu unterdrücken gedächte", war somit an die Evangelischen herangetreten. In dem Bundesvertrag verpflichteten sich die Fürsten und städtischen Abgeordneten zu gegenseitigem Beistand, wenn einer von ihnen oder

Der Bundesvertrag von Schmalkalden.

ihren Unterthanen um der Religion oder einer damit verwandten Sache willen befehdet oder vergewaltigt werden sollte. Ausdrücklich wurde hervorgehoben, daß es nur auf ein Schutzbündnis abgesehen sei „zur Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens und zur Abwehr unbilliger Gewalt", nicht auf Bekämpfung kaiserlicher Majestät oder irgend eines Reichsstandes. Doch war in betreff der Gegenwehr keinerlei Ausnahme zu gunsten des Kaisers aufgestellt. Die meisten der

31. Dez. 1530. Anwesenden unterzeichneten sogleich, andre nachträglich. Nur Markgraf Georg von Brandenburg und einige fränkische Städte, voran Nürnberg, hielten mit der Unterschrift zurück. Doch traten auch sie einem Abkommen bei, daß in allen Klagsachen um der Religion willen gemeinsam vorgegangen und zu dem Ende eigne Prokuratoren aufgestellt werden sollten. Darauf ging die Versammlung am letzten Tag des Jahres nach neuntägigen folgenschweren Verhandlungen auseinander.

Ferdinand zum römischen König gewählt. 1531.

Von Schmalkalden aus reiste der Kurprinz Johann Friedrich nach Köln, um im Namen der Mehrheit der Schmalkaldischen Verbündeten Einsprache gegen die beabsichtigte Wahl Ferdinands zum römisch-deutschen König zu erheben. Sie blieb ohne Wirkung. Als der Kaiser den fünf anwesenden Kurfürsten zu Gemüt führte, daß das dermalige Regiment zu schwach sei, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten, er selbst aber wegen der großen Ausdehnung seines Reichs nur selten in Deutschland verweilen könne, somit ein zuverlässiger Gehilfe notwendig sei, der als „andres Haupt" während seiner Abwesenheit die Regierung mit ihrem

3. Jan. 1531. Beirat führe, da wählten alle den Erzherzog Ferdinand zum römischen König.

11. Jan. Einige Tage nachher wurde in Aachen die Krönung vollzogen und das Geschehene durch kaiserliche Ausschreiben allenthalben bekannt gemacht. In der Wahlkapitulation ward der neue König ausdrücklich auf die Erhaltung des Augsburger Reichstagsabschieds verpflichtet.

Die Lage im Reich.

So war denn das Reich in zwei ungleiche Hälften gespalten. Mochte Karl immerhin seinen Bruder zu seinem Stellvertreter in Deutschland ernennen, sich selbst nur in einigen bestimmten Fällen von besonderer Wichtigkeit die letzte Entscheidung vorbehaltend: die Weigerung Sachsens, die Einsetzung „zweier Oberhäupter" anzuerkennen, eine Weigerung, der nicht bloß die Genossen des Schmalkaldischen Bundes, sondern auch die Herzöge von Bayern, sonst die entschiedensten Gegner der Evangelischen, aus dynastischen und partikularistischen Motiven beitraten, entkleidete die neue Würde Ferdinands so sehr ihrer Macht, daß derselbe seinem Bruder klagte, er führe nur den Titel eines Königs, gelte aber nicht mehr als jeder andre Reichsfürst. Die Einsprache der Konföderierten war nicht bloß eine Protestation in Worten: der Schmalkaldische Bund nahm infolge weiterer Besprechungen und Beschlüsse eine solche Haltung, daß von der Durchführung des Reichsabschieds vorläufig Abstand genommen werden mußte. Zu den alten Feinden des Kaisers, den Türken und Franzosen kam nun auch noch England, seitdem König Heinrich VIII. sich von der Tochter Ferdinands und Isabellas

geschieden und der Kirchenreformation Eingang verschafft hatte. Sollte Karl durch Gewaltschritte gegen die deutschen Protestanten die Zahl seiner Gegner mehren und diese nötigen, bei Frankreich und England Hilfe zu suchen? Melanchthon hatte im Auftrage der Verbündeten an Franz und Heinrich Briefe gerichtet, teils um verleumderische Nachreden abzuweisen, teils um diese Monarchen für ein allgemeines Konzil zu gewinnen; und daß die Herzöge von Bayern mit Johann Zapolya Verbindungen unterhielten, war längst bekannt. Die Rückantwort des französischen Königs bewies, wie sehr die Opposition der deutschen Fürsten gegen die Machtvergrößerung der Habsburger seinen Beifall fand; auch Heinrich VIII. bezeugte in seinem Schreiben, daß durch den Gang der Dinge seine frühere Stellung zu der deutschen Reformation sich geändert habe.

Die größte Thätigkeit entwickelte bei allen diesen Vorgängen Landgraf Philipp von Hessen. Nicht nur, daß er die Verbindung mit Bayern betrieb und vermittelte, daß er den König Friedrich von Dänemark zum Anschluß bewog, sein Hauptbemühen war auf ein Bündnis mit der Schweiz gerichtet. Dies konnte aber nur durch Ausgleichung der dogmatischen Streitigkeiten geschehen und Bucer, „welcher für feinere Auffassung fremder Ideen und Weiterbildung derselben, man möchte sagen, für sekundäre Produktion, ein unzweifelhaftes Talent besaß“, ließ sich keine Mühe verdrießen, eine solche Ausgleichung zu stande zu bringen. Er hatte bereits mit Luther zu Koburg verhandelt und die Stadt Straßburg dazu bestimmt, sich Kursachsen zu nähern. Dem entsprach jetzt eine Gegenbewegung von lutherischer Seite. Es war ein bedeutender Fortschritt, gegenüber der Wittenberger Schroffheit, daß man von einer allgemeinen Kirchenordnung, wie sie auf der ersten Zusammenkunft in Schmalkalden beantragt worden war, nunmehr abstand, weil sonst die römische Partei denken könnte, „man wolle ein neues Papsttum aufrichten“, und daß man das Verfahren gegen Wiedertäufer und andre neue Sekten dem Ermessen jedes einzelnen Reichsstandes anheimgab, da die Bestimmungen zu Speier „etwas zu geschwind ausgegangen seien“. Und als Bucer nun nach der Schweiz eilte, um auch dort seine vermittelnde und versöhnende Wirksamkeit zu versuchen, schien auch hier sein Werk gelingen zu wollen. In Zürich, Bern, Basel beriet man ernstlich über eine Einigungsformel, welche die religiösen Bedenken beseitigen oder abschwächen und den Anschluß an das protestantische Deutschland erleichtern möchte. Aber es sollte nicht dazu kommen. In dem Augenblick, da sich die reformierten Kantone dem evangelischen Deutschland, die fünf Lande am Vierwaldstätter See dem katholischen Österreich mehr als jemals näherten, traten Ereignisse ein, welche die Bande wieder lösten und jeden Teil an sich selbst wiesen. Beide Länder sollten ähnliche Geschicke erleiden, aber unabhängig voneinander. In der Schweiz erlitt die evangelische Sache die erste größere Niederlage.

Das Verhältnis zur Schweiz.

Okt. 1530.

2. Die Vorgänge in der Schweiz und Zwinglis Ausgang.

Konfessionsstreit in den gemeinen Herrschaften.

Wir haben schon früher der Verbreitung gedacht, welche Zwinglis Lehre in vielen Kantonen der Schweiz gefunden, sowie des heftigen Widerstandes, dem sie bei den Waldstätten und in Luzern und Zug begegnete. Die Alpenbewohner, die ihren Unterhalt zum großen Teil von fremden Kriegsdiensten und Jahrgeldern zogen, die von göttlichen und menschlichen Dingen nichts wußten, als was sie von ihren Geistlichen hörten, die von den Plänen Zwinglis, den größeren, volkreicheren Bürgerstädten auf der Tagsatzung mehr Einfluß und Bedeutung zu schaffen, eine Verkürzung ihrer politischen Stellung befürchteten, waren die heftigsten Gegner der Reformation und hielten mit unerbittlicher Strenge jede Neuerung fern. Nun gab es aber in der Schweiz einige Territorien, welche früher von der Eidgenossenschaft mit gemeinschaftlicher Anstrengung erobert und, ohne den alten Kantonen zugeteilt zu werden, als gemeine Herrschaften und Vogteien unter eidgenössischem Schutz standen, in Gerichts- und Verwaltungssachen an die von der Tagsatzung aufgestellten Schirmherren gewiesen waren. Vom Neuenburger und Bieler See über Aargau und Thurgau bis zum oberen Rheinthal waren diese gemeinen Herrschaften gleich einem Kranz um den Kern der Eidgenossenschaft gelagert. Es war natürlich, daß in diesen Grenzlanden die neuen Lehren Eingang fanden und neben der alten um Geltung rangen. Auf Zwinglis Betreiben wurde nun der Rechtssatz aufgestellt: „Wofür in einer Kirchengemeinde sich die Mehrheit entscheidet, ob einen Meßpriester oder evangelischen Prädikanten zu halten, das ist in Sachen des öffentlichen Gottesdienstes für sie Gesetz.“ Diesen Grundsatz ließen aber die Orte am Vierwaldstätter See nicht gelten; und wie sie bei sich selbst keine Abweichung von der bisherigen Ordnung duldeten, so wollten sie auch in den Vogteien und Ämtern, die sie mit Bern, Zürich, Glarus und andern reformierten Kantonen gemeinschaftlich beherrschten, keine Neuerung aufkommen lassen. Ihre Vögte erhielten die schärfste Weisung, jeden Reformationsversuch im Keim zu ersticken. Da konnten denn feindselige Auftritte nicht ausbleiben. In Thurgau, wo in Verwaltungssachen sieben, in Gerichtssachen zehn eidgenössische Orte mitzusprechen hatten, wandte sich weitaus die Mehrheit der Bewohner der Reformation zu, entfernte Bilder und Messe und berief Prediger von Zürich. Ähnliches geschah im Rheinthal, im Gaster, Sargans, Uznach, in den freien Ämtern Mellingen und Bremgarten und anderwärts. Dieses Wachstum der „Irrlehre“ suchten die fünf Orte durch Schreckmittel zu hemmen. Die Landvögte bestraften die Neuerer mit Geld, sie warfen sie ins Gefängnis, sie ließen sie mit Ruten peitschen, trieben reformierte Prediger mit aufgeschlitzter Zunge aus dem Lande. Der Prädikant Kaiser, ein Züricher, welcher eine Gemeinde im Gaster kirchlich versorgte, wurde heimtückisch in einem Gehölz überfallen, gefangen nach Schwyz geführt, gefoltert und, trotz der Ver-

wendung Züricher Abgesandten, zum Feuertod verurteilt. Die Bibeln wurden aufgesucht und verbrannt, evangelische Flüchtlinge aus Deutschland der österreichischen Regierung der Vorlande zur Hinrichtung ausgeliefert; den zu Baden während der Kur verstorbenen Protestanten ein ehrliches Begräbnis verweigert. Wir wissen, daß im Berner Oberland die Unterwaldner mit Waffen und aufgereckter Fahne einzogen, um die Neuerung mit Gewalt fernzuhalten. Sie wollten die Heiraten mit den fleißigen Töchtern des Haslithales sich nicht entgehen lassen. Wegen dieses Friedensbruchs mit Bestrafung bedroht, bewirkten sie, daß die fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug) Österreichs Bündnis suchten. In Feldkirch und Waldshut schlossen die Bevollmächtigten April 1529.
der katholischen Lande und des Erzherzogs Ferdinand ein Übereinkommen zu gegenseitiger Kriegshilfe und gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Neuerer.

Den fünf Orten wurden ihre Rechte und Ansprüche in den gemeinschaftlichen Herrschaften und Vogteien garantiert, dem Erzherzog sollte Konstanz, das von Zürich in das „christliche Burgrecht" aufgenommen worden, überlassen werden. Die gleichzeitigen Ereignisse in St. Gallen und in den Bünden, deren wir früher gedachten, steigerten die Leidenschaft und Parteiwut. Wenn Abgeordnete der Bürgerstädte in die Gebirgslande zogen, um von dem österreichischen Bündnis abzumahnen, konnten sie manchmal ihre Kantons- und Stadtwappen am Galgen angeschlagen sehen. Es lag nahe, daß die reformierten Schweizer einen Rückhalt an den Evangelischen in Deutschland zu gewinnen suchten; es wurde erwähnt, wie viele Mühe sich der Landgraf gerade damals gab, eine solche Verbindung zustandezubringen; hatten sie doch in Ferdinand den gemeinschaftlichen Feind zu fürchten. Das Marburger Gespräch war auch in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Nicht bloß befestigte es das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen dem Landgrafen und dem Züricher Reformator, sondern gab auch Gelegenheit zur Besprechung und Feststellung gemeinsamer politischer Pläne. Und auch nachdem die theologischen Verhandlungen an Luthers Schroffheit gescheitert waren, hörten die Unionsversuche nicht auf. Wie oft ist der unermüdliche Vermittler Bucer von Straßburg bald nach Wittenberg, bald nach Koburg, bald nach Augsburg und dann wieder nach Zürich und Basel gereist, um den leidigen Abendmahlsstreit durch eine unbestimmte Formel, durch ein Kompromiß auszugleichen.

Der feindseligen Haltung der fünf Orte gegenüber konnten die reformierten Zürich beschließt Krieg.
Kantone nicht länger unthätig bleiben. Die Verbindung mit Österreich, deren 1529.
Fäden bis nach Vorarlberg und Tirol liefen, bedrohte die Freiheit und Sicherheit der protestantischen Schweiz; der bundbrüchige Einfall der Unterwaldner in das Berner Oberland, gegen den von der Tagsatzung kein Strafurteil zu erzielen war, forderte Vergeltung; die schändliche Wegführung und Hinrichtung des Züricher Predigers von seiten der Schwyzer ohne jegliches formale Recht durfte nicht ruhig hingenommen werden. Mit Hohn hatte man die Einsprache ihrer Abgeordneten zurückgewiesen. Und wirklich rüsteten die Züricher Kriegsmannschaft aus, um die Besetzung der freien Ämter in Aargau, Muri und Baden durch einen katholischen Vogt zu verhindern. Nach Zwinglis Ansicht war die Gewissensfreiheit nicht ohne Krieg zu erringen. „Du kennst diese Leute nicht,"

antwortete er einst dem von gewaltsamem Vorgehen abmahnenden Öcolampadius; „ich sehe das Schwert schon gezückt und werde thun, was eines treuen Wächters Pflicht ist"; und den Berner Freunden, welche grundsatzmäßig jedes gewaltthätige Vorgehen verwarfen, schrieb er: „Der Friede, dem viele jetzt so sehr das Wort reden, ist Krieg; der Krieg, den ich wünsche, Friede. Es ist keine Sicherheit weder für die Wahrheit noch ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrschaft niedergestürzt werden." So wurde denn beschlossen, man wolle in Bremgarten und Muri keine Unterwaldner Vögte mehr aufreiten lassen. Zwingli selbst entwarf den Kriegsplan: vier Fähnlein sollten auf Juni 1529. verschiedenen Seiten an die Grenze vorrücken und von Norden her die Zufuhr gesperrt werden. Auch die fünf Orte rüsteten; Thomas Murner feuerte sie an. Als die Berner mit dem Ausmarsch zögerten, rückten die Züricher allein aus. Zwingli, der in früheren Jahren so mancher Schlacht als Heerprediger beigewohnt, zog zu Pferde, die Hellebarde auf der Schulter, mit seinen Landsleuten ins Feld. Nie hat man solche Gottesfurcht, solche Sittsamkeit, ein so ehrbares Leben bei Kriegsmännern gesehen. „Keine gemeine Dirne ward geduldet; man hörte kein Fluchen noch Schwören, selbst das Würfelspiel war verbannt; die Erholung bestand in Leibesübungen, Springen, Werfen, Steinstoßen; Streitigkeiten fielen beinahe nicht vor; niemand hätte versäumt, vor und nach Tisch zu beten." Die Reformierten waren im Vorteil; ihre Reihen stärkten sich täglich durch neue Zuzüge von Glarus, von Thurgau, aus dem Rheinthal; auch die Berner, wie gering immer ihre Kriegslust sein mochte, kamen herbeigezogen. Die katholischen Mannschaften dagegen waren schlecht gerüstet, die Lebensmittel fehlten, die erwarteten Hilfstruppen Ferdinands waren nicht eingetroffen. Bei Kappel standen die Heerhaufen nicht weit voneinander; Zwingli hoffte mit Zuversicht auf einen raschen glücklichen Ausgang des Kampfes, dem dann die siegreiche Durchführung der beiden Grundsätze folgen würde, die ihm vor allen am Herzen lagen: freie Predigt des Evangeliums, Abschwörung der Jahrgelder und politische Lahmlegung der fünf Orte.

Vermittelung und Friedensschluß.

Es sollte jedoch nicht zum Treffen kommen. Als die Züricher gerade die Grenze überschreiten wollten, trat Hans Äbli, Landammann von Glarus, an sie heran und riet zur Versöhnung. „Sollte nicht vermieden bleiben können, Witwen und Waisen zu machen? Sollte zwischen denen, die so oft Leib und Blut zusammen eingesetzt, kein Friede möglich sein, bei welchem dem Evangelio gelebt werden kann? Wollen wir den Triumph unsrer Feinde erhöhen, ihre wohlfeile Beute werden? Biedere liebe Herren von Zürich, um Gotteswillen verhütet die Zertrennung, den Untergang der alten Eidgenossenschaft." Diese Worte sprach Äbli mit Thränen im Auge und bewegten Herzens. Sie machten um so tieferen Eindruck, als er ein geachteter Mann war, dem göttlichen Wort ergeben und den Jahrgeldern abhold. Die Führer gewährten eine Waffenruhe zu neuen Unterhandlungen. Zwingli aber sprach: „Gevatter Ammann! Du wirst Gott müssen

Rechenschaft geben für diese Vermittelung." Bei den Verhandlungen siegte die gemäßigte Meinung; die fünf Orte zeigten mehr Nachgiebigkeit; die Berner erklärten, sie würden nur für den Fall, daß Zürich angegriffen würde, Kriegshilfe leisten, nicht aber, wenn es angreife. So kam ein Landfriede zu stande, der die streitigen Hauptfragen unausgetragen ließ. Es war wohl ein großes Zugeständnis von seiten der Altgesinnten, daß sie dem österreichischen Bündnis entsagten, Kriegsentschädigung versprachen und den Grundsatz annahmen, daß in den gemeinen Herrschaften die Mehrheit der Kirchengemeinde über die Religionsform bestimmen sollte. Dagegen wurde die Abschaffung der Jahrgelder bloß als Wunsch und Rat ausgesprochen, und statt die unbedingte Freiheit der Predigt als Recht aufzustellen, hieß es nur, kein Teil wolle den Glauben des andern bestrafen. Auch wurde alles Schmähen, Verleumden und Schelten andrer Religionsgenossen streng untersagt. Murner entfloh verkleidet, sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Nur nach einigem Zögern schafften die Katholischen den Bundesbrief mit Österreich herbei. Als ihn der Schreiber zu verlesen begann, gebot ihm Äbli Schweigen, damit nicht der Unwille aufs neue erregt würde. Und als die Züricher darauf bestanden, riß der Landammann denselben an sich, trennte die Siegel und zerschnitt die Urkunde in kleine Stücke. Die Berner bezeugten ihre Freude über den Friedensschluß und ließen den Unterwaldner Streithandel fallen. Zwingli aber dichtete um jene Zeit das Lied: „Herr nun heb' den Wagen selb." Er blickte sorgenvoll in die Zukunft; es war nur halbe Arbeit gemacht worden.

25. Juni 1529.

Vieles war indessen durch den Kappeler Frieden für die evangelische Sache in der Schweiz gewonnen worden, und Zwingli versäumte nicht die günstige Lage zu nutzen. Nach allen Seiten wurden Bibeln und reformatorische Schriften verbreitet, die unter dem Eindruck der politischen Ereignisse ihre Wirkung nicht verfehlten. In den gemeinschaftlichen Herrschaften gewann die Reformation immer mehr Boden: Klöster wurden aufgelöst und durch Schulen ersetzt; die Heiligenbilder wurden entfernt, wobei es nur selten einem Kunstfreunde gelang die Zerstörung zu verhindern; an die Stelle der Messe trat die Züricher Kirchenordnung mit evangelischer Predigt. Im Thurgau richtete Zwingli auf einer Synode zu Frauenfeld den neuen Gottesdienst ein; in dem Johanniterstift Hitzkirch gab der Komtur selbst das Zeichen zur Abwerfung des Ordenskleides; in der Abtei Wettingen verließen die Mönche die Zellen und widmeten sich andern Berufsarten; in den freien Ämtern des Aargaus, in Bremgarten und Mellingen erklärten sich die Einwohner für den neuen Kultus; im Rheinthal, in den Landschaften Sargans, Uznach, Gaster erlangte die reformierte Partei einen vollständigen Sieg. Der ungerechte, ränkevolle und ausschweifende Landvogt Sebastian Kretz aus Unterwalden, der mit Österreich in Verbindung stand, wurde in den Turm gelegt. Es war wunderbar anzuschauen, in wie vielen Orten „das Gotteswort vermehret ward". Auch in katholischen Kantonen fand das Evangelium

Zunahme der Reformation.

Eingang. In Solothurn wurde unter Vermittelung von Bern und Basel den Anhängern der neuen Lehre die Barfüßerkirche zum Gottesdienst eingeräumt; nur die Schweißtropfen des heiligen Ursus, des Patrons der Stadt, retteten die Hauptkirche.

Oft war die Majorität, wodurch die Entscheidung herbeigeführt ward, sehr gering. Wenn in Welschneuenburg und in Neuenstadt eine Mehrheit von 18 und 24 zu gunsten der Reformation entschied, so wurde in der Stadt Rottweil, welche seit zehn Jahren in eidgenössischer Verbrüderung stand, durch sechs Zünfte gegen fünf die katholische Konfession in der Herrschaft erhalten. Die Verwendung Zürichs blieb wirkungslos; vierhundert evangelische Bürger suchten sich durch die Flucht vor der Grausamkeit ihrer andersgläubigen Mitbürger zu retten. Es war bereits eine Rückwirkung des Augsburger Reichstags.

Religiöse Aufregung. Diese Rückwirkung machte sich auch an andern Orten bemerklich; die Parteistellung in Deutschland erhielt ihr Seitenstück in der Schweiz. Während der Landgraf von Hessen unermüdlich auf einen Bund der evangelischen Fürsten und Städte mit den schweizerischen Glaubensgenossen hinwirkte und selbst mit Zürich in das christliche Burgrecht eintrat, fanden sich Abgeordnete von Luzern und Zug in Augsburg ein und wurden vom Kaiser und von der Majorität mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Und wie in den deutschen Gauen nach dem Reichstagsabschied eine schneidende Luft, eine leidenschaftliche Aufregung sich bemerklich machte, so auch in der Schweiz. Die Vorgänge in Graubünden, deren wir früher gedacht, die feindseligen Anschläge des Herzogs von Savoyen und der waadtländischen Ritterschaft gegen Genf, die wir bald kennen lernen werden, schienen auf ein inneres Verständnis der kaiserlichen und katholischen Parteigenossen beider Länder zu deuten. An dem Feldzuge gegen den Schloßherrn von Musso nahmen die fünf Orte keinen Anteil. Da war es denn natürlich, daß die französischen Unterhändler, die man zu gleicher Zeit in Bern und Solothurn bemüht sah, die alten Freundschaftsbande wieder anzuknüpfen, ihre Blicke mehr auf die reformierten Bürgerstädte richteten; daß Zwingli sich nach Freunden und Verbündeten umsah, an die Republik Venedig einen Vertrauten sandte, die deutschen Glaubensverwandten mit der Schweiz inniger zu befreunden suchte. Es ging ein unheimlicher Geist durch die Welt; Mißtrauen herrschte in allen Gemütern, in Schmähreden und Lästerungen gab sich die verbitterte Stimmung kund. Die Züricher und Berner wurden in den Ländern Ketzer und Eidbrüchige gescholten, ihre Prediger Kelchdiebe und Seelenmörder; ihre Lehre Teufelswort. Zwingli, sagte man im Gebirg, sei ein Gott der Lutherischen; Zürich stehe unter einem „Pfaffenregiment".

Die Schweiz und der Schmalkald. Bund. Nach dem Augsburger Reichstag steigerte sich die Aufregung: die fünf Orte klagten, daß durch Zürichs Eingreifen in den gemeinen Vogteien die Katholiken verdrängt, bedrückt und verfolgt würden, daß der Abt Kilian von St. Gallen in der Irre umhergejagt worden, bis er den Tod gefunden, daß der Verbreitung der ketzerischen Lehre allenthalben Vorschub geleistet werde; die Reformierten entrollten ein ähnliches Bild von

Beschwerden: man belege sie mit ehrverletzenden Schmähungen und Anschuldigungen; man singe Spottlieder auf Zwingli und die Züricher, man verfolge ihre Prädikanten, das Recht der Selbstbestimmung der Gemeinden könne nicht in Anwendung gebracht werden. Vergebens suchten die Gemäßigteren auf beiden Seiten zu beschwichtigen, indem sie an die alte Bundestreue erinnerten und an die Notwendigkeit friedlichen Zusammenlebens bei der drohenden Weltlage: die Leidenschaften waren zu erregt, die fünf Orte erneuerten ihre Verbindungen mit dem Erzherzog, die Bürgerstädte unterhandelten mit den Glaubensgenossen in Schmalkalden. Wir wissen, wie eifrig der Landgraf und die Straßburger Bucer und Sturm das Einigungswerk betrieben; „die konfessionellen Gegensätze schienen die Schweiz nochmals auseinander zu reißen und die Teile zum Deutschen Reich zurückzuführen". Aber wie sehr auch die politischen Verhältnisse ein einträchtiges Zusammengehen empfahlen, der religiöse Gegensatz ließ es nicht zu. Als Bucer mit der Abendmahlsformel in der Schweiz erschien, konnte er in Zürich und Bern nicht die Zustimmung erlangen; man fand, daß sie in ihrer dunkeln unbestimmten Fassung leicht zu gefährlichen Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Noch entschiedener machte sich ein Umschlag bei den Deutschen bemerklich; wie schon früher in Torgau, erklärte Sachsen, nur auf Grund eines gleichförmigen Glaubensbekenntnisses könne ein Bündnis mit der Eidgenossenschaft zum Abschluß kommen, die völlige Übereinstimmung mit der Augsburger Konfession sei ein unbedingtes Erfordernis jedes gemeinschaftlichen Handelns. Dies hatte zur Folge, daß auch die oberdeutschen Städte, denen sich noch Ulm, Reutlingen und andre Orte Schwabens angeschlossen, mit ihren Unterschriften zurückhielten.

So war denn die Schweiz an sich selbst gewiesen, und auch die Schmalkaldische Bundesgenossenschaft mußte sich gegenüber dem Kaiser und den katholischen Mitständen auf ihre eigne Kraft verlassen. Der Ausgang war ein sehr verschiedener, entsprechend dem Charakter der beiden Führer der reformatorischen Bewegung; denn während Luther, wie wir sogleich sehen werden, auf ein friedliches Übereinkommen lossteuerte, wollte Zwingli den unhaltbaren Zustand zu einer politischen Umgestaltung der Eidgenossenschaft benutzen, mit der Reform der Kirche eine Veränderung der staatsrechtlichen Verhältnisse verbinden. In den Wittenberger Kreisen war die Sicherstellung des Glaubens und der Gewissensfreiheit der einzige Zweck alles Thuns; in Zwinglis Reformationsplan bildete die religiöse Frage nur die eine Seite, die Umgestaltung des Staats und Lebens die andre nicht minder wichtige. Verschiedenartige Tendenzen.

Mit durchgreifendem Ernst hatte Zwingli in Zürich selbst ein christliches Gemeinwesen zu begründen gewußt. Es wurde mehrfach erwähnt, mit welcher Strenge er auf sittlich-religiöses Leben, auf gottesfürchtigen Wandel hielt; ein Sitten- und Ehegericht handhabte eine rigorose Disziplin über alle Bürger. Nach Zwinglis theokratischen Ideen waren Laster und sittliche Vergehungen hochverräterische Handlungen gegen die geheiligte Majestät Gottes, die daher durch strenge Gegenmittel und Strafen unterdrückt werden sollten. Von Ermahnungen und Verwarnungen stieg man zu Gefängnis und Landesverweisung auf; Ehebrecher sollten ertränkt werden. Die Rechtgläubigkeit und religiöse Bethätigung derselben durch Teilnahme am Gottesdienst und an allen Kultushandlungen wurde zum Gesetz gemacht. Die Mitglieder des großen und kleinen Rats wurden über ihren Glauben verhört, und wer keine befriedigende Antwort gab, oder sich weigerte, der neuen Glaubenslehre und Kirchenordnung in allen Artikeln und Der Züricher Gottesstaat.

Geboten beizustimmen, mußte austreten. Auch auf das politische Gebiet griff der kühne Reformator ein: wie er durch die Glaubensprüfung und das „Sittenmandat“ „dem Herrn Christo wieder zu seiner Herrschaft verhelfen wollte im Lande“, so wollte er in allen weltlichen Dingen Einstimmigkeit und Gleichberechtigung erzeugen: in der adligen Zunft der Konstafel waren noch manche, welche die fremden Kriegsdienste billigten und die Jahrgelder nicht fahren lassen wollten; Zwingli bewirkte nun, daß den adligen Herren das Vorrecht einer größeren Vertretung im Rat, das sie bisher besessen, entzogen, die Konstafel den übrigen Zünften gleich gestellt ward. Damals übte Zwingli in dem Züricher Gemeinwesen eine Macht aus, wie die Propheten in Juda, wie die Äsymneten und Gesetzgeber im alten Griechenland, wie einige Zeit nachher Calvin in Genf. Er war die Seele der Republik im Rat, ihr Wortführer auf den Versammlungen; in dem Ausschuß, der als „geheimer Rat“ die politischen Angelegenheiten und die auswärtigen Verhandlungen leitete und aus den Häuptern der Reformpartei bestand, war seine Stimme von entscheidendem Gewicht; und wenn er gleich äußerlich den Bürgermeistern und der Ratsversammlung untergeordnet und unterthan war, „so stand er geistig über der weltlichen Obrigkeit, erfüllte sie mit seinen Gedanken, leitete und bestimmte sie. Durch seine geistige Überlegenheit übte er in Wahrheit die Herrschaft auch über den Züricher Staat aus“. Diese Stellung Zwinglis in dem heimatlichen Gemeinwesen war um so bedeutungsvoller, als die Züricher Reformation sich mehr und mehr zur helvetischen Landesreformation erweitert hatte, für deren Haupt und Führer Zwingli gelten konnte. Derselbe theokratische Charakter, den er der Züricher Kirche aufgedrückt hatte, wurde somit auch den übrigen reformierten Kirchengemeinden eingeprägt. Nun war er aber nicht bloß Leutpriester am großen Münster, er war auch Mitregent des Züricher Staats, das einflußreichste Glied im „heimlichen Rat“; sein Wort gab auch in politischen Dingen den Ausschlag, seine vorstrebende Natur teilte sich der ganzen kantonalen Republik mit. „Indem aber so die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Zwinglis Hände geriet, steigerte sich ebendamit das Züricher Gemeinwesen zur aggressiven, zur erobernden Theokratie.“

Zwinglis polit. Reformpläne.

Und was der große Reformator in seinem engeren Vaterlande durchgeführt, wollte er auch der gesamten Eidgenossenschaft zuwenden: sie sollte einen christlichen Staatenbund bilden auf Grund einer gerechteren Verteilung von Macht, Pflicht und Leistung, mit Selbstbestimmung der Gemeinden in Sachen der Religion, mit brüderlicher Gesinnung untereinander, mit vaterländischen Gesamtinteressen nach außen, ein Bund, der Recht und Gesetz bei sich zu wahren und zu ehren bestrebt sein und das Schwert nur zur Selbstverteidigung ergreifen sollte. Da fand denn Zwingli, daß die Eidgenossenschaft, wie sie im Laufe der Zeit zusammengewachsen, den bestehenden Verhältnissen nicht mehr entspreche; daß die Urkantone, seitdem Zug und Luzern zu ihnen hielten, auf den gemeinen Tagen der Herrschaftsstände einen ungebührlichen Einfluß übten gegenüber den Bürgerstädten, die doch das meiste zur Macht und Größe der Schweiz beigetragen und an Volkszahl, Bildung und Wohlstand so weit voraus waren. Dieses ungerechte Maß von Macht und Befugnis wollte er ausgleichen, den politischen Schwerpunkt dahin legen, wo die größte Kraft war. Zürich und Bern, führte er in einer Denkschrift aus, die mit ihren Vorlanden zwei Dritteile der realen Macht besäßen, seien berufen, „die Eidgenossenschaft zu leiten, wie zwei Ochsen

den Wagen". Wollten die fünf Orte nicht dem Wort Gottes freien Lauf lassen, so müsse man „eine starke Arznei zu Handen nehmen"; man müsse den Bund auflösen und auf gerechteren, der Wirklichkeit mehr entsprechenden Grundlagen eine neue Eidgenossenschaft aufrichten. Denn wie könne eine Gemeinschaft bestehen und ein Zusammenwirken zu höheren Zwecken, zur Handhabung der Gerechtigkeit und des Friedens, wo der eine Teil dem Evangelium der Heil. Schrift feindlich entgegentrete, die freie Predigt verhindere, die Christlichkeit der neuen Lehre nicht nur nicht anerkenne, sondern ihre Bekenner mit Spottreden und Lästerungen verfolge! Den theokratischen Vorstellungen Zwinglis, dessen Ansichten vom Staat sich zum Teil nach alttestamentlichen Begriffen gebildet hatten, widerstrebte eine solche Vereinigung heterogener Elemente, die in den wichtigsten Anliegen des Menschen entgegengesetzte Richtungen verfolgten. Nach seiner Auffassung sollte man diejenigen Glieder, die sich zu dem Wort Gottes feindlich verhielten, aus den gemeinen Vogteien ausstoßen, mit den Landen diesseits der Berge eine neue Vereinbarung treffen und es den Alpenhirten, die er durchaus für unfähig zum Regieren erklärte, anheimstellen, wie sie sich mit der neuen Ordnung vertragen wollten. Daß sich dieser Plan nur durch Krieg und Gewalt ausführen ließe, war dem Züricher Reformator nicht zweifelhaft; und hatte er schon früher den Abschluß des Landfriedens von Kappel mißbilligt, so glaubte er jetzt, da Kaiser und Papst sich die Hände reichten zur Unterdrückung der evangelischen Wahrheit, einen offenen Kampf einem faulen, schmachvollen Frieden vorziehen zu müssen.

Zwingli sucht Bern für seine Pläne zu gewinnen.

Es fragte sich nur, ob er Macht und Einfluß genug besitze, die andern zu einem so kühnen Wagnis fortzureißen. Selbst in Zürich stieß er auf Widerstand; nur seine Erklärung, aus dem Rate ausscheiden zu wollen, führte alle Reformfreunde unter seine Fahne. Stärker war die Opposition der Berner, welche die Dinge kühler betrachteten. Schon von Anfang an war der Entscheid für die Reformation in Bern das Resultat nicht sowohl einer tief gehenden religiösen Bewegung, als vielmehr populärer Abwendung von der herrschenden Kirche und nüchterner Überzeugung von der Notwendigkeit einer veränderten Ordnung der Dinge gewesen. Von Natur ruhiger und zurückhaltender, empfand das Berner Volk nur mittelbar und in abgeschwächtem Maße den Einfluß eines so überlegenen Mannes, wie Zwingli; keiner war da, der durch seine bedeutende Persönlichkeit die Masse beherrscht, angefeuert und zum aktiven Vorgehen angespornt hätte. So trug die Reformation Berns den Charakter kluger Abwägung und Mäßigung, welche namentlich die Rücksicht auf die innere Ruhe, auf den Frieden mit den Nachbarn und das Zusammengehen mit den Bundesgenossen nie hintansetzte. Denn Bern hatte ein bedeutendes Landschaftsgebiet und darin Unterthanen, die im Gegensatz zu dem städtischen Bürgertum den Neuerungen widerstrebten; es hatte im Süden und Norden an Savoyen und Österreich Nachbarstaaten, die als Feinde höchst gefährlich werden konnten; es hatte alterprobte

Verbündete, die noch fest am alten Glauben hingen und nicht zurückgestoßen werden sollten. Gleichwohl hoffte Zwingli die Berner für seine in der noch geheim gehaltenen Denkschrift ausgesprochenen Ansichten zu gewinnen. Würde denn eine solche Umgestaltung nicht gerade ihnen zum besondern Vorteil gereichen? Die fünf Orte hatten durch ihr Fernbleiben von dem Feldzug gegen den Herrn von Musso, durch ihre feindselige, leidenschaftliche Haltung gegen alle Evangelischen, durch die Strenge, womit sie die neue Lehre von ihren Landen fern hielten, so sehr die eidgenössischen Pflichten verletzt, so sehr die Gewissensfreiheit und Bundesfreundschaft verachtet, daß ein längeres Zusehen um des äußern Friedens willen ihm als Unrecht und Sünde erschien, wodurch die Strafe Gottes Mai 1531. über das ganze Volk herabgerufen werden würde. Auf einem Städtetag zu Aarau drang Zürich auf ein kriegerisches Vorgehen gegen die fünf Orte; es vermochte nicht durchzudringen. Wohl wurde allgemein anerkannt, daß gegründete Beschwerden genug vorlägen, daß man mit ernstlichen Maßregeln gegen die feindseligen Bundesgenossen einschreiten müsse; aber zu einem so durchgreifenden Mittel konnte sich die Versammlung nicht entschließen. Bern machte auf die bedenkliche Weltlage aufmerksam: man solle „den schlafenden Löwen" (den Kaiser) nicht erwecken; noch sei der Krieg im Süden nicht zu Ende geführt; Mangel und Teurung herrsche in der ganzen Schweiz. Etwas müsse allerdings geschehen, um die Länder zu einem besseren Verhalten zu zwingen, der Krieg aber würde alle Teile schädigen. Auch Basel ließ sich in diesem Sinne vernehmen. So wurde denn eine halbe Maßregel beschlossen, die nicht Krieg und nicht Frieden war: die mittlere Schweiz sollte durch eine Fruchtsperre zur Ordnung gebracht, zur strengeren Einhaltung des Landfriedens gezwungen werden. Nicht bloß Bern und Zürich, auch Aargau, Thurgau u. a. O. sollten die Zufuhr von Getreide, Wein, Salz, Eisen verhindern. Umsonst bekämpften die Abgeordneten von Zürich, unterstützt von der Stimme Straßburgs, einen Beschluß, der die fünf Orte in Wut und Verzweiflung setzen, über Schuldige und Unschuldige Not, Elend und Verderben bringen mußte; umsonst führte Zwingli aus, daß allein ein Krieg, der bei der Überlegenheit der Bürgerstädte aller Berechnung nach kurz und unblutig sein würde, zum Ziel führen könne; Bern erklärte, daß es die Züricher bei einem Angriffskriege nicht unterstützen werde. Am 15. Mai wurde die Proviantsperre angeordnet. Noch einmal versuchte der Reformator den verderblichen Beschluß durch eine Privatbesprechung mit einigen Berner Abgeordneten in Bremgarten abzuwenden. Im Hause des Prädikanten Bullinger fand die Zusammenkunft heimlich in der Nacht statt. Ratsherren des Ortes hielten Wache. Seine Vorstellungen, daß die Maßregel die Feinde nur erbittern, in ihrem Widerstand gegen das Evangelium verhärten und ihnen den Vorteil des Angriffs in die Hände geben werde, blieben erfolglos. Vor Tagesanbruch geleitete der Prediger den Freund auf den Heimweg. Als sie sich trennten sagte Zwingli: „Mein lieber Heinrich, Gott bewahre dich! Bleibe treu am Herrn Jesu Christo und

seiner Kirche." Im August war ein großer Komet am westlichen Himmel sichtbar, der seinen langen blaßgelben Schweif gen Osten kehrte. Georg Müller, Abt von Wettingen, betrachtete denselben eines Abends mit Zwingli auf dem Vorhofe des großen Münsters, und fragte den Meister, was wohl das Phänomen zu bedeuten habe. „Mein Georg," erwiderte der Angeredete, „mir und manchem Biedermann leuchtet dieser Stern zur Gruft; die Wahrheit und die Kirche werden Not leiden, doch werdet ihr nicht von Christo verlassen werden."

Krieg der fünf Orte gegen Zürich. 1531.

Wenn die Berner glaubten, die Kornsperre werde das gemeine Volk in den Landen gegen ihre Obrigkeiten aufreizen und diese sich gezwungen sehen, die reformierte Lehre unter sich zu dulden, so waren sie im Irrtum. Der Zorn wandte sich gegen die Urheber, welche ihnen unter dem Schein des Christentums die Früchte entzögen, die doch Gott frei wachsen lasse. Mehr als je hielten die Bauernschaften zu ihren Räten; mehr als je wurden alle, die im Verdacht der Neuerung standen, überwacht und terrorisiert. Ein Vermittelungsvorschlag, den einige Schiedsorte versuchten, wurde zurückgewiesen; ein Manifest, das die Züricher zu ihrer Rechtfertigung bekannt machten, konnte in die Lande nicht eindringen; die Luzerner Reformfreunde, die es angenommen hatten, ließ der Rat an das Folterseil spannen. Während des September wuchs die Not und damit die Erbitterung des Volks. Es wurden Beratungen gehalten und in aller Stille und Heimlichkeit Vorbereitungen zum Krieg getroffen; mit der strengsten Aufsicht wurde darüber gewacht, daß keinerlei Kunde in die Bürgerstädte drang; niemals sah man die Orte so einträchtigen Sinnes. Ganz anders standen die Dinge in den reformierten Kantonen: Bern glaubte nicht, daß die kleinen Bauernschaften einen Krieg unternehmen würden, höchstens könnten sie es auf eine Durchbrechung der Kornsperre abgesehen haben; noch trugen sich die Schiedsorte mit der Hoffnung einer Ausgleichung. Alles dieses kam den Katholischen zu statten. Sobald sie ihre Vorbereitungen zu einem plötzlichen Einfall getroffen und auf einer Versammlung in Brunnen mit Berufung auf die Bundesverträge ein Manifest entworfen und bekannt gemacht, daß sie bis zur Entscheidung eines Konzils nicht von dem Glauben und Gebrauch der alten Kirche abweichen, noch die Zwinglischen Bücher und Prediger unter sich dulden würden, begannen sie sofort den Krieg. Während ein Fähnlein von Luzern aus längs der Reuß über Hitzkirch in die freien Ämter einfiel und durch Plünderung und Verfolgung der Evangelischen den erbitterten Haß bethätigte, sammelte sich die Hauptmacht bei Zug auf dem Boden von Baar und rückte nach abgehaltener Messe gegen die Grenze vor. Bei Kappel stand eine Züricher Vorhut, nicht über 1200 Mann stark, unter Hauptmann Göldli. Als dieser bemannte Schiffe über den See fahren, die Banner der Lande wehen sah, den Hall des Uristiers hörte, schickte er sogleich Botschaft nach Zürich und bat um Verstärkung. Hier war man aber weder kriegsbereit, noch einig. Der Feldhauptmann Rudolf Lavater ließ das Sturmgebot durch das Land ergehen, allein die Gegner Zwinglis machten es durch

9. Okt.

Gegenbotschaften und falsche Gerüchte in den Landgemeinden unwirksam; Bündner Hilfsmannschaften, die schon auf dem Wege waren, wurden durch erlogene Nachrichten zur Umkehr bewogen. Mit Mühe brachten es Lavater und Zwingli dahin, daß am Morgen des 11. Oktober nach alter Sitte das Hauptbanner der Stadt aufgezogen ward, unter dem sich die gesamte streitbare Mannschaft sammeln sollte. Aber der Zuzug der Bewaffneten erfolgte langsam und schwach; immer dringender mahnte das Häuflein bei Kappel, das sich des überlegenen Feindes nicht länger zu erwehren vermochte, um Hilfe. Da wurde denn zum Aufbruch geblasen, so gering auch die Zahl der Kampfbereiten war; es sollen sich nicht über 700 Mann, meistens ältere Bürger, Ratsglieder und Familienhäupter bei der Fahne eingefunden haben.

Auszug der Züricher. Der Zug ging über den Albis; mühsam erstiegen die schwergerüsteten Männer mit einigem Geschütz die steile Höhe; Zwingli war als Feldprediger in der Mitte der Glaubensbrüder, verdüsterten Sinnes und voll banger Ahnungen. Beim Wegreiten vom Pfarrhaus hatte sich sein Pferd hartnäckig gesträubt. Auf dem Kamm des Gebirges vernahmen sie bereits die Anzeichen der Schlacht. Der Hauptmann Göldli hatte nach Empfang des Absagebriefs durch einen Überreiter seinen Leuten den Vorschlag gemacht, sich nach dem Albis zurückzuziehen; aber Rudolf Gallmann von Mettmenstetten hatte, mit dem Fuß auf die Erde stampfend, ausgerufen: „Hier, wo ich stehe, will ich bleiben! Hier soll mein Kirchhof sein!“ Diese Worte des entschlossenen Mannes hatten den Ausschlag gegeben. Mit großer Tapferkeit hatte das Fähnlein, das über dem Kloster Kappel eine Anhöhe, der Scheuernberg genannt, besetzt hielt, den Andrang des zahlreichen Feindes mehrere Stunden lang abgewehrt, als das Banner der Züricher Freunde auf dem Albis anlangte. Noch war erst die Vorhut und die berittene Mannschaft oben; der Schützenhauptmann Wilhelm Tönig riet, man solle warten, bis sich alle eingefunden hätten. Aber Zwingli meinte, es zieme sich nicht, müßig zu stehen, während die andern Not leiden. „Ich will in Gottes Namen hin zu den biedern Leuten, will freudig sterben mit ihnen oder sie retten helfen.“ Auch der Bannerherr Schwyzer war für raschen Fortzug. Als sie sich mit den Waffengenossen auf dem Scheuern vereinigt hatten, betrug die Zahl kaum 2000 Mann. Diesen standen die Kriegshaufen der Urschweiz, wohl dreimal so stark, gegenüber, Männer, die manchen Feldzug in fremdem Kriegssold durchgemacht und der Waffen ebenso kundig waren, wie ihre Feinde. Nun traf ein, was Zwingli vor zwei Jahren an derselben Stelle vorausgesagt: niemand war da

Schlacht bei Kappel. 11. Okt. 1531. zu scheiden. So kam es denn zum Schlagen. Nachdem der Feldprediger die Streiter ermahnt hatte, auf Gott zu vertrauen und auf ihre gute Sache, wurde die Losung zum Kampf gegeben. Man focht Mann gegen Mann, dieselbe Kraft und Tapferkeit, die so manches stolze Ritterheer zu Fall gebracht, wurde jetzt auf beiden Seiten im mörderischen Bruderkampf entfaltet. Trotz der Ungleichheit der Heeresteile blieb das Treffen einige Zeit unentschieden; erst als der Land-

vogt Johannes Jauch von Uri mit dreihundert Schützen unbemerkt durch ein Buchenwäldchen am Fuße des Hügels drang, das die Züricher unbesetzt gelassen, und die Feinde von der Seite angriff, während der Gewalthaufe mit Spießen und Hellebarden von vorn aufrückte, nahm der Kampf eine ungünstige Wendung für die Reformierten. Wie tapfer auch Führer und Mannschaften stritten, die Übermacht war zu groß; von den zweitausend Züricher Wehrmännern blieben fünfhundert auf der Walstatt, nur die einbrechende Nacht machte dem Morden ein Ende und barg die Fliehenden. Dreimal sank das Stadtbanner durch den Fall des Trägers und dennoch wurde es durch Hans Kambli gerettet. Noch niemals war das Züricher Gemeinwesen von solchem Unglück betroffen worden, denn unter den Gefallenen waren die angesehensten Bürger und Ratsherren, waren die Gründer und Säulen des reformatorischen Werks der Schweiz. Dem Schützenhauptmann Tönig, der verziehen wollte, bis sich alle gesammelt, hatte der Bannerherr Schwyzer spottend zugerufen: „Warte Tönig, bis du wieder frisch bist;“ der aber hatte geantwortet: „Ich bin so frisch als ihr und werde mich bei euch finden lassen.“ Jetzt lagen beide auf dem Waffenfeld; dort lag auch Rudolf Thummysen, der Oberste des Rats, dessen Wort bei den Männern der Reformation stets von großem Gewicht gewesen, dort der Zunftmeister Ulrich Funk, dort der Spießerhauptmann Heinrich Escher; dort Zwinglis Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau; dort hatte auch Rudolf Gallmann seinen Kirchhof gefunden, mit ihm zwei seiner Brüder.

Es mag dem Geschichtschreiber Bullinger schwer ums Herz gewesen sein, als er alle die reformatorischen Männer aufzählte, die auf der Kappler Erde damals ihr Leben gelassen, den ehemaligen Pfleger von Einsiedeln, Diebold von Geroldseck, den Komtur Konrad Schmid von Küßnacht, einen der edelsten und aufrichtigsten Anhänger Zwinglis, die Prediger aus Stadt und Land, die ihren Glauben mit dem Tod besiegelt, und endlich den Reformator selbst, Ulrich Zwingli, der, als er zu einem Verwundeten Worte des Trostes sprach, von einem feindlichen Speer durchbohrt wurde, den jammernden Gefährten zurufend: „Welch' Unglück ist denn das? Den Leib können sie töten, doch die Seele nicht!“ Er lag da mit gefalteten Händen, den Blick gen Himmel gerichtet, in der Nähe eines Birnbaums, später der Zwinglibaum genannt, und erwartete in stillem Gebet seine Erlösung. Noch atmete er, als einige das Schlachtfeld durchstreifende Kriegsmänner ihn fanden. Sie forderten ihn auf zu beichten oder doch Maria und die Heiligen anzurufen. Da er kopfschüttelnd antwortete, schrien sie: „Das ist auch einer der hartnäckigen Ketzer und wert, daß man ihm den Lohn gibt.“ In diesem Augenblick kamen andre hinzu, von denen ihn einer kannte. Als ein Unterwaldner Reisläufer den Namen hörte, rief er: „Ist es der schändliche Ketzer und Verräter, so sterbe er!“ und gab ihm den Todesstreich. Am andern Tag versammelte sich eine Rotte gemeiner Kriegsleute, durch Trompetenschall berufen, bei der Leiche, um ein Ketzergericht zu halten. Als das Verdam-

Zwinglis Tod.

mungsurteil gefällt war, wurde der Körper durch den Nachrichter von Luzern gevierteilt, verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben. Aber sein Herz blieb unversehrt und wurde zu seinem Freunde Mykonius gerettet. Zwingli stand im achtundvierzigsten Lebensjahr, als er mitten im Kampf seiner Kirche entrissen ward.

Zwingli als Reformator.

So starb Zwingli, der „größte Reformer", wie man ihn bezeichnet hat. Während die deutschen Reformatoren vorzugsweise das religiöse und wissenschaftliche Gebiet pflegten und anbauten, hat der Schweizer das ganze Leben nach allen Richtungen und Stellungen des Menschen ins Auge gefaßt und mit den Strahlen seines praktischen Geistes zu durchdringen und zu erleuchten gesucht. Hervorgegangen aus der humanistischen Bewegung, hat er die wissenschaftliche Anregung und Methode der neuen Bildung in seinem ganzen Thun und Streben bewährt und in Anwendung gebracht: er hat die Grundsätze einer gesunden Auslegungskunst, einer naturgemäßen Hermeneutik, die sich in der Profanlitteratur des klassischen Altertums Geltung errungen, auch auf die Heil. Schriften angewandt und den Sinn der biblischen Worte und Aussprüche seiner wahren Bedeutung nach zu fassen gesucht, ohne sich in die Vorstellungskreise der mystischen und scholastischen Interpretationen und allegorischen Deutungen des Mittelalters gefangen zu geben; er hat den Einfluß tieferer Bildung und Erkenntnis auf das geistige und sittliche Leben richtig begriffen und gewürdigt und die edlen Güter den Zeitgenossen und Nachkommen zu wahren und zu mehren gesucht. Die Züricher Hochschule, die seiner Vaterstadt eine so hervorragende Stellung auf dem Felde des Geistes und der Kultur über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus verschaffen sollte, ist wesentlich seine Schöpfung; an ihr hat er selbst mit unermüdlichem Fleiß die Auslegung der Heil. Schrift gefördert, die der Grundstein aller Gottesgelehrtheit sein muß, und andre zu ernsten Studien aufgemuntert. Stand Zwingli nach dieser Seite auf dem Boden des Humanismus, unter dem Einfluß einer geistesfreien wissenschaftlichen Strömung, so war er nicht minder erfüllt von der Überzeugung, daß mit tieferer Bildung auch eine tiefere Sittlichkeit mit dem geistigen Schmuck auch ein fruchtbringendes Leben verbunden sein müsse, und daß dieses sittliche Leben in einer aufrichtigen Gottesfurcht und Gottesliebe, in echter Frömmigkeit wurzle, wie die Heil. Schrift sie lehre und gebiete. Darum war sein ganzes Streben und Trachten darauf gerichtet, Gott allein die Ehre zu geben, den Flitter und das Schaumgold abzustreifen, womit Papsttum, Hierarchie und Scholastik das echte Gottesbild verhüllt und entstellt hatten, den reinen evangelischen Gottesdienst mit Herz und Lippen und mit äußeren symbolischen Handlungen aufzurichten, wie ihn Christus und die Apostel gelehrt und geboten, das Senfkorn zu pflanzen, das sich zum Reiche Gottes entfalten sollte. Und damit dieses Reich Gottes zuerst in seinem Ausgangspunkte sich in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Herrlichkeit zeige und den andern ein Vorbild und Wegweiser sein möge, suchte er unter den Glaubensgenossen einen heiligen Wan-

del zu schaffen, mit unerbittlicher Strenge durch rigorose Sittenzucht alle Laster und Sünden, alle Leichtfertigkeiten des Lebens zu verbannen, damit nicht der Herr in seiner geheiligten Majestät beleidigt sein Angesicht zürnend von ihnen wende. Ein solches von theokratischen Vorstellungen erfülltes und beherrschtes Gemeinwesen mußte nach seiner Ansicht durch die eigne Kraft, durch die ihm inwohnende sittliche und geistige Idealität so gewaltig wirken, daß mit seiner Erscheinung in der echten Gestalt und Glorie auch notwendig der Sieg verknüpft sein müsse; es sei also zur Verbreitung des Reiches Gottes nichts weiter von nöten, als daß man der Verkündigung des Evangeliums durch den Mund begeisterter Prediger, der Darlegung der Wahrheit und christlichen Sitte, wie er sie sich selbst zur Lebensaufgabe gestellt, kein Hindernis in den Weg lege; er wagte es zum erstenmal, in religiösen Dingen das große Prinzip der Gewissensfreiheit und der Selbstbestimmung der Gemeinden, unter der Leitung ihrer geordneten Organe aufzustellen. So sicher glaubte er an die Macht der Wahrheit, so fest war er überzeugt, daß das lautere Evangelium von berufenen und gotterfüllten Predigern dem Gemüt und dem Verstand der Menschen vorgetragen, seine Wohnung aufschlagen müsse in aller Herzen, daß er wehrlos, nur mit dem glänzenden Panier der Freiheit in der Hand, der gewaltigsten Autorität entgegenzutreten wagte. Aber mit dieser idealen Auffassung von der Macht des göttlichen Wortes, von dem erobernden Siegeszug des freiverkündeten Evangeliums stieß er auf einen Widerstand von sehr realistischer Natur. Alles Gewordene und Bestehende hat Verehrer und Anhänger, die mit ihren Neigungen und Interessen damit verwachsen sind, die nicht nur die herkömmlichen Zustände für berechtigt halten und den Fortbestand zu wahren suchen, die auch nicht dulden wollen, daß neue Gebilde zur Prüfung und Wahl vorgeführt werden. Diese, der Menschennatur tief inwohnende konservative Macht wird sich um so stärker und heftiger kundgeben, wenn äußere Güter und Vorteile zu den inneren Gefühlen und Seelenrichtungen hinzutreten. Indem nun Zwingli der Predigt des Evangeliums freie Bahn brechen wollte, fand er bei den Dorfmagnaten und Hirtenoligarchen die unversöhnlichsten Widersacher: sie sahen nicht nur ihren Einfluß gebrochen, wenn die bestehende Einheit und überlieferte Ordnung in Kirche und Staat sich auflöste; ihre Jahrgelder und der Sold der Reisläufer wurden durch die Neuerung erschüttert. So entbrannte ein Kampf auf Tod und Leben; Zwingli erkannte die ganze Bedeutung desselben und den Theologen mit dem Staatsmann vereinigend und das organisatorische Talent, das er in der religiösen und sittlichen Umgestaltung seines vaterländischen Gemeinwesens bekundet, auf größere Verhältnisse anwendend, faßte er die Heilmittel mit richtigem Verständnis ins Auge. Nur wenn die eiternde Wunde der Jahrgelder und der Söldnerei, deren verderbliche Wirkungen er durch eigne Anschauung und Erfahrung kennen gelernt, von dem eidgenössischen Körper weggeschafft würde, konnte ein sittliches Staats- und Volksleben emporwachsen. Eine solche durchgreifende Reform war aber nur

möglich, wenn zuvor die unzweckmäßige veraltete Bundesverfassung umgestaltet, ein neuer eidgenössischer Bau aufgeführt wurde, wie er den realen Verhältnissen entsprach. Als Haupt und Führer des geheimen Rats seiner Vaterstadt, vor dessen Forum die auswärtigen Angelegenheiten gehörten, konnte er zu einer solchen Reorganisation des eidgenössischen Staatenbundes die einleitenden Schritte thun; er mochte hoffen, das gemeinsame Interesse würde Bern und die andern Bürgerstädte auch zu gemeinsamem Handeln fortreißen, dann waren sie in jeder Beziehung so sehr im Übergewicht, daß ein kurzer, vielleicht unblutiger Waffengang zu dem erstrebten Ziel geführt hätte. Aber er legte den Maßstab der eignen Persönlichkeit an die Mitstreiter und Bundesgenossen, und der war viel zu groß. Sein Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit der in Bewegung gesetzten Hebel, an der Schwäche der mitwirkenden Kräfte. Sein Werk stürzte durch die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit der Bauleute zusammen und begrub den Schöpfer unter seinen Trümmern. „Das ist das Tragische in der Erscheinung Zwinglis, daß er das Gute und das Hohe wollte, das aber, so wie zu jener Zeit die Dinge lagen, nur durch Aberkennung wohlerworbener Rechte andrer erreichen konnte. Das innere Recht, das er in seiner Seele trug, stieß feindlich auf das äußere Recht der Länder. Der Konflikt beider führte ihn mit den Seinen auf das Schlachtfeld: wie er als Held geirrt, ist er als Held gestorben.“ Es gereicht Luther nicht gerade zur Ehre, daß er dem Schweizer Reformator auch im Tode nicht gerecht zu werden vermochte; bis an sein eignes Lebensende wiederholte er die geringschätzigen Urteile über den „Sektierer Zwingel“, in dessen gewaltsamem Tod er, nicht ohne Selbstüberhebung, ein schreckliches Gottesgericht und eine verdiente Strafe fand.

Weiterführung des Kriegs. Drei Tage bewachten die fünf Orte das Waffenfeld von Kappel zum Beweis ihres Sieges. Sie hofften auf den Abfall der Grenzorte, an die sie Aufforderungen zum Anschluß ergehen ließen, und fielen, als diese sich standhaft erwiesen, verwüstend in das Knonauer Amt ein. In Zürich aber erholte man sich von dem ersten Schrecken; der Schmerz und die Trauer um die gefallenen ehrenwerten Männer spornte zu Mut und Rache. Rasch sammelte sich die Bürgerschaft um die Banner; von Thurgau und Glarus, von Schaffhausen, St. Gallen und Toggenburg kamen Hilfsmannschaften; in kurzem stiegen 12,000 Mann in das Reußthal hinab; die verlornen Geschütze waren reichlich ersetzt. Nun rückten auch die Berner ins Feld; Basel und Biel schlossen sich an; ihre Streitmacht war den Bundesgenossen, mit denen sie in Bremgarten sich vereinigten, an Zahl gleich. Solchen Kräften gegenüber fühlten sich die Bauernschaften der Lande nicht stark genug, sie verließen die ausgeplünderten Orte und zogen wieder auf den Boden von Baar bei Zug, wo sie ein festes Lager schlugen. Die Reformierten folgten ihnen auf dem Fuße; ein Angriffskrieg gegen die fünf Orte, wie ihn einst Zwingli beabsichtigt, schien jetzt unvermeidlich; durch Plünderung des Zuger Gebiets vergalten die Züricher die Verwüstungen ihrer Ämter. Aber

auch jetzt noch war wenig Plan und Übereinstimmung unter den Wehrmannschaften der Bürgerstädte. Sie trennten sich in mehrere Haufen, um den Feind von verschiedenen Seiten anzugreifen. Da gelang es einer Schar Zuger Gebirgsleute, die, um einander in der Dunkelheit zu erkennen, Hemden und weiße Tücher über ihre Harnische gebunden, die auf dem Gubel gelagerten Gegner in stiller Mitternacht zu überfallen und ihnen zum zweitenmal eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Gegen achthundert Tote und Verwundete lagen auf der 24. Okt. 1531. Anhöhe; unter den Gefallenen war der mutige Landeshauptmann Jakob Frey. Dieser neue Unfall schlug die Kriegslust der Berner, die nie groß gewesen war, vollends nieder. Die kalte Regenzeit diente ihnen zum willkommenen Vorwand, mit einem Teil der Kriegsleute wider nach Bremgarten zurückzukehren; nur so viel Mannschaft sollte verbleiben, als zur Einschließung des feindlichen Lagers nötig wäre. So hoffte man die fünf Orte zu ermüden und zum Frieden zu zwingen. Denn durch die fortdauernde Verkehrssperre war in den Waldstätten die Not unerträglich geworden. Allenthalben wurde der Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung laut. Schon waren Unterhandlungen im Gange; aber die hochgespannten Forderungen der fünf Orte schreckten den Züricher Rat ab. Als jedoch Luzerner und Zuger Kriegsvolk in Verbindung mit einer Schar Italiener in das Uferland des Sees einbrach, die Besatzung auf dem Hirzel zum Abzug nötigte, aus Horgen und andern Orten Vieh und Lebensmittel wegführte, als die Landleute hilfeflehend nach der Stadt eilten und die Bremgartener Bundesgenossen nicht zum Vorrücken zu bewegen waren, da regte sich auch in Zürich das Bedürfnis und der Wunsch nach Frieden. Es war kein Zwingli mehr da, der den Mut angefeuert, die Herzen entzündet, den kleinmütigen, zwieträchtigen Geist niedergekämpft hätte. Gerade damals hatte es den Anschein, als sollte die Schweizer Fehde den Anstoß zu einem allgemeinen Religionskrieg geben: König Ferdinand hatte seinem kaiserlichen Bruder mit großer Befriedigung die Siege der katholischen Lande und den Fall Zwinglis gemeldet und ihn aufgefordert, da Gott so sichtbare Zeichen seiner Gnade gegeben, das Schwert zur Herstellung des wahren Glaubens zu ziehen; anderseits hatte der Landgraf von Hessen und Herzog Ulrich auf Hohentwiel den Zürichern Beistand an Geschütz und Geld angeboten. Wären die Habsburger sicher gewesen, daß König Franz gemeinsame Sache „gegen Türken und Ketzer“ mit ihnen machen oder sich wenigstens ruhig verhalten würde, so hätten sich damals die Dinge leicht zu einem großen Schlag wider die Evangelischen in beiden Ländern anlassen mögen: aber der französische Machthaber wollte nichts von einem Bunde hören, der ihn mit den alten Freunden in der Schweiz auf ewig verfeindet und das Übergewicht Österreichs auch bei der Eidgenossenschaft entschieden haben würde.

So mußten denn die beiden reformatorischen Länder ihre Geschicke auf eigne Der neue Landfriede. 1531. Hand ordnen, in der Schweiz wie in Deutschland beide Religionsteile einen Boden des friedlichen Zusammenlebens schaffen, wie ihn die Umstände empfahlen.

16. Nov. 1531. In der Schweiz war der neue Landfrieden, den zuerst Zürich, dann Bern mit den fünf Orten eingingen, für das neue religiöse, geschichtliche und nationale Leben des eidgenössischen Volks unheilvoll. Zunächst ein Gegenstück zu dem Kappeler Frieden, wurden die dort vereinbarten Bedingungen der veränderten Zeitlage entsprechend umgeändert: Die Kriegskosten mußten von den protestantischen Bürgerstädten getragen, das Mitregiment der Lande in den gemeinsamen Herrschaften hergestellt, das „christliche Burgrecht“ mit Auswärtigen abgeschafft werden. Lag schon darin ein Beweis, daß die fünf Orte sich als Sieger fühlten, so trat dies Übergewicht noch mehr hervor in den die Religion betreffenden Artikeln. Weit entfernt, das von Zwingli aufgestellte Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit anzuerkennen oder die Verkündigung des Evangeliums in ihren Landen zu gestatten, forderten sie für sich und ihre Verbündeten das Recht, bei ihrem „alten wahren christlichen Glauben“ ruhig und unangefochten zu bleiben und jeder Neuerung entgegenzutreten. Wenn sie dafür versprachen, auch die andern „bei ihrem Glauben“ zu lassen, so war das in ihren Augen ein Zugeständnis, das sie um des Friedens willen den „Eidesgenossen“ machten. Dagegen mußte ihnen in den Vogteien und gemeinen Herrschaften die frühere Stellung wieder eingeräumt werden. Durch eine neue Abstimmung sollte jedermann gestattet sein, zu dem „alten wahren Christenglauben“ zurückzukehren. Wo beide Religionsteile nebeneinander bestünden, sollten die Kirchengüter geteilt werden. Unter denselben Bedingungen machten auch Bern und die übrigen Städte ihren Frieden. Bei der neuen Abstimmung aber gewann die katholische Kirche durch den überwältigenden Einfluß der fünf Orte wieder viele Bekenner.

Religiöse Reaktion. Die Folgen dieser Ereignisse traten bald allenthalben zu Tage. Die fünf Orte und ihre papistischen Oligarchien, die Zwingli hatte zu Fall bringen wollen, galten mehr als zuvor; und sie säumten nicht, das gewonnene Übergewicht in ihrem Sinn und Interesse auszunutzen. Bremgarten und Mellingen mußten ihnen wieder eingeräumt werden und den katholischen Gottesdienst herstellen. In Glarus gewann die katholische Partei frischen Boden und erlangte unter Beihilfe der Urkantone das Übergewicht. Ein ähnlicher Umschlag trat in Solothurn ein, wo siebzig evangelische Familien genötigt wurden, die Stadt zu verlassen. Die Gotteshausleute von St. Gallen wurden gezwungen, die Herrschaft des Abtes wieder anzuerkennen und die Messe zu dulden; die Bürgerschaft mußte Entschädigung leisten; mit Müh und Not rettete Toggenburg seine Freiheit und seinen reformierten Glauben. Am härtesten wurden die Grenzorte am Züricher See behandelt, jene von den katholischen Kantonen abhängigen Ämter, die unter dem Schutz und Einfluß Zürichs großenteils die neue Lehre angenommen hatten. Die Schwyzer nahmen Besitz von Uznach, Gaster, Wesen, behandelten die Einwohner als Empörer, richteten den katholischen Gottesdienst wieder ein und verbrannten alle „lutherischen“ Bücher. Von ihnen unterstützt, erhoben sich die Papisten in Rapperswyl gegen ihre reformierten Mitbürger; der mutige Büchsen-

macher Michael Wohlgemuth, der sich in seinem Hause tapfer verteidigte, wurde überwältigt und unter Martern hingerichtet; der Prediger wurde zur Flucht gezwungen, die Messe wieder eingeführt. Auch im Rheinthal, im Thurgau, im Aargau und anderwärts fühlte man die Umkehr der Verhältnisse. Von neuem bevölkerten sich die Klosterzellen von Rheinau, Wettingen, Muri, Einsiedeln, Münsterlingen, Katharinenthal mit Ordensleuten; der Abt von Pfäfers, der reumütig zurückkehrte, und die Chorherren von Zurzach arbeiteten eifrig im Dienste Roms. So wurde in der Schweiz durch die Schlacht von Kappel eine religiöse Spaltung geschaffen, wie sie sich seitdem im ganzen befestigt und erhalten hat. Ja auch in Zürich selbst gab sich ein Umschwung der Gesinnung kund. Die Landschaft, welche durch die theokratische Herrschsucht Zwinglis am meisten gelitten, lehnte sich gegen die Herren des Rats auf und erzwang die „Vorkommnis", durch welche die Trennung der geistlichen und weltlichen Dinge ausgesprochen, der Einfluß der Fremden, die infolge der Reformation eingewandert und in das Burgrecht aufgenommen worden waren, beschränkt und die Mitwirkung der Landschaft bei Kriegserklärungen festgesetzt wurde. Von da an hörte der „heimliche Rat", die Schöpfung Zwinglis, auf. Nur dem neuen Leutpriester vom Großmünster, dem von Bremgarten herübergerufenen Heinrich Bullinger, dem würdigen Nachfolger des Reformators, war es zu danken, daß die Rechte der Geistlichkeit nicht noch mehr verkürzt wurden. Auf den Baseler Reformator Öcolampadius wirkte die Nachricht von diesen Vorgängen so erschütternd, daß er dem Freunde nach einigen Wochen in die Gruft folgte. Er starb am 24. November 1531.

9. Dez. 1531.

3. Die Parteistellung in Deutschland und der Nürnberger Friede.

Stärkung des Schmalkaldischen Bundes.

Die Vorgänge in der Schweiz konnten nicht ohne Rückwirkung auf Deutschland bleiben. Der Mangel an einträchtigem Zusammengehen und planmäßigem Handeln hatte die reformierten Bürgerstädte gegenüber den katholischen Bauernschaften und Hirten in Nachteil gebracht und das politische und konfessionelle Übergewicht, das sie seit Jahren in den gemeinen Herrschaften besessen, vernichtet. Für die Glieder des Schmalkaldischen Bundes mußte diese Wahrnehmung eine Mahnung sein, nicht durch denselben Fehler ein ähnliches Schicksal auf sich herabzuziehen. Und in der That gewann der Bund größere Stärke nach innen und außen. Nicht nur, daß auf einem Tage zu Frankfurt die Organisation desselben einen bedeutenden Schritt weiter geführt ward, indem man sich dahin einigte, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen als oberste Bundeshäupter die Geschäfte in Krieg und Frieden leiten sollten, und Anordnungen traf über die Lasten und Leistungen an Geldbeiträgen und Mannschaften sowie über die Stimmenzahl der fürstlichen und der städtischen Teilnehmer im Bundesrat, die Zahl der Mitglieder nahm auch zu. Die oberdeutschen Städte, welche bisher

Dez. 1531.

noch eine reservierte Haltung beobachtet hatten, aber durch Zwinglis Katastrophe ihrer schweizer Bundesgenossen beraubt worden waren, beeiferten sich nun, Straßburg voran, ihren Beitritt zu erklären, und in Niederdeutschland hielten die mächtigsten und reichsten Stadtgemeinden zu der Schmalkaldischen Vereinbarung. Wir wissen bereits, wie rasch die reformatorischen Ansichten im deutschen Norden Boden gewonnen: schon um die Mitte der zwanziger Jahre waren in den meisten Städten Ansätze zu neuen kirchlichen Gemeindebildungen vorhanden, die sich bis zur Zeit des Augsburger Reichstags bedeutend entwickelt und ausgebreitet hatten. Bremen, Lübeck und Magdeburg waren von Anfang an standhafte Glieder des Schmalkaldischen Bundes. Unter Vermittelung des Herzogs von Lüneburg traten Braunschweig und Göttingen bei; in Frankfurt wurden Goslar und Eimbeck nebst dem süddeutschen Eßlingen in den Verein aufgenommen; bald folgten Nordhausen und Hamburg.

Machtstellung des Bundes. Während in der Schweiz die katholische Richtung an vielen Orten, die schon zur Reformation übergegangen oder im Schwanken begriffen waren, wieder festen Boden gewann, trat nun in Deutschland ein föderativer Religions- und Staatsorganismus ins Leben, der von Konstanz und Lindau bis Bremen und Lübeck, von Straßburg bis an das Gestade des Baltischen Meeres reichte, in den sächsischen und hessischen Landen seinen Schwerpunkt hatte und durch Bundesgesetze und militärische Anordnungen zusammengehalten ward, eine staatliche Macht, die über ganz Deutschland verbreitet der katholisch-österreichischen das Gegengewicht halten konnte, die, wenn auch nur ein Schutz- und Verteidigungsbündnis gegen religiösen Zwang, notwendig ein Vereinigungspunkt für alle der habsburgischen Vergrößerungspolitik widerstrebenden Gewalten werden mußte. Da die Schmalkaldischen Bundesglieder Ferdinands Königswahl bestritten, so waren sie ein natürlicher Anhalt für alle deutschen Fürsten und Stände, die in dieser Verwerfung mit ihnen übereinstimmten. Nicht minder mußten auswärtige Mächte, die mit dem Kaiser und dem Hause Österreich auf gespanntem oder feindlichem Fuße lebten oder sich von Karl bedroht glaubten, einen Anschluß an die deutsche Konföderation suchen. In dem Augenblick, da der Kaiser durch den Augsburger Reichsabschied die kirchliche Neuerung zu erdrücken gedachte, da König Ferdinand dem Bruder den Rat erteilte, von Italien aus der katholischen Reaktion in der Schweiz Nachdruck zu geben, da Kaisertum und Papsttum im Bunde die alte hierarchische Ordnung aufs neue zu befestigen trachteten, vereinigten sich in Deutschland die reformatorischen Elemente, die bisher ohne Zusammenhang, ohne gemeinsamen Plan ihre kirchlichen Einrichtungen getroffen, zu einem Verband, der die idealen Güter mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu verteidigen entschlossen war, der durch seinen Widerspruch gegen die ungesetzliche Aufrichtung einer Obergewalt als Hüter und Wahrer der alten Reichsrechte auftreten konnte, der nun durch die äußere politische Vereinigung naturgemäß auch in religiösen Dingen zu einem mehr einheitlichen, übereinstimmenden Vorgehen ge-

führt werden mußte. Der Schmalkaldische Bund war der erste starke Keil, der in den Reichskörper getrieben ward, aber in einen Reichskörper, der einer Reform durchaus bedürftig war, welche man ihm vorenthalten wollte. Kein Reichsfürst konnte sich damals an Macht und Ansehen mit dem bejahrten Kurfürsten Johann von Sachsen messen. Er stand bereits am Rand des Grabes; aber ein trefflicher gleichgesinnter Sohn war ihm zur Seite, der würdige Erbe der evangelischen Regierungsweise, die der Vater und der Oheim standhaft durchgeführt.

Und aus dieser gebieterischen Position ließen sich die Bundesglieder herausdrängen, ohne ihre Zukunft sicherzustellen, ohne sich feste Garantien zu verschaffen. Wie in der Schweiz waren auch in Deutschland die Gemüter im Anfang der dreißiger Jahre in der größten Aufregung, in der bangsten Erwartung. Religiöse und politische Ideen durchkreuzten sich; kühne Pläne und zurückhaltende Bedenklichkeiten tauchten neben einander auf; heftige Leidenschaften schlummerten unter dünner Decke. Wie in den Tagen, die den Wormser Verhandlungen vorangingen, wurde die deutsche Nation von Hoffnungen und Befürchtungen hin und hergezogen, nur daß jetzt weniger das Gesamtvolk zur Parteinahme fortgerissen ward als die oberen Schichten der Gesellschaft, die obrigkeitlichen Gewalten. Da zeigten sich denn Gruppen und Parteien von sehr verschiedenartigen Bestrebungen. Während kühne Geister, wie der Landgraf von Hessen, die politische Weltlage zur Durchführung des protestantischen Prinzips im Sinne eines Hutten und Zwingli benutzen und vor allem der freien Predigt des Evangeliums und der Kundgebung religiöser Überzeugung Raum und Geltung verschaffen wollten, hielten die Altgesinnten, welche in Augsburg die Majorität gebildet hatten, an ihrer Spitze der päpstliche Legat und König Ferdinand, an dem Entschlusse fest, die religiöse Neuerung zu unterdrücken, die hierarchischen Ordnungen mit der bischöflichen Jurisdiktion und allen kirchlichen Gütern und Rechten zu bewahren oder herzustellen, und die Störer dieser Ordnungen und Rechte durch das Reichskammergericht in Gemäßheit der Speierer und Augsburger Beschlüsse zu verfolgen. Zwischen diesen äußersten Richtungen blieb aber auch noch Raum für ruhigere und gemäßigtere Anschauungen; und auch solche machten sich geltend sowohl auf katholischer Seite bei dem Kaiser selbst aus Gründen der Staatsklugheit, als auf protestantischer bei Luther und dem von ihm bestimmten Kurfürsten von Sachsen. Es war keine leicht zu lösende Aufgabe, diese divergierenden Richtungen und Bestrebungen, wenn auch nicht zu einer Versöhnung, so doch zu einem Kompromiß, zu einem modus vivendi zu bringen; und so begegnen wir denn auch in dieser Zeit einer Reihe von öffentlichen und geheimen Versammlungen, Besprechungen, Beratungen, bald um die Parteiziele zu fördern, bald um den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhindern. Wie sehr auch der Kaiser in den katholischen Vorstellungskreisen sich bewegte und jeder religiösen Neuerung von Grund aus abgeneigt war, so war er doch zu sehr Politiker, als daß er sich

Parteistellungen.

Schwierige Lage des Kaisers.

gerade jetzt durch ein scharfes Vorgehen gegen die Protestanten eine schwierige Lage hätte schaffen mögen. Wir werden in einem andern Zusammenhang den Kriegszug kennen lernen, den um diese Zeit der gewaltige Sultan Suleiman vorbereitete und auch bald zur Ausführung brachte; nicht nur ganz Ungarn sollte dem osmanischen Reich gewonnen werden, auch auf Wien, auf die österreichischen Alpenländer, auf Italien hatte er seinen Sinn gerichtet, die kaiserliche Weltherrschaft gedachte er dem Morgenland zurückzuerobern; mit den stolzesten Plänen trug sich sein Geist. Und was er vom Abendland hörte, konnte ihn nur in seinem Vorhaben bestärken. Hatte sich schon früher die Christenheit zu gemeinsamen Schritten gegen den starken Feind im Osten nicht aufzuschwingen vermocht, wie sollte sie sich jetzt, da alles in Gärung und Spaltung war, zu einem solchen Unternehmen vereinigen? Die klägliche Haltung Ferdinands mußte ihn noch mehr in dem Gedanken bestärken, daß er bei seinem Vorrücken auf keinen unüberwindlichen Feind stoßen würde. Gern hätte der österreichische Herrscher die größten Opfer gebracht, sich zu einem Tribut für die ungarischen Länder und Städte, die man ihm lassen würde, verstanden, sich mit einer Anwartschaft, mit einem künftigen Heimfallrecht zufrieden gegeben, wenn der Sultan hätte Frieden halten wollen. Denn näher als die Ehre und Sicherheit seines Landes lag diesem jüngsten Enkel des katholischen Herrscherpaares in Spanien der Triumph der römischen Kirche am Herzen. Erst als der Osmane alle Anerbietungen hochmütig zurückwies und zum Feldzug schritt, widerstrebte jener nicht länger dem Plane des Kaisers, durch ein friedliches Abkommen mit den evangelischen Ständen eine kräftige Reichshilfe zu schaffen.

Friedensverhandlungen.

Auf ein solches Abkommen war Karls Sinn schon seit einiger Zeit gerichtet. Zu dem Zweck hatte er die beiden Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz zu vermittelnden Unterhandlungen bevollmächtigt; und wie sehr auch die ultramontane Majorität ihn drängte, den Reichstagsabschied auszuführen und dem Gerichtsgang seinen Lauf zu lassen, so zog er doch vor, in Regensburg einen neuen Reichstag abzuhalten und den Fiskal anzuweisen, „mit den Prozessen, zu denen ihn der Augsburger Abschied in der Religionssache ermächtigt habe, bis zum nächsten Reichstag innezuhalten“. Vielleicht hatte er eine Ahnung, daß sein alter Gegner Franz von Frankreich die verwirrte Lage des Reichs und den Heereszug der Osmanen zu einem neuen kriegerischen Vorgehen zu verwerten gedenke. Denn um

April bis Juni 1532.

dieselbe Zeit, da zuerst in Schweinfurt, dann in Nürnberg über die Bedingungen eines Friedens zwischen den Abgeordneten des Schmalkaldischen Bundes und den Räten der vermittelnden Kurfürsten verhandelt wurde, hatte im Kloster Scheyern in der Nähe von München ein französischer Botschafter geheime Besprechungen mit dem Herzog von Bayern und mit hessischen und sächsischen Bevollmächtigten behufs eines Bündnisses für den Fall eines Kriegs mit dem Kaiser. In welches Gedränge aber mußte die Habsburger Macht kommen, wenn der Feind von Osten und Westen drohte und das Reich durch die religiöse Spaltung gelähmt,

keine Hilfe leisten konnte, ja sich vielleicht zum Gegner schlug? Des Kaisers Hauptanliegen war es nun, die Kriegsmacht, die ihm zu Augsburg zugesagt worden war, jetzt auf dem Regensburger Reichstag wirklich zu erhalten und wo- Juni 1532. möglich den Widerstand gegen die Königswahl Ferdinands zu beseitigen. Und da fand denn der Kaiser Fürsprache und Hilfe von einer Seite, wo er sie am wenigsten erwartet haben mochte — bei Luther und den Wittenberger Theologen.

Es ist schwer, bei einem Manne, dessen erregbare Seele so sehr persönlichen Luther für den Frieden. und momentanen Eindrücken zugänglich war, dessen Anschauungen so oft von dem Hauptziele auf Seitenwege abgelenkt wurden, den inneren Pragmatismus der Handlungsweise klar zu legen, die oft rasch wechselnden Entschlüsse und Ratschläge gegen den Vorwurf des Widerspruchs und der Wandelbarkeit zu schützen; dennoch wird man auch bei dieser Gelegenheit bei tieferer Betrachtung die Gründe entdecken, die Luthers Sinn jetzt für den Frieden stimmten. Es ist uns bekannt, daß er bei dem Abschluß des Schmalkaldischen Bundes nur zögernd und fast gegen seine innere Überzeugung sich zu der kriegerischen Haltung drängen ließ und daß er den Kurfürsten Johann zur Anerkennung der Königswahl Ferdinands zu bestimmen gesucht. Wenn er dann auf andre Meinung gebracht ward, wenn er den Krieg in scharfen Flugschriften empfohlen und gerechtfertigt hat, so wurde er von der Idee beherrscht, der Kaiser werde von dem päpstlichen Legaten und von der ultramontanen Majorität zu feindseligen Schritten gegen die Evangelischen fortgerissen, er sei nur der Vollstrecker römischer Ratschlüsse; es sei daher Gewissenssache, sich gegen ihn zur Wehr zu setzen. Seitdem hatte sich die Lage der Dinge geändert. Der Feind der Christenheit bedrohte die Grenzen des Reichs mit einer furchtbaren Heeresmacht; der Kaiser reichte die Hand zu einem Abkommen, durch welches wenigstens den dermaligen Gliedern des Schmalkaldischen Bundes ein Friedenszustand auf Grund des Bestehenden bis zum Austrag eines Konzils gewährleistet ward. Auf der andern Seite sah Luther Kräfte und Bestrebungen in Thätigkeit, denen er mißtraute und in tiefster Seele abgeneigt war. Wir wissen, wie sehr der Landgraf von Hessen und seine geistlichen Freunde auf ein Zusammengehen mit den Schweizern und ihren deutschen Gesinnungsverwandten hinarbeiteten; die Forderung der Züricher, daß die freie Predigt des Evangeliums allerwegen gestattet sein und daß man in Sachen des Glaubens keinerlei Zwang üben sollte, welcher der Gewissensfreiheit Eintrag thue, sofern sich diese im Wege der Ordnung und unter obrigkeitlicher Leitung manifestiere, war auch die Losung der vorwärts drängenden Partei unter den Schmalkaldischen Verbündeten. Daß aber dieser Grundsatz niemals die Zustimmung der katholisch gebliebenen Stände erlangen werde, ging aus allen Verhandlungen und Besprechungen deutlich hervor, und seit er auch in der Schweiz durch das Treffen bei Kappel Schiffbruch gelitten, war an die Durchführung in Deutschland um so weniger zu denken. Vielmehr wollte die katholische Majorität in Deutschland vorgehen, wie die fünf Orte in der Schweiz: weder sollten die Pro-

zesse, die das Kammergericht bereits gegen die Evangelischen eingeleitet, abgestellt, noch die bischöflichen Rechte und Einkünfte gefährdet werden: „Niemand soll den andern des Seinen entsetzen", lautete die Forderung. Bei solchen entgegengesetzten Tendenzen fürchtete Luther, es möchte zum Krieg kommen und dann wie in Zürich die Aktionspartei die Oberhand und Führung erlangen, dadurch könnte nicht allein dem Schmalkaldischen Bund, der doch nur eine Vereinigung zum Schutz gefährdeter kirchlicher Berechtigungen sein sollte, ein aggressiver Charakter aufgeprägt, sondern auch das ganze Reformationswerk in unberechenbare Bahnen gelenkt werden.

Divergierende Tendenzen.

Man sieht, daß Luther so wenig zu akuten Maßregeln hinneigte, wie der Kaiser. Er bedachte nicht, daß er durch diese Friedensliebe um jeden Preis den bisher gewahrten Standpunkt verrückte, daß, indem er persönlichen Eindrücken und Vorurteilen zu viel Macht über sich einräumte, er den großen Gedanken einer Lebenserneuerung für alle christlichen Völker seiner idealen Natur entkleidete. Bei den Verhandlungen in Schweinfurt und Nürnberg, neben denen noch verschiedene kleinere Parteibesprechungen herliefen, lag der Hauptnachdruck auf der Frage, ob der Friede nur mit denjenigen abgeschlossen werden sollte, „so sich in das Augsburger Bekenntnis eingelassen haben", oder auch auf diejenigen sich erstrecken, „so sich noch einlassen mögen". Gegen den letzteren Zusatz erklärten sich die Katholischen ebenso entschieden wie die fünf Orte in der Schweiz. Und schwerlich hätten die geistlichen und weltlichen Fürsten und Reichsstände, die in Speier und Augsburg so eifrig die Neuerung bekämpft hatten, deren Verbreitung in ihren Territorien zugelassen. Aber nur mit dieser Bedingung konnte das Reformationswerk seinen wahren Zweck erfüllen, konnte es die Mission einer religiösen Regeneration der gesamten deutschen Nation, wie sie Luther doch im Auge gehabt, erfolgreich durchführen. Darum hatten ja die evangelischen Stände in Speier „Protestation" gegen die ihnen aufgedrungenen Beschränkungen eingelegt, darum hatte ja Luther, als in Augsburg dieselben beschränkenden Vorschläge auftauchten, in seinem Bedenken über den Reichsabschied mit Berufung auf den Galaterbrief ausgesprochen, daß alle, die nach der Lehre ihres Bekenntnisses glaubten und lebten, als Brüder angesehen und zu ihrer Gemeinschaft zugelassen werden müßten. Nur wenn auch allen denen, die in Zukunft der evangelischen Konfession beitreten würden, der Friede zugesichert ward, konnte das neue Kirchentum eine würdige Stellung gewinnen. Es mußte daher den Schmalkaldischen Verbündeten als eine Abweichung von der bisher eingehaltenen Bahn erscheinen, daß Luther einer viel beschränkteren Auffassung das Wort redete und auch den sächsischen Kurfürsten dafür zu gewinnen wußte, daß er in einem „Ratschlag zur Friedensverhandlung" den merkwürdigen Grundsatz aufstellte: „da man den in Rede stehenden Zusatz bei dem Gegenteil nicht werde erhalten können, so sei nicht zu raten, daß man darüber streiten und dadurch die ganze Handlung vom Frieden umstoßen solle, indem man ohne Beschwerung des Gewissens den Zusatz fallen lassen könne. Jeder Christ sei schuldig, das Evangelium auf eigne Gefahr zu glauben und zu bekennen, wie Christus spreche, wer ihm nachfolgen wolle, solle sein Kreuz auf sich nehmen, das heiße, dasselbe nicht auf einen andern laden. Auch solle man dem andern nicht thun, was man nicht wolle, daß es einem selber geschehe. Da nun keine Obrigkeit dieses Teils wolle, daß andre Nebenfürsten sie zwingen sollten, den Unterthanen den alten Glauben zu gestatten, so folge daraus, daß man auch die Obrigkeiten des Gegenteils nicht zwingen dürfe, ihren Unterthanen den neuen Gottesdienst zu erlauben". Indem aber Luther auf diese Weise ganz in die Auffassung der fürstlichen Obrigkeiten einging, stempelte er

selbst die evangelische Glaubensgemeinschaft zu einer Sekte, wie der Reichstagsabschied sie bezeichnet hatte. Es mußte noch als Zugeständnis erscheinen, wenn die kaiserlichen Unterhändler den Frieden auf alle Genossen des Schmalkaldischen Bundes ausdehnten und nicht bloß auf die Unterzeichner der Augsburger Konfession. Vergebens suchte die um den Landgrafen vereinigte Partei, zu der auch der lüneburgische Reformationsprediger Urbanus Rhegius gehörte, in einem Bedenken darzuthun, „es sei Gewissenssache, daß man die Thür zur Wahrheit nicht sperre und die Glaubensverwandten ihren Verfolgern nicht preisgebe"; vergebens bekämpfte der mutige Fürst selbst die mattherzige Ausgleichungspolitik, indem er beteuerte: „er seines Teils werde sich das Recht nicht nehmen lassen, seinen Gesinnungsgenossen zu helfen, es bleibe Leib und Gut wie es wolle; der Kurfürst sei in gleicher Verpflichtung, und er thue Unrecht, daß er den zeitlichen Frieden dem ewigen vorziehe"; Luther beharrte bei seinem Satze: „es gebühre sich nicht, den Kaiser und andre Potentaten zu nötigen, dasjenige was er ihnen aus Gnaden als ein persönliches Privilegium erteile, auch andern zu bewilligen"; „wer zu hart schneuze, der zwinge Blut heraus, und wer das Geringe verschmähe, dem werde das Größere nicht". „Nun der Kaiser, die höchste von Gott geordnete Obrigkeit, sich so gnädiglich erbiete und so milden freien Befehl gebe, Friede zu machen, so sei es fürwahr nicht anders zu achten, als biete Gott selbst seine gnädige Hand dar." „Wir haben eine göttliche Sache," schrieb er seinem Landesfürsten, „die will und muß Gott allein erhalten, wie er bisher redlich gethan. Menschengedanken thun es wahrlich nicht!" Und dieser war stets geneigt, Luthers Rat zu befolgen. Auch diesmal schrieb er seinem Sohn nach Nürnberg, „daß er nicht alles so schnur eben nehmen, sondern die Sache zu End bringen solle".

So einigten sich denn die Bevollmächtigten des Kaisers und der Schmalkaldischen Verbündeten zu dem Nürnberger Vertrag, welcher den Bekennern der Augsburger Konfession, so viele deren bis jetzt ihren Beitritt erklärt, Frieden zusicherte, ohne der künftigen Anhänger des evangelischen Glaubens Erwähnung zu thun; fremden Staatsangehörigen sollte in Sachen der Religion nirgends Schutz zu teil werden; selbst bei den Fürsten Augsburger Bekenntnisses machte man nur insoweit eine Ausnahme, daß ihnen die Freiheit eingeräumt ward, auf Reisen und Feldzügen für sich und die Ihrigen das Evangelium einfach nach dem Text predigen zu lassen. Bis zum Austrag der kirchlichen Streitigkeiten durch ein allgemeines Konzil oder, falls dies nicht zu stande käme, durch eine neue Reichsversammlung sollten beide Religionsteile einander mit Freundschaft und christlicher Liebe begegnen, die Rechtsklagen in Kirchensachen bei dem Reichskammergericht eingestellt werden, die bischöfliche Jurisdiktion und Verwendung der geistlichen Güter im bisherigen Zustande verbleiben. In dem kaiserlichen Mandat, welches der deutschen Nation dieses Abkommen kund machte, war auch noch besonders hervorgehoben, daß alle Reichsstände dem Kaiser den schuldigen Gehorsam und die gebührende Türkenhilfe zu leisten hätten. In einem Nebenabschied hatten sich die evangelischen Verbündeten noch ausdrücklich verpflichtet, nur solche Mitglieder in den Bund aufzunehmen, welche sich zu der Augsburger Konfession bekennen würden, mithin alle Zwinglianer und Wiedertäufer zurückzuweisen.

Der Nürnberger Frieden. 23. Juli 1532.

3. Aug.

Gegnerische Stimmen. Der Nürnberger Friede war der erste Versuch, zwischen den streitenden Konfessionen eine Lebensgemeinschaft aufzurichten, ohne jedoch die Idee einer kirchlichen Wiedervereinigung aufzugeben. Er sollte der katholischen Majorität wie der Schmalkaldischen Bundeseinigung das aggressive Vorgehen verwehren. Aber eine solche halbe Maßregel befriedigte nach keiner Seite. Die Ultramontanen zürnten einem Abkommen, das mit den früheren Reichstagsbeschlüssen in Widerspruch stand. Mit Thränen hinterbrachte Ferdinand dem Legaten Campeggi die Kunde von den Verhandlungen und erklärte, daß er alles aufbieten werde, die lutherische Sekte zu vertilgen, und Joachim von Brandenburg beteuerte, „daß er lieber sterben und verderben wolle, als mit den Protestanten einen Frieden schließen“. Ferdinand hatte allerdings ganz besonders Ursache, einer Übereinkunft zu grollen, welche die Anerkennung seiner Königswahl nicht ausdrücklich erwähnte. Er hätte damals lieber Ungarn preisgegeben, als den Protestanten eine Konzession gemacht. Um so beharrlicher lehnten diese seine Königswürde ab. So viele Mühe sich auch der Kaiser gegeben, den Kurfürsten von Sachsen von seinem Widerstand abzubringen, ein Bestreben, worin ihn Luther nachdrücklich unterstützte, in diesem Falle blieb Johann, so sehr er auch den Frieden wünschte, fest bei seiner Weigerung. Aber auch der Landgraf und die Theologen seiner Partei konnten sich nicht mit einem Abkommen versöhnen, das alle fremden und künftigen Glaubensverwandten schutzlos den Verfolgungen und Bedrängnissen der Gegner preisgab, nach dem Ausspruche Luthers, daß jedermann verpflichtet sei, das Evangelium auf eigne Gefahr anzunehmen und zu bekennen. Sie fanden die Vertröstung auf ein Konzil bedenklich, sofern nicht zugleich ausgesprochen würde, daß auf demselben nur nach dem reinen Gotteswort entschieden werden sollte; sie verlangten, daß es jedem Fürsten frei stehen müsse, evangelische Prediger dahin zu senden, wo man ihrer begehre. „Er sei nicht gesonnen,“ hatte sich Philipp vernehmen lassen, „Krieg oder Aufruhr anzufangen, sondern nur andern kein Kreuz aufzulegen und dem Worte Gottes zur Besserung so vieler Menschen seinen Raum zu lassen;“ und Urbanus Rhegius hatte erklärt, ein solcher Friede sei gefährlicher als ein offener Krieg; „in der alten Kirche würden die Christen lieber den Tod erlitten haben, als auf die Freiheit verzichtet, diejenigen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, welche zu ihnen übertreten wollten“. Bittere Worte wurden zwischen dem Landgrafen und dem sächsischen Kurprinzen gewechselt, die eine längere Entfremdung zur Folge hatten. Nur nach langen ernsten Bedenken konnte der Landgraf bewogen werden, dem Friedensinstrument seine Unterschrift beizufügen.

Tod des Kurfürsten Johann. 1532. Dagegen erregte die Friedenseinigung in Wittenberg große Freude. Dem Kurfürsten Johann hatte der Gedanke, mit dem Reichsoberhaupt in Krieg zu geraten, stets großes Leidwesen und schwere Sorgen bereitet; jetzt war er mit dem Kaiser ausgesöhnt, sein Ansehen bei den Evangelischen gestiegen. Selbst ein Mitglied des kaiserlichen Hofes, der Graf von Nuenar, bezeichnete ihn als „den

einigen Vater des deutschen Vaterlandes in göttlichen und menschlichen Dingen". Bald nachher schied der bejahrte Fürst aus der Welt. Er hatte in der letzten Zeit viel an einem Fußübel zu leiden, so daß ihm die linke große Zehe abgelöst werden mußte. Aber der Abschluß des Friedens hatte ihn mit neuem Lebensmut erfüllt. Er war von einer Jagd, an welcher seine beiden Töchter und die geflüchtete Markgräfin von Brandenburg teilgenommen, heiter zurückgekehrt, als er in der folgenden Nacht plötzlich auf Schloß Schweinitz vom Schlage hin- 16. Aug. 1532. gerafft wurde. Man brachte die Leiche zur Bestattung nach Wittenberg, wo Luther eine deutsche, Melanchthon eine lateinische Trauerrede hielt. „Wer nur auf Gott vertrauen kann," sagt Luther in seiner Grabschrift, „der bleibt ein unverdorben Mann."

Aber auch dem Kaiser machte das Friedensmandat, zu dem er durch die Der Kaiser u. der Reichstag von Regensburg. Zeitumstände gedrängt ward, viel Sorge. Bisher war er mit dem Papst und den katholischen Ständen in seinem Verhalten gegen die Religionsneuerer Hand in Hand gegangen; jetzt hatte er aus eignem Antrieb sich in ein Kompromis mit denselben eingelassen, wodurch seine früheren Edikte stillschweigend aufgehoben und außer Kraft gesetzt waren. Es war begreiflich, daß die Ultramontanen ihm deshalb grollten; in den Sitzungen des Reichstags zu Regensburg kam diese Stimmung deutlich genug zum Vorschein: noch nie war eine so starke Opposition gegen das kaiserliche Regiment hervorgetreten und in so scharfen und spitzen Reden und Rügen ausgesprochen worden. Die einzige Genugthuung gewährte ihm die Bereitwilligkeit der Stände, seinen Heerforderungen zu entsprechen. Die Türken waren bereits in Ungarn eingebrochen; ohne die Reichshilfe an Mannschaft und insbesondere an Geschütz war ein erfolgreicher Widerstand kaum denkbar. Mit ungemeiner Rührigkeit und Kriegslust, wobei sich die evangelischen Reichsstände, insbesondere die großen Stadtgemeinden an Eifer hervorthaten, wurden die Heerscharen und Geschütze aufgestellt und nach dem allgemeinen Versammlungsort bei Wien ins Feld geschickt. So viel Streit und Uneinigkeit daheim im deutschen Vaterland die Gemüter bewegte, auf dem Türkenzug unter der Reichsfahne herrschte Eintracht und Kriegsmut; katholische und evangelische Wehrmänner zogen einmütigen Sinnes und kampfbereit dem gemeinsamen Feind der Christenheit entgegen. Der Kaiser, schon damals von körperlichen Leiden schwer heimgesucht, empfing im Bade Abach, wo er während des Reichstags zur Heilung und Kräftigung sich aufhielt, die Abgesandten der Versammlung, die ihm die Verwilligung der Türkenhilfe ankündigten. „Sie fanden ihn in seiner Schlafkammer auf einer ungepolsterten Bank sitzen, ohne allen Schmuck, mit einem Maienreis in der Hand, womit er sich die Fliegen abwehrte, in seinem Leibröcklein," sagt der Frankfurter Gesandte, „so demütiglich, daß der geringste Diener sich nicht so gebaren konnte."

Und bald trafen noch andre frohe Botschaften ein. Der Heldenmut, wo- Abzug der Türken. mit ein kleines Häuflein tapferer Männer in dem Schloß von Günz in Nieder-

ungarn allen Stürmen der Türken Trotz bot, hatte den Marsch des Feindes so lange aufgehalten, daß die deutschen Heere noch rechtzeitig als Hüter der Grenze erscheinen konnten. Der Anblick der stattlichen Reihen wohlgerüsteter Kriegsmänner machte auf den Sultan, der auf die kirchliche Spaltung des Reichs gerechnet und noch kurz zuvor einen so auffallenden Beweis von der Macht religiöser Begeisterung in gottvertrauenden Christenherzen erhalten hatte, einen so entmutigenden Eindruck, daß er den Eroberungsplan aufgab und den Rückzug anordnete. In Wien empfing der Kaiser mit seinem Bruder die von dem Feldzug heimziehenden Fürsten und Obersten und lohnte und dankte ihnen, in erster Linie Schärtlin von Burtenbach, der sich durch Tapferkeit in einem Gefecht gegen eine feindliche Überzahl besonders hervorgethan; dann verließ er das deutsche Land, um über Italien nach Spanien zurückzukehren, zu seiner geliebten Gemahlin Isabella von Portugal. Damals stand Karl V. auf dem Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit; die Osmanen wurden auch zur See bedrängt, mehrere Plätze im Peloponnes zurückerobert. Hätte König Ferdinand nicht durch seine religiöse Schroffheit die Herzen der Deutschen zurückgestoßen, so hätte er damals sein ungarisches Erbe vielleicht gewinnen mögen. Aber die Kriegshauptleute wollten nur Hüter des Reichs sein, nicht Mehrer der Habsburger Macht.

XIII. Fortgang der deutschen Reformation und die Wiedertäufer in Münster.

1. Die Vorgänge in Württemberg und der Frieden von Kaaden.

Kaiser und Papst. Dez. 1532. Als Kaiser Karl nach Italien kam und in Bologna mit Papst Clemens VII. eine Zusammenkunft hielt, konnte er bald bemerken, daß eine große Veränderung in demselben vorgegangen sei, daß er in Rom nicht auf Unterstützung seiner Pläne zählen könne. Wir wissen, mit welcher Eifersucht, mit wieviel innerem Widerstreben der päpstliche Hof die spanische Übermacht in der Halbinsel betrachtete. Noch war das alte Nationalgefühl, das einst die Herrschaft der Hohenstaufen in der Lombardei und in Unteritalien für unvereinbar erklärt und einen hundertjährigen Weltkampf entzündet hatte, in den Italienern nicht ausgestorben; die Kulturblüte, die damals noch in den Städten und Palästen so glanzvoll leuchtete, trug nicht wenig zur Belebung und Erhaltung des nationalen Selbstbewußtseins bei. Der Papst konnte also auf die Sympathien der Völker rechnen, wenn er der spanischen Hegemonie entgegentrat. Allerdings waren diese patriotischen Gründe für Clemens VII. nicht maßgebend in seinen Handlungen; aber sie dienten ihm doch zur Folie für seine persönlichen Zwecke und erleichterten ihm die Opposition gegen den Kaiser, zu welcher er durch verschiedene Motive hingeführt ward. Hatte ihm einst Karl bei der Kaiserkrönung die Unterdrückung der

Ketzerei in Deutschland in Aussicht gestellt, so trat er jetzt mit der Forderung eines Konzils auf. Nichts war aber dem Mediceer mehr zuwider, als ein Schritt, der den Habsburger zum Schiedsrichter zwischen den religiösen Parteien gemacht, das kaiserliche Ansehen über das päpstliche gestellt haben würde. Was konnte bei der herrschenden Aufregung der Geister nicht alles auf einer solchen Versammlung wider ihn vorgebracht werden. Scheute man sich doch nicht, in nächster Nähe die Legitimität seiner Geburt in Frage zu stellen, die Art und Weise, wie er die Tiara erlangt als ungesetzlich zu bezeichnen. Und welche Angriffe waren gegen die Besetzung der geistlichen Stellen und Ämter vorauszusehen! Clemens war entschlossen, das Konzil nicht einzuberufen; allein da in der gesamten Christenheit dasselbe gefordert ward, so durfte er es nicht unbedingt zurückweisen: er versicherte seinen guten Willen, erhob aber dabei so viele Bedenken und Bedingungen, daß die Ausführung zweifelhaft oder in unbestimmte Ferne gerückt ward. Die von ihm verlangte Zustimmung aller Fürsten war, wie er richtig berechnete, nie zu erlangen. Denn um dieselbe Zeit trat er in Verhandlungen ein, die ihn früher oder später zur Parteinahme gegen Karl V. führen mußten. Es ist uns bekannt, wie sehr dem König von Frankreich der Verlust von Mailand zu Herzen ging; er konnte es nie über sich gewinnen, den Gedanken einer Wiedererlangung aufzugeben; wenigstens sollte seinen Nachfolgern das Anrecht darauf sichergestellt werden. Von solchen Hoffnungen und Motiven geleitet, verabredete er mit Clemens eine Familienverbindung. Sein zweiter Sohn, Heinrich von Orleans, sollte des Papstes Nichte, Katharina von Medici, in die Ehe nehmen. Dem Kirchenfürsten schmeichelte die ehrenvolle Verwandtschaft. Er selbst geleitete die Braut in ihre neue Heimat. Bei dieser Gelegenheit hatte er mit Franz eine persönliche Zusammenkunft in Marseille und versprach ihm insgeheim Unterstützung (Herbst 1533.) und Beihilfe, wenn er seine gerechten Ansprüche auf Mailand und Genua wieder geltend machen würde. Auch sollte für das neue Ehepaar ein eignes Fürstentum aus Urbino, das Katharinas Vater eine Zeitlang besessen hatte, und aus verschiedenen Territorien des mittleren Italiens gebildet werden. Noch mehr stiegen die Sympathien des Papstes für Frankreich, als der Kaiser die alten Streitigkeiten des Pontifikats mit dem Herzog von Ferrara zu gunsten des letzteren entschied (S. 303). Die weltliche Politik, die Interessen des Kirchenstaats und vorab des Mediceischen Hauses lagen dem Papst mehr am Herzen, als die religiösen Angelegenheiten. Es machte ihm wenig Sorge, daß Franz zugleich mit den Protestanten Deutschlands in Beziehung stand. Und doch traten gerade damals unter Beihilfe Frankreichs in Württemberg Ereignisse ein, welche der Verbreitung der Reformation bedeutenden Vorschub leisteten.

(Herzog Ulrich von Württemberg.) Wir kennen die erfolglosen Versuche des flüchtigen Herzogs Ulrich von Württemberg, mit Hilfe der Bauern sein Land wieder zu gewinnen; vom Hohentwiel aus mußte er zusehen, wie Ferdinands Regiment seine Anhänger bedrückte und verfolgte, evangelische Prediger mit Strang und Richtschwert oder durch Ausschneiden der Zunge strafte

und die allgemeine Reaktion zur Befestigung der österreichischen Herrschaft und der katholischen Kirche verwertete. Ein altes Lied sagte: „Wer ein Wörtlein von ihm redt, so war das Stroh im Turm sein Bett und war die Wag (Folter) ihm zubereit.“ Auch ist in diesen Zeiten des österreichischen Druckes wahrscheinlich die schwäbische Losung entstanden: „Hie gut Württemberg alleweg.“ Einige Zeit nachher übergab der „Mann vom Twiel“ seine burgundischen Besitzungen seinem jüngeren Bruder Georg in Verwaltung und folgte einer Einladung des Landgrafen von Hessen, seines Verwandten
1527. im dritten Geschlecht. In Marburg suchte und fand er Trost im Evangelium, in welchem er schon zu Mömpelgard durch Wilhelm Farel, den späteren Reformator des Waadtlandes, Unterweisung empfangen. Er vertiefte sich in das Studium der Heil. Schrift; bei dem Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli saß er an der Seite der streitenden Theologen, die seinen Verstand und seine Einsicht bewunderten; oft disputierte er mit dem bibelfesten Landgrafen über das Sakrament des Abendmahls. Die religiösen Ideen der Zeit durchdrangen mehr und mehr seine Seele und machten ihn ruhiger und besser. Die Wiedereinsetzung in sein Land konnte er indessen nicht erlangen, so oft auch Philipp, unterstützt von Heinrich von Braunschweig, Ulrichs Schwager, Fürbitte für seinen Gast bei dem Kaiser einlegte. „So er sein Land verloren hab'“, lautete der Bescheid, „mit dem Schwert sollt' er's gewinnen.“ Inzwischen
Christoph. lebte Ulrichs Sohn, Christoph, in den österreichischen Staaten, meistens in Innsbruck, kärglich gehalten, einmal sogar in Gefahr, von einer streifenden Türkenbande weggeschleppt zu werden, jedoch sorgfältig erzogen und unterrichtet von Michael Tifernus, einem Mann von unbekannter Herkunft, der einst als Kind von Osmanen geraubt, dann zurückgelassen von einem Bürger aus Tybein (Duino bei Triest) gerettet worden. Der „Tybeiner“ (Tifernus), der durch die Gunst seines Wohlthäters in Wien eine wissenschaftliche Bildung genossen, nahm sich des jungen Fürstensohnes liebevoll an. Dem Unterricht dieses Hofmeisters und der schweren Lebensschule seiner Jugendjahre hatte es Christoph zu verdanken, daß sein Geist und Charakter sich trefflich entwickelte, daß er zu der hohen Aufgabe, zu der ihn das Schicksal ausersehen, fähig gemacht wurde. Nach dem Augsburger Reichstag nahm ihn Kaiser Karl an den Hof. Dort wohnte er
5. Sept. 1530. dem großen Belehnungsakte bei, in welchem unter andern Feierlichkeiten die Fahnen von Württemberg und Teck von dem Kaiser selbst in Ferdinands Hand gelegt wurden. Der junge Fürstensohn erfaßte die Lage der Dinge mit klarem Blick. Je mehr er sich aber von seinem Recht überzeugte und je fester der Entschluß sich bei ihm ausbildete, sein verlornes Erbland wieder an sich zu bringen, desto sorgfältiger vermied er die Verbindung mit seinem Vater. Dadurch brachte er die Brüder seiner Mutter auf seine Seite. Wie sehr auch Wilhelm von Bayern der Habsburger Vergrößerungssucht grollte, für den verhaßten Schwager hatte er keine Teilnahme; um so freundlicher nahm er sich des katholisch erzogenen Neffen an. Während eines Besuchs in Urach konnte sich Christoph überzeugen, daß das württembergische Volk die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus noch treu im Herzen bewahrte. Es war ein solches „Gerenne und Zulauf“, daß man die Andringenden mit Schergen zurücktreiben mußte. Als der
4. Okt. 1532. Hof über Italien nach Spanien zog, sollte Christoph denselben begleiten, wahrscheinlich um zuletzt in einem spanischen Kloster zu verschwinden. Aber von Wien aus meldete er seiner Mutter, „er achte, es sei nichts für ihn, jetztmals in Hispanien zu reisen, er wolle seine Gerechtigkeit in Deutschland verfechten“. Auf der Grenze von Steiermark und Kärnten entfloh er mit seinem Hofmeister heimlich über das Gebirg; sie täuschten geschickt die nachgesandten Verfolger und gelangten „glücklich und unvermerkt“ nach Salzburg und von da nach Landshut, wo sie einen sicheren Aufenthaltsort fanden. Nun setzte Christoph alle Hebel in Bewegung, um sein Erbland wieder zu gewinnen.

Er richtete ein Schreiben an den Vater in Hessen, worin er als „treuer und gehorsamer Sohn" demselben sein Vorhaben mitteilte und seine Beihilfe anrief, „das Fürstentum in keinem Wege zu verlassen, sondern eher Leib und Leben darzustrecken, damit der Stamm und Name Württemberg nicht ausgerottet werde". Es seien noch viele Leute im Lande, „denen Euer Liebden und auch mein jung Elend in Erbarmen kommt". Er ließ bei der österreichischen Regierung in Stuttgart und an den schwäbischen Bundesrat in Augsburg wiederholt Denkschriften einreichen, in denen er seine Rechte klar darlegte; sie wurden auch den deutschen Fürsten und dem französischen Hof mitgeteilt und fanden überall gute Aufnahme. Denn wenn auch Herzog Ulrich mit Recht gestraft schien, so war doch sein Sohn an seinen Freventhaten unschuldig, also mit Unrecht um das Erbe seiner Väter gebracht. König Franz sandte Wilhelm du Bellay, Herrn von Langey nach Deutschland, damit er, unterstützt von Gervasius Wain aus Memmingen, Doktor der Sorbonne, auf der Bundesversammlung zu Augsburg die Sache des Fürstensohnes unterstütze und zugleich eine beträchtliche Geldsumme in die Hände des bayrischen Herzogs lege. So umging er den Artikel des Friedens von Cambrai, der ihm verbot, sich zum Nachteil des Kaisers in deutsche Händel zu mischen. Allein wie pathetisch auch Bellay in zwei lateinischen Prunkreden vor dem Bundesrat das dem Fürsten widerfahrene Unrecht schilderte, und wie eifrig die fürstlichen Räte und Beistände für ihn eintraten, dennoch würde er nicht zum Ziel gekommen sein, wenn nicht bald nachher unerwartete Ereignisse eingetroffen wären, welche den Stand der Sache gänzlich veränderten. Dez. 1533.

Es war ein Schachzug gegen den Schmalkaldischen Bund, wenn damals zwei Kurfürsten, die Gebrüder von Brandenburg und von Mainz, und drei Herzöge, Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Erich von Kalenberg, in Halle einen Defensivvertrag miteinander abschlossen. Aber dieser Gewinn für die katholische Sache wurde durch einen gleichzeitigen Verlust mehr als aufgewogen. Am 2. Februar 1534 lief der Vertrag ab, durch den vor elf Jahren die südwestdeutschen Stände aufs neue den Schwäbischen Bund geschlossen hatten. Und wieviel Mühe sich auch Karl und Ferdinand gaben, eine weitere Vereinbarung zu stande zu bringen, es machten sich so viele Sonderinteressen geltend, daß keine neue Einigung erzielt werden konnte. Hatten die fürstlichen Mitglieder es schon früher mit Unwillen ertragen, daß im Bundesrat ihre Stimme nicht mehr galt, als die der Prälaten, Ritter und Städte, und darum andre Verbindungen untereinander getroffen, so war jetzt die Spaltung durch die konfessionelle Verschiedenheit der einzelnen Glieder noch bedeutend gewachsen. Sollten die evangelischen Fürsten und Städte einem Bundesgericht dienen, das sich durch die schärfsten Maßregeln gegen jede religiöse Neuerung hervorthat und sich als Werkzeug der österreichisch-katholischen Reaktion gebrauchen ließ? Zudem waren die nach der Eroberung versprochenen Kriegsentschädigungen nicht einmal entrichtet worden. So wurde denn der Schwäbische Bund, der während seiner sechsundvierzigjährigen Dauer so einflußreich auf das öffentliche Leben Süddeutschlands gewirkt, aufgelöst. Georg Truchseß von Waldburg, der zum Lohn seiner Dienste während des Bauernkriegs die Statthalterschaft in Württemberg erhalten, war schon am 29. Mai 1531, erst dreiundvierzig Jahre alt, gestorben. In ihm war eine der stärksten Säulen der österreichischen Herrschaft und des Katholizismus im schwäbischen Lande zusammengebrochen. Nov. 1533. Auflösung des Schwäbischen Bundes.

Niemand freute sich mehr über die Auflösung des Bundes als der Landgraf Philipp von Hessen, der schon seit einigen Wochen heimlich alle Vorkehrungen getroffen, um den bei ihm weilenden Herzog Ulrich mit gewaffneter Hand in sein Stammland zurückzuführen. Unter Vermittelung des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, eines „wunderbar- Rüstungen und Bündnisse.

lichen" wandelbaren Mannes, der von Österreich zu Frankreich übergegangen, war er Jan. 1534. mit König Franz in Verbindung getreten: auf einer persönlichen Zusammenkunft in Bar-le-Duc wurden wichtige Verabredungen getroffen. Franz gab Befehl, die in Bayern niedergelegten Geldsummen dem Herzog Ulrich zuzustellen und ließ ihm sogleich 125,000 Sonnenkronen auszahlen, dafür trat jener Mömpelgard und seine burgundischen Lehnsherrschaften auf eine Reihe von Jahren durch einen Scheinverkauf dem König ab. Auch von England und von mehreren deutschen Fürsten floß Geld nach Kassel und Marburg. Dadurch sahen sich Ulrich und Philipp in den Stand gesetzt, da und dort beträchtliche Streitkräfte zu Roß und zu Fuß zu sammeln; der hessische Adel allein stellte über 4000 Reiter. Allenthalben waren hessische Werber thätig, an allen Fürstenhöfen sah man Philipps Räte, teils um zu beruhigen, teils um Bundesgenossen zu werben. Wohl hatte Ulrich allen Grund dem Freunde dankbar zu sein, „ohne dessen Liebde er keinen Trost auf Erden gewußt hätte". Wie freute sich König Franz über die kriegerischen Anstalten in Deutschland. Er hoffte, der ganze Schmalkaldische Bund und alle Fürsten, denen Ferdinands Königswahl gegen den Sinn ging, würden an der Bewegung teilnehmen; von Württemberg würde man gegen Österreich selbst ziehen; von dort aus könnten die Waffen nach Italien getragen und Mailand zurückerobert werden. Selbst der Papst freute sich über die glänzenden Aussichten seiner neuen Verbündeten. In Deutschland geriet man in Unruhe: die Kurfürsten, welche der Königswahl zugestimmt, fürchteten, daß auch sie wegen ihrer Sympathien für Österreich in Mitleidenschaft gezogen werden, daß die kriegerischen Bewegungen weitere Dimensionen annehmen möchten. Als ihnen aber der Landgraf die Versicherung gab, daß der Krieg nur auf Württemberg beschränkt werden sollte, blieben sie alle, auch die katholischen, 21. Mai 1534. stille sitzen, ja sie schlugen auf dem Kurfürstentag zu Gelnhausen die von König Ferdinand begehrte Hilfe ab. Auch die Abmahnungen und Bedenken, die ihm von den hessischen Ständen und den Wittenberger Theologen zugingen, wußte Philipp zu beschwichtigen. Diesmal folgte er seinen eignen Plänen, welche überall auf Stärkung der politischen Macht des Protestantismus gerichtet waren, nicht den Ratschlägen Luthers. Darum hielt sich auch Sachsen von der Unternehmung fern. Durch Sendschreiben an Kaiser und König, an die deutschen Fürsten und Reichsstände, an die Württemberger Städte suchten Philipp und Ulrich ihr Verfahren zu rechtfertigen, die Gemüter für ihr Vorhaben zu gewinnen. Es gelte nur, die rechtmäßige Herrscherfamilie in ihr Stammherzogtum wieder einzusetzen. Philipp wußte, daß fast alle deutschen Fürsten, die bayrischen voran, die österreichische Vergrößerungspolitik fürchteten und mißbilligten.

Aufbruch und Stimmung. Im April brach der Landgraf mit seinem Gast von Kassel auf. In Pfungstadt 1534. erfolgte die Vereinigung mit den Landsknechtsfähnlein, welche Fürstenberg vom Oberrhein herbeiführte. Das Fußvolk, das derselbe als Feldhauptmann befehligte, mochte 20,000 Mann betragen. Die Reiterei war zahlreich und glänzend. Das Ganze leitete der Landgraf selbst als oberster Kriegsherr. König Ferdinand befand sich in Prag; aber sein Statthalter Pfalzgraf Ludwig hatte Württemberg in guten Verteidigungsstand gesetzt. Gar manche bewährte Streiter, die früher in kaiserlichen Diensten sich Ruhm und Ehre erworben, wie Kurt von Bemelberg, der kleine Heß, wie Max von Eberstein, wie Wolfgang von Montfort und der Feldmarschall Dietrich Spät, liehen auch jetzt ihren Arm dem Hause Österreich, Bemelberg nicht ohne inneren Zwiespalt, weil Philipp sein Lehnsherr war. Volkslieder rühmten die Ritter mit Goldketten und hohen Federbüschen, welche die „Besenbinder und Bürstenmacher" wohl fern halten würden; von gegnerischer Seite lautete die Antwort, sie gedächten mit ihren Besen die Spinnwebe wegzufegen. Die Evangelischen nahmen Partei für Ulrich, dessen Gesinnung längst bekannt war; auf einer Fahne las man den Sinnspruch: „Nach Christi Wort

und seiner Lehr, so sammelst du ein großes Heer". Dies schlug auch den Widerstand der schwäbischen Reichsstädte nieder, die das alte Mißtrauen gegen den Herzog nicht ganz überwinden konnten; das württembergische Volk war ohnedies nur durch den obrigkeitlichen Druck bei der alten Kirche gehalten worden; die Herzen schlugen nun umso mehr dem angestammten Herrn entgegen, der öffentlich versprach, die alten Rechte und Freiheiten zu achten. Die frühere Härte seines Regiments war vergessen; die österreichische Obrigkeit hatte sich wenig Liebe im Lande erworben; wir wissen ja, welche freudige Aufregung ein Jahr zuvor die Erscheinung Christophs hervorgerufen. Den alten Groll hatte das vierzehnjährige Exil weggewischt.

Da der Kurfürst von der Pfalz den Angreifern den Durchzug durch sein Land versagte, so nahmen sie den beschwerlichen Weg durch den Odenwald. Das Heer war mit Waffen, Geschütz und Lebensmitteln aufs trefflichste versehen und wurde zur strengsten Mannszucht angehalten. Unterhalb Heilbronn setzten sie über den Neckar und schon am nächsten Tage trafen sie bei dem Dorfe Laufen auf den Feind. Hatten die angreifenden Fürsten schon den Vorteil der Überzahl, so wurde das österreichische Heer auch noch dadurch entmutigt, daß der Statthalter und Oberfeldherr gleich zu Anfang der Schlacht durch eine Schlangenkugel verwundet ward und auf einer Bahre nach dem Hohenasperg gebracht werden mußte. Der Rückzug, den sein Nachfolger im Oberbefehl, Dietrich Spät, anordnete, artete bald in Flucht aus. Viele lagen erschlagen in den Weinbergen umher; andre fanden ihren Tod in den Fluten des Neckar oder in dem nunmehr ausgetrockneten Laufener See. Auf Bitten Ulrichs wurden die Fliehenden nicht weiter verfolgt; war ja doch die Mehrzahl württemberger Landvolk, das nun wieder ihm gehörte.

Die Schlacht bei Laufen. — *13. Mai 1534.*

Denn mit der Laufener Schlacht war der Ausgang des Kriegs und das Schicksal Württembergs entschieden. Schon zwei Tage nachher erschien Herzog Ulrich vor Stuttgart und empfing, nachdem er den Tübinger Vertrag bestätigt (S. 136), auf den Wiesen beim Hirschbad die Huldigung der Bürgerschaft seiner Hauptstadt. Nach seinem Einzug wurde in der Stiftskirche evangelisch gepredigt. Dem Beispiel Stuttgarts folgten die übrigen Städte und Ämter; und auch die festen Burgen leisteten keinen langen Widerstand. Hohentübingen ergab sich schon am 19. Mai, als man der Besatzung freien Abzug und dem Befehlshaber einige Vergünstigungen gewährte. In Hohenurach bestand die mutige Ehefrau des Schloßhauptmanns Hans von Heudorf auf der Verteidigung; nach einigen Tagen, während welcher die Feste beschossen ward, rief sie von der Mauer herab: „hie gut Württembergisch" und steckte zum Zeichen der Ergebung einen Hut auf. Die kräftigste Gegenwehr leistete Hohenasperg, wohin sich die Hauptleute und Ritter geflüchtet hatten. Der verwundete Befehlshaber forderte auf dem Krankenlager eine Büchse und erklärte, die Burg sollte sein Kirchhof sein. Aber am 2. Juni ergab sich auch diese Hauptfeste vertragsweise gegen freien Abzug der Besatzung. Nun öffnete auch Hohenneuffen die Thore. Damit war die Eroberung Württembergs vollendet. Christoph vereinigte sich mit dem Vater und das Volk sang fröhliche Lieder, daß nun das Land wieder seinen angestammten Herrn habe. Auch Luther rief tief bewegt aus: „In dieser Sache ist Gott!"

Ulrich Herr in Württemberg. — *15. Mai 1534.* — *19. Mai.*

Es war ein Ereignis von großer Tragweite und hatte sich so rasch vollzogen, daß Ferdinand seinen bedrängten Amtleuten und Heerführern keinen Beistand zu leisten vermochte. Er hatte das Reichskammergericht angewiesen, gegen den Landgrafen wegen Friedensbruchs vorzugehen; aber was half ein gerichtliches Einschreiten nach solchen Erfolgen! Er hatte einen Botschafter nach Rom abgeordnet, um von Clemens Hilfsgelder zu erlangen; dieser suchte Ausflüchte, meinte, die württemberger Angelegenheit sei nur eine Privatsache; erst wenn Ulrich sich feindselig gegen die katholische Kirche

Frieden von Kaaden.

erweisen sollte, sei er zu Hilfsleistungen bereit. Auch von Kaiser Karl, wie sehr er immer durch den Bischof von Lund den Fürsten und Ständen des Reichs seinen Unwillen über die Vorgänge in Württemberg zu erkennen gab und strenge Bestrafung der Urheber und Förderer in Aussicht stellte, war keine rasche Hilfe zu erwarten. Neapel wurde von dem Piratenfürst Chaireddin Barbarossa bedrängt, König Franz benutzte die Verlegenheit Österreichs, um seine Ansprüche auf die italienischen Territorien in Erinnerung zu bringen. So blieb denn dem Erzherzog nichts übrig, als die Vermittelung der Kurfürsten von Mainz und Sachsen und des Herzogs Georg anzunehmen und zu Kaaden (Kadan) an der Eger zwischen Annaberg und Saaz in Friedensunterhandlungen einzutreten. Es war nicht leicht die streitenden Häupter Ferdinand und Ulrich zu einer Übereinkunft zu bringen; jener wollte das Herzogtum, mit dem er vor versammeltem Reichstag von dem Kaiser selbst mit der Fahne belehnt worden sei, nicht ganz aus der Hand geben, höchstens sollte es dem Herzog als Afterlehen von Österreich übertragen werden; dieser Beschränkung widerstrebte aber Ulrich ebenso sehr, wie der Kurfürst. Nur auf Zureden des Landgrafen, der den Abschluß des Friedens eifrig wünschte, ehe weitere Verwickelungen und Einmischungen hinzukämen, gab er endlich seine Einwilligung, während des Landgrafen Schwester, Herzogin Elisabeth von Sachsen, den Kurfürsten mit Erfolg bearbeitete; doch sollte dadurch Ulrichs Stellung als Reichsfürst nicht beeinträchtigt werden; Sitz und Stimme im Reich sollte ihm verbleiben. Auch dazu verstand sich Ulrich, daß er den König vor hoher Versammlung wegen des Vergangenen um Verzeihung bitte, was im nächsten Jahr in Wien geschah. Zum Entgelt wurde dem kaiserlichen Bruder die allgemeine Anerkennung seiner Königswürde verheißen. Mit Mühe und unter ausdrücklicher Verwahrung, daß er bei seiner Protestation im Recht gewesen, konnte Johann Friedrich bewogen werden, sich nach Kaaden zu begeben und dem Erzherzog die Ehre eines römischen Königs zu erweisen. Er that es nur unter der Bedingung, daß aus dem Friedenstraktat der Artikel wegfiele, wonach der Herzog gehalten sein sollte, „in Hinsicht der Religion einen jeden in dem Wesen zu lassen, wie er ihn gefunden" und eine Fassung genehmigt ward, welche das Reformationsrecht des Herzogs stillschweigend anerkannte, indem sie bloß der Herren und gefürsteten Äbte, welche „sonderliche Regalia" besäßen, somit nicht zu den eigentlichen Unterthanen gehörten, gedenkt; diese sollten bei ihrem Glauben und bei ihrer Religion verbleiben dürfen. Nunmehr trat auch eine Wendung in der vielverschlungenen und zweideutigen Politik der Herzöge von Bayern ein, indem sie ihre Opposition gegen die Habsburger aufgaben. Sie erkannten Ferdinand als König an und traten durch den Linzer Vertrag in ein enges Freundschaftsbündnis mit Österreich, an das sie ohnedies durch die Gleichheit der religiösen Interessen gewiesen waren. Darauf aber kam es dem Kanzler Leonhard von Eck schließlich am meisten an. Denn es war niemand im Zweifel, daß mit dem neuen Regiment in Württemberg auch die Einführung der Reformation verbunden sein würde. Dafür bürgte die evangelische Gesinnung der beiden fürstlichen Häupter. Hatte doch der Kurfürst von Sachsen offen erklärt, er würde nimmermehr zugeben, daß der Lauf des Evangeliums gehemmt werde. Der Papst hatte für die Kirche nichts von dem Unternehmen Philipps und Ulrichs fürchten zu müssen geglaubt; jetzt zeigte es sich, daß Ferdinand weiter gesehen. Der Friede von Kaaden war eine Bekräftigung des Nürnberger Friedens, wie im Eingang des Traktats ausdrücklich zu lesen; jetzt erst wurden die am Kammergericht anhängigen Prozesse wirklich abgeschafft, zugleich aber alle Sakramentierer und Wiedertäufer von der Friedenseinung ausgeschlossen. Dagegen verzichtete König Ferdinand auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem sächsischen Kurfürsten in Wien auf ausdrückliche Namhaftmachung derer, welche durch den Nürnberger Frieden geschützt sein sollten. Es war somit durch denselben der

29. Juni 1534.

11. Sept. 1534.

weiteren Verbreitung wenigstens der lutherischen Kirche keine Schranke mehr gesetzt. Damit war auch der nunmehr beginnenden Reformation in Württemberg der lutherische Charakter aufgedrückt. Bei der Hinneigung des Landgrafen zu der Zwinglischen Lehre konnte man zweifelhaft sein, welche der beiden protestantischen Kirchenformen die Oberhand behalten würde, und es ist uns bekannt, mit wie wenig Vertrauen man in Wittenberg auf das Vorhaben blickte; wie aber die Dinge damals in Deutschland standen, war der Sieg des lutherischen Lehrbegriffs als sicher vorauszusagen und mußte als ein glücklicher Fall für die protestantische Sache angesehen werden.

2. Ausbau und Verbreitung der lutherischen Kirchenform.

Wittenberg Vorbild der neuen Gottesdienstordnung.

In den Ländern des Schmalkaldischen Bundes hatte man den Nürnberger Frieden benutzt, um die neue Lehr- und Kirchenform auf Grund der Augsburgischen Konfession zum vollen Ausbau und zur Durchführung zu bringen. Das Vorbild und Beispiel stellte Sachsen auf, wo die Universität Wittenberg mit der weltlichen Regierung Hand in Hand ging. Eine vom Landtag in Weimar beschlossene Kirchenvisitation gab dazu den Anstoß. Allenthalben trat an die Stelle des Meßdienstes, wo sich derselbe noch erhalten hatte, die in Wittenberg festgestellte Gottesdienstordnung; was noch von klösterlichen Instituten vorhanden war, wurde aufgelöst, den Ordensgliedern eine Versorgung auf Lebenszeit gewährt, neue Aufnahmen untersagt. Aus den kirchlichen Gütern und Einkünften, wovon freilich schon manches in fremde Hände geraten oder hinfällig geworden war, schied man einen Teil für den Unterhalt der evangelischen Pfarreien und Schulen oder für wohlthätige Zwecke aus, wobei es wohl oft genug vorkam, daß die Diener des Evangeliums, die nun noch für Weib und Kind zu sorgen hatten, sehr spärlich bedacht wurden, daß die Bezüge aus den Gemeindekassen, aus den Tauf-, Trau- und Begräbnisgebühren, aus den Beichtgroschen und freiwilligen Gaben der Pfarrkinder ihnen nur ein kümmerliches Einkommen brachten. Unfähige und unwürdige Geistliche wurden entfernt und durch Zöglinge der Wittenberger Hochschule ersetzt, die jetzt als „Metropole des Protestantismus" angesehen ward. Auf dieselbe Weise verfuhr man in den reußischen und schwarzburgischen Territorien. Auch in Hessen folgte man dem Beispiel von Sachsen-Wittenberg. Die Homberger Kirchenverfassung, auf dem Gemeindeprinzip beruhend, wurde aufgegeben und die Reformation im Sinne Luthers begründet. Von den reichen Stiftern konnten beträchtliche Beiträge der Universität Marburg und andern gemeinnützigen Anstalten zugewiesen werden. Doch verfuhr der Landgraf stets mit großer Mäßigung; ihm war es besonders um den religiösen Frieden innerhalb der protestantischen Konfession zu thun; darum suchte er dogmatische Streitigkeiten in seinem Lande fern zu halten. Ähnliches geschah in Lüneburg durch die energische Thätigkeit des Urbanus Rhegius, der sich des Vertrauens und der Beihilfe des Herzogs Ernst erfreute, und in Franken richtete man sich nach dem Beispiel von Nürnberg. Überall ging die bischöfliche

Gewalt und Jurisdiktion an die weltliche Obrigkeit mit geistlichen Beiräten über; für die kirchliche Aufsicht wurden zunächst Superintendenten bestellt, und schon 1535 tauchte erstmalig die Idee auf, Konsistorien mit richterlichen Befugnissen als Zentralbehörden zu bilden, welchen die Aufsicht über die Geistlichkeit, sowie die Erhaltung gleichmäßiger Lehren und gottesdienstlicher Gebräuche oblag.

Widerstand des Reichskammergerichts.

Nun wollte sich aber der deutsche Episkopat nicht so ohne weiteres aus seiner Stellung und aus seinen Besitzungen verdrängen lassen. Die Majorität in Augsburg und Regensburg hatte sich ja für die alten Zustände erklärt, das Reichskammergericht war ja ausdrücklich auf den Reichstagsabschied hingewiesen; man erblickte in dem Nürnberger Religionsfrieden ein unberechtigtes Zugeständnis des Kaisers an die Schmalkaldischen Bundesverwandten. Es wurden Klagen erhoben gegen die Reichsstädte, auch wohl gegen einzelne Fürsten auf Rückerstattung der eingezogenen Güter, der vorenthaltenen Bezüge, und von dem Kammergericht angenommen. Auf die Beschwerde der
6. Nov. 1532. Evangelischen wiederholte wohl der Kaiser von Mantua aus die Weisung an das Reichsgericht, in Sachen der Religion den Prozeßgang bis auf weiteren Befehl ruhen zu lassen; allein die Richter, die sich in ihrer Kompetenz nicht beschränken lassen wollten, erklärten, es handle sich bei den eingelaufenen Klagen nicht um Glaubenssachen, sondern um Übertretung des Reichstagsabschieds, um Bruch des Landfriedens, um das Spolienrecht. Bei verschiedenen Gelegenheiten lautete das Urteil zum Vorteil der klagenden Bischöfe und Äbte. Der Kaiser war in Verlegenheit; wir erinnern uns, wie sehr er sich gleich anfangs über den Nürnberger Frieden in seinem Gewissen beschwert fühlte; jetzt befand er sich in Bologna beim Papst, der einen Befehl zu Ungunsten der Bischöfe sehr ungnädig aufgenommen haben würde. Er erteilte daher eine ausweichende Antwort, welche das Kammergericht zu seinen gunsten auslegte und in seinem Verfahren
30. Jan. 1534. fortfuhr. Nun erklärten aber die Schmalkaldischen Verbündeten, daß sie die Aussprüche des Gerichtshofes in Religionssachen nicht als zu Recht bestehend anerkennen würden. Man stand also auf demselben Standpunkt wie nach dem Augsburger Reichstag; es war zu erwarten, daß das Tribunal mit Achtserklärungen vorgehen würde. Mehrere katholische Fürsten hatten sich zur Vollstreckung erboten. Dem wurde nunmehr durch den Frieden von Kaaden Einhalt gethan. Der Prozeßgang wurde eingestellt und dem Beitritt andrer Religionsverwandten zum evangelischen Bund und Reichsfrieden kein Hindernis in den Weg gelegt.

Die lutherische Lehr- und Kirchenform.

Nun erfolgte auch in Württemberg durch Ambrosius Blaurer und Erhard Schnepf die Einführung der Reformation nach dem Lehrbegriff der Augsburger Konfession und der Gottesdienstordnung von Sachsen. Denn nur unter dieser Bedingung konnte das Herzogtum der Schmalkaldischen Bundesgenossenschaft und der beiden Friedenseinigungen teilhaftig werden. Eine öffentliche Bekanntmachung verkündete dem Württemberger Volk, daß der Herzog niemand dulden werde, der etwas andres predige, „als die wahre Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Nachtmahl“. Es war ein Zeichen, daß Luthers Ansicht in Deutschland die Herrschaft erlangt habe. Auch der Landgraf hatte sich derselben zugewandt, auch die oberdeutschen Städte gaben ihre Separatstellung auf. In Lehre, Kultus und Verfassung waren die Wittenberger Vorbild für die evangelische Kirche Deutschlands. Und da gewahrte man denn mancherlei Unterschiede von der Schweiz. Nicht nur, daß bei der Einsetzung der Geistlichen

von dem Gemeindeprinzip ganz abgesehen war, auch der Gottesdienst zeigte mehr Fülle und Mannigfaltigkeit; der liturgische Teil, dessen Mittelpunkt der Choralgesang der Gemeinde und das Orgelspiel bildete, war reicher und abwechselnder; selbst die anregende Wirkung der Bilder, sofern sie in würdiger künstlerischer Gestalt in die Erscheinung traten, wurde nicht unterschätzt. Von der strengen Kirchenzucht, die in Zwinglis Sittenmandat den Gläubigen eine so scharfe Rute aufband, die sich unter Calvins rigorosem Geist zu einem furchtbaren Sittentribunal mit entehrenden Kirchenbußen gestaltete, sah man ab: der Bann beschränkte sich auf die Ausschließung der Frevler vom Sakrament des Altars, die auf das bürgerliche Leben keinen Einfluß übte, den Sünder in seiner gesellschaftlichen Stellung ungefährdet ließ. Man legte den Hauptnachdruck auf die persönliche Ermahnung des Seelsorgers, auf das eigne Beispiel der Geistlichen, bei denen man daher auch auf musterhaften Lebenswandel drang. Man vermied es, eine kirchliche Zwangsanstalt für äußere Ordnung aufzurichten. „Der Forderung einer christlichen Kirchenzucht setzte sich sogleich die Idee entgegen, daß das christliche Prinzip durch angeregte Freiwilligkeit die Herzen durchdringen, nicht durch Gewalt und Zwang sie entweder unterjochen oder entfremden solle." Es fehlte nicht an Eiferern, welche in der lutherischen Kirche ein neues Papsttum erkannten und den Mangel christlicher Strenge rügten. „Alles preist die Gnade des Heilands," sagt Ambrosius Blaurer; „es ist behaglich, umsonst gerechtfertigt, erlöst, beseligt zu werden. Aber da ist keiner, der gegen die Abtötung des Fleisches, gegen Kreuz und Leiden und gegen christliche Ergebung sich nicht mit Händen und Füßen sträubt." Durch diese Schlaffheit, meint er, wachse die wiedertäuferische Schwärmerei. Vor allem war Luther beflissen, die Feier des Abendmahls fest und sicher zu begründen; das Brot wurde in der Form einer Hostie gereicht, unter welcher Gestalt die alte Kirche den ganzen Leib des Herrn begriffen hatte, und eifersüchtig wurde darüber gewacht, daß in der Einsetzungsformel kein Ausdruck gebraucht wurde, der einer andern Auffassung Raum geben, einer kasuistischen Deutung als Hülle dienen könnte. Den Frankfurtern schrieb er im Jahr 1533: „Sagen mit dem Munde, es sei Christi Leib und Blut wahrhaftig gegenwärtig im Sakrament, heimlich aber die Glosse und den Verstand haben, daß derselbe doch nur geistlich und nicht leiblich gegenwärtig sei, auch allein im Herzen mit dem Glauben und nicht leiblich mit dem Munde empfangen werde, sei nichts als ein teuflisches Gaukelspiel mit den Worten Christi getrieben. Darauf gehöre eine zwiefältige Hölle, eine, daß sie wider Gottes Wort lügen, die andre, daß sie ihre eigne Lehre, welche sie Gottes Wort nennen, leugnen und nicht frei bekennen." Mit Sakramentierern und Wiedertäufern hat er keine Nachsicht, sie sind ihm Kinder des Satans.

Es hat in alter und neuer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, welche diese schroffe Intoleranz scharf rügten. Sie findet vielleicht einige Entschuldigung in den Zeitverhältnissen. In dem Augenblick, da aus den gesunden Bestandteilen des alten Kirchen- *Bedeutung des Streits über die Abendmahlslehre.*

baues eine neue evangelische Kirche mit einem festen Lehrkörper, mit obrigkeitlichen Gewalten und Autoritäten, mit einer neuen sittlich-religiösen Lebensgemeinschaft der Bekenner aufgerichtet werden sollte, trat eine Menge subjektiver Lehrmeinungen zu Tage, regte sich eine Schar ausschweifender, schwärmerischer Geister, die in der Opposition gegen die von Luther festgesetzten Sakramente ihren Einigungspunkt hatten. Dieser Bewegung fehlte es keineswegs an gesunden Elementen, und sie stand namentlich mit ihrer Betonung der individuellen Gewissensfreiheit, mit ihrer Verwerfung alles weltlichen Zwanges in Religionssachen, mit ihrer Opposition gegen allerlei alten Sauerteig, welcher auch in den Kirchengemeinschaften der Reformation sich zu behaupten gewußt hatte, unsern heutigen Anschauungen oft sehr nahe. Alles aber verdarben sie wieder durch überreizten Spiritualismus, durch visionäre und apokalyptische Erhitzung, durch chiliastische Schwärmerei und sozialistische Experimente. Sollte also die evangelische Kirche nicht in ihrem Entstehen, nicht in den ersten Ansätzen zu einer körperlichen Gestalt zerrissen werden und sich in zahllose Sekten auflösen, so mußte man die Quelle verstopfen, um welche alle Schwarmgeister sich lagerten, so mußte man soliden Raum und Boden gewinnen zwischen den päpstlich-hierarchischen Ordnungen, die ihren Lebensodem eingebüßt hatten, und den Gebilden subjektiver Schriftdeutung mit schwärmerischen Beisätzen, mit theokratischen und kommunistischen Ideen, die sich in der Phantasie des Volks festsetzten. Es war von untergeordneter Bedeutung, ob man die Einsetzungsworte des Abendmahls mit Zwingli symbolisch oder mit Luther buchstäblich auffaßte; die Gefahr lag in den Folgerungen, in den fremdartigen Zusätzen und Auswüchsen. Der Züricher Reformator konnte freilich von den meisten „Sakramentierern“ sagen, „sie sind von uns ausgegangen, aber sie gehören nicht zu uns“, denn wir wissen ja, daß er die religiösen und sozialen Wahngebilde der Wiedertäufer nicht minder eifrig bekämpfte, wie Luther; allein die Wittenberger durften geltend machen, daß die Schweizer den Schwarmgeistern das Thor geöffnet und gegen die Berufung, daß Vernunft und Auslegekunst für sie sprächen, konnten sie, wie früher erwähnt, das Argument anführen, neben so vielem Unbegreiflichen und Geheimnisvollen, das ja auch das reformierte Glaubensbekenntnis zulasse, könne füglich auch die Ubiquitätslehre eine Stelle finden.

In diesem Streben nach Gestaltung eines uniformen evangelischen Kirchenbaues unter staatlicher Autorität muß man auch den Grund der Intoleranz Luthers suchen, die sich selbst gegen solche kund gab, die, wie Schwenckfeldt in Liegnitz, ihm durch ihren mystischen Tiefsinn und ihr frommes Gemüt verwandt waren, aber, mehr von der Phantasie als von der Vernunft geleitet, ihre eignen Wege gingen. Kaspar Schwenckfeldt, einer der ersten und eifrigsten Begründer der Reformation in Schlesien und lange mit Luther befreundet, konnte sich, trotz der Gunst des Herzogs von Liegnitz, in seiner Heimat nicht halten, als er dem alleinseligmachenden Glauben und der Autorität der Heil. Schrift, wie der Reformator sie lehrte, das innere Wort und die unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Christus, dem toten Buchstaben den lebendigen Geist entgegensetzte und durch Verwerfung der Kreatürlichkeit des Leibes Christi im Abendmahl einen mystischen Standpunkt zwischen den Lehrmeinungen Luthers und Zwinglis zu gewinnen suchte. Aus Schlesien flüchtig, hat Schwenckfeldt in verschiedenen Städten Süddeutschlands, Straßburg, Augsburg, Ulm, gelebt und durch seine Streitigkeiten mit den schwäbischen Theologen, durch seinen Hang zur Sektiererei, wie durch seine Lehren voll mystischer Überschwenglichkeit (von einer „Vergottung des Fleisches Christi“, dem Menschen im Abendmahl als Seelenspeise „in neuer Glorie“ gereicht, von einem inneren geistlichen Leben durch Gottes Gnade, das über allem äußeren Schrift- und Kirchentum stehe), Luthers abstoßende Behandlung gerechtfertigt. Mit gleicher Entschie-

Schwenckfeldt. 1490–1561.

denheit bekämpften Bugenhagen und Amsdorf die Neigungen für Zwinglische Kommunion- und Gottesdienstordnung, als dieselben in Braunschweig und Goslar auftauchten. Die Prädikanten, die sich dazu bekannten, mußten sich unterwerfen oder auswandern.

Die lutherische Lehre und Kirchenform, wie sie in Wittenberg aufgestellt worden, kam nun nicht bloß in allen Ländern und Städten des Schmalkaldischen Bundes zur Durchführung, auch in andern deutschen Gebieten wurde die Reformation nach dem Vorbild von Sachsen vorgenommen. War auch das lutherische Kirchenwesen noch erst im Werden und Bilden begriffen, so hatte es doch schon bedeutende Ansätze zu einer festen Organisation gemacht, die nun allenthalben zu Grunde gelegt wurde. Da kam es denn den reformatorisch Gesinnten sehr zu statten, daß gerade um diese Zeit Luther von der strengen Auffassung der Abendmahlslehre ein wenig abließ und die Einwendungen der Gegner nicht mehr so schroff verdammte. Nur zwischen ihm und den Schweizer Theologen war ein Ausgleich unmöglich, da letztere sich höchstens zu dem Zugeständnisse herbeilassen konnten und wollten, „daß in dem sakramentlichen Zeichen ein geistiger Genuß dargeboten werde“. Dagegen gelang es der vermittelnden Thätigkeit Bucers, des „Diplomaten der Dogmatik“, eine Formel zur Annahme zu bringen, welche als „Wittenberger Konkordia“ bekannt gemacht, die Kluft zwischen den beiden protestantischen Glaubensverwandten innerhalb des deutschen Gebiets auf einige Zeit ausglich oder verdeckte und dadurch auch den süddeutschen Städten Augsburg, Kempten u. a. den Beitritt zur Konfession und zum Bunde ermöglichte. Die Oberländer bekannten, daß im Abendmahl der wahre Leib Christi auch „mit Hand und Mund“ empfangen werde, d. h. sie traten von der Zwinglischen Theorie, der zufolge Brot und Wein bloße Zeichen sind, ab. Dagegen bestand Luther nicht auf der Ausdehnung des durch das Sakrament gebotenen Genusses auf „Gottlose“; während einfach „Unwürdige“, d. h. solche, die bloß äußerlich glauben, den Leib Christi gleichwohl empfangen sollten. Im wesentlichen bedeutete dieser Vergleich somit Unterwerfung der Oberdeutschen unter das Dogma, wie es dem individuellen religiösen Bedürfnisse Luthers entsprach.

Ausbreitung der evangelischen Lehre. — *29. Mai 1536.*

Diese allerdings nur vorübergehende Eintracht war der Reformation in Württemberg günstig. Schnepf und Blaurer glichen ihre abweichenden Ansichten durch eine Übereinkunft aus und teilten dann im Auftrag des Landesfürsten, dem das Recht zustand, „unrechten Gottesdienst abzuthun“, die Arbeit der Kirchenverbesserung in der Art, daß Schnepf von Stuttgart her das „Land unter der Steig“ (d. h. der sog. Weinsteige bei Stuttgart), Blaurer von Tübingen aus das „Land ob der Steig“, der neuen Ordnung zuführte. Bald nachher gesellte sich Johann Brenz von Hall, der getreue und eifrige Anhänger Luthers und Melanchthons, zu ihnen. Es erhob sich nur wenig Widerstand: die meisten Geistlichen erklärten sich sofort oder nach einigem Bedenken bereit, den neuen Glauben zu bekennen und zu lehren; Widerstrebenden wurde ein Lebensunter-

Württemberg.

halt gewährt oder die Auswanderung gestattet. Ein gleiches Verfahren fand bei den Ordensgeistlichen statt, als man zur Auflösung der Klöster und Stifter schritt, deren „Gott schmähendes, heuchlerisches Wesen" Ulrich nicht mehr dulden zu wollen erklärte; fähige und willige Mönche wurden als evangelische Prediger verwendet. Auch die gefürsteten Abteien und Chorherrenstifte wurden größtenteils von den Säkularisationen betroffen, wobei auf die im Kaadener Frieden geschützten Regalienträger nicht immer Rücksicht genommen wurde. Freilich gab dies zu neuen Klagen vor dem Reichskammergericht Veranlassung. Von dem Kirchenvermögen eignete sich der Herzog einen großen Teil zu, um die Landesschulden zu decken, welche durch den Okkupationskrieg, durch die noch rückständigen Entschädigungen an die ehemaligen Glieder des Schwäbischen Bundes und durch die unordentliche Wirtschaft der österreichischen Regierung zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen waren. Hatte doch auch das bisherige Regiment über Stifte zweifelhafter Abhängigkeit landesherrliche Rechte oft genug geltend gemacht. Aber wieviel auch von dem Kirchenvermögen an den Herzog und den Staat fiel, wieviel sich davon Gemeinden und adlige Herren aneigneten, wieviel die Entschädigungsgelder und Leibgedinge an Äbte, Chorherren, Mönche und Geistliche in der ersten Zeit wegnahmen, dennoch reichte es hin, um die neuerrichteten Pfarreien zu versorgen, um für Schulen und Hospitäler den nötigen Unterhalt zu schaffen, um die Universität Tübingen in blühenden Stand zu setzen. Bald wurde die Hochschule eine Leuchte für das südwestliche Deutschland, wo Männer von hohem wissenschaftlichen Ruf in allen Zweigen der Gelehrsamkeit eine segensreiche Thätigkeit entfalteten. Neben den Reformatoren Brenz und Schnepf wirkte daselbst der gelehrte Sprachkenner Joachim Camerarius aus Bamberg. Auch Blaurer und der Baseler Grynäus gehörten eine Zeitlang der Tübinger Universität an, bis der zelotische Eifer lutherischer Kollegen sie zur Rückkehr nach der Schweiz trieb.

Die neue Stiftung eines evangelischen Seminars mit Stipendien, nach dem Muster von Marburg, wurde eine wichtige Pflanzstätte theologischer Bildung. Auch in Mömpelgard, das der französische König wieder herausgab, wurde durch Pierre Toussaint, ehemaligen Stiftsherrn von Metz, die Reformation eingeführt. Doch erlangte daselbst unter Begünstigung des Statthalters Georg die schweizerische Form die Oberhand. Dagegen kam in den Grafschaften Öttingen und Neuenstein, im Hohenloheschen (Öhringen), im Limburgschen und in andern benachbarten Herrschaften das lutherische Kirchenwesen nach dem Vorgange Württembergs zur Geltung. Auch nach den Fürstenbergschen Besitzungen im Kinzigthale drang damals die neue Lehre; aber als die Güter an die andre katholisch gebliebene Linie fielen (Heiligenberg), wurde die alte Kirche wieder hergestellt. Die Markgrafen von Baden, Bernhard in Baden-Eberstein, Ernst in Durlach-Pforzheim, traten gleichfalls der neuen Kirche bei; aber nur in dem letzteren Anteil vermochte sich die Reformation zu behaupten. Überhaupt waren die Vor-

Hohenlohe u. a.

Fürstenberg.

Baden.

gänge in Württemberg eine treibende Kraft für den gesamten Süden: im Oberelsaß, in der Grafschaft Hanau, in mehreren kleinen Reichsstädten mußte die Messe dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt weichen; in Augsburg, wo die Augsburg. alte Kirchenform an einigen angesehenen Familien, besonders den Fugger, mächtige Beschützer hatte, konnte seit der Auflösung des Schwäbischen Bundes die Neuerung, zu der sich die Mehrzahl der Bürgerschaft bekannte, nicht länger mehr zurückgehalten werden. Der große und kleine Rat untersagte die Messe und papistische Predigt und ordnete in allen Stadtkirchen den evangelischen Gottesdienst an. Nur die dem Bischof unmittelbar gehörigen kirchlichen Orte wurden den Altgesinnten gelassen.

Wie in Württemberg so gelangte um dieselbe Zeit das lutherische Kirchen- Anhalt. wesen auch in den Anhaltschen Ländern ohne großen Widerstand zur Einführung. In Zerbst war die Reformation schon früher durch den Fürsten Wolf, einen der Unterzeichner der Augsburger Konfession, begründet worden, Luther selbst hatte dort gepredigt; jetzt geschah es auch in Dessau, wo seine drei Vettern, Johann, Joachim und Georg, gemeinschaftlich regierten. Und zwar gab hier derjenige von den Brüdern, welcher dem geistlichen Stande angehörte, Fürst Georg, Dompropst in Magdeburg und Merseburg, den Anstoß und beredete die andern zu gleichen Schritten, obschon einer davon, Fürst Johann, den Augsburger Reichstagsabschied anerkannt hatte. Sie beriefen den Freund Luthers, Nikolaus Hausmann, in ihre Stadt und führten den evangelischen Gottesdienst ein. Luther vernahm 1532. mit großer Freude aus einem Bericht des Fürsten Joachim, wie verständig Hausmann die Abendmahlslehre und das Evangelium gegen Herzog Georg, der ihn zu einer Unterredung nach Leipzig beschieden, zu rechtfertigen gewußt. Die Einführung des neuen Kultus und die Anstellung evangelischer Geistlichen konnte in den Anhaltschen Landen um so leichter vor sich gehen, weil Fürst Georg als Archidiakonus und Dompropst zugleich geistliche Autorität besaß. Er selbst hat in einer Schrift dargethan, wie er durch Forschen in der Bibel allmählich zum wahren Christenthum bekehrt worden.

In Pommern waren die Bürgerschaften für die Reformation, indes der Pommern. Herrenstand mit dem Klerus zu der alten Kirche hielt. Die beiden Herzöge, Georg von der Wolgaster und Barnim von der Stettiner Linie, waren gleichfalls verschiedener Meinung; den letzteren haben wir schon bei Gelegenheit der Leipziger Disputation als Anhänger Luthers kennen gelernt. Erst als mit dem Tode Georgs Vorpommern mit Rügen an dessen Sohn Philipp kam, gelang es dem Herzog von Hinterpommern, den Neffen für seine Ansicht und zu einem gemeinschaftlichen reformatorischen Vorgehen zu gewinnen. Sie legten dem Land- Dez. 1534. tag zu Treptow einen Reformationsentwurf auf Grund der schon in den Städten eingeführten Lehr- und Kultusordnung vor und ließen durch Bugenhagen eine Kirchenvisitation vornehmen, welche die Einführung der evangelischen Konfession nach dem Wittenberger Vorbild zur Folge hatte. Aber aus einem Schreiben der 1535.

Herzöge an den Kurfürsten von Sachsen, worin sie über den Vorgang berichteten und um Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund baten, ersieht man, daß der Widerstand von seiten der Ritterschaft und der Geistlichkeit, insonderheit des Bischofs von Kamin und des Abts von Altenkamp noch fortdauerte und das Kammergericht von ihnen mit Klagen angegangen ward. Ähnliche Verhältnisse bestanden auch in Mecklenburg, wo Albrecht von Güstrow mit einem großen Teil der Landschaft an der alten Kirche festhielt, indes Heinrich von Schwerin das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm. Es vergingen noch viele Jahre, ehe die evangelische Kirche unter Albrechts Söhnen, Johann und Ulrich, zur Landesreligion erklärt werden konnte. Auch in Holstein wehrten sich die Prälaten und Ritterschaften lange gegen die von den Stadtgemeinden begünstigte Reformation, bis die Einwirkung aus der Nachbarschaft und der Gang der politischen Dinge den Kampf zum Vorteil der Neuerer entschieden.

Mecklenburg. Holstein.

Westfalen u. Niederrhein.

Anders gestalteten sich die Zustände in der Kölner Kirchenprovinz, in Westfalen und am Niederrhein*). Es ist bekannt, daß der Humanismus in Münster und andern Orten jener Gegend weite Verbreitung gefunden hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Wittenberger Streiter, vorab Melanchthon, in Köln, Düsseldorf, Münster und anderwärts Gesinnungsgenossen besaßen. Von diesen gelehrten Herren empfing die Reformation allerdings keine lebengebenden Impulse, aber sie setzten ihr auch keinen Widerstand entgegen. Und bald geschah es, daß der rege Verkehr mit Bremen, Hamburg, Magdeburg und andern Städten, wo die neue Lehre bereits Boden gefaßt, manche neureligiöse Elemente dem Volk zuführte. Handelsreisende und Fuhrleute brachten die lutherischen Lieder und Schriften ins Land. Sie erzählten von der Volksstimmung, die dort herrschte, von tumultuarischen Auftritten gegen Mönche und papistische Priester; die Schriften wurden gelesen, die Kirchenlieder gesungen, erst heimlich in den Häusern, dann öffentlich auf Markt und Straße; innerhalb und außerhalb der Häuser disputierte man über Glaubenssätze; man hörte hier und da insultierende Rufe gegen Ordensleute und altgläubige Geistlichen. Die Universität Köln, die mit Löwen wetteiferte um den Ruhm, „die frömmste Arbeiterin im Weinberg des Herrn" zu sein, stand an wissenschaftlichen Kräften weit hinter Wittenberg zurück: „Eure Magistri," spottet Agrippa, „glaubten genug gethan zu haben, wenn sie Luthers Sätze verdammten und triumphierten, als hätten sie dadurch einen Sieg erfochten; als es aber galt zu streiten und der Kirche beizustehen, da schwiegen sie still und ließen andern die Sorge, den Ketzer zu widerlegen." Damals verließ der uns wohlbekannte Heinrich Bullinger die Hörsäle der Dominikaner und kehrte nach seiner Heimat zurück, wo er bald ein hervorragender Streiter der reformierten Kirche ward.

*) H. Kampschulte, Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereich der jetzigen Provinz Westfalen. Paderborn 1866.

Wohl gab es noch eifrige Vorkämpfer für das Hergebrachte, wie jener Bürgermeister von Lemgo, Konrad Flörken, welcher dem uneinigen, widerspruchsvollen Lärm der Neuerer die Idee der allgemeinen Kirche und ihrer wohlgeordneten Hierarchie entgegenhielt, wie des Erasmus Freund Johann Rink von Köln, welcher im Luthertum nicht das Heil, sondern den Keim großer künftiger Übel erkannte; aber was vermochten einzelne Stimmen gegen den neuen Geist, der auf Flügeln der Morgenröte einherfuhr und im Herzen und in der Phantasie des Volks seine Wohnstätte nahm? Als der Pfarrer Piderit von Lemgo, lange Zeit ein Anhänger von Eck, sich in Braunschweig die evangelische Lehre und Kultusordnung näher ansah und prüfte, trat er als evangelischer Prediger auf und überzeugte auch Flörken von der christlichen Wahrheit des lutherischen Glaubensbekenntnisses. Auch in den fürstlichen Häusern bestanden mancherlei Verbindungen, die der Neuerung Vorschub leisteten. Der Erzbischof Hermann von Köln selbst hielt an dem alten Freundschaftsverhältnis mit Sachsen fest und der Kurprinz Johann Friedrich hatte eine Tochter des Herzogs von Kleve als Ehegemahl heimgeführt. Wir werden bald erfahren, wie sehr infolge dieser Verbindung und der feindseligen Stellung zu dem burgundischen Herrscherhaus der Düsseldorfer Hof den reformatorischen Tendenzen sich näherte. Selbst die Herzogin Maria, durch welche Jülich und Berg an Kleve gekommen, neigte mehr und mehr zu der politischen und religiösen Opposition, in die ihr Sohn Wilhelm und der Schwiegersohn gegen Kaiser und Papst gezogen wurden. Im Jülicher Lande bot der alte Drost zu Wassenberg allen verfolgten und flüchtigen Predigern des Worts ein schützendes Asyl. Auch in Wesel gewann die neue Lehre Boden, wie sehr auch der Dompropst Anton Fürstenberg dagegen eiferte. Der Landgraf von Hessen zählte unter dem westfälischen Herrenstand viele Anhänger; der Bischof Erich von Paderborn und Osnabrück war ihm so zugethan, daß er sogar auf dem Speierer Reichstag zu den Protestierenden hielt; dem Grafen Konrad von Tecklenburg vermählte er seine Schwester Mechthild, die über dreißig Jahre dem Kloster Weißenstein als Nonne angehört hatte. In Köln hielt Dietrich Fabricius, der in Wittenberg seine Studien gemacht, längere Zeit Vorlesungen im Sinne der Neuerer, ungebeugt durch den Widerstand der Universität. Mehrere Jahre waren die Kapitel, der Adel und die „Ehrbarkeiten“ der Stadtgemeinden mächtig genug, die Reformation, die hauptsächlich in den Gilden und Zunftgenossenschaften ihre Anhänger zählte, durch Gewalt und strenge Strafen niederzuhalten; wir wissen, daß Clarenbach und sein junger Leidensgefährte Peter den Märtyrertod starben (S. 431). Aber im Anfang der dreißiger Jahre zog die Bewegung weitere Kreise. In Minden starb der Bischof Franz aus dem Hause Minden. 29. Nov.
Braunschweig-Wolfenbüttel, ein kriegerischer Herr, dem auf der Soltauer Heide 1529.
(S. 145) der Helm zerschlagen worden war und der am liebsten im Kreise froher Zecher weilte. Auf die Empfehlung des Herzogs Johann von Kleve wählte das Stiftskapitel den Kölner Domherrn Franz von Waldeck zum Nachfolger; aber

Heinrich von Wolfenbüttel, des Verstorbenen Bruder, verlangte das Bistum für seinen Sohn Philipp, dem es mit Zustimmung des Kapitels von dem heimgegangenen Herrn bestimmt gewesen. Darüber brach ein Streit aus, der eine kirchliche Umgestaltung zur Folge hatte. Die Mindener erklärten, sie würden den neuen Bischof nur dann unter sich wohnen lassen, wenn er auch dem Evangelium eine Wohnstätte gönne. Es bildete sich ein evangelischer Bürgerausschuß, der sich des Stadtregiments bemächtigte, den lutherischen Prediger des Grafen von Hoya, Niklas Krage, einen gewandten Redner, herbeirief und den alten Gottes-
1530. dienst samt dem Klosterwesen abstellte. Am 13. Februar 1530 wurde die von Krage entworfene neue Kirchenordnung samt dem lutherischen Glaubensbekenntnis in der Martinskirche gelesen und von Rat und Gemeinde angenommen. Aus den Glocken goß man Geschütz zur Verteidigung der Stadt im Fall eines
Herford. Angriffs. Ähnlich ging es in Herford zu. Hier und in Lippstadt hatten die Augustinermönche schon längst Partei für den Ordensbruder in Wittenberg genommen. Westermann, der einst in der Elbestadt seine Studien gemacht, war ein treuer Anhänger Luthers und Melanchthons. Die Klöster wurden durch freiwilligen Austritt fast gänzlich verwaist, als Rat und Gemeinde lutherische Prediger berief und den neuen Gottesdienst einrichten ließ. Lange weigerte sich die mutige Äbtissin der Pusinnenkirche, Gräfin Anna von Limburg und Stirum, die Kanzel dem evangelischen Prediger einzuräumen; sie mußte endlich der Übermacht
Lippstadt. weichen. In Lippstadt boten die Augustiner selbst die Hand zur Einführung des deutschen Gottesdienstes, als die Bürger einen neuen Stadtrat einsetzten und einen evangelischen Prediger herbeiriefen. Der Herzog traf Anstalten, die Bewegung mit Gewalt niederzuschlagen; da wurde er durch die Nachricht erschreckt, daß in Soest, der reichsten und bedeutendsten Stadt des südlichen Westfalens, die zur Hansa gehörte und fast reichsstädtische Gerechtsame besaß, ähnliche Be-
Soest. wegungen ausgebrochen seien. Keine Stadt weit und breit hatte so viel Kirchen, Klöster und Kleriker aufzuweisen, als Soest. Eine Geschlechter-Aristokratie bekleidete alle Stellen im Rat und im Kapitel und war im Besitz der einträglichsten Pfründen. Aber die Mißbräuche, die sich die Ehrsamen in der Stadtverwaltung wie in den Kirchenämtern zu schulden kommen ließen, riefen eine Opposition hervor, worin politische und religiöse Elemente zusammenwirkten. Die „Gemeinheit" nötigte zuerst den Rat, im Gesetz, in der Besteuerung, in den bürger-
Okt. 1531. lichen Einrichtungen zeitgemäße Reformen zu bewilligen; dann forderte man ihn auf, die Predigt nach dem „Wort Gottes" zu gestatten. Er weigerte sich anfangs, aber die drohende Haltung der Bürgerschaft zwang ihn endlich zum Nach-
1532. geben. Um Weihnachten erschallten in vielen Kirchen lutherische Gesänge und evangelische Predigt. Ein aus Lippstadt herbeigerufener Prädikant Omiken entwarf eine Kirchenordnung nach Art der Wittenberger. Aber der katholische Rat legte der Einführung Schwierigkeiten in den Weg. Darüber wurde die Kluft
Frühjahr 1533. zwischen der „Ehrbarkeit" und den „Gemeinen" immer größer. Ein Streit unter

der Bürgerschaft bei Gelegenheit einer Verpachtung der städtischen Wage wurde von den Ratsherren benutzt, fünf evangelisch gesinnte Männer, die ihnen besonders verhaßt waren, zum Tode zu verurteilen. Unter ihnen befand sich der Wollenweber Johann Schlachtrop, ein eifriger Vorkämpfer der Neuerung. Er sollte das erste Opfer sein. Eine unermeßliche Menschenmenge umstand das Schafott, dem blutigen Akt der Enthauptung mit erwartungsvoller Erregung zuschauend. Der Scharfrichter schlug fehl; er traf die Schulter und als er zu einem zweiten Streich ausholen wollte, entriß ihm der Verwundete das Richtschwert. Nun entstand auf dem Gerüst vor den entsetzten Zuschauern ein Kampf, bis einige Männer aus der zunächst stehenden Reihe hinzustürzten und den Unglücklichen dem Henker entrissen. Nach Hause gebracht, starb er am nächsten Morgen. Dieser Vorfall beschleunigte die Durchführung der Reformation in Soest. Der Rat sah sich durch die drohende Haltung der Bürgerschaft genötigt, die vier andern Verurteilten zu begnadigen und die neue Kirchenordnung zu bestätigen. Der Bürgermeister und mehrere Räte verließen in den nächsten Tagen heimlich die Stadt. Darauf wählten die Soester einen andern Rat und vollendeten die Organisation der neuen Kirche unter der Leitung eines Superintendenten, den ihnen Luther zusandte.

Einen andern Ausgang nahm die religiöse Bewegung in Paderborn. Auch hier hatte sich eine reformatorische Partei gebildet und dem Rat einige Kirchen für den evangelischen Gottesdienst abgetrotzt. Der Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, den das Kapitel zum Administrator des Stifts gewählt, untersagte die Neuerung. Als seine Worte kein Gehör fanden, ritt er selbst an der Spitze von tausend Gewappneten in Paderborn auf und entbot die Bürgerschaft in den Garten der Abtei, wo er Herberge genommen. Plötzlich sahen sich die Versammelten von Bewaffneten umgeben; die Prädikanten und die Häupter der Evangelischen wurden ergriffen, auf die Folter gespannt und wegen Aufruhr und Verrat zum Tode verurteilt. Schon war ein Schafott auf dem Marktplatz errichtet, auf dem die Verurteilten ihr Schicksal erleiden sollten; der Erzbischof selbst sah zum Rathausfenster heraus. Da erhob sich unter der Menge eine große Bewegung: alles stürzte auf die Knie und streckte die Hände flehend nach dem Rathausfenster empor. Dem geistlichen Herrn wurde weich ums Herz. Von Natur mild hatte er sich nur durch die eifernden Domherren und Stadträte zu der strengen Sentenz verleiten lassen. Er stand von der Vollstreckung ab. Aber Rat und Bürgerschaft mußten sich eidlich verpflichten, keine Neuerungen zu gestatten, die nicht von der Gesamtkirche eingeführt wären.

Paderborn. Okt. 1532.

Um dieselbe Zeit war Bernhard Rottmann (Rothmann), ein junger lebhafter Mann von gewinnendem Wesen und anregender Beredsamkeit, Kaplan zu St. Moriz in Münster vor der Stadt. Alles strömte zu seinen Predigten, so daß die Kirche die Menge nicht zu fassen vermochte und eine Kanzel im Freien errichtet werden mußte. Die Domherren entdeckten bald viele Anklänge an reformato-

Münster.

rische Lehren und bewirkten bei dem Bischof ein Verbot und die Kündigung des freien Geleits. Nun schlug Rottmann seine Wohnung in der Stadt selbst auf, die von dem Kapitel unabhängig war und unter ihren Vorständen, den Erbmännern des Rats und den Gildemeistern ihre Gerechtsame sorgfältig hütete. Unter dem Schutz seiner Anhänger, bei denen ein evangelisch gesinnter Bürger von stattlichem Aussehen und gewandter Rede, Bernhard Knipperdolling, die erste Stelle einnahm, predigte nunmehr Rottmann in der prachtvollen Stadtkirche St. Lambert und sammelte bald eine ansehnliche Gemeinde aus den populären, reformlustigen Elementen der Bevölkerung um sich. In Lehrbegriff und Gottesdienstordnung hielt er sich an die Wittenberger Reformation und es währte nicht lange, so waren die lutherischen Prädikanten, die Rottmann aus andern Orten herbeirief, Meister der Stadtkirchen. Die altgesinnten Ratsherren zogen sich zurück oder wanderten aus; dadurch kam das Regiment in die Hände der Neuerer. Umsonst hoffte der neue Bischof, Franz von Waldeck, mit Hilfe der Ritterschaft und Kapitelsleute die alte Ordnung zurückzuführen; die Bürgerschaft, nun vollständig für die evangelische Lehre gewonnen, gab einen schroff abweisenden Bescheid und errichtete eine mit Söldnern untermischte Bürgerwehr zur Verteidigung. Nun umstellten die Bischöflichen die Stadt, schnitten die Zufuhren ab und führten die Kaufmannsgüter weg. Aber die Münsterleute nahmen Rache. Auf die Kunde, daß die Häupter des Kapitels und der Aristokratie in einem benachbarten Ort um die Weihnachtszeit Beratung hielten, unternahmen sie einen mitternächtlichen Zug, überfielen die Domherren, Ritter und ausgewanderten Erbmänner in ihren Betten und führten sie in die städtischen Gefängnisse. Der Bischof, der am Tage vor dem Überfall weggeritten und dadurch der Haft entgangen war, wollte zum offnen Krieg schreiten; aber abgesehen, daß die Landschaft kein Geld bewilligte, widerrieten auch die Verwandten und Freunde der Gefangenen einen Schritt, der für diese die schlimmsten Folgen haben konnte. Und auch in der Stadt meinten die Gemäßigten, man solle die Sache nicht auf die Spitze treiben, nicht alle Brücken der Verständigung abbrechen. So kam denn unter Vermittelung des Landgrafen von Hessen ein Vertrag zu stande, in welchem der Bischof sich verpflichtete, die Einschließung der Stadt aufzuheben und den evangelischen Gottesdienst nicht zu verhindern; dafür versprachen die Bürger, Domkapitel und Kollegien bei ihrer Religion ungestört leben zu lassen, die Gefangenen frei zu geben und die ausgewanderten Erbmänner wieder aufzunehmen. Aber mit der Herrschaft der „Ehrbarkeiten" war es in Münster vorbei. In den neuen Stadtrat wurden fast lauter Männer aus dem Mittelstand und von evangelischer Gesinnung gewählt.

Weihnachten 1532.

Febr. 1533.

Die religiöse Lage.

Es schien, als ob die ganze niederrheinisch-westfälische Kirchenprovinz der Reformation zugeführt werden sollte. Denn nicht bloß in Soest, Herford, Minden, Wesel u. a. O. bestanden evangelische Gemeinden, das Beispiel von Münster wirkte auch auf die Nachbarstädte zurück; selbst in der alten Klosterstadt

Korvey waren Abt und Stiftsherren nicht vermögend, den neuen Doktrinen den Eingang zu verschließen. Welche Folgen hätte es für die deutsche Nation haben müssen, wenn in jener Gegend das gereinigte Christentum die Herrschaft erlangt hätte. Von den geistlichen und weltlichen Obrigkeiten war kein unüberwindlicher Widerstand zu befürchten; regten sich doch in manchen fürstlichen und adligen Häusern Sympathien genug für reformatorische Schritte. Eine siegreiche Durchführung war aber nur möglich, wenn die Augsburgische Konfession auch dort zum Ausdruck kam, wenn Landesherren und Städte dem Schmalkaldischen Bund beitraten und damit des kaiserlichen Friedens teilhaftig wurden. Allein der Geist der populären Opposition, durch den in Westfalen die neue Religionsform im Gegensatz zu den obrigkeitlichen Gewalten in die Höhe gekommen, erlangte das Übergewicht über die gemäßigten Elemente. Die Vorgänge in Münster, deren tragischen Verlauf wir jetzt entrollen müssen, sind ein sprechendes Zeugnis, wie sehr Luther im Recht war, als er durch Bekämpfung der abweichenden Lehre vom Abendmahl eine Spaltung in der jungen protestantischen Kirche zu verhüten suchte. Er erkannte mit richtigem Instinkt, daß diese Auffassung allen Schwarmgeistern zur Handhabe diente. Karlstadt und Münzer hatten mit Angriffen gegen die beiden Sakramente begonnen, in denen Luther die Symbole christlicher Lebensgemeinschaft erkannte, der thüringische Bauernkrieg hatte die dämonische Wirkung ihrer religiösen Überspannung dargethan. Nun zeigte sich in Münster eine neue Überschreitung der angenommenen Ordnung und Begrenzung, welche von der Zwinglischen Auffassung des Abendmahls ausgehend und zur wiedertäuferischen Sektiererei fortschreitend, ähnliche Folgen hervorbrachte, in ähnlicher Weise der Reaktion zuführte, wie zehn Jahre zuvor der Bauernkrieg.

3. Die Wiedertäufer in Münster.

Litteratur. Herm. a Kerssenbroick, Anabaptistici furoris Monasterium evertentis hist. narratio (auch in deutscher Übersetzung); Cornelius, Geschichte des Münsterschen Aufruhrs. Leipzig 1855—1860, 2 Bde. und Abhandl. der bayr. Akademie 1870, Bd. 11: Erbkam, Geschichte der protest. Sekten im Zeitalter der Reform. 1848; Göbel, Gesch. des christl. Lebens in der rhein.-westf. evangel. Kirche 1849; Hast, Gesch. der Wiedertäufer. Münster 1836; K. Hase, Das Reich der Wiedertäufer (Neue Propheten). Leipz. 1860; Ludwig Keller, „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs in Münster" (Münster 1880) und „Ein Apostel der Wiedertäufer" (Leipzig 1882); Geschichte der Wiedertäufer zu Münster in Westfalen. Aus der latein. Handschrift des Hermann von Kerßenbroick übersetzt (2. Aufl. Münster 1881); Büsing, Der Kampf um die katholische Religion im Bistum Münster (das. 1883).

Wir sind den Wiedertäufern in den obigen Blättern mehrfach begegnet. In Sachsen wurden sie von Luther, in der Schweiz von Zwingli zurückgewiesen; von beiden jedoch nicht ohne Zweifel und innere Bedenken, ob sie dabei recht handelten. Konnten jene doch ihre Sätze mit der Heil. Schrift beweisen, die in aller Händen war. Und was verlangten sie denn anders, als die ersten Christen- Wiedertäuferische Lehren.

gemeinden geübt und besessen? Aber wie sehr man sie auch allenthalben bekämpfte und verfolgte, ihre Lehren waren für die unteren Volksklassen, namentlich für den Handwerkerstand, der in dumpfer Werkstätte über die Dinge dieser Welt in seiner Weise nachsann, so einleuchtend, daß sie sich mit wuchernder Fruchtbarkeit nach allen Weltgegenden verbreiteten, überall Anhänger und Verkündiger fanden. Es gibt kaum ein christliches Land, wo nicht Spuren von dem Dasein und Wirken der schwärmerischen Apostel und Brüder auftauchen, welche von dem bedeutungsvollsten Unterscheidungszeichen ihrer Gemeinschaften, der Wiedertaufe, ihren Namen führen. Denn wie verschiedenartig immer die einzelnen Sekten dieser Religionsschwärmer in die Erscheinung traten, sie alle gingen von einem Moment der Lebenserneuerung aus, wo sie in einer ekstatischen Erregung einen neuen Geist in sich einziehen und aufgehen fühlten. Dieser Moment war die Taufe der Erwachsenen, die sie daher als einen Akt plötzlicher Gefühlsaufwallung, als eine Wirkung göttlicher Inspiration auffaßten, nicht als eine That der Überlegung und des Willens. Die wiedertäuferische Richtung war die konsequente Durchführung des subjektiven Prinzips, demzufolge der Gläubige in unmittelbare Berührung mit Gott trete. Indem sie dabei den Sakramenten und allen äußerlichen Religionshandlungen keinen Wert beilegte, bildete sie die schroffste Gegenseite zum Katholizismus, der in den Gnadenmitteln der Kirche den einzig sichern Weg zur Seligkeit erblickt; und während der letztere in der folgerichtigen Entwickelung der Autoritätslehre bei der Infallibilität der Kirche und endlich sogar ihres Oberhauptes anlangte, ging jene in ihren extremsten Ausläufen bis zur Verwerfung aller äußeren Bande und Institutionen, welche den Verkehr der Seele mit dem Göttlichen in ihren Augen weniger vermittelten, als hemmten und ablenkten. Und nicht bloß in der Lehre, auch in der gesellschaftlichen Einrichtung trat dieser Gegensatz hervor. Während in der katholischen Kirche ein hierarchisch gegliederter Klerus kraft der Weihe und Ordination als Träger und Vermittler der göttlichen Gnadenerweisungen, als Ordner und Verwalter der Religionswerke sich über die Laienwelt stellte, sahen die Wiedertäufer ihre Lebensaufgabe in der Aufrichtung einer Gemeinschaft der Heiligen, einer „Sammlung aller wahrhaft Gläubigen und Wiedergeborenen aus der großen verderbten Kirche in eine neue heilige Gemeinde, welche berufen sei, das Reich Gottes und seine Entwickelung sowie seine Verherrlichung auf Erden in einem sichtbaren (tausendjährigen) Reich vorzubereiten und auszuführen“. In diesem Bund der Gläubigen sollte kein Unterschied obwalten zwischen Priestern und Laien, sollte alles Weltliche und Sündhafte durch christliche Zucht und Bann fern gehalten, die Grundsätze wahrer Bruderliebe durch Gemeinschaft der Güter und durch ein friedfertiges Leben ohne Waffen und Krieg zur wirklichen Ausführung gebracht werden. Das Fest des „Brotbrechens“ war der Mittelpunkt ihrer kirchlichen Lebensgemeinschaft. Sie feierten es zum Gedächtnis des Todes Christi und zugleich zur Erneuerung des Bundes mit Gott und zur Stärkung der Liebe untereinander. Als eine

Gemeinschaft der Auserwählten mieden sie jede engere Verbindung mit Unbekehrten und jede Einmischung in die bestehenden politischen und bürgerlichen Verhältnisse. Die Ehe war ein Vertrag vor der Gemeinde, Vielweiberei nach alttestamentlichem Vorbilde hier und dort ausnahmsweise zugelassen. Der Chiliasmus war ein gemeinsames Kennzeichen dieser vielverzweigten Sekte.

Die Wiedertäufer stießen mit ihrer radikalen Art, die zum Umsturz aller bestehenden kirchlichen und gesellschaftlichen Organisation führen mußte, auf den Widerstand der gesetzmäßigen Obrigkeit. Nie genossen sie den staatlichen Schutz, welchen Luthers und Zwinglis gemäßigtere Ausgestaltungen des reformatorischen Prinzips gefunden hatten. Wohl aber begegneten sie der allerunbarmherzigsten Todfeindschaft auf seiten der Vertreter des Bestehenden. Am heftigsten waren die Verfolgungen in den katholischen Staaten. In den österreichischen, salzburgischen, bayrischen Landen wurden sie bei lebendigem Leibe verbrannt, nachdem man sie gemartert oder verstümmelt hatte. Alle Qualen der Hölle glaubte man gegen sie anwenden zu müssen. Durch ganz Oberdeutschland ging die wilde Jagd. Das Blut der Armen floß wie Wasserbäche, daß sie aufschrieen zu Gott, warum er sie nicht schütze. Aber die Verfolgungen mehrten nur die Verbreitung dieser populärsten unter allen reformatorischen Richtungen. Die Empörung über die erlittenen Unmenschlichkeiten steigerten wie den Fanatismus so auch die Standhaftigkeit der Dulder. Einzelne Eingeweihte, meistens wandernde Handwerker, trugen die geheimnisvollen Lehren weiter. In unscheinbarem Gewand, arm wie die Apostel und in demütiger Haltung traten sie auf. Sie sammelten Gläubige in Konventikeln und verkündigten die nahe Ankunft des Herrn zum Weltgericht, da die Gottlosen vernichtet, die Auserwählten zu einem neuen Jerusalem vereinigt würden. Mächtig wirkten die Verheißungen und Bibelsprüche auf die Phantasie des gemeinen Volks. Am meisten Anhang fanden die wiedertäuferischen Sendboten in den gewerbreichen Städten des Rheins, von Basel und Straßburg bis Holland. Auch in Schwaben, wo die Schwenckfeldtsche Sekte verwandte Seiten darbot, und in Thüringen, wo noch die Erinnerungen an Münzer fortlebten, bildeten sich wiedertäuferische Gemeinden; bald war ganz Deutschland wie mit einem Netz von geheimen Separatisten durchzogen, die durch Sendschreiben und Wanderprediger miteinander in Verbindung standen. Längere Zeit war Straßburg der Mittelpunkt wiedertäuferischer Thätigkeit. Hier hatte der ebenso fromme und milde wie geistesklare **Hans Denck**, kurz ehe er sein elendes Flüchtlingsleben bei noch jungen Jahren in Basel beschloß (1527), sich einige Zeit lang aufgehalten und die „apostolischen Brüder“ gesammelt. Neben einer ausgesprochenen Richtung auf Beseitigung des Buchstabens, Auflösung des Dogmas, hatte er das Wesen des Christentums in der Empfänglichkeit für die innere Stimme Gottes, in der Unterordnung des Willens unter ihre Befehle gefunden. Nach seinem Abgang trat ein mehr stürmischer und schwärmerischer Geist auf in **Melchior Hoffmann**. Ursprünglich ein

Verbreitung der Sekte.

Kürschner aus Schwäbisch-Hall, der in Livland, in Stockholm, in Holstein und Ostfriesland die neue Heilsbotschaft mit feuriger Beredsamkeit verkündet hatte, bald im Umgang mit Fürsten, bald im Gefängnis schmachtend, ließ er sich nunmehr (1529) in der Rheinstadt nieder und mehrte die von Denck gesammelte Gemeinde. Durch unablässiges Bibellesen in mystische Vorstellungen sich vertiefend, hatte er an der Hand apokalyptischer Auslegungen die schwärmerische Lehre von den letzten Dingen und der nahen Wiederkunft des Herrn in den Mittelpunkt der täuferischen Gedankenwelt gerückt und der ganzen Richtung ein phantastisches Gepräge mit Visionen, Zungenreden, prophetischen Inspirationen gegeben. In dieser Gestalt drangen die wiedertäuferischen Anschauungen nach den Niederlanden, machten in Leiden, Amsterdam, Harlem u. a. O. rasche Fortschritte und zündeten dann in Münster ein Feuer an, „vor dessen Glühen die Welt erschrak".

Rottmann für die Wiedertäufer.

Auch Rottmann war früher in Straßburg gewesen und hatte dort ohne Zweifel Neigung für wiedertäuferische Ansichten gefaßt. Doch hielt er damit zurück; die von ihm entworfene Kirchenverfassung, nach welcher in Münster die neue Religionsform in Anwendung kam, scheint, wenn nicht der Wittenberger, so doch der Straßburger Lehr- und Kultusordnung nachgebildet gewesen zu sein. Aber ehe das neue Kirchenwesen noch feste Wurzeln geschlagen, erhoben sich in der evangelischen Gemeinde zu Münster tiefgreifende Streitigkeiten. Der neue Rat und vor allen der aus Bremen herbeigerufene Syndikus van der Wieck strebten nach dem Anschluß an die übrigen lutherischen Städte und Konfessionsgenossen Niederdeutschlands, um das städtische Gemeinwesen in einen gesicherten Friedensstand zu führen. Aber wie erschraken sie, als mehrere der neuberufenen Prediger nicht nur das Abendmahl nach Zwinglis Vorschrift feierten, sondern auch die Kindertaufe verwarfen und Rottmann ihnen beistimmte. Vergebens traten Rat und Syndikus der Neuerung entgegen; Rottmann bestritt der weltlichen Gewalt das Recht, in religiösen Dingen zu entscheiden oder mitzuwirken, und setzte mit Hilfe der populären Elemente, welche die Macht des Rats immer noch zu groß fanden, seinen Willen durch. So kam das Regiment in Münster mehr und mehr in die Hände wiedertäuferischer Prediger und der von ihnen geleiteten Klassen der Handwerker und Kleinbürger. Wie früher die Ehrbarkeit und die Gemeine in Hader lagen, so jetzt der gemäßigte Rat und die Demokratie. Die Klerikalen freuten sich über die Streitigkeiten; Bischof und Stiftsherren, Ritterschaft und verbannte Erbmänner faßten neue Hoffnung. Alle Versuche wohlgesinnter Freunde, eine Vermittelung zwischen den beiden reformatorischen Parteien herbeizuführen, schlugen fehl; Rottmann beharrte bei seinen wiedertäuferischen Ansichten, zu welchen sich bald die Mehrzahl der Bürger bekannte. So unbegreiflich war diese Religionsschwärmerei bei einem so nüchternen, verständigen Mann „von kühlem Herzen und klarem Blick", daß man nach einem persönlichen Beweggrund suchte: er sei in die Netze einer schönen Frau von

leidenschaftlicher Sinnlichkeit geraten, die ihren Eheherrn vergiftet und ihm dann die Hand gereicht habe; darum habe er getrachtet durch eine zur Schau getragene Religiosität und rigoröse Asketik seinen Ruf herzustellen. Gewisser ist, daß das Übermaß der erlittenen Verfolgungen den in Münster sich sammelnden Wiedertäufern die Nerven zerrüttet und die Sinne gestört hatte. Hat doch keine von den Schriften, welche damals in den Kreisen der Münsterschen entstanden sind, eine solche Verbreitung erlangt und solche Wirkung geübt wie das „Büchlein von der Rache!“ Ein Chronist aber, der zu den Gegnern gehörte, sagt von ihnen: „Sie waren ganz verzweifelt, toll, rasend und unsinnig gemacht — dem einen war sein Weib, dem andern sein Kind, sein Mann, Vater, Mutter, Schwester, Bruder oder Freund umgebracht und ihnen all ihr Gut genommen. Derjenige, der den Geist der Rachgier am tiefsten in sich eingesogen hatte, galt bei diesen Leuten als der beste Prophet... sie hielten jeden für einen Verräter, der ihnen von Versöhnung, Milde, Frieden sprach.“

Matthys und Jan Bockold in Münster.

Um diese Zeit wurde auch Melchior Hoffmann von dem Straßburger Rat ins Gefängnis geworfen. Mit freudestrahlenden Augen betrat er die Zelle: denn nach seiner Voraussagung war seine Verhaftung der Anfang des Weltgerichts, das die Gottlosen vernichten, das Häuflein der Auserwählten zur himmlischen Glückseligkeit führen würde. Nun wurde es in den niederländischen Städten lebendig unter seinen Anhängern. In Amsterdam trat Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, als neuer Henoch auf und rühmte sich göttlicher Eingebungen. Er verstieß seine alternde Frau und schloß mit einer jungen, schönen Glaubensgenossin eine geistliche Ehe. Er sandte Apostel aus nach allen Städten, um neue Seelen zu gewinnen. Auch nach Münster kamen Sendboten, unter ihnen ein junger Mann von schöner Gestalt und beredter Zunge, Jan Bockelsohn (Bockold) von Leiden, ursprünglich ein Schneider, dann ein munterer Schenkwirt, der durch Reisen und Bücher sich mancherlei Kenntnisse erworben und als Mitglied der Sängerzunft oder Kammer der Rhetorik seiner Vaterstadt durch seine fließenden Verse und Volksdichtungen sich hervorgethan hatte. Bald folgte Matthys selbst und schlug im Hause Knipperdollings seine Wohnung auf; denn an dem Tag, „da die Tenne gereinigt werde“, sollte Münster das „neue Jerusalem“ sein. Fremde Gestalten in wunderlicher Tracht und Haltung durchstreiften die Stadt; jede Nacht hörte man den Schuß, der den Anfang des Taufakts verkündigte. Von allen Seiten strömten Gleichgesinnte herbei; besonders zahlreich waren die Frauen und Jungfrauen; wer Schmuck und Geschmeide besaß, opferte es der gemeinsamen Sache. Auch Rottmann und seine Amtsbrüder traten in die gläubige Schar.

Sieg der Wiedertäuferei.

Die Evangelischen wurden besorgt; sie berieten sich, ob man die fremden Gäste nicht mit Gewalt vertreiben sollte. Aber sie mochten fürchten, daß sich die lauernden Klerikalen und Aristokraten die inneren Kämpfe ihrer Gegner zu nutze machen würden, um die Herrschaft wieder zu erlangen. Es wurde eine Über-

einkunft geschlossen, daß jeder bei seinem Glauben bleiben und Frieden halten sollte. Mit Recht erblickten die Täufer in diesem Ausgang einen Sieg. Allenthalben waren sie bisher mit Ketten und Beil verfolgt worden; jetzt zum erstenmal gewährte man ihnen Duldung. Kein Wunder, daß die Gläubigen in Menge

Febr. 1534. nach dem neuen Zion wanderten. Im Februar musterten Matthys und Rottmann die Reihen; und da sie fanden, daß die Mehrzahl der Einwohner auf ihrer Seite sei, veranstalteten sie eine neue Ratswahl. Aus dieser gingen lauter „Erleuchtete" hervor, Handwerker und Gildenmänner, die nunmehr die städtischen Ämter einnahmen. So kam das Regiment in die Hände der Wiedertäufer. Knipperdolling wurde Bürgermeister. Und nun machten sie Ernst mit der Aufrichtung des Reichs Christi. Noch wehte eine winterliche Luft und Schnee bedeckte die Erde, als die Wiedertäufer in die Häuser der Evangelischen drangen und alle, welche sich keiner zweiten Taufe unterwarfen, nicht dem „christlichen Verbund" beitreten wollten, erbarmungslos aus den Thoren trieben. Ihre Habe wurde als Gemeingut der Heiligen von Diakonen verwaltet. Was von kirchlichen Gegenständen noch vorhanden war, Bilder, Orgeln, Schnitzwerk, wurde zerstört, alle Bücher, außer der Bibel, alle wertvollen Drucke und Handschriften, die einst Rudolf von Langen gesammelt, wurden auf dem Marktplatz feierlich verbrannt. Für Dinge, die das Leben erheitern und verschönern, war in dem neuen Jerusalem kein Raum.

Die „Heiligen" und „Gottlosen" im Krieg.

Nun konnten die Wiedertäufer ihren Traum von einem Gottesstaat, von einer Gemeinschaft der Heiligen, worin alles gleich, alles gemein sei, verwirklichen. Aber sie mußten auch Anstalten zur Verteidigung treffen, denn die „Heiden und Gottlosen" bedrängten das christliche Gemeinwesen. Der Bischof, die Ritterschaft, die Exulanten hatten die Waffen ergriffen, um die Stadt zu erobern; die benachbarten Fürsten gewährten Unterstützung, damit die Schwärmerei nicht weiter greife. Nun warfen die Heiligen das Gebot des friedfertigen Lebens von sich; Rottmann und Matthys forderten die Gläubigen auf, den „Harnisch Davids" anzulegen. Sendschreiben voll prophetischer Glut riefen die Gleichgesinnten allerorten zur Hilfeleistung auf, denn der Tag der Vergeltung nahe heran. Bald sah man aus allen Städten des Niederrheins, Ostfrieslands und Hollands Männer mit Waffen gen Münster ziehen, „ein groß Volk", zu Wasser und zu Land. So lange bloß die bischöflichen Mannschaften die Stadt in weiten Kreisen umstellt hielten, gelang es vielen, sich durchzuschleichen; als aber die Einschließung fester wurde und die Zuzüge von außen hinderte, sah sich die Gemeinde der Heiligen auf ihre eignen Kräfte gewiesen. Dennoch hielt sich ihr Mut aufrecht. Sie errichteten ein religiös-kriegerisches Gemeinwesen, worin nach Art eines sozialistischen Phalansteres alles Besitztum für Gemeingut erklärt, alle Ämter und Geschäfte unter die Gemeindeglieder verteilt, die Mahlzeiten gemeinschaftlich genossen wurden. Nach Geschlechtern getrennt nahmen die Brüder und Schwestern Speise und Trank schweigend ein, während ein Kapitel aus der Bibel

vorgelesen ward. Das wichtigste Anliegen war der Krieg; alles legte Hand an; die Knaben übten sich im Bogenschießen. Matthys war Feldhauptmann; er vereinigte das Amt eines Propheten und Kriegsobersten im Geiste der Makkabäer. Aber nach wenigen Wochen fiel er im Kampf, als er mit dem schwärmerischen Mut eines Gottesstreiters einen kühnen Ausfall anordnete.

An seine Stelle trat Jan Bockelsohn. Eine Stimme von oben, behauptete er, habe ihm den Tod des Propheten voraus verkündigt und ihn zum Nachfolger bestellt. Die Sicherheit seines Auftretens, der imponierende Eindruck, den jede religiöse Schwärmerei erzeugt, vielleicht auch der Glaube an sich selbst, mehrte und stärkte seinen Anhang. Als Prophet anerkannt, führte nunmehr „Johann von Leiden" den theokratischen Staatsbau seiner weiteren Vollendung entgegen, wobei religiöser Fanatismus und alttestamentliche Vorstellungen mit Leidenschaften und sinnlichen Begierden sich vereinigten. Auf dem Hintergrunde des Wahnglaubens und der Schwärmerei tummelten sich menschliche Triebe, sündhafte Regungen, vielleicht sogar bewußte Heuchelei. Zuerst suchte er dem Gottesreich eine organisch gegliederte Gestaltung zu geben. Nachdem er einige Tage geschwiegen, „weil Gott seinen Mund verschlossen", erklärte er, wie das alte Israel in zwölf Stämme geteilt gewesen, so sollte das neue Israel von zwölf Ältesten regiert werden, um Gottes Gebote in Vollzug zu setzen und zugleich die Feinde abzuwehren. Sofort wurden zwölf Männer als Vorsteher und Richter gewählt. Ihre Aussprüche sollte der Prophet der Gemeinde verkündigen, die Todesurteile Knipperdolling mit dem Schwert ausführen. Bald darauf trat ein neues Gesetz zu Tage. Der Prophet trug nicht nur Verlangen nach dem Amte, sondern auch nach der schönen Witwe seines Vorgängers; und da er bereits verheiratet war, gab ihm der Geist Gottes ein, daß, wie im alten, so auch im neuen Jerusalem, jedem Mann gestattet sein solle, „zur Erzeugung eines heiligen Samens" mehrere Frauen zu nehmen. Der Vorschlag wurde angenommen; Rottmann bewies in mehreren Predigten, daß die neue Lehre von der Ehe die rechte sei. Aber noch immer gab es eine Anzahl gemäßigter Bürger in Münster, welche an dieser Verhöhnung christlicher Sitte Ärgernis nahmen. Sie verabredeten den Plan, Jan Bockold und die schwärmerischen Prediger gefangen zu nehmen und die evangelische Lehre wieder herzustellen. Unter der Führung eines Schmieds, namens Mollenhök, schritten etwa Zweihundert in der Nacht zur Ausführung. Bald jedoch gewannen die Täufer die Oberhand. Sie drängten die Gegner auf das Rathaus und zwangen sie zur Ergebung. Alle wurden auf die grausamste Weise ums Leben gebracht, teils von Bogenschützen erschossen, teils von Knipperdolling enthauptet. So kam die Vielweiberei in Münster zur Ausführung. Allein die Stellung eines Oberhauptes der zwölf Ältesten genügte dem Propheten nicht; er wollte als priesterlicher König allein herrschen. Seinen Wünschen kam ein andrer Prophet, Johann Dusenschuer, ehedem Goldschmied in Warendorf, entgegen. Dieser erklärte, es sei ihm eine göttliche Offenbarung zu teil geworden, daß Jan Bockold

Johann von Leiden als Prophet und König.

als „König des neuen Israel" über den ganzen Erdkreis herrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Kaum waren die Worte gesprochen, so rief der Prophet aus, daß auch er eine solche Offenbarung empfangen, worauf die ganze Gemeinde ihre Zustimmung gab. Nun ernannte der neue König Amtleute und Richter aus seinen Getreuen, in ihrer Zahl Rottmann, Knipperdolling und Krechting als Kanzler, bildete einen Hofstaat und errichtete ein Frauenhaus, in welchem Matthys' Witwe Divara als Königin den ersten Rang einnahm und sechzehn andre Frauen nach und nach Aufnahme fanden. So war das Zerrbild des „Gottesstaats" vollendet. Angethan mit den Insignien der Herrschaft, der Krone und einer an goldener Kette hängenden Weltkugel und gekleidet in Pracht und Herrlichkeit hielt nunmehr „Johann von Gottes Gnaden König des neuen Israel" Gerichtssitzungen auf dem Marktplatz, wo der „Stuhl Davids" aufgerichtet stand, und führte ein fanatisch-tyrannisches Regiment ein, in welchem geistlicher Hochmut und fleischliche Sinnenlust, mystisch-religiöse Schwärmerei und rohe Grausamkeit aufs widerlichste gepaart waren.

Im Oktober feierte die Gemeinde ein Liebes- und Abendmahl auf offenem Markt in fratzenhafter Nachahmung altchristlicher Gebräuche. Über viertausend Personen saßen an langen Tischen; der König reichte den Männern, die Königin Divara den Frauen Weizenbrot und Wein. Da erblickte Johann einen Fremden, „der kein hochzeitlich Kleid anhatte". Er bildete sich ein, das sei der Judas (denn es schlichen sich mitunter Spione aus dem bischöflichen Lager in die Stadt), ließ ihn hinausführen und enthauptete ihn mit eigner Hand; dann kam er fröhlich zu dem Mahl zurück. Eine Frau seines Harems, die sich ihm entziehen wollte, führte er selbst auf den Markt und schlug ihr das Haupt ab; die übrigen Weiber standen dabei und sangen das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr".

Der Belagerungskrieg.

Dieses Zerrbild eines kommunistischen Despotenstaats in biblischem Gewand hätte an der eignen Überspanntheit und Phantasterei zu Grunde gehen müssen, wäre es nicht durch die Erwartung auswärtiger Hilfe und durch den Kampf gegen das Belagerungsheer zusammengehalten worden. In den Städten Hollands und Ostfrieslands, wohin Sendboten die Kunde von dem neuen Gottesreich in Münster trugen, wurde es lebendig unter den Taufgesinnten; sie wollten nicht träge gefunden werden bei der Ankunft des Herrn zum Weltgericht; vom Niederrhein bis nach Preußen, von der Donau bis zur Nordsee zeigten sich täuferische Regungen; Sendschreiben mit apokalyptischen Aussprüchen verkündeten den nahen Anbruch des tausendjährigen Reichs. Diese Erwartung auf menschliche und göttliche Hilfe steigerte den Fanatismus und gab Mut zum Widerstand. Ein Angriff der bischöflichen Landsknechte wurde siegreich zurückgeschlagen; König Johann hatte die Seinen selbst in den Kampf geführt; wie stieg nun sein Selbstvertrauen und seine Hoffart! Der Spruch des Propheten schien sich zu erfüllen, daß der König in Israel herrschen solle über den ganzen Erdkreis, über alle Fürsten und Gewaltigen und den Stuhl Davids behaupten.

Nach diesem Unfall war für den Bischof wenig Aussicht, die Stadt mit

stürmender Hand zu nehmen; die Landsknechte hatten Mut und Kriegslust verloren. Man mußte sich mit der Errichtung von Schanzen und Blockhäusern begnügen, in der Hoffnung, durch Sperrung der Zugänge und der Lebensmittel die Übergabe zu erzwingen. Aber Münster war mit Vorräten aller Art versehen; die Geldmittel und Streitkräfte des Bischofs reichten nicht weit; die Hilfe, welche Köln und Kleve in Darlehen und Mannschaften leisteten, war unzulänglich; auch die Unterstützung, welche die Stände der rheinisch-westfälischen Kreise auf einer Tagsatzung in Koblenz genehmigten, ließ keine schleunige Bewältigung der Dez. 1534.
zum äußersten Widerstand entschlossenen, von Fanatismus und religiöser Schwärmerei begeisterten Wiedertäufer erwarten.

So hätte denn der Belagerungskrieg sich noch lange hinziehen müssen, wäre Reichshilfe.
nicht endlich von seiten des Reichs ein nachdrückliches Einschreiten beschlossen worden. Ein längeres Zuwarten konnte die Aufstände mehren und die öffentliche Sicherheit in allen deutschen Landen gefährden. Wie zur Zeit des Bauernkriegs waren die populären Elemente allenthalben in Gährung; die politisch-demokratischen Richtungen liefen mit den religiösen zusammen; Befreiung vom Regiment der „Pfaffen und Herren" war das gemeinsame Ziel, war die Losung in Stadt und Land. Da glaubte denn König Ferdinand nicht länger zögern zu dürfen. Die Übereinkunft von Kaaden hatte ihn nicht bloß in seiner Würde befestigt, sie hatte auch alle Sakramentierer und Wiedertäufer von dem Frieden ausgeschlossen; die rheinisch-westfälischen Kreise hatten die Reichshilfe angerufen. So wurde denn auf einer Versammlung in Worms der Beschluß gefaßt, das Belagerungs- April 1535.
heer von Reichs wegen zu verstärken, den Feldhauptmann Graf Wirich von Daun, der bisher um Münster den Oberbefehl geführt, als Reichsfeldherrn anzuerkennen und ihm sechs Kriegsräte an die Seite zu geben. Aber auch jetzt wagte man noch nicht zum Angriff überzugehen, der verzweifelte Widerstand vom vorigen Jahr hatte in den Reihen der Landsknechte ein unheimliches Gefühl von Furcht und Grauen erzeugt; man begnügte sich, die Stadt durch einen enggezogenen Belagerungsgürtel von der Außenwelt gänzlich abzuschneiden. Dies hatte die Folge, daß die Vorräte allmählich dahinschwanden und der Hunger zu wüten begann. Johann von Leiden wollte aber nichts von Übergabe hören; er zählte auf himmlische und irdische Hilfe. Auch hatte er sich rechtzeitig vorgesehen, daß er selbst und seine Umgebung keinen Mangel litten. Er feierte mit seinen Weibern, mit seinen Getreuen, mit auserwählten Gästen manches schwelgerische Mahl, indes die geringen Leute verzweiflungsvoll nach Brot schrien. Zu Skeletten abgemagert versuchten die Unglücklichen einzeln und in Haufen aus der Stadt zu entkommen; aber die Kriegsleute ließen sie nicht durch; sie mußten zurück oder sich an den Gräben und Wällen lagern, wo dann mitleidige Landsknechte hier und da einen Bissen reichten.

Münster war nun wirklich ein Jerusalem geworden, aber nicht das Jeru- Eroberung der Stadt.
salem der Glorie und Herrlichkeit, sondern das Jerusalem des Titus. Und auch 1535.

an todesmutiger Tapferkeit und fanatischer Selbstaufopferung standen die Wiedergetauften den israelitischen Eiferern jener schicksalsschweren Tage nicht nach. Mauern und Thore wurden sorgfältig bewacht und in den Verteidigungsanstalten keine Lässigkeit nachgesehen; die letzten Kräfte wurden angestrengt. Wer weiß wohin die Verzweiflung noch geführt hätte, wäre nicht Verräterei den Belagerern zu Hilfe gekommen. Wie mühselig und beschwerdevoll den Landsknechten der Kriegs- und Wachtdienst in den Blockhäusern sein mochte, gegen die ausgehungerten Fanatiker wagten sie nicht vorzugehen. Erst als zwei Überläufer dem Feldobersten versprachen, gegen Zusicherung des Lebens den Kriegsleuten einen Weg nach der Stadt zu zeigen, wurde ein neuer Angriff beschlossen. In der Johannisnacht des Jahres 1535 überschritten 400 bischöfliche Soldknechte, begleitet von Hauptleuten und Adligen, mit Hilfe der beiden Verräter die äußeren Gräben und überstiegen auf mitgebrachten Leitern die Wälle und Mauern, wo sie am niedrigsten waren. Mit der Losung der Wiedertäufer bekannt, täuschten sie die Wachen und stießen sie nieder. Darauf erbrachen sie ein Thor, bemächtigten sich eines Bollwerks am Zwinger und drangen nach dem befestigten Domhof vor. Von dem Lärm aufgeschreckt, stürzten die Einwohner aus den Häusern und sammelten sich zur Gegenwehr. Ein wütender Kampf entspann sich in den Straßen, Tote und Verwundete deckten den Boden; erst als durch die geöffneten Thore von außen auch Reichstruppen zuströmten, wendete sich die Entscheidung zu gunsten der Angreifenden. Aber noch immer stritten die Wiedertäufer mit dem Mut der Verzweiflung und viele Herren vom Adel, die in den ersten Reihen standen, erlagen den Hakenbüchsen und dem Geschütz. Da soll sich Rottmann, um dem Hohn der Gefangenschaft zu entgehen, in das dichteste Kampfgewühl gestürzt und mutig streitend einen ehrlichen Soldatentod gefunden haben. Nach einer andern Nachricht entkam er nach Rostock und lebte dort unter falschem Namen in der Verborgenheit. Johann von Leiden dagegen, der sich in das festeste Bollwerk zurückziehen wollte, wurde mit seinen Räten und Dienern gefangen genommen und in Ketten gelegt. Eine kleine Schar verteidigte sich hinter einer Wagenburg so hartnäckig, daß man sie gegen Niederlegung der Waffen dem Schutz des Bischofs zu überlassen versprach. Kaum aber waren sie abgezogen, so stürzten die über die großen Verluste ergrimmten Landsknechte ihnen nach und ermordeten sie in ihren Häusern.

24. Juni 1535.

Strafgerichte und Reaktion.

Als jeder Widerstand überwältigt war, erfolgten die Strafgerichte. Von den gefangenen Wiedertäufern wurden viele in den nächsten Tagen enthauptet, unter ihnen die „Königin“ Divara und das Weib Knipperdollings; die Minderschuldigen und die meisten Frauen wurden vertrieben, die Verdächtigen mit Geldbußen belegt. Die Ausgewanderten kehrten zurück und bildeten den Kern der neuen Bevölkerung, die kaum ein Drittel der früheren betrug. Die Sieger waren keineswegs einig darüber, ob die evangelische oder die katholische Lehre in Münster aufgerichtet werden solle. Zuletzt aber mußten die Städte und

Philipp von Hessen, teilweise auch der Bischof selbst, dem Druck des Königs Ferdinand weichen. Die städtischen Freiheiten und Rechte wurden vernichtet. Der Stadtrat sollte in Zukunft nur im Einvernehmen mit Kapitel und Ritterschaft ernannt werden; die Herrschaft der Hierarchie und der Erbberechtigten wurde hergestellt, der Katholizismus in aller Form und Strenge wieder eingeführt und innerhalb der Stadt eine Festung errichtet, deren Befehlshaber dem einheimischen Adel angehören sollte. Den Schluß der Reaktion bildete die Hinrichtung der drei wiedertäuferischen Häupter, Johanns von Leiden und seiner Räte Knipperdolling und Krechting. Man hatte sie ins Gefängnis geführt und Versuche gemacht, sie zu einem reuigen Geständnis zu bringen. Sie beharrten jedoch bei ihrem Glauben, und der ehemalige Beherrscher von Münster wußte seine Ansichten über Taufe, über Vielweiberei und Gütergemeinschaft mit Stellen der Heil. Schrift tapfer zu verfechten. Endlich erfolgte der Richterspruch: die drei Missethäter sollten mit glühenden Zangen auf dem Markte gemartert und dann langsam vom Leben zum Tode gebracht werden. Nachdem man sie einige Zeit von Ort zu Ort herumgeführt und dem Hohn und der Verwünschung des Volks ausgesetzt hatte, wurde die entsetzliche Todesstrafe im Angesicht des Bischofs und einer unermeßlichen Menschenmenge vollzogen. Und selbst ihre Leichen sollten noch als Schaustücke dienen. „Als die Strafe an den Bösewichtern ausgeführt war,“ erzählt ein Zeitgenosse, „wurden sie in Körbe von Eisengitter eingeschlossen und hoch an dem Turm von St. Lambert befestigt, so daß sie weithin sichtbar waren und allen unruhigen Geistern zur Warnung und zum abschreckenden Beispiel dienen mochten.“

Die Katastrophe von Münster hemmte die Entwickelung der wiedertäuferischen Sekte. Wohl lebte der Glaube an ein tausendjähriges Reich, worin sie die „Auserwählten“ sein würden, noch lange in einzelnen Gemeinden fort; aber unter dem Druck der Verfolgung, die von allen weltlichen Obrigkeiten über sie verhängt wurde, fanden sie keinen Raum mehr zur Entfaltung ihrer schwärmerischen Prinzipien; ihre weltgeschichtliche Rolle war ausgespielt. Niedergebeugt und zerspalten zerstreuten sie sich nach allen Ländern; vom Kontinent vertrieben, suchten und fanden sie ein Asyl in England. Es haben sich noch manche Lieder erhalten, die Zeugnis geben von der Bedrängnis, unter der die Brüder in Westfalen und am Niederrhein in der nächsten Zeit zu leiden hatten, aber auch von der fortdauernden Zuversicht, daß Gott seine Kinder erretten werde, und von dem festen Glauben, daß sie auf dem Wege zum ewigen Heil wandeln, daß, wenn auch das Fleisch bluten müsse, doch die Seele in die ewige Herrlichkeit eingehen werde. Im Gefängnis sehen sie sich von Engeln behütet und stärken sich an dem Beispiel so vieler christlichen Märtyrer, und wenn sie aus dem Vaterland vertrieben werden, getrösten sie sich mit dem Gedanken, daß ihre wahre Heimat bei Gott sei. Dem Bischof Franz, einem milden leutseligen Herrn, der einige Jahre später, gleich dem Kurfürsten von Köln, sogar mit Reformationsideen umging, mochte

Ausgang.

es schwer ankommen, der hierarchisch-aristokratischen Reaktion im Münsterlande seinen Arm zu leihen, mit den wiedertäuferischen Auswüchsen auch zugleich die Keime und Ansätze des evangelischen Lebens in den westfälischen Städten unterdrückt zu sehen, aber die Rache des Klerus und der Ritterschaft verlangte ihre Opfer. Die adligen Herren und die ratsherrlichen Geschlechter in den Städten vereinigten sich mit Kapitel und Geistlichkeit zum Kampf wider die Neuerer in der Kirche, wie in Staat und Gesellschaft, und es gelang ihren vereinigten Bemühungen, die Reformation des westfälischen Landes in ihrem Wachstum zu knicken und die junge Pflanze auszurotten. Wie einst der Bauernkrieg im Süden, so hat der wiedertäuferische Aufruhr zu Münster im Nordwesten der katholischen Bewegung Vorschub geleistet und zum Sieg verholfen.

Die Mennoniten oder Taufgesinnte. Es wurde früher bemerkt und geht aus unsrer Darstellung zur Genüge hervor, daß in den wiedertäuferischen Lehren auch echt christliche Ideen enthalten waren, die in der Heil. Schrift, wie im Leben der ersten Christengemeinden ihre Gewährschaft hatten. Diese erlangten nunmehr die Oberhand und verdrängten die sitten- und staatsgefährlichen Grundsätze, welche bei einem Teil der Melchioriten zur Ausbildung gekommen und in den Religionsschwärmereien zu Münster in ihrer ekstatischen Höhe hervorgetreten waren. Wir wissen, daß das Prinzip der Friedfertigkeit, eines waffenlosen Lebens unter den Doktrinen der Täufer stets in erster Linie gestanden und daß es nur mühsam durch die Kriegspredigten eines Matthys und Rottmann niedergekämpft werden konnte. Wie harmlos war das unschuldige Dahinleben der Salzburger Gartenbrüder, die sich ohne Widerstand von dem Fanatismus katholischer Dogmeneiferer hinmorden ließen! An diese und ähnliche Grundlehren knüpfte Menno Symons, ein ehemaliger Priester in Ostfriesland, die Reform des wiedertäuferischen Wesens, indem durch seine fromme Thätigkeit und Betriebsamkeit die Taufgesinnten in kleine Gemeinden versammelt wurden, die abgeschieden von der großen Welt und gesondert von der Kirche ein stilles Leben als Pächter und Landbauern in christlicher Gemeinschaft führten. Geächtet und verfolgt, oft durch heimlichen Aufenthalt sich vor der Wut und den Nachstellungen seiner Feinde bergend, hat Menno als Hirt der zerstreuten Herde im Geiste der alten Apostel in seiner Heimat, am ganzen Niederrhein und an den Gestaden der nördlichen Meere als Reiseprediger gewirkt und den Grund zu der Organisation der brüderlichen Gemeinschaften gelegt, die ohne Sakramente und Priesterschaft, aber mit strenger Sittenzucht sich in Deutschland und den Niederlanden als Mennoniten, in England und Amerika als Baptisten bis auf den heutigen Tag erhalten haben und in den Quäkern Glaubensverwandte besitzen.

In den Jahren der geistigen Reife durch die Taufe in den Bund aufgenommen, führen die Mennoniten als Separatisten ein stilles arbeitsames Leben mit einer besondern einfachen Tracht ohne Schmuck, enthalten sich der Waffen, leisten keinen Eid und vermeiden gerichtliche Klagen. Aber ihre Verwandtschaft mit den münsterlichen Doktrinen hat auch unter den Mennoniten viele Märtyrer geschaffen; auch die Geschichte der Taufgesinnten ist mit Blut und Thränen geschrieben. Die Lehren von der Taufe und vom Eide und die Absonderung von den Andersgesinnten richteten eine Scheidewand auf, die sie von Katholiken und Evangelischen trennte. Haß, Mißtrauen und Verachtung war ihr Erbenlos.

XIV. Die skandinavischen Reiche in der Reformationszeit und Wullenweber in Lübeck.

Litteratur. Siehe Bd. VIII, 414. Dazu: Münter, Kirchengeschichte von Dänemark u. Norwegen. Leipz. 1834, 3 Bde.; Fryxell, Gustav Wasas Leben. 1831; G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europ. Politik, 3 Bde. Berlin 1855 f.; J. Weidling, Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gotha 1882.

1. König Christian II. und die Zustände Dänemarks.

Nicht bloß Deutschland und die Schweiz erfuhren durch die Reformation eine Umgestaltung ihres geschichtlichen Lebens; auch in die nordische Peninsular- und Insularwelt dehnten sich ihre Wellenkreise aus und schufen für Kirche und Staat neue Formen und Aufgaben. Und während dort die religiösen Neuerungen die föderativen Staatsorganismen noch mehr zersetzten und lockerten, erzeugten sie hier ein stärkeres nationales Bewußtsein und legten den Grund zu staatlichen Schöpfungen, in welchen alle menschlichen Interessen zusammenliefen, das gesamte öffentliche Leben eine einheitliche Basis zur Entfaltung seiner Kräfte erlangte.

In der Skandinavischen Halbinsel waren die reformatorischen Regungen und Bestrebungen aufs innigste mit den politischen Kämpfen verbunden, durch welche die nordischen Völker sich aus unbehaglichen Zuständen zu befreien trachteten. Wir haben im achten Bande dieses Werks die wenig befriedigenden Verhältnisse kennen gelernt, in denen sich das öffentliche Leben bei Dänen, Norwegern und Schweden bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bewegte. Die Könige von Dänemark hatten nicht nur die Herzogtümer Schleswig und Holstein an ihre Dynastie geknüpft (VIII, 464), sie suchten auch Schweden noch immer durch die kalmarische Union bei ihrer Herrschaft festzuhalten, das schwedische Volk wie ein unbändiges, widerstrebendes Roß durch das wenngleich schlaffe Band eines hundertjährigen Vertrags an ihr Joch zu fesseln. Als König Johann oder Hans aus dem oldenburgischen Hause nach dreiunddreißigjähriger Regierung aus dem Leben geschieden war, versammelten sich die Reichsräte von Dänemark und Norwegen in Kopenhagen und erkannten den einzigen Sohn desselben, Christian II., als König an, nachdem er durch eine Handfeste alle Rechte und Privilegien der Aristokratie in vermehrter Ausdehnung anerkannt. Ein Jahr nachher erfolgte die feierliche Krönung in Kopenhagen und in Opslo. Christian II., ebenso klug und listig als hart und gewaltthätig, war mit einer Stellung nicht zufrieden, welche dem König wenig mehr als den Ehrennamen ließ, während alle Macht in den Händen des reichbegüterten Adels und des Klerus lag. Wir haben früher ausgeführt, wie sehr der Reichsrat beflissen war, bei jeder Gelegenheit die

[Margin: König Christian II. 1513–1523. † 1559.]

[Margin: 22. Juli 1513.]

[Margin: Krone und Adel.]

34*

Rechte seines Standes zu erweitern, die der Krone zu mindern (VIII, 457 f.); bei allen Anstellungen, selbst in den Hofämtern und den bäuerlichen Gerichtsstätten, bei Bestimmungen über Krieg und Frieden, bei Ausschreibung von Steuern und Verpfändung von Gütern war der König an die Mitwirkung des Reichsrats gebunden; Adel und Klerus hatten eignen Gerichtsstand, besaßen Steuerfreiheit, waren im Alleinbesitz des Waffen- und Jagdrechts; frei gewordene Lehnsgüter fielen nicht an die Krone, sondern an die Adelsgemeinde zurück. Der Reichsrat wählte seine Mitglieder selbst, ohne daß dabei eine königliche Bestätigung vorbehalten war, und legte sich das Recht bei, mißfällige Männer auszustoßen. Schlösser, Lehen und Landrichterstellen durften nur ritterlich Gebornen verliehen werden. Es war dem König unerträglich, die Herrschergewalt so gebunden zu sehen: war doch in England, Frankreich, Spanien, Portugal die Krone Meister geworden über den feudalen Herrenstand, sollte dasselbe nicht auch im Norden möglich sein, zumal in einer Zeit, da die religiöse Bewegung so viele verborgene Kräfte an die Oberfläche des Lebens trieb?

Christian als Prinz. An energischem Unternehmungsgeist fehlte es Christian nicht. Schon als Prinz zeigte er sich so unbändig, daß sein Vater manchmal die Peitsche anwendete, bis er auf die Knie fiel und Besserung versprach. In Norwegen, wohin ihn der König als Statthalter sandte, wußte man viel zu erzählen von der erbarmungslosen Strenge, mit 1508. welcher er jede Auflehnung blutig rächte. Als einst ein aufrührerischer Bauernhaufen zwei königliche Vögte erschlug, „drang er in ihre Verhacke in tiefer Waldung ein, und manches Jahr sah man bei Aggershuus den bleichen Kreis der aufgesteckten Häupter der Hingerichteten, auf dem Pfahle im Mittelpunkt das Haupt des Anführers, welcher Hertuf Hyddefad hieß". Dieser hatte auf der Folter ausgesagt, der Bischof Karl von Hammer sei im Einverständnis gewesen. Der Statthalter wußte, daß dieser zu den Unzufriedenen gehörte und mit Svante Sture in Verbindung stand. Er lud ihn zu sich nach Schloß Aggershuus, warf ihn in das Verlies und bemächtigte sich der Bischofsburg. Auf einem unglücklichen Fluchtversuch schwer verletzt und von Christians Fanghunden eingeholt, fand der Prälat seinen Tod. Den Urheber traf der Fluch der Kirche, der erst bei seiner Krönung auf demütiges Bitten von ihm genommen ward.

Die „Düveke" und Sigbrit. Bei seiner Krönung in Opslo sah Christian das schöne Mädchen wieder, das er vor Jahren auf einem Ball in Bergen kennen gelernt. Sie wurde die Geliebte des Königs, der im dreiunddreißigsten Lebensjahr noch unvermählt war. Man nannte sie „Düveke", Täubchen, ein Name, der, wenn auch mit einigem Spott ausgesprochen, doch ihren Charakter bezeichnete. Es traf sie kein andrer Vorwurf, als der des Verhältnisses selbst. Dagegen wurde ihre Mutter Sigbrit Willums, welche einst in Amsterdam einen Kleinhandel, dann in Bergen eine Gastwirtschaft getrieben, ein kluges, ränkevolles Weib, bald der Gegenstand des Hasses. Mutter und Tochter erhielten in Kopenhagen ein eignes Haus und der König, voll heftiger Leidenschaft für sein „Täubchen", lieh auch den Ratschlägen der Sigbrit ein geneigtes Ohr. Und diese, welche den friesischen Bauernstolz, das heiße demokratische Blut ihres Volks in sich trug, benutzte ihren Einfluß,

um dem König Haß gegen die Aristokratie einzuflößen, welche drei Viertel des Grundbesitzes in Händen habe, Bürger und Bauer in knechtischer Unterwürfigkeit halte und dem Monarchen selber schmähliche Fesseln anlege. Dieses Verhältnis änderte sich auch nicht, als Christian II. in die Ehe trat. Erich Walkendorp, der als Propst von Roeskilde der Liebe des Königs nicht entgegengetreten und dafür zum Erzbischof von Drontheim eingesetzt worden war, fühlte sich jetzt in seinem Gewissen beunruhigt und betrieb die Vermählung. Unter Vermittelung seines Oheims, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, erhielt Christian die Hand der Infantin Isabella, Schwester des nachherigen deutschen Kaisers Karl. Nach einer stürmischen Überfahrt gelangte die zarte, junge Fürstentochter, welche im Norden den Namen Elisabeth erhielt, nach Kopenhagen und wurde Königin von Dänemark. Vergebens drang der Erzbischof auf Entfernung der Geliebten und ihrer Mutter; Christians ganzes Herz hing an dem holländischen Bürgermädchen. Die Königin nahm die Sache ziemlich gleichgültig hin. „Mitten in der kalten Fremde sah sie in Sigbriten eine willkommene niederländische Landsmännin; ihr gefiel die Alte, so voll lebhafter Entwürfe, die bei dem König täglich mehr galt, und sie wußte es ihr Dank, als ihr Gemahl 24 Bauernfamilien aus Nordholland auf der Insel Amak, dicht bei Kopenhagen, ansiedeln ließ. Sie vermehrten sich dort in glücklichem Gedeihen unter freien bäuerlichen Verhältnissen und schafften ihrer Königin die Freude der schmerzlich entbehrten Küchengewächse, der köstlichen Butter und des Käses ihrer Heimat." So verflossen zwei Jahre, während welcher die Holländerin den größten Einfluß übte. Der König vertraute ihr die Verwaltung der Zolleinkünfte, namentlich des Sundzolles, „dieses Weinbergs von Dänemark", und hörte ihr beifällig zu, wenn sie ihm von dem Wohlstand, der Macht, dem Reichtum der niederländischen Städte sprach, der von der Handelsthätigkeit eines freien Bürgerstandes, eines arbeitsamen Volks herrühre, während in Dänemark Adel und Hanseaten die Erträgnisse des Landes, den Schweiß des Landmannes und des Gewerbtreibenden zu ihrem Vorteil ausbeuteten. Es war ihr Verdienst, wenn Christian Verordnungen erließ und Einrichtungen traf, welche dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel in Stadt und Land aufhelfen, Kopenhagen und die andern Seestädte zu blühenden regsamen Kaufmannsorten erheben sollten.

Königin Elisabeth. 1515.

Da starb plötzlich die schöne Düveke in voller Gesundheit; allerlei Anzeichen schienen auf eine Vergiftung zu deuten. Und nun regten sich in dem König alle Geister der Rache und die Leidenschaften seiner Seele gewannen die Oberhand. Er ließ einen angesehenen Edelmann, Torban Oxe, der in Kopenhagen das Amt eines Schloßvogts versah und von ihm als Urheber der verbrecherischen That angesehen ward, vor dem Reichsrat anklagen und als dieser nicht auf schuldig erkennen wollte, berief er gegen Recht und Herkommen zwölf Bauern zum Gericht, die bedrängt und geängstigt ein Urteil abgaben, das dem erzürnten Monarchen genügend erschien. Vergebens waren alle Bitten um Gnade; selbst

König und Reichsrat im Streit. 1517

Nov. 1517. die Königin warf sich umsonst auf die Knie; Torban Oxe wurde öffentlich auf dem Sankt Gertruden-Kirchhof enthauptet. Durch diesen Gewaltakt gegen ein Haupt der Adelsgemeinde schnitt Christian II. zwischen sich und dem Reichsrat das Tafeltuch entzwei. Der Haß mehrte sich mit jedem Tag, da Sigbrit nach wie vor das entscheidende Wort im Rat und Regiment führte, Adel und Amtleute ihren demokratischen Stolz durch anmaßendes und übermütiges Benehmen fühlen ließ und selbst im Schloß, in der Umgebung der Königin, bei der Erziehung des erstgebornen Prinzen vielvermögend war. Die Verstimmung stieg noch, als ihr Bruder Hermann Willums und ein andrer Ausländer, Dietrich Slaghök aus Westfalen, Doktor des kanonischen Rechts und in der Arzneikunst wohl erfahren, durch sie des Königs Vertrauen erlangten. Es wäre wohl schon jetzt zu schlimmen Auftritten gekommen, hätten nicht die Feindseligkeiten mit Schweden, die uns aus dem achten Band bekannt sind (477 ff.), König und Nation zu gemeinschaftlichen Anstrengungen genötigt; denn in dem Wunsche, über das Nachbarvolk zu herrschen, stimmten alle Dänen überein.

Die Vorgänge in Schweden. 1520—1522. Zu der großen Unternehmung, welche mit der Niederlage und Unterdrückung der Schweden und mit dem Stockholmer Blutbad endigte, hatte Christian vom Brüsseler Hof Geldsummen bezogen, von Frankreich Schiffe und Hilfsmannschaften, Adel, Geistlichkeit, Kaufmannschaften um freiwillige oder gezwungene Beiträge und Darlehen angegangen, Söldner aus Schottland, Preußen, Brandenburg angeworben, aus dem Königreich und den Herzogtümern Reiter und Fußvolk gesammelt. Damit kam er zum Ziel. Die überwundenen Schweden mußten Huldigung leisten und bei der feierlichen 8. Nov. 1520. Krönung, wobei kein eingeborner Edelmann mitwirken durfte, den König Christian als Erben der schwedischen Krone anerkennen. Vier Tage nachher folgte der blutige Akt, den wir früher dargestellt. Der Kirchenbann, den Erzbischof Gustav Trolle zur Rache für seine Absetzung über Sten Sture und seine Anhänger ausgewirkt, diente dem dänischen Tyrannen als Rechtsgrund für die Vernichtung seiner Widersacher. Unter den Hingerichteten befanden sich zwei Bischöfe, dreizehn Männer vom Ritterstand, darunter Erich Johansen, Gusta Wasas Vater, „ein lustiger, kurzweiliger Herr“; drei Bürgermeister und dreizehn Ratsherren, der andern Bürger, die an demselben Tage oder bald darauf am Galgen starben, nicht zu gedenken. Ihr Vermögen wurde eingezogen, die Schlösser und Vogteien Ausländern verliehen; die beiden Geistlichen, die dem König bei dieser schrecklichen Katastrophe am eifrigsten zur Seite gestanden, Beldenak und Slaghök. empfingen zum Lohn die verwaisten Stifter; Beldenak ward Bischof von Skara, Slaghök, gewöhnlich Meister Dietrich genannt, Bischof von Strengnäs und zugleich königlicher Statthalter; sein Bruder Heinrich Kommandant der Hauptstadt. Ein ehernes Joch wurde dem gedrückten Volk aufgelegt; Galgen und Rad schienen dem fremden Statthalter die sichersten Mittel, jede Bewegung zu ersticken. Allein die Gunst der Tyrannen ist ein morscher Stab. Die Klagen des mißhandelten Volks gegen Slaghök waren nicht vermögend den König umzustimmen, da Sigbrit für ihren Verwandten wirkte; er wurde sogar zum Erzbischof von Lund erhoben. Als aber ein päpstlicher Nunzius nach Kopenhagen kam, um Rechenschaft zu fordern wegen der in Stockholm hingerichteten Bischöfe und Prälaten, warf Christian alle Schuld auf den Ratgeber. Man wollte den König in so kritischer Zeit nicht reizen und nahm die Entschuldigung hin. Um so härter war das Schicksal Slaghöks; von dem Gebieter preisgegeben, von der ganzen Welt gehaßt und verachtet, wurde er zum Tode verurteilt und an die

Galgenleiter gebunden den Flammen übergeben. Sein Gehilfe Veldenak wurde als Jan. 1522. Gefangener nach Bornholm geschickt.

In Stockholm hatte sich König Christian II. der katholischen Kirche und Christians Reformationsversuche. des Erzbischofs von Upsala bedient, um über Blut und Leichen zur Herrschaft in Schweden emporzusteigen; in Dänemark hoffte er mittels der Reformation die Macht der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu brechen. Ohne Charakter und Überzeugungstreue wollte er die in sich zerfallene Kirche als Hebel für seine persönlichen Zwecke, als Staffel zur souveränen Königsgewalt benutzen. Gleich nach seiner Rückkehr aus Schweden wandte er sich an den Kurfürsten von Sachsen, seiner Mutter Bruder, daß man ihm einen Prediger von Wittenberg zusende. Aber Martin Reinhard, der in Kopenhagen die Heil. Schrift in 1521. deutscher Sprache auslegte, war nicht die geeignete Persönlichkeit, dem Evangelium Anhänger zu gewinnen. Auch Karlstadt, der die nordische Hauptstadt besuchte (S. 184), vermochte während seines kurzen Aufenthalts keinen Einfluß an der Universität zu gewinnen.

Doch scheint Karlstadt bei dem Entwurf des neuen Gesetzbuchs thätig gewesen zu Das neue Gesetzbuch. sein, durch welches Christian die geistliche Gerichtsbarkeit zu beschränken, den Mißbräuchen im Kirchendienst und Klosterwesen zu steuern, die Bauern vor Verkauf und unchristlicher Behandlung von seiten der Gutsherren zu schützen, die Härte des Strandrechts zu mildern, die Verwaltung, Rechtspflege und Sicherheit der Stadtgemeinden in bessern Stand zu setzen, ja selbst der Geistlichkeit die Eheschließung zu verschaffen bestrebt war. Allein unter den Stürmen, die bald darauf über das Reich hereinbrachen, konnten die meisten Verordnungen nicht zur Ausführung kommen; nur die Bestimmungen gegen die Ausplünderung der Schiffbrüchigen wurden trotz des lebhaften Widerspruchs der Bischöfe und des Reichsadels durch den Druck bekannt gemacht. Das ganze Gesetzbuch war von einem reformatorischen Geist durchzogen; die königlichen Machtbefugnisse sollten erhöht, offenkundige Mißstände bei der Geistlichkeit beseitigt, die brutalen Rechtsübergriffe des Herrenstandes eingeschränkt, Bürger und Bauer unter den Schutz des Gesetzes und der Krone gestellt werden. Was Sigbrit dem König von dem Flor der niederländischen Städte erzählt, was er bei einem Besuch, den er um dieselbe Zeit dem burgundischen Hof in Brüssel abstattete, um den Rest der Mitgift zu erlangen, mit eignen Augen angeschaut, das wollte er seinem Lande und insbesondere den Städten an der Küste erwerben. Die Handelsherrschaft der Hansa, vor allen der Stadt Lübeck, sollte gebrochen, Kopenhagen zum großen Stapelplatz des nordischen Handels erhoben werden.

Zur Durchführung solcher weitgreifenden Entwürfe, welche zu gleicher Zeit Zweideutige Haltung des Königs. die Macht des Adels, des Klerus und der Hansa brechen sollten, fehlte dem König die sittliche Kraft und die Unterstützung und das Vertrauen des Volks. Wohl hatten die neuen Lehren da und dort bereits Boden gewonnen; wir wissen, welchen Zulauf die evangelischen Prediger in Holstein und Schleswig fanden (S. 198); sie waren nach Jütland vorgedrungen und hatten in der Stille ihren Weg nach den Inseln genommen; die deutschen Städte und Kaufleute an der Ostsee trugen wesentlich zu dieser Verbreitung bei. Hätte Christian das Beispiel seines Oheims in Sachsen aufrichtigen Herzens und mit ehrlicher Hin-

gebung nachgeahmt, so würde sich ihm rasch eine Reformationspartei zur Seite gestellt und ihn unterstützt haben. Aber wie sollte man zu einem Mann Vertrauen fassen, der in Schweden im Dienst der Hierarchie als Vollstrecker des päpstlichen Banns und Interdikts mit Henkerbeil und Galgen wütete, und in Dänemark das Evangelium von deutschen Predigern verkünden ließ? der mit katholischen und evangelischen Männern verkehrte und von beiden Teilen als Gesinnungsgenosse angesehen ward? Gegen die vereinte Macht der Prälaten und des Herrenstandes bedurfte es andrer Kräfte als eines zwar klugen und unternehmenden aber treulosen und despotischen Fürsten von zweideutiger Haltung ohne warme Hingebung für die Sache der Reformation, und in den Handelsherren von Lübeck fand er gewandte und mächtige Widersacher.

Die Lübecker gegen den Dänenkönig. Mit dem größten Mißtrauen blickten die Lübecker auf die Unternehmungen des Dänenkönigs. Sie wußten, welche Mühe er sich gab, den Kaiser, seinen Schwager, zu bestimmen, das Belehnungsrecht über Holstein dem Bischof von Lübeck zu entziehen und ihm zu übertragen, ja die Reichsstadt selbst unter Dänemarks Oberhoheit zu stellen. Seine Handelsordnungen und Zollrollen verkürzten die bisher genossenen Vorrechte der hanseatischen Kaufmannschaft. Die klugen Handelsherren suchten daher dem schlimmen Nachbar alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten, um ihn anderwärts zu beschäftigen. Auf ihren Schiffen fuhr Gustav Wasa nach Schweden; und wir werden bald sehen, wie rasch unter den Schlägen des abgehärteten Bauernvolks der dänische Blutbau in dem Nachbarlande zusammenstürzte. Die Eroberung von Stockholm sicherte ihnen aufs neue die Handelsherrschaft in Schweden und auf allen Küsten der Ostsee. Mehr als je war das im Gestalten begriffene Königtum der Wasa auf ihre Hilfe und Unterstützung angewiesen; denn der unternehmende Dänenfürst bot alles auf, wieder in den Besitz von Schweden zu kommen. Nicht minder wichtig war die Verbindung Lübecks mit der malkontenten Aristokratie des Seestaats und mit dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, dem Oheim Christians.

Christians Vertreibung. 1523. Die beabsichtigten Neuerungen, durch welche der König die Fesseln der Handfeste abzustreifen und die Macht und Autorität der Krone zu erhöhen suchte, riefen eine weitgreifende Opposition ins Leben. Anstatt den Herren- und Landtagen Folge zu leisten, welche Christian gegen Ende des alten und zu Anfang des neuen Jahres ausschrieb, versammelten sich Prälaten und Ritterschaft aus Jütland in Wiborg, verfaßten eine scharfe Beschwerdeschrift, worin sie alle Eingriffe in die Freiheiten und Rechte des Adels, alle gesetzwidrigen Handlungen gegen Kirche und Staat aufzählten, kündigten ihm Treue und Gehorsam auf und wählten Herzog Friedrich zu ihrem König und Herrn. Und dieser, schon längere Zeit mit dem Neffen auf dem Kriegsfuß und in seinen Besitzungen bedroht, nahm den Antrag an. Die Hilfe der Ritterschaft und der Lübecker erkaufte er sich durch Freibriefe und große Zugeständnisse. Im
Febr. 1523. Februar sagte der Herzog und die Hansestadt dem Dänenkönig Fehde an. Vergebens suchte Christian den Sturm durch Unterhandlungen zu beschwören, indem er Abstellung aller Beschwerden versprach: „Er erfuhr jetzt an sich selber, wohin die menschlichen Dinge geraten, wenn das Heiligtum der Treue zerbrochen

ist;" man hielt ihn durch täuschende Aussichten so lange hin, bis der Aufstand sicher organisiert war und dem König alle Macht des Widerstands gebrach; auch die Vermittelungsversuche seiner Verwandten, Friedrichs von Sachsen und Joachims von Brandenburg, fanden keine Stätte. Verraten und verlassen bestieg im April Christian II. mit Gemahlin und Kindern, mit Sigbriten, die 14. April 1523.
zur Sicherheit in einer Kiste an Bord geschafft wurde, und mit seinen ergebensten Räten die Schiffe, die er eilig im Hafen von Kopenhagen hatte ausrüsten und mit den wertvollsten Sachen beladen lassen, und verließ das Land seiner Väter, um anderwärts Hilfe zu suchen. Sein Gesetzbuch wurde von den jütischen Herren und Prälaten auf einem Landesthing verbrannt, „als schädlich und verderblich wider gute Polizei und Regierung" und die alte Handfeste, worin den Reichsständen, Adel und Klerus der Fortgenuß ihrer Rechte, Freiheiten und Besitzungen gewährleistet war, dem Herzog Friedrich zur Eidleistung vorgelegt. Nachdem er sie beschworen, wurde er in Dänemark und Norwegen als König anerkannt und gekrönt.

2. Schweden unter Gustav Wasa.

Noch früher stürzte Christians II. blutgetränkter Herrscherbau in Schweden. Gustav Wasa.
Gustav Erichson, von seinem Hauswappen, einem Garnbündel, Wasa genannt, ein mannhafter Jüngling, auf dem der Mut und die Weisheit der Sturen seiner Verwandten ruhte, war vom Schicksal berufen, das schwedische Volk in neue geschichtliche Bahnen zu führen. Wir wissen, daß der junge Edelmann, der nach vollendeten Studien in Upsala sich den Waffen gewidmet und in der Schlacht bei Brännkyrka als Bannerträger sich rühmlich hervorgethan, von Christian II. wider gegebenes Wort als Geisel nach Dänemark geführt worden. Er und seine Leidensgefährten sollten ihm Bürge sein für die Treue und den Gehorsam ihrer Verwandten und Standesgenossen daheim und sie nötigen, ihren Nacken ruhig unter das Tyrannenjoch zu beugen. Ein Jahr und darüber verlebte Gustav in Jütland unter der Aufsicht des Herrn Erich Baner, seines Verwandten. Da hörte er von dem großen Kriegszug, den der König wider Stockholm vorhabe, um die Schweden gänzlich zu unterwerfen. Nun hatte er keine Ruhe mehr im fremden Lande. Verkleidet entfloh er nach Lübeck, wo er sich mehrere Monate verborgen hielt, geschützt von dem Rat gegen Baner, der die Auslieferung des Flüchtlings begehrte. Die klugen Kaufleute erkannten rasch, daß der kraftvolle Edelmann ihnen wichtige Dienste gegen den „Bedränger der Wendenstädte" leisten könnte, und sie unterließen nicht, ihn durch Unterstützungen und Versprechungen zur Befreiung seines Vaterlandes aufzumuntern. Auf einem Lübecker Kaufmannschiff landete Gustav Wasa in der Nähe von Kalmar. Die Dänen Mai 1520.
waren bereits Meister der Hauptstadt und Mutlosigkeit herrschte in allen Gemütern. Es war wenig Aussicht vorhanden, daß sich das schwedische Volk zu

einem kräftigen Schlag ermannen würde; nur mit Mühe entging er den feindlichen Spähern. In einem Land, wo nur wenige Städte Vereinigungsorte darboten, wo es an einem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens fehlte, wo der Süden und Norden wenig voneinander wußten und die zerstreuten Gehöfte und Dorfschaften gemeinsame Entschlüsse erschwerten, schien die fremde Zwingherrschaft obzusiegen. Da erscholl die Schreckenskunde von dem Stockholmer Blutbad im Lande und entzündete das Gefühl der Rache in aller Herzen. Der grausame Tyrann hatte gehofft, durch den Gewaltstreich die Häupter zu fällen und damit die Nation hilf- und führerlos unter sein Joch zu beugen, aber der boshafte Plan schlug in den Gegensatz um. Der blutige Frevel erzeugte ein vaterländisches Gemeingefühl; Abschüttelung der fremden Tyrannei galt jetzt als eine Sache der nationalen Ehre; wie weit auch sonst die Parteiinteressen auseinander gehen mochten, in dem Haß gegen die Dänen, in der Sehnsucht von der drückenden Union befreit zu sein, stimmten alle überein. Und auch der Führer war bereits erschienen, wenn auch noch wenig bekannt. Niemand war durch den blutigen Akt von Stockholm schwerer ins Herz getroffen worden, als Gustav Wasa. Sein Vater und sein Schwager waren unter den Hingerichteten, seine Mutter und Schwester waren in dänische Gefangenschaft geführt worden, viele seiner Freunde lagen unter der Erde; auf sein eignes Haupt war ein Preis ausgesetzt. Unter unzähligen Gefahren und Abenteuern entging er durch eigne Entschlossenheit und durch die treue Teilnahme schwedischer Landsleute den Nachstellungen des Königs, dessen Schergen ihm stets auf den Fersen waren, und dem Verrat, der ihn von allen Seiten umstellte, bis er Schutz, Obdach und Hilfe bei den rauhen Thalbewohnern des Nordens (Dalekarlen) fand. In Bauerntracht hatte er sich nach dem Kupferberg gerettet und war als Tagelöhner und Drescher bei einem Hofbesitzer in Dienst getreten, bis er die gelegene Zeit wahrnahm, mit seiner Person hervorzutreten und die Gemüter des einfachen und kräftigen Volks für die Befreiung des Vaterlandes zu entflammen. Jahrhundertelang zeigte man mit Stolz den Hof, wo der Gründer des Königshauses die Axt geführt, und die Scheune, wo er als Bauer auf der Tenne gedroschen, ward als „Reichsmonument" erhalten. Märchenhaft lauten die Erzählungen von den Schicksalen und Nöten, die er zu bestehen gehabt, als sein Stand und Aufenthalt bekannt wurde, die dänischen Vögte und Amtleute nach ihm fahndeten, treue Hofbauern ihn verbargen und in Sicherheit brachten. Um Weihnachten redete er zuerst zu den Dalekarlen in Mora von der unwürdigen Knechtschaft, welche der Däne dem schwedischen Volk aufgelegt, von den Mordszenen in Stockholm, durch welche die edelsten Häupter gefällt worden, von der Freiheit, die man durch mannhafte Thaten erkämpfen müsse. Der Wind wehte bei seinen Worten von Norden her, das galt seit alten Tagen für ein Zeichen, daß Gott einen guten Fortgang verleihen werde. Die Natur hatte ihn glücklich ausgestattet; seine schöne hohe Gestalt, sein gewinnendes Wesen, seine Gewandtheit und Begabung als Redner, die ihn bei vor-

nehm und gering den rechten Ton, das rechte Wort finden ließ, sein klarer verständiger Geist der ihn befähigte, jede Frage durch geschickte Unterhandlungen zu lösen, alle diese Eigenschaften und Talente machten ihn zu einer hervorragenden, imponierenden Persönlichkeit. Er hatte bei Sten Sture Kriegsdienst und Hofleben gelernt, ein hurtiger junger Mann, bemerkt ein Chronist, den Gott erweckt zu haben schien, das Vaterland zu retten.

Es war ein kühnes Wagstück, mit etlichen hundert Bauern, die sich in Mora Von Falun nach Upsala.
bereit erklärten, ihrem „Herrn und Hauptmann" Gustav Wasa zu folgen, die 1521.
dänische Herrschaft zu stürzen. Alle Städte waren in Christians Gewalt, ergebene Burgvögte mit bewaffneten Mannschaften hüteten die festen Orte, dänische Amtleute waren über das ganze Land zerstreut. Aber die kräftigen, abgehärteten Nordlandssöhne aus den Stromgebieten der Oster- und Westerdalelfe, die mit ihren alten Familienwaffen, Streitaxt, Armbrust und Lanze, sich an den Wasa anschlossen, schreckten vor keiner Gefahr zurück. Herangewachsen in einer wilden großartigen Natur, an Arbeit, Mühsal und Entbehrung gewöhnt, ersetzten sie durch Mut und Körperkraft, was ihnen an militärischer Übung und kriegerischer
Zucht abging. Im Februar nahm Gustav Wasa Besitz von Falun und dem 1521.
Kupferberge, nachdem er den feindlich gesinnten Bergvogt Christopher Olsson zum Gefangenen gemacht; das Steuergeld der Krone und die vorgefundenen dänischen Kaufmannsgüter verteilte er unter seine Waffengefährten; die Bergleute, durch eine Rede in der Kirche angefeuert, schlossen sich den Thalmännern an; auch die Helsinger erklärten sich bereit, dem Hauptmann Gustav Erichson, „den Gott als einen Tropfen von Schwedens ritterlichem Blut aufbewahrt habe", zu helfen und beizustehen, und die Bürgerschaft von Gefle samt der Landschaft schwur ihm Treue. Beldenak und Slaghök führten 6000 Bewaffnete gegen die Aufständischen; allein über den Fluß wagten sie nicht vorzudringen; „Leute, die Wasser trinken und Rindenbrot essen", läßt eine Chronik den Bischof sagen, „vermag der Teufel nicht zu bezwingen". Ende April erschienen die Dalekarlen vor Westerås, wo Slaghök seine Reiterhaufen gesammelt hatte: weithin waren alle Bäume und Umzäunungen abgehauen worden, damit die Pferde nicht gehindert würden. Aber vor den langen Spießen der Bauern und Bergleute wichen die Feinde zurück; der Wasa und seine beiden Feldobersten Lars Erichsson und
Lars Orlofsson zogen als Sieger in die Stadt ein. Die Burg wurde belagert; 29. April.
der Burgvogt, von einem Pfeilschuß getroffen, stürzte in seinem Wolfspelz von der Mauer in den Fluß. Um Pfingsten nahten sich die Thalmänner der heiligen Stadt Upsala. Der Anführer ließ den Erzbischof Gustav Trolle auffordern, die Sache des Vaterlandes zu ergreifen. Der Prälat sagte, er wolle die Antwort selbst überbringen, zog von den deutschen Besatzungsmannschaften 3000 Kriegsknechte und 500 Reiter an sich und rückte ins Feld. Da kam Gustav Wasa in Not, denn viele seiner Leute waren in die Heimat zurückgekehrt; aber rasch

sammelte sich aus den umliegenden Bauernhöfen neue Mannschaft um ihn und drängte den Feind zurück.

Gustav Wasa Reichsverweser. Mit Gefahr seines Lebens flüchtete sich der Erzbischof nach Stockholm, dem festen Bollwerk der Dänenherrschaft. Dahin folgte ihm der Wasa; wie gering auch seine Hilfsmittel und Streitkräfte waren gegenüber einer Stadt, wo königliche Besatzungen in festen Stellungen den ländlichen Kriegshaufen unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten und die dänische Flotte unter dem Admiral Severin Norby Hafen und Meer beherrschte, und gegenüber einer Bürgerschaft und einem Rat, die sich dem König Christian eidlich verpflichtet hatten, dennoch unternahm er das schwierige Werk einer Belagerung. Ausdauer und standhafter Mut waren hervorragende Eigenschaften seiner Natur; er rechnete auf den Patriotismus des Volks, auf den Dänenhaß, der seit den Stockholmer Blutszenen mächtig um sich gegriffen hatte, auf die stille Macht der Freiheitsideen. 24. Aug. 1521. Schon im August wurde er auf einem Herrentag in Wadstena, an welchem siebzig Glieder des Adels und viele Männer aus allen Ständen des schwedischen Volks teilnahmen, zum Reichsverweser ausgerufen und dadurch seine Herrschaft anerkannt. Aber die Unabhängigkeit der Nation war damit noch nicht entschieden. Schrecken und Gewaltthätigkeit hielt in Stockholm, in Kalmar, in Abo alle Geister in Fesseln. Das Tyrannenschwert schwebte über dem Haupt jedes Verdächtigen. Gustavs Mutter und Schwester fanden ihren Tod in einem dänischen Kerker; und noch mancher schwedische Mann adligen und bürgerlichen Geschlechts, der dem Blutbad von Stockholm entgangen, starb nachträglich unter dem Richtschwert oder als Flüchtling. Der Belagerungskrieg vor Stockholm hatte Gustav zum König erwählt. 1523. geringen Fortgang: die deutsche Hansestadt, mehr auf ihren eignen Vorteil als auf rasche Entscheidung bedacht, war saumselig in ihrer Hilfsleistung; und was sie an Mannschaft, Schiffen, Geschütz und Kriegsbedürfnissen dem geldbedürftigen Reichsverweser lieferte, mußte dieser durch Pfandschaften und Handelsprivilegien erkaufen; aus seiner Not zogen die Lübecker den reichsten Gewinn. Noch war die Hauptstadt in den Händen der Dänen, als Christian aus seinem eignen Land vertrieben ward. Dieses Ereignis hatte auch für Schweden wichtige Folgen: kaum war die Kunde von der Flucht der königlichen Familie nach dem Nachbar- 7. Juni 1523. lande gedrungen, so wurde auf dem Reichstag von Strengnäs Gustav Wasa zum König gewählt und damit die Union von Kalmar für immer gelöst. Zwei 23. Juni. Wochen nachher hielt der Fürst seinen Einzug in Stockholm, nachdem die Besatzung unter Zusage freien Abzugs mit Waffen und Eigentum Schloß und Stadt geräumt. Die Forderung des neuen dänischen Königs Friedrich, den alten Vertrag anzuerkennen, wurde zurückgewiesen.

Schwierige Lage. Aber welche Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe Gustav Wasa sicher auf dem Thron saß! Nur mit Widerstreben hatte der Adel in die Königswahl gewilligt, die von dem Volk als einzige Bürgschaft nationaler Unabhängigkeit mit lauter Stimme gefordert worden war. Unter dem schlaffen Regiment

der Unionskönige hatte der Herrenstand nicht nur seine Rechte und Machtbefugnisse gemehrt, so daß die Geschlechtshäupter in den Landschaften gleich selbständigen Fürsten schalteten und walteten und der Reichsrat die entscheidende Stimme in allen öffentlichen Angelegenheiten führte, er hatte sich auch den besten Teil der Krongüter angeeignet und die Lehnsverpflichtungen abgestreift. Auch die Kirche und der aus dem Adel hervorgegangene Prälatenstand hatte die Gelegenheit zur Mehrung der Reichtümer nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Die übrigen Einkünfte des Landes waren durch den Freibrief beschränkt, mit dem der König die Dienstleistungen der Lübecker vergelten mußte. Aus den Händen zweier Lübecker Ratsherren hatte er die Schlüssel von Stockholm empfangen; und gegen das dänische Geschwader, das Severin Norby von der Insel Gotland aus in den östlichen Gewässern kreuzen ließ, vermochten nur die Schiffe der Hansa die schwedische Hauptstadt zu schützen. Und wenn sich die mächtige Handelsrepublik auf die Seite Friedrichs von Dänemark schlug, der von jeher in gutem Einvernehmen mit ihr gestanden und jetzt so eifrig ihre Bundesgenossenschaft suchte, was sollte dann aus dem neuen Königtum werden? Von Lübeck wurde damals das Schicksal der beiden Königreiche bestimmt; Friedrich und Gustav waren in gleichem Maße von der Kaufmannstadt abhängig; nur mit ihrer Hilfe konnten sie sich des flüchtigen Königs Christian II. erwehren, der fortwährend von der See aus seine verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen trachtete und in den dänischen und schwedischen Städten Anhänger und Parteigänger hatte. Unter den Augen des Kaisers, der dem Schwager gern zum Wiederbesitz seines Thrones verhelfen mochte, namentlich seitdem er seine Reformationsgedanken aufgegeben und sich der katholischen Kirche wieder angeschlossen, durfte Christian in Friesland und Holland Schiffe und Mannschaften zum Seekrieg ausrüsten und bei niederländischen Bankhäusern Anlehen machen. Ein Angriff, den er wenige Monate nach seiner Vertreibung auf Holstein gemacht, war nur durch mangelhafte Soldbezahlung vereitelt worden.

Die gemeinsame Gefahr vereinigte die beiden nordischen Könige. Lübeck vermittelte den Vertrag von Malmö, durch welchen ein ewiger Friede zwischen Schweden und Dänemark geschlossen und damit die Unionsidee für immer beseitigt ward. Nur die Landschaften im Süden, die von alters her zu Dänemark gehört hatten, sollten in demselben Verhältnis verbleiben. Bald darauf wurde Kalmar nach heftiger Gegenwehr von Gustav Wasa erobert und damit dem auswärtigen Feinde der letzte feste Standort entrissen. *Vertrag von Malmö. 1524.*

Nun überlegte der Wasa, wie dem zerrütteten Reich aufgeholfen werden könnte. Sollte die Krone mehr sein als ein schöner Schmuck, das Königtum mehr als ein glänzender Name oder Titel, so mußte er vor allem das neue Herrscheramt in die Lage setzen, seine Autorität zur Geltung zu bringen, er mußte den anarchischen Zuständen ein Ende bereiten, die Nation wieder an ein geordnetes Regiment gewöhnen, das Land wehrhaft machen gegen äußere Angriffe *Das neue Königtum.*

wie gegen innere Aufstandsversuche. Dazu bedurfte es vor allem gesicherter Staatseinnahmen. Das Kronvermögen war so zusammengeschmolzen, daß die jährlichen Einkünfte kaum den dritten Teil der nötigen Ausgaben deckten; der Krieg hatte große Summen verschlungen und forderte noch immer namhafte Opfer; die Schuld an die Lübecker war unermeßlich angewachsen; Handel und Industrie waren in den Händen der Hanseaten, die Hauptstadt entvölkert und verarmt, geringhaltige Münze in Umlauf. Der König befand sich in einer ratlosen Lage: den Adel, der die Erhebung eines Ebenbürtigen auf den Thron mit Neid und Unmut betrachtete, durfte er nicht sehr in Anspruch nehmen, wollte er nicht neue Kämpfe und Aufstände hervorrufen; der arme Bauernstand konnte nicht höher besteuert werden. Was blieb ihm daher andres übrig, als den reichen und mächtigen Klerus, der während der bürgerlichen Unruhen auf dänischer Seite gestanden, dessen Oberhaupt die Mitschuld an dem Stockholmer Blutbad getragen, seines Überflusses zu berauben und durch Einführung der Reformation die geistliche Gewalt zu brechen, mit der Reorganisation des Staats auch eine Umgestaltung der alten Kirche in Angriff zu nehmen? Es war ein gewagtes Unternehmen, das ebensoviel Klugheit als Festigkeit erforderte. Hätte Gustav den nationalen Staatsbau, dessen Aufrichtung er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt, auf andern Wegen durchführen können, so würde er vielleicht noch gewartet haben. Denn wenn der Klerus aus seiner bisherigen Stellung gedrängt ward, mußte nicht der Adel unruhig werden und befürchten, ein ähnliches Schicksal zu erleiden? Die Grundlagen ihrer Besitzrechte waren bei beiden Ständen dieselben. Und konnte nicht das Volk, das von dem neuen Glauben noch wenig wußte und mit aufrichtiger Frömmigkeit an der Religion der Väter hing, seinen Sinn von ihm abwenden? Die wiedertäuferischen Lehren, die gerade damals anfingen, den Boden der neuen Kirche zu unterwühlen, und deren Spuren auch in Stockholm bereits aufgetaucht waren, mußten eher abschrecken als ermuntern.

Beginnende Reformation.

Dennoch nahm der König das Werk in Angriff, aber mit Vorsicht und Behutsamkeit, um keine Volksbewegungen hervorzurufen. Gustavs Bahn, bemerkt Geijer, ist nicht durch glanzvolle Thaten verherrlicht, aber sein Leben im ganzen war eine Großthat. Von geringen Anfängen ausgehend hat er mit zäher Kraft und unermüdlicher Arbeit das Ziel verfolgt, das er mit klarem Geist erfaßt; nicht im Sturm der Leidenschaft oder der Begeisterung, sondern durch Entschlossenheit, durch verständiges Handeln, durch gewandte, Überzeugung und Zustimmung erweckende Rede, durch glückliche Wahl der Mittel und Personen hat er das große Werk nationaler und religiöser Wiedergeburt in seinem Vaterland zur Vollendung gebracht. Ohne sich selbst auszusprechen oder Partei zu ergreifen, verschaffte er zunächst der lutherischen Predigt Raum zur Entfaltung. Zwei Brüder, Olaus und Laurentius Petri (Peterson), die zu Wittenberg ihre Studien gemacht hatten und in ähnlicher Weise wie Luther und Melanchthon einander ergänzten, erklärten in Upsala und Stockholm dem Volk das Evangelium

im Sinne der Reformatoren, während der königliche Kanzler Laurentius Andreä (Anderson) die Heil. Schrift übersetzte und im Lande verbreiten ließ. Nirgends wurde Zwang angewendet oder zugelassen; beschwerten sich die altgesinnten Priester, so bedeutete man sie, daß die Waffen der Verteidigung wie des Angriffs für beide Teile gleich seien. In einer Disputation zu Upsala verfocht Olaus die 1526. evangelische Lehre mit überlegener Schriftgelehrsamkeit und trat in den Ehestand. Die Geistlichkeit geriet in Wut, daß der König, der noch um seine Krone zu kämpfen hatte, der Verbreitung der Ketzerei keine Hindernisse in den Weg legte und daß er zugleich von den Bistümern und Klöstern eine hohe Steuer einforderte. Man erzählte sich, er habe dem Domkapitel die Frage gestellt, mit welchem Recht die Kirche ihre Macht besitze und ob irgend ein Grund für ihre Privilegien in der Heil. Schrift zu finden! Das deutete auf schlimme Absichten. Um diesen vorzubeugen suchten die Priester und Mönche in den nördlichen Landschaften einen Aufruhr unter den Bauern zu erregen. Ein angeblicher Abkömmling Sten Stures, in Wirklichkeit ein Bauernsohn, aber von zartem schönem Ansehen und gewandter Rede, ward dem Wasa als rechtmäßiger Thronerbe entgegengestellt. Der Aufstand wurde bald unterdrückt, mehr durch Unterhandlungen und vernünftige Vorstellungen des Königs als durch Gewalt. Zwei Bischöfe, welche als Hauptanstifter erfunden, wurden von weltlichen Richtern des Verrats angeklagt und trotz alles Einspruchs von seiten des Klerus öffentlich enthauptet. Dasselbe Schicksal erlitt auch der falsche Sten Sture. Die verführte Menge dagegen blieb straflos.

Mit dem Reichstag, den der König absichtlich nach dem kleinen abgelegenen Städtchen Westeräs beschied, beginnt die weltgeschichtliche Stellung Schwedens. Wenn auf den früheren Herrentagen nur Adel und Klerus Sitz und Stimme hatten, so wurden jetzt auch Vertreter des Bürger- und Bauernstandes aus allen Teilen des Reichs und vierzehn Bergleute zugezogen. Aus mancherlei Anzeichen schöpfte die Geistlichkeit Verdacht, daß ihre Stellung bedroht werde; sie legte daher auf Veranstalten des Bischofs Brask von Linköping, des fähigsten und einflußreichsten Prälaten der schwedischen Kirche, zum voraus heimlich Verwahrung ein gegen jeden Angriff auf die Rechte der Kirche und verbarg die Schrift unter dem Fußboden des Gotteshauses.

Reichstag von Westeräs. Juni 1527.

Als sämtliche Glieder des Reichstags sich im Klostersaal der Dominikaner versammelt hatten, verlas der Kanzler Laurentius Andreä einen Bericht über die Zustände des Landes. Mit Beziehung auf den Bauernaufstand in den Thallanden hob er zuerst die Notwendigkeit einer gesetzlichen Obrigkeit hervor; es sei unmöglich ein Volk zu regieren, das sogleich mit der Pfahlaxt drohe oder durch den „beschnürten und angebrannten Aufgebotsstab" zum Aufruhr mahne, so oft der König etwas Fehlerhaftes im Lande abstellen wolle. Ebensowenig sei es möglich, ein starkes achtunggebietendes Regiment herzustellen, solange Priester und Mönche, Klöster und Kirchen zwei Drittel des gesamten Vermögens besäßen, während Krone und Ritterschaft auf das andre Drittel gewiesen seien. Die Notwendigkeit gebiete, daß eine Nation zur Erhaltung des

Bericht des Kanzlers.

Ganzen alles aufwende, was sie durch Fleiß und Arbeit zusammengebracht. Man habe den König fälschlich beschuldigt, er wolle die Kirche und ihre Lehrer unterdrücken; weit entfernt, diesen Vorwurf zu verdienen, erkläre derselbe, daß er als ein christlicher Mann zu leben und zu sterben gedenke, daß er die Priesterschaft schützen werde, solange sie ihr Lehramt gewissenhaft verwalte; habe er die Predigt des göttlichen Worts und Evangeliums gestattet, so habe er zugleich die Prälaten und Kleriker ermahnen lassen, ihre Doktrinen zu verteidigen; sie aber hätten alle alten Gewohnheiten, ob gerecht oder ungerecht, beibehalten wollen. Nun wolle der König den Rat der Stände hören, wie er gegen Kirche und Priesterschaft verfahren solle. Ohne eingreifende Änderungen sei ein königliches Regiment nicht möglich, lieber werde er seiner Würde entsagen und die ihm übertragene Ehre dem Reichstag zurückgeben. Auf dem Meer und an den Küsten drohe der Feind, und wo seien die Mittel zur Abwehr? Festungen und Schlösser seien verfallen; die Ritterschaft denke nur, wie sie auf den eignen Gütern Herr und Gebieter sein möge, und kümmere sich wenig um die Verteidigung des Reichs; die Zölle seien in fremden Händen, die Kupfer- und Silberbergwerke in Verfall, Handel und Industrie stockten aus Mangel an freiem Verkehr und Absatz. Gegen solche Mängel sei durchgreifende Hilfe erforderlich, wer auch immer Herr im Lande sein möge.

Haltung der Versammlung. Wie klar und eindringlich die Notstände auch dargelegt waren, Adel und Klerus zeigten wenig Neigung zu Reformen. Der Bischof Brask erklärte, ohne Zustimmung des Papstes, dem er Gehorsam gelobt, könne er weder in eine Veränderung der Lehre, noch in eine Verminderung der Rechte und Güter der Kirche willigen. In ähnlichem Sinn ließen sich auch andre Glieder der Geistlichkeit und des Herrenstandes vernehmen; Thure Jönsson, der Älteste im Rat und Reichshofmeister, rief mit lauter Stimme: „Niemand wird mich zum Heiden, Lutherer oder Ketzer machen.“ Da ergriff der König selbst das Wort; es wurde schon früher erwähnt, daß Gustav Wasa eine Gabe der Rede und der persönlichen Einwirkung auf die Menschen besaß, wie sie nur gebornen Herrschernaturen eigen ist. Wie er einst als geächteter und verfolgter Flüchtling durch seine imponierende Gestalt, seinen mannhaften Mut, seine von Vaterlandsliebe durchglühte Beredsamkeit die Thalbauern fortriß zum Befreiungskampf gegen die dänische Zwingherrschaft, so zerschlug er auch in diesem wichtigen Moment durch seine mächtige Persönlichkeit die selbstsüchtige Aristokratie.

Des Königs Rede. Ist dies euer Beschluß, sagte er, dann mag ich nicht länger euer König sein. Ich hatte eine andre Antwort erwartet, nun kann ich mich nicht mehr wundern, wenn das gemeine Volk, von solchen Anstiftern verleitet, Ungehorsam und Übelwollen zeigt. Regen und Sonnenschein, Pest, Hungersnot und Teurung lege man ihm zur Last; alle wollten ihn meistern, Mönche und Priester und jede Kreatur des Papstes dürften sich über ihn zum Richter aufwerfen. Um Schweden zu retten habe er die Zügel der Herrschaft ergriffen, habe er sein väterliches und mütterliches Erbe dem allgemeinen Wohl geopfert; und nun würdet ihr gern sehen, wenn mir zum Lohn die Axt ins Genick führe, nur daß keiner von euch den Stiel selbst anfassen will. Wer wollte unter solchem Beding euer König sein? Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein lebendiger Mensch. Gebt mir daher zurück, was ich von meinem Eigen für das Allgemeine ausgegeben, und entlasset mich aus dem Regiment; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen. Die letzten Worte

sprach er mit einer von Thränen fast erstickten Stimme und verließ dann eilig den Saal.

Es war eine That in Worten, wie sie einst Alexander und Cäsar gegen ihre meuternden Soldaten ausgeführt; und sie hatte eine ähnliche Wirkung. Die Versammlung geriet in die größte Verwirrung. Drei Tage lang fanden stürmische Beratungen statt, nicht selten unterbrochen durch tumultuarische Auftritte, ein Bild des Zustandes, wie es in kurzem in ganz Schweden aussehen würde, wenn nicht eine kräftige Herrscherhand die Zügel festhielte. Die Bauern und Bürger drohten, „die guten Herren möchten in der Sache bald zu einem Schluß gelangen, sonst würden sie sich selbst zu helfen wissen". Die Stockholmer riefen, sie würden dem König immer ihre Hauptstadt offen halten. Die Bischöfe mußten gestatten, daß vor der Versammlung eine Disputation über die wichtigsten Unterscheidungslehren beider Kirchen zwischen Olaus Petri und einem katholischen Theologen abgehalten wurde. Mehr und mehr brach sich die Opposition; der Adel schied sich vom Klerus; selbst der Bischof von Strengnäs meinte, die Kirche könne nicht auf ihren Rechten beharren, wenn darüber das Reich zu Grunde gehe. Am dritten Tag drohten die Bauern: wollten die Herren nicht nachgeben, so würden sie sich mit dem König gegen sie vereinigen. Da legte sich der Widerstand. Am vierten Tag erschien eine Deputation, der Kanzler und Olaus Petri an der Spitze, auf dem Schloß und trug dem König im Namen der Reichsversammlung die Bitte vor, „er möge geruhen, die Regierung fortzuführen, sie würden ihm willig gehorchen". Gustav Wasa zeigte sich nicht sogleich willfährig; erst als eine weitere Deputation sich auf die Kniee warf und mit Thränen die Bitte wiederholte, ließ er sich bewegen. Als er wieder in der Versammlung erschien, erzählen die Chronisten, fehlte wenig, daß ihm die unteren Stände die Füße küßten. Nunmehr wurden die „Propositionen" des Königs, nachdem sie zuerst in getrennten Ständesitzungen beraten waren, in einem Gesamtbeschluß des ganzen Reichstags angenommen und unter dem Namen „Westeräser Rezeß" am Johannistag 1527 bekannt gemacht. Sie schufen neue öffentliche Zustände in Schweden und legten den Grund zu einer monarchischen Staatsordnung und zur lutherischen Kirchenreformation. Die Geistlichkeit mochte bald gewahr werden, daß jeder Widerstand fruchtlos sei; sie verlor Mut und Haltung und fügte sich mit stummer Ergebung in das Unvermeidliche. „Sie seien es zufrieden," erklärten die Prälaten, „so reich oder so arm zu sein, als Se. Gnaden der König sie haben wolle; nur möge man sie bei ihren verminderten Einnahmen von der Pflicht entbinden, ferner auf den Reichstagen zu erscheinen." Nirgends ist die alte Hierarchie so kläglich zusammengebrochen, so ruhmlos vom Schauplatz verschwunden, als in Schweden.

Eindruck und Wirkung.

Der Reichstagsbeschluß von Westerås, gleichsam die Magna charta des Wasaschen Königtums, gab folgenden Anordnungen die gesetzliche Kraft: 1. Alle Stände haben die gemeinsame Verpflichtung, jedem Aufruhr zu widerstehen und die Regierung gegen

Reichstagsbeschlüsse.

innere und äußere Feinde zu verteidigen. 2. Der König ist berechtigt, über Klöster und Kirchengüter frei zu verfügen. 3. Dem Adel steht das Recht zu, alles Gut und Eigentum, das seit dem Jahr 1454 an die Kirchen und Klöster gekommen, sofern der Erbe durch zwölf Männer Eidschwur sein Anrecht beweisen kann, wieder an sich zu nehmen. 4. Die Prediger sollen das reine und lautere Gotteswort frei verkündigen und das Evangelium in allen christlichen Schulen gelesen werden.

Durchführung der Reformation. Auf Grund dieser Beschlüsse schritt nunmehr Gustav Wasa zu durchgreifenden Reformen. Jetzt erst fühlte er sich als König und gab diesem Gefühl Ausdruck, indem er sich feierlich krönen ließ. (Jan. 1528.) Doch ging er immer schrittweise und behutsam zu Werke und vermied jede Überstürzung. Er nahm die Burgen der Bischöfe in Besitz und ließ Inventarien von allen Gütern und Einkünften der Kirchen und Klöster anfertigen; als aber manche mit ihren bisherigen Leistungen zurückhielten, ging ein Gebot aus, daß alle Zehnten und Abgaben in der bisherigen Weise entrichtet werden müßten. Doch gab sich bald genug der neue Zeitgeist kund: die Klöster, durch freiwilligen Austritt großenteils verlassen, wurden eingezogen und die Güter und Gehöfte der Krone oder dem Adel zugeteilt. Mehrere Bischöfe, unter ihnen Brask, verließen das Land, um nicht die allmähliche Beraubung der Kirche mit eignen Augen anschauen zu müssen. Mit gleicher Besonnenheit ging Olaus Petri an die innere Reformation. Dem Beispiel Luthers und Melanchthons folgend, ließ er viele Gebräuche und rituelle Formen, die nicht wider Gottes Wort stritten bestehen, worüber er manchen Tadel von den eifrigen Reformfreunden erleiden mußte, während er zugleich durch Verbreitung religiöser Schriften unter dem Volk für besseren Unterricht in den Glaubenslehren sorgte. (1529.) Auf einer Kirchenversammlung in Örebro wurden die Mittel und Wege erwogen, wie man gute Prediger bilden und dem Volk die religiösen Wahrheiten verkünden solle. Wer sich von der alten Geistlichkeit willig und brauchbar erwies, wurde im Predigtamt erhalten. Auch in der Verfassung ging man behutsam vorwärts. Die Bischöfe, welche geneigt waren, die neue Ordnung anzuerkennen, blieben Reichsstände und Obere der Kirche, doch abhängig vom König und beschränkt durch Konsistorien, auf welche die bischöflichen Befugnisse großenteils übertragen wurden. „Selten ist eine Glaubensveränderung so ohne Verfolgungen eingeführt worden. Politische Opfer zeigt Gustavs Regierung nur zu viele auf; für die Religion hat keines geblutet." Selbst Amtsentsetzungen kamen nicht häufig vor. Meistens stellte man jüngere Geistliche den widerstrebenden Altgesinnten zur Seite.

Aufstände unterdrückt. Aber wie vorsichtig auch immer die Neuerungen durchgeführt wurden, so fehlte es doch nicht an stürmischen Auftritten, nicht an Versuchen, „den gewaltthätigen König und seine lutherische Partei" zu stürzen. In Småland und Westgotland erregte die zur Tilgung der Reichsschulden geforderte Steuer Unzufriedenheit. Diese benutzte der reichbegüterte papistisch gesinnte Edelmann Ture Jönsson, der schon auf der Versammlung zu Westerås der Führer der Oppo-

sition gewesen, um in Verbindung mit dem Bischof Magnus von Skara und mehreren Herren vom Adel einen Aufruhr zu erregen. Mönche dienten als Aufwiegler. Der Vogt und mehrere königliche Diener wurden erschlagen. Allein die Bürgerschaften der Städte, denen ein geordnetes Regiment vor allem not that, die meisten Edelleute, die sich mit der Krone in die Reichtümer der Kirche teilten, und die Bauern der Nordlande, denen Gustav immer ein wohlgesinnter Herr war, hielten zu dem König und verhinderten die Ausdehnung der Bewegung. Die verführte Menge wurde durch Unterhandlungen, Belehrung und gute Worte beruhigt, von den Anstiftern flohen einige ins Ausland, andre wurden enthauptet oder mit Geldstrafen belegt. Allenthalben erkennt man den besonnenen leidenschaftlosen Herrscher und Staatsordner, der sich die Heranbildung des schwedischen Volks zu gesetzlichem Zusammenleben unter obrigkeitlichen und richterlichen Autoritäten zur Aufgabe seines Daseins gestellt. Es war die volle Wahrheit, wenn er den aufrührerischen Bauern versicherte, er habe bei allen Anordnungen in Staat und Kirche nur die Wohlfahrt des Vaterlands im Auge und nichts würde ohne die Zustimmung des Rats und der Stände beschlossen oder vollführt. Er wollte Schweden aus der Zerrissenheit, aus dem landschaftlichen Partikularismus herausreißen, die kleinlichen Sonderinteressen unter ein höheres Gesamtinteresse beugen, er wollte das schwedische Volk sich selbst zurückgeben. Wie viele Hindernisse, Schwierigkeiten und Äußerungen von bösem Willen ihm dabei in den Weg traten, nie verlor er sein Ziel aus dem Auge. Um sich von den Lübeckern zu emanzipieren, wurde ein Teil der Glocken verkauft und aus ihrem Erlös und aus den in den Kirchenkisten vorgefundenen Vorräten von Gold und Silber die lübische Schuld abgetragen. Mit diesen ökonomischen Maßregeln hielt die innere Reformation, die Umgestaltung des Gottesdienstes nach lutherischem Vorbild gleichen Schritt und bereitete den sittlichen Boden zum kirchlichen und staatlichen Neubau.

Die Einziehung der Glocken gab Veranlassung zu einem neuen Aufstand in den Thallanden. Mans Nilsson, der reichste Bergmann vom Kupferberg, dem man nachsagte, er habe seine Pferde mit Silber beschlagen lassen, stand an der Spitze der Unzufriedenen. Aber unerwartet schnell erschien der König mit Kriegsmannschaften in den Nordlanden. Das Volk wurde zu einer Versammlung entboten und von Bewaffneten umstellt. Gustav richtete harte Worte an die Bauern, die in Angst auf die Kniee fielen. Dann forderte er mit Strenge die Auslieferung der Urheber des „Glockenaufruhrs“. Niemand wagte zu widerstreben; die Rädelsführer wurden ihm übergeben und fünf derselben sofort verurteilt und hingerichtet; einige andre als Gefangene nach Stockholm gebracht, wo im folgenden Jahr noch drei auf dem Blutgerüst starben, unter ihnen jener Andreas Persson auf Rankhytta, in dessen Scheune Gustav einst gedroschen hatte.

Und nicht bloß innere Gegner hatte Gustav Wasa zu bekämpfen; auch von außen lauerten Feinde. Die Rüstungen und Angriffe Christians II. galten ebenso gut dem schwedischen wie dem dänischen Lande. In seiner Umgebung sah

man den ehemaligen Erzbischof Gustav Trolle, sah man die flüchtigen Prälaten, die Bischöfe Brask und Magnus, den Dompropst Erichsson von Upsala, den papistischen Vorkämpfer Ture Jönsson. Sie waren nicht mit leeren Händen gekommen, wie man aus der großen Zahl von Soldknechten und Schiffen schließen konnte, welche der Dänenkönig mit ihrer Hilfe unterhielt. Auch der Kaiser und alle eifrigen Papisten begünstigten die Rückeroberungspläne. Denn Christian II. hatte sich mit ganzer Seele der katholischen Kirche in die Arme geworfen; von seiner Thronbesteigung durfte man die Ausrottung der religiösen Neuerungen erwarten. Die Exulanten versäumten nicht, mit den Gesinnungsgenossen und Malkontenten geheime Fäden der Intrige und Verschwörung fortzuspinnen.

3. Die reformatorische Bewegung in Dänemark und Christians II. Ausgang.

König Friedrich I. 1523—1533. Wir kennen die große religiöse Aufregung, die dem Augsburger Reichstag auf dem Fuße folgte. Die feindlichen Absichten des Kaisers und der katholischen Majorität riefen den evangelischen Bund von Schmalkalden ins Leben. In der Schweiz, in Deutschland machte die katholische Welt Anstrengungen, das reformatorische Feuer zu ersticken, ehe die Flammen zu mächtig aufschlugen. Dieser Zeitpunkt wurde auch von Christian II. und seinen Anhängern zu einer großen Schilderhebung für eine religiöse Reaktion in Skandinavien benutzt. — Als Herzog Friedrich von Holstein von Adel und Klerus zum König von Dänemark gewählt ward, war er bereits mit seinem Herzen der lutherischen Lehre zugethan, die ja in den nordelbingischen Landen so siegreiche Fortschritte gemacht. Dennoch beschwor er die Kapitulation, welche ihm unter andern lästigen Beschränkungen auch die Pflicht auflegte, Klerus und Kirche bei ihren bisherigen Rechten zu erhalten und nichts Feindseliges gegen den heiligen Christenglauben vorzunehmen. Er mochte auf die Macht der Verhältnisse hoffen, deren Gang in jener gärenden Zeit nicht vorauszusehen war. Seinem Eide getreu hat er daher auch die Reformation nicht durch eignes Eingreifen vorwärts getrieben. Wie hätte er es wagen dürfen, bei der drohenden Haltung seines Neffen die Prälaten zu reizen! Leicht hätten sich diese mit dem Gegner aussöhnen und demselben wieder zur Herrschaft verhelfen können. Er mußte also ebenso vorsichtig und behutsam auftreten, wie Gustav in Schweden. Friedrich stand an Mut und Herrscherkraft dem kühnen Nachbar weit nach; aber auch er war ein staatskluger Mann und die neue Lehre lag ihm mehr am Herzen als dem Wasa. Er handelte nicht gegen die beschworne Handfeste, wenn er der Verbreitung des Evangeliums keine Hindernisse in den Weg legte, wenn er den lutherischen Predigern nicht verwehrte, von den Herzogtümern aus ihre Doktrinen weiter nach Norden, nach Jütland zu tragen, wenn er den Strom der Neuerung nicht gewaltsam dämmte. Wie freudig er auch in seinem Innern den Fortgang der Reformation begrüßen

mochte, er hütete sich durch thätige Eingriffe den Prälaten, die bei Gelegenheit der Krönung sich zum energischen Widerstand gegen Luther's Ketzerei geeinigt hatten, Anlaß zu Haß und Verdächtigungen zu geben.

Aber indem Friedrich es vermied, weitaussehende Ziele zu verfolgen, indem er die Lübecker durch Handelsvorteile mit seiner Herrschaft befreundete, indem er mit Schweden Friede und Bündnis schloß und die Unionspläne preisgab, sammelte er im stillen Kräfte, um zu gelegener Zeit das Königreich der Reformation entgegenzuführen. Denn er erkannte so gut als der Wasa, daß unter den obwaltenden Verhältnissen eine kräftige Monarchie nie aufkommen könnte; daß die im Reichsrat vereinigte Macht der Barone und Bischöfe die königliche Autorität stets in Schatten stellen würde. Friedrich handelte auch dann noch nicht gegen seinen Eid, als er dem Beispiele des Schwedenkönigs folgend auf dem Reichstag von Odense den Ständen ein Duldungsgesetz vorlegte, kraft dessen 1527. bis zum Ausspruch eines allgemeinen Konzils die neue Lehre neben der alten ungehindert verkündet werden dürfe. Wohl habe er versprochen, sagte er in der Eröffnungsrede, die katholische Religion zu beschützen; dies könne sich aber nicht auf die Irrtümer und Fabeln erstrecken, die sich in der Kirche eingeschlichen hätten und keine Begründung in Gottes Wort fänden. Nach diesem Gesetz sollte jedem Bekenntnis Raum gegeben werden, die Wahrheit darzuthun und den Gegner mit Gründen der Vernunft und Heil. Schrift zu bekämpfen. Die Folgen ließen sich voraussehen; die Bischöfe bekämpften den Vorschlag aus allen Kräften, waren jedoch nicht vermögend, die Annahme desselben zu verhindern. Die Vorgänge in Schweden übten auf den weltlichen Teil des Herrenstandes eine durchschlagende Gewalt. Wie ihre Standesgenossen im Nachbarlande, so durften auch die dänischen Edelleute eine Erhöhung ihrer Macht und Besitztümer erwarten, wenn die Reichtümer der Kirche zwischen ihnen und der Krone geteilt würden. Durch den Reichstagsbeschluß von Odense wurde den Bekennern der neuen Lehre Freiheit und Schutz zur Ausübung ihres Glaubens gewährt, den Geistlichen die Verheiratung gestattet und den Bischöfen geboten, in Zukunft ihre Pallien nicht mehr in Rom, sondern beim König nachzusuchen.

Der Reichstag von Odense. 1527.

Nun machte die Reformation rasche Fortschritte. Das Neue Testament, das Johann Michelson, Geheimschreiber Christians II. und Bürgermeister zu Malmö, ins Dänische übersetzt hatte, fand große Verbreitung; bald folgte eine zweite Übersetzung durch Christian Pederson, Domherrn in Lund. Hans Taußen, ein Bauernsohn aus Fünen, der als Mönch in Löwen und Köln theologische Studien gemacht, dann heimlich die Universität Wittenberg besucht hatte, war ein eifriger Prediger des Evangeliums in allen Städten des Landes. Deutsche Kirchenlieder wurden in die Landessprache übertragen und mit einheimischen Erzeugnissen religiöser Lyrik zu einem evangelischen Gesangbuch vereinigt. Die Übersetzung der Psalmen ins Dänische von Wormorsen, die Postille von dem erwähnten Pederson und andre religiöse Schriften drangen unter das Volk. Ein beabsichtigtes Religionsgespräch kam nicht zu stande, weil die Bischöfe nur die lateinische Sprache zulassen und dem Papst die Entscheidung anheimstellen wollten. Der thätigste und gelehrteste Vorkämpfer für das römische Kirchenwesen,

Fortschritte der Reformation in Dänemark.

Paul Eliä, war anfangs selbst der Reformation zugethan. Auch der Plan, aus Deutschland Eck und Cochläus zu Hilfe zu rufen, kam nicht zur Ausführung. So bestand einige Zeit Predigt und Evangelium unter dem Schutze der Gesetze neben dem katholischen Kultus. Es bildeten sich einzelne Gemeinden, die anfangs nur die Stellung einer geduldeten Sekte einnahmen, aber in Malmö, Wiborg und andern Städten durch Taußens reformatorischen Eifer bald das Übergewicht erhielten und durch den Magistrat zum Besitz einiger Kirchen gelangten. In Wiborg entstand eine Buchdruckerei, welche evangelische Schriften verbreitete. Der König war zurückhaltend: seine reformatorische Gesinnung blieb kein Geheimnis, doch hütete er sich, durch persönliches Eingreifen die Hierarchie zu reizen; die Zehnten mußten nach wie vor entrichtet werden, und als einige Eiferer gegen die Heiligenbilder anstürmten, wies er sie in die gesetzlichen Juni 1530. Schranken. Er wollte nur in Übereinstimmung mit dem Reichsrat vorgehen. Dieser hielt um dieselbe Zeit, als die deutschen Fürsten und Stände um den Kaiser in Augsburg tagten, in Kopenhagen eine Versammlung, um über die religiösen Streitfragen zu erkennen. Da reichten die Evangelischen ein von Taußen nach lutherischen Grundsätzen verfaßtes Glaubensbekenntnis in 43 Artikeln ein, und es wurde nun in ähnlicher Weise wie in der deutschen Reichsstadt von katholischen und protestantischen Schriftgelehrten mündlich und schriftlich verhandelt. Das Resultat war ein günstigeres. Das Toleranzedikt von Odense wurde aufs neue bestätigt, die freie Predigt des Evangeliums allenthalben gestattet, beiden Konfessionen gleiche Rechte zugestanden.

Christians II. Invasion in Norwegen. 1531. Um die Zeit, als die deutschen Fürsten und Stände in Schmalkalden sich zu einem evangelischen Bund vereinigten, mehrten sich die Anzeichen, daß der flüchtige König eine neue Invasion im Schilde führe: er rechnete auf die Unzufriedenheit der Altgläubigen und Prälaten in den skandinavischen Reichen, auf den kräftigen Beistand der Norweger, die sich bisher gegen die neuen Lehrmeinungen abwehrend verhalten hatten, auf die Hilfe der Bürger und Bauern in Dänemark, denen er früher eine bessere Rechtsstellung zu verschaffen gesucht. Wir wissen, wie drohend und kriegerisch damals die Weltlage war, ehe der Nürnberger Religionsfrieden eine Waffenruhe zwischen den Parteien stiftete. Diese 24. Okt. 1531. Zeit ersah sich Christian II., um mit zwanzig Fahrzeugen und 7000 Knechten zu Medemblik in See zu gehen. Der Papst selbst hatte ihn wieder zu Gnaden angenommen, darum konnte er den Altgesinnten gegenüber als Streiter für die katholische Kirche im Norden auftreten. Sein Absehen war auf Seeland gerichtet; aber ein heftiger Sturm im Kattegatt zerstreute seine Flotte und trieb ihn an die Küste von Norwegen. Gern hätte sich König Friedrich an den Schmalkaldischen Bund angeschlossen, um bei den deutschen Evangelischen Schutz zu erlangen; er erbot sich mit seinen Erblanden beizutreten, wenn die Verbündeten oder wenigstens die mächtigeren Glieder Sachsen, Hessen, Lüneburg eine weltliche Einung auch in bezug auf sein Wahlreich mit ihm schließen wollten. In den Herzogtümern war die Reformation bereits im siegreichen Fortschreiten begriffen; aber in dem Königreich durfte er gerade jetzt nicht aus der zuwartenden Stellung heraustreten, sonst hätte er die dänischen Bischöfe, vielleicht auch einen Teil der Ritterschaft in das gegnerische Heerlager getrieben. Der Landgraf war dem Vorschlag nicht abgeneigt; allein in Sachsen wollte man von einer solchen Doppel-

stellung nichts hören. Das Bündnis wurde zurückgewiesen, doch trafen mehrere Glieder mit Friedrich eine Übereinkunft zu gegenseitiger Unterstützung wider feindliche Angriffe.

Zum Glück für den König bedurfte es aber keiner auswärtigen Hilfe, um das abenteuerliche Unternehmen Christians II. und seiner päpstlichen Umgebung scheitern zu machen. Es gelang zwar dem flüchtigen König nach seiner Landung in Opslo (Christiania) festen Fuß in Norwegen zu fassen und mit Hilfe des Erzbischofs von Drontheim, Olaf Engelbrechtsson, und andrer Kirchenmänner und Gutsherren sich den Winter über in Schloß Aggerhuus zu behaupten, vom Volke und von vielen Großen durch feierliche Huldigung als König anerkannt. Aber mittlerweile schloß Friedrich mit Lübeck und andern Wendenstädten einen Vertrag zu gegenseitiger Hilfe, an dem auch Gustav Wasa und Herzog Albrecht von Preußen sich beteiligten. Selbst Franz I. gewährte Geldhilfe. Wie verschieden auch die Interessen und Ziele waren, darin stimmten sie alle überein, daß man die katholische Sache nicht neue Kräfte gewinnen lassen dürfe; die östlichen Kaufmannstädte aber hatten noch einen besonderen Zweck im Auge: die niederländischen Städte und die Seefahrer der „Waterlande" machten schon lange dem „stolzen Volk der Osterlinge" starke Konkurrenz im Handel; die Rivalität führte zur Feindschaft. Wenn nun mit ihrer Hilfe Christian II. wieder in sein Reich eingesetzt ward, so kamen die westlichen Handelsstädte in die Höhe, so beherrschten ihre Schiffe den Sund und alle Wasserstraßen. Daher erschien schon im Mai eine Bundesflotte im Skagerrak und bedrängte Opslo. Christian vermochte nicht lange Widerstand zu leisten. Die niederländischen Fahrzeuge wagten keinen Angriff, die Soldknechte, denen er die Löhnung nicht entrichten konnte, liefen auseinander; in Norwegen selbst war die Zahl seiner Anhänger und der Eifer für seine Wiedereinsetzung nicht groß genug, um den Kampf wider die vereinigten Gegner aufzunehmen. Der königliche Flüchtling mußte sich also auf Unterhandlungen einlassen. In dem finstern Verdacht, daß er durch falsche Vorspiegelungen betrogen und verraten worden, ließ er dem bejahrten schwedischen Reichshofmeister Jönsson den Kopf vor die Füße legen. Vergebens suchte Christian den Besitz von Norwegen zu erlangen: alles, was ihm zugestanden ward, war freies Geleit zu seinem Oheim, um durch persönliche Besprechung einen Ausgleich herbeizuführen. Würde dieser nicht zustandekommen, so sollte er nach Norwegen zurückkehren dürfen oder nach Deutschland entlassen werden. Auf diese Bedingung hin schloß er den Vertrag mit Gyldenstern, dem Befehlshaber der dänischen Flotte, und mit den bevollmächtigten Räten und ging dann mit kleinem Gefolge zu Schiffe, um nach Kopenhagen gebracht zu werden. Aber schon hatte man den Plan gefaßt, den unruhigen Mann in sichern Verwahrsam zu nehmen. Er durfte nicht die Hauptstadt betreten, nicht den Oheim von Angesicht zu Angesicht schauen. Mit zweideutigen sophistischen Ausreden suchte man den Vertrags- und Geleitsbruch zu beschönigen und hielt ihn so lange an Bord,

Christian kommt in Gefangenschaft.

Mai 1532.

Juli 1532.

bis über sein Schicksal entschieden war. Die Staatsräson galt damals mehr als Manneswort. Vergebens suchten in der Folge einzelne Teilnehmer die Schmach von sich abzuwälzen; keine Schutzrede war durchschlagend; der Vorwurf lastete gleichmäßig auf allen. Jürgen Wullenweber, der einflußreichste Bevollmächtigte der Lübecker Bürgerschaft, wie der dänische Reichsrat und die schleswig-holsteinsche Ritterschaft waren einig in dem Entschluß, daß man den ehemaligen König der Möglichkeit berauben müsse, die nordischen Staaten noch ferner zu schädigen und zu gefährden. Als einzige Rechtfertigung konnte geltend gemacht werden, daß Christian in ihrer Lage ebenso gehandelt hätte; daß auch er sein ganzes Leben lang Meineid, Verrat und Trug geübt und daß er somit in denselben Schlingen treuloser Staatskunst gefangen ward, die er so oft andern gestellt.

Der Gefangene auf Schloß Sonderburg.

Nach einigem Schwanken, ob Christian II. auf der Insel Gotland oder in Schloß Sonderburg in Gewahrsam gehalten werden solle, entschied man für den letzteren Ort. Demnach wurde der Gefangene nach Sonderburg gebracht und unter die Aufsicht von vier dänischen und vier schleswig-holsteinischen Räten gestellt, ohne deren Zustimmung keine Änderung in seiner Lage vorgenommen werden durfte. Er sollte als gemeinschaftlicher Gefangener aller Verbündeten gelten. Von seinem Gefolge wurde ihm nur ein Zwerg zur Gesellschaft gelassen, vier andre getreue Diener stellte Friedrich zur Aufwartung und Aufsicht. Das Schloß wurde mit Mannschaften wohl verwahrt, jeder Zugang abgesperrt, in seiner Stube nur ein einziges Fenster offen gelassen. Der Amtmann Brockdorf war dem König und den acht von der Ritterschaft gleichmäßig verpflichtet. Alle Bemühungen seines Schwagers, des Kaisers, und befreundeter deutschen Fürsten, ihm zur Freiheit zu verhelfen, waren vergebens. Selbst Luthers Fürbitte um möglichste Schonung des Gefangenen blieb ohne Erfolg. „Wer nur nicht jede Regung des Gewissens unterdrückt hat, zögert wohl bei zweifelhaftem Recht, den entscheidenden Schritt zu schwerer That zu wagen. Einmal gethan ist er nicht wieder rückgängig zu machen." Bald nachher starb Christians einziger Sohn Johann (Hans); dadurch wurde die Erbfolge im Hause Friedrichs und die Vereinigung der Herzogtümer und des dänischen Königreichs in einer Familie für alle Zeiten festgestellt. An Christians Freilassung wurde kaum mehr ernstlich gedacht, wenn schon in der „Grafenfehde", von der bald die Rede sein wird, dieselbe als Vorwand diente. Siebenundzwanzig Jahre verbrachte er noch im Gefängnis, dessen Härte erst in späteren Jahren gemildert ward.

4. Der Thronwechsel in Dänemark und Jürgen Wullenweber von Lübeck.

Drohende Lage bei Friedrichs I. Tod. 1533.

Es hatte den Anschein, als ob der Sieg über Christian II. einen neuen Krieg im Gefolge haben würde. König Friedrich hatte in dem Vertrag von Kopenhagen die Hilfe der Lübecker durch große Zugeständnisse in betreff des Ostseehandels erkauft; die niederländischen Städte, die Christians Landung in Norwegen unterstützt, sollten an den Fahrten in den Sund in Zukunft verhindert werden. Diese Bestimmung war ein schwerer Schlag für die Holländer, welche ihr Getreide und viele ihrer wichtigsten Handelsartikel aus den Ostseeländern

bezogen. Schon während des Kriegs war die Teurung auf eine unerträgliche Höhe gestiegen und 10,000 Bootsknechte blieben ohne Beschäftigung. Nachdem durch die Gefangensetzung Christians II. die Kriegsgefahr vorüber war, trug Friedrich Bedenken, den Kopenhagener Vertrag in seiner ganzen Strenge in Anwendung zu bringen; auch Gustav Wasa und der Herzog von Preußen waren für mildere Maßregeln. Die Lübecker wollten aber die Gelegenheit benutzen, um den Wendenstädten, deren leitendes Haupt die Stadt an der Trave war, die Alleinherrschaft des östlichen Meeres zu verschaffen. Sie rüsteten eine Flotte aus, wozu sie das Silber der Kirchen und die auf der Tresekammer seit alters aufgehäuften Kostbarkeiten verwendeten, und trafen alle Anstalten zu einem Krieg gegen Holland. Aber ehe derselbe zum Ausbruch kam, starb König Friedrich I. 10. April 1533. auf Schloß Gottorf, ein Ereignis, das zu großen politischen Bewegungen Anstoß gab und viele neue Pläne und Bestrebungen, welche die ruhige und besonnene Haltung des Verstorbenen niederzuhalten gewußt, auf die Oberfläche des öffentlichen Lebens trieb.

Zunächst handelte es sich um die Nachfolge in Dänemark. Von Friedrichs Die dänische Erbfolge. Söhnen war nur der Erstgeborne, Christian, volljährig, der zweite, Johann, stand noch im jugendlichen Alter. Die Reichsstände, stets beflissen ihr Wahlrecht geltend zu machen, hatten kein bindendes Versprechen gegeben, welchem von beiden sie die Krone zuwenden wollten, und dadurch ein weites Feld für Wahlumtriebe und ehrgeizige Bestrebungen geschaffen. Christian, der in den deutschen Herzogtümern, wo er schon seit Jahren das Herrscheramt für den Vater geführt, die lutherische Lehre angenommen hatte und als eifriger Anhänger der Reformation galt, hatte die Altgläubigen zu entschiedenen Gegnern; namentlich wollten die dänischen Bischöfe die Gelegenheit benutzen, um die katholische Kirche für alle Zukunft sicherzustellen. Sie suchten die Wahl auf den jüngern Königssohn zu lenken, der in Kopenhagen wohnte und vermöge seiner Jugend durch eine entsprechende Erziehung zu ihrem Zweck herangebildet werden konnte. Darum verschoben sie die Wahlhandlung auf Johanni des folgenden Jahrs, damit sie mittlerweile ihre Pläne schmieden und das Regiment führen möchten. Und um die Entscheidung noch schwieriger zu machen, kamen auch deutsche Bewerber in Vorschlag, die verwandtschaftliche Ansprüche aufweisen konnten. So Friedrich von der Pfalz, Bruder des Kurfürsten Ludwig, der wegen seiner Dienste und treuen Anhänglichkeit an das österreichische Haus trotz seiner vorgerückten Jahre die Hand der kaiserlichen Nichte Dorothea, der fünfzehnjährigen Tochter Christians II., erlangt hatte; so Joachim von Brandenburg, gleichfalls mit einer dänischen Fürstentochter vermählt; selbst von dem sächsischen Kurfürsten war die Rede; und lebte denn nicht noch der ehemalige König als Gefangener in Sonderburg? Bürger und Bauern gedachten seiner noch immer mit großer Anhänglichkeit.

Diese Zeit der Aufregung und der geteilten Interessen suchte Jürgen Wul-

Wullenweber und Meyer in Lübeck. lenweber, damals Bürgermeister in Lübeck, ein Mann von fruchtbarem Geist und großer populärer Beredsamkeit, zu einem kühnen Unternehmen von revolutionärer Gewalt zu benutzen, um den demokratisch-protestantischen Elementen im deutschen und skandinavischen Norden unter Lübecks Hegemonie die Herrschaft zu
1530. erringen. Schon bei den reformatorischen Bewegungen, in deren Folge dem aristokratischen Geschlechterrat ein Bürgerausschuß zur Seite gesetzt, der Rat selbst durch neue Mitglieder vermehrt worden, hatte er die Hände im Spiel gehabt.
1533. Jetzt wurde er selbst in den Rat gewählt, wo sein Ansehen noch bedeutend wuchs, als er durch künstliche Auslegung eines alten Statuts ein Gesetz erwirkte, daß kein Ratsherr länger als zwei Jahre seinen Sitz behaupten dürfe. So kam ein rascherer Wandel in das Kollegium und der aristokratische Charakter, den nicht bloß die Altgläubigen, sondern auch der konservativ lutherische Superintendent Bonnus zu erhalten getrachtet, wurde immer mehr verwischt. Verstimmt über die Neuerungen und die populäre Nebenregierung verließen die bisherigen Bürgermeister Plönnies und Brömse mit mehreren patrizischen Ratsherren die Vaterstadt. Seitdem führte Wullenweber das entscheidende Wort und galt als Haupt der Bürgerschaft. Ihm zu Seite stand **Johann Oldendorp**, ein Rechtsgelehrter von großer Gewandtheit in Rede und Schrift, klug und verschlagen, und **Markus Meyer**, früher Ankerschmied in Hamburg, der als Lübecker Hauptmann sich durch Tapferkeit und unternehmenden Sinn hervorgethan, ein Glücksritter im Geist eines italienischen Condottiere, der Glanz und Pracht liebte und bei den Frauen in Gunst stand. Eine der angesehensten, Witwe des jüngst verstorbenen Bürgermeisters Lunte, erwählte sich den stattlichen Kriegsmann zum Gatten. Kühn und gewaltsam ergriff er begierig weitaussehende, phantastische Projekte und riß den Gefährten mit sich fort.

Kühne Pläne. Ein Krieg zwischen den niederländischen und wendischen Städten, wie er bereits eingeleitet war, hatte bei der veränderten Lage seinen Zweck verloren und konnte leicht den monarchischen Staaten zur Seeherrschaft verhelfen. Wullen-
März 1534. weber suchte daher eine Verständigung zu bewirken. Es wurde ein Städtetag in Hamburg angeordnet. Wie glänzend traten da die Häupter der Travestadt auf! In voller Rüstung zu Roß zogen sie ein, „einen Trompeter vorauf, sechzig Stadtdiener in blanken Harnischen hinter sich her, Markus Meyer mit einer goldenen Kette geschmückt, die ihm Englands König zugleich mit dem Ritterschlag verliehen hatte.“ Es wurde ein Abkommen in Friede und Freundschaft vereinbart, durch welches Lübeck die Hände in den holstein-dänischen Angelegenheiten frei bekam. Darauf traf Wullenweber, nachdem der Stadtrat ganz nach seinem Sinn zusammengesetzt und alle Widerstrebenden beseitigt waren, Verabredungen mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmö, Bogbinder und Koch, zweien Deutschen, die von gleichem Haß gegen Adel und Hierarchie und von gleichem Eifer für die Reformation erfüllt waren, wie er selbst. Beide Städte sollten dem Hansabund und der evangelischen Lehre beitreten und eine demokra-

tische Verfassung erhalten. Auch auf Schweden, wo Gustav Wasa die lübische Handelsherrschaft zu brechen trachtete, dehnten Wullenweber und seine Vertrauten ihre revolutionären Pläne aus. Es machte dem Lübecker wenig Sorge, daß die beiden Stadthäupter von Kopenhagen und Malmö zugleich die Befreiung des gefangenen Königs Christian II., mit dem sie durch alte Familienverhältnisse verknüpft waren, bewirken wollten. Er gedachte ihn bis zur Entscheidung nach Lübeck zu schaffen und dort festzuhalten oder durch Verträge zu fesseln.

Zu solchen weitreichenden Unternehmungen bedurfte man kriegskundiger Führer und Soldknechte. Und auch dafür fand man bald geeignete Männer. Graf Christoph von Oldenburg, ein Verwandter des dänisch-holsteinischen Fürstenhauses, hatte den geistlichen Stand, zu dem er erzogen war, mit dem Kriegsgewand vertauscht und in mancher Fehde tapfer gestritten, bald unter der Fahne des Kaisers, bald im Dienste des Landgrafen; denn obwohl der neuen Lehre befreundet, machte ihm die Konfession wenig Bedenken. Jetzt war er auch bereit den demokratisch-protestantischen Bürgerschaften seinen Arm zu leihen zur Befreiung seines königlichen Vetters. Und auch für Schweden schaffte man Rat. Als der junge Svante Sture, Sohn des ehemaligen Reichsverwesers, den Meyer mit Gewalt nach Lübeck entführt, nicht bewogen werden konnte, dem Wasa entgegenzutreten, gewannen die Lübecker den Grafen Johann von Hoya, der Gustavs Schwester geheiratet, sich aber mit dem Schwager entzweit hatte. So war die „Grafenfehde" eingeleitet. „Nun läuft das Stundenglas auf unsrer Seite über die beiden nordischen Reiche," schrieb ein Vertrauter Wullenwebers. Eine gewaltige Aufregung durchzog die ganze nordische Welt, nicht unähnlich dem Bauernkrieg, der ein Jahrzehnt zuvor den Süden durchtobt hatte. Handelte es sich doch um die wichtigsten Anliegen, „ob die demokratischen Strebungen der Städte oder ein aristokratisch-monarchisches Regiment, ob die Reformation der Kirche oder die noch nicht vollständig besiegte katholische Lehre, ob das frühere Übergewicht der Hansa oder der freie Handel auch der westlichen Nationen und eine selbständige Entwickelung der nordischen Reiche obsiegen würde". Die Grafenfehde.

Im Juni schiffte sich Graf Christoph mit zahlreicher Mannschaft auf einundzwanzig Orlogschiffen ein, um Kopenhagen und Seeland zu erobern. Als er an Malmö vorüber fuhr, hörte er, daß Bürgermeister Mynter, Lübecks Verbündeter, die Stadt frei gemacht und die Citadelle in seine Hände gebracht habe. Bald war Kopenhagen und ganz Seeland in der Gewalt des Grafen. Die Bürgerschaften und der kleine Adel erklärten sich für ihn; die Reichsräte, durch die aufständischen Bauern bedroht, schlossen Frieden und Freundschaft mit ihm. Der Sundzoll wurde auf das Lübecker Admiralschiff verlegt. Auf Fünen siegten die Bauern über den heimischen Adel und die holsteinische Ritterschaft, die Graf Rantzau zu ihrer Hilfe herbeigeführt. In Jütland stand das Landvolk gegen die Gutsherren auf; auch die Dithmarschen, die vor zehn Jahren den Prediger Graf Christoph auf Seeland. 1534.

Heinrich Moller von Zütphen den Flammen übergeben, dann aber durch die Thätigkeit der Predigerfamilie Boie von Meldorf das lutherische Kirchenwesen mit vier Superintendenten und einer Art Laiensynode aufgerichtet hatten, versprachen dem demokratisch-evangelischen Bund Hilfe und Beistand gegen Ritterschaft und Hierarchie. Selbst in Stockholm wollte man einer Verschwörung auf die Spur gekommen sein, welche die Ermordung des Königs und die Übergabe der Hauptstadt an die Verbündeten herbeiführen sollte. Mit Heinrich VIII. von England stand Meyer in lebhaftem Verkehr. Man sieht, wie weit die Demagogen der Hansestadt ihre Fäden ausgesponnen; selbst mit den Wiedertäufern sollen Verhandlungen gepflogen worden sein. Aber gerade an dieser Vielseitigkeit mußte das Unternehmen scheitern; die Ziele waren zu unbestimmt, die Interessen zu sehr geteilt; die revolutionären Bahnen, auf denen die Führer einherschritten, trieben alle konservativen Kräfte in das feindliche Heerlager.

Herzog Christian von Holstein.

Da war es denn von entscheidendem Gewicht, daß ein Fürst vorhanden war, an den sich diese konservativen Elemente anschließen konnten. „Herzog Christian gehörte zu den zaudernden aber zähen Naturen, die oft Wichtiges zu versäumen scheinen, aber doch meist weiter gelangen als andre, die stürmisch einherfahren.“ Von seltener Gewissenhaftigkeit hatte er es vermieden, auf den dänischen Reichstag einzuwirken, durch Verheißungen die Königswahl zu seinen gunsten zu lenken, den Handfesten früherer Jahre vorzugreifen; aber ebenso entschieden hatte er auch die angebotene Hilfe der Lübecker zurückgewiesen. Nur auf dem Wege des Rechts wollte er zum Ziele gelangen; und dieses Ziel hatte er fest ins Auge gefaßt: der dänische Thron sollte ihm als Staffel dienen, um vermittelst der Reformation eine Wiedergeburt des Reichs, eine Befestigung der monarchischen Autorität zu begründen. Denn an seiner evangelischen Gesinnung konnte man nicht zweifeln: lieber wolle er zu Fuß aus dem Lande gehen, hörte man ihn sagen, als das unchristliche Leben der Geistlichen länger dulden; „er sang die lutherischen Lieder so eifrig, wie irgend ein ehrsamer Handwerksmeister in einer Reichsstadt. Den Eidbruch belegte er mit neuen geschärften Strafen. Die Bibel zu lesen, Historien zu hören, bei Tische einen Gottesgelehrten und Staatsmann zu sprechen, den astronomischen Entdeckungen zu folgen war sein Vergnügen“. Der schleswig-holsteinische Adel, dem er sein ganzes Vertrauen zuwandte und der ihm dafür mit voller Hingebung vergalt, war fest entschlossen, dem Herzog zur Krone von Dänemark zu verhelfen. Johann Rantzau, ein wissenschaftlich gebildeter Mann von evangelischem Eifer, und sein Verwandter Melchior Rantzau, Marschall von Holstein, übten neben dem deutschen Kanzler Wolfgang von Uttenhofen den größten Einfluß auf den Fürsten. Durch sie wurde er von jeder Verbindung mit Wullenweber zurückgehalten. Weniger günstig war man anfangs in Dänemark und Norwegen für ihn gestimmt; aber die demokratischen Gewalten, die Graf Christoph in den Kampf rief, bewirkten auch dort eine Sinnesänderung. Nur im Anschluß an einen Mann von so festem Willen,

dem die geheimnisvolle Macht einer legitimen Autorität zur Seite stand, konnten die Reichsräte hoffen, ihre bevorrechtete Stellung zu wahren. Mehr und mehr befreundeten sich die Gutsherren mit dem Gedanken religiöser Reformen. So kam es, daß die Ritterschaften in Jütland und auf den Inseln ihm einzeln huldigten, ehe noch der Reichstag abgehalten werden konnte. Auch in Norwegen legte sich der Widerstand gegen den evangelischen Fürsten. Und bereits war dieser gegen Lübeck selbst unter Waffen. Nach dem Sieg bei Stockelsdorf über Markus Okt. 1534. Meyer belagerte er die Travestadt und schnitt sie durch eine Brücke über die Trave von der See ab. Der Bürgerschaft entsank der Mut. Um sein wankendes Ansehen herzustellen, traf Wullenweber ein Abkommen; der Herzog sollte von der Belagerung ablassen, die Lübecker Eutin und alles, was sie in Holstein sich angeeignet, zurückgeben. Die dänischen Angelegenheiten wurden jedoch von dem Vertrag nicht berührt. Hier hatte also der Kampf seinen Fortgang.

Bereits waren aber auf Seeland dem Lübecker Bürgermeister die Zügel aus Der Krieg auf den Inseln. den Händen gewunden: Graf Christoph gedachte für sich selbst wo nicht die Krone 1535. doch die Statthalterschaft in Dänemark zu gewinnen. Schon unterhandelte er mit dem burgundischen Hof, um des Kaisers Zustimmung und Unterstützung zu erlangen. Dadurch wurde das ganze Komplott gelähmt, indem jeder der Teilnehmer seine eignen Interessen verfolgte. Die Lübecker Demagogen gaben jedoch ihren Plan noch nicht auf. Meyer begab sich nach Schonen; es gelang dem gewandten und tapferen Mann, das Schloß Warburg, wo man ihn in Haft halten wollte, in seine Hände zu bringen und zum Stützpunkt für neue Unternehmungen zu machen. Noch glücklicher war Wullenweber. Er brachte den Herzog Albrecht von Mecklenburg dahin, daß er dem Bund beitrat und sich mit einer kleinen Kriegsmannschaft nach Kopenhagen einschiffte. Man hatte ihm in den Kopf gesetzt, als Schwager des gefangenen Christian II. könne er Regent und Gouverneur in Dänemark werden. Wie zu einer Lustfahrt segelte er mit April 1535. seiner Gemahlin, die ihrer nahen Niederkunft harrte, und ihrem weiblichen Gefolge in Begleitung Wullenwebers über die Ostsee. Auch Graf Hoya, der sich gegen Gustav Wasa nicht mehr zu halten vermochte, kam mit einigen Soldknechten herbei. Auf die Nachricht, daß sich Fünen für Christian III. erklärt, setzte Albrecht mit dem größten Teil des hauptstädtischen Heeres nach der Insel hinüber, erlitt aber durch Johann Rantzau am Ochsenberg bei Assens eine Nieder- 11. Juni. lage. Viele adlige Herren aus Deutschland, unter ihnen Graf Hoya, der die Schlacht geleitet, deckten das Waffenfeld. Die andern kehrten nach Kopenhagen zurück. Einige Wochen nachher landete auch Christian auf Seeland, um die feindliche Bundesgenossenschaft im Herzen zu treffen. Von dem Adel mit Jubel empfangen und als König begrüßt, rückte er vor die Mauern der Hauptstadt und begann die Belagerung. Allein die feste, mit Lebensmitteln, Kriegsvorrat und Besatzungsmannschaft wohl ausgerüstete Seeburg leistete tapferen Wider-

stand. Wullenweber selbst war herbeigeeilt, um den Mut der Bürgerschaft zu entflammen.

Wullenweber aus dem Amt verdrängt. Während aber der Bürgermeister in der Ferne weilte, arbeiteten daheim die Gegner an seinem Sturz. Das Reichskammergericht hatte die Herstellung der alten Verfassung und die Wiedereinsetzung der ausgewiesenen oder ausgewanderten Ratsmannen geboten; auf einem Städtetag in Lüneburg hatten sich viele mißbilligende Stimmen gegen die ehrgeizigen Pläne der Lübecker vernehmen lassen; in der Stadt selbst zeigte sich Unzufriedenheit bei der Bürgerschaft über die Opfer und Leiden des Kriegs. Vergebens strengte Wullenweber seinen fruchtbaren Geist an, um durch Verhandlungen und Intrigen bei dem burgundischen Hof, bei den deutschen Fürsten und Städten neue Hilfsmittel und Kombinationen zu erwirken, damit seiner Vaterstadt die gebieterische Stellung und die demokratische Verfassung gewahrt und der „Herzog von Holstein" vom dänischen Aug. 1535. Thron fern gehalten würde; in Lübeck faßte man den Beschluß, dem Reichsmandat zu gehorchen. Der Bürgerausschuß wurde aufgelöst, der alte Rat wieder eingesetzt, Brömse zurückgerufen. So fand Wullenweber die Stadt, als er von einer Gesandtschaftsreise aus Mecklenburg heimkehrte. Er erkannte bald, daß eine andre Luft wehe und sein sonst so mächtiger Einfluß geschwunden sei. Er erklärte daher, daß er um des öffentlichen Friedens willen seinem Amt entsage. Brömse wurde feierlich eingeholt und in seiner Würde wieder eingesetzt. Doch verpflichteten sich Rat und Gemeinde durch einen „herrlichen Rezeß" an dem Friede mit Christian. evangelischen Bekenntnis festzuhalten. Mit dem Sturz Wullenwebers war auch die Beendigung des dänischen Kriegs notwendig verknüpft. Wenn die Lübecker Schiffe noch eine Zeitlang die See hielten und den Feldherren Christoph und Albrecht, welche Kopenhagen noch immer gegen Christians Belagerungsheer standhaft verteidigten, nicht sofort alle und jede Unterstützung entzogen, so war es doch nur ein Scheinkrieg, um einen möglichst günstigen Frieden zu erzielen. Febr. 1536. Dieser kam denn auch im Februar des nächsten Jahres in Buxtehude zu stande. Die Lübecker versprachen Christian III. als König von Dänemark anzuerkennen und keinem Mitbewerber weiteren Vorschub zu leisten; dafür erhielten sie von diesem die Zusicherung, daß die früheren Handelsrechte der Stadt fortbestehen, Kopenhagen und Malmö unbestraft bleiben und Christoph und Albrecht freien Abzug mit Mannschaft und Waffen erhalten sollten.

Wullenwebers Ausgang. 1536. 1537. Als diese Vereinbarung getroffen ward, war Wullenweber bereits in Haft. Er hatte sich im Spätherbst an die Niederelbe begeben, wo zweitausend Landsknechte standen, welche Oberst Ovelaker im Namen des Grafen Christoph geworben hatte, um sie gen Kopenhagen zu schaffen. Seine Feinde schöpften Verdacht, er möchte neue Anschläge ersinnen, und trachteten ihn zu verderben. Der Erzbischof von Bremen ließ ihn festnehmen und seinem Bruder Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel übergeben, dem heftigsten Gegner der Reformation und alles demokratischen Wesens. Es war auf einen Justizmord abgesehen,

für den man nun einen Weg suchte. Nachdem man den Gefangenen auf Schloß Rotenburg, wo er in strenger Haft gehalten ward, einem heimlichen Verhör unterworfen, wurde ein Flugblatt verbreitet: „Bekenntnis Georg Wullenwebers von Lübeck gar grausam und erschrecklich zu lesen und zu hören.“ Danach sollte er die Absicht gehabt haben, den Haufen Landsknechte gen Lübeck zu führen, dort den Rat zu stürzen und ein demokratisches Regiment im Geiste der Wiedertäufer in Münster aufzurichten. Dieses „Bekenntnis“ wurde verbreitet, nachdem Brömse und Christian III. mit Herzog Heinrich in Buxtehude eine Zusammenkunft gehalten. Es geht aus mehreren Zeugnissen hervor, daß Wullenweber durch Folter und Peinigung zu Aussagen gebracht wurde, die man dann für freie Geständnisse ausgegeben, „ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von offenem Bekenntnis und abgedrungener Selbstanklage“. Darauf führte man den Gefangenen nach Schloß Steinbrück zwischen Braunschweig und Hildesheim, wo er über ein Jahr hinter zehn Fuß dicken Mauern eingekerkert blieb, bis sich sein Schicksal erfüllte. Endlich wurde am Tollenstein bei Wolfenbüttel das Gericht abgehalten, vor welchem dänische und Lübecker Ankläger gegen den ehemaligen Bürgermeister auftraten. Er leugnete standhaft, jemals Verrat geübt oder mit Wiedertäufern in Verbindung gewesen zu sein. Dennoch lautete das Urteil: „das ehrliche Land findet zu Recht, daß er nicht ohne Strafe und Pein dürfe gethan haben, was er gethan“. Darauf wurde er nach dem Richtplatz geführt und enthauptet. Der Leichnam wurde gevierteilt und auf vier Räder geflochten. In seiner Größe und Kühnheit lag seine Schuld; sein ganzes Auftreten war in den Augen schwächerer Sterblichen eine strafbare Empörung gegen bestehende Ordnungen. 24. Sept. 1537.

Früher noch hatte sein Gefährte Markus Meyer sein blutiges Ende gefunden. Ein Mann von seltenem Mut, hatte er sein Schloß Warburg gegen alle Angriffe verteidigt. Solange er den Ausgang zur See offen hatte, wußte er sich durch seinen Bruder Gerhard die nötigen Bedürfnisse zu verschaffen. Als aber der Friede zwischen Lübeck und Dänemark ihm jeden ferneren Beistand aus den Hansestädten entzog, und ein dänisches Geschwader ihn auch noch von der See abschnitt, geriet die Besatzung in solche Not, daß die Burg übergeben werden mußte. Es heißt, der Schiffshauptmann Belzing habe ihm freien Abzug zugesagt; nach andern Aussagen ergab er sich auf Gnade und Ungnade. Aber Gnade war ihm nicht zugedacht. Er wurde in Eisen gelegt, vor einem Kriegsgericht peinlich verhört und gefoltert, dann als Verräter zum Tode verurteilt. Wie Wullenweber wurde auch er gevierteilt und aufs Rad gelegt. Mehrere seiner Gefährten teilten sein Schicksal. An Gerhard fanden die dänischen Richter keine Schuld. Da erschienen Lübecker Abgesandte und klagten ihn des Seeraubs an. So erfolgte auch seine Verurteilung. Sein Haupt wurde auf eine Stange gesteckt und seiner Verlobten in Helsingör übersandt. Markus Meyer und seine Gefährten. 27. Mai 1536.

Im Mittelalter, da das geschichtliche Leben von den großen geschlossenen Die veränderte Zeitrichtung.

Gemeinschaften, Adel, Geistlichkeit, Bürgertum bestimmt wurde, konnte es wohl geschehen, daß thatkräftige Gemeinwesen, wie die Seerepubliken Italiens, oder mächtige korporative Genossenschaften, wie der Hansabund, auch über fremde Reiche geboten. Diese Zeiten waren aber vorüber. Die Feudalherren hatten sich an die Throne angeschlossen und wirkten an dem Aufbau selbständiger Monarchien mit; die hierarchische Priesterschaft war von der Reformation durchbrochen und zersetzt worden. Wie sollten nun städtische Gemeinwesen den kosmopolitischen internationalen Charakter von ehedem bewahren können? Wullenweber und Meyer verkannten ihre Zeit, sie wollten dem rollenden Rad der geschichtlichen Entwickelung in die Speichen greifen; aber es ging gewaltsam über sie weg und zerschmetterte sie und ihre Pläne. Doch war die Reaktion in den norddeutschen Städten nicht mächtig genug, um, wie in Westfalen, auch die evangelische Kirche zu unterdrücken. Die lutherische Lehre blieb bestehen; und die dänische und schwedische Reformation hat ihre Gesetze und Doktrinen von Deutschland empfangen.

5. Durchführung der Reformation in den skandinavischen Reichen.

Beendigung der Grafenfehde. 1536.

Mit dem Hamburger Frieden zwischen Lübeck und Christian III. waren die dänischen Verwickelungen der „Grafenfehde" noch keineswegs beendigt. Kopenhagen und Malmö beharrten noch längere Zeit im Widerstand, und Christoph und Albrecht waren noch nicht zur Unterwerfung geneigt. Noch immer standen ihnen Hilfsmittel zu Gebote; ja selbst der burgundische Hof reichte ihnen die Hand. Religiöse und verwandtschaftliche Rücksichten zogen die Habsburgschen Brüder von Christian III. ab. Gab man auch den Gedanken einer Wiedereinsetzung des gefangenen Königs auf, so konnte doch sein Schwiegersohn Friedrich von der Pfalz an die Stelle treten, so konnte man doch vielleicht dem Schwager eine Erleichterung seines harten Loses erwirken. Eine kaiserliche Gesandtschaft
April 1536. forderte den Herzog auf, „von seinem unfriedlichen Vornehmen und aller thätlichen feindlichen Handlung abzustehen und des Rechts zu gewarten". Es schien als ob der nördliche Krieg weitere Dimensionen annehmen, neue Verwickelungen herbeiführen sollte. Schon machte Christian Anstrengungen, um Bundesgenossen und Söldner zu erlangen. Zum Glück für ihn nahm jedoch der Krieg gegen Frankreich die Kräfte des Kaisers in Anspruch. Doch hatte der Zwischenfall zur Folge, daß der Erzbischof von Drontheim, der kurz zuvor bereit gewesen war, mit den Reichsräten des Südens sich zu vereinigen und Christian III. als König anzuerkennen, wieder zurücktrat und die Verwirrung in Norwegen größer ward als zuvor. Dagegen regte sich in den belagerten Städten mehr und mehr der
April 1536. Wunsch nach Frieden. Malmö schloß seinen Vertrag mit Christian, als dieser die alten Freiheiten und die evangelische Lehre bestätigte; auch in Kopenhagen forderte das Volk Unterwerfung, wiewohl Bürgermeister Bogbinder noch immer

burgundische Hilfe in Aussicht stellte, wurde aber von den Kriegsknechten Christophs blutig auseinander getrieben. Erst im Juli erfolgte auch die vertragsmäßige Unterwerfung der Hauptstadt. Die Bürgerschaft erkannte Christian III. als Herrn und König an und gelobte ihm Treue; dafür erhielt sie die Zusicherung, daß sie bei Recht und Gesetz, auch beim Evangelium und der reinen Lehre erhalten werden und ihre Privilegien bewahren sollte. 26. Juli 1536.

Die beiden fürstlichen Häupter Christoph und Albrecht durften mit ihren Kriegsknechten frei nach Deutschland abziehen, doch mußte der Graf, nachdem er fußfällig um Gnade gefleht, einen Eid leisten, daß er nie wieder das Königreich oder die Herzogtümer betreten wolle. Damit waren seine Hoheitsträume zerronnen. Er setzte sein unstätes Leben fort bald im Dienst des Kaisers, bald im schmalkaldischen Heer. Sein Feldoberster Ovelaker wurde in Geldern gefangen gesetzt und auf Antrag des Königs wegen Landfriedensbruchs enthauptet.

Der feierliche Einzug Christians III. in Kopenhagen konnte als Zeichen gelten, daß der Norden fortan sich selbst gehöre, die einheimischen Gewalten und mit ihnen die evangelische Kirchenform siegreich aus den langen Kämpfen hervorgegangen sei. Denn kaum war er im sichern Besitz der Hauptstadt, so nahm er die Durchführung der Reformation in Angriff. In den Herzogtümern war das neue Bekenntnis bereits zur Herrschaft gekommen, seitdem die beiden Bischöfe von Lübeck aus den holsteinischen Adelsgeschlechtern derer von Reventlow und von Rantzau für die Rückerstattung Eutins dem Evangelium freien Lauf gewährt, wenngleich in dem Stift selbst erst nach einem halben Jahrhundert die neue Lehr- und Kultusform vollständig obsiegte. Nun wurden auch in Dänemark entschiedene Maßregeln ergriffen. Nach vorläufiger Verständigung mit den weltlichen Reichsräten gab der König Befehl, alle Bischöfe, selbst seinen treuesten Anhänger Ove Bilde von Aarhus in Haft zu bringen und alle Stiftsgüter in Beschlag zu nehmen. Darauf ward ein allgemeiner Reichsrat angeordnet, zu welchem mit Ausschluß der Geistlichkeit der gesamte Adel, Abgeordnete der Städte und aus allen Harden der Vogt und zwei Bauern berufen wurden. Auf dieser Versammlung einigten sich König, Reichsrat und Adel auf der einen, Städte, Bürger und Bauern auf der andern Seite über die Neugestaltung des Staats und der Kirche auf veränderten Grundlagen. Nachdem man sich friedliches, einträchtiges Zusammenleben und Beschützung des Reichs gegen alle Feinde gelobt, wurde die Macht der Bischöfe abgeschafft; ihre Güter sollten der Krone zufallen, ebenso ein Drittel von den geistlichen Zehnten, um davon gelehrte Männer zu unterhalten, während die beiden andern Drittel den Geistlichen und Kirchen verbleiben sollten. Darauf wurde zwischen König und Reichsrat eine neue Handfeste vereinbart, welche dem Adel ein reiches Maß von Rechten bestätigte oder neu verlieh. Norwegen sollte unter die dänische Krone gezogen und wie eine Provinz des Reichs, nicht wie ein selbständiger Staat behandelt

6. Aug. 1536. Der Reichstag von Kopenhagen.

Aug. 1536.

30. Okt. 1536.

werden. Zugleich verpflichtete sich der Reichsrat, einen Sohn des Königs Christian zum Nachfolger zu wählen.

Begründung der neuen Kirchenform in Dänemark.

Durch diese Beschlüsse des Reichstags von Kopenhagen wurde für Dänemark und die mit demselben vereinigten Länder eine neue Staats- und Lebensordnung geschaffen. Trug auch zunächst der Adel den größten Gewinn davon, indem er seine Besitzungen und Reichtümer bedeutend vermehrte, seine Macht und seinen politischen Einfluß im Reichsrat immer mehr steigerte, so erwuchsen doch auch dem Bürger- und Bauernstand durch die Einführung der Reformation wichtige Vorteile und menschenwürdigere Zustände. Während des kampferfüllten Zwischenreichs hatten die evangelischen Lehren und gottesdienstlichen Ordnungen samt dem lutherischen Kirchenlied Eingang und Verbreitung gefunden. Nicht nur in den Städten, wo die Deutschen das Übergewicht besaßen, auch in allen Orten, die allmählich unter die Herrschaft des protestantischen Königs gefallen, hatte das Evangelium Boden gewonnen. Die Schriften Luthers und der Reformatoren waren übersetzt, die religiösen Fragen in volkstümlichen Flugschriften erörtert, die Zeremonien und das Mönchswesen in Satiren verspottet, durch Eliä und andre einheimische Theologen belehrende Unterweisungen über Glaube und Kultus verfaßt worden. So war schon in weiten Kreisen das Feld zur Aufnahme der evangelischen Glaubensform bestellt, als der Reichstagsbeschluß sie zur Landes- und Staatsreligion erhob. Und nun war Christian III. aufs eifrigste bedacht, dem neuen Kirchenwesen, in welchem seine Überzeugung und seine Autorität wurzelte, feste Grundlagen zu geben durch äußere Formen, wie durch Unterricht und Predigt. Luthers Freund, der thätige Bugenhagen, der einst in Lübeck und in so mancher andern niederdeutschen Stadt das Werk der Kirchenverbesserung durchgeführt hatte, ward nach
12. Aug. 1537. Kopenhagen berufen, wo er zugleich die feierliche Krönung des Königs vornahm, an Stelle der alten Bischöfe sieben Superintendenten weihte, die von den ehemaligen Kirchenhäuptern nur noch den bischöflichen Titel behielten, und die letzte Hand an eine neue Kirchenordnung legte, welche, durch einheimische Geistliche auf lutherischer Grundlage entworfen, nunmehr zur gesetzlichen Einführung kam. Von den alten Bischöfen versöhnten sich einige wie Ove Bilde mit den neuen Verhältnissen und wurden anständig versorgt; der stolze und hoffärtige Joachim Rönnow von Rothschild, der einst der Statthalterin der Niederlande sein Bildnis mit dem Anerbieten seiner Hand und der dänischen Krone übersandt haben soll, mußte, weil er in seiner leidenschaftlichen Opposition beharrte, sein Leben in Gefangenschaft schließen; manche wanderten aus, nachdem sie zuvor die Kirchenschätze für ihren künftigen Unterhalt in Sicherheit gebracht. Die Klöster wurden säkularisiert; für besseren Volksunterricht durch Gründung neuer Schulen Bedacht genommen, die Universitäten reichlicher ausgestattet, für Anstalten der Wohlthätigkeit und Christenliebe Fürsorge getroffen. So wurde Dänemark samt den Herzogtümern in kirchlicher Beziehung ganz an Deutschland geknüpft und

die Verbindung bald darauf durch den Beitritt des König-Herzogs in den Schmalkaldischen Bund besiegelt. Von der Machtstellung der alten Prälatenkirche blieb keine Spur übrig; die neuen evangelischen Prediger und Pfarrherren waren in Abhängigkeit von der Krone und von den adligen Gutsherren, die über die Pfarrstellen und deren Inhaber ein unbeschränktes Patronatsrecht in Anspruch nahmen.

Für Norwegen war der Reichstagsbeschluß von Kopenhagen, der dem In Norwegen.
Lande seine Selbständigkeit und seinen eignen Reichsrat absprach, demütigend und verletzend. Es stand daher zu befürchten, daß Oluf Engelbrechtson, Erzbischof von Drontheim, der bisher so heftig dem lutherischen König entgegengetreten, Bischöfe und Reichsräte, welche denselben anerkannten, mit Tod und Gefängnis bedroht und mit dem burgundischen Hof, mit dem Pfalzgrafen und mit den Anhängern Christians II. Verbindungen unterhalten hatte, den Norden in Aufruhr bringen würde. Als aber der König in Bergen erschien, um sich April 1537.
dort krönen zu lassen und die neuen Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, erkannte der Kirchenfürst, daß seine Macht zu gering sei, um dem Lauf der Dinge Einhalt zu gebieten. Er ließ daher alles Gold und Silber aus seinem eignen Palast und aus den Kirchen der Hauptstadt zu Schiffe bringen und entfloh damit nach den Niederlanden. Nun wurde auch in Norwegen die neue Kirche durch die freie Bauernschaft nach dem Vorbild Dänemarks friedlich begründet, das Kirchengut der Krone verliehen, die erzbischöfliche Würde abgeschafft. Aber erschöpft durch die Anstrengungen der letzten Zeit versank Norwegen in Schwäche und Apathie.

Auch in Island sollte die neue Kirchenordnung eingeführt werden. In In Island.
Skalholt hatte Oddur Gottschalksen, der einst in Wittenberg gewesen und dem Bischof Ögmund als Schreiber diente, Luthers Neues Testament heimlich ins Isländische übersetzt. Ögmund selbst benahm sich zurückhaltend; als er aber wegen früherer Blutschuld gefangen nach Kopenhagen geführt ward, richtete sein 1539.
Amtsnachfolger Gisser Einarsen den Gottesdienst allmählich nach dänischem Muster ein, gestattete den Priestern die Ehe und gab ihnen Anleitung und die nötigen Bücher zu der neuen Christenlehre und Kirchenform. Der treffliche Mann starb jedoch in der Blüte der Jahre, und es bemächtigte sich der papistisch gesinnte 1548.
Bischof Aresen von Holum mit Gewalt des erledigten Kirchenamts in Skalholt und führte wieder die katholischen Gebräuche ein. Zur Verantwortung nach Kopenhagen vorgeladen, verweigerte er den Gehorsam und nahm den zum Nachfolger des Verstorbenen ernannten Bischof oder Superintendenten Morten Einarsen gefangen. Da erhielt der Statthalter Befehl, sich des unbotmäßigen Prälaten zu versichern, worauf Aresen von einem feindlich gesinnten Gutsherrn überfallen und mit seinen beiden Söhnen nach Skalholt geführt wurde. Dort starben alle Nov. 1550.
drei als Hochverräter auf dem Blutgerüst. Nun erhoben aber seine Anhänger das Schwert, mordeten mehrere königliche Richter und den Schreiber des Statt-

halters und widersetzten sich jeder Neuerung. Erst als Schiffe mit Mannschaft auf der Insel landeten, gelang es den Amtleuten und evangelischen Predigern des Aufruhrs Meister zu werden und der Reformation auch in dem fernen Ei-
1554. land, wo einst das germanische Heidentum am längsten der Lehre von dem gekreuzigten Heiland widerstanden, Eingang zu verschaffen. In kurzem war fast jede Spur katholischer Gottesverehrung verschwunden.

Christians Lage in Dänemark. 1536—1559. Durch die Reformation wurde die Herrschaft des Oldenburger Fürstenhauses in den Herzogtümern wie in dem vereinigten Königreich Dänemark begründet und durch die religiöse Übereinstimmung zwischen Oberhaupt und Volk gefestigt. Doch dauerte es noch lange, bis der faktische Zustand allgemein als rechtsbeständig anerkannt ward; noch oft mußte Christian zur Verteidigung gegen drohende Angriffe zu Rüstungen schreiten, und in allen politischen und kriegerischen Verwickelungen der nächsten Jahre richteten die europäischen Mächte ihre Blicke auf Dänemark. Nur mit innerem Widerstreben sah der Kaiser, sah das ganze österreichische Haus die dänische Krone auf dem Haupt des lutherischen Königs. Es erschien den Habsburgern als eine Ehrensache der Familie, den Verwandten das Erbe Christians II. zuzuwenden; wie oft hat Pfalzgraf Friedrich mit Karls und Ferdinands Billigung aufs neue seine Ansprüche in Erinnerung gebracht und Anstalten getroffen, mit den Waffen denselben Nachdruck zu geben. Es kam nie zu einem ernstlichen Krieg; aber mehrmals hat Christian III. sich veranlaßt gesehen, mit den Gegnern des Kaisers, mit Franz I., mit Heinrich VIII., mit dem Herzog von Kleve Verträge abzuschließen oder die Bundesverwandten von Schmalkalden um Hilfe anzugehen.

Mai 1544. Erst durch den Speierer Frieden kam es zu einer Verständigung zwischen dem Habsburger und Oldenburger Fürstenhause. Den kaiserlichen Nichten, der Pfalzgräfin Dorothea, und der nach dem Tod Franz Sforzas von Mailand in zweiter kurzer Ehe an den Herzog von Lothringen verheirateten Christine wurde ein angemessener Brautschatz und dem gefangenen König gegen Verzichtleistung auf die dänisch-norwegische Krone eine mildere Behandlung gewährt; auch den holländischen Städten größere Handelsrechte eingeräumt. Von der Zeit an verbrachte Christian II. seine letzten Lebensjahre in persönlicher Freiheit zu Kallundborg, aber still und vergessen und durch Anfälle von Schwermut und Tiefsinn vielfach beschwert. Er überlebte sogar den glücklicheren Vetter um einige Wochen.

Christian III. † 1. Jan. 1559.
Christian II. † 24. Jan. 1559.

Unterwerfung der Dithmarschen. Zu gleicher Zeit mit dem Speierer Frieden teilte Christian das Herzogtum Schleswig mit seinen Brüdern, also daß er selbst Sonderburg behielt, während Johann in Hadersleben, Adolf in Gottorf ihre Sitze nahmen. Die von dem Kaiser lange zurückgehaltene Belehnung mit dem Herzogtum Holstein nebst den
Aug. 1548. Landen Stormarn und Dithmarschen erfolgte vier Jahre später. Aber die kräftige Bauernrepublik bewahrte noch immer den Freiheitssinn der Altvordern; die Enkel wollten an Mannesmut und Tapferkeit nicht hinter den Siegern von Hemmingstedt zurückstehen (VIII, 473) und verweigerten der herzoglichen Regierung den Gehorsam. Die Zeiten hatten sich jedoch geändert, für republikanische Ge-

meinwesen innerhalb größerer Staaten war kein Raum mehr. Als der Dänenkönig und Herzog Adolf mit Reisigen und Soldknechten unter der Führung Johanns von Rantzau von Süden her in das Land eindrangen, erlag das Bauernheer nach tapferem Widerstand in der Nähe des Hauptorts Heide. Dreitausend ihrer Männer deckten das Schlachtfeld. Nun baten die Achtundvierziger um Frieden. Im Lager der Herren und Ritter überlegte man, ob die trotzige Bauernschaft nicht gänzlich auszurotten sei; nur weil dann das Land längere Zeit unbebaut und unbeschützt bleiben würde, nicht aus Gefühlen des Rechts oder der Menschlichkeit, entschied man sich für Unterwerfung, Und diese erfolgte nun in der strengsten Weise. Die Dithmarschen mußten als Unterthanen den Herzögen Treue und Gehorsam schwören, ihre Freiheiten und Rechte, die sie so lange mit ihrem Herzblut verteidigt, der fürstlichen Hoheit zu Füßen legen. Auf eignem Grund und Boden sollten sie selbst in der Frone drei Festungen erbauen, durch welche man in Zukunft die Zwingherrschaft zu sichern gedachte, sie sollten Schatzung, Landbede und Heeresfolge leisten, die ganze Last der Kriegsentschädigung auf sich nehmen, fußfällig um Gnade bitten und Geiseln stellen. Ja der Feldmarschall schlug vor, alle freien Eigentümer zu gutshörigen zinspflichtigen Leibeignen zu machen. Auf inständiges Bitten ließ man einige Milderungen eintreten; aber mit ihrer Freiheit und republikanischen Selbstverwaltung war es für immer vorbei. „Die gewesenen Achtundvierziger und die gemeinen Einwohner besiegelten noch einmal mit dem alten Siegel des Landes die Unterwerfung, welche ihrer Regierung und der Unabhängigkeit des Landes für immer ein Ende machte; sie mußten nun selbst ihren Widerstand als langwierige Rebellion, Ungehorsam und Widerspenstigkeit bezeichnen. Das versammelte Volk leistete fußfällige Abbitte wegen der begangenen Missethaten; alle schwuren mit entblößtem Haupt auf den Knieen liegend den Eid der Huldigung und Unterthanentreue für sich und ihre Nachkommen." Das Land ergab sich in sein Schicksal. Nur noch einige schwache Zuckungen des Widerstandes zeigten sich. Bald verstummte alles; man fügte sich in die neue Ordnung der Dinge. Die Danebrogfahne, welche einst König Johann eingebüßt, und alle alten Trophäen wurden nach Schleswig und Gottorf geführt, von wo aus man sie später nach Kopenhagen schaffte. Bald wurden auch die altgermanischen Rechtsgewohnheiten durch ein neues Landrecht verdrängt und herzogliche Amtleute und Vögte führten das Regiment.

Juni 1559.

„An dem ganzen Unternehmen hatten die Rantzau den bedeutendsten Anteil, vornehmlich Johann und Heinrich, Vater und Sohn, die im Feld und im Rat den ersten Platz einnahmen. Beide haben sie nachher die Feder ergriffen und der Nachwelt überliefert, was sie selber geleitet und ausgeführt, Johann im heimischen Idiom, einfach und treu, Heinrich für den weiteren Kreis der Gelehrten und Staatsmänner in lateinischer Sprache." Im nächsten Jahr bestätigte der Kaiser die neuen Einrichtungen.

Als der Feldmarschall Rantzau mit dem schlewig-holsteinischen Adel und

Christians III. Regierung u. Charakter. mit heimischem und fremdem Kriegsvolk gegen die Dithmarschen zog, war König Christian III. nicht mehr am Leben. Er hatte stets die Kriegslust seiner Brüder und seiner Ritterschaft zu dämpfen gesucht und schwerlich hätte er es auch jetzt so weit kommen lassen. Die großen Erfolge, die ihm während seiner Regierung zu teil geworden, hatte er mehr durch Unterhandlungen, durch Zuwarten, durch Verträge und Kompromisse erlangt als durch Waffen und Gewalt, die er, wenn es ging, zu vermeiden suchte. Als nach der Beendigung des dänischen Kriegs ernstliche Verwickelungen mit Schweden drohten, brachte er durch eine persönliche Sept. 1541. Zusammenkunft mit Gustav Wasa rasch den Frieden von Brömsebro zu stande; und als in der Folge der Schwedenkönig wegen Aufnahme der drei Kronen in das dänische Reichswappen sich unwillig zeigte, erklärte er, das geschehe nur, um die ehemalige Union der drei nordischen Lande in historischem Andenken zu erhalten; doch vermochte diese Deutung die Eifersucht und den Argwohn des Schwagers nicht zu verscheuchen. In seinen späteren Jahren wendete Christian seine Fürsorge hauptsächlich den kirchlichen Reformen und der Pflege der Wissenschaften zu. Die Universität Kopenhagen wurde durch ihn so gut wie neu gegründet und ein solches Interesse nahm er an den Vorträgen der Gelehrten, daß er bisweilen selbst die Hörsäle berühmter Professoren besuchte. Wie die neue Kirchenlehre so ist auch die Wissenschaft durch ihn aus Deutschland nach Dänemark gezogen worden. Die skandinavischen Lande standen seit der Reformation unter dem vorherrschenden Einfluß des deutschen Geistes. Mit Befriedigung konnte Christian III. auf die Resultate seines Lebens und seiner Regierung zurückblicken, und die Heiterkeit seines Gemüts, die man stets bei ihm wahrnahm, kann als Beweis gelten, daß er von diesem Gefühl selbst erfüllt war. Als sein Vater starb, waren die Aussichten auf den dänischen Thron sehr getrübt; und als er selbst am Neujahrstag 1559 im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters aus der Friedrich II. 1559—1588. Welt schied, herrschte nicht der mindeste Zweifel, daß sein Erstgeborner, Friedrich, sein Nachfolger in dem vereinigten Dänenreich sein würde.

Dänemark seit der Reformation. Unter König Friedrich II. und seinen Nachfolgern schritt Dänemark auf dem Wege selbständiger Entwickelung, den es durch die Reformation eingeschlagen, erfolgreich weiter. Die Handelsmacht Lübecks und der übrigen Hansestädte, die schon durch die Katastrophe unter Wullenweber einen empfindlichen Stoß erlitten, wurde mehr und mehr gebrochen. Die Freibriefe, die jene so lange in den skandinavischen Reichen besessen, wurden aufgehoben; in Kronenburg wie in den schwedischen Seestationen mußten die Kauffahrer Zoll entrichten, der nur ab und zu bei besonderen politischen oder kriegerischen Konjunkturen eine Ermäßigung erfuhr: die niederländischen Städte nahmen an dem Handelsverkehr der Ostsee teil und machten den Wendenstädten beträchtliche Konkurrenz, in die nunmehr auch die Küstenstädte Schwedens und Dänemarks eintraten; in Bergen wurde die republikanische Handelskommune der Hansa mit ihren Privilegien und Monopolen aufgelöst; allenthalben zeigte sich das Bestreben, die Sonderrechte und

genossenschaftlichen Institute des Mittelalters zu brechen und einen Welthandel ins Leben zu rufen, in welchem alle Nationen zur Teilnahme eingeladen werden, gleiche Berechtigung genießen sollten. Selbst der Hering verließ die Küste von Schonen, wo er so lange seine Wohnstätte gehabt, „um der Gottlosigkeit der Menschen willen", wie strenge Kirchenmänner meinten, ein unersetzlicher Verlust für die Fischer der Ostsee. Seitdem die neue Welt im Westen dem Verkehrs- und Kulturleben einen so mächtigen Impuls gegeben, der kaufmännischen Thätigkeit ein so weites Gebiet erschlossen, war für die alten Handelsrepubliken Italiens und Deutschlands die Zeit des Glanzes und der Macht vorüber. Das merkantile und industrielle Leben suchte neue Bahnen und Gestaltungen, die mit der politischen Entwickelung der Staaten mehr im Einklang standen; und an diesem Umschwung hat auch das dänische Volk regen Anteil genommen. Überall gewahrte man in den bürgerlichen Kreisen ein gehobeneres Dasein, gebildetere Lebensformen, ein Wachstum in Wohlstand, in Selbstvertrauen, in menschlicher Kultur und Gesittung. Freilich waren nicht alle Zustände, welche aus der Reformation hervorgingen, so erfreulicher Art; neben den edleren Gütern und Errungenschaften klafften auch Abgründe, traten auch Gebrechen hervor, die das Staatswohl und das öffentliche Leben gefährdeten. Die Macht der Hierarchie war gebrochen, der Reichsrat von den geistlichen Mitgliedern befreit, die monarchische Ordnung auf neue Grundlagen begründet; aber der adlige Herrenstand, durch die Kirchengüter bereichert, stieg auf eine bedenkliche Höhe der Macht und des Einflusses. Der Reichsrat, aus den weltlichen Großen, den Häuptern der vornehmen Geschlechter und Familien zusammengesetzt, war der Mittelpunkt des Staats; im Besitze großer Ländereien und Schlösser, geschützt durch Privilegien und Freiheiten, die sie stets zu mehren bedacht waren, und in sich geschlossen durch gemeinsame Interessen, erwarben sich die Reichsräte eine Machtstellung, welche der Königsgewalt schwere Fesseln anlegte, das monarchische Regiment mit hemmenden Schranken umgab, das öffentliche Recht zum eignen Vorteil beugte, die Regierung zur Vollstreckerin der eignen Beschlüsse und Gesetze, zur Dienerin der Aristokratie herabdrückte. Diese Machtstellung des weltlichen Adels machte sich um so fühlbarer, als demselben nun nicht mehr ein Prälatenstand mit gleichen Geburts- und Standesrechten, mit gleichen Reichtümern und oft mit höherer Bildung gegenüberstand und dessen übergreifende Wirksamkeit durch andre Ziele und Interessen mäßigte und milderte. Die neue Kirche und ihre Behörden und Prediger standen in gänzlicher Abhängigkeit von der königlichen Regierung und den Patronatsherren. Kam es doch im Jahr 1570 vor, daß ein adliger Gutsbesitzer, Georg Lykke, einen Geistlichen hinrichten ließ. Wie Fürsten oder kleine Könige schalteten die mächtigen Edelleute auf ihren zahlreichen Landsitzen, befreit von Steuern und Lasten, im Genusse hoher Rechte, Patrone der Kirchen und Gerichtsherren ihrer eignen unterthänigen Leute.

Einen ähnlichen Entwickelungsgang nahmen die Dinge in Schweden. Nach Die Lage in Schweden.

dem Westeräser Rezeß durfte der Adel von seinen Gütern zurückfordern, was seit Karl Knudson an die Kirche gekommen; doch sollte er sein Recht mit zwölf Zeugen vor Gericht nachweisen. Aber diese Beschränkung wurde wenig beachtet; die Richter nahmen es nicht so genau. So kam es, daß auch hier der Adel oft eigenmächtig zugriff, auch wo die gesetzliche Nachweisung mangelhaft war. „Du und deinesgleichen," schrieb schon im Jahr 1538 der König an den Reichsrat Georg Gyllenstierna, „lebet als wäre weder Gesetz noch Obrigkeit im Lande. Güter, Höfe und ander Eigentum der Kirche, Klöster und Präbenden zu entwenden, dazu sind alle gar sehr willig und bereit und solchermaßen ist jedermann christlich und evangelisch." Er erneuerte das Gebot, daß niemand sich geistliches Gut anmaße, bevor er vor dem König selbst sein Recht dargethan, und forderte zurück, was einzelne unrechtmäßig an sich gebracht. Allein auch dieses Gebot fand wenig Beachtung, und Gustav war so vielfach von auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß er den Gewaltthätigkeiten im Innern nicht mit dem gehörigen Nachdruck entgegentreten konnte. Und als im Laufe der Jahre die Stifter und klösterlichen Institute immer mehr verlassen wurden und verödeten, wie hätte da ein Gesetz der Habgier und Selbstsucht der Großen steuern können? Auch kehrte man sich wenig an die in Westerås festgestellte Zeitbeschränkung. Bei diesem Übergang des Kirchenguts in weltliche Hände kamen die Bauern und Klosterleute übel weg; die leichte Herrschaft des Krummstabs wich einem schärferen Regiment; sie fühlten bald, daß ein schwereres Joch auf ihnen laste. Die Bedrückung der Bauernschaften durch die Grundherren, die Unzufriedenheit über die Steuern und Abgaben, zu denen der König durch die schweren Zeiten und die drohenden Kriegsstürme sich oft genötigt sah, erzeugten Empörung gegen Adel und Vögte. Religiöse und soziale Motive wirkten zusammen. Besonders lebhaft war die Erregung im Süden des Landes, wo die „Grafenfehde" und die dänischen Verwickelungen ihre Wirkungen auch auf die benachbarten schwedischen Landschaften übten. In Småland erhob Nils Dacke, ein Bauer, der wegen eines Mordes in den Wald geflohen, die Fahne der Empörung; bald war sein Anhang auf viele Tausend angewachsen, über West- und
1512. Ostgotland und nach Südermanland verbreitete sich der Aufruhr; die dichten Wälder gewährten Schutz, so daß die Bewegung über ein Jahr andauerte. Die Güter der „Herrenmänner und Hofleute" wurden überfallen, Raub und Mord geübt; ehemalige Mönche und katholische Priester gesellten sich zu den Aufständischen; sie wollten das Christentum wieder aufrichten, verkündigten sie, die schwedische Messe abschaffen, alles in das alte Geschick zurückbringen. Wiederum war Svante Sture zum König ausersehen. Es scheint, daß selbst der österreichische Hof, als man sich noch mit der Hoffnung trug, dem Pfalzgrafen die Krone von Dänemark zu verschaffen, mit dem Insurgentenführer Verbindungen unterhielt. Wenigstens erhob Friedrich den Nils Dacke in den Adelstand. In Småland und auf Öland galt sein Wort mehr als des Königs Befehle. Gustav

wandte auch hier wieder die Mittel an, die ihm aus so mancher schwierigen Lage geholfen: er suchte die geringen Leute durch begütigende Verheißungen zu beruhigen, ermahnte mit ernster Rüge die Herren und Vögte zur Gerechtigkeit und Milde und trat den unbotmäßigen Haufen mit Entschlossenheit entgegen. Zur Abwehr der österreichischen Intrigen schloß er mit Franz I. ein Bündnis, einen „gottlosen Bund“, wie Granvella in einem Brief an die Småländer sich ausdrückte. So wurde er im Sommer 1543 auch dieses Aufruhrs Meister. Von Sommer 1543. allen verlassen irrte Dacke in den blekingschen Wäldern umher, bis er den Pfeilen der Verfolger erlag oder nach andern Nachrichten in Deutschland verschwand.

Diese Erfahrungen überzeugten den Wasa, daß zur Begründung einer Das Erbkönigtum festgestellt. dauernden Ordnung und eines festen Regiments das Königtum einen erblichen Charakter und damit eine stärkere Unterlage erlangen müßte. Nur wenn der Ehrsucht der Großen, welche in Gustav noch immer den glücklichen ebenbürtigen Rivalen sahen, eine unüberwindliche Schranke gesetzt war, konnten die Schöpfungen, die er sich zur Lebensaufgabe gestellt, Befreiung des Landes und Erneuerung der Kirche, zur Vollendung gebracht werden. Seine erste Gemahlin Katharina von Sachsen-Lauenburg, Schwester der Königin von Dänemark, war aus dem Leben geschieden, nachdem sie einen Sohn, Erich, zur Welt gebracht. Darauf Erich geb. 13. Dez. 1533. schloß Gustav eine zweite Ehe mit Margarete, der Tochter eines schwedischen 1536. Magnaten, der im Stockholmer Blutbad seinen Tod gefunden. Sie wurde Mutter von Johann und Karl. Die Nachkommenschaft des Hauses Wasa konnte somit als gesichert gelten, und es war nun des Königs angelegentlichste Sorge, die Ehre und Auszeichnung, die er sich durch seine Thatkraft erworben, seinem Geschlecht zu erhalten. Zu dem Ende hatte er schon im Januar 1540 auf einer 4. Jan. 1540. Versammlung zu Örebro die Häupter des Volks dahin gebracht, daß sie auf sein entblößtes Schwert und auf das Sakrament mit feierlichem Eid gelobten, seine Söhne als die rechtmäßigen Erben des Reichs anzuerkennen. Vier Jahre später wurde durch die Erbvereinigung von Westerås dieses Gelöbnis wiederholt, 13. Jan. 1544. die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht unter den männlichen Erben des Königs festgesetzt, der älteste Sohn Erich als Kronprinz anerkannt und durch feierliche Huldigung in der neuen Würde bestätigt. Dabei ermahnte der König die Versammlung, welcher auch die protestantischen Bischöfe als Reichsstände anwohnten, mit ihm treu zu bekennen und in alle Zukunft festzuhalten das reine Wort Gottes und den evangelischen Glauben an Jesus Christus unsern Erlöser. Das neue Königtum sollte mit der neuen Konfession aufs innigste verwachsen sein. Hatte Gustav anfangs sein Fürstenrecht von Gott und dem Volk hergeleitet, so betonte er von der Zeit an die göttliche Gnade und Allmacht als die Quelle, aus welcher für ihn und seine Leibeserben das Recht herfließe, über die Unterthanen zu herrschen und zu walten und das Schwert der Gerechtigkeit zu führen. In diesem Sinne sollte auch die Geistlichkeit die Lehre von der christlichen Obrigkeit verkünden.

Gustavs Politik und Wesen.

Es ist wunderbar, mit welcher Umsicht und Staatsweisheit Gustav Wasa den neuen Königsbau aufgerichtet und zu sichern gesucht hat. Konnte er auch nicht die Privilegien und die Machtstellung des Adels und Reichsrats brechen, so suchte er der Krone so viele Rechte, Einkünfte und Befugnisse zu erwerben, daß sie als die gebietende Gewalt dastand. Fort und fort war er bemüht, das Krongut zu mehren: die Zahl der königlichen Gehöfte, über alle Teile des Reichs zerstreut, wurde auf zweitausendfünfhundert berechnet; aus den Klöstern und Stiftern wurden die wertvollsten Gegenstände als königliches Eigentum eingefordert; er trieb den größten Handel mit den Produkten des Landes, besonders mit den Erträgnissen der Bergwerke. Bei seinem Tod fand man vier große Kellergewölbe mit Silber und mehrere Vorratshäuser mit kostbaren Waren angefüllt. Und wie viele Anrechte, die bisher schwankend und unbestimmt gewesen und durch Willkür oder Gewohnheit geübt worden waren, hat er der Krone zugesprochen. Unbebaute Grundmarken und Allmenden, Flüsse und Seen, Bergwerke und Waldungen und was alles an diese Besitztümer sich anschloß, wurden als Regalien in Anspruch genommen und die Vergabung gegen Zins und Abgaben dem Königtum vorbehalten. Das Steuerwesen wurde sorgfältig geprüft und reguliert, Freiheit und Pflicht klar gelegt, Dienst und Leistung festgestellt, für die Sicherheit des Landes eine Streitmacht unterhalten. Dabei bewahrte der König dem Volk gegenüber einen patriarchalischen Charakterzug, eine populäre Offenheit. Wie oft trat er in Volksversammlungen und auf Jahrmärkten auf, gab Rechenschaft von seinem Thun, erbot sich treuherzig, alles Unrecht und Fehlerhafte abzustellen, wenn man ihn davon unterrichte und überzeuge; nur solle man Fehde und Aufruhr vermeiden. Das Volk hing an seinem beredten Mund mit der größten Aufmerksamkeit und oft, wenn er den Vortrag seinen Amtleuten überlassen wollte, hörte man den Ruf, er möge doch selber sprechen. Statt der mündlichen Ansprache wählte er auch häufig den Weg von Manifesten und öffentlichen Bekanntmachungen. Gern wies er auf die Sicherheit und den Friedenszustand hin, dessen sich das Land im Vergleich zu der früheren Anarchie erfreue und der jedem gestatte, sein Feld zu bestellen und die Früchte seines Fleißes zu genießen. Stets suchte er in Fühlung mit dem Volk zu bleiben; neben dem Recht von Gottes Gnaden ließ er doch nie die demokratischen Stützen seiner monarchischen Gewalt aus dem Auge. Waren diese Mittel auch mitunter nur Demagogenkünste, er wußte sie erfolgreich zu handhaben. Dabei kamen ihm seine persönlichen Eigenschaften, deren wir früher gedacht, sehr zu statten: seine volkstümlichen Manieren, seine einfache, Vertrauen erweckende Beredsamkeit, sein aufrichtiges, männliches Wesen, sein geordneter Hausstand und die sorgfältige Bewirtschaftung seiner Landgüter, seine mit Überlegung verbundene Thatkraft.

„Erwäget wohl alle Dinge," ermahnte er seine Söhne, „führet sie schnell aus, bleibet dabei und verschiebet nichts auf den kommenden Tag. Ein Ratschlag nicht aus=

geführt zu rechter Zeit gleicht der Wolke ohne Regen bei großer Dürre." Gustavs einflußreichster Rat war ein niederdeutscher Jurist, Konrad Peutinger, genannt Pyhy, ein gewandter kluger Mann, der, zum Großkanzler erhoben, auf Gesetzgebung, Verwaltung und Organisation des Staats, auf die Einrichtung und den Gang der Regierung wesentlich einwirkte, aber als Ausländer und Wohldiener des Königs, dessen Macht er auf alle Weise zu erhöhen beflissen war, bei Adel und Volk verhaßt war. In der Folge wegen Bigamie und unordentlicher Amtsführung angeklagt, schloß er seine Tage in Gefangenschaft zu Westeräs.

Schwedens materieller Aufschwung.

Wie manche Lasten die Umgestaltung des Staats und der Kirche und die unruhigen Zeiten dem Volk auflegen mochten, die Vorteile, die das Land unter Gustav Wasas umsichtiger Regierung gewann, waren so überwiegend, daß die kommenden Geschlechter mit Stolz und Pietät auf diese Zeit der Entstehung des Staats und der Einführung der Nation in das geschichtliche Leben zurückblickten. Waren es vorzugsweise materielle Güter, die dem Lande gewonnen wurden: Verbesserung des Acker- und des Bergbaus, Hebung der Gewerbsamkeit und des Handels, so machte sich doch auch auf andern Gebieten der Einfluß geltend, den der infolge der Reformation vermehrte Verkehr mit Deutschland ausübte. Gerade der Gruben- und Hüttenbau und die Eisenhämmer, die den wichtigsten Zweig der schwedischen Industrie bilden, wurden durch deutsche Bergleute und Eisenschmiede in die Höhe gebracht und vervollkommnet. Die ergiebigsten Eisengruben des Reichs, die von Danemora, wurden einer Gesellschaft übergeben, an deren Spitze ein Stralsunder Bürger, Joachim Piper, stand. Bald trat an die Stelle des alten rohen Osmundseisens das geschmeidigere, veredelte Stangeisen. Auch die großen Sägewerke, welche den seefahrenden Nationen das Schiffbauholz lieferten, waren meistens Erzeugnisse deutscher Industrie und Technik. Ebenso hatte Schweden die Erfahrungen in Handel und Schiffahrt den Deutschen zu verdanken, wenn schon Gustav Wasa es zu einem Hauptanliegen seiner Regierung machte, den alten Lehrmeistern die Vorteile zu entziehen und dem eignen Volk, den Bürgerschaften von Stockholm, Kalmar und andern Küstenstädten zuzuwenden. Handelsverträge mit Frankreich, Holland, England sicherten der Ausfuhr der einheimischen Produkte neue Märkte und beförderten die direkte Einfuhr der fremden Güter. Die Freibriefe, kraft deren in früheren Zeiten die deutschen Hansestädte den gesamten Zwischenhandel in Händen gehabt, wurden teils beschränkt, teils aufgehoben, so daß die Schiffe von Lübeck und Danzig für die eingeführten Waren gleich den übrigen Nationen Zölle und Auflagen entrichten mußten, Einrichtungen, welche ebenso sehr der Krone als der einheimischen Kaufmannschaft zu gute kamen. Und wie sehr der König selbst mit eignen Schiffen und eignen Produkten den Großhandel betrieb, wurde schon erwähnt. Das neubegründete Helsingfors in Finnland, das Gustav durch Verbreitung des evangelischen Christentums und der Heil. Schrift in der Landessprache näher an Schweden zu knüpfen und der abendländischen Kultur entgegenzuführen bemüht war, sollte für den Handel mit Rußland ein Mittelpunkt und Stapelplatz werden

und dem Zwischenhandel von Riga und Reval Konkurrenz machen. Auch zu einer Kriegsflotte wurde der Grund gelegt, wodurch es dem König möglich war, einen Krieg gegen Rußland, der für die Grenzlande sehr verheerend war, zu
April 1557. einem erfolgreichen Resultat zu führen und durch den Frieden von Moskau zu beendigen.

Gustav Wasa und seine Söhne. Die letzten Lebensjahre Gustav Wasas waren durch Sorgen und Kümmernisse getrübt. Er sah von seinen alten Freunden einen nach dem andern dahinscheiden; auch seine geliebte Gemahlin Margarete, die ihm zehn Kinder geboren,
1551. wurde ihm durch den Tod entrissen; diesen Verlust vermochte ihre Nichte Katharina Stenbock, mit der er seine dritte Ehe schloß, nicht zu ersetzen. Vor allem schufen ihm seine Söhne viel Herzeleid. Sein Erstgeborner, Erich, den er noch bei seinen Lebzeiten zum König der Schweden, Goten und Wenden wählen ließ und durch Übertragung des Gebiets von Kalmar samt der Insel Öland mit einer selbständigen Herrschaft ausstattete, war von so heftiger Natur, von so launenhafter Willkür, daß er dem Vater vielen Kummer machte, zumal da er mit seinem Bruder Johann stets in Streit und Feindschaft lebte. Auch diesen zweiten Sohn hatte Gustav mit großen Lehnsgütern in Finnland ausgestattet und dadurch seine Blicke auf Livland gelenkt, wo sich bald, da der Orden der Schwertritter der Auflösung entgegenging und der Heermeister ohne Macht und Autorität war, Rußland, Polen, Dänemark und Schweden um den Besitz stritten.

Gustavs Abschied. Als Gustav Wasa fühlte, daß sein Leben sich dem Ende zuneige, beschied
1560. er die vier Stände des Reichs zu einer Versammlung nach Stockholm auf den 25. Juni. Hier trat er, umgeben von seinen Söhnen, zum letztenmal vor sein Volk, um einen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen, alle zur Treue und Standhaftigkeit zu ermahnen und dann Abschied auf immer zu nehmen. „Vor vierzig Jahren," sagte er, „da ich als verfolgter Flüchtling in der eignen Heimat umherirrte, war das Land elend, unter fremder Herrschaft und einem mächtigen gewaltthätigen Tyrannen unterworfen, und wenig Hoffnung zur Erlösung. Aber Gott hat mir geholfen, wie einst dem Hirten David, und mich ausersehen, daß ich Land und Volk errette von der Tyrannei, es zurückführe zu seinem reinen Wort und Evangelium und dann über dasselbe herrsche vierzig Jahre lang mit vielen Sorgen und Mühen, aber auch zur Wohlfahrt des Ganzen. Für die Liebe und Anhänglichkeit, die ihr mir erwiesen, danke ich euch und bitte zugleich, die Schwächen und Fehler meiner Regierung zu vergeben und zu vergessen. Ich weiß, daß ich in mancher Augen ein harter König gewesen; aber es können Zeiten kommen, da mich Schwedens Kinder gern wieder aus der Erde scharren möchten. Ohne die Sterne zu befragen fühle ich, daß mein Ende nahe ist; darum vernehmt meinen letzten Willen, den ich in gesunden Tagen erwogen und aufgesetzt." Als die Urkunde verlesen und beschworen worden, dankte der König den Ständen, daß sie die Krone bei seinem Stamme erhalten wollten, übergab das Zepter seinem Sohn Erich, segnete und ermahnte sie zur Eintracht und

nahm dann Abschied von seinem Volk. Gerührt blickte die Versammlung dem greisen Herrscher nach, als er, von seinen Söhnen geleitet, das Ständehaus verließ, und manches Auge schwamm in Thränen. Drei Monate nachher, am 29. September 1560, schied Gustav Wasa, der erste König seines Geschlechts, aus dem Leben, voll gläubigen Vertrauens auf Jesus Christus, den Heiland der Welt. 29. Sept. 1560.

Gustav Wasa war eine jener Herrschernaturen, wie sie die Vorsehung zuweilen einem in Not und Zerrüttung liegenden Volk zur Rettung sendet, um die verborgenen Kräfte zu sammeln und aufzurichten und auf ein neues Lebensziel zu verwenden. Solche Naturen üben einen geheimnisvollen Zauber aus auf alles was ihnen nahe kommt und erzwingen sich Gehorsam und Unterwerfung. In dieser geheimnisvollen Macht liegt der Schlüssel zu ihrer Größe und zu ihren Erfolgen; sie beruht mehr auf dem harmonischen Zusammenwirken verschiedener Kräfte und Eigenschaften als auf einem hervorragenden, alles überwältigenden Geist, mehr auf dem instinktiven Gefühl dessen, was im Moment zu ergreifen ist, als auf tiefer Überlegung und Berechnung. Durch welche Mittel und Wege Gustav Wasa zur Höhe emporgestiegen ist, hat der Verlauf seiner Geschichte zur Genüge dargethan: sein öffentliches Leben ist der treueste Spiegel seines Charakters und seiner persönlichen Eigenschaften. Sein Hof war eine Bildungsschule des jungen Adels: hier wurden ritterliche Künste und Übungen gepflegt und belohnt; hier ergötzte sich die schöne Welt in heiterem Tanz und gesellschaftlichen Vergnügungen. Musik und Gesang, für welche der König eine große Zuneigung trug, bildete die Seele der Unterhaltung; in stillen Abendstunden schlug er wohl selbst die Laute, um sein Gemüt harmonisch zu stimmen. War auch sein Sinn mehr auf die praktische Seite des Lebens gerichtet, so hatte er doch auch für die Künste und Wissenschaften einen empfänglichen Geist, und sein wunderbares Gedächtnis ersetzte ihm bei vielen Gelegenheiten die mangelhaften Studien. Für Verbesserung des Unterrichts trug er große Fürsorge und seinen Kindern ließ er eine treffliche Erziehung geben. Erich war im Lateinischen sehr gewandt. Was aber dem König vor allem die Achtung und Liebe des schwedischen Volks verschaffte, war seine aufrichtige Frömmigkeit und sein sittliches Leben. So gern er sich mit schönen Frauen unterhielt, hat man doch nie von Liebschaften gehört; nie hat er sich mit Buhlerinnen abgegeben; keine illegitimen Kinder waren zu versorgen. „In Summa," heißt es in einer alten Chronik, „Gott hatte ihn begabt vor allen andern mit großer Geschicklichkeit, hohem Verstand und manchen fürstlichen Tugenden, so daß er es wohl wert war, das königliche Zepter und die Krone zu tragen. Denn nicht allein, daß er verständig und geschickt war, er war auch mannhaft und tüchtig, in Urteilen scharfsinnig und gerecht und bei vielen Gelegenheiten gutmütig und mitleidig."

Charakter und Eigenschaften.

XV. England unter König Heinrich VIII. und Schottland unter den Stuarts.

Litteratur. Der folgenden Darstellung liegt des Verfassers eignes größeres Werk zu Grunde, das ursprünglich auf vier Bände berechnet eine Gesamtdarstellung der englischen Kirchen- und Sektengeschichte umfassen sollte und darum den Titel führte: Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten von Großbritannien. Leipzig 1845, 1. Bd. und 1853, 2. Bd. Es wurde aber mit der Reformation von England und Schottland abgeschlossen und dann auch unter dem Titel: Geschichte der Reformation von Großbritannien von Dr. Georg Weber aufs neue ausgegeben. In der Vorrede zum zweiten Band (1853) heißt es: „Mit dem gegenwärtigen Band ist die Reformationszeit in England, Schottland und Irland zum Abschluß geführt, die zu ihrem Verständnis keiner Weiterführung bedarf, keine Ergänzung weder vorwärts, noch rückwärts erheischt. Es ist somit eine Geschichte der Kirchenreformation in den nunmehr vereinigten drei Reichen, und zwar für England und Irland unsres Wissens die erste aus den Quellen geschöpfte und dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft entsprechende Bearbeitung dieser gewaltigen Zeitperiode in deutscher Zunge." Zur Vervollständigung der Geschichtslitteratur wollen wir die wichtigsten Quellenschriftsteller angeben, die sowohl bei jener ausführlicheren als bei dieser zusammenfassenden Arbeit benutzt worden sind: Außer den schon früher erwähnten Werken über die englische Landesgeschichte von Hume, Lingard, Rapin de Thoyras, Mackintosh u. a. und der umfassenden Sammlung der Reichsgesetze (Statutes of the Realm) und den »Calendars of State papers« kommen hier besonders in Betracht: 1. für England: Strype, Historical memorials ecclesiastical and civil cet. Lond. 1721, 3 voll. Fol. und von demselben Memorials of Archbishop Cranmer, 2 voll. Oxf. 1840 und The life and acts of Matth. Parker. Oxf. 1831, 3 voll.; Wilkins, Concilia magnae Brit., 4 voll. Fol.; John Foxe, Acts et monum. of martyrs. Lond. 1559, Fol.; The history of the reformation of the church of England by Gilb. Burnet. London 1825, 6 voll., 8 und in verschiedenen älteren Ausgaben: by Heylin. Lond. 1674, Fol.; by Henry Soames. Lond. 1825, 4 voll.; History of the church of England by Fuller. Fol. (besonders für die Klostersäkularisationen von Bedeutung); J. Collier, An ecclesiastical history of Great-Britain. 1708, Fol.; Henry Hallam, Constitutional history of England from the accession of Henry VII. cet. Lond. 1827, 3 voll.; Hist. of Engl. from the fall of Wolsey to the death of Elizab. by J. A. Froude. Lond. 1861 ff., 6 voll., neue Ausg. 1881; C. Geikie, The english reformation, 10. Aufl. Cambridge 1881; Huber, Die englischen Universitäten, 2 Bde.; Phillips, Life of Cardinal Pole u. a. W. — 2. Für Irland: Leland, History of Ireland, 3 voll.; Mant, History of the church of Ireland. Lond. 1841, 2 voll. — 3. Für Schottland: Außer den schon früher angeführten Geschichtswerken von Buchanan, Robertson und Tytler: Pinkerton, Hist. of Scotland. Lond. 1792, 2 voll.; Spottswood, History of the church of Scotland. Lond. 1668; Keith, History of the affairs of church and state in Scotl. Edinb. 1734, Fol.; Cook, History of the reform. in Scotl. Edinb. 1819, 3 voll.; The history of the reformation of Religion in Scotl. by J. Knox ed Will. Mac. Goven. Glasg. 1832; Hetherington, History of the church of Scotland. Edinb. 1848, 2 voll., 7 ed.; Thom. Stephen, Hist. of the ch. of Scotl. Lond. 1843, 3 voll.; Calderwood und andre Publikationen der Wodrow-society; Thom. M'Crie, Life of John Knox. Lond. 1839, 6 ed. im Auszug von

Planck. Göttingen 1817; Pet. Lorimer, Precursors of Knox or memorials of Patrick Hamilton. Edinb. 1857. Ferner die deutschen Werke über die schottische Reformations- und Kirchengeschichte von Gemberg (Die schott. Nationalkirche, Hamburg 1828), Sack (Die Kirche von Schottl., Heidelb. 1844), von Rudloff (Gesch. der Reformation in Schottl., Berlin 1847, 1849, 2 Bde.), Sydow (Die schott. Kirchenfrage), Jul. Köstlin (Die schott. Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältnis zum Staat, Hamb. u. Gotha 1852).

1. Heinrich VIII. und Kardinal Wolsey.

Unter den günstigsten Verhältnissen bestieg Heinrich VIII., der zweite Tudor, den englischen Thron. Heinrich VIII. 1509—1547. Die Rosenkriege hatten die Reihen der unbotmäßigen Feudalherren gelichtet und in die alten Geschlechter neue Menschen eingeführt, die sich fügsam um den Thron scharten und die Erhöhung der königlichen Souveränität beförderten; der kluge haushälterische Heinrich VII. hatte den öffentlichen Schatz gefüllt, im Handel und in der Gewerbthätigkeit Leben geschaffen, mit dem Auslande vorteilhafte Verbindungen angeknüpft, den Wissenschaften das Feld zum Anbau bereitet (VIII, 914 ff.). Heinrich VIII. hatte eine gelehrte Erziehung erhalten; als der zweite Sohn sollte er in den geistlichen Stand treten; erst als sein älterer Bruder Arthur kurze Zeit nach der Vermählung mit der Infantin Katharina in einem Alter von sechzehn Jahren starb, wurde er in die Rechte des Thronerben eingesetzt. Wir wissen, daß er dem Bruder auch in der Ehe nachfolgte mit päpstlicher Dispensation. Bei der feierlichen Krönung war Katharina bereits seine angetraute Gemahlin und wohnte an seiner Seite den glänzenden Festlichkeiten bei. Auch nach der Übernahme der Regierung zeigte sich Heinrich den Wissenschaften und Künsten hold. In ihm sahen die Humanisten den Wiederhersteller des Augusteischen Zeitalters, den Protektor der klassischen Studien, den Begründer einer neuen Ära, in welcher die Philosophen herrschen würden. Wie überschwenglich ergingen sich die Häupter des Humanismus, Erasmus und seine englischen Freunde Thomas Morus, Johann Colet und so viele andre, in Lobpreisungen, in Schmeicheleien, in enthusiastischer Bewunderung gegen den zweiten „Octavius"! Und er hat ihre Erwartungen nicht getäuscht. Es wurde schon erwähnt, welcher Gunst und Gnadenerweisungen sich Erasmus bei dem König und in den gelehrten Hofkreisen zu erfreuen hatte und wie sehr sich derselbe stets den englischen Gönnern und Freunden verpflichtet fühlte. Und auch in späteren Jahren, als Willkür und Leidenschaft das Gemüt des Königs verhärteten und seinen Sinn ablenkten von den veredelnden Impulsen menschlicher Wissenschaft, hat er die Liebe für die Künste und für die Träger des geistigen Lebens nie ganz verloren. Insbesondere erfreuten sich Maler und Architekten stets seiner Gewogenheit. Aber wie bei den Fürsten Italiens die Pflege der humanistischen Studien und der künstlerischen Produktionen mit Sinnlichkeit und fleischlicher Lust, mit leidenschaftlichen Trieben und Lastern verbunden war, so drang auch bei Heinrich VIII. die Bildung nicht in das Innere;

ihm dienten die geistigen Beschäftigungen nur als äußerlicher Schmuck, als Quelle und Mittel erhöhter Genußsucht und Lebenslust. Ihm stand die Wissenschaft auf gleicher Stufe mit den glänzenden Hoffesten, mit den Turnieren und Ritterspielen, mit der Prachtentfaltung bei öffentlichen Aufzügen, an denen Heinrichs Herz so großes Gefallen fand. Seiner Eitelkeit schmeichelte es, in keiner Richtung und Lebensäußerung, welche in jener strebsamen, vielbewegten Zeit zum Vorschein kam, hinter den andern Potentaten zurückzustehen.

Wolsey. Die meisten dieser Eigenschaften teilte der Günstling, Thomas Wolsey. Von geringer Herkunft schwang er sich durch die Gewandtheit seines Geistes, durch das Talent rascher Auffassung und Lösung schwieriger Fragen, durch vielseitige Thätigkeit und unverwüstliche Arbeitskraft in Kirche und Staat auf die höchste Stufe, die einem Unterthanen erreichbar ist. Er wurde Kanzler des Reichs, Leiter der auswärtigen Angelegenheiten und allmächtiger Minister des Königs; zum Erzbischof von York gewählt erhielt er vom Papst die Würde eines Kardinallegaten und die mächtigsten Fürsten der Zeit suchten ihn durch Geschenke, Jahrgelder und Auszeichnungen aller Art auf ihre Seite zu ziehen, um durch ihn die schwankende und ziellose Politik des englischen Monarchen bald dahin, bald dorthin zu lenken. Selbst auf die päpstliche Krone hat Wolsey sich zweimal Hoffnung gemacht; daß diese Hoffnung getäuscht wurde, hat er dem Kaiser nie verziehen. Er war es, der seinen Herrn bewog, auf Frankreichs Seite zu treten (S. 290) und den Gedanken der Ehescheidung nährte. Im Besitz mehrerer Bistümer, einträglicher Ämter und Benefizien, mit Geschenken und Jahrgeldern überschüttet, erlangte der Kardinal solche Reichtümer, daß er mit dem König an äußerer Pracht, an Luxus und prunkendem Aufwand wetteifern konnte. Weltlust und geistlicher Ehrgeiz wirkten gleich mächtig in ihm. Er forderte augenfällige Beweise der Ehrerbietung und ließ sich mit gebeugtem Knie bedienen. Seine Kenntnisse waren nicht tief; doch war er bewandert in der scholastischen Theologie des Thomas von Aquino, für welche er auch den König zu interessieren wußte, und setzte zugleich eine Ehre darein, als Freund und Beförderer der humanistischen Studien zu gelten, an denen damals die vornehme Welt Gefallen fand. Er berief den spanischen Gelehrten Vives nach Oxford und beschenkte Erasmus mit dem Einkommen einer Pfründe; er gründete eine Lehranstalt in seiner Vaterstadt Ipswich und ein Kollegium zu Oxford, wozu er mit päpstlicher Erlaubnis die Einkünfte der Abtei Frideswithen und andrer klösterlichen Institute verwendete. Seine Stiftung bildete die Grundlage des Christ-Church-Kollegiums, der großartigen Anstalt, die der König in der Folge vollendete und mit der Abteikirche als Kathedrale in Verbindung setzte.

Heinrichs VIII. politische Stellung. Viele Jahre war Kardinal Wolsey die Seele des öffentlichen Lebens in England. Er nahm dem König die Staatsgeschäfte ab und befreite ihn von den Sitzungen des geheimen Rats; er leitete die politischen und diplomatischen Unterhandlungen mit dem Auslande; er veranstaltete Zusammenkünfte des Königs

mit Franz I., Karl V., mit andern fürstlichen Häuptern und sorgte, daß bei solchen Gelegenheiten der englische Monarch den Glanz und die Pracht entfalten konnte, woran sein Herz sich so gern weidete. Noch lange erhielt sich in Geschichte und Erzählung die Erinnerung an das „Lager von Goldstoff“, zwischen Ardres und Guines, als an der Grenze der englischen Besitzungen auf französischem Boden die beiden Monarchen diesseits und jenseits des Kanals mit dem glänzendsten Gefolge von Rittern und Hofleuten zusammentrafen, um unter Festen, Spielen und Herrlichkeiten über politische Dinge zu verhandeln. Aber auf den Gang der großen Weltbegebenheiten vermochte weder der wankelmütige König von England, dem zu der gebieterischen Rolle, die sein Stolz erstrebte, die notwendige Geisteskraft und Charakterstärke fehlte, noch sein von Selbstsucht, Ehrgeiz und persönlichen Motiven geleiteter Günstling eine erfolgreiche Wirksamkeit zu üben.

Juni 1520.

Seine Stellung zu der reformatorischen Bewegung.

Es hatte nicht den Anschein, daß Heinrich VIII. in Beziehung auf die religiösen Fragen der Zeit eine andre Richtung einschlagen würde, als die gleichzeitigen Monarchen Franz I. und Karl V. Wissen wir doch zur Genüge, wie feindselig seine Haltung gegen Luther und die deutsche Reformation war (S. 427). Und als die Lollharden, angeregt durch das frische Geisteswehen des Kontinents sich wieder mehr aus der Verborgenheit herauswagten, zeigte sich der König als der echte Sprößling der Lancasters (VIII, 68 ff.). Nirgends wurde das Einbringen und Lesen lutherischer Schriften strenger verboten und geahndet als in England. Die scholastischen Doktrinen sollten in voller Geltung bleiben, und doch wurden in den Hofkreisen die klassischen Studien und die griechische Sprache begünstigt und von geistlichen und weltlichen Würdenträgern gehegt und gepflegt. Aber es ist uns ja bekannt, wie geringschätzig die meisten Humanisten auf die reformatorischen Bestrebungen herabblickten und wie sehr sie sich hüteten, ihr „menschlicheres“ Wissen aus der idealen Höhe in die Kreise des gemeinen Lebens herabzuziehen, ihre Schätze, das Sondergut der aristokratischen Gesellschaft, vor der profanen Menge zu enthüllen und ihre Weisheit auf der Gasse zu zeigen. Es ist sehr bezeichnend für die Richtung und den Charakter dieser Verehrer der antiken Weisheit, daß gerade der Mann, der durch Geist und Verstand, durch Ironie und satirischen Witz, durch Kenntnisse und Bildung eine so hohe Stellung in den Humanistenkreisen einnahm, daß Thomas Morus, noch ehe er durch Wolseys Fall zur Würde eines Lordkanzlers gelangte, sich durch Verfolgungseifer auszeichnete.

Reformatorische Schriften in England. Ketzerverfolgungen.

Trotz des strengen Verbots gegen Verbreitung häretischer Schriften wurden durch Flüchtlinge von Antwerpen aus viele Bücher reformatorischen Inhalts in englischen Übersetzungen auf Schleichwegen eingebracht, sowohl gelehrte Werke aus Wittenberg und Zürich, als insbesondere populäre Flugschriften, die in Deutschland der Neuerung so großen Vorschub geleistet. Richter und Amtleute wurden angewiesen, die Geistlichkeit zu unterstützen bei Unterdrückung solcher Bücher, unter denen nicht bloß verschie-

dene Werke von Luther und Zwingli, sondern auch satirische Volksschriften wie „Vom Begräbnis der Messe", „Der ungerechte Mammon" gegen die Werkheiligkeit, „Vom Gehorsam eines Christenmenschen", gegen Cölibat, Mönchsgelübde, Heiligendienst, „Die Enthüllung des Antichrists" und andre namhaft gemacht sind. Die „Bittschrift der Bettler", worin Klage geführt ward, daß die Armen durch die Ordensbrüder in ihren Almosen verkürzt und nur die Seelen der Reichen, die das Geld für Ablaß aufbringen könnten, aus dem Fegfeuer erlöst würden, fand so viele Leser, daß sich Morus veranlaßt sah, durch eine Gegenschrift „Supplikation der Seelen" ihre Wirkung zu schwächen. Ein junger Gelehrter von Oxford, Johann Frith, wagte es, diese Verteidigungsschrift des Humanisten für das Purgatorium durch eine Gegenschrift zu widerlegen, lud aber dadurch so sehr den Groll des gelehrten Staatsmannes und Verfechters der streitenden Kirche auf sich, daß er, als er auch Zwinglis Auffassung in der Lehre vom Abendmahl verfocht, ins Gefängnis gebracht und mit einem seiner Anhänger auf
4. Juli 1533. Smithfield den Flammen übergeben ward. Frith war ein Gehilfe und Mitarbeiter von Wilhelm Tindal gewesen, der in den Niederlanden durch seine englische Bibelübersetzung (aus dem Grundtexte nach Erasmus) der Reformation seines Vaterlandes
1525–1535. einen bedeutenden Impuls gab. Sein Werk erschien zu wiederholten Malen und fand weite Verbreitung unter allen Ständen; der Märtyrertod, den der Verfasser durch die
1536. Theologen von Löwen zu erleiden hatte, mehrte den Ruhm seines Namens in den Augen seiner reformatorisch gesinnten Landsleute. Tindals Übersetzung der Heil. Schrift bildete in der Folge die Grundlage der englischen Bibel. Einige Jahre zuvor war auch Thomas Bilney, ein populärer Prediger, als Irrlehrer in den Flammen gestorben; und wie viele Menschen geringen Standes, besonders heimliche Anhänger Wiclefs, teilten dasselbe Schicksal! Noch in seiner Grabschrift hat sich Morus selbst gerühmt, daß er Dieben, Mördern und Ketzern stets ein strenger Richter gewesen.

Resultate. Die gemeinsame Opposition, welche König, Adel und Geistlichkeit der lutherischen Neuerung entgegensetzten, schien das Inselreich zum festen Anker der römisch-katholischen Kirche im Norden und im Bund mit Frankreich und Spanien zum starken Bollwerk des Papsttums machen zu sollen. Denn wenngleich im Parlament vom Jahr 1529 scharfe Worte gegen die in Kirche und Klerus herrschenden Mißbräuche gesprochen wurden, und die Ansicht hervortrat, man müsse einer weitherzigeren Auffassung des Christentums die Pforten öffnen, so hatten doch solche Äußerungen keine größere Tragweite, als die Gravamina der katholischen Fürsten und Stände auf deutschen Reichstagen. Es mußte ein neues Moment, ein stärkerer Hebel hinzutreten, um Roms Macht und geistliche Herrschaft in England unter Heinrich VIII. zu Fall zu bringen.

Heinrich und Katharina von Aragonien. Ein solches durchgreifendes Moment bot die häusliche Angelegenheit des Königs. Als Heinrich VII. nach dem Tode seines Erstgebornen, Arthur, bei Papst Julius II. eine Dispensationsbulle auswirkte, kraft deren Heinrich, nunmehr Prinz von Wales, auch in der Ehe der Nachfolger seines Bruders werden dürfte, hatte er zunächst die Absicht, seinem Lande die reiche Mitgift und die vornehme Verwandtschaft zu erhalten, denn bei der Jugend des Sohnes war eine Vollziehung der Heirat noch nicht möglich. Ja der Thronfolger wurde sogar vermocht, bei dem Bischof von Winchester eine urkundliche Verwahrung dagegen niederzulegen. Bei Theologen und Kanonisten herrschten manche Zweifel,

ob die dispensierende Gewalt des Papstes sich so weit erstrecke, daß sie ein Ehebündnis zwischen so nahen Blutsverwandten gestatten dürfe. Die Heil. Schrift wie die Autorität des Thomas von Aquino waren dagegen. Es schien nicht unmöglich, daß die Legitimität der Kinder, somit das Thronfolgerecht, dadurch streitig werden könnte. Ungeachtet dieser Bedenken wurde nach dem Hingang des siebenten Heinrich die Vermählung vollzogen und die Verwahrung faktisch aufgehoben. Heinrich lebte nun viele Jahre in glücklicher Ehe mit Katharina und erzeugte mit ihr mehrere Söhne und Töchter, die aber alle in der Jugend starben, bis auf die einzige Maria. Diese wurde denn auch, als die Kränklichkeit der Königin keine Aussicht auf einen männlichen Erben mehr zuließ, zur Thronerbin erklärt, obwohl in der englischen Geschichte noch nicht der Fall vorgekommen war, daß eine Königin mit eignem Recht regiert hätte. Mit der Zeit erhoben sich jedoch auch bei dem König Zweifel, ob die Ehe mit der Schwägerin nach göttlichem und menschlichem Recht zulässig sei. Schien doch das Hinsterben seiner Kinder die Drohworte der Heil. Schrift (3. Mos. 20, 21) gegen einen solchen Ehebund zu bestätigen. Auch fürchtete er, das Erbfolgerecht seiner Tochter könnte angefochten werden. Schon bei der ersten beabsichtigten Verlobung derselben waren solche Bedenken erhoben worden.

Um die Zeit, da Heinrich in die Heil. Liga eintrat (S. 290) scheint der Gedanke einer Scheidung ernstlich in ihm erwacht zu sein. Wolsey bestärkte den König hierin, um sich an dem Kaiser zu rächen, weil dieser ihm nicht zu der päpstlichen Krone verholfen. Mit Katharina lebte der Kardinal ohnedies nicht im guten Einvernehmen. „Sein anmaßendes und leichtfertiges, durch Ausschweifungen anstößiges und dabei doch priesterlich-herrschsüchtiges Thun und Treiben war der sittsam ernsten Königin in tiefster Seele verhaßt.“ Der Wunsch, einen männlichen Thronerben zu erhalten, die abnehmende Neigung zu seiner um mehrere Jahre älteren, kränklichen und aller Schönheit ermangelnden Gemahlin, deren religiöse und kirchliche Rigorosität und asketische Strenge nicht geeignet war, den lebensfrohen, genußsüchtigen Fürsten zu befriedigen, und vor allem seine wachsende Liebe für die schöne Anna Boleyn, die Tochter eines englischen Edelmanns, welche einst die Königstochter Maria bei ihrer Vermählung mit Ludwig XII. (IX, 857) als Ehrendame begleitet, dann mehrere Jahre am französischen Hof gelebt hatte und kurz zuvor in ihre Heimat zurückgekehrt war, dies alles bestärkte den König in dem Gedanken an eine neue Ehe. Annas schöne schlanke Gestalt, ihr anmutiges Wesen, ihre eleganten Manieren, ihre Talente für Gesang, Saitenspiel und Tanz, und die Künste der Gefallsucht, welche sie in Paris gelernt, lenkten bald die Blicke der vornehmen Welt auf die junge Edeldame. Percy, der Sohn des Grafen von Northumberland, bot ihr seine Hand an; aber die Hast, womit der König die Verbindung hintertrieb, verriet seine eignen Gefühle. Anna widerstand den Bewerbungen Heinrichs und steigerte durch ihre Zurückhaltung seine Neigung zur Leidenschaft. Er mußte indessen lange warten, ehe

Die Ehescheidungsfrage.

Anna Boleyn.

er zum Ziel seiner Wünsche kam. Als Wolsey bei Clemens VII. während des Kriegs zuerst in Anregung brachte, es möchte die Dispensationsbulle widerrufen und der König zu einer neuen kirchlichen Eheschließung ermächtigt werden, zeigte sich der Papst nicht abgeneigt, er hoffte dadurch das Bündnis noch mehr zu befestigen; doch gab er keine bindende Zusage, um auch gegenüber dem Kaiser, der eine solche Kränkung seiner Muhme nimmermehr ruhig hingenommen hätte, freie Hand zu behalten. Auch schien es zu bedenklich, die Ungültigkeit eines päpstlichen Ausspruchs auf Grund der Heil. Schrift zu verkünden. Nach seiner Gewohnheit, durch diplomatische Schachzüge sich für den Augenblick aus kritischen Lagen zu ziehen, entsandte er den bei Hofe beliebten Kardinal Campeggio nach England, um im Verein mit Wolsey die Sache zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Man suchte zunächst die Infantin Katharina zur freiwilligen Verzichtleistung auf ihre Stellung und Würde und zum Eintritt in ein Kloster zu bewegen; die Rechte ihrer Tochter sollten dabei ungefährdet bleiben. Aber die Königin wies die Zumutung entschieden zurück: sie behauptete hoch und teuer, ihre Ehe mit Arthur sei wegen zu großer Jugend nie zum Vollzug gekommen, sie sei bei dessen Tod eine unberührte Jungfrau gewesen; ihr jetziger Ehebund sei vor Gott geschlossen und von der Kirche gesegnet worden, und sie wolle darin leben und sterben. Vergebens hofften die beiden Kardinäle durch ein richterliches Verfahren die Königin zu einem andern Entschluß zu bringen: sie wiederholte ihre Beteuerung, verwarf das englische Gericht, vor dem sie kein Recht erwarten könne, und legte Berufung an den heil. Vater in Rom ein. Das geschah um die Zeit, da in Cambrai der Friede vereinbart wurde. Bald nachher feierten die beiden Häupter der Christenheit ihre Versöhnung in Bologna. Wie hätte nun der Papst in eine Sentenz willigen können, womit er den Kaiser beleidigt und zugleich durch Aufhebung einer gesetzlich erlassenen Bulle die Autorität des Pontifikats gefährdet hätte? Er entzog daher den beiden Kardinälen die Vollmacht, in der Ehescheidungssache rechtsgültig zu erkennen, und verlegte durch die „Avokationsbulle“ die weitere Untersuchung vor das geistliche Gericht in Rom, ein Beschluß von weltgeschichtlicher Bedeutung, dem zunächst Wolsey zum Opfer fiel.

Aug. 1529.

Wolseys Ungnade und Ausgang.

Als der Kardinal den König in dem Ehescheidungsgedanken bestärkte, hatte er die Absicht, eine innige Verbindung mit Frankreich zu bewirken, die politische Vereinigung der beiden Reiche durch Familieninteressen zu befestigen. Da kam ihm nun die Neigung des Königs zu Anna Boleyn sehr ungelegen. Die Geliebte gehörte einer Familie an, die, obwohl populären Ursprungs, sich eine Stelle unter den vornehmsten Geschlechtern errungen hatte und eine mächtige Verwandtschaft zählte. Ihr Vater Thomas Boleyn, Viscount von Rochford, hatte sich mit der Tochter des Herzogs von Norfolk vermählt; der Bruder ihrer Mutter, Thomas von Norfolk, bekleidete die Stelle eines Großschatzmeisters und gehörte zu den einflußreichsten Räten Heinrichs. Er galt als das Haupt der Adelspartei, welche die geistlichen Ratgeber, insbesondere den Kardinal aus der politischen Machtstellung zu verdrängen suchte. Auch Graf Suffolk war

mit ihnen einverstanden. Mit Hilfe Annas, die nach der Abreise Campeggios ihre Wohnung wieder im Schlosse nahm und aus manchen persönlichen Ursachen dem mächtigen geistlichen Herrn im Herzen abgeneigt war, gelang es nun den gegnerischen Edelleuten den König gegen Wolsey einzunehmen: seiner Falschheit und Zweideutigkeit sei es zuzuschreiben, daß der Scheidungsplan nicht zur Ausführung gekommen; in allen seinen Handlungen habe er die Ehre des Monarchen und des Reichs seinem eignen Ehrgeiz, seinen persönlichen Interessen nachgestellt. Der König vermochte den vereinten Angriffen seiner Umgebung gegen den Günstling nicht lange zu widerstehen. Er ließ ihm das Reichssiegel abfordern, das dann der Rechtsgelehrte Thomas More empfing, Okt. 1529. und bildete ein neues Kabinett, in welchem Annas Vater und Oheim, Rochford und Norfolk und ihr Freund Suffolk die leitenden Häupter waren. Noch war die alte Zuneigung gegen den Kardinal in Heinrichs Gemüt nicht ganz erloschen; er verwies ihn auf einen Landsitz und ließ ihn im Genusse großer Einkünfte, und als er hörte, wie tief dem Prälaten die königliche Ungnade in die Seele schnitt, wie er jammerte und sich kläglich gebärdete, suchte er durch einige Zeichen von Freundschaft das zerknirschte und gebrochene Herz des Gebeugten zu stärken und aufzurichten. In offener Straße sich auf die Knie werfend ergriff der Ärmste den Ring, den der König ihm zusandte. Er hatte sein ganzes Dasein auf Fürstengunst gegründet; als diese Stütze zusammenbrach, stürzte er verzweiflungsvoll in die Grube. Auch in York, wo Wolsey einige Zeit nachher seinen Wohnsitz aufschlug, erreichten den in Schmerz Zerfließenden noch einige Beweise königlichen Mitleids, bis es endlich den Gegnern gelang, ihn unter die Anklage einer Übertretung der Reichsgesetze zu bringen. Zuerst wurde das alte Statute of Praemunire (VIII, 42) gegen ihn angewandt, weil er sich von Rom die Legatenwürde verschafft und eine umfassende geistliche Autorität geübt habe. Dies war seit mehr als einem Jahrhundert nur allzu häufig geschehen, ohne daß es dem Betreffenden zur Last gelegt worden. Man pflegte nachträglich bei dem König die Lizenz oder Indemnität einzuholen, wie auch Wolsey gethan hatte. Dennoch stand der Erzbischof von jeder Verteidigung ab, sich allein auf die Gnade des Monarchen berufend, ein Verfahren, durch das die gesamte englische Geistlichkeit in Mitschuld verflochten ward, da ja alle die Legatengewalt anerkannt und unterstützt hatten. In der That wurde auch vom Gericht das Strafurteil gefällt, daß Wolsey Gut und Freiheit verwirkt habe, aber es kam nicht in seiner ganzen Strenge zur Anwendung. Wenn sich gleich der König den von Wolsey aufgeführten Palast Yorkhouse in Westminster, später Whitehall genannt, nebst allen Schätzen und Kleinodien aneignete, so blieben demselben doch immer noch solche Einkünfte, daß er nach wie vor in königlicher Pracht leben konnte. Aber gerade durch diesen mit Ostentation zur Schau getragenen Aufwand scheint er die Gegner zu neuen Angriffen gereizt zu haben. Man schrieb ihm die Absicht zu, sich eine Partei in der Geistlichkeit zu gewinnen. Er wurde des Hochverrats angeklagt, und von dem Herzog von Norfolk in Haft genommen. Auf dem Wege 29. Nov. nach dem Tower starb er in Leicester-Abtei im sechzigsten Jahr seines Alters, vielleicht 1530. auf seinen Wunsch mit fremder Beihilfe. „Hätte ich Gott so eifrig gedient wie dem König," lautete sein letztes Bekenntnis, „er würde mich nicht in meinen grauen Haaren verstoßen haben." So starb der Mann, der durch die Laune des Glücks mit wenig ausgezeichneten Eigenschaften so hoch gestiegen und um so geringer Vergehen willen so tief erniedrigt worden ist!

2. Abschaffung des päpstlichen Primats und Gründung der englischen Nationalkirche.

Die Stimmung im Land. Als der Kardinal aus dem Leben schied, hatte der König seinen letzten inneren Kampf ausgekämpft. Eine feierliche Gesandtschaft hatte noch einmal versucht, den Papst auf andre Gedanken zu bringen; aber wie hätte Clemens in dem Augenblick, da Karl V. in Augsburg der römischen Kirche so kräftigen Beistand leistete, denselben so tief kränken sollen. Die hingeworfene Drohung der Botschafter, wenn der König keine Gerechtigkeit bei dem heil. Vater finde, werde er sich solche in seinem eignen Reich verschaffen, machte keinen großen Eindruck. Die Vergangenheit des Monarchen schien für seine treue Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl zu bürgen. Nun traten aber Anzeichen hervor, die diesen äußersten Schritt voraussehen ließen. Auf den Rat eines Theologen in Oxford, Thomas Cranmer, hatte der König die beiden Landesuniversitäten und mehrere gelehrte Körperschaften des Auslandes um Gutachten über die Gültigkeit oder Ungültigkeit seiner Ehe und der päpstlichen Dispensationsbulle angehen lassen, und wenn auch von den inländischen Hochschulen nur mit Mühe und äußerer Einwirkung ein Majoritätsbeschluß für die Unzulässigkeit erzielt werden konnte, so fühlte sich doch der König in seinem Gewissen beruhigt, zumal da die meisten Stimmen des Auslands sich bestimmter gegen die 3. Mos. 18, 16 und Mark. 6, 18 verbotene Ehe aussprachen. Die für die Gutachten bezahlten Honorare wurden von den Gegnern als Bestechung erklärt. Hier und da mag wohl durch Geld ein Urteil im Sinne des Königs erwirkt worden sein. Über die politischen Bedenken konnte sich Heinrich noch leichter wegsetzen. Wenn auch die Bevölkerung einen Bruch mit dem Kaiser, der eine Störung des Handelsverkehrs mit den Niederlanden zur Folge haben konnte, nicht gern sah, so fiel doch die Sicherstellung der Thronfolge noch schwerer ins Gewicht. Wie lange war es denn her, daß das Land von Bürgerkriegen wegen des Erbrechts zerfleischt worden? Einem solchen Schicksal wollte man nicht wieder verfallen. Daß die weltlichen Stände der geistlichen Macht und Jurisdiktion abhold waren und insonderheit das Willkürregiment Wolseys drückend empfunden hatten, war in dem erwähnten Parlament vom Jahr 1529 deutlich genug hervorgetreten. Schon damals fiel die Äußerung: der König möge seine Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes durch gute Gesetze miteinander versöhnen, denn er sei doch das einzige Haupt, der souveräne Herr und Protektor beider Teile. Noch mehr war der Klerus an den König gewiesen. Nur von seiner strengen Rechtgläubigkeit konnten die Geistlichen Schutz gegen die reformatorische Strömung erwarten, die vom Festland her eindrang, und wenn das alte Prämuniregesetz in seiner ganzen Strenge gegen sie angerufen ward, waren sie dann nicht alle straffällig?

Thomas Cromwell. Gerade auf diesen Punkt wurde jetzt der König durch einen Mann gelenkt, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte, aber an juristischem und politi-

schem Verstand unter seinen Zeitgenossen hervorragte und seine Ansichten über Fürstenmacht aus Machiavellis Schriften geschöpft hatte, durch Thomas Cromwell. Dieser stellte dem König vor, daß zwei Häupter in einem Staat eine monströse Erscheinung seien, er solle die ganze Souveränität in sich vereinigen und den päpstlichen Eid, durch welchen der Klerus an einen fremden Oberherrn gebunden werde, abschaffen. Ein Mann von Energie und brennendem Ehrgeiz, dabei nicht fern von Habsucht, führte er vielleicht schon damals zugleich den Monarchen, wie einst der Versucher den Weltheiland, auf die Zinnen des Tempels und ließ ihn die Klosterschätze und die Reichtümer der Kirche schauen.

Der König zum kirchlichen Oberhaupt erklärt. 1531.

Im Februar 1531 wurde bei Kingsbench eine Klage eingebracht, daß die Geistlichkeit von England sich gegen die Reichsgesetze vergangen habe. Der höhere Klerus trat sofort zu einer „Konvokation" zusammen. Auch sonst wohl waren solche Klagen erhoben worden, um Strafgelder von der Geistlichkeit zu erpressen. Darauf waren die kirchlichen Herren auch diesmal gefaßt und boten eine namhafte Summe an. Da wurde ihnen aber bedeutet, der König verlange kein Geld, sondern die Erklärung, daß sie ihn „als Protektor und einziges Oberhaupt der Kirche und des Klerus von England" anerkennten. Die Versammlung geriet in die höchste Bestürzung: sie wollte durch eine Deputation den König erbitten; dieselbe wurde nicht angenommen; man suchte Auswege, man zog Cromwell zu Rate. Alles umsonst. Es wurde ihnen der bestimmte Bescheid, entweder sollten sie das Geforderte beschließen, oder sie würden außer den Schutz der Gesetze und des Friedens gestellt werden. Nur zur Annahme des Zusatzes, „insoweit es nach Christi Gesetz erlaubt sei", ließ sich der König bewegen; er gedachte die Klausel vom nächsten Parlament beseitigen zu lassen, was denn auch geschah. Auch in der Erzdiözese York wurde die Erklärung abgegeben, nachdem der Erzbischof Tonstall durch ein freundliches Schreiben des Königs von seiner anfänglichen Opposition abgebracht worden.

Gesetzliche Begründung der anglikanischen Kirche. 1531. 1532.

Dies war die Einleitung zu der Trennung der englischen Kirche von Rom auf dem Wege der Gesetzgebung und zur Gründung einer anglikanisch-katholischen Nationalkirche. Dazu hatte Wolsey selbst den Weg gebahnt. Als Kardinallegat hatte er im Namen und Auftrag des Papstes über die Kirche und den gesamten Klerus Englands die unbeschränkteste Autorität geübt, so daß nach Abwerfung des päpstlichen Primats die Krone nur an dessen Stelle zu treten brauchte. Selbst Säkularisationen klösterlicher Institute wurden ja, wie erwähnt, von ihm mit Zustimmung des Papstes vorgenommen. Durch eine Reihe von Parlamentsbeschlüssen wurden nunmehr die Bande, welche die römische Politik und Herrschsucht seit Jahrhunderten geknüpft hatte, allmählich zerschnitten. Zunächst wurden die Annaten oder „ersten Früchte" auf die Krone übertragen und der „Peterspfennig" abgeschafft, jene Abgabe aus der Zeit der päpstlichen Oberherrlichkeit, die dem römischen Stuhl alljährlich bedeutende Summen eintrug. Bald nachher reichte das Haus der Gemeinen eine Beschwerdeschrift ein, daß die geistlichen Versammlungen oder Konvokationen, welche wie das Parlament in ein Ober- und Unterhaus geschieden gleichzeitig mit den weltlichen Ständen zu tagen pflegten, ohne Genehmigung der Krone und Vorwissen der Laien Gesetze erließen in fremder

Sprache, die zuweilen mit den Staatsgesetzen in Widerspruch ständen, und die Befolgung mit Androhung kirchlicher Zensuren einschärften. Auf Grund dieser Beschwerde wurde eine Vorlage bei der Konvokation der Canterburyer Erzdiözese eingebracht, wonach in Zukunft keinerlei Beschlüsse oder Kanones erlassen und bekannt gemacht werden dürften ohne Einwilligung und Bestätigung des Königs und selbst die alten Kirchengesetze dieser Beschränkung unterliegen sollten. Umsonst beriefen sich die geistlichen Herren auf die Heil. Schrift, auf Konzilsbeschlüsse, auf die alten Gebräuche, ja auf das eigne Buch des Königs gegen Luther; Heinrich beharrte auf seiner Forderung und die Konvokation fügte sich zuletzt und opferte damit das wichtigste Vorrecht ihrer geistlichen Unabhängigkeit. Damit fiel auch der Eid, den die Bischöfe bei der Inthronisation dem apostolischen Stuhl zu leisten hatten, und der mit dem den Reichsgesetzen schuldigen Gehorsam aller Unterthanen in manchen Dingen in Widerspruch stand. Die Geistlichen mußten alle Zusagen widerrufen, durch welche sie sich dem Papst zum Nachteil der königlichen Autorität verpflichtet hatten; von künftigen Suprematseiden konnte bald keine Rede mehr sein.

Thomas Morus' Rücktritt.

Bis dahin war Thomas Morus, wenn auch mit innerem Widerstreben, dem König zu Willen gewesen. Denn noch immer schwebten die Unterhandlungen mit Rom, noch immer war daher eine Verständigung und ein Einlenken möglich. (Okt. 1532.) Versuchte doch König Franz, mit welchem Heinrich in Boulogne eine Zusammenkunft hielt, bei dem römischen Stuhl eine Vermittelung. Als aber der englische Monarch die bestimmte Erklärung abgab, daß er niemals weder in eigner Person noch durch einen Sachwalter seine Ehescheidungsklage vor einem fremden Gerichtshof entscheiden lassen würde, und Clemens VII. sowohl aus Rücksicht für den damals in Italien so mächtigen und dem Mediceischen Hause in Florenz so gnädig gesinnten Kaiser als zur Erhaltung der päpstlichen Autorität sich standhaft weigerte, die bereits faktisch erfolgte Verstoßung Katharinas und die bevorstehende zweite Ehe des Königs zu sanktionieren, da legte More sein Kanzleramt nieder, worauf das Reichssiegel dem Sir Thomas Audley, einem willfährigen Diener der monarchischen Gewalt, übergeben ward.

Cranmer zum Erzbischof von Canterbury geweiht. 1532.

Um dieselbe Zeit starb Erzbischof Warham von Canterbury. Da wurde Thomas Cranmer, der die Gunst Annas und ihrer Familie besaß, für die erledigte Stelle in Vorschlag gebracht. Er eilte von Nürnberg, wo er sich mit der deutschen Reformation vertraut gemacht und eine Ehe mit Osianders Nichte geschlossen, nach Rom, um die päpstliche Bestätigung zu erwirken. Sie wurde ihm in aller gesetzlichen Form erteilt, da man durch Versagung nicht die letzte Möglichkeit einer friedlichen Lösung vernichten wollte. Ehe Cranmer den Eid leistete, legte er jedoch in Gegenwart von vier Zeugen eine Verwahrung nieder, daß er sich durch denselben zu nichts verpflichte, was den Rechten und Prärogativen des Königs und Reichs von England oder den Geboten Gottes zuwider sein möchte.

Heinrichs Scheidung und zweite Ehe. 1533.

Nach dem Antritt seines Amtes berief der Erzbischof die Geistlichkeit zu einer Konvokation zusammen. Diese kam nach langen Verhandlungen zu dem Resultat, des Königs Ehe mit Katharina, die seines Bruders Weib gewesen und

von demselben fleischlich erkannt worden, sei nach dem Gebote Gottes unzulässig, die Dispensation des Papstes daher als ungültig zu betrachten. Da Katharina, die seit ihrer Entfernung vom Hofe im Kloster Ampthill weilte, sich weigerte vor der geistlichen Kommission unter Cranmers Vorsitz zu erscheinen und ihre Rechte zu verteidigen, so wurde die mittlerweile vollzogene Vermählung Heinrichs mit Anna Boleyn für rechtsgültig und die aus dieser zweiten Ehe hervorgehenden Kinder für erbberechtigt erklärt. Die feierliche Krönung Annas vollendete den ersten Akt dieses folgenreichen Dramas, welches die richterliche Oberhoheit des Pontifikats in England abstellte, den König zum Oberhaupt des gesamten Volks in seinen geistlichen und weltlichen Gliedern erhob, die gesetzgebende Gewalt in Staat und Kirche an das Zusammenwirken der Krone und der Nation ohne alle fremde Einmischung wies und die Thronfolge gegen jede innere Einsprache sicherte. Acht Monate nach der Trauung gebar Anna eine Tochter, die den Namen Elisabeth erhielt und sofort zur Prinzessin von Wales ernannt ward. 1. Juni 1533.

Haltung des Papstes.

Clemens VII. erklärte das Geschehene für ungültig und drohte mit Bann und Interdikt, aber politische Rücksichten hielten ihn fortwährend „zwischen Hammer und Amboß“. Fast gegen seinen Willen wurde er zuletzt durch die kaiserliche Partei zu der Sentenz gedrängt, daß Heinrich, sofern er nicht seine rechtmäßige Gemahlin Katharina wieder annehme und seine zweite ungesetzliche Ehe auflöse, durch die Exkommunikation von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sei. Von politischen und diplomatischen Künsten hin und hergezogen, hat er die römische Tiara um ihre schönste Perle gebracht. Denn was half die Exkommunikationsbulle, wenn ihr der weltliche Arm zur Ausführung fehlte? Von der Vielgeschäftigkeit des habsburgischen Bruderpaares konnte kein nachdrückliches Einschreiten zu gunsten ihrer Tante, die man jetzt als „verwitwete Prinzessin von Wales“ behandelte, erwartet werden. 23. März 1534.

Charakter der englischen Reformation.

Von der Zeit an geht die englische Geschichte über Blut und zerstoßene Herzen. Während in andern Ländern die Trennung von Rom zugleich mit einer inneren Lebenserneuerung verbunden war, die Auflösung und Zerstörung altgewohnter geheiligter Ordnungen einen ausgleichenden Ersatz fand in einer neuen Glaubenslehre, welche die Seele über das Irdische emporhob und mit Gott und Christus in unmittelbare Verbindung setzte, in einer idealen Verjüngung des inneren Menschen, hatte das Reformationswerk Englands, wie es die despotische Hand eines Gewaltherrschers unter Beihilfe wohldienerischer, absolutistisch gesinnter Räte und unter Zustimmung einer eingeschüchterten, in Ergebenheit ersterbenden Bevölkerung geistlichen und weltlichen Standes ins Dasein rief, nur die Wirkung, daß es einen eigensüchtigen, von Herrschsucht, Egoismus und Willkür erfüllten Fürsten auf eine Höhe von Machtfülle erhob, wie sie nur in den Despotien des Morgenlandes ihresgleichen hatte. Es war eine natürliche Konsequenz des eingeschlagenen Verfahrens, wenn das Parlament den Beschluß der Konvokation, daß der König Oberhaupt der Kirche sei, mit Beseitigung jeder beschränkenden Klausel bestätigte, alle Appellationen und Geldzahlung nach Rom verbot und mit Strafe belegte, das Thronfolgerecht durch einen neuen Successionseid März 1534.

an die zweite königliche Ehe knüpfte; wenn die Gesetzgebung alle Verbindung mit Rom zerschnitt, alle Möglichkeiten eines Eingriffs in die Prärogative der „imperialen Krone" durch das kirchliche Oberhaupt entfernte, einen nationalen Organismus zu schaffen suchte, in welchem die geistlichen und weltlichen Glieder, unter einem gemeinsamen Haupt zu einem ungeteilten Gesamtinteresse verbunden, den Zwecken und Aufgaben des Lebens auch in gemeinsamer Arbeit dienen sollten; wenn selbst in dem Krönungseid, den der König in Zukunft zu leisten haben sollte, die Pflicht der Beschützung und Erhaltung von Kirche und Religion nur auf das eigne Land, auf die englische Nation begrenzt ward; aber darin wurde schwer gesündigt, daß die innere Welt des Glaubens, daß die idealen Güter unausgebildet blieben, daß sich die reformierende Thätigkeit nur auf die Außenwerke erstreckte, daß der gesamte nationale Lebensbau der rohen Hand eines Monarchen von autokratischer Willkür anvertraut ward. Wohl dauerten die Institute des öffentlichen Rechts- und Staatslebens fort, welche die Väter in heißen Kämpfen erstritten und errungen hatten, aber sie dienten nur als Mittel und Werkzeuge tyrannischer Leidenschaft, welche die Lebenskräfte erstarren machte. Wohl wurde das veraltete und entstellte Kirchengebäude in seinen Fundamenten erschüttert und seiner Strebepfeiler beraubt, aber unter König Heinrich VIII. wurde kein Neubau aufgeführt, aus den Trümmern des Romanismus erblühte kein evangelisches Saatfeld zur kräftigen Seelenspeise.

Der königliche Primat.

Im Gegensatz zu den kirchlichen Reformen des Festlandes, welche über Konzile und Traditionen hinweg zu der Urquelle des Christentums, der Heil. Schrift und zu dem apostolischen Zeitalter zurückgingen, wurde die Reformation in England als Wiederherstellung altnationaler Einrichtungen aufgefaßt, welche durch die Herrschsucht und usurpatorische Gewalt der römischen Bischöfe verdunkelt, entstellt und mißbraucht worden seien. In Schriften und auf der Kanzel wurde gelehrt: „der Bischof von Rom, genannt der Papst, habe nach göttlichen Rechten keine größere Autorität in England als irgend ein andrer fremder Bischof, die Autorität, welche er bisher ausgeübt, rühre von den Zugeständnissen früherer Könige her, die man jetzt zurückzunehmen befugt sei". Die Geistlichkeit in den Konvokationen und die gelehrten Körperschaften der Universitäten stimmten dieser Auffassung bei. Dem römischen Stuhl wurden alle Rechte entzogen, die er bisher auf die Besetzung der Bistümer und auf die kirchliche Gerichtsbarkeit geübt. Die Bischöfe, durch ein zwischen Krone und Kapitel vereinbartes Verfahren gewählt, hatten dem königlichen Oberhaupt allein Huldigung zu leisten und Gehorsam zu schwören. Selbst über Glauben und Kultus wurden die königlichen Suprematsrechte ausgedehnt. Mit Bibelstellen bewies man, daß alle Gewalt in geistlichen wie in zeitlichen Dingen dem König zustehe; „er sei berufen an Gottes Statt Kirche und Staat zu regieren, was die Seele im Körper und die Sonne im Weltall, das sei der König im Reich, Gottes Ebenbild auf Erden". Er nahm die Bezeichnung „Oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott" in seinen Titel auf.

Fisher und Morus hingerichtet. 1535.

Dieser neuen Doktrin gemäß sollte nun die anglikanische Kirche in nationaler Selbständigkeit begründet und durchgeführt werden. Dabei wurde von dem König und dem Generalvikar Cromwell, in dessen Hand die geistlichen Angele-

genheiten gelegt wurden, mit einer Gewissenstyrannei verfahren, wie die Geschichte kaum ein andres Beispiel aufzuweisen hat. Wehe dem Vermessenen, der nicht die Ungültigkeit der ersten und die Gültigkeit der zweiten Ehe beschwören wollte, nicht zugestehen, daß der König das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, der römische Primat eine usurpierte Gewalt sei. Der ehrwürdige Bischof Johann Fisher von Rochester, eine Zierde des englischen Klerus, wurde des Hochverrats angeklagt, weil er die Ehe mit Katharina nicht für schriftwidrig erklären wollte. Ihn zu retten erteilte ihm der Papst die Kardinalswürde. Dies reizte den König noch mehr zum Zorn: „Paul mag ihm einen Hut schicken," rief er aus, „aber ich werde sorgen, daß er keinen Kopf habe denselben zu tragen." Der Bischof wurde hingerichtet und sein Haupt auf der Londoner Brücke aufgepflanzt. Drei 22. Juni 1535. Wochen nachher erlitt sein Freund und Gesinnungsverwandter Thomas Morus das gleiche Schicksal. Er meinte, keine weltliche Macht sei berechtigt, die kirchliche Oberherrlichkeit, die Christus dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhl verliehen, an sich zu reißen. Beide starben „als Märtyrer der großen Idee des Mittelalters von der Einheit der Kirche, deren Bekenntnis hier bereits als ein Verbrechen betrachtet wurde". Der Tod des geistreichen, witzigen Kanzlers, der bis zum Scheiden aus der Welt der Verwirrung die Heiterkeit der Seele bewahrte, wurde in den Humanistenkreisen tief beklagt.

Stellung des Klerus und der Laien zu der Neuerung.

Übrigens ging die Trennung der englischen Kirche von Rom und die Umwandlung zu einer anglikanischen Staatskirche mit nationaler Autonomie ohne erheblichen Widerstand von seiten der geistlichen und weltlichen Würdenträger vor sich. Märtyrer für das päpstliche Kirchensystem hat das englische Schisma wenige aufzuweisen; ein Beweis, daß Klerus und Laien die Lösung der Abhängigkeit von einer fremden Kirchengewalt mit Freuden begrüßten. Indem aber die Geistlichkeit sich mit dem König gegen Rom verband, hielt sie diesen von einer durchgreifenden Reformation der Kirche im Geiste Luthers zurück, die ohnedies den dogmatischen Ansichten Heinrichs widerstrebte. So gewann sie durch die Abschaffung des päpstlichen Supremats höhere Macht und eine selbständigere Stellung und entging zugleich der Gefahr einer Neuerung in Lehrbegriff und Kultus.

Wie drückend auch der königliche Absolutismus im Anfang auf der Geistlichkeit lasten mochte, ein so konsequent durchgeführtes System von Oberherrschaft, wie es in Rom seit Jahrhunderten ausgebildet worden, konnte von einer weltlichen Obrigkeit nicht auf die Dauer begründet werden. In noch höherem Grad mußte der Laienwelt die Abschüttelung einer fremden Obergewalt willkommen sein, welche das heimische Gerichtswesen schwächte und durchkreuzte und dem Nationalvermögen so wesentlichen Abbruch that. So kam es, daß sich die Häupter des Volks geistlichen wie weltlichen Standes widerstandlos den Machtgeboten des Königs und seiner Ratgeber fügten und alles über sich ergehen ließen, was Willkür und Tyrannenlaune ihnen auferlegte. Und so kam es ferner, daß der Herrscher, welcher durch die neue Ordnung seine Macht auf eine übermenschliche Höhe gerückt sah, diese Macht auf die rücksichtsloseste Weise ge-

brauchte, Menschenrechte, Überzeugungstreue und Gewissen mit ehernem Fuß niedertrat und zerdrückte.

Reformatorische Schriften und Lehren. Bei dem festen kunstvollen Bau des römisch-scholastischen Kirchensystems konnte indessen eine Fundamentallehre wie die vom päpstlichen Primat nicht beseitigt werden, ohne daß auch noch einige andre Doktrinen und kirchliche Institutionen in ihren Fall verwickelt wurden. War ja doch das Prinzip, daß die Heil. Schrift eine höhere Autorität in Glaubenssachen sei als das Pontifikat, der Ausgangspunkt des Schisma. Diese Urkunde mußte daher auch bei andern Dingen in Anwendung kommen und als Norm dienen. Erzbischof Cranmer, der sich in Deutschland aufgehalten und mit den lutherischen Lehransichten bekannt gemacht hatte, war einer durchgreifenderen Reformation im Herzen zugethan; allein bei der Abneigung des Königs, in welchem jetzt Religion und Kirche „ihr Haupt, ihre Quelle und ihr Fundament" haben sollten, gegen die lutherische Neuerung, und bei der Unwissenheit und den Vorurteilen des Klerus mußte er mit großer Behutsamkeit vorgehen. Stieß doch schon die Einführung eines Gebet- und Ritualbuchs, worin die Anrufung der Heiligen und der Mutter Gottes weggelassen, einzelne Glaubenslehren erklärt und Mißbräuche bekämpft waren, auf Widerspruch in der Konvokation.

Dennoch fanden die reformatorischen Schriften und Lehren immer mehr Eingang in England. Der Schotte Alexander Alesse überbrachte dem König Melanchthons loci communes, zwei andre Theologen verbreiteten die Augsburgische Konfession mit der Auslegung der Abendmahlslehre. Einer der königlichen Kapläne, der ehrwürdige Hugo Latimer, war ein werkthätiger Anhänger der evangelischen Lehre. Von der größten Bedeutung aber war es, daß auf Cranmers Betreiben ein neuer Druck der von Tindal, Rogers und Coverdale übersetzten englischen Bibel gestattet ward. Da kurz zuvor der der arme Tindal durch den niederländischen Klerus auf Schloß Vilvorden den Flammen überliefert worden, so erschien die Übersetzung unter dem fingierten Namen Thomas Matthewe, mit königlichem Privilegium und mit dem Spruch: „Dein Wort ist die Leuchte für meine Füße." Anfangs durfte sie nur in den Kirchen gehalten und gelesen werden, später wurde sie auch in Familien zugelassen. Um dieselbe Zeit wurde durch eine Konvokation im erzbischöflichen Palast zu Lambeth das „Bischofsbuch" zusammengestellt und angenommen, welches als „Gottseliger und frommer Unterricht eines Christen" den ersten Versuch machte, der anglikanisch-katholischen Kirche ihre selbständige Stellung und ihren legitimen Charakter neben der römisch-katholischen festzustellen. Nach dieser Auffassung, die einige Jahre später in der Schrift: „Doktrin und Unterricht eines Christen" ausführlicher begründet ward, waren die verschiedenen Landeskirchen gleichberechtigte Glieder einer allgemeinen christlichen Kirche, welche in den ersten Jahrhunderten, vor der Spaltung in eine lateinische und griechische und vor dem Primat des bischöflichen Stuhls in Rom, bestanden habe. Jener katholischen Urkirche sei durch die Gesamtheit der Apostel der heilige Geist mitgeteilt und von ihren Nachfolgern, den Erzbischöfen und Bischöfen, mittels Handauflegung fortgepflanzt worden. Diese ununterbrochene Fortleitung des heiligen Geistes durch die apostolisch-bischöfliche Succession und die Priesterweihe und Ordination wurde in der anglikanisch-katholischen Kirche hartnäckig behauptet und zum charakteristischen Lehrdogma erhoben. Die kirchliche Verfassung und die hierarchischen Ordnungen, wie sie die christliche Kirche in den drei ersten Jahr-

Die englische Bibel. 1537.

Bischöfliche Succession.

hunderten ihrer Entwickelung gestaltet und ausgebildet, sollten der Kirche des Inselreichs als Typus dienen und ihr den geheiligten legitimen Charakter aufprägen. Aus jener apostolisch-bischöflichen Urkirche sei der heilige Geist in das unreine Gefäß der Papstkirche gedrängt worden, aus dem ihn die anglikanisch-katholische Kirche befreit und zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt habe.

Stellung der anglikanischen Kirche zu der Reformation des Kontinents.

Je mehr diese Idee von der bischöflichen Succession bei dem Klerus Eingang fand, desto größer wurde die Entfernung der englischen Kirchenreformation von der des Kontinents. Denn hier war ja das Hauptbestreben gerade auf die Niederwerfung dieser hierarchischen Ordnungen gerichtet, die man dort auf neuer Basis aufzurichten bemüht war; hier bekämpfte man ja gerade die Kraft der priesterlichen Weihe, den geheiligten Charakter des Klerus infolge der Ordination, indem man ein allgemeines Priestertum aller Christen lehrte und über jegliche Tradition und Konzilsautorität hinweg auf die Heil. Schrift und das apostolische Zeitalter zurückging. So machten sich schon bei der Entstehung zwei Richtungen bemerklich, welche seitdem die ganze Kirchengeschichte Englands durchzogen haben, eine katholische und eine protestantische, je nachdem mehr der kirchliche Organismus oder der evangelische Lehrbegriff ins Auge gefaßt ward.

Säkularisation der Ordenshäuser.

Dagegen stimmte es ganz zu dem anglikanisch-hierarchischen System, wenn dem Ordenswesen die Axt an die Wurzel gelegt ward; wenn man gegen die klösterlichen Anstalten, gegen die Herbergen der Mönche und Nonnen den vernichtenden Schlag führte. Denn die Ordensleute waren ja die Pioniere des Papsttums, die streitende Miliz des Kirchenfürsten, die er unmittelbar um sein Panier scharte, die er als seine eigne Dienstmannschaft eidlich an seine Person, an seinen Stuhl fesselte, die größtenteils von der bischöflichen Jurisdiktion entbunden waren. Und auch hierin trafen wieder die Interessen des Klerus und des Königs zusammen. Die Reichtümer und Güter der Klöster waren auch in andern Ländern kein geringes Moment bei den kirchlichen Neuerungen; doch ist die Habgier und rohe Gewinnsucht nirgends so sehr in ihrer nackten Häßlichkeit zu Tage getreten, als bei den Säkularisationen in England. Nur ein geringer Teil des unermeßlichen Vermögens der zahllosen Stifter und Ordenshäuser wurde zu kirchlichen Zwecken, zur Verbesserung des Schulwesens, zu Anstalten der Wohlthätigkeit und Menschenliebe verwendet; der weitaus größere Teil fiel an die Krone oder wurde die Beute habsüchtiger Edelleute und Höflinge, dessen nicht zu gedenken, was durch Unterschleif und Veruntreuung der mit der Untersuchung und Auflösung betrauten Kommissarien zerstreut ward, was Cromwell und seine Kreaturen sich aneigneten. Auch darin unterschieden sich die englischen Säkularisationen von denen der meisten andern Länder, daß die Klosterleute mit der größten Härte behandelt und kaum vor dem Hunger geschützt wurden, und daß man gegen die Schätze alter Kunst und Wissenschaft, gegen Bilder und Schriftwerke mit rohem Vandalismus vorging.

Die Zahl größerer und kleinerer Klöster war wohl in keinem Lande so bedeutend

Die kleineren Klöster aufgehoben. 1535. 1536. als in England. Die Devotion der Könige und des Adels hatte sich vorzüglich durch kirchliche Stiftungen zu bethätigen gesucht. Der König und seine Räte wurden daher bedenklich, als sich in den Ordenshäusern eine scharfe Opposition gegen die Neuerungen kund gab, als die Mönche in ihren Predigten das Landvolk aufregten und unterstützt von einigen altgesinnten Lords in den nördlichen Landschaften der Erzdiözese York durch Pamphlete und Schmähungen jeder Art eine tiefgehende Bewegung hervorriefen. Als Cromwell das Gebot ergehen ließ, daß die Ordensleute das königliche Supremat beschwören sollten, verweigerten die Observanten und Kartäuser den Eid. Man ließ zum abschreckenden Beispiel die Vorsteher in ihrer Ordenstracht am Galgen sterben und löste mehrere Institute auf. Allein man überzeugte sich bald von der Unwirksamkeit dieser Maßregeln. Da führte Cromwell dem König zu Gemüt, welche Vorteile für die Krone aus der Säkularisation der monastischen Institute, deren Besitzungen wenigstens ein Fünftel des gesamten Nationalvermögens betrügen, erwachsen würde; Heer und Flotte könnten vermehrt, Seehäfen angelegt, die Küsten mit Festungen geschützt werden. Der „Vizegerent" war mit der Sache bekannt. Schon Wolsey hatte sich seiner Hilfe bedient, als er mit Erlaubnis des Papstes das Stift Frideswithen und neununddreißig andre Männer- und Frauenklöster aufgehoben hatte. Der König wurde leicht beredet, auf den Vorschlag einzugehen. Hatte doch auch ihm die Kurie früher gestattet, mehrere kleinere Klöster aufzulösen und das Einkommen derselben zu anderweitigen kirchlichen Zwecken zu verwenden; warum sollte er jetzt nicht auf eigne Hand dasselbe versuchen? Der erste einleitende Schritt war die Ernennung einer Kommission, welche eine Visitation der Klöster vornehmen und über die wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Zustände Bericht abstatten sollte. Wieviel Übertreibung und Entstellung man auch in diesen Berichten annehmen mag, immerhin blieb ein abschreckendes Bild von Entartung und Unordnung, von Sittenlosigkeit und Aberglauben zurück, daß ein energisches Einschreiten gegen das Ordenswesen als unerläßlich erscheinen ließ. Manche Klostervorsteher suchten dem drohenden Fall dadurch zuvorzukommen, daß sie ihre Ordenshäuser mit allen Besitzungen durch eine Schenkungsakte unter Vorbehalt einer Leibrente für die dermaligen Mitglieder an den König abtraten. Auf Grund der Visitationsberichte
Febr. 1536. wurde dann im nächsten Parlament eine Säkularisationsakte erlassen, kraft welcher die kleineren Klöster aufgelöst und der Krone zur Verfügung gestellt werden sollten. Wer nicht freiwillig austreten wollte, sollte in den größeren Häusern desselben Ordens untergebracht werden. Infolge dieses Statuts wurden 376 Klöster aufgehoben; eine besondere Kammer „zur Vermehrung der königlichen Einkünfte", bestehend aus einem Kanzler, einem Schatzmeister und siebzehn Räten, ward mit der Ausführung betraut. Sofort bereisten Kommissarien im Auftrag des Augmentationshofs das Reich, stellten Inventarien auf und trafen die nötigen Anordnungen für Leibrenten und Übersiedelungen. Mönche und Nonnen unter 24 Jahren wurden ohne alle Unterstützung entlassen.

3. Die Königsfrauen. Reaktionsversuche und Klostersäkularisationen.

Die Königinnen und die neue Erbfolge. Nicht lange nach der neuen Ehe des Königs schloß sich die Leidensgeschichte der „Prinzessin-Witwe" Katharina von Aragonien. Getrennt von ihrer Tochter, die man ihrer Einwirkung entziehen wollte, hatte sie in klösterlicher Eingezogenheit unter Andachtsübungen und strenger Askese kummervolle Jahre verlebt. Keine Macht der Erde hätte sie vermocht, dem Titel einer Königin von England zu

entsagen oder ihre Ehe für ungültig zu erklären. Die Kränkungen und Seelenleiden verzehrten ihre körperlichen Kräfte. Im fünfzigsten Lebensjahr verschied 8. Jan. 1536.
sie in Kimbolton-Schloß in der Grafschaft Huntingdon, nachdem sie noch in einem rührenden Schreiben Abschied genommen von ihrem Herrn und Gemahl, „den ihre Augen mehr als alles begehrt", und ihn beschworen, ihrer gemeinschaftlichen Tochter ein guter Vater zu sein. Drei Monate später wurde die schöne Anna Boleyn in den Tower gebracht und der Untreue gegen den König angeklagt. Um sie zu besitzen, hatte der Tudor jahrelang Himmel und Erde in Bewegung gesetzt; und schon nach kurzer Zeit wollte man bemerken, daß seine Liebe erkaltet sei. Dieselben Reize, die ihn einst so unwiderstehlich angezogen und gefesselt, erregten bald seinen Verdacht und seine Eifersucht: ihr heiteres, gefallsüchtiges Wesen, ihre Freiheiten im geselligen Verkehr, unvorsichtige Reden wurden übel gedeutet. Die Anhänger der alten Kirche haßten sie wegen ihrer Vorliebe zur Reformation und sparten keine Lästerung. Die innere Freude, die sie bei der Nachricht von Katharinas Hinscheiden an den Tag legte, reizte die Gegner und schärfte die Verleumdung. Ihre Fehlgeburt mit einem toten Knäbchen täuschte die Erwartungen des Königs auf einen männlichen Thronerben; sie schrieb die Schuld ihrer verfrühten Niederkunft dem Verdruß zu, welchen ihr des Gatten sichtliche Zuneigung für eine junge schöne Hofdame, Johanna Seymour verursachte. So vereinigten sich vielerlei Umstände, um das eheliche Verhältnis zu stören. Bei dem gerichtlichen Verhör hat man sie der schändlichsten Verbrechen angeklagt; sie hat fest und standhaft versichert, daß sie ihrem königlichen Gemahl stets ein treues und keusches Weib gewesen. Noch hat sich der Brief erhalten, worin sie mit rührenden Worten die Verleumdungen zurückweist und den Gatten um Gnade und gerechtes Gericht anfleht. Man hat die Echtheit bezweifelt, aber daß die Beschuldigungen nur zusammengestellt wurden, um einen Grund für die beabsichtigte Hinrichtung zu erlangen, geht aus allem hervor, was über die tragische Geschichte auf die Nachwelt gekommen ist. Der Gerichtshof, größtenteils aus Annas Gegnern zusammengesetzt, sprach über die Königin, ihren Bruder, mit dem sie blutschänderischen Umgang gepflogen haben sollte, und drei Mitangeklagte das Schuldig aus und verurteilte sie zum Tode. Sie starben alle durch die Hand des Scharfrichters; Anna, nachdem die Ehescheidung durch Cranmer gerichtlich ausgesprochen, am 19. Mai in einem Saal des Towers, im dreißigsten 19. Mai 1536.
Jahr ihres Alters. Und schon am folgenden Morgen feierte Heinrich VIII. seine Vermählung mit der neuen Geliebten Johanna Seymour, der Tochter eines in Wiltshire begüterten englischen Edelmanns. Annas Tochter Elisabeth wurde ihrer Rechte und ihres Ranges beraubt und Marie zu Gnaden angenommen, nachdem sie schriftlich erklärt, daß sie sich in allen Dingen dem Willen des Vaters unterwerfe und ihn als höchstes irdisches Oberhaupt der englischen Kirche anerkenne. Eine neue Parlamentsakte stellte darauf die Thronfolgeordnung ganz in

des Königs Belieben. Doch sollten die künftigen Kinder der dritten Ehe allen andern im Erbrecht vorangehen.

Kirchliche Lage. Diese Vorgänge blieben nicht ohne Einfluß auf die kirchlichen Neuerungen. Doch gelang es keiner der beiden Parteien, ihren Ansichten einen entscheidenden Sieg zu erringen. Wenn der König einerseits den zehn Artikeln der Konvokation seine Zustimmung erteilte, worin die Heil. Schrift und die drei ältesten Bekenntnisse als genügende Lehrquelle bezeichnet, nur Taufe, Abendmahl und Buße als Sakramente anerkannt, Zeremonien, Heiligendienst, Seelmessen und Fegfeuer beschränkt und teilweise verworfen waren, so ließ er doch auch wieder ausdrücklich verkündigen, daß es niemand verwehrt sein sollte, bei der bisherigen Gottesdienstordnung zu verbleiben. (Juni 1536.)

Die Pilgerfahrt der Gnade. 1536. Infolge der Klosterauflösungen entstanden in den nördlichen Grafschaften unruhige Bewegungen bei dem von entlassenen Mönchen aufgewiegelten Landvolk. Altgläubige Edelleute, insbesondere der hochbejahrte Lord Darcy von Templehurst, der einst in seiner Jugend gegen die Mauren gestritten, schürten die Flamme. Unter der Führung eines Rechtsgelehrten, Robert Aske, zogen Scharen bewaffneter Bauern, die zu vielen Tausenden anwuchsen, ins Feld. Sie bezeichneten sich als „Pilgerschaft der Gnade" und stellten eine Beschwerdeschrift auf, in welcher sie die Erhaltung des heiligen Glaubens, die Einstellung der Klostersäkularisationen und die Entfernung der neuerungssüchtigen Räte verlangten. Der König wies die Forderungen der Insurgenten in einer Proklamation, die den ganzen Herrscherstolz atmete, scharf zurück. „Was er thue und anordne, entspreche dem göttlichen Gesetz und diene dem Vorteil des Landes". Zugleich suchte er jedoch die Gemüter zu beruhigen, indem er die herkömmlichen Kirchengebräuche fortbestehen ließ und ein Parlament nach York einzuberufen versprach. Es gelang ihm auch wirklich, den drohenden Sturm zu beschwören; ein großer Teil der Insurgenten zerstreute sich. Da aber noch hier und da Ungesetzlichkeiten vorfielen, so wurde das Yorker Parlament nicht abgehalten. Dies entzündete den Aufruhr von neuem. Abermals zogen bewaffnete Insurgentenhaufen ins Feld. Nun hatte aber Heinrich kriegerische Vorkehrungen getroffen. Den Streitkräften, die Norfolk gegen sie führte, vermochten die Aufständischen nicht zu widerstehen; sie wurden bei Carlisle geschlagen und siebzig Gefangene an den Mauern der Stadt aufgeknüpft. Auch Robert Aske fiel in die Hände der Königlichen und starb zu York am Galgen; Darcy und mehrere Lords und Äbte wurden enthauptet. Erst im Juli des folgenden Jahres machte eine königliche Amnestie der Rache und den Bluturteilen ein Ende. (Juli 1537.)

Bannfluch und Aufwiegelung. In Rom hatte man an die „Pilgerfahrt der Gnade" große Hoffnungen geknüpft. Die Bannbulle war endlich veröffentlicht worden. Sie belegte den König, der ärger sei als ein Türke, mit den heftigsten Schmähungen und Flüchen, erklärte ihn des Thrones verlustig und verlieh sein Reich demjenigen, der ihn der Krone berauben würde. Wenn es nun gelang, zu den Aufständen im Innern noch einen Angriff von außen zu erregen, so konnte vielleicht ein Umschwung erzielt werden. Zu dem Zweck begab sich der Kardinal Pole nach Paris und

Brüssel, um den französischen und burgundischen Hof in diesem Sinne zu bearbeiten und zugleich seine Verbindungen in England selbst zu verwerten.

Kein geeigneterer Mann konnte zu einer so wichtigen Mission gefunden werden. Reginald Pole war durch seine Geburt dem Königshause verwandt; Heinrich VIII. hatte dem hochbegabten Mann, der in Italien seine Studien gemacht und von den Häuptern der Humanisten als eine Zierde ihrer wissenschaftlichen Kreise gefeiert wurde, in früheren Jahren seine ganze Gunst zugewendet und ihn mit Beweisen von Gnade und Zuneigung überschüttet. Ja es scheint, daß der englische Edelmann, ehe er in den geistlichen Stand getreten und zum Kardinal erhoben worden, den Gedanken einer Vermählung mit der Prinzessin Maria in seinem Herzen gehegt habe. Aber als der König die englische Kirche von Rom losriß, als Thomas More, Reginalds Freund, auf dem Schafott starb, als die Ordenshäuser von der Zerstörung betroffen wurden, da änderte Pole seine Gesinnung und wurde der heftigste Feind und Widersacher seines königlichen Verwandten und Gönners. Statt, wie dieser verlangte, die Ehescheidungsfrage im Sinne des Hofes zu behandeln, verfaßte er eine Schrift über die Einheit der Kirche voll der heftigsten Invektiven gegen den „Tyrannen" und „Ehebrecher". Seitdem war Kardinal Pole die Seele aller Intrigen und feindseligen Anschläge gegen das schismatische Regiment in England, ein geschicktes und dienstwilliges Werkzeug des Pontifikats, der eifrigste Verbreiter der Bannbulle auf offnen und geheimen Wegen.

Reginald Pole.

Es ging damals eine scharfe Luft durch die Welt; nur die Eifersucht zwischen Karl V. und Franz I., die kurz nachher zu dem neuen Waffengang in Italien und Südfrankreich führte, verhinderte einen allgemeinen Religionskrieg. Wir wissen, von welchen Bewegungen Deutschland und der gesamte Norden erschüttert war und wie eifrig Heinrich VIII. mit den Protestanten des Festlands Verbindungen zu unterhalten suchte. Den geeignetsten Führer einer katholischen Reaktion glaubte der päpstliche Hof in König Jakob V. von Schottland zu finden. Obwohl ein Neffe Heinrichs VIII. war der jugendliche Fürst doch ein Gegner der kirchlichen Neuerungen in dem Nachbarlande. Zuerst mit Magdalene, der zarten Tochter des französischen Königs, und nach deren frühem Hinscheiden mit Maria von Guise vermählt, wurde er auf die katholische Seite gezogen, und die Prälaten, die er in seinen Rat berufen und mit seinem ganzen Vertrauen beehrte, wußten ihn durch alle Mittel in dieser Richtung festzuhalten. Wie oft hatten in den Grenzlanden schottische und englische Waffen sich mit einander gemessen. Wenn die Insurgenten in Yorkshire und Lincolnshire von den abgehärteten Kriegshaufen des nordischen Berglands unterstützt wurden, so konnten sie mit ganz anderm Nachdruck vorgehen. Darum sandte Papst Paul III. dem schottischen König ein geweihtes Schwert und eine Sturmhaube, damit er als Ritter für den heiligen Glauben ins Feld ziehen möge, und schmückte den einflußreichsten Ratgeber desselben, David Beaton, Erzbischof von St. Andrews, mit dem Kardinalshut.

Jakob V. von Schottland.

Alle diese weitgesponnenen Pläne wurden durch die rasche Bewältigung der „Pilgerfahrt der Gnade" vereitelt. Anstatt den Anstoß zu einer Gegenreformation zu geben, trug der Aufstand wesentlich zur Beförderung des Schisma bei.

Resignationen der Klostervorsteher.

Durch die Untersuchungen, die man von Gerichtskommissaren anstellen ließ, trat es zu Tage, daß Äbte und Mönche die Hauptanstifter gewesen. Man hatte also hinreichende Gründe, sie auf Hochverrat anzuklagen. Dies wurde benutzt, um eine Menge Klostervorsteher zur freiwilligen Abtretung ihrer monastischen Institute an den König zu bewegen. Dadurch entzogen sie sich nicht bloß der gerichtlichen Verfolgung, sie hofften auch auf diesem Wege aus dem Schiffbruche noch einige Güter für sich zu retten. War aber einmal das Beispiel von einigen angesehenen und reichen Abteien gegeben, so folgten die andern in raschem Lauf. Niemand wollte die Gelegenheit versäumen, durch Bereitwilligkeit und Devotion sich eine gnädige Berücksichtigung zu erkaufen. Und den Kommissaren standen tausend Mittel und Vorwände zu Gebote, freiwillige oder scheinbar freiwillige Übertragungen zu erlangen. So kam es, daß innerhalb zweier Jahre mehrere hundert Abteien, Propsteien und Konventshäuser jeden Ranges in die Hände des Königs gegeben wurden, damit er in seiner Gnade über ihr ferneres Schicksal verfüge, und daß das Parlament nur das Geschehene zu bestätigen brauchte.

Säkularisationsakte des Parlaments. Mai 1539.

Dies geschah durch Parlamentsbeschluß vom Mai 1539, worin es hieß: „Da seit der Dissolution der kleinen Monasterien am 4. Febr. 1536 mehrere Äbte, Prioren und andre Obere aus freiem Willen und Beweggrund, ohne Zwang oder Überredung ihre Abteien, Propsteien, Klöster, Stifter, Kollegien, Hospitäler und andre religiöse und kirchliche Häuser den königlichen Visitationskommissaren mittels Brief und Siegel übergeben hätten, so ratifiziere das Parlament diese Übergabe und verleihe der Krone sowohl die bereits durch Resignation übertragenen oder eingezogenen und aufgelösten Klöster und Stifter, als auch diejenigen, die noch in Zukunft in diese Lage kommen sollten, mit allen Rechten und Einkünften, mit liegenden Gründen und beweglicher Habe zu freier Verfügung nach den Bestimmungen des Augmentationshofes."

Bereicherung der Krone.

Damit war das Todesurteil gefällt über die stolzen Denkmäler der religiösen Hingebung früherer Geschlechter. Was die fromme Pietät so vieler Könige und Königinnen, so vieler adliger Herren und Frauen Jahrhunderte hindurch ins Leben gerufen, wurde mit einem Streich gefällt. Noch vor Ende des Jahres 1540 waren alle größeren Klöster, über sechshundert an Zahl, in den Händen des Königs. Dadurch wurden die Einkünfte der Krone mehr als verdoppelt; denn die englische Klostergeistlichkeit gehörte zu den reichsten der Welt. Ein venetianischer Gesandter gibt die Klostereinkünfte auf 500,000 Dukaten an, und was das sagen will, sieht man erst, wenn er hinzufügt, der gesamte englische Adel nehme nur 380,000 Dukaten ein. Alle diese Einkünfte fielen jetzt der Krone anheim. Dazu kamen aber die Kleinodien und Schätze, welche in den Klöstern aufgehäuft waren, die Güter der Ritterorden, endlich die ersten Früchte, Annaten, Zehnten, die bisher der Papst bezogen. Wie vieles auch bei der Säkularisation unterschlagen und verschleudert worden sein mag, immerhin war der Zuwachs an Macht und Reichtum, welchen die englische Krone gewann, unermeßlich. Der König sah sich dadurch in den Stand gesetzt, wie man ihm vorausgesagt, Heer und Flotte zu verstärken, die Grenzen mit Festungen zu schützen, die Küsten von England und Irland mit Hafenbauten, besonders in Portsmouth und Dover zu versehen und damit den Grund zu der maritimen Größe des Reichs, zum kommerziellen Aufschwung der Nation zu legen.

Wie jede durchgreifende Änderung bestehender Verhältnisse hatte auch die Klostersäkularisation in England für die mitlebenden Geschlechter manche Schädigungen zur Folge. Nicht allein daß sie das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben gänzlich umgestaltete, einen großen Teil der Liegenschaften in andre Hände brachte, die Lage der Klosterbauern und Gutspächter verschlimmerte; das Los der entlassenen Mönche und Nonnen war in vielen Fällen ein beklagenswertes. Die Äbte und Vorsteher freilich wußten sich durch Verträge zu sichern und trugen reichliche Leibrenten als Preis ihrer Willfährigkeit davon; dagegen wurde auf die große Menge der niederen Konventualen wenig Bedacht genommen. Die Zusage, daß der Augmentationshof für ihren Lebensunterhalt Sorge tragen werde, wurde sehr notdürftig eingehalten. Viele Tausende blieben ohne jegliche Unterstützung. Von den Bettelmönchen scheint man gar keine Notiz genommen, sondern sie auf ihre gewohnte Erwerbsquelle angewiesen zu haben; dienende Brüder, Novizen und solche, die noch nicht lange die Klostergelübde abgelegt hatten, wurden hilflos in die Welt gestoßen, um sich durch Arbeiten, denen sie durch Stand und Erziehung fremd waren, ihren Unterhalt zu erwerben. Glücklich diejenigen, welche so viel Bildung besaßen, daß sie als Prediger oder Schreiber verwendet werden konnten! Schicksal der Klosterleute.

Ein späteres Gesetz untersagte ihnen noch überdies, das Gelübde der Ehelosigkeit zu brechen, und beraubte sie dadurch der Möglichkeit, durch Verheiratung und Gründung eines eignen Hausstandes ihre Lage zu erleichtern. Die wiederholten scharfen Verordnungen gegen Vagabundenwesen gaben Zeugnis, wie sehr die Zahl der Unstäten und Darbenden infolge der Aufhebung der Ordenshäuser sich mehrte. Haufenweise drängten sie sich zu den Räten des Augmentationshofes, um die versprochene Unterstützung zu erflehen, und mußten zufrieden sein, wenn ihnen ein Almosen gereicht wurde. Dabei waren sie die Zielscheibe des Spottes. Burnet versichert, daß auf Bühnen und in Volksschauspielen die Laster, die Unwissenheit und der Aberglauben der Religiösen den stehenden Stoff für Volksbelustigungen und Volkswitz lieferten.

Auch die Klostergebäude und die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft fanden geringe Beachtung. Nur dadurch, daß Heinrich mehrere der reichsten Abteien zu Bistümern erhob oder zu öffentlichen Kollegien und Schulanstalten verwendete, wurden mehrere der schönsten Klostergebäude und gotischen Stiftskirchen der Nachwelt erhalten; die geringeren dagegen fielen der Zeit, der menschlichen Gleichgültigkeit, der Neuerungslust oder der Zerstörung zum Opfer. Wie viele kunstreiche Wölbungen, Decken, Kreuzgänge, wie viele verzierte Fensterbogen und Grabmonumente wurden zu schnöden und unwürdigen Zwecken mißbraucht! Am schlimmsten kamen die Heiligenbilder und Reliquien weg. Da bei der Visitation sehr viele Gegenstände des frommen Betrugs entdeckt wurden, so ging der Befehl aus, alles was dem Aberglauben und dem Wunderglauben diene, zu entfernen. Auf Grund dieser Verfügung wurden eine Menge Kreuze, Bilder, Reliquien unter dem Zuströmen des Volks öffentlich zerschlagen oder verbrannt. Und wie viele Bücher, Handschriften, Urkunden, mit Miniaturen und gemalten Initialen versehene Manuskripte gingen durch die Unwissenheit oder Habsucht der mit der Aufnahme betrauten Kommissare verloren! Was früher mit Andacht und Ehrfurcht betrachtet worden, wurde jetzt zum Gegenstand des Spottes und der Frivolität. Als Forrest, ehemals Beichtvater der Königin Katharina, wegen Klostergebäude. Heiligenbilder u. Reliquien.

Verweigerung des Suprematseides zum Feuertod verurteilt ward, schlug man ein riesengroßes hölzernes Heiligenbild in Stücken, um damit die Flammen zu nähren, weil bei dem Landvolk von Wales ein altes Prophetenwort umlief, dasselbe würde einst einen „Forst" in Brand setzen. Wir wissen, in welchem Ansehen der heilige Thomas von Canterbury bei dem englischen Volk stand (VII, 604 f.). Zwei Feiertage waren ihm jährlich geweiht und seine Kapelle war ein Wunder von Reichtum und Pracht. Gegen diesen Nationalheiligen, der sich einst vermessen hatte, dem König zu widerstehen, faßte Heinrich VIII. einen heftigen Groll. Sein Beispiel konnte ja leicht andern zur Bestreitung des königlichen Supremats dienen. Daher wurde ein Gerichtsverfahren wegen Hochverrats und Rebellion wider ihn eingeleitet. Und als der Heilige auf ergangene Ladung nicht aus seiner Gruft aufstand, um vor den Schranken des Gerichts zu erscheinen, wurde das Urteil gefällt, daß er den Flammen übergeben werden und die ihm gespendeten Opfergaben der Krone als Eigentum zufallen sollten. Darauf wurden seine Gebeine verbrannt, sein Name und Festtag aus dem Kalender gelöscht, und die Schätze, die zwei große Kisten füllten und mühsam von acht Männern fortgetragen wurden, in die königliche Schatzkammer gebracht.

Der heil. Thomas von Canterbury.

Resultate.

Die Klostersäkularisation war die notwendige Folge der Abwerfung des päpstlichen Primats, das in dem monastischen Elemente seine tiefsten Wurzeln hatte. Aus beiden Maßregeln ist das neue Staats- und Kirchenwesen Englands, ist die soziale Umgestaltung, ist der gewerbliche und kommerzielle Aufschwung der Nation emporgewachsen. Das Klosterleben hatte sich ausgelebt, es beruhte auf Voraussetzungen, die unter den veränderten Verhältnissen ihre Geltung verloren hatten. Und wie schwer auch die Übergangszeit auf manche Mitlebende und Mitleidende drücken mochte, die Politik Heinrichs VIII., welche England von dem Papsttum losriß, die Einheit der nationalen Gewalten gründete und einen so beträchtlichen Teil des Volksvermögens und der Volkskraft der toten Hand und dem beschaulichen Leben entzog und zu werkthätigem Gebrauch verwendete, legte den Grund zu Englands Größe und Macht. Noch schauen die Trümmer so mancher gotischen Kapelle und so mancher ehrwürdigen Abtei trauernd und düster auf das frische Grün und das üppige Wachstum der glücklicheren Gegenwart herab, und klagen stumm und ernst die Unbill der Menschen und die Härte einer siegreichen Kirche an; aber der Flor der Künste, der Wissenschaften, der Industrie, der Bildungsgrad, die maritime und kommerzielle Größe, der materielle Wohlstand der Nation, die Herrschaft über Länder und Meere sind großenteils Folgen der kirchlichen Umgestaltung und der Klosteraufhebung. Der enthusiastische Altertumsfreund und der schwärmerische Bewunderer mittelalterlicher Kunst sieht bloß die Trümmer der Vergangenheit und verflucht den Vandalismus der Reformation, welche doch die Fesseln der geistigen und leiblichen Knechtschaft gebrochen, aber freilich in ihrem Siegesgang oft auch zerstörend aufgetreten ist.

Hochverratsklagen.

Durch seinen katholischen Eifer und seine revolutionäre Thätigkeit hatte Reginald Pole nicht nur den Fall der Ordenshäuser beschleunigt, seine nächsten Verwandten und viele Altgläubige wurden von dem blutdürstigen König als Mitschuldige dem Tode

geweiht. Sein Bruder, Lord Montague, der Markgraf von Exeter, ein Enkel König Eduards IV., mehrere hochgestellte Ritter und Edelleute wurden auf Hochverrat angeklagt und hingerichtet. Und selbst gegen die hochbejahrte Mutter des Kardinals, die Gräfin von Salisbury, richtete sich die Wut des zornentbrannten Königs. Da man bei dem gerichtlichen Verhör keine Beweise ihrer Schuld entdecken konnte, so brachte Cromwell ein Verfahren in Anwendung, das in den späteren bürgerlichen Unruhen noch oft dem Parteihaß und der Leidenschaft als Werkzeug dienen mußte. Durch die sogenannte Bill of Attainder wurde der Grundsatz aufgestellt, daß ein des Hochverrats Angeklagter, dessen Schuld durch Parlamentsbeschluß anerkannt worden, auch ohne Gesetz und gerichtliches Urteil der Strafgerechtigkeit überantwortet werden könne. Kraft dieses Statuts wurde die Gräfin in Haft gebracht und nach zweijähriger Gefangenschaft ohne weiteren Prozeßgang enthauptet. Mit ihr erlosch die direkte Linie des alten Königshauses der Plantagenets, so reich an tragischen Schicksalen.

Bill of Attainder.

Mai 1541.

4. Königlicher Despotismus. Heinrichs VIII. Ausgang.

Religiöser Terrorismus.

Mit der Abschüttelung des päpstlichen Primats und der Säkularisation der Klöster war die Reformthätigkeit des achten Heinrich erschöpft. Wohl gab es eine Partei, welche im stillen zu den Ansichten Luthers neigte und den König gern zu weiteren Schritten in evangelischem Sinne getrieben hätte, wie Cromwell, Cranmer, Latimer u. a., aber in Heinrich VIII. wirkte stets der scholastische Theolog fort und die alte Abneigung gegen Luther schwand nie aus seinem Herzen. Dazu kam, daß die altgläubige Partei, an ihrer Spitze die Bischöfe Gardiner von Winchester und Bonner von London und Graf Norfolk, der einflußreichste Minister, an Klugheit und Gewandtheit den andern überlegen war und ihre reaktionären Ansichten und Tendenzen schlau unter der Maske äußerer Devotion und Loyalität zu verbergen wußte. Des Königs Wille und Laune bestimmte die Grenzlinie des Glaubens und der rituellen Formen, deren Überschreiten nach der katholischen oder evangelischen Richtung als ein todeswürdiges Verbrechen galt. Der Prediger Lambert, der eine Hinneigung zu Zwinglis Abendmahlslehre kund gegeben, mußte vor einer theologischen Kommission unter des Königs persönlichem Vorsitz sich einem Kolloquium unterziehen, und als er erschöpft von den langen Beweisführungen, womit Cranmer und einige andre Bischöfe ihm zusetzten, am Ende erklärte, er unterwerfe sich ganz der Gnade des Königs, verurteilte ihn dieser zum Feuertod, weil er kein Beschützer der Ketzerei sein wolle. Im Juni 1539 wurde von den beiden Häusern der Konvokation und des Parlaments ein Glaubensgesetz von sechs Artikeln angenommen, das wie ein scharfgeschliffenes Schwert über allen Häuptern schwebte, so daß das Volk es als „das Statut der sechs Blutartikel" bezeichnete. In demselben hieß es, daß die Lehre von der Verwandlung der Substanzen im Abendmahl auch fernerhin Geltung habe und den Laien der Kelch vorzuenthalten sei; die Priesterehe nach empfangener Weihe sei den göttlichen Geboten zufolge unerlaubt, die Ordensgelübde behielten auch nach Auflösung der Klöster ihre bindende Kraft,

Juni 1539. Die sechs „Blutartikel".

Privatmessen widerstrebten nicht den Worten der Heil. Schrift und gereichten zum Trost der Seelen, die Ohrenbeichte sei nützlich und notwendig. Wer diese Doktrinen in Schrift oder Rede angreife, mache sich der Ketzerei oder Felonie schuldig und habe das Leben verwirkt. Alle Ehen von Geistlichen sollten bei Vermeidung der Todesstrafe sofort aufgelöst werden. Dieses Gesetz verbreitete Angst und Schrecken in den Reihen der Reformationsfreunde. Zwei Bischöfe, darunter Latimer von Worcester, welche die Artikel bekämpft hatten, wurden in Haft gebracht; die Gefängnisse füllten sich mit Angeklagten, viele Verdächtige flohen außer Landes. Cranmer schickte Frau und Kinder nach Deutschland. Der schmiegsame Mann hatte dem König gegenüber keine Widerstandskraft, dadurch entging er dem Verderben, denn es war kein Geheimnis, daß seine Ansichten weiter zielten. Der Erzbischof von Canterbury war eine von jenen Naturen, welche den Rückhalt der höchsten Gewalt besitzen müssen, um ihren Meinungen selber Folge zu leisten; wie sie alsdann unternehmend und mutig erscheinen, so werden sie biegsam und nachgiebig, wenn diese Gunst ihnen fehlt; durch moralische Größe glänzen sie nicht, aber sie sind so recht geeignet, eine einmal ergriffene Sache unter schwierigen Umständen für eine bessere Zeit zu retten. Damals herrschte in England ein orientalischer Despotismus; des Monarchen Wille galt als Gesetz, und das Parlament ging so weit in der Servilität, daß es erklärte, was der König mit Zuziehung des Staatsrats anordne, habe dieselbe Kraft wie ein Reichstagsstatut. Nun hatte Heinrich VIII. Kirche und Staat zu seinen Füßen. Durch ein symbolisches Schauspiel auf der Themse verherrlichte er seinen
Juli 1540. Triumph. Im nächsten Jahr wurden drei Papisten und drei „lutherische Häretiker“, darunter Robert Barnes, der einst in Wittenberg studiert hatte und dann Cromwells rechte Hand gewesen war, paarweise zusammengebunden nach dem Richtplatz in Smithfield geführt und verbrannt.

Neue Ehen des Königs und Cromwells Fall.

In dem Schicksal Cromwells, des Hauptförderers dieser königlichen Absolutie, sollte die ganze Schrecklichkeit einer solchen Willkürherrschaft zu Tage treten. In dem Augenblick, da ihn Heinrich zum Grafen von Essex erhoben, mit Ehren, Reichtümern und Würden überschüttet hatte, nahm er plötzlich ein tragisches Ende. Des Königs dritte Gemahlin, die sanfte, anmutvolle Johanna Seymour, war wenige Tage nach der Geburt eines zarten Knaben aus dem Le-
Okt. 1537. ben geschieden. Der Schmerz über den Hingang der geliebten Gattin wurde überwogen durch die Freude über den männlichen Thronerben, der in der Taufe den Namen Eduard empfing. Bald darauf sah sich Heinrich nach einer neuen Gemahlin um; aber mehrere Werbungen waren erfolglos, so daß er über zwei Jahre Witwer blieb. Da rühmte der Generalvikar seinem Gebieter eine deutsche Fürstentochter, Anna von Kleve, eine Verwandte des kursächsischen Hauses. Die Freundschaft, die seit der Zusammenkunft in Aigues-Mortes zwischen Karl V. und Franz I. bestand, hatte in dem englischen Monarchen Besorgnisse erregt und ihm den Gedanken einer Annäherung an die deutschen Fürsten aus

politischen Gründen nahe geführt. Die Empfehlung Cromwells, der eine solche Verbindung gleichfalls wünschte, weil sie zur Förderung seiner reformatorischen Bestrebungen dienen konnte, fand also eine gute Stätte, zumal da auch ein Bildnis, das Hans Holbein von ihr angefertigt, Heinrichs Wohlgefallen erregte. Die Heirat wurde durch Stellvertretung geschlossen, und mit solcher Ungeduld erwartete der König die Ankunft der Neuvermählten, daß er ihr verkleidet bis Rochester entgegen eilte. Aber wie fühlte er sich in seinen Erwartungen getäuscht! Weder ihre Person noch ihr Wesen gefiel dem weibersüchtigen Manne. Dieser Eindruck verblieb ihm auch nach der Vermählung; seine Abneigung gegen die 6. Jan. 1540.
„flandrische Märe", welche weder Musik noch Sprachen verstehe, wuchs von Tag zu Tag und führte ihn zu dem Entschluß, sich durch eine Ehescheidung von ihr zu befreien. Ohnedies hatte er bereits seine Augen auf eine neue Geliebte geworfen, die in Gestalt und Bildung sehr gegen die Deutsche abstach, Katharina Howard, Nichte des Grafen von Norfolk. Die papistische Partei wußte diese Verhältnisse zu ihren Zwecken auszubeuten. Zunächst sollte Cromwell, der Gönner und Förderer der Reformation, aus dem Wege geräumt werden. Bei der Gemütsverfassung Heinrichs fiel es den Intrigen und Einflüsterungen Norfolks und Gardiners nicht gar schwer, den Generalvikar als Verräter und Häretiker darzustellen. Dieser hatte keine Ahnung von dem ihm drohenden Schicksal; wie ein Blitzstrahl von heiterem Himmel traf ihn der Befehl seiner Verhaftung, 10. Juni 1540.
und schon im nächsten Monat, als das Parlament nach dem von ihm selbst eingeführten Verfahren durch eine Bill of Attainder seine Schuld konstatiert hatte, starb er auf dem Schafott, seine Anhänglichkeit an die „katholische Kirche" 28. Juli.
Englands beteuernd. Der Sohn eines Grobschmieds war Cromwell vom Reiter in der Bourbonschen Armee durch Verstand, geistige Befähigung und Geschäftsgewandtheit zu einer Höhe emporgestiegen, zu welcher bisher nur die Häupter des Adels und Prälatenstands Zugang gehabt, um nun als Opfer der Kabale und der Launenhaftigkeit eines Tyrannen tragisch zu enden, ein merkwürdiges Beispiel der Wandelbarkeit menschlicher Dinge und irdischen Glücks. In denselben Tagen prüfte eine Kommission die Ehe Heinrichs und Annas und stellte mit sophistischer Rechtsverdrehung Gründe zusammen, welche eine neue Scheidung rechtfertigen sollten. Die deutsche Fürstentochter wurde durch ein großes Jahreseinkommen, durch das Schloß Richmond und durch hohe Rangstellung bewogen, sich ohne Widerstreben in ihr Schicksal zu fügen und ihren ferneren Aufenthalt in ihrem neuen Vaterland zu nehmen. Die Lords aber ersuchten den König in einer demütigen Adresse, aus Rücksicht für die Wohlfahrt des Landes zu einer neuen Vermählung zu schreiten, damit Gott das Reich noch mit weiterer Nachkommenschaft segnen möchte. Wenige Wochen nachher wurde Katharina 8. Aug. 1540.
Howard, eine Dame von kleiner, zierlicher Gestalt, schönen Zügen und feinem Benehmen, zur Königin erhoben.

Mit dieser fünften Ehe Heinrichs VIII. erhielten die Altgläubigen die Ober-

Katholische Reaktion und Katharinas Hinrichtung. hand. Sie benutzten diese Gelegenheit zur Begründung eines religiösen Terrorismus, wie er noch selten in der Geschichte zur Erscheinung gekommen. Die sechs Artikel waren ein scharfes Werkzeug, um alle evangelisch Gesinnten zu verfolgen. Eine Art Inquisition wurde eingeführt, und die Verhaftungen, Anklagen und Hinrichtungen nahmen kein Ende. Selbst der Erzbischof schwebte in Gefahr und verdankte seine Rettung nur der Gunst des Königs, der ihn persönlich im erzbischöflichen Palast Lambeth am rechten Themse-Ufer aufsuchte und seine Verteidigung gnädig aufnahm. Die religiösen Bücher wurden einer strengen Zensur unterworfen, die Buchdrucker gestraft, das Lesen der in den Kirchen aufgelegten Bibeln beschränkt, die alten Gebräuche und Zeremonien eingeschärft. Aber der Triumph der Papisten war von kurzer Dauer; er hatte seine Grundlage in der Gesinnung der Königin und in Heinrichs Zuneigung zu ihr; und gerade hier trat eine unerwartete Wendung ein. Es kam an den Tag, daß Katharina vor ihrer Verheiratung ein unzüchtiges Leben geführt und auch noch während ihrer Ehe mit einem früheren Geliebten geheime Zusammenkünfte gehabt. Was die römisch-katholische Partei einst der Anna Boleyn nachgesagt, das erlebte sie jetzt am eignen Fleisch. Nachdem durch ein gerichtliches Verhör die Schuld erwiesen war, wurde in Kraft eines Parlamentsbeschlusses Katharina
12. Febr. 1542. Howard zum Tode verurteilt und nebst ihrer Vertrauten, Lady Rocheford, auf dem Towerhill enthauptet.

Cranmers wachsender Einfluß. Durch den Fall der Königin erlangte Cranmer wieder sein früheres Ansehen bei dem König, und wie behutsam er auch vorging, er blieb doch immer der Träger der Reformationsideen, der Repräsentant des religiösen Fortschritts und suchte in diesem Sinne zu wirken. Die Vorurteile des Monarchen gegen die neuen Lehrbegriffe vermochte er freilich nicht zu überwinden; doch war das „Königsbuch“, das als „Notwendige Lehr und Unterricht eines Christen“ nach langer Beratung in der Konvokation
1543. zu stande kam, eine Abschwächung des Statuts der sechs Artikel und minderte den religiösen Terrorismus.

Die letzte Königin Katharina Parr. Diese Stellung Cranmers befestigte sich noch mehr, als Heinrich VIII. mit Katharina Parr, der Witwe des verstorbenen Lord Latimer, die im geheimen der evangelischen Lehre zugethan war, einen neuen Ehebund einging. Vielleicht wäre unter solchen Umständen die kirchliche Reform weiter fortgeschritten, hätte nicht Heinrich um dieselbe Zeit mit dem Kaiser ein Bündnis gegen Frankreich geschlossen und sich dabei ausdrücklich verpflichtet, keine ferneren Neuerungen vornehmen zu lassen. Diese politische Lage, die dem englischen König den Besitz der Seestadt Boulogne verschaffte, benutzte die altgesinnte Partei zu neuen Verfolgungen, die sich besonders gegen die Leugner der Transsubstantiation, die „Sakramentierer“ richteten. Anna Askew, eine vornehme Dame, die mit den Hofkreisen der Königin in Beziehung stand, wurde nach grausamen Folterqualen
1546. zu Smithfield den Flammen überliefert. Neben Gardiner und Bonner entfaltete der neue Kanzler Wriothesley den größten Eifer für die katholische Rechtgläubig-

keit. Selbst Cranmer wurde vor den geheimen Rat geladen, entging jedoch abermals den Schlingen der Feinde durch die Gunst seines Monarchen. Und daß nicht die Königin Katharina, deren Hinneigung zu den evangelischen Lehren durch das Verhör der Anna Askew deutlich hervorgetreten war, dem Verfolgungseifer der Altgläubigen zum Opfer fiel, verdankte sie nur ihrer großen Klugheit, mit der sie den König zu überzeugen wußte, daß sie in allen Stücken sich die höhere Einsicht ihres Herrn und Gemahls zur Richtschnur nehme, „denn Gott habe den Mann nach seinem Ebenbild geschaffen und ihn berufen, das Weib zu belehren und zu leiten“.

Übrigens blieb Heinrich dem politisch-kirchlichen System, das zwischen der Reformation und dem Romanismus eine neue Ordnung begründen sollte, bis an sein Lebensende getreu. Noch in seiner letzten Rede im Parlament schalt er heftig auf die gegnerischen Parteien, von denen die einen steif und fest an ihre alten mumpsimus sich anklammerten, die andern in ihren neuen sumpsimus zu hastig vorgingen, und empfahl allen Geduld, Liebe und Verträglichkeit. Je mehr die Körperkräfte des starkbeleibten Herrn dahinschwanden, desto mehr war er bedacht, diesen kirchlichen Zustand auch über seinen Tod hinaus zu befestigen. Gardiner, dessen zweideutigen Charakter und papistische Neigungen Heinrich auch unter der Hülle der zur Schau getragenen Devotion und Ergebenheit erkannt hatte, wurde in der letztwilligen Verfügung aus der Zahl derer ausgeschlossen, die dem Thronerben als vormundschaftliche Räte zur Seite stehen sollten, und die römisch gesinnte Familie der Howards in ihren Häuptern, dem Herzog von Norfolk und seinem Sohn, dem Grafen Surrey, schwer getroffen. Beide wurden unter der Anklage des Hochverrats in Haft genommen. Der Graf, eine romantisch angelegte Natur von poetischer Begabung und von stark hervortretenden Sympathien für den Romanismus, wurde schuldig befunden und endete sein Leben auf dem Schafott. Der Vater sollte ihm nachfolgen. Schon war die Anklageakte in hastiger Eile durch die beiden Häuser des Parlaments geführt und bedurfte nur noch der königlichen Unterschrift, als der Tod des Königs dazwischen trat und dem Gefangenen das Leben erhielt, wenn auch nicht sofort die Freiheit verschaffte. Am 28. Januar in früher Morgenstunde schied König Heinrich VIII. im 56. Jahr seines Alters, im 38. seiner Regierung, aus dem Leben.

Die letzten Regierungshandlungen. *Nov. 1545.* *19. Jan. 1547.* *28. Jan. 1547.*

Die Lobreden der Humanisten, welche den achten Heinrich bei der Thronbesteigung so verherrlichend begrüßt hatten, waren im Lauf der Jahre verstummt, und doch bildete der Sinn für Wissenschaft und Kunst, der nie ganz erlosch, die einzige Lichtseite in seinem Charakter. Die freigebige Dotation des Trinitätskollegiums in Cambridge war eine seiner letzten Handlungen. In desto reichlicherer Fülle hat Mit- und Nachwelt die bittersten Schmähungen auf sein Haupt geschüttet; und unsre Darstellung gibt den Beweis, daß sie nicht unverdient sind. Seit Nero und Domitian hat kaum ein Monarch so sehr den Einwirkungen einer despotischen Natur, blutdürstiger Leidenschaften und tyrannischer Willkür sich hingegeben, und des Dichters Worte: „Was er sprach war Geißel, und was er schrieb war Blut,“ finden auf den zweiten Tudor, der wie blutiger Nordlichtschein am Horizont dahin zog, ihre volle Anwendung. „In Heinrich VIII.“, urteilt Ranke, „bemerkt man keine freie Hingebung, keinen Schwung der Seele,

Charakter Heinrichs VIII.

keine wirkliche Teilnahme an einem lebenden Menschen, sie sind ihm alle Werkzeuge, die er braucht und wieder zerbricht; aber er hat eine praktische Intelligenz ohnegleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit; er verbindet Beweglichkeit der Absichten mit einem jederzeit festen Willen. Man begleitet den Lauf seiner Regierung mit einer Mischung von Abscheu und Bewunderung." Aber wie mächtige elementare Naturerscheinungen neben der zerstörenden Gewalt auch reinigende und fruchtbringende Wirkungen in sich tragen, so ist auch die sturmvolle Regierung Heinrichs VIII. der Mutterschoß großer Errungenschaften für das nationale Leben Englands gewesen. Die Vorsehung hatte ihn zu einer Geißel Gottes ersehen, auf daß Volk und Staat geläutert würden und eine neue Generation mit frischen und gesunden Kräften erstehen möchte. Und viel ist auch von den Häuptern der Nation selbst verschuldet worden! Die Servilität des Adels, des Prälatenstandes, der bürgerlichen Vertreter, die sich widerstandslos seinen Machtgeboten unterwarfen, mußte ihn mit Verachtung gegen die Menschen und gegen alle menschlichen Rechte erfüllen und seinen Hang zur Willkür und zu leidenschaftlichen Aufwallungen stärken. Parlament und Konvokation gingen in Devotion und Servilismus auf die äußerste Grenze: sie bekleideten ihn mit einer Kirchengewalt, wie sie kaum der Papst besaß, bis zur persönlichen Unfehlbarkeit; sie legten seinen Ordonnanzen Gesetzeskraft bei; sie machten sich zu Mitschuldigen seiner tyrannischen Blutherrschaft; wenn er den Sitzungen beiwohnte, ergingen sie sich in überschwenglichen Lobpreisungen auf die „geheiligte Majestät", auf den neuen Salomo und David, und beugten die Kniee, so oft sein Name genannt wurde. Es lautet fast wie Ironie, wenn er dann gnädig sich vernehmen ließ, es freue ihn, daß seine Unterthanen so empfänglich seien für die Segnungen, die ihnen unter seiner Regierung zu teil geworden.

Resultate seiner Regierung.

Aber wie sehr wir immer mit moralischem Abscheu auf diese häßlichen Auswüchse blicken mögen, dennoch wurde in dieser Zeit der Grund gelegt zur Größe, Freiheit und Unabhängigkeit der Nation. Es wurde bereits erwähnt, mit welcher Umsicht Heinrich den Schutz der Küsten und die maritimen Vorteile ins Auge faßte. Die Befreiung des Reichs von dem römischen Pontifikat war eine großartige Politik, ein glückliches Erfassen und Durchführen der Zeitideen, wie es auch in andern Ländern versucht aber nur in wenigen mit ganzer Folgerichtigkeit vollendet ward. Und wie wenig auch die Rechte des Parlaments geachtet wurden, dennoch machte das Verfassungsleben wesentliche Fortschritte. Während in früherer Zeit der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens in den oberen Ständen, im Adel und Klerus ruhte, kam er jetzt mehr und mehr in das Unterhaus zu liegen. Bei Geldbewilligungen wurde dieses in der Regel zuerst angegangen und bei allen Statuten waren die Gemeinen bedacht, wenigstens der Form nach ihre Rechte zu wahren. Selbst die berühmte Akte, welche den königlichen Ordonnanzen Gesetzeskraft beilegte, der „parlamentarische Selbstmord", wie man das Statut bezeichnet hat, war ein Fortschritt im Verfassungsleben. Was man noch unter Wolseys Regiment sieben Jahre lang ohne die Autorität der Reichsversammlung geübt hatte, wurde jetzt den königlichen Erlassen nur infolge dieses Statuts zuerkannt.

Auch darin war Heinrich VIII. der Begründer der neuen Geschichte Englands, daß er den Spuren seines Vaters folgend (VIII, 912) ernstliche Schritte zur Vereinigung aller britischen Inseln und Länder zu einem Gesamtreiche that und dadurch den künftigen Herrschern den Weg einer nationalen Politik anbahnte. Von den Vorgängen in Schottland wird später die Rede sein. Wenn dort seine Unionsversuche scheiterten, so wurden sie dagegen in Wales und Irland ins Leben geführt. Von der Zeit an war die Bezeichnung des Thronfolgers als „Prinz von Wales" mehr als ein Titel, indem es Heinrich zuerst gelang, das Gebirgsland, von dem sein Geschlecht ausgegangen, vollständig den kirchlichen und staatlichen Gesetzen Englands zu unterwerfen, und auch in der grünen Nachbarinsel, wo die dynastischen Geschlechter, die Desmonds, Ossorys und besonders die Fitzgeralds (Geraldinen), deren Stammhäupter die Grafen von Kildare waren, die britische Herrschaft mit aller Macht bekämpften und innerhalb der Grenzen des „Pale" festbannten, wußte er die der „imperialen Krone" Englands inwohnende Würde zur Wahrheit zu machen. Fünf Geschlechtshäupter der Fitzgeralds, welche im Bund mit Papst und Kaiser das Regiment des schismatischen Königs in Irland mit gewaffneter Hand abzuwerfen und den Grafen von Kildare mit der irischen Krone zu schmücken trachteten, den Erzbischof Allen von Dublin, Cranmers Freund und Gesinnungsgenossen zur Flucht trieben und ermordeten, wurden von dem Lordstatthalter Gray durch List und Verrat in Haft genommen und nach England geschafft, wo sie sämtlich auf dem Blutgerüst starben. 1537. Dieser Schlag erzeugte solchen Schrecken unter dem unbotmäßigen Adel, daß ein nach Dublin entbotenes Landesparlament, bei welchem jedoch die geistlichen Mitglieder nur als „beisitzende Räte" ohne Stimmrecht mitwirken durften, den in England bereits eingeführten Statuten und kirchlichen Ordnungen auch für Irland gesetzliche Geltung beilegte. Der päpstliche Primat und der Gerichtsgang nach Rom wurden aufgehoben, der König als Oberhaupt der irischen Kirche anerkannt und ihm die Annaten und die Ordenshäuser mit allen ihren Besitzungen zugesprochen, die Verweigerung des Suprematseides für Hochverrat erklärt, die Successionsakten auch auf Irland ausgedehnt. Aber was das fügsame Landesparlament in Dublin beschloß, erlangte darum noch nicht allgemeine Geltung: in den entlegeneren Teilen, wo die englische Herrschaft noch wenig Wurzel gefaßt hatte, widerstrebten Adel, Klerus und Volk den politischen und kirchlichen Neuerungen. Es fiel den Papisten nicht schwer, als der Lordstatthalter die Klöster auflöste, die Monumente des heiligen Patrick zerstören ließ und den Suprematseid einforderte, einen bewaffneten Aufstand zu erregen, gleich der „Pilgerfahrt der Gnade" in Nordengland. Die Kathedrale von Down wurde darüber ein Raub der Flammen. Lord Gray, so energisch er auch vorging, entsprach nicht ganz den Erwartungen des Königs. Er wurde abberufen und als Hochverräter Juni 1541. enthauptet. Sein Nachfolger war glücklicher. Mehrere der einflußreichsten Stammfürsten, durch Klostergüter und Ehrenauszeichnungen gewonnen, gaben den Wider-

Die englische Königsherrschaft in Wales und Irland.

stand auf und erkannten die englische Oberherrlichkeit an. Darauf wurde durch Parlamentsbeschluß dem zweiten Tudor und allen seinen Nachfolgern statt der Juni 1542. bisherigen Bezeichnung eines „Lord von Irland" der Titel „König von Irland" beigelegt. Die willfährigen Großen wurden durch Grafschaften und Lehnsgüter an den neuen Königsthron gefesselt.

Die Union nur äußerlich. Nie war Grün-Erin so innig mit England verbunden als in den letzten Regierungsjahren Heinrichs VIII. Und doch war die Vereinigung nur scheinbar und ohne Dauer, weil sie jeder inneren Übereinstimmung, jeder sittlich-religiösen Unterlage, jedes einheitlichen Organismus entbehrte. Die alten politischen und sozialen Zustände dauerten fort; die Religionsgesetze wurden mangelhaft durchgeführt; noch ein ganzes Jahrhundert bestanden trotz der ausgesprochenen Säkularisation die Abteien von Tyrone, Tirconnel und Fermanagh; und die papistische Geistlichkeit hielt nach wie vor das unwissende, in den unklaren Regionen eines Gefühls- und Phantasielebens schwärmende Volk in den Banden des Aberglaubens, der Werkheiligkeit und des zeremonienreichen Meßkultus. Als in der Folge die gottesdienstlichen Formen, wie sie in England ausgebildet wurden, auch in Irland zur Anwendung kommen sollten, fanden sie einen unbestellten Boden in dem Geist- und Gemütsleben der Bevölkerung, welche die englische Kirchensprache so wenig verstand als die lateinische. Selbst im „Pale" war die irische Sprache die herrschende. So war und blieb denn Irland die wunde Stelle in dem britischen Staats- und Kirchenorganismus. Die Insel vermochte sich nicht wie Schottland zu einer monarchischen Einheit zu konsolidieren und ebensowenig die fremde Herrschaft der „Sachsen" zu ertragen. Das unruhige Treiben kleiner unbotmäßiger Dynasten hatte seinen Fortgang und ließ keine feste Staatsgewalt aufkommen. Der englische „König von Irland" war nicht der Lebensbaum, an den sich die weichen keltischen Naturen hätten anschließen und zusammenwachsen können.

5. Schottland unter den Stuarts.

Das schottische Königtum im fünfzehnten Jahrhundert. Die Bande, welche die Tudors mit dem nördlichen Nachbarland knüpften, führten nicht zu einer direkten Vereinigung wie in Irland, bahnten aber den Weg zu folgereichen Beziehungen, aus denen mit der Zeit eine festere Union beider Königreiche sich entwickeln sollte. Wir haben in den früheren Blättern dieses Werks die Geschichte und die politischen und gesellschaftlichen Zustände Schottlands bis zu dem Zeitpunkt kennen gelernt, da nach langen Erbfolgekriegen die Krone an das Haus Stuart gelangte (VII, 673 ff., 676). Aber mit dem Thron und der Königswürde war geringe Macht verbunden. Der Adel, einflußreich durch Land und Leute und an Kampf, Jagd und Waffenübungen gewöhnt, erwarb sich eine fast unabhängige Stellung und wurde darin von dem reichen Klerus, dessen angesehenste Glieder den edlen Häusern angehörten, nach-

geahmt. Bei der geringen Zahl und Bedeutung der Städte konnte sich nicht, wie in andern Ländern, ein freier Bürgerstand ausbilden und das gesetzgebende Ansehen der Könige in den Parlamenten stärken, daher auch Recht und Gesetz ganz in den Händen des Grundadels lag und das größtenteils dem Hirten- und Bauernstand angehörende Volk nur die Gerichtsstätten der Gutsherren kannte. So war die Königsmacht in Schottland auf das Führeramt im Kriege beschränkt; das richterliche Ansehen des Königs hatte nur Geltung für die eignen Unterthanen; die oberlehnsherrlichen Rechte wurden von den trotzigen Edlen wenig beachtet, die Abhängigkeitsverhältnisse mehr und mehr gelockert und die Krongüter widerrechtlich vermindert. Die Clanverfassung, durch welche der Grundherr ein patriarchalisches Ansehen über alle seinem Bereich angehörenden Familienglieder erlangte und alle Insassen, Pächter, Hörige in das Verhältnis der Klientschaft zum Clanhaupte traten, trug vieles zur Erhöhung der Macht der Edelleute bei, die, durch Wechselheiraten und Blutsverwandtschaft schon einander nahe stehend, sich noch häufig durch Waffenbündnisse stärkten, um der Königsmacht ungestraft Trotz bieten zu können. Wohl hatte das Stuartsche Herrscherhaus manchen kräftigen und strebsamen Fürsten aufzuweisen; aber ein unglückliches Geschick stürzte die meisten in ein frühes Grab und führte Minderjährigkeiten und Regentschaften herbei, unter denen die Krongüter und Herrenrechte verschleudert, die Gerichtsbarkeit vermindert und das Ansehen des Herrscheramts geschwächt wurde. Die Geschichte der Stuartschen Könige während mehrerer Jahrhunderte hat fast von nichts anderm zu berichten, als von den Versuchen und Maßregeln, die sie ergriffen, um die verlornen Rechte und Krongüter wieder zu erlangen, ihre Autorität gegen den raubsüchtigen und fehdelustigen Adel zu behaupten und den Zustand der ritterlichen Anarchie durch die Bande der Ordnung zu beseitigen. Die Weltgeschichte bietet kein andres Herrscherhaus dar, das durch die Hand eines finstern Geschicks so schwer gebeugt worden wäre, als die Nachkommen Bancos. Das Los des Ahnherrn, das der große britische Dichter so erschütternd darstellte, vererbte seinem Stamm, den das Schicksal zum Gegenstand einer großartigen Tragödie ausersehen zu haben schien. Die Krone sah der ergrimmte Macbeth auf dem Haupte der Nachkommen seines ermordeten Genossen, aber nicht die blutigen Wunden, denen die meisten in der Blüte der Jahre erlagen, nicht den Schmerz der gebrochenen Herzen, der die übrigen ins Grab stürzte.

Robert III., der zweite König der Stuartschen Familie, hatte zwei Söhne, von denen der älteste durch die Tücke seines Oheims des gräßlichsten Hungertodes starb, der jüngere, Jakob, achtzehn Jahre in englischer Gefangenschaft vertrauern mußte, worüber dem Vater das Herz brach. Als Jakob endlich nach einer stürmischen Zwischenregierung den schottischen Thron bestieg und die herrschende Barbarei nach Englands Vorbild zu mildern suchte, teils durch Hebung der Industrie, teils durch die Gründung der Universität St. Andrews, teils durch Gesetze, die bei dem Adel und dem Klerus ein gesittetes Leben bezweckten, bildete sich

Robert III. 1390–1406.

Jakob I. 1406–1437.

eine Verschwörung gegen ihn, der er auf die schrecklichste Weise in einem Kloster
Jakob II. 1437–1460. zu Perth erlag (1437). Sein kühner Sohn, Jakob II., hatte bald nach dem Antritt seiner Regierung mit dem mächtigen Haus Douglas einen Krieg zu bestehen, von dessen Ausgang der Besitz oder der Verlust der Krone abzuhängen schien; und kaum hatte er diesen Kampf siegreich beendigt und seine Thätigkeit der Schwächung des Adels, der Sittigung des Landes und der Hebung der königlichen Gerichtshöfe zugewendet, als ein unglücklicher Kriegszug nach England seinem Leben im dreißigsten Jahre auf eine gewaltsame Weise ein Ende machte und die Regierung in die Hände seines siebenjährigen Sohnes brachte (1460).
Jakob III. 1460–1488. Jakob III. war ein Fürst von großen Anlagen, der, als er zur Volljährigkeit gelangte, dieselbe Politik dem Adel gegenüber befolgte wie seine Vorfahren, nur daß er sich andrer Mittel bediente. Da er an ritterlichen Thaten und an dem wilden Treiben der Jagd und des Kriegs kein Gefallen fand, so mied er allen Verkehr mit dem Adel, übertrug die Staatsgeschäfte größtenteils der Geistlichkeit und wandte seine Gunst Leuten von geringem Stande zu, die seine Liebe für Astrologie, Musik und Architektur teilten, zugleich aber auch seinen Schwächen schmeichelten. Sein Streben scheint gewesen zu sein, durch Kunst und Industrie den rohen Sitten der Edelleute entgegenzuwirken, die feudalistische Macht derselben zu brechen und nach dem Vorbild Ludwigs XI. und andrer Fürsten seiner Zeit eine absolute Monarchie zu gründen. Aber seine Mittel waren so gering, die eingeschlagene Bahn unter den obwaltenden Verhältnissen so verkehrt und der Widerstand so stark, daß er durch seine Maßregeln den Adel nur erbitterte, ohne ihn zu schwächen. Als er daher einst mit einem Heer nach der Grenze zog, um die Engländer von einem Einfall abzuhalten, drangen im Lager von Lauder einige über ihre Zurücksetzung erbitterte Edelleute mit gewaffneter Hand in sein Zelt, ergriffen die Günstlinge, bis auf Ramsey, der in den Armen des Königs Schutz suchte, und knüpften sie an der Brücke zu Lauder auf. Jakob wollte nach einiger Zeit ihren Tod rächen und rückte mit seinen Getreuen den meuterischen Edelleuten entgegen; aber am Flüßchen Bannockburn, das schon so oft von schottischem Blut gerötet worden, erlag sein Heer den abgehärteten Truppen seiner Gegner. Der König mußte fliehen. Beim Übersetzen über den Fluß stürzte sein Pferd; unerkannt wurde er in eine Mühle gebracht
Jakob IV. 1488–1513. und dort von einem feindlichen Kriegsmann ermordet. Sein Sohn, Jakob IV., war von entgegengesetztem Charakter, offen und ritterlich, daher er mehr Sympathie bei dem Adel fand. Ein Krieg mit Heinrich VII. von England endigte
1503. mit einem Bündnis, infolgedessen Jakob des Königs Tochter Margarete als Gemahlin heimführte. Nun trat eine mehrjährige Ruhe und eine fröhliche Zeit in Schottland ein. An dem Hofe des ritterlichen und freigebigen Königs wechselten Festlichkeiten und Spiele; die Hofhaltung wurde prachtvoller, schöne Gebäude erhoben sich in der Hauptstadt; eine neue Flotte befuhr die Gewässer des Forth und die Edelleute schlossen sich in Liebe an einen Fürsten an, der sich

ihnen mit Vertrauen näherte und gleiche Gesinnung mit ihnen hegte. Als aber in England Heinrich VIII., Jakobs Schwager, den Thron bestieg, und die politischen Verwickelungen des Festlandes, deren wir früher gedachten, eine Reihe von Kriegen herbeiführten, erneuerte Jakob IV., der sich mit seinen Edelleuten nach einer Gelegenheit sehnte, den Ruhm der schottischen Waffen zu erhöhen und die so oft erprobte Tapferkeit abermals zu bewähren, den alten, seit den Erbfolgekriegen bestehenden Bund mit Frankreich und fiel in Northumberland ein. Hier aber wurde er am Hügel von Flodden, dem südlichen Abhange des Cheviotgebirges, vom Grafen von Surrey geschlagen, und zehntausend Schotten, darunter die Häupter der edelsten Familien, deckten das Schlachtfeld. Der König selbst war verschwunden, und seinen Leichnam fand man erst am andern Tage unter einem Haufen erschlagener Edelleute, die den Fall ihres geliebten Fürsten nicht überleben wollten. 9. Sept. 1513.

Schottland unter Jakob V. 1513—1542.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Flodden erfüllte das ganze Land mit Trauer; die meisten Familien hatten Angehörige und nahe Verwandte zu beweinen; ein geliebter König war nicht heimgekehrt von dem Waffenfelde; ein minderjähriger Fürst, Jakob V., und eine zwieträchtige Regentschaft ohne Ansehen waren den Stürmen nicht gewachsen, die nun über Schottland hereinbrachen. Es bildeten sich zwei Parteien, eine französische, an ihrer Spitze der Herzog von Albany, der nächste Agnat des königlichen Hauses, und eine englische unter der Leitung der Königin-Mutter und der Familie Douglas. Beide Teile, von Frankreich und England mit Geld und Hilfsmannschaften unterstützt, maßen ihre Kräfte miteinander; darüber geriet das arme Land in einen solchen Zustand von Verwirrung und Zerrissenheit, daß in den Straßen von Edinburg zwischen den Hamiltons und Douglas ein Treffen geliefert wurde, wobei zweiundsiebzig Menschen, unter ihnen ein Bruder des Grafen von Arran, des Hauptes der Hamiltons, das Leben verloren. (April 1520.) Der König, dessen sich jede Partei zu bemächtigen suchte, geriet zuletzt in die Gewalt der Douglas, die ihn wie einen Gefangenen behandelten, obschon er bereits für volljährig erklärt worden war. Diese unwürdige Stellung erbitterte den nach Selbständigkeit strebenden Fürsten derart, daß er verkleidet entfloh, über die Douglas Acht und Konfiskation aussprach und sie nach kurzem Widerstand zur Flucht nach England nötigte. Erst nach fünfzehnjähriger Verbannung wurde ihnen die Rückkehr gestattet. Nach diesem Sieg ergriff Jakob V., jetzt sechzehn Jahre (1528.) alt, die Zügel der Herrschaft mit eigner Hand und war bemüht, durch strenges Vorgehen gegen die turbulenten Edelleute und Parteihäupter wie durch Befestigung der königlichen Burgen und Städte die Wiederkehr solcher unruhigen Zeiten zu verhindern. Mancher Mann von hohem Geschlecht mußte, wie Graf Bothwell, seinem Vaterland den Rücken kehren, mancher andre, wie Graf Armstrong und Lord Forbes, bluteten als Hochverräter auf dem Schafott. Zu den Staatsgeschäften wurden Geistliche berufen, die dem König mehr Hingebung

und guten Willen zeigten. Um die Zeit, da in England bereits die Axt an die mittelalterliche Hierarchie gelegt war, standen in Schottland Thron und Altar in engster Verbindung. Wir wissen ja bereits, welche Hoffnungen die Papisten und Romanisten auf den jugendlichen König setzten. Er sollte bei Gelegenheit der englischen Aufstände als Fahnenträger der Reaktion auftreten. Die Vermählung mit Magdalena, der Tochter Frankreichs, brachte ihn mit dem Hof von Paris in Beziehung; und wenn auch die zarte Jungfrau ohne Nachkommenschaft früh ins Grab sank, so wurden doch die Bande nicht gelöst. Eine andre französische Edeldame, die verwitwete Herzogin von Longueville, Maria von Guise, aus einem Geschlecht, das auf die künftigen Geschicke Frankreichs einen so mächtigen Einfluß üben sollte, wurde Königin von Schottland und teilte die geistlichen Sympathien ihres Gatten. Zu einer Invasion in England kam es nun freilich nicht. Bei der Stimmung des schottischen Adels, der mit Neid und Groll seine eigne Zurücksetzung und die Begünstigung des Klerus ertrug und bereits gierige Blicke auf die Reichtümer der Kirche warf, konnte Jakob an keinen Kriegszug denken. Dagegen war der geistliche Einfluß, dem ein beträchtliches Geldgeschenk des Klerus Nachdruck gab, mächtig genug, jede freundschaftliche Beziehung zu dem englischen Hof, für welche die Königin-Mutter, Heinrichs Schwester, thätig wirkte, zu zerreißen. Alle Versuche des Königs von England, den Neffen zu einer Zusammenkunft in York zu bewegen, blieben ebenso erfolglos, wie die Bemühungen seiner Gesandten, denselben zu ähnlichen Schritten gegen Rom zu bewegen, wie sie Heinrich in seinem Reich vorgenommen. Die Schriften gegen den päpstlichen Primat, die man ihm zustellte, legte er ungelesen zurück. Kardinal Beaton, Erzbischof von St. Andrews, übte in Schottland eine Gewalt, wie einst Wolsey in England. Bei so gereizter Stimmung nahmen die Feindseligkeiten in den Grenzmarken, wie sie häufig genug eintraten, einen ernsteren Charakter an. Es kam zu einem Waffengang zwischen den Nachbarreichen. Aber der Adel griff ungern zum Schwert unter einem König, der ihm so wenig Huld und Vertrauen zeigte, und unter einem Heerführer wie Oliver Sinclair, den kein andres Verdienst als die Gunst seines Herrn an die Spitze gestellt. Ein kleiner Haufen englischer Kriegsleute genügte, um ein doppelt so starkes Heer der Schotten bei Polwey Moß in die Flucht zu schlagen. Ergriffen von Schmerz und Scham über die Niederlage eilte der König aus dem Lager von Fala, am westlichen Abhang der Lammermuirhügel, nach dem einsamen Schloß Falkland. Hier versank er in Schwermut und düsteres Brüten über sein Schicksal, bis sich ein Fieber zu seinen Seelenleiden
14. Dez. 1542. gesellte und seinem Leben im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters ein Ende machte. Sieben Tage vor seinem Tode hatte seine Gattin eine Tochter geboren, Maria Stuart, die einzige Erbin seines Reichs.

Die ersten Zeichen reformat. Lebens. Diese unerwartete Katastrophe entschied über die Zukunft Schottlands; sie gab den Anstoß zu inneren Kämpfen, die endlich zum vollständigen Sieg der

Reformation führten. Als die Geistlichkeit den König antrieb, daß er für das Papsttum und den alten Glauben das Schwert zog, waren die neuen Doktrinen von Deutschland und England aus schon in das Volk gedrungen und hatten manchen Bekenner erweckt. Nur mühsam erwehrte sich der in Unwissenheit und Verweltlichung versunkene einheimische Klerus der Angriffe, welche teils aus den Reihen der Humanisten auf der Hochschule St. Andrews, teils in der Volksdichtung, teils von den Anhängern reformatorischer Lehren erhoben wurden. Wie heftig auch der Kardinal-Erzbischof Beaton die Waffen der Verfolgung schwang, wie scharf auch die geistliche Zensur die Bücher überwachte, welche vom Auslande eingebracht wurden, wie eifrig auch die geistlichen Gerichte mit Strafen gegen die Verkündiger und Anhänger evangelischer Lehrmeinungen vorgingen, mochten dieselben von stillen Gemeinden in nächtlichen Zusammenkünften als geheimer Schatz gehegt werden oder laut und öffentlich in Rede und Schrift sich hervorwagen; der Same des neuen Glaubens an die beseligende Kraft und Wahrheit der Heil. Schrift konnte nicht mehr zertreten, das Licht, welches die Dunkelheit erhellen sollte, nicht mehr gelöscht werden. Von den Tagen, da der durch Studien in Deutschland den reformatorischen Lehren befreundete junge Edelmann Patrick Hamilton in den Flammen starb, blutete dem alten Glauben 1527.
manches Opfer; andre schmachteten in Kerker und Banden, und wie viele verließen den vaterländischen Boden und suchten ein Asyl auf fremder Erde. Auch einer der kräftigsten Geister, Georg Buchanan, welcher als Dichter und Geschichtschreiber mit den Alten wetteiferte, und Alexander Aleß (Alesius), der von Hamilton dem Evangelium gewonnen, in England und Deutschland für die reformatorische Sache thätig war, entzogen sich durch die Flucht der Verfolgung, durch welche Hof und Klerus die religiöse Neuerung niederzuhalten suchten. Allein das Märtyrertum war die mächtigste Predigt für ein „rohes, sinniges und treuherziges" Volk. Wie in der alten Heidenwelt weckte jeder Blutzeuge Tausende von Bekennern. Auch John Knox (geb. 1505), welcher auf der Universität St. Andrews theologische Vorlesungen gehalten, entzog sich damals dem Argwohn des Erzbischofs und suchte ein Obdach im Hause des Lairds von Langniddry.

Mit dem Tode Jakobs V. änderte sich die Lage der Dinge in Schottland. Die Regentschaft.
Heinrich VIII. suchte die Umstände zu einer Vereinigung der Nachbarländer zu benutzen. Eine künftige Vermählung seines Sohnes Eduard mit der schottischen Erbtochter Maria Stuart sollte die Einleitung bilden. Zu dem Zweck suchte er die englische Partei in Schottland zu stärken. Die Douglas und alle flüchtigen oder gefangenen Edelleute wurden in die Heimat entlassen. Während ihres Aufenthalts in England hatten sie sich mit den neuen kirchlichen Zuständen vertraut gemacht und glühten vor Verlangen, der verhaßten Hierarchie ihre Macht und ihre Reichtümer zu entreißen. Durch ihren Einfluß wurde der zwar schwache und charakterlose, aber damals zur Reformation hinneigende

Graf Arran, das Haupt der Hamiltonschen Familie, an die Spitze der Regentschaft gestellt und der Kardinal aus seiner Macht gedrängt. Aber durch die Gunst der Königin und des französischen Hofes kam der schlaue Prälat bald wieder in die Höhe. Selbst Arran, welchem er den Grafen von Lennox, einen Verwandten, als Rivalen entgegensetzte, versöhnte sich mit dem Erzbischof und suchte das englische Bündnis, das ohnedies dem Unabhängigkeitssinn der Nation widerstrebte, rückgängig zu machen. In der That wurde auch der vom Edinburger Parlament angenommene Ehevertrag wieder aufgehoben. Nun folgten einige schlimme Jahre voll innerer Unruhen und religiöser Verfolgung. Der Krieg, den Heinrich VIII. als Verbündeter des Kaisers gegen Frankreich führte, wirkte auf Schottland zurück. Die französisch-katholische Partei erlangte die Oberhand, zumal als die „unhöfliche Brautwerbung" des englischen Königs, der die Einhaltung des Vertrags mit den Waffen erzwingen wollte, die Mißstimmung und Eifersucht der Schotten mehrte.

Erzbischof und Märtyrer.

Das Selbstvertrauen des Kardinals steigerte sich zum Übermut. Um der reformsüchtigen Partei Schrecken einzujagen, ließ er Georg Wishart, einen durch Stand, Bildung und Gelehrsamkeit hervorragenden, ob seiner feurigen Beredsamkeit von den Evangelischen hochverehrten Wanderprediger, verhaften und durch ein geistliches Gericht unter seinem eignen Vorsitz als Häretiker zum Tode verdammen, worauf derselbe auf dem Schloßplatz zu St. Andrews
1. März 1546. als standhafter Märtyrer den Flammentod erlitt. Beaton sah aus einem Fenster des Palastes der Hinrichtung zu. Da rief Wishart unter den Qualen des Todes prophetisch aus: „Jener, der dort so übermütig niederschaut, wird in wenigen Tagen mit Schmach bedeckt an derselben Stelle im Staube liegen." Diese Weissagung sollte sich schrecklich erfüllen. Mehrere Freunde und Anhänger des
29. Mai 1546. Predigers verschworen sich, den Tod des Märtyrers zu rächen. An einem Maitag drangen sie in früher Morgenstunde in das Schloß, überfielen den Prälaten in seinem Schlafgemach und brachten ihm mehrere tödliche Wunden bei. Darauf trugen sie den Leichnam an dasselbe Fenster, aus welchem der Bischof vor drei Monaten der Hinrichtung Wisharts zugesehen. Die Urheber der blutigen That, „des wohlverdienten Todschlags", wie sie am Rande einer alten Übersetzung der Zeitgeschichte von Thuanus genannt wird, behaupteten sich im Besitze des Schlosses und verteidigten dasselbe mit Hilfe der ihnen zuströmenden Gesinnungsgenossen und englischer Schiffe über fünf Monate gegen die Regentschaft und eine französische Kriegsschar. Erst nach dem Tode Heinrichs VIII. erfolgte die Übergabe gegen Zusicherung ihres Lebens, worauf sie als Kriegsgefangene nach Frankreich gebracht wurden. Unter ihnen befand sich auch John Knox, der sich nach der Ermordung des Kardinals den Verschworenen angeschlossen hatte.

Schottland im Bunde mit Frankreich.

Während der künftige Reformator und seine Leidensgefährten auf französischen Galeeren schmachteten, entbrannte in den Inselreichen der Kampf aufs

neue. Die englische Regierung wollte den verabredeten Ehebund zwischen Eduard und Maria, durch welchen die Vereinigung beider Nachbarländer herbeigeführt werden konnte, nicht aufgeben. Der Lord-Protektor Somerset rückte daher mit einem Heer über die Grenze; aber noch war die Zeit zu einer Union nicht gekommen. Als Graf Arran das feurige Kreuz, das altschottische Kriegs- und Sturmzeichen von Clan zu Clan tragen ließ, sammelte sich eine beträchtliche Streitmacht. Zwar erlitten die Schotten bei Schloß Pinkey eine schwere Nieder- Sept. 1547.
lage; aber die englisch-reformatorische Partei zog daraus keinen Vorteil. Vielmehr erwachte die alte Rivalität und Eifersucht mit neuer Stärke und erleichterte der Regentin Maria von Guise den Anschluß an Frankreich. Nicht nur daß französische Hilfstruppen ins Land gerufen wurden; um den Gegenstand des Kriegs gänzlich zu beseitigen, sandte die Königin ihre sechsjährige Tochter Maria 1548.
Stuart nach Paris, damit sie dort erzogen werde. Denn nicht dem englischen sondern dem französischen Thronerben sollte die künftige Königin von Schottland angetraut werden. Von da an war Frankreichs Einfluß vorherrschend; die kirchliche Reformation schien in weite Ferne gerückt; in einem Friedensschluß 24. März 1550.
mit Frankreich, in den auch Schottland einbegriffen war, gab der Londoner Hof den Ehevertrag auf.

XVI. Die Vorgänge im Süden und die Reformation in Genf durch Calvin.

1. Die Christenheit und die mohammedanischen Korsaren.

Wie sehr das nationale Sonderleben des Mittelalters einer allgemeinen Politische Verbindungen Franz I.
europäischen Politik gewichen, die Ereignisse des einen Staats in allen andern sich fühlbar machten, die persönlichen Interessen der Fürsten und Völker zu wahlverwandtschaftlichen Verbindungen führten und bald anziehend, bald abstoßend wirkten, trat besonders im dritten Jahrzehnt dieses tiefbewegten Jahrhunderts zu Tage. Weder die Gemeinsamkeit religiöser Anliegen, noch allgemeine politische Zwecke vermögen dauernde Bündnisse zu schaffen; Rücksichten und Vorteile, wie der Augenblick sie gebiert, geben die Impulse zum Handeln. Vor allen waren es die beiden fürstlichen Persönlichkeiten Karl und Franz, welche durch den Gegensatz ihrer Bestrebungen und Ziele, durch ihre Eifersucht und Rivalität die Welt in Bewegung setzten, Fürsten und Völkern Anknüpfungspunkte zu Unterhandlungen und Intrigen, zu Verträgen, Hilfeleistungen und diplomatischen Künsten darboten. Wir haben gesehen, wie eifrig Franz in Deutschland und Skandinavien bemüht war, dem Hause Österreich das Spiel zu verderben, den Gegnern des Kaisers Vorschub zu leisten; daß er dabei, obwohl der Verbündete des Papstes und der heftigste Widersacher der religiösen Neuerung im eignen

Land, den Evangelischen die Hand reichte und der Reformation zum Fortgang und Sieg verhalf, focht ihn wenig an. Ja um dieselbe Zeit unterhielt er sogar Verbindungen mit den Mohammedanern, den Todfeinden des spanisch-österreichischen Namens.

Chaireddin Barbarossa. Schon seit Jahren war das Mittelmeer der Schauplatz seeräuberischer Fahrten, die eine Bande verwegener Mohammedaner von Tunis aus unternahm. An der Spitze standen drei griechische Renegaten, Söhne eines Rumelioten, welcher auf Lesbos dasselbe Geschäft in kleinerem Maßstab getrieben hatte. Am berühmtesten und gefürchtetsten war der dritte der Brüder, Chaireddin, genannt Barbarossa; ihm zur Seite stand der zweite, Uruch oder Horuk, der aber frühzeitig nebst seinem Bruder Ishak auf einem Streifzug gegen einen Beduinenstamm umkam. Anfangs im Dienste des Emirs von Tunis aus der Familie der Beni Hafß stehend, handelte Chaireddin bald nach eignem Sinn und kümmerte sich wenig um das Oberhaupt. Kühne Freibeuter und Glücksritter aus den südeuropäischen Ländern, die ihren Glauben abschwuren, Scharen vertriebener und flüchtiger Morisken aus Andalusien, eingeborne Mohammedaner aus den nordafrikanischen Landschaften bildeten das verwegene Kriegsvolk, mit dem das Piratenhaupt gegen einheimische Fürsten wie gegen die christlichen Küstenländer zu Felde zog. In kurzem war das ganze Gebiet von Algier, Oran und Tlemsan, welches einst Kardinal Ximenez der spanischen Krone zinspflichtig gemacht hatte (IX, 821 f.), im Besitz des Korsarenhäuptlings. Schon war sein Name im ganzen
1533. Abendland gefürchtet und berühmt, als er in das Lager des Sultans Suleiman eilte, der gerade mit den Persern im Krieg lag. Mit schmeichelnden Worten begrüßte er den mächtigen Herrscher als Oberherrn der Gläubigen, „dessen Glorie so herrlich wie die des Dschemschid", und empfing von ihm die Belehnung als Beglerbeg des Meeres und des Sandschaks von Algier. Wie erschraken die Bewohner Neapels und Sardiniens, als Chaireddin auf seiner Rückfahrt sich ihren Küsten näherte, einzelne Kastelle zerstörte und Beute und Gefangene auf seinen Schiffen hinwegführte. Bald sollte seine Macht noch höher steigen. Ein Thronstreit im Hause der Beni Hafß gab ihm Gelegenheit als Beschützer Al Raschids gegen den Bruder Mulei Hasan aufzutreten, der sich durch Grausamkeit den Haß des Volks zugezogen hatte. Er eroberte Tunis, schlug die Angriffe des Gegners zurück und behielt die Stadt für sich. Al Raschid wurde nach Konstantinopel entsendet, Mulei Hasan aber irrte als hilfesuchender Flüchtling umher. Nun wurde in Algier und Tunis der Name des sunnitischen Großherrn im Gebet und auf den Münzen genannt. Auch hier gingen somit religiöse und politische Motive Hand in Hand. Wie Karl V. betrachtete sich auch Suleiman als Schirmherrn des orthodoxen Glaubens.

Die Korsarennot. Diese Vorgänge wirkten auf Europa zurück. Schon lange hatte das christliche Abendland schmerzliche Klagen ausgestoßen über die Leiden und Drangsale, welche die frechen Barbaren Nordafrikas ihm zufügten. Nicht nur, daß die

Kaufmannsschiffe weggefangen wurden, daß aller Handel und Verkehr gefährdet ward, zahllose Christensklaven schmachteten in Ketten und Kerkern, bis die geforderten Loskaufsummen entrichtet werden konnten; die Bewohner der Meeresküsten schwebten in steter Angst, von Haus und Heimat weggerissen zu werden; meilenweit in das Land hinein erstreckten sich die Überfälle und Streifzüge; Italien, Spanien, die Eilande des Mittelmeers waren den feindlichen Angriffen der Räuberscharen ausgesetzt; in die See durfte man sich nur unter dem Schutz von Kriegsflotten wagen. Die Zeiten der Vandalenzüge schienen wiedergekehrt zu sein. Ganz besonders waren die Besitzungen der spanischen Krone den Streichen der Korsaren ausgesetzt. Die mohammedanische Welt sah mit innerer Befriedigung zu, daß Vergeltung geübt ward für die Verfolgung der Morisken und daß diese Vergeltung von jenen Stätten ausging, welche die Spanier so oft zu erwerben getrachtet, um deren Besitz so viel Christen- und Sarazenenblut geflossen, auf welche der Abkömmling des katholischen Königspaares ein lehnsherrliches Recht in Anspruch nahm. Hatte doch Karl V. gerade darum vor einigen Jahren die Johanniterritter nach Malta gesetzt, damit sie den Islam auf der gegenüberliegenden Küste bekämpfen möchten; und nun schwebten seine eignen Reiche in steter Gefahr. Daß insonderheit Sultan Suleiman mit Wohlgefallen auf seinen Schützling und Lehnsmann in Tunis blickte, war natürlich. Nicht bloß, daß dadurch seine Oberhoheit in Gegenden zur Geltung kam, die ihm bisher keine Anerkennung gezollt hatten, er erhielt auch einen Bundesgenossen in seinen Kämpfen gegen die Habsburger, die Möglichkeit eines gleichzeitigen Angriffs von Osten und Westen. — Und nicht allein die mohammedanische Welt blickte mit Schadenfreude auf den Stachel, den die Korsaren den spanischen Unterthanen ins Fleisch bohrten, selbst König Franz legte ihnen keine Hindernisse in den Weg. Weit enfernt dem Aufruf des Kaisers zu einer gemeinsamen Heerfahrt des gesamten Abendlandes gegen den Erbfeind des christlichen Namens Gehör zu geben, unterhielt er stets freundschaftliche Beziehungen zu der Pforte, leistete er gern auch diesen Feinden des Kaisers Vorschub; und wenn er gleich aus Scheu vor dem Urteil der Welt keine offene Bundesgenossenschaft mit ihnen einging, so suchte er doch die Unternehmungen des Rivalen auf alle Weise zu lähmen. Mit Hilfe der Osmanen und Korsaren konnte er hoffen, wieder zum Besitz der italienischen Länder zu kommen, die ihm so sehr am Herzen lagen und deren Wiedergewinnung den Lebensnerv seiner ganzen Politik bildete. Es scheint, daß Chaireddin durch ihn mit Geschütz versorgt wurde.

So mußte denn Karl V. ohne Frankreichs Hilfe zu dem Unternehmen schreiten, durch welches der Feind der Christenheit an der gefährlichsten Stelle getroffen werden sollte. Aus der Bereitwilligkeit der meisten Fürsten und Völker, den Zug gegen die Korsaren zu unterstützen, konnte er den allgemeinen Beifall entnehmen, den diese Heerfahrt fand. In den Augen der Spanier war es eine Erneuerung des „heiligen Kriegs“, der ihnen stets als der Glanzpunkt der natio-

Karls Zug nach Tunis. 1535.

nalen Ehre und Geschichte erschien. Es war daher ganz nach ihrem Sinn, daß der Kaiser vor seiner Abfahrt von Barcelona eine feierliche Prozession nach dem Heiligtum unsrer lieben Frau auf Berg Montserrat anordnete und selbst unbedeckten Hauptes mitzog, und daß das Admiralsschiff das Bild des Gekreuzigten im Banner führte. Auch der Papst sah in dem Unternehmen einen neuen Kreuzzug und sandte dem Befehlshaber der Flotte, Andreas Doria, einen geweihten Degen. Die dreifache Krone ruhte damals nicht mehr auf dem Haupte Clemens VII., der so gern mit Frankreich Hand in Hand gegangen. Er war
29. Sept. 1534. bereits aus dem Leben geschieden und ein Prälat aus dem Hause Farnese, der viel eifriger zu dem Kaiser stand, saß auf dem apostolischen Stuhl. Nicht gering war die Teilnahme und Hilfe, welche Italien und Portugal bewiesen; aus den Niederlanden kamen Frachtschiffe und aus Deutschland führte Graf Maximilian von Eberstein 8000 Landsknechte über die Alpen nach Genua. Bei
14. Juni 1535. Cagliari sammelten sich die Geschwader und gingen von da aus unter Segel; die persönliche Anwesenheit des Kaisers trug wesentlich zur Hebung des Kriegsmutes bei. Diese Stimmung wurde noch gesteigert durch die raschen Erfolge. Ohne große Schwierigkeiten schlossen die Christen die Burg Goletta zu Wasser und Land ein und erstürmten sie nach kurzer Beschießung. Darauf rückten sie gegen die Stadt selbst vor. Mulei Hassan, der sich im Lager eingefunden, versicherte dem Kaiser, daß er unter den Tunesen großen Anhang besitze; nichtsdestoweniger konnte Chaireddin dem Christenheer, das sich auf 30,000 Mann belief, eine doppelt so starke Streitmacht entgegenstellen. Allein die meisten folgten dem Korsarenhäuptling nur aus Furcht, oder weil man sie glauben ge-
20. Juli 1535. macht, ihre Religion sollte unterdrückt werden; als das kaiserliche Heer mutig vordrang und das Geschütz seine Wirkung that, hielten die Araber nicht Stand; zuerst flohen die Tunesen selbst, dann die Hilfsvölker, die Chaireddin aus den Stämmen der Umgegend zusammengebracht; endlich wichen auch die Türken und Renegaten, der Kern seiner Streiter, in die Stadt zurück. So gewannen die Kaiserlichen das Schlachtfeld nebst den Brunnen. Damit waren indessen die Schwierigkeiten noch keineswegs beseitigt; das Trinkwasser war nicht hinreichend und die Moslems schienen entschlossen, die Stadt selbst, die gut befestigt war, aufs äußerste zu verteidigen. Zog sich der Belagerungskrieg in die Länge, so konnte das europäische Kriegsvolk in schlimme Lage kommen. Der Kaiser blieb jedoch mutig und standhaft und das Glück war mit dem Tapfern. Die in der Citadelle eingeschlossenen Christensklaven fanden Gelegenheit sich zu befreien und das feste Schloß in ihre Hände zu bringen. Dadurch sah sich Chaireddin genötigt, Tunis zu verlassen. Er zog gen Bona, um Verstärkung aus den westlicheren Landschaften zu ziehen; aber ehe er der Stadt zu Hilfe kommen konnte, fiel dieselbe ohne erheblichen Widerstand in die Hände der Christen. Hätte der Kaiser auch den ernstlichen Willen gehabt, die Tunesen zu schonen, schwerlich wäre sein Gebot wirksam genug gewesen, die von Rachgier, Beutelust und Fanatismus

entbrannten Truppen von Grausamkeiten und wilden Ausschweifungen abzuhalten. Zwei Tage lang wurde die unglückliche Stadt der Plünderung und der rohen Wut preisgegeben; der Rassen- und Religionshaß der Maurenkriege zeigte noch bei den Enkeln seine Wirkung. Der Anblick der christlichen Gefangenen, die jetzt befreit und der Heimat und den Ihrigen zurückgegeben wurden, entflammte noch mehr die Leidenschaften und entfesselte alle Geister der Rache und Vergeltung. Tausende von Moslems wurden ermordet; eine noch größere Zahl in Knechtschaft geführt; Raub und rohe Zerstörung erfüllten die Stadt. Nach dem Einzug des Kaisers feierte man ein Hochamt und stattete dem heiligen Jakobus den Dank ab für den herrlichen Sieg. Darauf übergab Karl Stadt und Landschaft von Tunis dem früheren Beherrscher Mulei Hassan, gegen das Versprechen, allen Seeraub zu unterdrücken; für sich selbst behielt er Goletta und die Küstenorte. Siegesfreudig und von stolzen Hoffnungen und Entwürfen getragen kehrte Karl V. nach Sizilien zurück, verherrlicht vom ganzen Abendland. Aber der Gedanke, im nächsten Frühjahr den Zug zur Eroberung von Algier und andern festen Plätzen, die sich noch in Chaireddins Händen befanden, zu wiederholen, wurde von andern Ereignissen durchkreuzt und vereitelt.

2. Die Vorgänge in Italien und Südfrankreich.

Im Frieden von Cambrai war das Herzogtum Mailand an Franz Sforza gekommen, doch war der Kaiser der eigentliche Gebieter. Nicht nur, daß er die festen Plätze des Landes in seiner Hand behielt und durch Besatzungen sicher stellte, er vermählte den schwachen Fürsten mit seiner Nichte, Dorothea von Dänemark, um ihn auch persönlich an das kaiserliche Interesse zu fesseln. Nun wissen wir aber, wie sehr König Franz I. an dieser Besitzung hing; er betrachtete das Herzogtum als das Erbland seines Hauses und den Verlust als die tiefste Kränkung seiner Ehre. Nie hatte er den Ansprüchen auf immer entsagt; es sollte wenigstens seinem Hause erhalten, nach dem Tod des Herzogs, dessen schwächliche Gesundheit kein langes Leben in Aussicht stellte, einem der königlichen Söhne zu teil werden. Darum war er auch bemüht, fortwährend in Fühlung mit der Bevölkerung zu bleiben. Dazu bot ihm ein Mailänder, Maraviglia, der in Frankreich sein Glück gemacht und seinen Namen in Marveilles umgeformt hatte, seine Dienste an. Er wurde von Paris aus dem Herzog und seinem Kanzler empfohlen; damit aber der Kaiser keinen Verdacht schöpfe, sollte seine Stellung als französischer Agent geheim gehalten werden. Die österreichische Partei erkannte jedoch bald das wahre Verhältnis, da der eitle Mann sich mit seiner Mission brüstete; sie drohte mit des Kaisers Ungnade und bewirkte, daß der Sforza ihn fallen ließ. Nun kam Maraviglia in Gefahr; um sich gegen Nachstellungen zu sichern, hielt er eine Schutzwache von Banditen, mit deren Hilfe er sich der Angriffe der streitsuchenden Gegner erwehrte. Bei einem solchen

Marveilles' Hinrichtung.

Handgemenge wurde der Führer der feindlichen Bande, Castiglione, ermordet. Dies gab der herzoglichen Regierung Veranlassung zu feindlichem Vorgehen.
6. Juli 1533. Maraviglia wurde eingekerkert, gefoltert und enthauptet, sein Leichnam auf den Markt geworfen. Franz I. geriet bei der Nachricht in heftigen Zorn. Er meldete den Vorfall an alle christlichen Höfe und stellte ihn als Bruch des Völkerrechts dar. Alle Einwendungen von seiten des Kaisers, daß der Ermordete nur ein Privatmann gewesen, dem kein gesandtschaftlicher Charakter beizumessen sei, fanden so wenig Gehör, als die Entschuldigungen des Herzogs und seines gewandten Kanzlers Taverne. Denn Franz griff begierig nach jeder Gelegenheit, welche die feindselige Haltung gegen die Habsburger und seine Verbindungen mit allen offenen und geheimen Gegnern derselben rechtfertigen konnte.

Neue Militäreinrichtung in Frankreich.

Von der Zeit an wurde ein versteckter Krieg zwischen den beiden Monarchen geführt, der abwechselnd durch Verhandlungen, Ausgleichungsvorschläge, Friedensversprechungen unterbrochen ward, aber doch über kurz oder lang eine Erneuerung des Waffenganges in sichere Aussicht stellte. Die Interessen in Italien liefen zu weit auseinander, als daß ein aufrichtiges Verständnis hätte erreicht werden können. Diplomatische Künste, von beiden Seiten mit gleichem Geschick angewendet, dienten nur dazu, die Entscheidung durch die Waffen so lange hinauszuschieben, bis man in der Lage sei, mit größter Kraftentfaltung in den Kampf zu treten. Zu dem Zweck traf Franz die neuen Militäreinrichtungen, die ihn von dem unsichern Söldnerwesen mehr befreien und eine Kriegsmacht bilden sollten, welche für die Ehre der Nation, für König und Vaterland zu kämpfen bereit wäre. Während die Verpflichtungen des Lehnsadels, als schwergerüstete Reiter persönlich ins Feld zu ziehen, genau untersucht und eingeschärft
Juli 1534. wurden, sollte in den Provinzen ein neues Fußvolk geschaffen und in sieben Abteilungen von je 6000 Mann mit sechs Hauptleuten und einem Oberst formiert werden. Es ist bezeichnend für den Charakter der Zeitbildung, daß Franz diesen Abteilungen den antiken Namen „Legion" beilegte. Ein Teil davon sollte mit Feuerwaffen versehen werden, der größere mit Piken und Hellebarden. Besoldung und Löhnung waren genau bestimmt und mancherlei Vorteile und Auszeichnungen in der bürgerlichen Stellung sollten den kriegerischen Geist beleben. An diese nationale Kriegsmacht sollten sich die deutschen Landsknechte und die schweizerischen Söldner anlehnen, denen man nicht ganz entsagen wollte. Auch für Anlegung von Festungen und Erdschanzen zur bessern Aufstellung der Geschütze traf Franz Vorkehrungen.

Gespannte Verhältnisse.

Daß der König von Frankreich sich mit dem Plan eines neuen italienischen Feldzugs trage, war dem Kaiser und den Fürsten Italiens nicht zweifelhaft. Es bedurfte nur eines in die Augen springenden Kriegsfalles, den aber Karl und seine Räte klug zu vermeiden wußten. Man suchte in Deutschland durch unmittelbare Verhandlungen und Verständigung mit dem Schmalkaldischen Bund eine französische Einmischung abzulenken; das kaiserliche Kabinett zeigte sich nicht abgeneigt, einem der Söhne des Königs die herzogliche Krone von Mailand, sobald sie in Erledigung käme, zu übertragen; nur sollte es nicht der zweite, der Herzog von Orleans, sondern der dritte, der Herzog von Angouleme sein. Damit wäre aber der einstige Anfall an Frankreich in die Ferne gerückt worden. So konnte auch der afrikanische Zug ohne Störung ausgeführt werden; und

Franz hat es sich zum großen Verdienst angerechnet, daß eine That, um derentwillen Karl in Rom und in der ganzen katholischen Christenheit so hoch gefeiert wurde, durch seine Zurückhaltung so glänzend gelang. Nun trat aber das Ereignis ein, dem man schon lange mit Spannung entgegengesehen hatte: Franz Sforza von Mailand starb kinderlos. Dadurch fiel das Herzogtum als Reichslehen an den Kaiser zurück. 24. Okt. 1535. In Paris wollte man aber diese Gelegenheit, das verlorne Erbland wieder zu gewinnen, nicht entschwinden lassen. In den Tagen, da der Kaiser seinen afrikanischen Sieg in Neapel mit glänzenden Festen feierte, in maurischer Kleidung selbst an den Turnieren und Kampfspielen teilnahm und sich an den Chören und Reigen der schönen Frauen und Jungfrauen ergötzte, womit das frohe Ereignis und die gleichzeitige Vermählung seiner Tochter mit Alexander von Medici verherrlicht ward, wurden die Forderungen des französischen Hofes in dringender Weise erneuert. Karl, der den Frieden gern noch länger erhalten hätte, um Nordafrika vollends zu bezwingen, und seine Waffen gegen die Türken und Ketzer zu gebrauchen, der von einem Zug nach Konstantinopel träumte, überlegte mit seinen Räten, ob man nicht nachgeben und sich um diesen Preis die dauernde Freundschaft des Königs und die Mitwirkung Frankreichs bei den andern hohen Plänen erkaufen sollte. Und wirklich war man eine Zeitlang geneigt, die Witwe Franz Sforzas mit dem Herzog von Angouleme zu vermählen und ihn mit Mailand zu belehnen. Da trat es aber bald zu Tage, wie wenig dieses Zugeständnis die Ansprüche Frankreichs befriedigte: Mailand sollte dem Herzog von Orleans in der Weise übergeben werden, daß der König selbst als der eigentliche Herrscher die Nutznießung habe, der Sohn nur dessen Stellvertreter mit dem herzoglichen Titel sei. Beides war gegen den Sinn des Kaisers: weder wollte er den Herzog von Orleans, der als Gemahl Katharinas von Medici und auf Grund geheimer Versprechungen des verstorbenen Papstes Clemens VII. weitgehende Ansprüche auf italienische Territorien erhoben hatte, allzu mächtig in der Halbinsel werden lassen, noch wollte er dem ländergierigen Nachbarn den Schlüssel des lombardischen Landes in die Hand geben. Denn wie hoch dessen Eroberungsgedanken sich verstiegen, lehrte das gleichzeitige Vorgehen in Savoyen und Piemont und die Ansammlung bedeutender Streitkräfte in der Dauphinee.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war Savoyen durch Familienverbindungen mit Frankreich in nahe Berührung gekommen (VIII, 377, 838. IX, 750). Das Herzogtum Savoyen. Der zweite Nachfolger jenes Herzogs Karl, der den Titel eines Königs von Cypern dem Hause einbrachte, weil seine Tante Charlotte, die Erbfürstin der Insel, ihre Rechte an die Verwandten ihres Gemahls übertrug (1485), war Philipp von Bresse, der in späten Jahren durch das Absterben der regierenden Linie auf den herzoglichen Thron gelangte, denselben jedoch nur ein Jahr lang besaß. Seine erste Gemahlin, Margarete von Bourbon, hatte ihm einen Sohn Philibert und eine Tochter Luise geboren. Jener wurde des Vaters Philibert. 1497–1504.

Nachfolger, diese, vermählt mit Karl von Angouleme, war die Mutter des Königs Franz I. Als Philibert ohne Erben starb, hatte er seinen Halbbruder
Karl III. 1504—1553. Karl III. aus der zweiten Ehe des Vaters zum Nachfolger. Wir werden die Schicksale dieses Fürsten, der im Widerspruch mit der bisherigen Familienpolitik sich dem spanisch-österreichischen Hause näherte und dafür von Karl V. mit der Hand seiner Schwägerin und mit der Grafschaft Asti belohnt ward, in der Reformationsgeschichte von Genf kennen lernen. Dem französischen König war der Halbbruder seiner Mutter, der ihm die Verbindung mit Mailand erschwerte, ein Dorn im Auge; und er suchte nach einer Gelegenheit, sich an dem schwächeren Nachbar zu vergreifen. Trotzdem, daß im savoyischen Hause die weibliche Erbfolge ausgeschlossen und dem entsprechend bisher die Regierung Karls noch niemals angefochten worden war, und trotzdem, daß Luise bei ihrer Verheiratung ausdrücklich allen Ansprüchen entsagt hatte, trat nun Franz mit der unerhörten Forderung hervor, die Grafschaft Bresse und andre Territorien des Herzogtums Savoyen, die seiner verstorbenen Mutter von Rechts wegen gehörten, sollten ihm als ihrem legitimen Erben herausgegeben werden; außerdem verlangte er die Abtretung der Herrschaft Faucigny, weil dieselbe früher ein Lehen der Dauphinee gewesen, und der Grafschaft Nizza nebst einem Teil von Piemont, die im vierzehnten Jahrhundert zur Provence gehört und dem jüngeren Hause Anjou entrissen worden. Was half es, daß der Herzog nachwies, diese Ansprüche seien teils unbegründet, teils verjährt und durch Verträge aufgegeben; Franz erklärte, seine Vorfahren seien zur Entsagung oder Abtretung von Kronrechten nicht befugt gewesen, und setzte sich mit den Bernern und Freiburgern in Verbindung. Schon hatten die Eidgenossen das Gebiet von Genf und von Waadt besetzt, und noch immer waren die Gesandten in Thätigkeit.

Drohende Haltung der Kriegsmächte. In Rom, wohin sich Karl V. von Neapel aus begeben, erhielt er die Nachricht, daß der Admiral Brion die Alpen überschritten und fast ohne Widerstand Savoyen und Piemont besetzt habe, damit nicht der Herzog, wie Franz verkündigen ließ, sein Vorhaben, das Land dem Kaiser einzuräumen, ausführen
3. April 1536. könne. Ungehindert zogen die Franzosen in Turin ein und rückten dann gegen die Sesia vor, in die Nähe der Festung Vercelli, wo der piemontesische Fürst mit seinen Truppen Schutz gesucht. Auf dem östlichen Ufer dieses Alpenstromes stand der kaiserliche Feldherr Antonio de Leyva mit einer Kriegsmacht, die kaum die halbe Stärke der französischen erreichte. An der Sesia machte der Admiral Halt; der König hoffte, der rasche Fortgang seiner Waffen würde den Kaiser zum Nachgeben bewegen. Aber Karl war durch das feindliche Vorgehen gegen den ihm verwandten und verbündeten Fürsten aufs tiefste beleidigt und gereizt; weniger als je wollte er von einer Abtretung der lombardischen Hauptstadt an den Herzog von Orleans hören; ohne Rückhalt sprach er vor dem Papst und
18. April. den versammelten Kardinälen seinen Unwillen aus: Seit dem Vertrag von Cambrai sei er unaufhörlich bemüht gewesen, einen aufrichtigen Frieden mit dem

König von Frankreich zu erhalten, damit sie vereint gegen die Türken und Ungläubigen vorgehen möchten, selbst jetzt sei er noch bereit, dem Herzog von Angouleme Mailand unter gewissen Garantien zu übergeben, oder auch im persönlichen Zweikampf um die streitigen Länder Burgund und Lombardei ein Gottesgericht zu bestehen; nie aber werde er in die ihm gestellten Forderungen willigen oder einen getreuen Bundesfürsten berauben lassen, eher möge das Schwert entscheiden. Der Papst war in Verlegenheit; er wollte seine neutrale Stellung nicht aufgeben und suchte daher den Abbruch der Verhandlungen und die offene Kriegserklärung hinauszuschieben, beiden Teilen seine Vermittelung anbietend. Diese Verzögerung diente aber nur, um die Rüstungen emsiger zu betreiben. Denn auch Franz wollte von seinen Forderungen nicht abstehen. Durch sein rasches Eindringen in Italien hatte er die Hoffnungen der national gesinnten Partei in der ganzen Halbinsel neu belebt. Alle Gegner des Kaisers, alle die durch einen Wechsel der Herrschaft aus einer drückenden oder unerträglichen Lage befreit zu werden wünschten, standen mit ihren Sympathien auf französischer Seite; und auch in Deutschland, in den nordischen Staaten, in England richteten die zahlreichen Parteien, denen ein vollständiger Sieg des Kaisers verhängnisvoll werden konnte, ihre Blicke auf Franz. Diese europäische Machtstellung wollte der Valois nicht preisgeben; die Herausforderung zum Zweikampf behandelte er als einen Scherz. Doch zog er, belehrt durch frühere Erfahrungen, die zaudernde Kriegführung einer entscheidenden Aktion vor; seine Macht konnte nur wachsen, wenn er die gewonnene günstige Position zu behaupten vermochte. Daher wendete er alle Sorgfalt auf Sicherung der Grenzen, während er die Hauptmacht im Innern um seine Person konzentrierte, damit er rasch der bedrohten Seite zu Hilfe kommen könnte. Im Juni eilte der Kaiser nach Asti, um die deutschen Juni 1536.
Landsknechte, ungefähr 20,000 Kriegsleute, welche die Rottenführer Eberstein, Kaspar Frundsberg und Hemstein ihm in drei Abteilungen zuführten, zu empfangen. Nach ihrer Vereinigung mit den Italienern und Spaniern betrug die gesamte Streitmacht 50,000 Mann, gut bewehrt und mit reichlichem Geschütz versehen. Mit einem solchen Heer ließ sich etwas Namhaftes ausführen. Nachdem man die französische Besatzung von Fossano zur Ergebung gezwungen, faßte man im Kriegsrat den Beschluß, den Feind im eignen Land aufzusuchen.

Nur ein kleiner Teil blieb im Lande, um Turin zu beobachten, den ganzen übrigen Heerkörper führte der Kaiser selbst über den Grenzfluß Var und betrat am Tage St. Jakob, an welchem er im vorhergehenden Jahr in Tunis eingezogen war und der den Spaniern als Glückstag galt, das französische Gebiet, während von den Niederlanden aus ein zweites Heer unter dem Grafen von Nassau an die Oise vorrückte und die Stadt Guise eroberte. Einige Stimmen warnten vor einem so gewagten Kriegsplan, an den unglücklichen Ausgang des Herzogs von Bourbon erinnernd; Karl rechnete auf die Unzufriedenheit der Bewohner der Provence und Languedoc und erwartete eine schnelle Beendigung

Das kaiserliche Heer in Südfrankreich.

25. Juli 1536.

des Kriegs durch eine Entscheidungsschlacht; denn er meinte, der König würde zur Rettung der nationalen Ehre alles daran setzen, den Feind sofort aus dem eignen Land zu treiben. Allein Franz zog den Verteidigungskrieg vor; er begnügte sich, die Ufer der Rhone und Durance durch zwei befestigte Lager bei Avignon und Valence zu schützen und seinem erfahrenen Feldherrn, dem Marschall von Montmorency, den er zum Generalleutnant in der Provence eingesetzt, die weitere Kriegführung auf dem eingeschlagenen Weg zu übertragen. Der Erfolg rechtfertigte den Plan, aber freilich hatte dabei das Land nicht weniger zu leiden als das kaiserliche Heer. Um dem Feinde, der bis nach Aix vorgedrungen war, das weitere Vorrücken unmöglich zu machen, ließ Montmorency alles flache Land zwischen der Rhone und den Alpenpässen in eine Wüstenei verwandeln: die Lebensmittel wurden verbrannt, Mühlen und Backöfen zerstört, die Brunnen verschüttet, die Bauern aus den Dörfern und offnen Flecken weggeführt. Mühsam näherte sich das kaiserliche Heer der Rhone; aber auch hier stand der Feind nicht, wie man gehofft, zur Schlacht bereit und Arles war zu gut befestigt und ausgerüstet, als daß man durch eine Belagerung eine baldige Eroberung hätte erwarten können. Bereits herrschte großer Mangel im Heer, da auch die Zufuhren aus Italien ausblieben. Der Kaiser hatte das Verpflegungswesen einigen Bischöfen übergeben, welche dem Geschäft nicht gewachsen waren. Aber die Not sollte noch höher steigen, als Karl sich bereden ließ, eine Bewegung gen Marseille zu unternehmen. Wir wissen, daß er von Reichs wegen das alte arelatische Land für sich in Anspruch nahm; er hoffte bei den Einwohnern auf Sympathien zu stoßen. Aber wie sehr fand er sich getäuscht! Allenthalben traf er auf Spuren von Feindschaft und Verwüstung. Die Soldaten litten den bittersten Mangel; in ihrer Not stillten sie ihren Hunger an halbreifem Obst, an zerstoßenen Weintrauben, an getrockneten Feigen, welche sie in den verlassenen Bauernhütten vorfanden. Dadurch entstanden Krankheiten, welche die Hälfte des Heeres dahinrafften oder kampfunfähig machten. Ein Transport von Lebensmitteln, den Andreas Doria von Toulon aus abgeschickt, wurde von streifenden Banden aufgefangen. Mittlerweile hatte Montmorency am Zusammenfluß der Rhone und Durance in der Nähe von Avignon ein festes Lager bezogen, in welchem der König selbst sich einfand.

Tod des Dauphin und Rückzug des Kaisers.

Sein Erstgeborner, Franz, der seinem Herzen am nächsten stand, hatte ihn bis Tournon begleitet; dort wurde derselbe von einer plötzlichen Krankheit in der Blüte des Lebens weggerafft, wahrscheinlich infolge eines kalten Trunkes in der Hitze. Man vermutete eine Vergiftung und ein italienischer Edelmann aus der Umgebung des Dauphin, dem die Folterschmerzen ein Schuldbekenntnis abzwangen, mußte einen grausamen Tod erleiden. Im kaiserlichen Lager glaubte man, dieses Ereignis könnte den Frieden befördern; aber die stolzen Reden des königlichen Feldmarschalls konnten als Beweis gelten, daß der französische Hof jetzt mehr denn jemals auf der vollständigen Abtretung des nordwestlichen Italiens bestehe.

Eine Schlacht, die Karl früher so sehr gewünscht hatte, konnte er bei dem traurigen Zustand der Krieger nicht mehr wagen; so blieb ihm denn nichts übrig, als mit den Trümmern seines Heers den Rückweg anzutreten. Aber wie viele, 11. Sept. 1536.
die sechs Wochen zuvor mit kühnen Hoffnungen die Grenze Frankreichs überschritten hatten, kehrten nicht mehr heim! Alle Wege waren mit Toten oder Sterbenden, mit gefallenen Pferden und mit Waffen bedeckt. Auch Antonio de Leyva und der spanische Liederdichter Garcilasso de la Vega fanden ihr Grab in französischer Erde. Nur mit Mühe entging der Kaiser selbst den Nachstellungen der Bergbewohner von Draguignan. Er erreichte Genua und schiffte sich nach Barcelona ein, „um in Spanien die in der Provence gestorbene Ehre zu begraben". Franz und Montmorency setzten den Abziehenden nicht nach. Vielmehr entsandten sie einen Teil des Heers nach Norden, um die von dem Grafen von Nassau belagerte, von dem Marschall von Fleuranges mit Tapferkeit und Geschick verteidigte Stadt Péronne zu entsetzen. Diese rechtzeitige Hilfe zwang das niederländische Heer zum Abzug und befreite die bedrängte Stadt. Bald nachher starb Fleuranges in dem Augenblick, da er sein väterliches Erbe, das Herzogtum Bouillon mit Sedan antreten sollte, ein ritterlicher Mann, dessen abenteuerliches großsprecherisches Wesen sich in seinen Denkwürdigkeiten abspiegelt.

So war denn der Norden und der Süden von den Feinden geräumt, und Krieg an der Nordgrenze
Franz eilte durch einen feierlichen Akt alle Verpflichtungen abzuthun, die ihm die und Waffenstillstand.
Friedensverträge von Madrid und Cambrai auferlegt hatten. Begleitet von den Königen von Schottland und Navarra, welche durch die Bande der Ehe an den Pariser Hof geknüpft waren, und von vielen hohen Herren und Prälaten ging 15. Jan. 1537.
er in das Parlament, nahm die Lehnsherrlichkeit über Flandern, Artois und Charolais, welche „Karl von Österreich" durch Felonie und Rebellion wider den König verwirkt, wieder an sich und entband alle Vasallen von dem Eide der Treue, den sie jenem geleistet. Um diesem lehnsgerichtlichen Akt die praktische Anwendung zu geben, rückte Franz mit Heeresmacht in der Pikardie und Artois ein und eroberte Hesdin, St.-Pol und St.-Venant, wobei die Einwohner durch Plünderung hart mitgenommen wurden. Doch lag es nicht in seiner Absicht den Krieg im Norden weiter zu führen. Nachdem er St.-Pol durch eine starke Besatzung gedeckt, führte er die Truppen zurück, um seine Aufmerksamkeit Mai 1537.
ungeteilt den Angelegenheiten Italiens zuzuwenden. Dadurch wurde es den Kaiserlichen möglich, nach Erstürmung der tapfer verteidigten Festung St.-Pol, diese Landschaften wieder in Besitz zu nehmen und zu der Belagerung von Terouanne zu schreiten. Ein neues Heer unter Montmorency und dem Dauphin Heinrich zog nach Abbeville um den Feind wieder zu verdrängen. Ehe es aber zu einem entscheidenden Treffen kam, gelang es der Statthalterin Maria, für die niederländisch-französischen Grenzlande einen zehnmonatlichen Waffenstillstand 30. Juli.
auf Grund des Bestehenden zu erwirken.

Der Krieg in Oberitalien. 1537. Der König hatte den nördlichen Krieg wohl darum so lässig betrieben, um in Italien mit desto mehr Nachdruck vorgehen zu können. Zu dem Ende hatte er mit dem Sultan der Osmanen ein Bündnis zu gleichzeitigem Angriff auf die kaiserlichen Staaten geschlossen. Während ein türkisches Landheer in Illyrien einfiel und Chaireddin Barbarossa die Küste von Apulien mit räuberischen Überfällen bedrohte, sollten die französischen Heere durch Piemont nach Mailand vordringen. Wäre der Plan mit allem Nachdruck ausgeführt worden, so hätte die habsburgische Herrschaft in der Halbinsel wohl den Todesstoß erlitten. Aber sei es aus Leichtsinn und Unschlüssigkeit, sei es aus Scheu vor dem Unwillen der gesamten Christenheit, der Krieg wurde von französischer Seite nicht mit so viel Ernst und Anstrengung geführt, daß es zu einem entscheidenden Resultat gekommen wäre. Wohl trieben sich zahlreiche Heerscharen, bei denen man auf beiden Seiten neben den Eingebornen auch deutsche Landsknechte und helvetische Reisläufer erblickte, das ganze Jahr in den Gefilden des oberen Po von den Westalpen bis an den Ticino umher, einzelne Städte erobernd, das Land verwüstend, in kleinen Gefechten ihre Kräfte messend; allein der kaiserliche Statthalter von Mailand, Marchese del Guasto, wehrte nicht nur die uneinigen französischen Feldherren von der Lombardei ab, sondern drängte sie sogar bis nach Pinerolo und Saluzzo zurück; und als endlich ein neues starkes Heer unter Montmorency 10. Okt. und Prinz Heinrich, nunmehr Dauphin, die Alpenpässe von Susa erstürmend in Piemont eindrang und die übrigen zerstreuten Abteilungen an sich ziehend den Hauptschlag führen wollte, wurden ihre Pläne durch einen Waffenstillstand gehemmt, zu welchem die beiden königlichen Schwestern in Brüssel und Paris die streitenden Monarchen zu bewegen wußten. Dieser Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden, nach Ablauf der ersten Frist auf weitere sechs Monate verlängert und auf alle Teile der beiden Reiche ausgedehnt, wurde zu diplomatischen Verhandlungen benutzt, welche das Schicksal von Mailand endgültig entscheiden, die beiderseitigen Ansprüche ausgleichen sollten.

Das französisch-türkische Bündnis und seine Bedeutung. Dadurch wurde das französisch-türkische Bündnis hinfällig. Es war der erste Versuch einer christlichen Großmacht, aus dem religiösen Verband auszuscheiden, welcher bisher das Abendland gegenüber dem Islam zu einer gemeinsamen Völkerfamilie, zu einer großen Glaubensgenossenschaft vereinigt hatte, der erste bedeutende Schritt, die bisherige Solidarität der kirchlich-religiösen Gesamtinteressen aufzulösen und die weltlichen Zwecke, den Vorteil des Staats und das Wohl der eignen Nation über die äußerliche Glaubenseinheit zu stellen. In dem Bündnis des französischen Königs mit dem Großtürken lagen die Keime eines gemeinsamen Völkerrechts, dessen Aufgabe sein mußte, aus dem Chaos widerstrebender Tendenzen bestimmte allgemein gültige Rechtsbegriffe hervorzusuchen und zur Anerkennung zu bringen. Denn neben den Bestimmungen des Kriegsvertrags waren auch Stipulationen getroffen über menschliche Rechtsverhältnisse, über freiheitliche Lebensbedingungen für die Angehörigen des einen

Staats in dem Bereich der andern Gesetzgebung, über Schutz des Eigentums und Besitzes. Wie sehr auch die abendländische Christenheit Anstoß nahm, daß das Oberhaupt einer Nation, die sich den christlichen Charakter in höchster Potenz beimaß, von der einst die Kreuzzüge den mächtigsten Impuls empfangen, diese durch Jahrhunderte geheiligte Anschauung zerriß, ohne doch in die reformatorischen Ideen andrer Fürsten einzutreten; dennoch darf man in diesem Bund die erste Spur der Emanzipation des Staats von dem überlieferten Kirchenrecht erblicken, den ersten praktischen Versuch, einen umfassenden Standpunkt und höheren Rechtsbegriff für die allgemeine Menschenfamilie zu gewinnen. Wie der ganze Zeitgeist in dem Streben einig war, die Herrschaft der Kirche im Glauben und in der Wissenschaft zu brechen, die Scholastik durch den Humanismus zu verdrängen, das Gewissen und die Überzeugung des einzelnen von dem geistlichen Machtgebot und Glaubenszwang zu befreien, so war auch die Friedenseinigung der beiden Oberhäupter entgegengesetzter Glaubenskreise ein Schritt zur Emanzipation von der geistlichen Hierarchie auf weltlichem Gebiet. Man wird nicht irren, wenn man auch in dieser Erscheinung eine der mannigfachen Ausstrahlungen erblickt, in die der reformatorische Zeitgeist auslief. Wie alle andern Reformationsbewegungen war auch dieser Ansatz zu einem neuen Völkerrecht gegen den Monarchen gerichtet, der als Träger und Vorkämpfer der hierarchischen Lehr- und Glaubensordnungen des Mittelalters betrachtet werden konnte. König Franz I. war jedoch nicht der Mann, eine neue Idee folgerichtig ins Leben einzuführen. Das Bündnis mit Suleiman gab dem französischen Volk und dem Oberhaupt der Kirche Ärgernis. Mit Entrüstung vernahm das christliche Abendland, welche barbarische Verwüstungen die Osmanen auf Korfu, auf den altberühmten Eilanden des Archipels, an den ungarisch-slawonischen Grenzen verübten; die Venetianer, Papst Paul III., selbst Johann Zapolya von Ungarn verbanden sich mit dem Kaiser und mit Ferdinand gegen den gemeinsamen Feind. Dies machte großen Eindruck auf Franz; er hielt daher auf halbem Weg inne und trat beschämt zurück. Der Papst war für die beiden Monarchen ein geheiligtes Haupt; er mußte daher als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, die Feindseligkeiten zu vermitteln; und indem Franz diesen heiligen Beruf anerkannte, glaubte er die Sünde des Bündnisses mit den Ungläubigen zu sühnen, wie er auch stets den Makel seiner Verträge mit protestantischen Fürsten durch Ketzerverfolgungen im eignen Lande auszulöschen bemüht war.

Waffenstillstand von Nizza. 1538.

Wie sehr indessen Papst Paul III. seine diplomatischen Talente anstrengte, um, unterstützt von den beiden Schwestern des Kaisers, der Königin von Frankreich und der Statthalterin der Niederlande, den Streit der rivalisierenden Monarchen zu einem Ausgleich zu bringen, seine Bemühungen blieben lange erfolglos und führten schließlich doch nur zu einem Stillstand der Feindseligkeiten, nicht aber zu einem aufrichtigen Frieden. Der Kaiser erklärte sich bereit, dem Herzog von Angouleme, welcher seit dem Tod des ältesten Bruders Herzog von

Orleans geworden und somit dem Thron von Frankreich näher gerückt war, das Herzogtum Mailand nebst der Hand einer seiner Nichten zu geben, aber unter solchen Einschränkungen und Gegenbedingungen, daß der König sich nicht zur Annahme entschließen konnte. Nicht nur wollte Karl zu seiner Sicherheit auf drei Jahr die Festungen des Landes in Verwahrung behalten, Franz sollte auch die Verträge von Madrid und Cambrai aufs neue bestätigen, Savoyen und Piemont räumen, Hesdin herausgeben und sich zum Kampf gegen die Türken und zur Mitwirkung an der Herstellung der kirchlichen Einheit verpflichten. Selbst
Mai 1538. als der heil. Vater es dahin brachte, daß die beiden gekrönten Häupter sich mit ihm zu einer Besprechung in der dem Herzog von Savoyen allein noch übrig gebliebenen Stadt Nizza vereinigten, konnte er sie nicht zu einer persönlichen Zusammenkunft bewegen. Franz blieb in einem benachbarten Dorf, Karl auf seiner Galeere; nur getrennt stellten sie sich bei dem Papst im Franziskanerkloster ein. Da aber Paul den sehnsüchtigen Wunsch hatte, die beiden katholischen Fürsten zur Einstellung des Kriegs zu vermögen, um mit ungeschwächter Kraft der reformatorischen Bewegung in Deutschland und der Macht der Osmanen entgegenzutreten, so gelang es endlich seiner vermittelnden Thätigkeit, den zehn-
18. Juni 1538. jährigen Waffenstillstand von Nizza zum Abschluß zu bringen, der jeden Teil im Besitz dessen ließ, was er gerade in Händen hatte, und den Unterthanen freien Verkehr gewährte. Es war eine Politik der Verlegenheit und Unfähigkeit, der allein der Herzog von Savoyen, welcher kurz zuvor durch den Tod seiner Gemahlin seine stärkste Stütze bei dem Kaiser verloren hatte, zum Opfer fiel: das Waadtland blieb in den Händen der Eidgenossen; Genf bewahrte seine Freiheit; Savoyen, La Bresse und zwei Drittel von Piemont behielt Frankreich, den Rest nahm der Kaiser in Besitz, „um ihn zu verteidigen". Zürnend und mit Protest fügte sich der Fürst in die Bestimmungen der Mächtigen, damit ihm nicht auch Nizza entrissen werde.

Zusammenkunft in Aigues-Mortes. Karl V. schiffte sich ein, Franz I. kehrte zurück, ohne daß der Papst sie zu einer persönlichen Zusammenkunft zu bewegen vermochte. Aber einige Wochen nachher erfolgte dennoch eine Begrüßung von Angesicht zu Angesicht. Von den spanischen Geschichtschreibern wird berichtet, der Kaiser, durch einen Sturm an die Küste der Provence verschlagen, sei in Aigues-Mortes nahe der Rhonemündung ans Land gestiegen und habe dort den König, der eine Unterredung mit ihm begehrt, empfangen, die französische Eitelkeit dagegen legt den ersten Wunsch des Zusammenkommens dem Kaiser in den Mund. Wie dem auch sei, das Bedürfnis einer Verständigung und eines gemeinschaftlichen Zusammenwirkens bei der aufgeregten Weltlage machte beiden Potentaten eine persönliche Begegnung und Besprechuug wünschenswert. Wahrscheinlich hat Montmorency, dem der König kurz zuvor die Würde eines Connetable und die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übertragen, seinen Herrn zu dem Schritt bewogen. Mit geringen Feldherrngaben ausgerüstet und in Staat und Kirche konservativen Grundsätzen hul-

digend, wünschte er eine Versöhnung der beiden mächtigsten Monarchen der Zeit, und Franz ließ sich leicht überreden, daß er Arm in Arm mit dem Kaiser eher zum Ziel seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht kommen würde, als im Kampf mit demselben. So fand denn diese merkwürdige Begegnung in Aigues-Mortes 14.—16. Juli 1538. statt. Zwei Tage lang sah man die beiden Fürsten, die sich noch kurz zuvor auf Tod und Leben bekämpft hatten, aufs freundlichste und herzlichste mit einander verkehren. Sie besuchten gemeinschaftlich die Messe, sie speisten an derselben Tafel, sie wetteiferten mit einander in Beweisen von Vertrauen und Zuvorkommenheit. Was in dem kleinen Kreise der ausgezeichneten hochgestellten Persönlichkeiten, die zu den Unterredungen zugelassen wurden, verhandelt ward, ist nie sicher zu Tage gekommen. Es mag manches besprochen und geplant worden sein, was nach einiger Zeit durch die veränderte Lage und die auseinander gehenden Interessen wieder in Nebel zerronnen ist. Nur daß damals gemeinsame Beschlüsse gegen die kirchliche Neuerung und gegen alle demokratischen Bewegungen, die sich an so manchen Orten unheimlich hervorwagten, gefaßt wurden, steht außer Zweifel. Es war die erste „heilige Allianz" weltlicher Fürsten. Um durch keinerlei Rücksichten gebunden zu sein, hatten sie sich zuvor von dem Papst verabschiedet. Denn in Paris und Madrid faßte man die Zeiterscheinungen in anderm Sinne auf als in Rom. Wenn auch die Wege oft zusammengingen, so waren die Ziele doch sehr verschieden.

3. Die Reformation in Genf.

Litteratur. Bei der folgenden Darstellung konnte der Verfasser auf frühere Studien zurückgreifen, die er vor vielen Jahren an Ort und Stelle gemacht hat, behufs seiner Jugendschrift: „Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältnis zum Staat in Genf und Frankreich 2c." von Dr. G. Weber, Heidelb. 1836. Zu den älteren Schriften, die jener Darstellung zu Grunde lagen und auch bei dem folgenden Abriß gebraucht wurden: A. Ruchat, Hist. de la Réformation de la Suisse. Genève 1727, 1728, 6 voll. 12. und Nyon 1835—1838, 7 voll.; den Werken über die Geschichte von Genf von Spon, Picot, Thourel u. a.; Senebier, Hist. liter. de Genève. Gen. 1786, 3 voll.; A. Roget, Histoire du peuple de Genève depuis la Réforme jusqu'à l'Éscalade. Genf 1875—1882, 7 Bde.; Paul Henry, Das Leben Johann Calvins. Hamb. 1835—1844, 3 Bde.; Theod. de Bèze, L'Histoire de la vie et mort de J. Calvin. Genève 1564, 4 und Desselben: Histoire écclesiastique des églises reformées au royaume de France. Anvers 1581, 3 voll., 8; F. C. Schlosser, Leben des Theodor de Beza und Pet. Martyr. Heidelberg 1809 u. a. — kamen seitdem noch mehrere andre Schriften, die benutzt werden konnten, wie: Stähelin, Joh. Calvin. Elberf. 1860—1863, 2 Bde.; J. W. Baum, Theod. Beza. Leipzig 1843—1851, 2 Bde.; Merle-D'Aubigné, Histoire de la Réformation en Europe au temps de Calvin. Paris 1863 und in erster Linie das leider nicht vollendete Werk von F. W. Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. 1 Bd. Leipzig 1869. Calvins Werke sind vollständig gesammelt und herausgegeben worden von Cunitz und Reuß (seit 1863, bis jetzt 25 Bde.). Über seinen Gegner Servet hat Tollin eine ganze Reihe von Schriften veröffentlicht, darunter: Das Lehrsystem Michael Servets, Gütersloh 1876—1878, 3 Bde.

a. Die Zeit der Parteikämpfe.

Savoyens Unfälle.

Es war im Jahr 1523, daß Herzog Karl III. von Savoyen mit seiner jungen reizenden Gemahlin Beatrix und einem glänzenden Hofstaat der Stadt Genf einen Besuch machte, um die Bürger die Freuden und Herrlichkeiten einer Residenz kosten zu lassen; denn er gedachte die schöne Stadt am Lemanischen See, in welcher seit langer Zeit die Grafen von Savoyen das Amt eines „Viztum“ mit der alten „Königsburg“ besaßen, wo seit Generationen der bischöfliche Stuhl wie ein erbliches Privilegium irgend einem geistlichen Glied des Hauses zu teil geworden, als Hauptstadt seiner Besitzungen im Norden der Alpen zu gewinnen. Die Herzogin wartete dort ihre erste Niederkunft ab; denn der Thronerbe sollte als geborner Genfer erscheinen und dadurch in der Bürgerschaft dynastische Sympathien erzeugt werden. Wie waren diese Pläne und Herrschaftsgedanken seitdem zerronnen! Die Herzogin ruhte im Grabe; die Erblande des Geschlechts waren in den Händen eines mächtigen ländergierigen Nachbars; die schönen Territorien an den Ufern des Sees, wo die Wasserburg Chillon stolz und trotzig in die Wellen hinausschaut, mit einer umwohnenden Ritterschaft, die dem savoyischen Lehnsherrn sich jederzeit treu und gewärtig erwiesen, waren unter die Botmäßigkeit der Eidgenossen gefallen, und in Genf selbst war bereits der Grund zu der Kirchenreformation gelegt worden, durch welche die Stadtkirche ein zweites Sankt Peter für die Bekenner des evangelischen Glaubens in der romanischen Welt werden sollte. Was die früheren Häupter des Hauses mit Mühe und Geschick errungen, befand sich in fremder Gewalt, und die schönsten Teile kamen nie mehr an die Dynastie.

Genf und der herzogliche Hof.

Das sichtbare Streben des Turiner Hofes, die Bischofstadt Genf ihrer Selbständigkeit zu berauben und den ausgedehnten Besitzungen des savoyischen Hauses beizufügen, hatte in der Bürgerschaft eine patriotische Partei ins Leben gerufen, welche die Erhaltung der alten Rechte und Freiheiten und den Anschluß an die Eidgenossenschaft anstrebte. An ihrer Spitze standen Besanzon Hugues, Philibert Berthelier und der junge humanistisch gebildete François Bonnivard, Abt von St. Viktor. Diese liberale Partei, die wegen ihrer Hinneigung zu den Schweizern mit der Zeit den Namen „Eidgenos“ oder nach ihrem Haupte „Huguenots“ erhielt, setzte dem Komplott des savoyisch-bischöflichen Hofes und seiner Anhänger in Land und Stadt, von den Gegnern als „Mamelucken“ geschmäht, einen energischen Widerstand entgegen. Jahrelang war die Genfer Einwohnerschaft in zwei Heerlager geteilt; wie einst in Italien Guelfen und Ghibellinen, so standen hier „Eidgenos“ und „Mamelus“ einander gegenüber und maßen ihre Kräfte im Handgemenge. Unter Karl III., dem der verwandte Bischof als willfähriges Werkzeug der Hauspolitik zur Seite stand, erhielt die savoyische Partei die Oberhand. Die Syndiken und die Mehrheit der Räte und Beamten wurden aus ihrer Mitte gewählt, Berthelier, der ritterliche Vorkämpfer

der Freiheit, starb unter dem Beil des Henkers. Diese Verhältnisse dauerten auch fort, als der savoyische „Bastard", der den bischöflichen Stuhl inne hatte, im Anfang der zwanziger Jahre starb und Pierre de la Baume aus einem angesehenen Grafengeschlecht sein Nachfolger ward. Ein weltlich gesinnter Herr, der auf seinen Abteien und Schlössern ein gemächliches genußreiches Leben führte, beförderte er auf alle Weise die herrschsüchtigen Bestrebungen des Herzogs. Im Ausland galt Genf bereits als savoyische Stadt. Ein patriotischer Bürger, Leverrier, welcher den Mut hatte, im Rat den Bischof als den einzig rechtmäßigen Herrn des Stadtgebiets zu bezeichnen und das alte Vasallitätsverhältnis in Erinnerung zu bringen, wurde von savoyischen Häschern ergriffen, gefoltert und hingerichtet. Umringt und eingeschüchtert von herzoglichen Hellebardieren, gab 1524.
im nächsten Jahr die Bürgerschaft ihre Zustimmung zu drei Artikeln, welche den völligen Verzicht auf Genfs Unabhängigkeit und die Anerkennung der savoyischen Herrschaft enthielten. Aber der Plan der Unterjochung wurde durch die Zeitereignisse vereitelt. Freiburg und Bern, mit König Franz I. gegen den Kaiser und Savoyen im Bund, nahmen sich der Genfer an. Die „Artikel" wurden für null und nichtig erklärt und die Lemanstadt durch Hugues' Thätigkeit in das Burgrecht der beiden Schweizerstädte aufgenommen. Nun erlangte die eidgenössi- 1526.
sche Partei die Oberhand. Besanzon Hugues bewirkte, daß das Gerichtswesen verbessert, das städtische Regiment nach dem Vorbild der Schweizer Bürgerstädte durch Errichtung eines „Großen Rates" umgestaltet und eine Bürgerwehr organisiert ward. Die Häupter der Mamelucken wanderten aus und verbanden sich mit dem umwohnenden savoyischen Adel, „die Ritterschaft vom Löffel" genannt, zur Bekämpfung des trotzigen Bürgervolks. Sie umlagerten die Stadt und schnitten die Zufuhren ab.

Von der Zeit nahm der Parteikampf einen andern Charakter an. In Jah- Religionsparteien.
ren religiöser Gärung und kirchlicher Neubildung vermag sich keine bürgerliche Bewegung unberührt von den Glaubensfragen des Tages zu halten. Galt auch bisher das Streben der „Huguenots" zunächst der Erhaltung der politischen Freiheit und Selbständigkeit der Stadt, so konnte doch das Beispiel des befreundeten Bern, wo um dieselbe Zeit die Reformation durchgeführt ward (S. 409), nicht ohne Einfluß bleiben, zumal da das Episkopat der weltlichen Zwingherrschaft und Vergewaltigung Beistand gewährte. Und gerade jetzt nahm die katholische Kirche offen Partei für den Herzog und ließ sich als Werkzeug der Rachsucht gebrauchen. Der Bischof entwich aus der Stadt, die Ritterschaft zur Verteidigung seiner gefährdeten Rechte aufrufend, und der Erzbischof von Vienne, Metropolitan der Genfer Kirche, belegte die Bürgerschaft mit Bann und Interdikt. Die geistlichen Herren dienten offen den Herrschergelüsten des Herzogs Karl, der gerade damals den patriotischen Bonnivard, als er im Vertrauen auf einen Ge- 1530.
leitsbrief sich auf savoyisches Gebiet wagte, in der Nähe von Lausanne von Gewaffneten auffangen und in die dunkeln Kerkergewölbe des Schlosses Chillon

werfen ließ! So war es denn natürlich, daß die Reformationsideen mehr und mehr Eingang in Genf fanden. Eine energische Partei von „Jungliberalen", Baudichon, Vandal u. a. an der Spitze, bekam bald die Oberhand über die Gemäßigten um Besanzon Hugues. Wenn diese nur den savoyischen Usurpationen entgegentreten, aber das bischöfliche Regiment erhalten wollten, so betrieben die andern den völligen Anschluß an Bern, wovon die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse die notwendige Folge sein mußte. Wir kennen die Aufregung und Parteiung, die um das Jahr 1531 die helvetischen Lande ergriffen hatten (S. 477 ff.); zu derselben Zeit brachen die Genfer, von Bern und Freiburg unterstützt, die Raubburgen der Ritter und zwangen den Herzog zu dem Jan. 1531. Vertrag von Payerne, welcher die Unabhängigkeit der Stadt herstellte, das herzogliche „Viztum" zu einem Schatten herabdrückte und das „Burgrecht" der drei Städte bestätigte. Unter großen Festlichkeiten wurde die „Combourgeoisie" beschworen, wobei eine allegorische Darstellung Einheimischen und Fremden verkündete, daß Genf sich fortan als Glied der ruhmreichen Eidgenossenschaft betrachte.

Anfänge der Reformation in Genf.

Wir erinnern uns aus dem Krieg gegen die fünf Orte, daß die Berner keineswegs vom Feuereifer einer religiösen Propaganda durchglüht waren; sie verlangten nichts mehr, als daß in den Herrschaften, Städten und Gemeinden, mit denen sie ein Burgrecht aufrichteten, die Verkündigung des Wortes Gottes nicht verhindert werde. Auch in Genf hat der Einzug der Berner Hilfsmannschaften während des Befreiungskriegs zunächst keine weitere Wirkung gehabt, als daß vorübergehend evangelischer Gottesdienst abgehalten ward; wenn dabei einzelne reformatorische Schriften in Umlauf kamen, hier und da von evangelischen Kriegsleuten Schmähreden gegen den Klerus und den entfernten Bischof ausgestoßen, Reliquien und Heiligenbilder verspottet wurden, so waren das Kundgebungen, welche der Obrigkeit nicht zur Last gelegt werden konnten. Dennoch mehrte sich von der Zeit an die Zahl der Reformationsfreunde, die bald zu einer ansehnlichen Partei heranwuchsen. In Privathäusern wurden reformatorische Schriften gelesen; Olivetan aus Noyon, ein Verwandter Calvins, ließ sich in Genf nieder und legte Hand an die Bibelübersetzung, welche, mit Unterstützung der Waldenser in Neuchatel gedruckt, bald große Verbreitung in den romanischen Ländern fand. Doch sollte, wie in Wittenberg so auch in Genf, der Anstoß zum Abfall von der Kirche selbst ausgehen. Als Papst Clemens VII. am 9. Juni 1532 einen allgemeinen Jubelablaß verkündigen ließ, wurde von unbekannten Händen an den Kirchenthüren ein Gegenanschlag befestigt, welcher im Namen des himmlischen Vaters jedem vollkommenen Ablaß versprach, der seine Sünden bereue und an die Verheißungen Christi glaube. Damit war die Losung zum Kampf gegeben und die evangelische Bewegung eingeleitet. Bald erging von dem Großen Rat eine Aufforderung an den Generalvikar, dafür zu sorgen, daß in allen Kirchen und Klöstern Evangelium und Epistel nach der Wahrheit und ohne Beimischung

von Fabeln und Menschensatzungen gepredigt werde. Und auch ein Reformationsprediger von bedeutendem Ruf ließ nicht lange auf sich warten, es war Guillaume Farel aus Gap in der Dauphinee, der durch den Umgang Fabrys von Etables dem Evangelium gewonnen, schon seit Jahren zuerst in seiner Heimat und in Mömpelgard, dann in den romanischen Grenzlanden der Schweiz, in Welschneuenburg, im Waadtland, in Unterwallis die neue Lehre im Geiste Zwinglis und Öcolampadius' verkündigt hatte und soeben mit seinem Gefährten Anton Saunier von einem Besuch der Waldensergemeinden in den Thälern Piemonts zurückgekehrt war. Ein kühner und derber Streiter Gottes von rauhen Sitten und volkstümlicher Beredsamkeit, dessen Feuereifer vor keiner Gefahr und Drohung zurückbebte, der unter Schmach und Mißhandlungen fest und zuversichtlich seinen Christus bekannte, war Farel, der „welsche Luther", ein echter Wegbereiter, Waldrechter und Bahnbrecher auf steinigem und dornigem Erdreich, um den Boden zu bestellen für fruchtbarere Geister. „Farel liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, ihren Zorn zu reizen, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen, das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, in offenem Feld: aber zuweilen ist er auch in die Kirchen gedrungen; während der Priester noch die Messe las, hat er die Kanzel bestiegen; seine Begleiter haben die Konsekration der Messe unterbrochen, er selbst soll einmal einem Priester die Reliquien, die er trug, aus der Hand gerissen und ins Wasser geschleudert haben. Dafür hat man ihm auf den Wanderungen aufgelauert, unter den Schlägen der entrüsteten Feinde ist ihm das Blut emporgespritzt und hat nahe Gemäuer gerötet." Erasmus, der feingebildete Humanist, hegte gegen den ungehobelten Franzosen, der ihn einst in Basel einen Bileam gescholten, und dessen ganze Erscheinung an die Mönchsgestalten und Heidenbekehrer des Mittelalters erinnerte, große Abneigung; aber die Berner Herren begünstigten das Auftreten eines Mannes, dessen glühender Eifer in den eidgenössischen Ländern welscher Zunge der Reformation und damit ihrer eignen Machtstellung großen Vorschub leistete. Denn Bern mochte sich damals mit dem kühnen Gedanken einer Wiederherstellung der altburgundischen Grenzen unter seiner eignen Hegemonie tragen. Auch in Genf trat Farel mit einem Beglaubigungs- und Empfehlungsschreiben der Berner Behörden auf und verschaffte sich eine günstige Aufnahme. Wo hätte er eine vorteilhaftere Operationsbasis zum Kampf gegen den romanischen Katholizismus finden können, als in der auf der Grenze von Savoyen und Frankreich so günstig gelegenen Stadt? Indem Farel mit Saunier in die Lemanstadt einzog und sie zum „Mittelpunkt für die neue religiöse Propaganda" wählte, war Genf der Reformation gewonnen.

Guillaume Farel.

Freilich konnte eine so mächtige Umgestaltung und Lebenserneuerung nicht ohne große Kämpfe und heftige Auftritte vor sich gehen. Zwei Jahre lang war

Parteikampf.

Genf der Schauplatz tiefgreifender Parteiungen zwischen Reformern und Altgläubigen. Alles ging in Waffen; selbst in die Kirchen trug man Schwert und Dolch. Mehr als einmal standen die Bürger kampfbereit einander gegenüber. Farel mußte die Stadt verlassen; doch stand er von Orbe aus mit seinen Anhängern in fortwährender Verbindung; auch sein jüngerer behutsamerer Landsmann Antoine Froment mußte den Feinden das Feld räumen. Der Große Rat, den entgegengesetzten Einwirkungen von Bern und Freiburg preisgegeben und von beiden mit der Auflösung des Bürgerrechts bedroht, wenn die andre Ansicht den Sieg erlange, nahm keine entschiedene Stellung ein und war nur bemüht, durch vermittelnde und beschwichtigende Thätigkeit den Bürgerkrieg fern zu halten. Der Tod eines Domherrn, der in Freiburg eine große Verwandtschaft hatte, bei Gelegenheit eines Tumults, steigerte die Parteiwut. Noch einmal erlebten die Katholischen den Triumph, daß der Bischof Pierre de la Baume
1. Juli 1533. in die Stadt zurückkehrte, von Rat und Syndiken als „Fürst von Genf" feierlich empfangen. Aber der Triumph war von kurzer Dauer. Der geistliche Herr hatte kein Gefallen an dem sturmbewegten Leben; nach vierzehn Tagen verließ er Genf aufs neue, um es niemals wieder zu sehen. Seine Mahnungen und Straffentenzen, die er von seinem Landsitz Arbois ausgehen ließ, machten geringen Eindruck. Die Heftigkeit, mit welcher ein französischer Dominikaner Guy Furbity aus Montmelian in einer Reihe von Adventspredigten gegen die „ketzerischen Deutschen" zu Felde zog, bewog die Berner, auf welche es besonders abgesehen war, eine scharfe Beschwerdeschrift an den Genfer Rat zu richten. Im Gefolge der Gesandtschaft, welche das Schreiben überbrachte, be-
Viret. fand sich der talentvolle, wortgewandte Peter Viret aus Orbe, ein Freund und Schüler Farels. Obwohl milder und weniger heftig als der Meister, stand er ihm doch an Eifer für die neue Lehre in keiner Weise nach; noch trug er an seinem Leibe die Wundmale aus einem Handgemenge, das er erst eben mit den Katholiken in Payerne bestanden. Er fand Farel und Froment bereits wieder vor; Baudichon hatte sie zurückgeholt, weil jetzt der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Auf die Klage der Berner beschloß der Rat, Furbity in Haft zu nehmen und ein gerichtliches Verhör über ihn zu halten, dem die drei „Diener des Evangeliums" anwohnen sollten. Umsonst suchten die Altgesinnten durch einen Aufstand den „Märtyrer" zu befreien; sie beschleunigten dadurch nur den Fall der katholischen Kirche. Furbity, geistig und körperlich gebrochen, wurde zum Widerruf vor versammelter Gemeinde verurteilt; als er sich weigerte, hielt man ihn so lange im Gefängnis, bis die Entscheidung gefallen war.

Sieg der Reformation in Genf. 1534. 1535. Da der Magistrat aus Rücksicht für Freiburg sich nicht entschließen konnte, die von den Evangelischen gestellte Bitte um Einräumung einer Kirche zu ihrem Gottesdienst zu gewähren, so zog Farel an der Spitze seiner Gesinnungsgenossen
1. März 1534. in die Franziskanerkirche und hielt dort die erste evangelische Predigt an geweihter Stätte. Einige Wochen nachher erschienen Freiburger Gesandte in Genf und

kündigten das Bundesverhältnis auf. Dadurch wurde der Einfluß Berns vorherrschend und der Sieg der Reformation beschleunigt. Es kann als Beweis von der Versunkenheit des Genfer Klerus gelten, daß die kirchliche Bewegung sich ohne alle Teilnahme von seiner Seite vollzog; daß die Reformprediger wie ihre Opponenten von außen kamen, daß, als auf Verlangen der Neuerer der Rat eine Disputation anordnete, kein einheimischer Geistlicher auf der Arena erschien, um den Kampf mit den Gegnern aufzunehmen, und daß, als endlich Farel wie ein Eroberer unter dem Geläute der großen Glocke seinen Einzug in St. Peter hielt und das Gotteswort in der Genfer Metropole verkündete, der alte Glaube keine Märtyrer zählte, sich nirgends eine catonische Resignation kund gab. Auch der Rat hatte während der inneren Kämpfe eine schwankende und unsichere Haltung gezeigt und dadurch die Leitung der Dinge aus der Hand gelassen; mehr und mehr war somit das Regiment an die thatkräftigen Parteiführer gekommen. Jetzt erst, als die Volksmassen in die Kirche drangen, den Bilderschmuck und alle Zeichen des „Götzendienstes" mit wildem Vandalismus zerstörten und die Abschaffung des Papsttums verlangten, stand die Regierung von ihrer bisherigen „Vermittelungspolitik" ab. Sie kündigte dem Bischof den Gehorsam auf und stellte den katholischen Kultus ein. Wer sich der neuen Ordnung nicht fügen wollte, wurde für friedlos erklärt. Unter den Auswandernden befand sich Johanna de Jussie, Vorsteherin der Klosterfrauen von Sta. Clara, die dann in einer bekannten Schrift (Levain du calvinisme) die Einführung der Reformation in Genf von ihrem Standpunkte aus beschrieben hat. Die übrige Geistlichkeit fügte sich ohne Widerstand in die veränderten Verhältnisse. Ihre Haltung war derart, sagt Kampschulte, „daß sie keinen Anspruch auf jene Teilnahme hat, welche wir jederzeit dem Besiegten, der nach männlichem Kampfe dem Gegner das Feld räumt, gern zuwenden".

8. Aug. 1535.

Seit der Einführung der Reformation nahm Genf die Rechte eines selbständigen republikanischen Gemeinwesens in Anspruch und übte sie innerhalb seiner Ringmauern aus. Aber ganz ohne Kampf sollte die große Veränderung nicht durchgeführt werden. Der Bischof belegte die Stadt Genf, „welche durch die verfluchte lutherische Sekte in große Gefährlichkeit geraten", mit dem Bann; Herzog Karl III. nahm die flüchtigen Katholiken in sein Land auf und traf kriegerische Anstalten. Bald sah sich das neue Gemeinwesen von einem savoyisch-bischöflichen Heer bedroht, das durch die katholischen Exulanten verstärkt einen Krieg voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen die eingeschlossene Stadt führte. Aber die neuerrungene Freiheit flößte den Einwohnern auch neuen Mut und neue Thätigkeit ein. Baudichon führte den Oberbefehl über die Bürgerwehr und verteidigte die Republik mit Tapferkeit und Geschick, unterstützt von Farel und den „Dienern des Wortes". Man rechnete auf die Hilfe Berns, aber die „Mitbürger" hielten zurück; erst als König Franz durch einen französischen Flüchtling mit dem Genfer Rat Verbindungen anknüpfte und der Stadt Schutz und

Genf ein freies Gemeinwesen. 1536.

Unterstützung anbot, in der Hoffnung, das günstig gelegene Gebiet unter seine Herrschaft zu bringen, da gewährte „die fürsichtige Stadt Bern" die verlangte Bundeshilfe. Mitte Januar 1536 erfolgte die Kriegserklärung an den Herzog, der nun, von allen Seiten bedrängt, bald in die schlimmste Lage kam. Während die Franzosen, wie erwähnt, Savoyen und Piemont besetzten, brachten die Berner die Waadt und die Schlösser und Territorien an der Rhone und auf dem nördlichen Ufer des Sees in ihre Gewalt, eroberten mit Hilfe der Genfer Flottille das Felsenschloß Chillon am östlichen Winkel des Leman und gaben den Gefangenen die Freiheit. Als Märtyrer wurden Bonnivard und seine Leidensgefährten von ihren Mitbürgern empfangen. Wenn nun aber die Berner der Hoffnung lebten, auch in der Stadt Genf in die sämtlichen Rechte des Bischofs und des savoyischen Viztums einzutreten, so irrten sie. Standhaft behauptete der Rat die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Genfer Gemeinwesens. Wie sehr man auch die großen Verdienste Berns anerkannte, das, „wie Moses das israelitische Volk", die Bundesstadt aus der Gefangenschaft geführt, von der Freiheit wollte man nicht lassen. Der „Ewige Friede" gewährte zwar den Bernern mancherlei Vorteile und Rechte, aber als zwei unabhängige Gemeinwesen schlossen beide Städte einen Bund zu Schutz und Trutz und erneuerten den alten Burgrechtsvertrag. Damit trat Genf in die Reihe der selbständigen Freistaaten der Schweiz. Die vollständige Durchführung der Reformation in der Stadt wie in den abhängigen Landgemeinden war der Schlußstein des fast dreißigjährigen Freiheitskampfes.

7. Aug. 1536.

b. Calvins erstes Auftreten, Verbannung und Rückkehr.

Zerrüttete Lage der Stadt.

Unter dem langen Parteikampf waren die Leidenschaften aufgestachelt worden und Verwilderung und sittliche Zerfahrenheit in die Gemüter eingezogen. Wie sehr auch Farel mit unermüdlicher Thätigkeit für Begründung eines religiösen Lebens, für Verbesserung des verfallenen Schulwesens, für Einführung einer neuen Kirchenzucht und Kirchenordnung arbeitete und wirkte, seine Kräfte reichten nicht hin, die Mißstände zu beseitigen, die der Ordnung und Gesetzlichkeit entwöhnte Bevölkerung zu einem christlichen Leben, zur Ehrbarkeit und Frömmigkeit zurückzuführen. Von den alten Familien beharrten noch viele bei dem katholischen Glauben; unter den Vorkämpfern der Reformation gaben einige durch ihre ungebundene Lebensweise, andre durch religiöse Indifferenz Ärgernis, bei den unteren Klassen herrschte ein Geist der Zügellosigkeit und Frechheit. Farel selbst war mehr eine agitatorische als organisatorische Natur, er besaß den Mut und die Beredsamkeit eines revolutionären Volkstribuns, aber nicht die Eigenschaften eines Nomotheten und Reformators. Seine Gehilfen Viret und Froment verließen ihn, jener um sich in Neuenburg und Lausanne einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, dieser um sich, mannigfach kompromittiert, mit der Zeit in die Dunkelheit eines wenig erbaulichen Privatlebens zurückzuziehen; die

neuen Prediger waren unfähig und ungebildet. Wohl unterstützte der Magistrat die Bemühungen des Reformators aufs kräftigste, aber hauptsächlich in der Absicht, das Kirchenregiment in die eigne Hand zu bekommen; er betrachtete sich als den Rechtsnachfolger des Bischofs in geistlichen wie in politischen Dingen; die kirchliche Gesetzgebung sollte nur als Bestandteil der Gerechtsame der weltlichen Obrigkeit erscheinen, für deren religiöse Gesinnung keine Bürgschaft bestand. Die neue Religionsform, noch durch keine Schrift von gesetzgeberischer Autorität festgestellt und begrenzt, stand in Gefahr, unter den drohenden Stürmen und Klippen Schiffbruch zu leiden. Die Glaubens- und Sittenlehre wurde von einem großen Teil des Volks verachtet. Da langte Calvin in Genf an.

Jean Cauvin, Sohn eines Beamten aus Noyon in der Pikardie, geb. am 10. Juli 1509, war eine strebsame, ernst und edel angelegte Natur. Die hervorragenden Geistesgaben, die er schon als Knabe auf der Schule seiner Geburtsstadt kund gab, bewogen den Vater, ihn dem Studium zu widmen. Für die Kirche bestimmt, erwarb er sich im Kollegium Montaigu zu Paris, wo auch wenige Jahre später Ignaz von Loyola den Grund zu seiner Bildung legte, die erforderlichen Kenntnisse und kam bereits als Knabe zum Besitz einer Pfründe. Bald änderte der Vater seinen Sinn; die Jurisprudenz erschien ihm als ein geeigneteres Ackerfeld für den begabten Sohn und dieser, stets der väterlichen Autorität gehorsam, legte sich mit großem Eifer auf die Rechtswissenschaft in Orleans und Bourges, zugleich den humanistischen Studien im Geist eines Erasmus und Lefèvre (Fabry d'Etaples) sich zuwendend. Sein lateinischer Stil, den wir aus vielen Schriften und Briefen kennen lernen, gibt Zeugnis, wie erfolgreich seine Beschäftigung mit der Sprache und Litteratur des klassischen Altertums auf seinen Geist eingewirkt hat. Er pflegte bis tief in die Nacht zu studieren, und wenn er am Morgen erwachte, alles was er gelesen, sich in einsamer Stunde zu überlegen. Hat Calvin während seines Aufenthalts in diesen Universitätsstädten auch nicht so tiefe Seelenkämpfe bestanden wie Luther, so hat doch auch er eine schwere Prüfungszeit voll innerer Unruhe, voll Zweifel und Pein durchlebt, welche die Büßungen und die kirchliche Werkheiligkeit nicht zu heilen vermochten, bis er nach seinem eignen Geständnis wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl erkannte, in welchen Abgrund von Irrtümern er sich befand. Ob die Erstlingsschrift, ein Kommentar zu Senecas Abhandlung „Über die Milde“, vor diesem entscheidenden Moment verfaßt ward, oder ob derselben schon die Tendenz zu Grunde lag, dem König die Tugend der Milde gegen die Anhänger des neuen Glaubens zu empfehlen, ist streitig; sicherer, daß Calvin, nachdem sein Vater gestorben war, jetzt seine Thätigkeit ausschließlich auf Theologie und Bibelforschung richtete. Wir werden später erfahren, wie sehr damals die reformatorischen Ideen in den gelehrten und gebildeten Kreisen Frankreichs verbreitet waren; selbst des Königs Schwester Margarete huldigte denselben. Aber die Hüter des alten Tempels waren wachsam, und gar mancher büßte seine Hinneigung für das

Calvins bisheriger Lebensgang.

Evangelium in den Flammen. Auch Calvin geriet durch Kundgebung reforma-
4. Mai 1534. torischer Ansichten in Gefahr; nachdem er seine Pfründe gegen eine Entschädigung aufgegeben hatte, entwich er aus Paris nach dem südlichen Frankreich, wo er sich unter fremdem Namen einige Zeit aufhielt und seine Gedanken über Christentum und Kirche sammelte und ordnete, bis die wachsende Verfolgung ihn zur Flucht nach Basel trieb.

Institution der christlichen Religion. In Basel veröffentlichte Calvin im Frühjahr 1536 das Hauptwerk seines Lebens, „Unterricht über die christliche Religion", eine systematische Darstellung und Begründung der neuen Glaubenslehre, zuerst in lateinischer Sprache, dann in französischer Übersetzung. Zunächst bestimmt, Calvins Austritt aus der alten Kirche zu rechtfertigen und zugleich die bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich gegen die Verdächtigungen und Anschuldigungen der Gegner zu verteidigen, hatte die „Institution" einen apologetisch-polemischen Charakter. Es war ein großartiges Werk voll religiösen Tiefsinns, in kühner unerbittlicher Folgerichtigkeit der Gedanken, das aus dem Geist des sechsundzwanzigjährigen Mannes abgeschlossen und vollendet hervorging, wie die gerüstete und kampfbereite Pallas Athene aus dem Haupt ihres göttlichen Vaters, das bedeutendste Erzeugnis des Jahrhunderts auf dem Gebiet der reformatorischen Dogmatik. Calvins Lehrbuch der christlichen Religion, das mit gleicher Schärfe und Konsequenz sich über die Glaubenslehre wie über die äußere Einrichtung der Kirche und deren Stellung zum Staat verbreitet, wurde das „kanonische Buch des französischen Protestantismus" und hatte für die französische Litteratur eine ähnliche Bedeutung, wie die Luthersche Bibel für die deutsche, daher auch kein andres Werk so sehr von der katholischen Kirche gefürchtet, bekämpft und verfolgt ward. „Der Umfang ist in den folgenden Auflagen um das fünffache gestiegen," bemerkt Kampschulte; „fast sein ganzes Leben hindurch hat der Verfasser an der Vervollkommnung des Werks gearbeitet, an welches sich vor allem sein Ruhm knüpfen sollte: die Sätze sind zu zählen, welche unverändert geblieben sind. Allein diese Veränderungen betreffen nur den Umfang und die formelle systematische Gestaltung des Stoffs, nicht die leitenden Gedanken, nicht den wesentlichen Inhalt. Die Gedanken und Überzeugungen der ersten Ausgabe sind auch die der letzten. Selbst die Grundzüge der Anordnung und Darstellung sind im wesentlichen dieselben geblieben: überall sehen wir den Verfasser schon 1535 dasselbe Ziel verfolgen, bei dem er 1559 glaubte stehen bleiben zu müssen. Der junge Mann von sechsundzwanzig Jahren dachte in allen wesentlichen Punkten wie der Greis am Abschluß seiner Laufbahn: innere Wandlungen, Wechsel in den verschiedenen Lebensperioden sind nicht vorhanden."

In der „Institution" wird die Augustinische Idee von der Rechtfertigung und Gnade, welche seit mehr als einem Jahrtausend die Christenheit mit mächtiger Gewalt ergriffen hatte (S. 429), als eine von Anbeginn der Welt von Gott geschaffene „Prädestination" gefaßt und mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführt. Aus einem energisch gefaßten Gottesbegriff auf der einen, aus der Voraussetzung unbedingter Abhängigkeit des Menschen auf der andern Seite wird gefolgert, daß Gott nach ewigem Ratschluß die einen zum Heile geschaffen, die andern bei gleicher Schuld dem Untergang überlassen habe. Diese Lehre von der göttlichen Vorausbestimmung und Gnadenwahl war zwar auch von den übrigen Reformatoren vertreten gewesen, wurde aber zu einem besonders hervortretenden Charakterzug im Calvinschen Lehrgebäude und zog in gleichem Schritt mit dem gewaltigen Kirchensystem, das in Genf begründet und in Thätigkeit gesetzt worden war, durch die Welt. In der Lehre vom Abendmahl wurde

ein vermittelnder Weg zwischen Luther und Zwingli gesucht, durch die Ansicht, „daß die Gläubigen den zur Rechten Gottes erhöhten Leib Christi geistig aber wirklich genießen"; in der Verfassung der Kirche dagegen ist das Gemeindeprinzip, das auf der Homberger Synode nicht zur Geltung gelangen konnte (S. 418 f.), mit theoretischer Konsequenz durchgeführt und eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche vom Staat gefordert, wie sie in auffälligstem Widerspruch mit der nachher von Calvin selbst durchgeführten Theokratie steht.

Calvin in Genf. 1536—1538.

Nachdem Calvin seine Schrift dem König Franz I. zugesendet, begleitet von einem ebenso freimütigen als kraftvollen Widmungsschreiben zur Abwehr und Widerlegung der gegen die Reformationspartei geschleuderten Lästerungen und Verdächtigungen, verließ er Basel, um sich einen andern Wirkungskreis zu suchen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ferrara bei der evangelisch gesinnten Herzogin Renata, der edlen Tochter Frankreichs, kam er auf seiner Rückreise unter angenommenem Namen nach Genf. Durch einen Freund erfuhr Farel seine Anwesenheit und suchte ihn festzuhalten. Lange widerstand Calvin seinen Bitten und Drohen; er konnte sich nicht entschließen, aus der Zurückgezogenheit eines gelehrten Stillebens auf den großen Markt der Öffentlichkeit, in das werkthätige handelnde Leben zu treten. Erst als der heftige Mann ausrief: „Im Namen des allmächtigen Gottes verkünde ich dir: Gottes Fluch wird dich treffen, so du uns in dem Werk des Herrn deine Hilfe versagst und dich mehr suchest als Christum!" da beugte er sich in Furcht Gottes vor dem höheren Willen, den er aus dem Mund des gewaltigen Mannes zu vernehmen glaubte; erschüttert versprach er zu bleiben. Es war im Juli 1536.

Das neue Kirchenregiment und die Opposition.

In gemeinsamer Thätigkeit arbeiteten nun beide an der Organisation der neuen Kirche auf Grund der in der „Institution" niedergelegten Prinzipien. Nach einigen Bedenken nahm der Rat das von Farel unter Beihilfe des Kollegen verfaßte Glaubensbekenntnis samt der beigefügten Kirchenordnung an und verfügte, daß jenes von der Bürgerschaft in öffentlicher Versammlung beschworen, die letztere nach ihrem ganzen Umfang samt dem darin enthaltenen Areopag des Ältestenkollegiums eingeführt ward. Die Störungen, die zwei niederländische Wiedertäufer dem Organisationswerk bereiteten, waren ohne nachhaltige Wirkung; nach einem Religionsgespräch wurden sie unter Androhung der Todesstrafe für ewige Zeiten aus Stadt und Gebiet von Genf ausgewiesen. Ein um so mächtigerer Feind aber erstand der Genfer Geistlichkeit in der liberalen Partei, die von der Reformation eine größere Freiheit des persönlichen Lebens erwartet hatte, die es mit Unwillen ertrug, daß an die Stelle der leichten und laxen bischöflich-klerikalen Herrschaft der alten Zeit nun ein reformatorisches Pfarrministerium treten sollte, das durch seine sittenrichterliche Strenge, durch seine Strafpredigten auf der Kanzel, durch seine scharfen Kirchengebote ihrer freien Geistesrichtung und ihrer ungebundenen Lebensweise Schranken setzen wollte. Es bildete sich eine starke Opposition gegen das „neue Papsttum am Genfer See", gegen das gebieterische Auftreten Farels, Calvins und ihrer Freunde und Ver-

wandten, die sich aus Frankreich zu ihnen gesellt. Die Gegner erlangten eine nachdrückliche Unterstützung an Bern. War die Bundesstadt gleich anfangs verstimmt, daß Genf eine selbständige politische Stellung behauptete, so stieg jetzt ihr Groll und ihre Eifersucht, als sie wahrnahm, daß die Republik auch in religiösen Dingen ihre eignen Wege ging, sich auch in der Lehr- und Kultusform von der eidgenössischen Reformation emanzipierte. Nach einer Disputation, in welcher ein Geistlicher von zweideutiger Gesinnung, Peter Caroli, die Genfer Reformatoren der arianischen Ketzerei beschuldigte, wurde auf einer Synode in Lausanne die Forderung gestellt, daß die Genfer Kirche sich in allem an die „Berner Gebräuche" halten und mehreres, was von Calvin und Farel abgeschafft worden, wie die großen Kirchenfeste, die Taufsteine, das ungesäuerte Brot im Abendmahl, wieder einführen sollte. Die Weigerung, diesen Beschlüssen Folge zu leisten, verstärkte die Opposition gegen die französischen Prediger; man sagte ihnen nach, sie wollten Genf unter die Schutzherrschaft Frankreichs stellen. Durch das trotzige Benehmen der Reformatoren kam es endlich zu so ernsten Konflikten, daß der Große Rat den hochbetagten Prediger Courault in Haft brachte und über
April 1538. Calvin und Farel Amtsentsetzung und Verbannung verhängte. So weit wollten die Berner die Sache nicht treiben; sie fürchteten Gefahr für das ganze Reformationswerk; aber ihre Verwendung fand kein Gehör; die Genfer beharrten bei ihrem Beschluß gegen die „rebellischen" Geistlichen. Gedemütigt und mit Vorwürfen überhäuft begaben sich die Ausgewiesenen nach Basel; von dort aus folgte Farel einem Ruf nach Welsch-Neuenburg, Calvin aber zog nach Straßburg, wo er schon früher einige Zeit geweilt hatte. Hier wurde er Prediger einer französischen Flüchtlingsgemeinde, hielt öffentliche Vorlesungen und nahm seine litterarische Thätigkeit wieder auf. Den Kommentar über den Römerbrief, den er in Straßburg ausarbeitete, widmete er seinem Freund Grynäus in Basel.

Calvin in Straßburg. 1538–1541. Wir kennen die Bedeutung der Rheinstadt für die kirchliche Neugestaltung: Gleichzeitig berührt von den Wellenschlägen der Wittenberger und Züricher Reformation, durch zahlreiche französische Flüchtlinge in fortwährender Verbindung mit der kirchlichen Opposition der romanischen Lande, selbst die wiedertäuferische Sekte Hofmanns in seinen Mauern bergend, war Straßburg der geignetste Ort, „den Gang der Ereignisse in weitem Überblick zu überschauen und zu einem tieferen Verständnis des großen Kampfes durchzudringen". Bucer war der echte Repräsentant dieser Vielseitigkeit; auch entdeckte er bald die großen Eigenschaften des jüngeren Mannes und suchte denselben an sich zu ziehen. Auf seine Empfehlung wählte die deutsche Reichsstadt den französischen Gelehrten zum Bevollmächtigten bei den Religionsgesprächen, welche Kaiser Karl V. zur Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten auf den Reichstagen zu Worms und Regensburg veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit kam Calvin mit Melanchthon in Verbindung; aber wie groß seine Hochachtung für den deutschen Reformator

immer war, so billigte er doch nicht dessen versöhnliche Haltung gegenüber den Altgesinnten. Mit feurigen Worten warnte er „vor dem blutgierigen römischen Tyrannen und seiner bepurpurten gottlosen Bande“. In der deutschen Kirche mißfiel ihm die laxe Kirchenzucht, das geringe Ansehen der Geistlichen und die Abhängigkeit der Theologen von den Fürstenhöfen.

Während Calvin in Straßburg weilte, traten in Genf große Zerrüttungen ein. Die Verweisungen der Reformatoren war hauptsächlich von den Gegnern der strengen Kirchenzucht und der geistlichen Herrschaft ausgegangen. Prediger von nachgiebigerem Charakter, unter ihnen mehrere Berner, traten nun an die Stelle, und der Magistrat nahm auch in kirchlichen Dingen das Regiment in die Hand und übte die Sittenpolizei. Aber die verbannten Reformatoren hatten energische Anhänger, die sowohl der schlaffen Obrigkeit als den wenig befähigten Predigern Opposition machten. Es half nichts, daß man das Haupt der „Guillermins“ (nach Guillaume Farel genannt), den Vorsteher der neuen Schule im Rivekloster, Saunier, samt „seinen Franzosen“ aus der Stadt wies. Die Bestrebungen der offenen und heimlichen Katholiken, den Umschwung zur Rückführung der alten Kirche zu benutzen, und die Versuche der Berner, ihren Einfluß zu einer Art Vorherrschaft über die Bundesstadt auszudehnen, vereinigten alle reformatorisch-patriotischen Männer zu einer geschlossenen Partei. Sie traten mit Calvin, der auch in der Rheinstadt die Genfer Gemeinde, „seine Herde“, keinen Augenblick aus dem Auge verlor, in lebhaften Verkehr. Mit Gutheißung des Papstes hielten mehrere Prälaten in Lyon eine Versammlung, der viele katholische Flüchtlinge aus Genf anwohnten, um über die Mittel zur Wiederherstellung der alten Kirchenform und die Rückführung des Bischofs de la Baume zu beraten. Einer der Anwesenden, Kardinal Sadolet, Bischof von Carpentras, ein in den humanistischen Kreisen hochgefeierter Mann, erhielt den Auftrag, in einem Sendschreiben die Irregeleiteten zur Rückkehr in die trauernde Mutterkirche aufzufordern. Er that es in einer „wohlwollenden herzlichen Ansprache“, gerichtet an „seine teuern Brüder, die Syndiken, den Rat und die Bürger von Genf“. Dies gab dem Reformator in Straßburg Gelegenheit zu der „Antwort auf Sadolets Brief“, einer Arbeit von sechs Tagen von solcher Meisterschaft, daß man sie unbedenklich zu den glänzendsten Streitschriften des Jahrhunderts rechnen darf. Auch Luther freute sich darüber. Damals konnte Melanchthon nach Straßburg melden, daß Calvin in Wittenberg „hoch in Gnaden stehe“.

Verwirrung in Genf.

Die Wirkung war durchschlagend und vernichtete für immer die Pläne der Romanisten. Nicht der Bischof kehrte nach Genf zurück, sondern Johann Calvin, Roms schärfster Widersacher. Schon lange hatte die Partei der „Guillermins“ alle Kräfte angestrengt, den Magistrat zur Wiederberufung Calvins zu bewegen. Jetzt wurden ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt, sowohl durch das siegreiche Auftreten ihres Hauptes in der kirchlichen Polemik als durch politische Gründe. Die Berner hatten durch diplomatische Künste eine Genfer Gesandtschaft

Calvins Rückberufung. 1541.

zu einem neuen Vertrag gebracht, in welchem die Patrioten eine Gefährdung der Selbständigkeit und staatlichen Ehre der Stadt erblickten. Die „Guillermins" benutzten nun den allgemeinen Unwillen gegen diesen „Verrat" der „Artikulanten" oder, wie sich das Wort im Munde des Volks gestaltete, der „Artichauts" zu einer revolutionären Agitation gegen den Magistrat, die Ratsherren und die Berner Prediger. Die Artikulanten wurden verbannt, ihr Haupt, der Generalkapitän Philippe, als er sich zu einer gewaltthätigen Handlung gegen die aufgeregte Menge hinreißen ließ, mit dem Tode bestraft, die Berner Prediger zur Niederlegung ihrer Stellen gezwungen. Nun kamen auch die Regierungs- und Ratskollegien zu der Überzeugung, daß nur der verbannte Reformator in der zerrütteten, von Parteiwut zerrissenen Republik Ruhe und Ordnung zu schaffen vermöge. Aber wie viele Bittgesuche und Gesandtschaften an „Meister Calvin" in Straßburg abgingen, er weigerte sich lange, dem Ruf zu folgen, sei es, daß er seinem früheren Vorhaben getreu, sich mehr der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit widmen, sei es, daß er die Stadtbehörden zum Bewußtsein ihrer Schuld bringen wollte. Endlich war sein Widerstand gebrochen. Wie damals als Farel ihn im Namen Gottes zum Bleiben bewog, so glaubte er auch jetzt einen höheren Willen zu erkennen. „Jener tief ernste, düstere, fatalistische Zug, der durch sein ganzes Wesen geht und in der Prädestinationslehre den dogmatischen Ausdruck findet, mußte nach solchen Vorgängen notwendig an Stärke gewinnen. Calvin fühlte sich fast nur noch als Werkzeug in der Hand Gottes, durch den ewigen göttlichen Ratschluß, ohne jedes persönliche Zuthun, für Genf bestimmt, um des Herrn Willen, wie er ihn erkannt, auf diesem wichtigen Fleck der Erde ohne Scheu und Furcht zu verkünden, jenes Programm, welches er in der christlichen Institution niedergelegt, hier zur Ausführung zu bringen, dem Herrn hier ein christliches Geschlecht zu sammeln, das der übrigen Welt als Leuchte diene." Gleich einem siegreich heimkehrenden Fürsten hielt der Verbannte am 13. September 1541 unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in die Stadt. „Fortan gehörte Calvin Genf und Genf Calvin; es war an den Siegeswagen des Reformators gefesselt und mußte ihm folgen trotz alles Sträubens."

Die reformierte Kirche. Nicht mit Groll, nicht mit Rachegedanken kehrte Calvin nach Genf zurück. Ihm lag es vor allem am Herzen, seine Ideen ins Leben einzuführen und dieses Ziel glaubte er am sichersten durch Mäßigung und Schonung der widerstrebenden Richtungen zu erreichen. Noch in demselben Jahr wurden die „kirchlichen Ordonnanzen" bekannt gemacht, die unter seiner Leitung von sechs Geistlichen und sechs Ratsherren entworfen, nach einigem Bedenken von den Räten und der
2. Jan. 1542. Gesamtgemeinde angenommen, eine neue Lebensordnung auf evangelischer Grundlage aufrichteten. Sie bildeten den Kern und das Fundament eines geschlossenen Kirchensystems, welches, im schärfsten Gegensatz zu der päpstlich-katholischen Kirche, in Gottesdienst und Kultus auf das apostolische Zeitalter zurück-

ging, welches die Gemeinde als Quelle und Ausgangsbasis der gesetzgebenden und sittenrichterlichen Gewalt festsetzte, die Ausübung dieser Gewalt aber einem aristokratischen, aus Geistlichen und Laien gemischten „Konsistorium" übertrug und welches endlich als höchste kirchliche Autorität die Synode konstituierte. Diese „reformierte Kirche" mit ihrer demokratischen Grundlage und Autonomie, ihren aristokratischen Organen und ihrer legislativen Autorität über alle Seiten des religiösen und kirchlichen Lebens in den Synoden war eine organische Institution, die erobernd durch die Welt zog und die Geister der Gläubigen mächtig ergriff und fesselte. In Übereinstimmung mit der Staatsverfassung, dem Rechtswesen und der Verwaltung des republikanischen Gemeinwesens, die gleichfalls durch Calvins organisatorischen Geist Charakter und Haltung empfingen, bildete der Genfer Kirchen- und Staatsbau, wie er sich unter den Händen oder dem Einfluß des Reformators gestaltete, ein Gottesreich von theokratisch-aristokratischer Natur mit vorwiegender Bedeutung des geistlichen Teils. Genf wurde unter Calvin „die Stadt des Geistes, von dem Stoizismus gegründet auf den Felsen der Prädestination".

c. Die Genfer Kirchen- und Staatsordnung nach Calvins Organisation.

Die Folgerichtigkeit und systematische Schärfe, welche die in der „Institution" niedergelegte Theorie der christlichen Religion kennzeichnet, tritt auch in ihrer Verwirklichung mit zwingender Gewalt hervor. Selten ist ein menschliches Werk so streng nach Prinzipien konstruiert, so methodisch nach bestimmt ausgesprochenen Ideen ausgebildet worden, als die „reformierte Kirche" Calvins. Glaubens- und Sittenlehre in die innigste Verbindung setzend, sieht der Genfer Reformator in der christlichen Kirche eine Anstalt zur Erwerbung des ewigen Heils für alle Seelen, welche durch den ewigen Ratschluß Gottes zur Gnade erwählt sind. „Die Kirche ist unsre Mutter," heißt es in der Institution, „wir können nicht anders zum Leben eingehen, als wenn sie uns in ihrem Schoß erzeugt, an ihren Brüsten ernährt, unter ihrer Obhut und Schutz hält, solange bis wir von diesem sterblichen Leib befreit den Engeln gleich sein werden." So weit geht er nicht, daß er für alle Glieder seiner Kirche das Vorrecht der Erwählung zur Gnade in Anspruch nimmt; „er bescheidet sich doch, daß man dieselben nicht unterscheiden könne und einen Jeden als Mitglied der Kirche anerkennen müsse, der sich zu ihr halte. Um so strenger aber will er diejenigen absondern, welche sie durch Wort oder That verleugnen." *Charakter der Calvin. Kirche.*

Die Gestalt der wahren Kirche, in welcher allein das Heil zu finden ist, ergibt sich aus den Vorschriften der Apostel und den Beispielen der ersten Christengemeinden. Diesen Charakter apostolischer Einfachheit herzustellen war Calvins Bestreben. Ohne Phantasie und poetisch-künstlerischen Geist, war er der entschiedenste Feind aller Zeremonien, die den wahren Gegenstand der Verehrung zu entfernen oder zu verhüllen schienen; daher schaffte er nicht nur alle kirchlichen Gebräuche ab, die nicht von Christus selbst und seinen Jüngern eingesetzt waren, sogar die hohen Feiertage: mit alttestamentlichem Rigorismus eiferte er gegen alles, was ihm als „Götzendienst" erschien. Nirgends tritt der Gegensatz gegen Papismus und Menschensatzung schroffer hervor als in der Kirche Calvins. Vielleicht daß die Nähe der katholischen Welt, die den Freistaat auf allen Seiten umgab, die puritanische Strenge seiner Ansichten steigerte und ihm *Kultus und Gottesdienst.*

die schroffe Abschließung als heilsam erscheinen ließ. Durch einfachen Gottesdienst in der bilder- und schmucklosen Kirche, mit langen Predigten, mit Gebeten zu Anfang und zu Ende, zu welchem Zweck eine Sammlung von Gebetsformeln, eine Art Liturgie veranstaltet wurde, und mit religiösen Gesängen, durch öffentliche feierliche Taufe vor der ganzen Gemeinde, durch das Abendmahl in doppelter Gestalt mit vorbereitender Buße und durch strenge ernste Feier des Sonntags sollten die Herzen unmittelbar zu Gott erhoben werden. Das in der Folge von Beza und Marot bearbeitete, von Goudimel mit volkstümlichen Melodien versehene Psalmbuch diente dem französischen Gottesdienst der Calvinisten in ähnlicher Weise zur Erweckung und Belebung der Andacht, wie das lutherische Kirchenlied in Deutschland (S. 212 f.). — Hohen Wert legte Calvin außerdem auf die „Katechese", auf die Unterrichts- und Erbauungsstunde nach dem Mittagsgottesdienst, religiöse Andachtsübungen in Fragen und Antworten, an denen nicht nur die Jugend sondern auch viele Erwachsene teilnahmen. Der Reformator selbst arbeitete dafür den „Katechismus der Genfer Kirche" aus, der bald die größte Verbreitung in der ganzen calvinischen Welt erlangte. Die Katechese war „die eigentliche Schule echt calvinischer Gesinnung und Denkweise".

Kirchliche Organe.

Nach Calvins republikanischen Ansichten liegt die kirchliche Souveränität in dem Gesamtwillen der Kirche selbst, d. h. aller Glieder, aus deren Vereinigung diese besteht. Ihr wohnt das Recht bei, für Erhaltung des reinen Glaubens und guter Sitte Organe zu bestellen. Zu dem Zweck überträgt die Gesamtgemeinde ihre Hoheit auf ein geistliches Lehr- und Sittenamt, indem sie aus ihrer Mitte ein Pfarrministerium, ein „apostolisches Hirtenamt" und ein Ältestenkollegium oder Presbyterium bestellt zur Erhaltung der reinen Lehre, welche der Seele, und der christlichen Zucht, welche den Nerven des kirchlichen Organismus zu vergleichen seien. Diese zu einem „Konsistorium" vereinigten geistlichen und weltlichen Kirchenvorsteher haben der Kirche und Stadt Calvins den theokratischen Charakter eines „Gottesstaats" verliehen. Damit die autoritative Gewalt der Gesamtgemeinde nicht in die Hände Unwürdiger und Unfähiger gerate, wird die Wahlfreiheit in der Weise beschränkt, daß nur solche zu „Dienern des göttlichen Worts" gewählt werden dürfen, die ihre Befähigung in einer Prüfung nachgewiesen haben, und daß die Ältesten, zwölf an Zahl, den beiden Räten der Stadt entnommen werden. Der Geistlichkeit wird eine hervorragende Stellung zugewiesen; sie erscheint als der geehrteste Stand, daher auch in den kirchlichen Ordonnanzen der größte Nachdruck darauf gelegt ist, daß sie durch Bildung, Wissen und sittlichen Wandel ihrem hohen Beruf Ehre mache. Gern hätte Calvin das gesamte Vermögen der alten Kirche der neuen zugewendet; da aber dasselbe bereits in die Hand des Staats übergegangen war, so war er wenigstens für anständige Ausstattung der Pfarrstellen bedacht. Jährliche Visitationen sämtlicher Kirchen sollten alle Unregelmäßigkeiten verhüten, und wöchentliche oder monatliche Versammlungen der „ehrwürdigen Genossenschaft" unter Calvins Leitung, Kongregationen genannt, bei denen sich alle Geistliche aus Stadt und Land einzufinden hatten, sollten Gelegenheit geben zu Rügen, zu Ermahnung und Belehrung. — Den Vorsitz in dem aus der Geistlichkeit und zwölf gewählten „Laienältesten" zusammengesetzten „Konsistorium" sollte einer der Syndiken führen, aber so überwältigend war das Ansehen des Reformators Calvin, daß während seines Lebens dieses Ehren- und Vertrauensamt fast immer von ihm selbst verwaltet ward. Dieses Konsistorium, das die Aufgabe hatte zu bewirken, „daß die Stadt in guter Ordnung und in der Furcht Gottes erhalten werde", bildete zugleich das sittenrichterliche Tribunal, vor welches alle geladen wurden, die durch ihren Wandel Ärgernis gaben und bei denen die seelsorglichen Ermahnungen fruchtlos geblieben waren; die höchste Strafe war die Exkommunikation, welche den Schuldigen

a. Geistlichkeit.

b. Konsistorium und Sittengericht.

auf kürzere oder längere Zeit vom Genuß des Abendmahls ausschloß, bis er durch öffentliche Kirchenbuße vor der Gemeinde Besserung gelobt. Diese sittenpolizeiliche Gewalt eines oligarchischen Kollegiums, die unter den Händen des strengen theokratischen Calvin zu einer furchtbaren Zuchtrute ward, legte den Gläubigen ein schweres Joch auf und war die Hauptursache so mancher Angriffe und Nachstellungen gegen seine Sicherheit, ja gegen sein Leben, begründete aber jene Ehrbarkeit und Sittlichkeit, jene bürgerliche Tugend und Frömmigkeit, welche der Schmuck und der Ruhm des reformatorischen Genf ward. — Nach calvinischen Grundsätzen sollten Kirche und Staat zwei getrennte selbständige Institute bilden, die jedoch zur Verwirklichung der christlichen Ideale, zur Begründung des Reiches Gottes einander zu unterstützen und in die Hände zu arbeiten hätten, zwei legitime Gewalten, die mit verschiedenen Mitteln und Kräften einem höchsten Ziel zustrebten, die getrennt und doch wieder innig verbunden in harmonischer Wechselwirkung die Menschheit in den religiösen und sittlichen Aufgaben des irdischen Daseins fördern sollten. Als christliches Gemeinwesen erkennt die calvinische Kirche in ihren inneren Angelegenheiten kein irdisches Oberhaupt an; vor dem Strafgericht des Sittenrats hat sich hoch und niedrig, der Fürst wie das geringste Glied der Gemeinde in gleichem Gehorsam zu beugen; sowie auch wieder der Geistliche für alle Vergehen gegen die Staatsgesetze der weltlichen Obrigkeit anheimfällt. In getrennten Bahnen und Atmosphären sich bewegend, sollten Kirche und Staat der Herrlichkeit Gottes dienen. Die Geistlichkeit sollte die Norm und Richtschnur für Glauben und Sitte nach den biblischen Urkunden feststellen, die weltliche Obrigkeit christliche Zucht und Ordnung handhaben und vor der Welt die Führerschaft übernehmen. Wie Seele und Leib sollten Kirche und Staat zwar in getrennten Sphären wirken, aber gemeinsam die höchste Aufgabe menschlichen Daseins lösen. In der Praxis freilich ließ Calvin die bürgerliche und die kirchliche Gemeinde vollständig mit einander zusammenfallen. Rat, Syndikus und Stadtgemeinde bestimmen die kirchliche Gesetzgebung und Verfassung (ordonnances ecclésiastiques), und selbst die Entscheidung über Lehrstreitigkeiten blieb dem Magistrat überlassen. Nur in der Frage der Exkommunikation ist Calvin seiner Theorie von der Selbständigkeit der kirchlichen Gemeinde treu geblieben. Im übrigen hat er der Thatsache, daß seine kirchliche Gemeinde ihren Bestandteilen nach mit der bürgerlichen sich deckte, Rechnung getragen und dem naturgemäßen Einfluß, welchen das Staatskirchentum der deutschen Schweiz ausübte, Konzessionen gemacht. Überhaupt aber erwartete er von der christlichen Obrigkeit zunächst einmal äußere Einführung des christlichen Gesetzes. In dieser Beziehung ist er durchaus Theokrat; stets dringt er darauf, daß man der bestehenden Obrigkeit gehorsam sei, und verdammt Aufruhr und Empörung; Auflehnung wird nur für den Fall gestattet, daß die Obrigkeit etwas befiehlt, was den Geboten Gottes widerstreitet. Gemäß dem Grundsatz, daß Gotteslästerung und Zauberei von der weltlichen Obrigkeit nicht minder zu bestrafen seien, als Raub und Mord, ist es geschehen, daß in dem Zeitraum von 1542—1546 der Rat 58 Todesurteile vollstrecken ließ und daneben 76 Verbannungen verhängte. Von seiner furchtbarsten Seite zeigte sich der alttestamentliche Charakter dieses Systems, wenn es Ausführung des Gebotes der Ausrottung der Zauberei galt. Als die Pest in Genf ausgebrochen war, wüteten Haft, Folter, Schwert, Galgen und Scheiterhaufen in der Stadt Calvins nicht weniger gräßlich, als unter gleichen Verhältnissen in einer katholischen Bischofsstadt geschehen konnte. Vom 17. Februar bis zum 15. Mai 1545 hatte der Henker 34 Personen, darunter seine eigne Mutter, auf die verschiedenste Weise vom Leben zum Tod zu bringen und sein Arm ermattete öfters, während der Kerkermeister erklärte, daß die Gefängnisse überfüllt seien und er niemand mehr unterbringen könne.

c. Verhältnis von Staat und Kirche.

Die Opposition der Libertiner. Nicht ohne gewaltige Kämpfe vermochte Calvin sein Kirchengebäude aufzurichten und zu erhalten, das an die Gläubigen so hohe Anforderungen stellte und der persönlichen Freiheit so große Opfer auflegte. Jahrzehnte hatte er wider die „Libertiner" zu kämpfen, eine starke Gegenpartei, die selbst unter den Syndiken und Ratsmännern ihre Mitglieder zählte, der sogar gefeierte Helden der Befreiungskämpfe, wie Berthelier und Perrin angehörten. Wie sehr mußte das Verfahren des Konsistoriums, jenes unerbittlichen Pfarrministeriums und Ältestenareopags, das die Funktionen des Klägers, Richters und Vollziehers in seiner Hand vereinigte, mit seinen Strafen und Kirchenbußen das Ehrgefühl kränken, wie empfindlich mußte es den stolzen Bürgern sein, wenn alljährlich Prediger und Älteste von Haus zu Haus gingen und die Gläubigkeit und den Lebenswandel der Familie prüften, wobei natürlich die Verdächtigen besonders scharf ins Verhör genommen wurden! Man braucht sich unter den Libertinern nicht Menschen zu denken, die aller Sittlichkeit und Religion Hohn gesprochen, wie sie Calvin und seine Freunde darstellen, um dennoch ihren Widerstand gegen die neue Theokratie und Priestertyrannei begreiflich zu finden. Es waren sicherlich viele darunter, welche das ungebundene Leben der früheren Jahre fortsetzen wollten, welche die neuerrungene Freiheit zu Ausschreitungen gegen Gesetz und Ordnung mißbrauchten, welche wie die „Geschwister des freien Geistes" (Spirituels) die verführerischen Lehren von einem alles wirkenden Geist auf eine gefährliche Spitze trieben; aber den Kern bildete eine liberale Opposition gegen das neue Kirchenregiment, welches das religiöse und sittliche Leben unter das Joch der geistlichen Disziplin beugen wollte, welches den Aufwand in Kleidung und bei Mahlzeiten auf ein bestimmtes Maß setzte, den Tanz verbot, Kartenspieler an den Pranger stellte, das Lesen gewisser Bücher, wie der Amadisromane, untersagte. Die geistliche Macht des Konsistoriums sollte geschwächt werden, von seinen Aussprüchen eine Appellation an den Rat der Zweihundert gestattet sein. Bis zum offnen Aufruhr trieb die Opposition ihren Widerstand; sie erhielt eine Stütze an **Michael Servet** (Servedo). Einem angesehenen aragonischen Geschlecht entsprossen, war dieser geistvolle Mann gleich Calvin von der Jurisprudenz zur Theologie übergegangen, hatte sich dann auch der Medizin und andern Studien gewidmet und war zu einer selbständigen und eigentümlichen, durch das Zusammenwirken der Naturforschung mit biblischer Theologie erweiterten Weltanschauung gelangt. Nach einem vielbewegten Leben in Frankreich, in Basel und Straßburg, wo er durch mehrere gelehrte Schriften eine „Wiederherstellung des Christentums" als Vollendung der Reformation zu begründen suchte und insonderheit das altkirchliche Dogma von der dreieinigen Gottheit bekämpfte, die Trinität als Offenbarung des Urgrundes in Licht und Wort, vollendet im Gottmenschen und mitgeteilt durch den Geist, darstellend, kam Servet im Jahr 1553 nach Genf, um sich nach Unteritalien zu begeben. In Vienne war er dem Kerker entgangen und als Häretiker von dem Gericht im Bildnis verbrannt worden. Aber ein schlimmeres Schicksal sollte er in der Stadt Calvins erfahren. Schon seit Jahren mit dem Genfer Reformator durch Briefe und Schriften in Feindschaft, erschien er der Opposition ein willkommener Bundesgenosse im Kampfe gegen das neue Glaubenstribunal. Auf Calvins Veranstaltung in Haft gesetzt und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, wurde Servet mit Billigung der Schweizer Reformatoren und nachträglicher Zustimmung Melanchthons und andrer deutscher Theologen zum Tod verurteilt und da er jeden Widerruf verweigerte, am 23. Oktober 1553 öffentlich verbrannt, eine Begebenheit, die auf Calvins Leben und Charakter einen dunkeln Schatten warf und der ganzen Folgezeit zu Angriffen, Beschuldigungen und Lästerungen eine Handhabe bot. Nicht frei von Einbildung auf seine höhere Weisheit und rücksichtslos in seinen Ausfällen gegen die Lehren der Kirche, hat Servet kein härteres

Michael Servet.

Schicksal erfahren als so viele andre Stürmer und Schwarmgeister seiner Zeit; aber verletzt wurde das reformatorische Gefühl der Nachwelt durch die Hand, welche das Gerichtsverfahren veranlaßt und zu dem tragischen Ausgang eines immerhin hochbegabten und kenntnisreichen Mannes den Ausschlag gegeben hat.

Calvins Stellung und Charakter, und das Genfer Gemeinwesen.

Bei dem Fall Servets wirkten politische und religiöse Motive zusammen. Im Verein mit der Oppositionspartei der Libertiner konnte der leidenschaftliche und hochfahrende Spanier sich mit dem Gedanken tragen, das neue Papsttum in der Lemanstadt zu stürzen und selbst das Haupt der neuen Kirche für die romanische Welt zu werden. Mehr als einmal tauchte der Plan einer zweiten Verbannung des geistlichen Diktators auf. Die große Anzahl französischer Flüchtlinge, welche in Genf ein Asyl gegen die Verfolgungen in der Heimat suchten und in tiefster Verehrung an den Reformator und seine meistens aus Frankreich stammenden Gehilfen sich anschlossen, weckte neben andern Gefühlen der Abneigung auch noch die nationale Eifersucht in der Oppositionspartei. Noch zwei Jahre nach Servets Tod spann sich die innere Gärung fort; die Aufgeregten konnten sich bis zu einem Mordanschlag und revolutionären Umsturzversuchen erhitzen. Erst nach Niederwerfung des Aufruhrs im Jahr 1555 und nach Bestrafung der Urheber durch Hinrichtung oder Verbannung war Calvins Autorität fest gegründet und dauerte bis an sein Lebensende fort trotz der Anfeindungen, womit ihn der aus Genf verwiesene Kritiker und Humanist Castellio von Basel aus verfolgte, und trotz der Schmähungen, welche der Renegat Bolsec über sein Leben ausschüttete. „Hart gegen andre wie gegen sich selbst, doch nicht ohne tiefes Gemüt, jedem irdischen Genuß feindselig, um Volksgunst unbekümmert, gebot er über die Geister durch die Ehrfurcht vor seinem starken, reinen Willen.“ Unter Calvins Auspizien und organisatorischen Talenten erhielt das Genfer Gemeinwesen die aristokratische Verfassung, die es jahrhundertelang bewahrt und die nicht wenig zu der Blüte und Wohlfahrt der Stadt beigetragen hat. Der demokratische Charakter, wonach die Hoheit und gesetzgeberische Autorität kirchlich wie politisch der Gesamtgemeinde innewohnt, wurde in der Anwendung dahin ausgebildet, daß die Regierungsgewalt in die Hände der vier Syndiken und des engeren Rats gelegt ward, der einem größeren von der Volksgemeinde gewählten Rat verantwortlich sein sollte. Unter Calvins Auspizien und geistiger Autorität wurde das Unterrichtswesen ausgebildet, dem Genf seinen Ruhm und seine hohe Bildung verdankte. Von der Volksschule, in welcher die christliche Erziehung begonnen und der Grund zu religiöser Erkenntnis aller Bürgerklassen gelegt ward, zu der mittleren Gelehrtenschule, wo die Jugend menschliches Wissen auf Grund der klassischen Sprachen schöpfen sollte, bis zu der Akademie, hauptsächlich für die Heranbildung reformierter Prediger bestimmt, wurde das gesamte Lehr- und Erziehungswesen so umsichtig und zweckmäßig organisiert und durch geschickte Lehrer so erfolgreich durchgeführt, daß Genf im sechzehnten Jahrhundert als die hohe Schule der reformierten Welt romanischer Zunge galt, daß lernbegierige Männer jedes Alters aus allen Ländern dahin strömten, um im Umgang mit Calvin, Beza und so vielen andern trefflichen Leuten ihre Erkenntnis und Ausbildung zu vervollkommnen, neue Belehrung zu schöpfen. Aus diesen Hörsälen gingen die begeisterten Jünger und Prediger hervor, welche Calvins Lehre und kirchliche Ansichten weit über die Grenze der Schweiz trugen, in Frankreich zahlreiche Gemeinden gründeten und der Reformation in Schottland das scharfe theokratische Gepräge verliehen. Eine unabhängige Stadt mit freundlicher Umgebung und geselligen Bewohnern, in Sitten und Charakter, in Sprache und Grenzen an Frankreich sich anschließend, wurde Genf ein Stern humanistischer und religiöser Bildung. Französische Flüchtlinge pilgerten in großer Menge nach der Stadt, die sie wie ein neues Jerusalem verehrten, bei deren Anblick sie Lobgesänge anstimmten und

zum Gebet auf die Kniee fielen. Wie viele Gelehrten ersten Ranges aller Wissenschaften lebten und wirkten im sechzehnten Jahrhundert in der „Stadt Calvins"; wir brauchen nur an die Namen Hottomann, Gothofredus, Stephanus, Casaubon u. a. zu erinnern, denen wir noch auf andern Gebieten begegnen werden. Gleich den berühmten Gesetzgebern des Altertums in den hellenischen Freistaaten, so wirkte und schaffte Calvin in dem Genfer Gemeinwesen, das unter seiner Hand aus anarchischen Zuständen zu schöner politischer Ordnung geführt ward, aus sittlicher und religiöser Versunkenheit zu edler menschlichen und christlichen Bildung sich erhob, aus einer savoyisch-bischöflichen Grenzstadt zu einer Weltstadt von europäischer Bedeutung emporstieg. „Alles Fremdartige in seinem Innern vertilgend, das Verwandte an sich ziehend, pflegend und im geeigneten Moment wieder aussendend, erscheint Genf wie eine kriegerisch religiöse Mark an den Grenzen einer feindlichen Welt zum Angriff und zur Verteidigung." In Genf wandte man sich aus jeglicher Veranlassung immer wieder an ihn; er mußte die Verhandlungen zwischen Genf und Savoyen leiten, militärische Operationen begutachten, Gesandten ihre Instruktionen entwerfen, ja selbst Vorschläge für Verbesserung der Heizmethode einreichen. Namentlich aber zeugen die 4271 Briefe, welche von ihm gesammelt wurden, von dem hohen Ansehen, dessen sich Calvin bei den Zeitgenossen erfreute. Man sieht hier, wie der in Genf so vielbeschäftigte Mann auch nach außen rastlos thätig war, mit bedeutenden, im Staatsleben, in der Gesellschaft, in der Wissenschaft hochgestellten Persönlichkeiten einen regen Verkehr unterhielt, Gutachten und Ratschläge erteilend, für Bedrängte Fürbitte einlegend, für den wahren Dienst und die Ehre Christi in den Kampfplatz tretend. Und der Mann, welcher mit Fürsten und Herren, mit so vielen Häuptern der christlichen Welt in Verbindung stand, dessen Rat wie ein Orakel überall eingeholt ward, führte zu Hause ein „armes Leben", vielfach getrübt durch Krankheit und durch keine andre Freude erheitert als durch das Bewußtsein seiner großartigen welthistorischen Wirksamkeit. Seiner Frau und seines einzigen Sohnes frühe durch den Tod beraubt, ohne Empfänglichkeit für die Reize, womit die Natur die Gegend des schönen lemanischen Sees geschmückt, verbrachte er sein Dasein in unermüdlicher Thätigkeit, als Prediger und Seelsorger, als akademischer Lehrer und Schriftsteller, als energischer Mitstreiter in den großen geistigen Kämpfen seiner Zeit, stets trachtend nach der Gerechtigkeit, die den Grundzug seiner Kirche bildet. Einfach war seine Lehre, einfach sein Leben, und seine letzten Worte waren ein Verbot, ihm ein Grabdenkmal zu errichten. Der Prediger der Einfachheit und der kirchlichen und bürgerlichen Gleichheit mußte ohne Auszeichnung in der Mitte seiner Herde liegen.

Theodor Beza. 1519–1605. Als Calvin am 27. Mai 1564 zu seinen Vätern versammelt wurde, trat Theodor de Bèze, bekannter unter dem latinisierten Namen Beza, in sein Werk ein. Kein Jünger ist dem Meister in so großer Hingebung zugethan gewesen, als Beza dem um zehn Jahre älteren Reformator. Einem angesehenen burgundischen Adelsgeschlecht entsprossen (geboren am 24. Juni 1519 in Vezelay), mit körperlichen und geistigen Vorzügen in hohem Grade ausgerüstet, hatte Beza unter dem deutschen Gelehrten Wolmar in Orleans und Bourges der Rechtswissenschaft und den humanistischen Studien obgelegen, und war dann in Paris in die gebildeten Aristokratenkreise eingetreten, welche damals das Hof- und Staatsleben beherrschten. Als Karl V. in der französischen Hauptstadt weilte, wie ein nunmehr befreundeter Monarch verehrt und gefeiert (S. 655), überreichte ihm der zwanzigjährige Jüngling ein von ihm verfaßtes lateinisches Lobgedicht. Denn auch diese Kunst und Neigung teilte Beza mit den Humanisten seiner Zeit; und die „Jugendgedichte" (Juvenilia), die seinen Widersachern in der Folge so manche Seite zu Angriffen und Lästerungen boten, geben Zeugnis von hervorragender poetischer

Begabung und dichterischer Kunstfertigkeit, aber auch von einer Richtung, welche neben den Freuden der Wissenschaft den Genuß des Lebens nicht verschmähte. Früh im Besitz großer Einkünfte, welche geistliche Verwandte ihm zuwendeten, ausgerüstet mit allen Talenten und Kenntnissen, die damals zur Empfehlung gereichten, hatte er die Aussicht auf eine glänzende Lebensstellung, als er wie Augustinus die zeitlichen Güter und weltlichen Freuden von sich warf und mit geringer Habe und einer Verlobten, die er zu seiner Ehefrau erkoren, nach Genf zog, Vaterland, Eltern und Freunde verlassend, um dem Herrn zu dienen (1548). In der reformierten Kirche fand er Rettung aus den bisherigen Irrgängen und Ruhe für seine Seele; und mit männlicher Kraft und Überzeugungstreue hat er ihrer Verherrlichung und Verbreitung sein Leben gewidmet, unerschüttert durch die Vorstellungen von Vater und Brüdern, mit denen er darüber zerfiel. Auf Calvins Verwendung an der Akademie zu Lausanne angestellt, hat er dort zehn Jahre lang neben einer fruchtbaren Lehrwirksamkeit eine große litterarische Thätigkeit entwickelt, seine poetischen Gaben zur Bearbeitung religiöser Gesänge nach dem alttestamentlichen Psalmbuch und geistlicher Dramen („Opfer Abrahams") anwendend und in polemischen, satirischen und gelehrten Schriften der Kirche Calvins und ihrem Stifter als ritterlicher Vorkämpfer, als Schildhalter und Schutzredner dienend, bis der Meister den treuen Gefährten in seine unmittelbare Nähe rief. So groß war die Hingebung Bezas für den Reformator, daß er nicht nur im Streit gegen Castellio sich auf Calvins Seite stellte, sondern auch das Verfahren gegen Servet rechtfertigte, wie wenig auch solche Ketzergerichte seiner Bildung und Geistesrichtung zusagen konnten. Ihm erschien als höchste Aufgabe der weltlichen Obrigkeit, zu bewirken, daß die Quelle der Sünde verstopft und Gott die gebührende Ehre erwiesen werde. Mit den Arbeiten auf dem Lehrstuhl und in der Litteratur verband Beza eine segensreiche praktische Wirksamkeit. Wie oft hat er, von Farel begleitet, die eidgenössischen Räte von Bern, Zürich, Basel und die süddeutschen Fürstenhöfe um Verwendung für die verfolgten Glaubensgenossen in Frankreich und Savoyen angegangen! Seine feinen Manieren und die vermittelnde Stellung, die er und Calvin in der Lehre vom Abendmahl einnahmen, kamen ihm bei diesen diplomatischen Schritten zu statten. Von noch größerer Bedeutung wurde Bezas Wirksamkeit seit seiner Berufung nach Genf. Nicht nur, daß er als Lehrer der griechischen Sprache an dem neuerrichteten Kollegium (Gymnasium) und der Theologie an der Akademie einen Einfluß auf die Bildung der Jugend übte, der sich mit Melanchthons Wirken vergleichen ließ, wir werden bei einer andern Gelegenheit auch erfahren, wie tief er in die reformatorische Bewegung seiner französischen Heimat verflochten ward. An dem Hofe von Navarra, in dem Religionsgespräch von Poissy, in den Glaubenskämpfen, die der Bartholomäusnacht vorausgingen, in den Synoden der Hugenotten führte er eine entscheidende Stimme. Und wer hätte ein geschickterer Träger und Vermittler der neuen Lehre in der gebildeten französischen Gesellschaft sein können, als der gewandte vielseitige Gelehrte, der die freie humanistische Anschauung neben der reformatorischen bewahrte und seiner Kirche mit dem Glaubenseifer zugleich ritterlichen Mut und einen militärischen Geist einhauchte! Diese weltgeschichtliche Thätigkeit in einer großen bewegten Zeit umgab Bezas Namen mit einer Glorie, die ihn den jüngeren Geschlechtern Frankreichs als „Patriarch der Reformation" erscheinen ließ. Er starb am 13. Oktober 1605 als hochbetagter Greis, nachdem er noch den glücklich zurückgeschlagenen Angriff Savoyens auf die Lemanstadt im Jahr 1587 an dem angstvollen Tage der Sturmleitern (Journée des escalades), den Übertritt des ihm befreundeten bourbonischen Königs zur katholischen Kirche und die Bekehrungsversuche der Jesuiten erlebt hatte.

XVII. Die deutsche Reformation und Karls V. letzter Waffengang gegen Frankreich.

1. Sieg der evangelischen Lehre in Norddeutschland.

Die Kurie und das Konzil. Der Beitritt des Nordens zu der evangelischen Kirche, die gleichzeitige Trennung Englands von dem römischen Stuhl, die Spannung zwischen Frankreich und dem Kaiser kamen den deutschen Protestanten sehr zu statten. Franz und Karl suchten die Häupter des Schmalkaldischen Bundes auf ihre Seite zu ziehen; der Kurfürst von Sachsen wurde mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Bei einer persönlichen Anwesenheit in Wien erteilte ihm König Ferdinand feierlich die so lange verweigerte Belehnung; und als er einige Fähnlein sächsischer Truppen dem Kaiser nach den Niederlanden sandte, gestattete man, daß ihnen ein Feldprediger beigegeben wurde, welcher das reine Gotteswort mitten im kaiserlichen Heerlager verkündigte. Auch das so oft in Aussicht gestellte Konzil schien damals seiner Verwirklichung entgegenzugehen. Clemens VII. hatte nur Verheißungen gegeben, um das verlangte Nationalkonzil zu verhindern, ohne jemals im Ernst an die Einberufung einer ökumenischen Synode zu denken. Eine freie Versammlung, auf welcher die religiösen Streitigkeiten nach Gottes Wort, nicht nach den päpstlichen Gesetzen entschieden werden sollten, wie die deutschen Evangelischen forderten, war nicht nach dem Sinne des Mediceers. Sein Nachfolger Paul III. aus dem Hause Farnese schien dem Plane mehr geneigt. Er schickte Botschafter an mehrere Höfe, um die Stimmung zu erforschen und den Ort der Zusammenkunft festzusetzen.

Vergerius und Luther. Peter Paul Vergerius, Bischof von Capo d'Istria und Nunzius bei König Ferdinand, erhielt den Auftrag, zu dem Zweck sich nach Sachsen und Brandenburg zu begeben. Nach der Weisung des abwesenden Kurfürsten wurde er in Wittenberg mit hohen Ehren empfangen, man wies ihm seine Wohnung im Schloß an. Hier
Nov. 1535. hatte er eine Unterredung mit Luther, der in Begleitung Bugenhagens sich bei ihm einfand. Der Italiener vermißte an dem Reformator die äußere Würde und feine Bildung, freute sich aber, daß derselbe bereitwillig auf die Idee eines Konzils einging: er werde kommen, sagte Doktor Martin, wenn man ihn auch verbrenne; es sei ihm einerlei, wo die Versammlung abgehalten werde, in Mantua, Padua oder Florenz. Auch in Bologna? forschte der andre. Luther fragte, wem die Stadt gehöre, und als man ihn belehrte, daß sie päpstlich sei, rief er verwundert aus: Heiliger Gott, so hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen! Von Wittenberg begab sich der Nunzius nach Prag, um mit dem Kurfürsten selbst sich zu besprechen. Als Malstatt wurde Mantua, die alte Stadt des Reichs, vorgeschlagen. Johann Friedrich wies jede bindende Zusage von sich, ehe er die Meinung seiner Bundesverwandten vernommen. Ungern ging er von dem Gedanken einer Nationalsynode ab, wie sie auf früheren Reichstagen öfters beantragt worden. Auch Luther kam von seiner früheren Bereitwilligkeit mehr und mehr zurück.

Es ist vielfach bezweifelt worden, ob es dem Papst mit dem Vorschlag Ernst war. Allerdings wurde auf Betreiben des Kaisers und unter dem Beirat Granvellas in Rom eine Bulle ausgefertigt, welche das Konzil auf den Mai 1537 nach Mantua einberief. Aber daß Paul III. niemals eine freie unparteiische Prüfung der religiösen und kirchlichen Streitfragen zugelassen, niemals eine zwanglose Diskussion gestattet hätte, ging aus seiner ganzen Haltung

hervor und konnte auch von keinem Papst erwartet werden. Paul war so wenig geneigt wie sein Vorgänger, die päpstliche Autorität in Zweifel zu ziehen, seine oberhirtlichen Prärogative verkürzen zu lassen. Das Konzil sollte nur die abgefallenen Glieder in den Schoß der römischen Kirche, unter die Jurisdiktion des Papstes zurückführen und alle ketzerischen und schismatischen Lehren ausrotten. Eine Bulle „zur Reformation der Stadt Rom und des päpstlichen Hofes", welche kurz darauf von Paul erlassen wurde und als Zweck des Konzils „die Ausrottung der lutherischen Ketzerei" angab, bestätigte diese Ansicht. Es war vorauszusehen, daß die Genossen des Schmalkaldischen Bundes, der gerade damals durch die Aufnahme neuer Mitglieder sich verstärkt, seine Kriegsmacht und seinen Bundesrat vermehrt hatte, nun nicht geneigt sein würden, ihre kirchliche Existenz ohne alle Garantien aufs Spiel zu setzen. Die Kurie konnte eine Verwerfung mit Sicherheit voraussehen; indem sie aber die Hand zur Versöhnung zu bieten schien, stellte sie den Kaiser zufrieden und bewirkte, daß die Schuld des Mißlingens den Gegnern zugeschrieben ward. Der Krieg, der bald nachher in Oberitalien ausbrach und die Abhaltung des Konzils unmöglich machte, befreite die Kurie von der Notwendigkeit, mit ihren wahren Absichten und Plänen hervorzutreten.

Stellung der Evangelischen zur Konzilsfrage. Febr. 1537.

Die Evangelischen waren gerade in Schmalkalden versammelt, als Peter Vorstius, päpstlicher Nunzius bei dem burgundischen Hof, mit der Einberufungsbulle in Deutschland erschien. Da traten denn bald verschiedene Ansichten zu Tage. Die Eiferer unter den anwesenden Ständen waren für unbedingte Zurückweisung, weil die Annahme als Beweis für die Anerkennung der päpstlichen Kirchengewalt gedeutet werden könne. Ein von dem Papst angeordnetes Konzil könnten sie nicht als ein freies christliches ansehen, wie sie auf früheren Reichstagen gefordert. Da würde ihre Sache zum voraus verdammt, sie als Häretiker auf die Anklagebank gewiesen werden. Wer denn Richter über die Parteien sein sollte? Die Romanisten würden die Leitung und Entscheidung in Händen haben und das ganze evangelische Glaubensbekenntnis als ketzerisch verwerfen. Die Gemäßigteren meinten, man solle die Einladung nicht direkt von der Hand weisen, aber nähere Bestimmungen über Ordnung und Form begehren und auf Einsetzung unparteiischer Richter dringen. Melanchthon hielt auch jetzt noch an seiner in Augsburg ausgesprochenen Ansicht fest, daß man die Episkopalgewalt mit dem päpstlichen Kirchenregiment nicht gänzlich abschaffen solle. Kurfürst Johann Friedrich fürchtete, sie möchten durch das Konzil wieder in die babylonische Gefangenschaft zurückgeführt werden, woraus sie Gott befreit, und Melanchthons Vorhaben würde nicht Frieden bringen, sondern neue Knechtschaft; er trug sich mit der Idee eines freien allgemeinen Konzils, das in Augsburg versammelt dem vom Papst berufenen entgegengestellt werden sollte. Bei solchem Widerstreit der Meinungen war nur eins deutlich zu erkennen: daß in einem Augenblick, „da Gewalt nicht mehr zu fürchten und Versöhnung nicht mehr zu hoffen war", das Konzil von der Schmalkaldischen Bundesgenossenschaft verworfen werden würde. Und so geschah es auch. In einer dem kaiserlichen Vizekanzler Held übergebenen Rekusationsschrift setzten die evangelischen Stände die Gründe auseinander, warum sie eine Kirchenversammlung, in welcher der Papst und die Bischöfe das Regiment führen und als Richter auftreten würden, nicht als ein freies allgemeines christliches Konzil ansehen und beschicken könnten. Dem Nunzius wurden die Briefe des Papstes an die Kurfürsten unentsiegelt zurückgegeben nebst einem Auszug aus der erwähnten Ablehnungsschrift an den Kaiser.

Die Schmalkaldischen Artikel.

Luther war zu Anfang der Beratung nicht auf seiten der Eiferer, wenn er auch, wie die niedergeschriebenen Sätze über die Gewalt der Konzile beweisen, von der in Aussicht genommenen päpstlichen und bischöflichen Kirchenversammlung kein Heil

erwartete und für Zurückweisung riet. Aber mehr und mehr erwachte wieder der alte Groll gegen das ganze Institut des Papsttums; die Ansicht, daß der Papst der Antichrist und ein Geschöpf des bösen Feindes sei, befestigte sich in aller Stärke in seiner Vorstellung; heftige Steinschmerzen, die ihn während der Zeit quälten und dem Grabe nahe brachten, steigerten die Reizbarkeit seines Geistes. Von dieser Stimmung zeugten die „Schmalkaldischen Artikel", worin er in den schroffsten und schärfsten Ausdrücken dem Papst jedes Hoheitsrecht über die Christenheit, sei es nach göttlichem oder menschlichem Recht absprach und damit auf immer die Brücke zwischen Rom und dem evangelischen Deutschland zerstörte. Es war dies übrigens die richtige Antwort auf die päpstliche Einladung zum Konzil, in welcher als Zweck desselben einfach die Vernichtung der Ketzerei Luthers namhaft gemacht war. Als die zunehmende Krankheit ihn vor Beendigung der Verhandlungen zur Rückkehr nach Wittenberg nötigte, rief er den ihn begleitenden Predigern zu: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstes!"

Melanchthons vermittelnde Thätigkeit. Es geschah wohl nicht ohne Absicht von seiten der Zeloten, daß Melanchthon vom Bundesrat den Auftrag erhielt, in einem lateinischen Traktat die Ansicht der Versammlung über den Primat des Papstes und die Jurisdiktion der Bischöfe darzulegen. Mit feinem Geschick stellte er alle Beweisstücke dafür zusammen, daß beide nicht aus göttlichem Recht stammten, nicht von Christus eingesetzt seien, „die erste feierliche Rechtfertigung der Lossagung von beiden". Als aber Luthers Artikel den anwesenden Theologen zur Unterschrift und Zustimmung vorgelegt wurden*), fügte er die Bemerkung bei, „daß dem Papst, wenn er das Evangelium zulasse, um gemeinen Friedens willen eine Superiorität über die Bischöfe nach menschlichem Recht zugestanden werden könne". Der schroffere Gegensatz gegen den Papismus, der sich von der Zeit an unter den Schmalkaldischen Bundesverwandten kund gab, begünstigte die versöhnlichere Stimmung gegenüber den Mitkontrahenten der Wittenberger Konkordia (S. 511). Um dieser
1540. Gesinnung mehr Bestand und Dauer zu verleihen, nahm Melanchthon mit der Augsburgischen Konfession nicht unerhebliche Veränderungen vor, indem er namentlich die Lehre vom Abendmahl zu gunsten der Reformierten milder faßte. Diese „veränderte Konfession" gab den lutherischen Eiferern großen Anstoß und wurde für Melanchthon die Quelle unfäglicher Anfeindungen und Lästerungen.

Vizekanzler Held und die Nürnberger Einigung. 1538. Durch diesen Ausgang der Schmalkaldener Versammlung sah der Kaiser seine Hoffnung auf Beilegung der kirchlichen Zerwürfnisse abermals vereitelt, zwischen Rom und dem evangelischen Deutschland jede Verständigung abgebrochen. Dennoch durfte er keine feindselige Haltung gegen die Bundesver-

*) Wie wenig übrigens Luther gemeint war, in diesen Sätzen ein dauerndes Statut der Kirche mit verpflichtendem Charakter für deren Diener geliefert zu haben, geht aus der lateinischen Vorbemerkung der auf der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrten Originalurkunde hervor. Der erst seit Zangemeisters Lichtdruckausgabe (1883) lesbare Hauptsatz darin lautet übersetzt: „An diesen Artikeln ist es genug der Lehre für das Leben der Kirche. Im übrigen gibt es in Staat und Haus so viel Gesetze, mit welchen wir uns behelfen können, daß es nicht not ist, außer diesen Bürden noch weitere zu erfinnen; ist uns doch gesagt (Matth. 6, 34): Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe." — Sonach „ging Luthers Meinung auf nichts weniger als ein neues Bekenntnis, wohl aber auf einen authentischen, dem richtigen Verständnis des bisherigen dienenden Leitfaden, der seinerseits die Exklusive gegen das Papsttum schärfer betonen, anderseits auch die einzelnen Lehrstücke in ihrem unterschiedenen, mehr oder weniger zentralen Bekenntniswert erkennbar machen sollte" (E. Herrmann, Zeitschrift für Kirchenrecht, 1882).

wandten annehmen, um sie nicht auf die Seite des französischen Königs zu treiben, mit dem er gerade im Krieg lag. Da suchte der kaiserliche Vizekanzler **Matthias Held**, der mit dem Nunzius nach Schmalkalden gekommen war, ein beweglicher intriganter Mann von zweideutigem Charakter und anstößigem Lebenswandel, den Evangelischen im Reich selbst eine Gegenmacht zu bilden. Früher Mitglied des Reichskammergerichts, nahm er Ärgernis, daß das Tribunal in seinem Gerichtsgang gehemmt, der Anwendung der Reichsgesetze in den Säkularisationen Einhalt geboten ward; ein abgesagter Feind der religiösen Neuerung, nahm er ferner Ärgernis, daß der Schmalkaldische Bund sich immer mehr befestigte und erweiterte; hatten doch die ursprünglich 9 Stimmen des Plenums schon auf 13 vermehrt werden müssen. Held stand mit vielen katholischen Fürsten in Verbindung und wußte aus Briefen und Gesprächen, daß seine Mißstimmung über die Zustände im Reich von ihnen geteilt ward. Herzog Heinrich war ergrimmt, daß die Städte Braunschweig und Goslar, mit denen er wegen Einziehung einiger Klöster in ewiger Fehde lag, durch den Eintritt in den evangelischen Bund gegen seine Angriffe geschützt waren; ehedem ein vertrauter Freund und Genosse des Landgrafen, war er seit einiger Zeit aus mancherlei Ursachen sein heftigster Feind und Widersacher geworden. Gestützt auf eine Achtserklärung des Reichskammergerichts gegen die beiden Städte, fuhr er in seinen Feindseligkeiten fort, obwohl die Ausführung durch kaiserliches Mandat sistiert war. Kurfürst Albrecht von Mainz war auf Johann Friedrich erbittert, weil er die Magdeburger gegen ihn in Schutz nahm; die feindselige Gesinnung des Herzogs Georg gegen den Verwandten, den er um seine Machtstellung beneidete und wegen seines evangelischen Eifers haßte, die seit dem Kaadener Frieden scharf hervortretende katholische Richtung der bayrischen Herzöge, die Furcht der geistlichen Fürsten vor Schädigung ihrer Einkünfte und ihrer Autorität waren kein Geheimnis. Zu den religiösen Zwistigkeiten gesellten sich Streitfragen politischer und persönlicher Art. Diese Verhältnisse gaben dem Vizekanzler den Gedanken ein, die Macht und den Einfluß der Schmalkaldischen Konföderation durch einen katholischen Gegenbund lahm zu legen. Wenn er auch ohne Autorisation des Kaisers und Königs, ja zunächst gegen dessen ausdrückliche Weisungen handelte, zweifelte er doch nicht an deren nachträglicher Billigung und Bestätigung. Es gelang ihm auch wirklich, eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten des nördlichen und südlichen Deutschland zum Abschluß der „**Nürnberger** 10. Juni 1538.
Einigung" zu bringen, welche auf genaue Einhaltung des vor sechs Jahren geschlossenen Religionsfriedens gerichtet war, also jeder weiteren Verbreitung der Reformation, auch allen ferneren Säkularisationen wehren sollte. Zu dem Zweck wurde auf elf Jahre eine Allianz nach dem Muster des Schmalkaldischen Bundes aufgerichtet und in eine südliche und nördliche Abzweigung geteilt, welche das katholische Deutschland zu einträchtigem Handeln und zu energischem Vorgehen gegenüber den evangelischen Ständen zusammenführen und ermutigen

sollte. So spaltete sich das Reich in zwei Heerlager und bei dem herrschenden Mißtrauen der Fürsten aufeinander, bei der Gereiztheit der Gemüter, bei dem angehäuften Zündstoff an allen Orten und Enden, bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes, um einen bürgerlichen Krieg zu entfachen.

Der Anstand von Frankfurt. 1539. Der Kaiser erschrak, als er von dieser hinter seinem Rücken geschaffenen Lage Kunde erhielt. Gerade damals hatte er den Waffenstillstand in Nizza geschlossen (S. 623), der ihn in den Stand setzen sollte, mit deutscher Hilfe die Osmanen von den Grenzen Ungarns und Österreichs für immer zurückzuschlagen; er hatte den Papst bewogen, die Einberufung des Konzils zu vertagen, da er zuvor noch einen Versuch machen wollte, die vom Glauben Abgewichenen in Güte und auf friedlichem Wege zur Verständigung zu bringen. Diese Pläne sah er durch die unüberlegten Schritte seines Vizekanzlers durchkreuzt. So sehr auch im allgemeinen die Bildung eines katholischen Gegenbundes sich seines Beifalls erfreuen mochte, so gebot ihm doch die augenblickliche Lage, daß er das eigenmächtige Vorgehen Helds mißbilligte, mit der Bestätigung des Nürnberger Bündnisses zurückhielt und die drohenden Wolken, die bereits am politischen Horizont aufstiegen, zu verscheuchen suchte. Matthias Held wurde abberufen und ein geschmeidigerer und vorurteilsfreierer Mann mit dem Geschäft der Ausgleichung beauftragt. Es war Johann von Veeza, der einst von Christian II. zum Erzbischof von Lund erhoben und dann in dessen Fall verwickelt, am burgundischen Hof Unterkommen und Dienst gefunden hatte. Diesem gelang es, mit Hilfe einiger gemäßigten Reichsfürsten, insbesondere des Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein
April 1539. und des neuen Markgrafen von Brandenburg, Joachim II., in dem „Anstand von Frankfurt“ ein Abkommen zu treffen, das den Schmalkaldischen Bundesverwandten volle Sicherheit gewährte. Alle Feindseligkeiten wurden untersagt, der im Nürnberger Frieden verheißene Aufschub aller Reichsprozesse in Sachen der Religion auch auf die seit jener Zeit dem evangelischen Bündnis beigetretenen Mitglieder ausgedehnt und statt des allgemeinen Konzils, von dem weiter keine Rede war, eine „löbliche christliche Vereinigung“ beider Glaubensgenossenschaften in Aussicht genommen, welche von einem Ausschuß von Laien und Gelehrten herzustellen wäre. Auf dem nächsten Reichstag sollte aus gottesfürchtigen und friedliebenden Männern des geistlichen und Laienstandes ein Ausschuß gebildet werden, um die ausgebrochenen Irrungen zum Austrag zu bringen, der erste Gedanke eines Vergleichs innerhalb der Nation selbst.

Reformation im Herzogtum Sachsen. 1539. Dieses Frankfurter Abkommen, das dem Schmalkaldischen Bund das Übergewicht über den erst im Werden begriffenen Rivalen gab, förderte die Sache der Evangelischen in einem sehr günstigen Augenblick. Denn um dieselbe Zeit gingen in den beiden Ländern, welche bisher die stärksten Säulen der katholischen Kirche im nördlichen Deutschland gewesen, im Herzogtum Sachsen und in der Mark Brandenburg, wichtige Veränderungen vor, durch welche die religiöse Parteistellung eine gänzliche Umgestaltung erfuhr. Der albertinische Teil von

Sachsen stand dem ernestinischen an Umfang und Ansehen weit nach. Nicht nur, daß das Gebiet selbst von kleinerem Umfang war, von dem eigentlichen Herzogtum an der Elbe und Pleiße mit den Städten Dresden, Meißen, Leipzig war noch ein kleineres Territorium mit Freiberg und Wolkenstein als selbständige Herrschaft abgezweigt worden. Dort herrschte der uns wohlbekannte Herzog Georg, der standhafte Bekenner des alten Glaubens, der heftigste Widersacher Luthers, hier sein Bruder Heinrich, ein Fürst von milderer Natur und leichterem Wesen, dessen Einkünfte nicht hinreichten, seine Gewohnheiten und Neigungen zu befriedigen und die Ausgaben für den Hofstaat seiner Gemahlin, Katharina von Mecklenburg, zu bestreiten. Oft machte Georg, der in gutgeordneten Verhältnissen lebte und sich die Regierungsgeschäfte sehr angelegen sein ließ, dem Bruder Vorwürfe, daß er so sorglos in den Tag hineinlebe, und tadelte die Schwägerin wegen ihres Aufwandes. Wurde schon dadurch eine Entfremdung herbeigeführt, so steigerte sich die Verstimmung zur offenen Feindschaft, als Heinrich und seine Gemahlin sich dem evangelischen Glaubensbekenntnis zuwandten und Freiberg zu einer Zufluchtsstätte für die im Herzogtum verfolgten und bedrängten Glaubensgenossen machten. Anton von Schönberg, wegen seiner Hinneigung zu der neuen Lehre von Georg vertrieben, erlangte am Freiberger Hof großen Einfluß und beförderte die Verbindungen mit den Wittenberger Verwandten. Kaum ein andrer Fürst hat mit solcher Strenge die lutherische Neuerung von seinem Lande fern zu halten gesucht, als Herzog Georg. Die schärfsten Strafen wurden gegen alle angewendet, die eine Hinneigung zu derselben zeigten. Dem Wittenberger Reformator trug er sein lebenlang den bittersten Groll, und wie viele Mühe hat er sich gegeben, seine kurfürstlichen Vettern von demselben abzuwenden! Er war der Ansicht, daß die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne Mitwirkung der eignen Werke die Sittlichkeit gefährde und die Menschen gleichgültig mache gegen Sünden und Laster. Auch die Universität Leipzig hielt er im strengen Gegensatz zu Wittenberg. Die katholische Kirche in Sachsen auch über seinen Tod hinaus zu befestigen, war sein eifrigstes Anliegen. Aber das Schicksal hatte anders bestimmt. Von seinen vier Söhnen waren zwei in früher Jugend gestorben; der Erbprinz Johann, der, obwohl mit einer Schwester des Landgrafen Philipp vermählt, die religiöse Richtung des Vaters teilte, starb im neununddreißigsten Jahre seines Alters ohne Kinder. Der jüngere Sohn 21. Jan. 1537.
Friedrich galt für blödsinnig. Georg knüpfte daher mit seinem Bruder Unterhandlungen an, um ihn zu bewegen, von dem Schmalkaldischen Bund, dem er sich angeschlossen, zurückzutreten und jede kirchliche Neuerung bis zur Entscheidung eines Konzils zu unterlassen. Dieser erwiderte aber, „eine Sache, welche die Seele betrifft, lasse sich nicht aufschieben“. Da erklärte Georg seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger, vermählte ihn mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und setzte ein Regierungskollegium nieder, welches die Verwaltung führen sollte. Wenige Wochen nachher aber starb auch Friedrich; die Hoffnung, daß er seine Gemahlin

gesegneten Leibes hinterlasse, bewährte sich bald als eitel. Aber alle Schicksalsschläge vermochten den starren Sinn des alten Herrn nicht zu beugen. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß nach seinem Hingang die Arbeit seines Lebens wirkungslos zerrinnen sollte. Er setzte ein Testament auf, durch welches sein Bruder verpflichtet werden sollte, den alten Glauben zu erhalten und dem Bund beizutreten, sonst sollte das Land an König Ferdinand übergehen. Als er aber den Entwurf den Landständen vorlegte, erklärten sie, daß man zuvor Heinrichs Meinung einholen müßte. Dieser wies jedoch den Vorschlag von der Hand. „Er wolle Christum nicht verleugnen und vor dem Satan niederfallen.“ Kurz darauf starb Georg nach kurzer Krankheit, ohne das Dokument unterzeichnet zu haben. Noch an demselben Tag hielt Heinrich seinen Einzug in Dresden, von dem Volk, das schon lange der Reformation geneigt war, freudig empfangen. Der Versuch der Räte, insbesondere des vielvermögenden Carlowitz, den neuen Herzog zu einer bindenden Zusage im Sinne des Verstorbenen zu bewegen, hatte keinen Erfolg; sie wurden größtenteils entlassen. Das Herzogtum Sachsen sollte das Schicksal des benachbarten Bruderstammes teilen. Als König Ferdinand die Anerkennung des Regierungswechsels an die Bedingung knüpfen wollte, daß der Erbe in die Politik des Vorgängers eintrete, nahm sich der Schmalkaldische Bundesrat des befreundeten Fürsten an. Zu einem Krieg wagte es der Habsburger unter den obwaltenden Umständen nicht zu treiben. So trat Heinrich ohne Widerstand in den Besitz des Landes und schritt sofort zur Einführung der Augsburgischen Konfession und des evangelischen Gottesdienstes. Freitag vor Pfingsten nahm er in Leipzig die Erbhuldigung entgegen und am Feste selbst predigte Luther über den Begriff der wahren christlichen Kirche.

17. April 1539.

Die Aufstellung einer Kommission behufs einer allgemeinen Kirchenvisitation war die Einleitung zur Durchführung der Reformation nach dem Vorbild der Kurlande. Mit dem Beirat der weltlichen Stände, die in großer Mehrheit der Neuerung zugethan waren, wurden die Ordenshäuser aufgelöst, das Vermögen derselben zur Erhaltung evangelischer Pfarreien, zur Errichtung von Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit, zu Leibrenten für Klosterleute und altgläubige Geistliche verwendet. Vergebens wehrten sich die Prälaten gegen die Abstellung ihrer Jurisdiktion, gegen die Eingriffe in ihre Einkünfte und Gerechtsame; vergebens wendete sich der Bischof von Meißen an den Kaiser, daß er seine Ansprüche auf Reichsunmittelbarkeit anerkenne; das Ansehen des Schmalkaldischen Bundes half dem Evangelium auch im Albertinischen Sachsen zum Sieg. Von den Professoren der Leipziger Universität verließen die eifrigsten Romanisten, wie Wizel und Cochläus, das Land; die andern fügten sich allmählich der neuen Ordnung; die Anstalt selbst wurde mit Kirchengütern ausgestattet und nahm einen frischen Aufschwung. So kam die Reformation in allen sächsischen Landen zur Herrschaft; zwei kräftige Söhne standen dem neuen Herzog Heinrich zur Seite, eine feste Bürgschaft für den Fortbestand der Dynastie und des evangelischen Glaubens. Zwei Jahre später vermählte sich der Erstgeborne Moritz (geb. 21. März 1521), ein thatkräftiger, mit großen Gaben ausgestatteter Fürst, mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp

von Hessen, eine Verbindung von welthistorischer Bedeutung. In demselben Jahr 1541.
starb Herzog Heinrich; nach seiner letztwilligen Verfügung, wozu ihn sein allvermögender Minister Schönberg beredet hatte, sollte das Land zwischen seinen beiden Söhnen geteilt werden; aber gegen sein eignes Interesse bewirkte der wohlgesinnte Kurfürst Johann Friedrich, daß Moritz zu dem ungeteilten Besitz des Herzogtums gelangte.

Eine ähnliche Umgestaltung vollzog sich um dieselbe Zeit in Brandenburg. Die Vorgänge in Brandenburg. Wir wissen, daß Kurfürst Joachim I., ein auf Hebung der Wissenschaften und Verbesserung der Rechtspflege bedachter Herr, der die Universität Frankfurt an der Oder gründete und die „Joachimschen Konstitutionen" anfertigen ließ, ein nicht minder eifriger Verfechter der römisch-katholischen Kirchenform war, als Herzog Georg. Seine Gemahlin Elisabeth, eine Schwester des Dänenkönigs Christian II., sah sich zur Flucht nach Sachsen genötigt, um ihres Glaubens leben zu können; seinen beiden Söhnen, welche mit katholischen Fürstentöchtern verheiratet waren, Joachim in zweiter Ehe mit einer polnischen Prinzessin, Johann mit der Tochter Heinrichs von Braunschweig, nahm er das Versprechen ab, bei dem katholischen Bund und Glauben auszuharren. So gedachte er sein Land noch über seinen Tod hinaus bei der alten religiösen und politischen Ordnung zu erhalten. Aber die Ansichten der Mutter waren auf die Söhne übergegangen. Bald nachdem Kurfürst Joachim I. das Zeitliche gesegnet (1535), trat der jüngere Johann, ein willenskräftiger entschlossener Fürst, dem die Neumark mit Krossen und Kottbus zugefallen, dem Schmalkaldischen Bund bei und führte, 1538.
gestützt auf diesen starken Rückhalt, die Reformation in seinem Lande ein. Länger bedachte sich der ältere Bruder Joachim II., dem zwei Drittel des Gebiets samt der Kurwürde zu teil geworden, ein friedliebender Herr von gemäßigter Gesinnung, der allem gewaltsamen Vorgehen abgeneigt war, an glänzender Hofhaltung, an einem heiteren genußreichen Leben, an Bauen und Jagen Gefallen fand, ohne jedoch darüber die wichtigeren und ernsteren Anliegen aus dem Auge zu lassen. Schon lange regte sich in den Marken der Wunsch nach einer Reformation der Kirche im Sinne der Nachbarlande; er trat in den Landstädten, in der Bürgerschaft von Berlin und Köln, bei dem Adel hervor; und der gelehrteste und angesehenste Bischof, Matthias Jagow, der einst mit Luther selbst in Dessau eine längere Unterredung über die religiösen Fragen gehabt, war von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt. Diesen reformatorischen Regungen wollte auch Joachim II. nicht widerstehen. Vergebens suchte ihn sein Schwiegervater, König Siegmund von Polen, von der Neuerung zurückzuhalten und zu bestimmen, die Entscheidung eines Konzils abzuwarten; der Kurfürst gab ihm zur Antwort, daß er nur die offenkundigen Mißbräuche und die durch Menschensatzung in die Kirche eingedrungenen unevangelischen Lehren abstellen wolle, damit die von Christus selbst herrührenden ewigen Wahrheiten desto reiner gelehrt werden möchten; dazu halte er sich um so mehr verpflichtet, als die so oft begehrte Synode zur Verbesserung der kirchlichen Verderbnis nicht ins Leben trete.

1. Nov. 1539. Bald darauf versammelten sich die evangelischen Prediger aus Stadt und Land in der Nikolaikirche zu Spandau. In ihrer Gegenwart empfing Joachim II. mit einem großen Teil seines Adels das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs Jagow. Dem Beispiel der Häupter folgte in kurzem das ganze Volk. Von keiner Seite wurde Einsprache gethan. Die neue Kirchen-
1540. ordnung für die Marken, die im folgenden Jahre bekannt gemacht ward, trat rasch ins Leben. Selbst die Bischöfe von Lebus und Havelberg gaben bald den Widerstand auf.

Übrigens behauptete Joachim eine unabhängige Stellung, indem er sich nicht dem Schmalkaldischen Bund anschloß, die Würde der Bischöfe sowie manche kirchliche Handlungen und Gebräuche aus der alten Kirche bestehen ließ und eine mittlere Stellung zwischen den Konfessionen zu gewinnen suchte. Mehrere Geistliche nahmen Anstoß daran; aber Luther schrieb, sie sollten auf die Außenwerke keinen zu großen Wert legen, gestatte ihnen doch der Kurfürst die Predigt des reinen Evangeliums nach der Heil. Schrift, die Lehre, daß der Mensch allein durch den Glauben selig werde, und die wahre Verwaltung der beiden Sakramente nach der Einsetzung Christi; da möchten sie denn immerhin Chorrock und Kappe tragen, Responsorien singen und in Prozessionen mit Kreuzen einhergehen. Überhaupt war Luther in dieser Periode von einem versöhnlicheren Geist erfüllt. Nicht nur daß er gegen die Schweizer mehr Gerechtigkeit und Wohlwollen zeigte, er wies auch die zelotischen Anhänger, welche das Dogma, daß allein der Glaube selig mache, auf die Spitze trieben, wie Agricola, in die Schranken. Freilich mahnten die sittlichen Zustände der Zeit, die Lehre von den guten Werken nicht zu unterschätzen. Wer kennt nicht die Geschichte des Michael Kohlhaas, des ebenso gerechten als schrecklichen Roßhändlers, der durch die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen der edlen Herren und Amtleute zum offnen Aufruhr getrieben und endlich 1540 in Berlin mit einigen Genossen gerädert ward! — Die zum großen Teil verlassenen Klöster des Kurfürstentums wurden allmählich aufgelöst. Die reiche Kartause bei Frankfurt kam an die Universität.

Fortschritte der Reformation in Norddeutschland. Der Übertritt von Sachsen und Brandenburg zum Evangelium war für ganz Norddeutschland entscheidend. Elisabeth von Braunschweig-Kalenberg ahmte das Beispiel ihrer brandenburgischen Brüder nach, indem sie nach dem Tode ihres Eheherrn Erich als Vormünderin ihrer Kinder die Kirchenordnung Joachims einführen ließ und in den Städten Hameln, Münden, sowie in der ganzen Landschaft evangelische Prediger anstellte. Auch mehrere geistliche Herrschaften schlossen sich der neuen Kirche an: der Bischof Magnus von Schwerin bewirkte den Beitritt der gesamten Mecklenburger Lande; in Quedlinburg ließ Anna von Stolberg, Äbtissin des Stifts, die evangelische Lehre verkünden; in Anhalt erlangte die Reformation den vollständigen Sieg. Selbst der Kardinal-Erzbischof Albrecht konnte nach dem Abfall seiner Neffen seine geistliche Jurisdiktion in Magdeburg und Halberstadt nicht länger behaupten. Als die Stände seine Schulden übernahmen und sich zu beträchtlichen Geldsummen verstanden, ließ er der Reformation freien Lauf und duldete, was er nicht verhindern konnte. Sogar seine Residenz Halle wurde ihm untreu; mißmutig verließ er die Stadt

mit dem Rest seiner Kleinodien und verlegte seine Hofhaltung nach Mainz. Justus Jonas, ein eifriger Jünger Luthers, wurde als erster Prediger nach Halle berufen. Bald nachher kam das Bistum Naumburg, das gleich den Bis- 1541.
tümern Meißen und Merseburg unter Schutz und Hoheit von Sachsen stand, in Erledigung. Das Kapitel wählte den gelehrten und gemäßigten Dompropst Julius Pflug aus dem Meißner Adel; aber der Kurfürst Johann Friedrich konnte der Versuchung nicht widerstehen, „für einen apostolischen Bischof zu sorgen", so sehr ihm eine solche Eigenmächtigkeit in den kaiserlichen und katholischen Kreisen verübelt werden mußte. Selbst der Rat Luthers, es möchte ein evangelisch gesinnter Reichsfürst, etwa Georg von Anhalt, mit dem geistlichen Amt betraut werden, fand kein Gehör. Der Kurfürst setzte den Wittenberger Theologen Nikolaus von Amsdorf mit dem Gehalt eines Pfarrers als Bischof ein und übertrug die weltliche Verwaltung einem sächsischen Beamten. Am 20. Jan. 1542 wurde Amsdorf von Luther unter Assistenz mehrerer Prediger geweiht.

2. Ausgleichungsversuche.

In Rom blickte man mit Unruhe auf die Verbreitung der protestantischen Karl V. und Franz I.
Lehrmeinungen. Stand nicht zu befürchten, daß der ganze germanische Norden sich der päpstlichen Autorität entziehen werde? Heinrich VIII. von England spottete des Bannes, der bei dem Mangel einer bewaffneten Macht zur Ausführung wirkungslos zerrann, und gab gerade damals den Wunsch einer engeren Verbindung mit den deutschen Fürsten und einer Weiterführung der Reformation kund. Seine Vermählung mit Anna von Kleve sollte die Einleitung dazu bilden. In Schweden und Dänemark war bereits die Axt an den Lebensbaum der katholischen Kirche gelegt; am Niederrhein bis tief nach Holland und Flandern traten Stimmungen zu Tage, die leicht zu ähnlichen religiösen Spaltungen führen konnten, wie sie im Deutschen Reich obwalteten. Auch der Kaiser gewahrte mit Besorgnis die Fortschritte der Reformation, denn in dem Wachstum des Schmalkaldischen Bundes erkannte er immer eine Abnahme der Macht der katholischen Majestät und des Habsburger Hauses. In seinen politischen Ansichten und Absichten bemerkte man ein häufiges Schwanken und Wechseln. Zunächst dachte er an eine ernstliche Versöhnung und aufrichtiges Zusammengehen mit Frankreich. Nach jener persönlichen Begegnung in Aigues-Mortes vernahmen die europäischen Fürsten mit Erstaunen, daß der Kaiser seinem bisherigen Rivalen einen Besuch in Paris abstattete und mehrere Tage im Louvre unter Hoffesten und geselligen Freuden verbrachte, denn von Staatsgeschäften, 1539.
so war man übereingekommen, sollte nicht gesprochen werden. In Gent war ein Aufstand ausgebrochen, der weitere Dimensionen anzunehmen drohte; die flandrischen und brabantischen Provinzen ertrugen es mit Unwillen, daß sie nur als untergeordneter Teil der spanischen Monarchie behandelt, zu Kriegssteuern

für entlegene Interessen herbeigezogen, in ihrer herkömmlichen Rechtsstellung vielfach geschädigt wurden; es regten sich Wünsche nach einer Lostrennung von der spanischen Großmacht, wie sie einige Jahrzehnte später klarer und bestimmter hervortraten. In den Geldern-Kleveschen Händeln (S. 15) lag ein gefährlicher Zündstoff. Das Verlangen des Kaisers, möglichst rasch auf dem kürzesten Weg auf dem Schauplatz der Bewegung zu erscheinen, gab der Reise durch Frankreich einen äußerlichen Vorwand; auch wurde der Aufstand in Gent ohne große Anstrengung unterdrückt, und die Staatsgewalt fester begründet. In Paris tauchten auch noch andre Kombinationen auf. Es wurden Ehebündnisse zwischen den Habsburgern und Valois besprochen. Der zweite Sohn des französischen Königs sollte mit Karls Tochter vermählt werden und die Niederlande als Mitgift erhalten, wogegen Franz für immer auf Mailand Verzicht leisten und Piemont und Savoyen herausgeben sollte. Wäre der Plan zur Ausführung gekommen, so hätten die beiden Fürsten Zeit gefunden, im Verein mit dem Papst die Unterdrückung der religiösen Neuerung ernstlich in Angriff zu nehmen. Aber die politischen Interessen gingen zu weit auseinander. Franz wollte seine italienischen Ansprüche um solchen Preis nicht fahren lassen. Auch andre Versöhnungsversuche auf Grund dynastischer Verbindungen blieben ohne Resultat.

Reformbestrebungen in Italien.

Dieses Scheitern seiner Pläne in der auswärtigen Politik machte den Kaiser geneigt, die den deutschen Protestanten zu Frankfurt eröffnete Aussicht einer von Rom unabhängigen Beilegung der religiösen Streitigkeiten nun wirklich zu erfüllen. Vielleicht daß sich die Kurie selbst bereitwillig finden ließ, diesen Weg der Verständigung einem allgemeinen Konzil vorzuziehen. Es war ein eignes Zusammentreffen, daß gerade damals auch in Italien der Wunsch einer Reinigung der Kirche sich mit großer Lebhaftigkeit regte, daß in den gelehrten und gebildeten Kreisen, in dem Kollegium der Kardinäle, in der Umgebung des Papstes die Notwendigkeit zeitgemäßer Reformen in der Kirche und bei dem Klerus, ja sogar in der Glaubenslehre, offen zugestanden und besprochen wurde, daß Paul III. selbst einen Reformationsentwurf des päpstlichen Hofes und der obersten Kirchenverwaltung bekannt machte, der den Hohn, womit ihn Luther behandelte, nicht verdiente. Die humanistische Bildung hatte einen ernsteren Charakter angenommen; die Gelehrten beschäftigten sich mehr mit den Fragen der Religion im Geiste der deutschen Theologen. Ohne aus dem Vorstellungskreise der römisch-katholischen Kirche herauszutreten oder ihre alten Institute und hierarchischen Ordnungen preiszugeben, faßten mehrere, durch Lebensstellung, Bildung und ehrbaren Wandel hervorragende Männer, wie Pole, Contarini, Morone, Valdez, das Christentum mehr von der tiefen, innerlichen Seite und stellten über das Verhältnis des Menschen zu Gott Ansichten auf, welche mit Luthers Rechtfertigungslehre große Ähnlichkeit hatten: statt der kirchlichen Gnadenmittel wird der Glaube und die innige Hingebung an Christus als der sichere Weg zur Seligkeit gefaßt, eine innere Wiedergeburt der katholischen Kirche auf Grund geistiger

Vertiefung angestrebt. Das kleine Buch „von der Wohlthat Christi", gewöhnlich dem Paleario zugeschrieben, aber von einem andern Verfasser herrührend, hat dieser Anschauung edlen Ausdruck gegeben und die gläubige Seele über Gesetzesdienst und Werke weit emporgehoben.

Karls Stellung zu den Zeitrichtungen.

Bei solcher Lage und Stimmung schien der Versuch einer Ausgleichung der religiösen Streitigkeiten in Deutschland selbst unter Teilnahme von Laien ganz zeitgemäß. Und so schrieb denn der Kaiser in Vollzug des Frankfurter „Anstandes" ein Religionsgespräch aus. Es sollte in Speier abgehalten werden; da aber dort der Gesundheitszustand nicht günstig war, so wurde Hagenau als Versammlungsort bestimmt. Es konnte als ein großes Zugeständnis gelten, daß der Papst seine Einwilligung zu dem Vorhaben erteilte und in die Absendung eines Legaten willigte, „nach dem Beispiel Christi, der ja auch um der Menschen willen seine Majestät auf das tiefste erniedrigt habe". Denn jetzt handelte es sich nicht mehr darum, Ketzer auf die Anklagebank zu laden, sondern man mußte sich entschließen, als Macht gegen Macht mit den Abgewichenen zu verkehren. Dem Kaiser war es darum zu thun, aus Anlaß des Kleve-Geldernschen Erbfolgestreits, welcher den Besitz des Unterrheins in Frage gestellt hatte, die politische Einigung aller Deutschen unter dem kaiserlichen Banner herbeizuführen. Aber gerade der Umstand, daß Karl, während er die Bistümer Utrecht und Lüttich einzog, seine Macht von den Niederlanden aus gen Westfalen hin auszudehnen trachtete, rief ein tiefgehendes Mißtrauen bei den rheinischen Reichsfürsten, zumal den geistlichen, ins Leben. So bereitete er sich auch auf dieser Seite nur neue Schwierigkeiten. Bei den drohenden Verwickelungen der europäischen Politik und bei den Fortschritten der Osmanen in Ungarn bedurfte er aber einer kräftigen Reichshilfe, die er nur durch Ausgleichung der Religions- und Rechtsstreitigkeiten zu erlangen hoffen konnte. Der religiöse und dogmatische Gesichtspunkt lag ihm fern. Während des mehr als zwanzigjährigen Kampfes waren die religiösen Fragen so allseitig geprüft und erwogen worden, daß an eine Bekehrung des einen Teils durch den andern kaum mehr zu denken war. Wenn man dessenungeachtet doch immer wieder zu den Glaubenslehren, zu den Grundprinzipien der Kirche zurückging, so lag die Ursache darin, daß die praktischen Rechtsfragen dort ihre Quelle und ihren Ausgangspunkt hatten. Wie sehr auch Karl für seine Person an den Vorstellungen und Gebräuchen der mittelalterlichen Kirche festhielt, an die Herstellung einer Universalkirche unter päpstlichem Primat mochte er selbst nicht mehr glauben, da sogar in dem Heerlager der Katholischen so manche Stimmen für Reformen laut geworden waren. Aber eine theologische Einigungsformel, ein Kompromiß, wodurch eine Gemeinschaft im Staats- und Rechtsleben ermöglicht ward, konnte nach seiner Ansicht bei redlichem Willen beider Teile immer noch erzielt werden. Er bedachte nicht, daß zuletzt alle Einigungsversuche scheitern müßten, solange auf der einen Seite ein untrügliches Oberhirtenamt in Sachen des Glaubens und der Sitten in Anspruch genommen,

auf der andern die Anerkennung desselben verweigert wurde. Mochte man auch in den Dogmen und Gebräuchen einander noch so nahe kommen, an diesem Grund- und Eckstein mußte zuletzt jedes Unionswerk zerschellen. Wo man Christus und sein Wort für den einzigen Hort des Glaubens, für den einzigen Weg zur Seligkeit erklärte, konnte man den Anhängern eines Oberhaupts, das man als „Antichrist" betrachtete, keine Handreichung gewähren. Bei solchem Widerstreit der Ansichten konnte nur eine über beiden Teilen stehende Gesetzgebung Frieden und einträchtiges Zusammenleben schaffen; aber zu einer solchen Auffassung waren die Geister noch nicht reif genug.

Die Religionsgespräche in Hagenau und Worms. 1540. Die Versammlung in Hagenau hatte nur einen vorbereitenden Charakter; nach einigen Sitzungen, worin Cochläus, damals Domherr in Breslau, im Auftrag Ferdinands die Glaubenspunkte erörterte, über die man sich in Augsburg nicht zu einigen vermocht, beschloß man behufs Einholung genauerer Instruktionen eine Vertagung auf Spätherbst und eine Verlegung nach Worms. So

Nov. 1540. versammelten sich denn im November die Abgeordneten der deutschen Fürsten und Stände beider Konfessionen zum zweitenmal in der Rheinstadt. Der kaiserliche Kanzler Granvella eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, worin er die schlimmen Wirkungen der Religionsspaltung für Kirche und Reich darlegte und die Versammlung beschwor, den zerrissenen Rock Christi wieder zusammenzufügen. Man begegnete vielen weltbekannten Namen: dem gewandten und gebildeten Legaten Morone stand Doktor Eck zur Seite; mit Melanchthon, der kurz zuvor von schwerer Krankheit erstanden war, sah man Johann Calvin (S. 636) in häufigem Verkehr. Dieser war mit Jakob Sturm als Vertreter Straßburgs erschienen, während Johannes Sleidanus im Auftrag des Königs von Frankreich anwesend war. Die Reformpartei war offenbar im Vorteil, da auch die Vertreter mancher katholischen Stände eine Ausgleichung anstrebten. Bald stand mit Sicherheit zu erwarten, daß in dem Ausschuß, welcher den Ausgleich beraten sollte, die Augsburgische Konfession mit 14 gegen 8 Stimmen angenommen worden wäre. Der Legat Morone, der die geschärfte Instruktion hatte, die Autorität des römischen Stuhls nicht anfechten zu lassen, suchte daher eine öffentliche Disputation und Abstimmung zu vermeiden. Statt eines Gesprächs schlug er einen Schriftwechsel vor. Auf diese Weise hoffte er eine Vereinbarung, die unter den obwaltenden Umständen für die Kurie ungünstig ausfallen konnte, zu verhindern. Nur mit Mühe brachte es Granvella dahin, daß man die Wortführer der beiden Parteien, Eck und Melanchthon, ihre Ansichten über die Erb-

14. Jan. 1541. sünde öffentlich darlegen ließ. Aber noch ehe die Disputation zu Ende gekommen war, lief ein kaiserliches Schreiben ein, wodurch die Versammlung in Worms aufgehoben und die Fortführung der Religionsgespräche auf den Reichstag verlegt ward, welchen der Kaiser selbst demnächst zu Regensburg zu eröffnen gedächte. Schon im Februar traf Karl mit geringem Gefolge in der alten Donaustadt ein.

Wäre eine Vereinigung der kirchlichen Gegensätze möglich gewesen, so hätte unter den in Regensburg obwaltenden Verhältnissen eine solche zu stande kommen müssen. Nicht nur, daß der Kaiser und sein Kanzler Granvella die Aufrichtung eines Friedensstandes auf Grund gesetzlicher Ordnung eifrig wünschten und erstrebten, auch der neue päpstliche Legat Kaspar Contarini, ein durch Bildung, Gelehrsamkeit und tugendhaftes Leben hervorragender Prälat, gehörte zu dem obenerwähnten Kreise freigesinnter Männer, welche, die christlichen Glaubenslehren in ihrer Tiefe erfassend, über den äußerlichen Zeremonienprunk und Werkdienst hinweg auf die Heiligung und Veredelung der Seele drangen und in der Lehre von der Rechtfertigung der lutherischen Ansicht nahe kamen. Und auch auf protestantischer Seite zählte die gemäßigte Richtung einflußreiche Vertreter. Da sowohl der Kurfürst von Sachsen als Luther sich fern hielten, so führten Joachim von Brandenburg und Philipp von Hessen im Fürstenrat, Melanchthon und Martin Bucer bei den Theologen die gewichtigste Stimme. Nun wissen wir aber, welche vermittelnde Stellung der Brandenburger behauptete; auch der Landgraf war von jeher einer weitherzigen Auffassung dogmatischer Dinge zugewandt und hatte in diesem Augenblick aus persönlichen Gründen, die wir bald erfahren werden, besondere Ursache, sich mit dem Kaiser in gutem Einvernehmen zu halten. Bucer aber, dem vor kurzem die Vereinigung der Lutherischen und Zwinglischen in der Abendmahlslehre gelungen war, trug sich jetzt mit dem stolzen Gedanken, auch die Union der katholischen und evangelischen Konfessionsverwandten begründen zu können. Er galt für den Verfasser der lateinischen Schrift, „Regensburger Interim" genannt, in welcher die wichtigsten Streitlehren in einer milden ausgleichenden Fassung dargelegt waren, so daß Granvella sie für geeignet hielt, als Grundlage der Unionsversuche zu dienen. Auch als man übereinkam, die Verhandlung über die Glaubensartikel, wie sie in dem von beiden Teilen geprüften und revidierten Entwurf aufgestellt waren, einigen Kollokutoren aus beiden Heerlagern zu übertragen, siegte die gemäßigte Ansicht: von seiten der Evangelischen wurden neben Bucer selbst Melanchthon und Johann Pistorius gewählt, und wenn auch der bekannte Streitheld Doktor Eck von den Katholischen nicht umgangen werden konnte, so setzten sie ihm dagegen Julius Pflug und Johann Gropper von Köln, zwei sanftere, versöhnlichere Naturen an die Seite.

Reichstag von Regensburg. April — Juli 1541.

1. Die Leiter und Wortführer.

Und in der That hatte es den Anschein, als ob in Regensburg die deutsche Reformation der italienischen Reformbewegung zur Rückführung der kirchlichen Einheit auf Grund einer tieferen Glaubenslehre die Hand reichen würde; wenigstens fand die Auffassung, daß die Seligkeit auf den Glauben an Christi Verdienst, nicht auf eigne Werke und Würdigkeit gegründet sei, keinen Widerspruch, so daß über die vier Artikel, welche Luther immer als die Grundfesten des Glaubens betrachtet hatte, ursprüngliche Gerechtigkeit, Erbsünde, Freiheit und Rechtfertigung eine Übereinstimmung der Konferenz erzielt ward, wenngleich der Ausdruck „allein" durch den Glauben von katholischer Seite die mildernde Erklärung erfuhr, daß der vor Gott gerecht machende Glaube

2. Die Unionsverhandlungen.

auch stets ein durch die Liebe thätiger Glaube sei. Größere Schwierigkeiten bereiteten die Artikel des Entwurfs über Verfassung und Ritus, obwohl man auch hier zu Formeln gelangte, mit denen ein friedliches Zusammenleben möglich war, bis durch ein allgemeines Konzil eine Entscheidung getroffen würde. Bei dem Lehrbegriff über die „Kirche" wurde zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche unterschieden und durch den Zusatz „wahre Kirche" den Protestanten eine Schutzwehr gegen verfängliche Folgerungen geschaffen. Des päpstlichen Oberhirtenamtes geschah keine Erwähnung; die Gabe der Auslegung wurde der Kirche zugesprochen, nicht einer „einzelnen Person"; daß Konzile irren könnten, galt den einen als historische Wahrheit, konnte aber freilich die Zustimmung der andern nicht erlangen. Ebensowenig konnten die Katholischen bewogen werden, in der Lehre vom Abendmahl sich mit der realen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi zu begnügen, wie der Entwurf vorschlug; sie verlangten, daß die Verwandlung der Substanz, der Glanzpunkt der katholischen Messe, anerkannt werde, eine Forderung, welche die Protestanten zurückwiesen. Dagegen hatte die Austeilung unter beiderlei Gestalt viele Gönner. In dem Artikel von der Beichte bestand Melanchthon darauf, daß die Sünden nicht einzeln aufgezählt werden sollten.

3. Kaiser und Reichstag. Im Verlauf der Verhandlungen konnte man indes bemerken, daß die anfängliche Nachgiebigkeit auf beiden Seiten allmählich einer schärferen Opposition wich. In Wittenberg wie in Rom nahm man Anstoß. Der Kaiser, der mit dem bisherigen Gang des Religionsgesprächs und mit der versöhnlichen Gesinnung sehr zufrieden war, aber eine weitere Annäherung nicht erlangen zu können
12. Juli. fürchtete, beschloß daher, die Resultate der Verhandlungen den Reichsständen zu übergeben, damit eine Übereinkunft getroffen werde, kraft deren beide Teile das Verglichene annehmen, über das Unverglichene aber auf Grund des Entwurfs bis zum Austrag eines Konzils sich brüderlich vertragen und Duldung üben möchten. Von den fünf anwesenden Kurfürsten war die Mehrheit, Köln, Pfalz, Brandenburg für die Annahme, Trier und Mainz dagegen. Auch die Städte meinten, daß man die Artikel annehmen solle als den Anfang einer christlichen Konkordia. Von mehreren evangelischen Reichsständen wurde eine eigne Gesandtschaft, an ihrer Spitze die beiden Fürsten von Anhalt, nach Wittenberg abgeordnet, um Luthers Zustimmung zu erwirken und den Reformator selbst zum Werkzeug der Versöhnung zu machen. Denn damals besaß Doktor Martin in den Kreisen der Evangelischen ein Ansehen, wie der Papst bei den Katholischen, und der Kurfürst richtete sich in allen religiösen Fragen nach seinem Rat. Luthers Antwort war nicht entschieden ablehnend, wenn auch reserviert, so daß der Kaiser und die gemäßigten Stände einen befriedigenden Ausgang hofften.

4. Schärfere Opposition. Aber diese Aussicht sollte sich bald verdunkeln; je mehr Luther, entfernt von dem Schauplatz der Verhandlungen, die Artikel in Überlegung nahm, desto mehr wuchs seine Besorgnis, es möchte ein Fallstrick darin verborgen liegen; er meinte, der Papst und die Gegenpartei müßten zuvor eingestehen, daß sie bisher im Unrecht gewesen und vielen Frommen Übel angethan. Er beredete den Kurfürsten, daß er seinen Bevollmächtigten die Weisung erteilte, die Artikel nur in dem Sinne anzunehmen, wie sie in der Augsburgischen Konfession und Apologie dargestellt seien. Der Magdeburger Prediger Amsdorf sollte diese Auffassung nach Regensburg überbringen und zugleich Melanch-

thon von weiterem Vorgehen in der bisherigen Richtung abmahnen. Noch schärfer trat die Opposition gegen den vorgeschlagenen Vergleich in den katholischen Reihen zu Tage. Eck leugnete, daß er den in dem Ausgleichungsentwurf aufgestellten Artikeln seine Zustimmung gegeben; die Herzöge von Bayern wollten nichts von einer Übereinkunft wissen, durch welche ihr früheres Verhalten zu Unrecht gestempelt würde; der Legat, von den Papisten des Abfalls und Verrats beschuldigt, trat von seiner nachgiebigen Haltung zurück; die zwei in Regensburg anwesenden französischen Gesandten arbeiteten auf beiden Seiten einem Kompromiß entgegen, das die kaiserliche Macht in Deutschland zu vermehren, den Einfluß ihres Königs zu vermindern drohte. Diese veränderte Stimmung trat bald scharf genug hervor, als die Artikel den Fürsten und Bischöfen im Reichstag zur Annahme unterbreitet wurden. Die Antwort lautete: Es wolle den „christlichen" Ständen nicht geziemen, Änderungen in der alten Religion zuzulassen; es sei lediglich Sache des Konzils, die Christenheit zu ordnen, die Irrtümer auszureuten und Gottes Zorn und Strafe abzuwenden. Sie seien entschlossen, bei dem alten Glauben und dem Augsburger Abschied zu verharren. 12. Juli.

So war denn der Reichstag geteilter Meinung und bei der zunehmenden Gereiztheit eine Übereinstimmung oder durchschlagende Majorität nicht zu erwarten. Und gerade jetzt liefen schlimme Botschaften aus Ungarn ein, welche eine Reichshilfe als notwendig erscheinen ließen. In den katholischen Kreisen warf man dem Kaiser eine Hinneigung zu den protestantischen Ständen vor; er wolle alles preisgeben, was sie bisher mühsam errungen und behauptet; von dem Papst, dem das ganze Einigungswerk ein Greuel war, konnte er keine Bestätigung hoffen; vielmehr hätte er sich durch einen Reichstagsabschied im Sinne der Artikel denselben in einem kritischen Augenblick zum Feind gemacht und in das gegnerische Lager getrieben. Aber sollte der Reichstag ganz erfolglos bleiben? Sollte die Arbeit und das Mühen zur Erzielung eines religiösen und politischen Friedenszustandes unfruchtbar zerrinnen, der erste dunkle Gedanke einer brüderlichen Duldung erstickt werden? Dies konnte Karl nicht ertragen. Er schlug einen Weg ein, durch den er die Protestanten zu gewinnen hoffte, ohne die Katholischen zu verletzen. 5. Politik des Kaisers.

Der Abschied, der in Gegenwart des Kaisers und Königs in der Reichsversammlung verlesen ward, stellte die Entscheidung einem Konzil anheim, dessen Einberufung, sei es in Gestalt einer ökumenischen Synode oder einer nationalen Kirchenversammlung, aus allen Kräften betrieben werden sollte. Käme innerhalb achtzehn Monaten keins von beiden zu stande, so sollte eine gemeine Reichsversammlung die Entscheidung treffen. In der Zwischenzeit sollten die Evangelischen nicht über und wider die verglichenen Artikel hinausgehen, die Prälaten bei sich und den Ihrigen die von dem Legaten empfohlene christliche Ordnung und Reformation zur besseren Verwaltung des Kirchenwesens vornehmen, die Einkünfte der Geistlichen nicht weiter vermindert werden. Der Nürnberger Frieden sollte ferner in Geltung bleiben, alle Achten und Prozesse, über die man streite, ob sie in diesem Friedstande inbegriffen seien, sollten ausgesetzt sein. Als aber die evangelischen Stände mit dieser Gabe nicht zufrieden waren und die Annahme verweigerten, wurden sie von dem Kaiser durch eine „Deklaration" beruhigt, die ihren Forderungen mehr Genüge that. In Beziehung auf Recht und Kirchenvermögen wurde das Gesetz der Parität anerkannt. Die Beisitzer des Kammergerichts sollten 6. Abschied u. Deklaration.

nicht mehr auf den Augsburger Reichstagsabschied vereidet werden und das Glaubensbekenntnis kein Grund zur Absetzung oder Zurückweisung sein. Die Verpflichtung, das Einkommen der Geistlichen zu erhalten, wurde auch auf die katholischen Stände gegenüber den evangelischen Predigern ausgedehnt und das Verbot, Klöster und Stifter zu zerstören, sollte nicht die Befugnis nehmen, sie zur christlichen Reformation anzuhalten. Auch über die Einhaltung der verglichenen Glaubensartikel wurden die Evangelischen beruhigt durch die Erklärung, „daß ob sich jemand sonst zu ihrer Religion begeben wollte, demselbigen dies unbenommen sein sollte".

Resultate. Mit der Bekanntmachung dieser beiden Aktenstücke endigte der denkwürdige Reichstag von Regensburg. Die Evangelischen konnten mit den Resultaten zufrieden sein; denn wenngleich die Zugeständnisse des Kaisers nicht im Reichstagsabschied standen, mithin mehr den Charakter eines Privatabkommens trugen, so standen sie doch unter Garantie des Reichsoberhauptes und gewährten ihnen gleichmäßiges Recht und vorläufige Duldung ihres Glaubens. Noch mehr Ursache zur Zufriedenheit hatte der Kaiser. War es ihm auch nicht gelungen, durch eine dogmatisch-kirchliche Formel, durch ein Henotikon im Sinne der byzantinischen Selbstherrscher, eine Einheit in Glaubenssachen zu erzielen, was bei den tiefgreifenden prinzipiellen Gegensätzen der beiden Konfessionen kaum erwartet werden konnte, so hatte er doch seine politischen Zwecke erreicht: die Reichshilfe gegen die Türken wurde gewährt und der Schmalkaldische Bund war vor der Hand beruhigt. Und um auch künftig vor feindlichen Unternehmungen von seiten desselben sichergestellt zu sein, schloß er mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen Separatverträge ab. Jenem gestattete er den Gebrauch seiner neuen Kirchenordnung mit der Bedingung, daß er der Schmalkaldischen Bundeseinigung fern bleibe und bei den Streithändeln über die Kleve-Geldernsche Erbfolge zu ihm stehe; diesen brachte er durch die Zusicherung voller Amnestie für alles Vergangene zu dem Versprechen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß der evangelische Bund sich nicht an Frankreich oder England anschließe, und in kriegerischen Verwickelungen zu ihm zu halten. Am wenigsten zufrieden waren die Katholischen mit dem Ausgang. Um aber auch bei ihnen Vertrauen zu erwecken, erneuerte Karl den Nürnberger Gegenbund, den er früher nicht bestätigen wollte, und verschaffte ihm den Beitritt und die Unterstützung des Papstes. Aus allen diesen Handlungen ersieht man deutlich, daß es ihm vorerst nur um Aufrichtung eines äußeren Friedenszustandes im Reich zu thun war, damit er in seinen anderweitigen Plänen von dieser Seite keine Hinderung erleide.

Die Doppelehe Philipps von Hessen. 1540. Die Verbindung des Landgrafen von Hessen mit dem Kaiser hatte ihren Grund in einer Begebenheit, die sich kurz zuvor zugetragen und den Führern der reformatorischen Sache viele Sorgen und üble Nachreden gebracht hat. Philipp war in jungen Jahren mit Christine, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, in die Ehe getreten und hatte drei Söhne und vier Töchter mit ihr gezeugt. Seine Liebe zu ihr war jedoch nie groß gewesen; sie war eine hochachtbare Frau, aber ihre unweiblichen Gewohnheiten verleideten ihm mehr und mehr den Umgang und führten eine tiefe Abneigung herbei.

Er suchte Befriedigung seines heißen Blutes und seiner heftigen Triebe außerhalb der Ehe. Darüber kamen ihm von Zeit zu Zeit Gewissensbedrängnisse; während er für den Sieg des Evangeliums das Schwert zog, konnte er sich nicht des Gedankens erwehren, wenn ihn eine Kugel träfe, würde er zur Hölle fahren. Denn als fleißiger Leser der Heil. Schrift wußte er gar wohl, wie streng die Sünde des Ehebruchs verdammt war. Besonders ängstigend wurden die inneren Vorwürfe in einer Krankheit, die ihn während der Frankfurter Religionsverhandlungen befiel. Aber einem Mann von so kräftiger Naturanlage fiel es schwer, seinen Leidenschaften Zügel anzulegen; der Zwiespalt zwischen Gewissen und sinnlichen Neigungen dauerte fort. Da lernte er bei seiner Schwester in Rochlitz ein sächsisches Hoffräulein kennen, Margarete von der Saal. Er faßte zu ihr eine heftige Liebe, und da sie von ihrer Mutter geleitet seinen ungesetzmäßigen Bewerbungen einen unbezwinglichen Widerstand entgegensetzte, so fiel er auf den Gedanken, nicht wie einige Jahre zuvor Heinrich VIII. von England durch eine Scheidung, sondern durch eine Doppelehe zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Das Alte Testament bot ja Beispiele genug, daß Polygamie nicht als Sünde gefaßt wurde; wie oft waren in der gärenden Zeit der religiösen Wiedergeburt ähnliche Ansichten aufgetaucht und mit Zeugnissen der Heil. Schrift verfochten worden. Der von Paulus als Muster der Glaubensgerechtigkeit gepriesene Abraham hatte mehrere Frauen gehabt und im fünften Buch Mosis (21, 15) war ein solches Verhältnis als gesetzlich gestattet angenommen. Luther selbst hatte sich in betreff der Monogamie dahin ausgesprochen, „daß sie kraft der bürgerlichen Gesetze bestehe", ohne sie durch die Heil. Schrift als göttliches Gebot nachzuweisen. Die Geliebte war mit dem Vorschlag einverstanden und auch die Landgräfin Christine gab urkundlich ihre Einwilligung mit Vorbehalt ihrer 11. Dez. 1539.
und ihrer Kinder Rechte, was ihr auch feierlich zugesagt wurde. Der Prediger und Beichtvater Melander kam den fürstlichen Wünschen nur allzu willfährig entgegen. Der Landgraf fühlte sich jedoch gedrungen, noch eine höhere geistliche Autorität anzurufen: Bucer erhielt von ihm den Auftrag, die Zustimmung Luthers und Melanchthons einzuholen, wie man von katholischer Seite päpstliche Dispensationen nachzusuchen pflegte. Er überbrachte eine von Philipp unterzeichnete Schrift, worin die Gründe des Schrittes dargelegt waren und der feste Entschluß, denselben auszuführen. Sie möchten ein schriftliches Zeugnis ausstellen, daß eine solche Ehe nicht wider Gottes Gebot sei. Wenn sie sich weigerten, so werde er sich an den Kaiser wenden, um durch ihn gegen die Reichsgesetze geschützt zu werden. In diesem Fall werde er dann weniger für die siegreiche Durchführung des Evangeliums eintreten können, wie fest er auch entschlossen sei, bei demselben standhaft auszuharren und sich durch nichts zur Verleugnung des göttlichen Worts bringen zu lassen. Die Reformatoren erschraken über das ihnen angetragene oberrichterliche Ehrenamt, das sie gern von ihrer „armen und geringen Kirche" fern gehalten hätten. Ihre Antwort zählte die vielfachen Ärgernisse, Kränkungen und Bekümmernisse auf, welche für ihn selbst und die Glaubensgenossen aus einer solchen Abweichung von der göttlichen und menschlichen Anordnung entspringen würden; sie führte alle Gründe für die Gesetzmäßigkeit der Monogamie auf, um ihn von dem schlimmen Vorhaben und Beispiel abzuhalten. Doch war Luther in der Sache selbst unsicher; zum Ja hatte er keine Freudigkeit, und unbedingt Nein sagen zu dürfen fehlte es ihm an unzweideutiger Weisung im Worte Gottes. Er erklärte also, er könne die Bigamie nicht billigen, sehe sich aber auch außer stande, sie unter allen Umständen für eine Sünde zu erklären, da so viele alttestamentliche Fromme mehr als ein Weib gehabt hätten. Einen Ausweg fand er in der Behandlung des Falles als einer Ausnahme, die, um kein Ärgernis zu erregen, geheim zu halten sei, also daß der Schritt und ihr Rat als unter dem Siegel der Beichte

geschehen nur wenigen Zeugen bekannt werde. Dem ganzen Inhalt nach war somit die Antwort der Theologen eine Abmahnung, und nur für den Fall der äußersten Notwendigkeit die Gestattung einer Gewissensehe. Noch strenger nahm Johann Friedrich die Sache, als ihm Bucer auf der Rückreise in Weimar darüber Vortrag hielt. Wie große Anerbietungen und vorteilhafte Bedingungen ihm auch der Landgraf als Preis seiner Billigung stellen ließ, der fromme, auf Sitte, Zucht und Ordnung haltende Kurfürst wollte nichts von einem Vorhaben wissen, das auf die evangelische Kirche einen dunkeln Schatten werfen würde. Dennoch wurde die Ehe am 3. März 1540 zu Rotenburg an der Fulda in Gegenwart eines Vertreters des Kurfürsten von Sachsen und der Theologen Bucer und Melanchthon geschlossen. Den letzteren hatte der Landgraf unter einem andern Vorwand von Schmalkalden herbeigerufen. Aber nur zu bald kam das Geheimnis an den Tag. Der sächsische Hof in Dresden, mit dem landgräflichen Haus durch die Bande naher Verwandtschaft verknüpft, geriet in Aufregung. Als Margaretens Mutter nach der Heimat zurückkehrte, wurde sie verhaftet und in Verhör genommen. Zu ihrer Rechtfertigung brachte sie Schriften vor, durch welche das ganze Verhältnis klar gelegt ward. Dadurch wurde die Erbitterung gesteigert. Der Zorn des herzoglichen Hofes richtete sich nicht bloß gegen Philipp, sondern auch gegen den Kurfürsten; man glaubte er sei im Einverständnis gewesen und habe den Beichtrat der Wittenberger Theologen veranlaßt. Scharfe Reden und Schriftstücke wurden gewechselt. Darüber drang das Geheimnis von der Doppelehe in alle Welt und erweckte dem hessischen Fürsten viel schlimme Nachreden; sogar seine nächsten Freunde, wie Ulrich von Württemberg und der König von Dänemark, fällten scharfe Urteile. Es läßt sich denken, daß dabei die Wittenberger Theologen nicht geschont wurden. Man warf ihnen vor, sie hätten ein Gutachten zu gunsten der Bigamie abgegeben. Melanchthon, der gerade auf der Reise nach Hagenau begriffen war, nahm sich die Angriffe so zu Herzen, daß er in Weimar in eine schwere Krankheit fiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Luther, von stärkerer Natur, brauste heftig auf. Er schrieb an den Kurfürsten, „der Beichtrat, unter dem Siegel des Geheimnisses gegeben, sei kein Gutachten, durch seine Veröffentlichung werde er vollends nichtig. Wolle man in dem Schriftstück eine Billigung der Doppelehe erkennen, so werde er widerrufen und seinen Irrtum bekennen". Er eilte an das Krankenlager des Freundes und rechtete mit Gott, daß ihm der treue Gefährte entrissen werden sollte. Seinem inbrünstigen Gebet hat man die Rettung zugeschrieben. Heftig zürnte er dem Landgrafen, daß er die Sache nicht heimlich gehalten habe; eine „gute, stracke Lüge" hätte hier nichts geschadet; viel Ding sei recht vor Gott, das man vor der Welt müsse verbergen. Tapferer benahm sich der Landgraf. „Hat die Sache im Gewissen vor dem allmächtigen, ewigen, unsterblichen Gott keine Not, was liegt dann an der verfluchten, sodomitischen, wucherigen Welt. Wenn man mich anspricht, will ich dunkle Antwort geben, doch nicht lügen; denn lügen lautet übel, hat's auch kein Apostel keinem Christen gelehrt, ja Christus sogar höchst verboten." Da ihm Bucer gleichfalls nichts andres zu raten wußte, als sich zum Besten der Kirche „heiliger Lügen" zu bedienen, meinte der Landgraf, lieber, als solche Schande über sich ergehen lassen, wolle er aus dem evangelischen Verein austreten und wieder papistisch werden. Unter den lautesten Lästerern war Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, so wenig auch gerade dieser Ursache hatte, den Stein aufzuheben. Wir wissen ja, wie er ein Hoffräulein, Eva von Trotha aus einer angesehenen hessischen Familie, jahrelang auf einem Schloß verborgen hielt, nachdem er zu Gandersheim an ihrer Stelle ein hölzernes Bild hatte begraben und ihren angeblichen Tod durch Seelmessen und Vigilien feiern lassen (XI, 129). Auch seinen eignen Bruder hatte er zwölf Jahre lang in Gefangenschaft gehalten, von dem

Justizmord Wullenwebers zu schweigen. Philipp fürchtete, da er mit Margarete fortlebte (sie ist die Stammmutter der Grafen von Diez), daß seine Feinde vor den Reichsgerichten Klage wider ihn erheben möchten, da in der kürzlich bekannt gemachten peinlichen Halsgerichtsordnung die Bigamie als schweres Verbrechen verpönt war. Er sann daher auf Mittel, „um Leib und Gut, Land und Leute zu retten“. Ein solches Mittel sah er in einem freundschaftlicheren Verhältnis zum burgundisch-österreichischen Hof, in einem näheren Anschluß an den Kaiser. Zu dem Behuf wirkte er im Schmalkaldischen Bund und auf dem Reichstag für Frieden und Versöhnung, um sich Karls Gunst und Dank zu verdienen.

Feldzug und Reformation in Braunschweig-Wolfenbüttel.

Die Deklaration von Regensburg war den katholischen Ständen ein Dorn im Auge. „Die Welt müsse vergehen, oder alles unter die Herrschaft der Türken geraten, ehe diese Deklaration als ein Gesetz in Deutschland betrachtet werden könne“, soll der bayrische Rat Leonhard von Eck gesagt haben. Auch waren die Herren vom Reichskammergericht nicht gewillt, in ihrem Rechtsgang einzuhalten. Glauben möge jeder was er wolle, war ihre Ansicht, aber die bestehenden Ordnungen müßten aufrecht erhalten werden. Sie nahmen die Achtserklärung gegen Braunschweig und Goslar nicht zurück, obschon die Verschiebung des Spruchs in Regensburg ausdrücklich festgestellt war. Im Vertrauen auf diese Stimmung fuhr Herzog Heinrich fort, die beiden Städte nach wie vor zu befehden. Er machte Einfälle in ihr Gebiet und fügte dem Land und den Bewohnern viel Schaden zu. Er ließ keine Gelegenheit vorüber, die katholischen Fürsten gegen die Glieder der evangelischen Verbrüderung aufzureizen. Selbst in den evangelischen Nachbarstaaten suchte er Unheil und Aufruhr zu stiften. Ein heftiger, alle Fürsten- und Menschenwürde verletzender Schriftwechsel zwischen Heinrich und den beiden Bundeshauptleuten, denen sich auch Luther anschloß („wider Hans Worst“), steigerte die Verbitterung und den Haß. Keine Schmähung und Beschuldigung schien ihnen zu stark. Als vollends einige eingefangene Mordbrenner auf der Folter angaben, von dem Herzog angestiftet gewesen zu sein, glaubten die Schmalkaldener nicht länger zusehen zu dürfen. Sächsische, hessische und andre Bundestruppen zogen in das Braunschweigische. Mit den städtischen Wehrmannschaften vereinigt belief sich die Streitmacht auf 24,000 Mann zu Roß und zu Fuß. Neben dem Kurfürsten stand Landgraf Philipp an der Spitze; nie hat er einen Feldzug mit freudigerem Mut unternommen, als diesen, und nie hat er größere Kampflust gezeigt. Er brannte vor Begierde, an dem Widersacher, der ihn so oft geschmäht und gelästert, Vergeltung zu üben. Wie hätte der Herzog einer solchen Kriegsmacht Widerstand leisten können? Er verließ mit seinem Sohn das Land, um bei den bayrischen Fürsten und andern Glaubensverwandten Hilfe zu suchen, die Verteidigung des festen Schlosses Wolfenbüttel seinen Getreuen von der Ritterschaft und der zahlreichen Besatzung übertragend. Und diese unterzogen sich mutig der Aufgabe. Die Aufforderung der Bundeshauptleute zur Ergebung beantworteten sie mit dem Zuruf: „sie sollten in drei Jahren wieder anfragen“. Sie störten die Schanzarbeiten durch unerwartete Ausfälle. Vom Turm herab hörte man, wie einst in Würzburg, das Spottlied blasen: „Hat dich der Schimpf gereuet, so zeug nun wieder heim.“ Als aber der Landgraf selbst die Leitung übernahm, gingen die Dinge rasch vorwärts. Er richtete das Geschütz so glücklich, daß der Turm samt dem Spielmann niederstürzte; als Bauer verkleidet besichtigte er das Schloßthor. Die Besatzung mußte sich ergeben und bald wehten die Bundesfahnen über der Stadt. Der hessische Hofprediger, Dionysius Melander, sprach in seiner Kanzelrede vom Einzug Christi in Jerusalem und vom ungerechten Hausvater. Der Oberbefehl über Schloß und Stadt Wolfenbüttel wurde einem Bundesregiment übertragen, und durch Bugenhagen die evangelische Kirchenordnung eingeführt. Vergebens suchte der Herzog Hilfe

1541. Juli 1542. 12. Aug. 1542.

bei den katholischen Fürsten, bei dem Kammergericht in Speier, bei dem in Nürnberg versammelten Reichstag: man hatte damals so viele andre Anliegen, daß man den unruhigen Mann seinem Schicksal überließ. Er habe es nicht anders verdient, sagte Granvella. Als sich die Bundesfürsten bereit erklärten, wegen ihres Unternehmens Rechenschaft zu geben, stellte ihnen Ferdinand im Namen des Kaisers und Reichs einen Sicherheitsbrief aus. Er fürchtete, die Bewegung möchte sonst noch weiter um sich greifen und den ungarischen Feldzug, den er so eifrig betrieb, vereiteln oder schwächen.

Sept. 1545. Zwei Jahre nachher nahm Heinrich mit französischem Geld eine Söldnerschar, die sich in Mecklenburg gesammelt, in seine Dienste und zog damit vor Wolfenbüttel, um sein Land wieder in Besitz zu nehmen. Aber rasch traten ihm die Gegner, Landgraf Philipp und die beiden sächsischen Fürsten, mit überlegener Heeresmacht entgegen und brachten ihn, da die geworbene Mannschaft über die ausbleibende Löhnung erzürnt ihm den Waffendienst versagte, bei Kalefeld in solches Gedränge, daß er sich seinem verhaßten Nebenbuhler ergeben mußte, wie er später behauptete, nur bedingungsweise, um die Unterhandlungen fortzusetzen, in der That aber als gänzlich Überwun- 11. Okt. 1545. dener. „Wärest du meiner so gewaltig, wie ich deiner," sagte der Landgraf, „du würdest mich nicht lange leben lassen. Ich aber will mich besser gegen dich halten, als du um mich verdient hast." Heinrich wurde darauf als Kriegsgefangener nach der Festung Ziegenhain in Gewahrsam gebracht. Seine Truppen löften sich auf, seine Anhänger wurden in Strafe genommen; Landschaft und Städte blieben nun in den Händen der Schmalkaldener Fürsten. Die Evangelischen feierten den Sieg durch ein Dankfest und durch Gedächtnismünzen.

Fortschritte der Reformation. In Hildesheim, in Wesel, in Bentheim traten reformatorische Bestrebungen hervor. Mehr als je schien der evangelischen Kirchenform die Herrschaft in Deutschland beschieden. Im Gefühl dieser Machtstellung beschlossen die Schmalkaldener auf einem 2. Dez. 1542. Konvent in Schweinfurt, dem Kammergericht in seiner jetzigen Zusammensetzung allen Gehorsam aufzusagen, und schickten die Rekusationsschrift nach Speier.

Selbst in Süddeutschland, in den Gebieten von Bayern und Österreich, fand das Okt. 1542. Evangelium Boden. In R e g e n s b u r g wurde durch Rat und Bürgerschaft die lutherische Kirchenordnung eingeführt und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert, ohne daß die Herzöge von Bayern die ihnen verhaßte Neuerung zu hindern vermocht hätten; und in A m b e r g und in der ganzen Pfalzgrafschaft N e u b u r g an der Donau ließ Otto Heinrich durch Osiander von Nürnberg das Evangelium predigen und forderte die Geistlichen seines Landes auf, „von einer Lehre abzustehen, die in der göttlichen Schrift kein Zeugnis habe". Herzog Wilhelm erklärte darauf dem Vetter, er wolle keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben, und versagte ihm das Darlehen, das er demselben früher versprochen. Ähnliche Symptome gaben sich in Ferdinands Staaten kund. Die niederösterreichischen Stände reichten ein Bittgesuch ein, daß man die Prediger des göttlichen Worts milder behandle; in dem „Götzendienst" der Heiligenverehrung sei die Quelle der Landesnot durch die Türken und des Zornes Gottes zu suchen.

3. Politik und auswärtige Kriege des Kaisers.

Türkenkriege. Expedition gen Algier. 1541. Durch den Regensburger Reichstag hatte Karl V. wenigstens so viel erreicht, daß er keinen Anschluß deutscher Fürsten und Stände an seine Gegner zu fürchten brauchte. Auch eine Reichshilfe gegen die Türken wurde gewährt, die aber

gering an Stärke und spät zusammengebracht, den Fall Ungarns nicht verhindern konnte. Wir werden an einem andern Ort die Vorgänge an der Donau kennen lernen, durch welche nach dem Tode Zapolyas das Magyarenland samt der alten Hauptstadt Ofen unter die Oberherrschaft des Großsultans kam und dem österreichischen Prätendenten vorerst nichts übrig gelassen wurde als einige nordwestliche Komitate und seine Ansprüche. Auch ein zweites stärkeres Heer, welches Kurfürst Joachim II. im Sommer des nächsten Jahres nach Ungarn führte, richtete 1542.
wenig aus, da es an Sold für die Truppen mangelte, und wurde von den Mauern der Hauptstadt Ofen-Pest zurückgeschlagen. Nur durch eine allgemeine Heerfahrt des christlichen Abendlandes oder wenigstens der deutschen und kaiserlichen Völker konnte dem Siegeslauf Suleimans Einhalt gethan werden; dazu war aber bei den geteilten Interessen und den verwickelten politischen und religiösen Zuständen wenig Aussicht. Es mußte ein günstigerer Zeitpunkt abgewartet werden. Diesen gedachte Karl am sichersten herbeizuführen durch einen zweiten Feldzug gegen die Korsaren auf der Nordküste Afrikas. Wie früher Chaireddin von Tunis, so machte jetzt sein Waffengefährte Hassan Aga von Algier aus durch seine Raubfahrten das Mittelmeer unsicher und störte Handel und Verkehr. Karl erinnerte sich noch mit Freuden, welche Ehren und Sympathien ihm einst die glückliche Unternehmung gegen die Piratenstadt und die Befreiung so vieler Unglücklichen aus Sklavenkerkern bei der ganzen Christenheit eingetragen. Diese Eindrücke gedachte er jetzt durch neue Lorbeern aufzufrischen. Ein glücklicher Feldzug gegen die afrikanischen Mohammedaner war zugleich die beste Vorbereitung und Einleitung zu dem größeren Unternehmen wider die Hauptmacht selbst, welche den deutschen Grenzlanden immer näher rückte, und die ernstliche Bekämpfung der Erbfeinde der abendländischen Religion und Kultur erschien ihm als das sicherste Mittel, die Teilnahme der Christenwelt und des heiligen Vaters zu erringen und seinem Rivalen Franz, dem offenen oder geheimen Verbündeten des Sultans, die Abneigung und Vorwürfe der Gläubigen zuzuwenden. Auch mochte er sich sehnen, die dumpfe Luft des theologischen Wortgezänks auf hoher See und im offenen Schlachtfeld auszuatmen. Aber der Ausgang entsprach nicht seinen Hoffnungen. Als er von Italien aus, wo er auf einer Zusammenkunft in Lucca mit dem Papst sich über das Konzil besprach, mit 23,000 spanischen, deutschen und italienischen Söldnern über das Meer setzte, fand er einen unerwarteten Widerstand in der Natur und gewandte Gegner in den Einwohnern. Die Stürme und Regengüsse des Spätherbstes und die auf dem moorigen Boden Okt. 1541.
höchst verderblichen Angriffe der behenden maurischen Reiter und Bogenschützen vereitelten das Unternehmen. Unter unaufhörlichen Kämpfen zog das Heer drei Tage lang an der Meeresküste hin ohne andre Nahrung als Pferdefleisch und Wurzeln der Palmensträuche, bis es am Vorgebirge Metafuz die Überreste der Flotte unter Andreas Doria traf. Nach schweren Verlusten an Schiffen und Mannschaft mußte der Kaiser, der mutig und großherzig alle Gefahren und

Leiden mit den niedrigsten teilte, unverrichteter Dinge von Algier abziehen. Erst
1. Dez. 1541. in der Hafenstadt Cartagena fand das geschlagene und zerstreute Geschwader Schutz gegen die Verfolgung der Korsaren.

Des Kaisers vierter Krieg mit Franz. 1542–1544. Diese Unfälle des Kaisers und seines Bruders erfüllten den König von Frankreich mit der Hoffnung, endlich doch noch seinen Gegner zu überwinden und ihn zur Herausgabe von Mailand zu zwingen. Er hatte sich mit allen Gegnern des burgundischen Hofes in Verbindung gesetzt, um dem Rivalen auf allen Seiten Verlegenheiten zu bereiten. Wir wissen, welche Mühe sich seine Gesandten in Regensburg gegeben, um die Versöhnung der Religionsparteien zu verhindern und mit den Schmalkaldischen Bundesgliedern in Fühlung zu bleiben; auch mit Schottland knüpfte er damals die für beide Länder so folgenreiche Verbindung an, und im Norden benutzte er die kriegerischen Verwickelungen, um die neuen Könige von Dänemark und Schweden auf seine Seite zu ziehen. Im Verein mit Wilhelm IV. von Jülich-Kleve, dem der Kaiser das Herzogtum Geldern streitig machte, darauf dieser kraft seiner Vermählung mit einer eingebornen Fürstentochter und der Stimme des Landes Ansprüche erhob, konnten diese die niederländischen Provinzen von der See- und Landseite beunruhigen. Zugleich hatte Franz wieder mit Suleiman Unterhandlungen angeknüpft: nicht nur in Ungarn, sondern auch an den Küsten Italiens und Spaniens sollten türkische Streitkräfte die Habsburgschen Besitzungen anfallen und seine eignen Unternehmungen im Westen unterstützen. Es waren weit angelegte diplomatische Schachzüge, wie sie in jener treulosen und wandelbaren Zeit häufig genug vorkamen.

Dem kaiserlichen Hof blieben diese Intrigen und Unterhandlungen nicht unbekannt. Vielleicht stand damit die Ermordung der beiden französischen Unterhändler in Zusammenhang, welche zu dem Ausbruch des Kriegs die nächste Veranlassung gab. Ein spanischer Flüchtling, Anton von Rincone, und ein verbannter Genuese, Cäsar Fregoso, die in des Königs Dienste getreten, wollten sich durch die Lombardei nach Venedig und Konstantinopel begeben. Aber unweit der Mündung des Tessin in den
Juli 1542. Po wurden sie von Bewaffneten überfallen und getötet. Der Verdacht der Urheberschaft fiel auf den Marquis von Guasto, Gouverneur von Mailand. Dieser wies jedoch die Beschuldigung von sich. Die französische Regierung drang auf Auslieferung und gerichtliche Untersuchung; Karl erwiderte, wenn man Beweise beibringe, wolle er den Anstifter bestrafen. In dieser ausweichenden Antwort sah Franz nicht die genügende Genugthuung.

Juli 1542. So begann der vierte Krieg zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. Der Anfang war für das burgundisch-österreichische Haus nicht glücklich. Nicht nur,
Aug. 1542. daß die Türken die deutsch-österreichischen Heere von Ofen zurückdrängten und Gran eroberten, eine französisch-türkische Flotte, bei der sich auch der Piratenfürst Chaireddin befand, bemächtigte sich der Stadt Nizza, und die burgundisch-spanischen Kriegsmannschaften wurden in Luxemburg durch den Herzog von Orleans und Claudius von Guise zurückgeworfen, Roussillon war vom Feinde

besetzt und die Hauptstadt Perpignan schwer bedrängt; klevisch-dänisch-französische Kriegshaufen trugen Raub und Verwüstung in die nördlichen Niederlande. Bald wurde Landrecies eingenommen und befestigt. Umsonst hoffte Karl, der Papst würde sich auf seine Seite stellen und den Friedenbrecher und Verbündeten des Sultans im Namen der Christenheit zur Ruhe weisen; Paul III., der für die Farnese, seine nahen Blutsverwandten, neue Fürstentümer in Oberitalien zu gewinnen trachtete, beobachtete eine kluge Neutralität. Zum großen Verdruß des Kaisers behandelte er die kriegführenden Fürsten mit gleichem Maßstab, ließ beide durch Legaten zum Frieden ermahnen und traf Anstalten zur Abhaltung des so oft begehrten und so oft versagten und verschobenen Konzils zu Trient in Südtirol, während die ganze Welt im Krieg lag. Das Gebot, daß fortan kein Fremder in den spanischen Reichen eine Pfründe besitzen oder eine Pension beziehen sollte, gab Zeugnis von des Kaisers Verstimmung gegen das kirchliche Oberhaupt.

Mai 1543.

Bald fand jedoch Karl wieder die alte Spannkraft und Energie, wodurch die Lage der Dinge rasch eine andre Wendung nahm. Er stellte Spanien, wo er eine günstige Stimmung zu erwecken gewußt, unter die Regentschaft seines Sohnes Philipp und setzte ihn in den Stand, die Landschaft Roussillon, in welcher eine Überschwemmung durch die Herbststürme die Franzosen zum Abzug genötigt hatte, und die Pyrenäenpässe zu verteidigen. Darauf begab er sich nach Italien, um womöglich den Papst zu bewegen, sich für ihn zu erklären. Auf einer Zusammenkunft in Busseto bei Parma tauchte der Vorschlag auf, dem Enkel Pauls III., Ottavio Farnese, gegen eine Geldsumme Mailand zu überlassen. Allein Diego de Mendoza, des Kaisers Gesandter in Venedig, der damals seine glänzende staatsmännische Laufbahn begann, warnte seinen Gebieter vor einer solchen Machtvergrößerung des Hauses Farnese, dem Paul schon die ehemals zum Kirchenstaat gehörigen Fürstentümer Parma und Piacenza zugewendet hatte. So unterblieb der Plan; damit war aber auch für Karl alle Aussicht verschwunden, den Papst zum Bundesgenossen zu gewinnen. Sie schieden, ohne sich einander genähert zu haben, und Paul nahm immer offener Partei für Franz.

Kaiser und Papst. 1543.

Eine um so günstigere Stimmung fand Karl in Deutschland, als er über Memmingen und Stuttgart, wo er dem alten Gegner Ulrich sich gnädig erwies, nach Speier zog. Er war nicht ohne Sorge, die Schmalkaldener möchten sich des Herzogs von Kleve annehmen. Wilhelm IV. hatte das Abendmahl nach evangelischem Ritus genommen und die Aufnahme in den Bund nachgesucht. Der Kurfürst von Sachsen, sein Schwager, wünschte diese Aufnahme, wodurch die Einführung der Reformation am Niederrhein gefördert würde. Nichts wäre dem Kaiser widerwärtiger gewesen, als ein solcher Beschluß; denn gerade gegen diesen ungetreuen Reichsfürsten, der mit Frankreich im Bunde stand und ihm ein burgundisches Lehnsland vorzuenthalten wagte, war sein ganzer Zorn gerichtet.

Feldzug gegen Kleve. 1543.

22. Febr. 1543.

ihn wünschte er vor allen zu züchtigen. Wie wäre das aber möglich gewesen, wenn der evangelische Bund in seiner damaligen Machtstellung demselben Beistand geleistet hätte? Da kam ihm denn die neue Freundschaft des Landgrafen sehr zu statten. Philipp bewirkte, daß der Antrag Sachsens zurückgewiesen ward, daß mit Christian von Holstein-Dänemark kein engeres Bündnis zustandekam, daß die Evangelischen anfingen, wieder mehr Vertrauen zu dem Kaiser zu fassen. Man hatte aus den in Wolfenbüttel aufgefundenen Briefen erfahren, daß Granvella dem Herzog stets zum Frieden geraten. So kam es, daß Karl bei seinem Erscheinen in Deutschland eine sehr günstige Aufnahme fand. Als er die Werbetrommel rühren ließ, strömten von allen Seiten rüstige Landsknechte herbei und mehrten die Reihen seiner spanischen und italienischen Krieger; Ritter und Für-
Aug. 1543. stensöhne stellten sich unter seine Fahne. In stolzem Waffenschmuck zog er an der Spitze von über 40,000 Mann über Bonn nach dem Niederrhein. Herzog Wilhelm, der vergebens Hilfe von Frankreich erwartet hatte, sah sich außer stande, sein Land gegen die kaiserliche Heeresmacht zu behaupten. Sein Vertrauen beruhte auf seinen Festungen, besonders Düren, die er in guten Stand gesetzt hatte. Auch gelang es dem tapferen Befehlshaber Vlaten, den Feind mehrmals von den Mauern zurückzuschlagen; aber den wiederholten Stürmen
27. Aug. vermochte Düren doch nicht zu widerstehen; die Stadt wurde erstürmt und geplündert, Vlaten unter den einstürzenden Mauern begraben. Jülich und die andern Festungen ergaben sich ohne Gegenwehr. Dem Herzog entsank der Mut; er eilte von Düsseldorf in das kaiserliche Heerlager bei Venloo, warf sich dem
7. Sept. 1543. Monarchen zu Füßen und flehte um Gnade, die ihm dieser auf die Fürbitte einiger einflußreichen Freunde gewährte, aber gegen harte Bedingungen. Der Herzog mußte seinen Ansprüchen auf Geldern und Zütphen entsagen, seinen Bund mit Frankreich und Dänemark aufgeben und sich verpflichten, seine Erblande Kleve-Jülich bei der katholischen Religion zu erhalten und die begonnenen Neuerungen einzustellen. Der Kummer über diesen Vertrag brach seiner Mutter Maria, einer Frau von starker Gesinnung und hochstrebendem Selbstgefühl, das Herz. So kam der Kaiser zum Besitz des Herzogtums Geldern, nach dem seine Vorfahren so lange getrachtet. Die Stände leisteten ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit; dafür bestätigte er die alten Landesrechte. Die Verwaltung wurde in die Hände Wilhelms von Oranien, Statthalters von Holland, gelegt.

Karl gewinnt Freunde. Der Feldzug gegen Kleve war nur das Vorspiel des großen Kampfes, den der Kaiser gegen die Hauptfeinde, die Osmanen und ihre Bundesgenossen, die Franzosen, zu führen gedachte. Um dem König, dessen Heere in Luxemburg und im oberen Italien Boden zu gewinnen suchten, jeden Rückhalt zu entziehen, versöhnte sich Karl mit Christian III. von Holstein-Dänemark und mit Heinrich VIII. von England. Er mußte dabei allerdings Familiensympathien zum Opfer bringen; allein von dem englischen König, der sich seit der Verstoßung der Anna von

Kleve von den Evangelischen wieder entfernt hatte, erlangte er neben der Kriegshilfe gegen Frankreich auch die Anerkennung der Geburtsrechte der Prinzessin Maria, und durch den Friedensvertrag mit Dänemark erwarb er für die niederländischen Handelsstädte, besonders Amsterdam, die ungestörte Schiffahrt nach der Nord- und Ostsee. Vor allem aber war Karl bemüht, die deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Mit großem Geschick hatte Franz die Uneinigkeit im Reich und die geteilten Interessen der einzelnen Fürsten und Stände zu seinem Vorteil zu kehren gewußt. Bei den Katholischen diente ihm sein Religionseifer und die Freundschaft des Papstes, bei den Evangelischen sein Widerstand gegen die Habsburger zur Empfehlung. Aber seit kurzem war in diesem Verhältnis eine Wandlung eingetreten: durch seine Verbindung mit den Osmanen, deren Schiffe in Gemeinschaft mit den französischen Truppen Nizza bedrohten, hatte Franz sich beide Teile in gleichem Maß entfremdet, denn in der Feindschaft und im Kriegseifer gegen den Erbfeind des Reichs und der Christenheit wollte keine Partei der andern nachstehen. Den protestantischen Religionsverwandten aber flößte die zunehmende Verfolgung ihrer französischen Glaubensgenossen Abscheu und Mißtrauen ein. Und Granvella verfehlte nicht, diese verbitterte Stimmung zu steigern durch Hinweisung auf die geheimen Versprechungen zur Ausrottung der Ketzerei, die der König bei jedem Friedensschluß mit dem Kaiser gegeben.

In dem Bestreben, seinen Anhang in Deutschland zu mehren, erlangte Karl Erfolge, wie sie ihm noch nie zu teil geworden. Der Reichstag in Speier, den er in eigner Person eröffnete, war zahlreicher besucht, als irgend einer der vorhergehenden. Alle Kurfürsten stellten sich ein; selbst Johann Friedrich unterdrückte die Verstimmung und erfüllte seinen Dienst als Erzmarschall, indem er dem Reichsoberhaupt das Schwert vortrug. Dafür wurden die Erbrechte des sächsischen Hauses in Jülich-Kleve anerkannt und sogar eine Vermählung zwischen dem Sohn des Kurfürsten und einer Tochter Ferdinands verabredet, vorausgesetzt daß bis dahin der Religionsstreit zu einer christlichen Vergleichung gelangt sei. Niemand aber hatte sich solcher Aufmerksamkeit zu erfreuen, als der Landgraf von Hessen. Auf ihn schien Karl sein ganzes Vertrauen für das Gelingen seines Vorhabens gerichtet zu haben. Er machte keine Einwendungen, daß derselbe in der Kirche eines fast verlassenen Franziskanerklosters seine evangelischen Predigten erschallen ließ und Tausende von Glaubensgenossen daselbst versammelte. Karls Hauptstreben ging auf die Verwilligung einer Reichssteuer zur Anwerbung und Unterhaltung von 20,000 Landsknechten und 4000 Reitern, die mit spanischen und italienischen Truppen vereinigt gegen die verbündeten Feinde, die Franzosen und Osmanen zugleich ins Feld rücken sollten. Er erreichte seinen Zweck. Die Stände bewilligten die verlangte Summe der Hilfsgelder und stellten die Art der Verwendung und Eintreibung dem Kaiser anheim. Dafür machte dann dieser den Evangelischen so viele Zugeständnisse, als sich der katholischen Majorität abringen ließen.

Reichstag in Speier. Febr. 1544.

Der Forderung eines beständigen Friedens und gleichmäßigen Rechts durch Bestellung eines neuen Kammergerichts von seiten der Protestanten wurde insoweit Genüge gethan, daß bei künftigen Anstellungen keine Rücksicht auf die Konfession genommen werden sollte, ob die Beisitzer nach altem Brauch zu Gott und den Heiligen oder zu Gott und dem Evangelium schwören wollten; die schwebenden Prozesse wegen Religionssachen mit Einschluß der Achtserklärungen sollten suspendiert und der aufgerichtete Friedstand eingehalten werden. Die Katholischen wurden zu der Erklärung gebracht, „wenn der Kaiser zur Erhaltung des Friedens, der Ruhe und der Einigkeit im Reich aus eigner Machtvollkommenheit eine Ordnung treffe, so müßten sie solches dulden und geschehen lassen". Hinsichtlich der religiösen Streitigkeiten hieß es im Abschied, daß dieselben durch ein gemeines freies christliches Konzil sollten ausgeglichen werden. Sei ein solches sobald nicht zu erzielen, so werde der Kaiser „zu deutscher Nation Wohlfahrt" nächsten Herbst oder Winter einen neuen Reichstag in eigner Person abhalten, um auf Grund von Reformationsentwürfen, welche mittlerweile beide Religionsteile durch gelehrte, fromme und friedliebende Männer aufstellen lassen sollten, zu einer freundlichen Vergleichung zu gelangen. Von dem päpstlichen Primat und der bischöflichen Jurisdiktion war keine Rede und über die Verwendung der geistlichen Güter den Evangelischen freie Hand gelassen. In betreff der braunschweigischen Lande wurde die Auskunft getroffen, daß die Schmalkaldener dem Kaiser die Administration anheimgaben, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die darin eingeführte Religionsform keine Änderung erleide. Sowohl der Antrag des Herzogs auf Wiedereinsetzung als der gegnerische auf Ausschließung vom Reichstag wurde zurückgewiesen.

Der Kaiser war erfreut über die Bewilligung der Kriegssteuer, die ihn in den Stand setzte, zugleich gegen die Franzosen und die Türken ins Feld zu ziehen. Dem Landgrafen, der durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit diese Willfährigkeit der Stände hauptsächlich bewirkt hatte, zeigte er große Gewogenheit. Gegen den König von Frankreich, sagte Karl zu ihm, wolle er ihn nicht schicken, um ihm nicht Haß und Neid zu erregen; aber im nächsten Türkenkrieg solle er Feldoberster sein. Als derselbe bescheiden auswich, erwiderte der Kaiser, Philipp habe bisher für sich und andre glückliche Kriege geführt, so werde er auch ihm mit Erfolg dienen. Die Katholischen bemerkten mit Unzufriedenheit diese Haltung des Monarchen; und Cochläus, der seit dem am 8. Febr. 1543 erfolgten Tod Ecks als das Haupt der streitenden Kirche angesehen ward, unterließ nicht in einer Schrift darzulegen, daß durch den Speierer Reichstagsabschied die Protestanten alles erreicht hätten, was ihnen bisher von der Majorität streitig gemacht worden. Noch mehr zeigte sich der König von Frankreich über den Ausgang der Verhandlungen besorgt. Er hatte vergebens gesucht, durch den geschäftskundigen Kardinal du Bellay den ungünstigen Eindruck abzuschwächen, den sein Bund mit den Türken und seine Grausamkeit gegen die Religionsneuerer in Frankreich erzeugt hatte, und die Eintracht zwischen Kaiser und Reichstag zu verhindern; die Gesandtschaft wurde gar nicht zugelassen, und der Eifer, womit der Feldzug an der Mosel betrieben ward, konnte ihn überzeugen, daß ein ernster Waffengang gegen sein eignes Reich bevorstehe.

Und in der That setzte sich noch in demselben Sommer ein beträchtliches Kriegsheer aller Waffengattungen, fast ausschließlich aus deutschen Mannschaften gebildet, gegen Lothringen und die Champagne in Bewegung. Unter den Führern waren Graf Wilhelm von Fürstenberg, der schon so oft den Herrn gewechselt und in Frankreich bekannt war, und Sebastian Schärtlin die angesehensten. Damit nicht, wie einst in der Provence, die Unternehmung durch mangelhafte Verpflegung gefährdet werde, hatte der Kaiser unter Vermittelung des Kurfürsten von Trier große Vorräte von Lebensmitteln an geeigneten Orten sammeln lassen. Denn König Franz war nicht saumselig gewesen, von der anfangs ihm so günstigen Lage Vorteil zu ziehen. Durch Umlagen, Steuererhöhung, Ämterverkauf und andre Finanzmaßregeln hatte er sich die Mittel zur Vermehrung der Legionen und Söldnerhaufen verschafft, welche in den burgundischen Grenzlanden, besonders in Luxemburg, sowie in Italien den Besitzungen Karls manchen Abbruch thaten und Schaden zufügten. Noch während des Speierer Reichstags erhielt der Kaiser die Nachricht, daß sein Befehlshaber in Mailand, Marquis von Guasto, trotz seiner überlegenen Streitkräfte in der Schlacht bei Cerisola in der Nähe von Carignano durch den Grafen von Enghien und den unter den Augen des Prinzen in Tapferkeit und Kühnheit wetteifernden ritterlichen Adel eine vollständige Niederlage erlitten habe. Wären die geforderten Verstärkungen aus Frankreich angelangt, so hätte sich der Sieger in Verbindung mit dem Florentiner Flüchtling Peter Strozzi des Herzogtums Mailand bemächtigen können.

Der Krieg in den Grenzlanden. 1544.

14. April 1544.

Allein König Franz gebrauchte seine Heere im eignen Lande, um die über Commercy, Ligny, St.-Dizier nach der Champagne vorrückende kaiserliche Kriegsmacht zurückzuhalten und der Seestadt Boulogne gegen das englische Belagerungsheer Hilfe zu schicken. Luxemburg war bereits wieder in die Gewalt der Kaiserlichen geraten. Karls Plan war, in Gemeinschaft mit Heinrich VIII. auf Paris loszugehen; aber dieser wünschte zuvor Boulogne in seine Gewalt zu bringen. Dennoch wollte Karl sein Vorhaben nicht aufgeben, obwohl die hartnäckige Verteidigung von St.-Dizier durch den tapferen Befehlshaber Sanxerre ihn gegen Erwarten lange bei der Belagerung hingehalten hatte. Die Franzosen glaubten, der Feind würde gegen Chalons ziehen, und hatten daher dort ein beträchtliches Heer gesammelt. Aber Karl täuschte sie; statt sich nach der Eroberung von Vitry nordwärts zu wenden, setzte das kaiserliche Heer über die Marne und schlug den Weg gen Paris ein. Es war in den ersten Tagen des Septembermonats, als die deutschen Landsknechte unter ortskundiger Führung über Epernay, Chatillon, Chateau-Thierry heranrückten und sich auf zwei Tagemärsche der Hauptstadt näherten. In Paris herrschte die größte Bestürzung; viele Einwohner ergriffen die Flucht; selbst daß der König in eigner Person zum Schutz herbeieilte und Anstalten zur Verteidigung des Montmartre traf, vermochte die angstvolle Stimmung nicht zu verscheuchen. Der Dauphin war nicht abgeneigt, eine Schlacht zu liefern, allein Franz war seit den Erfahrungen bei

Feldzug in der Champagne.

Pavia jeder gewagten Entscheidung abgeneigt; er zog es vor, Bevollmächtigte nach Crépy zu schicken, wohin Karl von Soissons aus gezogen war. Sie fanden eine günstige Aufnahme; denn obschon der Kaiser im Angesicht von Paris stand, so war er doch von großen Schwierigkeiten umringt. Die nächstliegenden Städte waren befestigt und mit Besatzung versehen; die deutschen und spanischen Kriegsmannschaften lagen in Hader und Streit; die Verpflegung im fernen Feindesland bereitete große Verlegenheiten. Und welche Folgen konnte ein unglückliches Treffen haben!

Friede von Crépy. 18. Sept. 1544. Diese Gründe waren so durchschlagend, daß der Kaiser gern in den Frieden von Crépy willigte, so geringe Vorteile ihm derselbe auch gewährte. Denn im wesentlichen führte er den Zustand zurück, wie ihn der Waffenstillstand von Nizza geschaffen, nur daß Franz dem Bündnis mit den Osmanen entsagte und Hilfsmannschaft zur Wiedereroberung Ungarns versprach.

Im übrigen wurde ausbedungen, daß die Eroberungen gegenseitig zurückerstattet, die von der Krone Frankreich beanspruchten oberlehnsherrlichen Rechte über burgundische Erbländer in aller Form aufgegeben und der Streit über Mailand durch eine Heirat zwischen dem Herzog von Orleans und einer Habsburgerin mit dem Herzogtum als Mitgift ausgeglichen werden sollte. Inwieweit es dem Kaiser mit diesem letzten Plan
8. Sept. 1545. ernst war, kam nie zu Tage, da der Prinz vor der Vermählung starb, worauf das Herzogtum an den erstgebornen Kaisersohn gelangte. Mit dieser Übertragung Mailands an Philipp war das Übergewicht der Habsburger in Italien entschieden. Denn auch Savoyen und Piemont, das Franz nunmehr herauszugeben sich weigerte, konnte auf die Dauer nicht behauptet werden, wie sehr sich auch die Regierung Mühe gab, durch Einführung französischer Institutionen und Beförderung der französischen Sprache in Piemont Sympathien zu wecken und den dauernden Anschluß vorzubereiten; unter dem Nachfolger kam das Land wieder an die rechtmäßige Dynastie. Daß dafür die Seestadt Boulogne, welche Heinrich VIII. in diesem Krieg erworben, nach einigen Jahren an Frankreich zurückfiel, haben wir früher erfahren.

In Crépy ward auch noch eine geheime Verabredung getroffen, in welcher sich Karl und Franz zur Ausgleichung der religiösen Spaltung und Herstellung der kirchlichen Einheit verpflichteten. Wenn dabei zunächst die Unterdrückung der protestantischen Kirchenformen ins Auge gefaßt war, so sollte doch auch auf den Papst eine Pression geübt werden, auf daß mittels eines Konzils zeitgemäße Reformen erzielt würden, welche die Versöhnung erleichtern möchten. Vielleicht geschah es aus Besorgnis, die beiden Monarchen könnten bei längerem Zaudern auf eigne Hand eine Kirchenversammlung veranstalten, daß der über den Speierer Abschied aufgebrachte Papst Paul III. nun ernstliche Schritte zur Abhaltung des Konzils in Trient that. Wie wenig Franz gewillt war, der evangelischen Lehre in Frankreich eine Freistätte zu gewähren, bewies er durch die Bereitwilligkeit, den verschärften Ketzergesetzen der Parlamente den weltlichen Arm zu leihen, und vor allem durch das grausame Verfahren gegen einige Waldensergemeinden in der Provence. Merindol, Cabrières und andre blühende Ortschaften wurden von rohen Kriegshaufen überfallen, die Einwohner gemartert und gemordet, die

Wohnungen zerstört; denn alles sollte vertilgt werden, lautete der Befehl, „die Häuser, die Zufluchtsörter unter der Erde, die Bäume in den Gärten, die Holzungen rund umher". Mehrere Tausend friedfertige Menschen fielen dem Fanatismus und der Religionswut zum Opfer. Mit ihrer Unterstützung war die französische Bibel von Rob. Olivetan zum Druck befördert worden. Durch solche Maßregeln suchte Franz I. die Eindrücke und Nachreden zu verwischen, welche ihm die Verbindungen mit den Türken und mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und des Nordens in den Kreisen der Papisten eintrugen. Je mehr Alter und Krankheit das Gemüt des lebensfrohen Königs verdüsterten, desto mehr wuchs die Abneigung gegen die Religionsneuerer und öffnete sich sein Ohr den verleumderischen Reden der Römlinge, daß die neue Lehre die Feindin aller Monarchie und aller fürstlichen und adligen Vorrechte, die Quelle von Unordnung und Auflehnung gegen alles Bestehende sei und daß somit ihre Ausrottung vor Gott und Menschen sich rechtfertigen lasse, eine Anschauung, die unter der nachfolgenden Regierung noch mehr Geltung fand. Wenige Wochen vor des Königs Tod wurden vierzehn evangelische Handwerker von Meaux den Flammen übergeben. Sie starben mit großer Standhaftigkeit unter Psalmengesängen und christlichen Ermahnungen. Von Meaux aus waren durch Wilhelm Farel die reformatorischen Lehren auch nach Lothringen gedrungen und hatten in Metz und Gorze Bekenner gefunden. Ihre Unterdrückung durch die Guisen war zugleich ein Schlag gegen die deutsch gesinnte Partei, welche die Bischofstadt in dem bisherigen Reichsverband zu erhalten wünschte.

XVIII. Frankreichs Kultur- und Geistesleben im sechzehnten Jahrhundert.

1. Innere Regierung der Könige Franz I. und Heinrich II.

Mit dem Frieden von Crépy, so wenig derselbe auch die politische Lage änderte, die territorialen Differenzen und die nationale und dynastische Rivalität ausglich, nahm das öffentliche Leben des französischen Monarchen, die eigentliche Geschichte seiner Regierung ihr Ende. An dem deutschen Kriege des Kaisers konnte er sich nicht mehr beteiligen; die Nachricht seines Todes erreichte den Habsburger Herrscher inmitten seines Siegeslaufs und stärkte ihn in dem Entschluß, denselben vollständig auszunutzen; erst der Sohn und Nachfolger Heinrich II. griff die Kriegspolitik des Vaters wieder auf; mit welchen Erfolgen werden wir später erfahren. Die Lobsprüche, welche die nationale Geschichtschreibung dem ritterlichen König Franz I. spendete, hat die Folgezeit bedeutend herabgestimmt; sie hatten ihre Quelle hauptsächlich in dem gewaltigen Eindruck,

Geschichtliche Stellung und Bedeutung von Franz I.

den das erste Auftreten des neuen Regenten in der Schlacht von Marignano auf die Phantasie der Zeitgenossen hervorbrachte, in der imponierenden Persönlichkeit seiner Erscheinung, in seiner aufrichtigen Liebe für die wiederauflebende Kunst und Wissenschaft und in der Gunst und Unterstützung, die er ihren Trägern und Förderern immerwährend zuwendete. Diese Glanzseiten waren jedoch durch große Flecken und Mängel verdunkelt und entstellt, mit Ausnahme der letzten, die wir in den nächsten Blättern werden kennen lernen. Der Sieg von Marignano wurde durch die Schlacht von Pavia, die vorübergehende Eroberung von Mailand und Genua durch den Madrider Frieden ausgelöscht; und wie oft er auch in der Folge das Glück der Waffen versuchte, seine Eroberungspläne zerrannen, alle Anstrengungen und Mühen blieben unfruchtbar. Auch das Alpenland Savoyen-Piemont, das bei seinem Tod ein französisches Besitztum war, folgte bald wieder dem natürlichen Zuge, der ihm seine Stelle in der italienischen Halbinsel anwies. Dennoch würde man sehr irren, wollte man der Regierung Franz I. ihre Bedeutung für die Entwickelung des französischen Staats- und Geschichtslebens leugnen oder zu niedrig anschlagen: das historische Urteil wird durch ein instinktives Volksbewußtsein meistens auf das Richtige gelenkt, und dieses Volksbewußtsein weist dem König, der berufen war, die französische Nation aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüberzuführen, eine hervorragende Stelle in der Königsgeschichte der Valois an. Wie wenig auch sein persönliches Regiment, seine wandelbare Politik, seine despotischen Neigungen Großes zu schaffen vermochten, er war der echte Repräsentant seines Volks in einer hochwichtigen Zeitperiode, nicht der Schöpfer wohl aber der werkthätige Arbeiter der nationalen Entwickelung, der Bahnbrecher und Wegweiser nach den Zielen, welche die folgenden Herrscher und mit ihnen die Führer und Häupter der Nation unverrückt im Auge behalten haben. Dem langen Kampf gegen das burgundisch-spanische Herrscherhaus, welches auf allen Seiten das französische Gebiet umgab und beengte, lag das tiefere politische Gefühl zu Grunde, diese ehernen Fesseln abzustreifen, die Grenzlinien weiter hinauszuschieben, das jetzt erst innerlich geeinigte Frankreich auch in seiner natürlichen territorialen Abrundung und in seiner nationalen Selbständigkeit und Eigentümlichkeit sicherzustellen und ihm die seiner Macht und Bildung entsprechende Stellung in der europäischen Staaten- und Völkerfamilie zu erringen. Wenn der Wunsch nach dem Besitz des Herzogtums Mailand mehr in einem dynastischen Gefühl und Interesse der Königsfamilie wurzelte, dem der ritterliche Adel aus Loyalität und Ehrbegierde entgegenkam, so war dagegen das Streben, die burgundischen und flandrischen Landschaften im Osten und Norden für immer an das Reich zu knüpfen und die Pyrenäen zum südlichen Grenzwall zu machen, ein nationaler Zug, der wie eine Naturkraft wirkte, das Verwandte und Gleichartige zu verbinden suchte. Mit dieser Expansiv- und Attraktionskraft war zugleich ein innerer Assimilationsprozeß naturgemäß verbunden; mit dem Bestreben, die gleichartigen aber entfremdeten Teile

dem Staatskörper zu gewinnen oder zu erhalten, schärfte und stärkte sich zugleich das nationale Bewußtsein, verwischten sich mehr und mehr die partikularistischen Gefühle und Sonderinteressen der einzelnen Provinzen und Stände, entwickelte sich der Begriff einer einheitlichen Monarchie, einer Ordnung und Wehrgemeinschaft, worin der König als natürliches Haupt der gesamten Nation das Banner trug, um welches sich alle Stämme und Glieder scharen mußten. Die französisch-burgundischen Kriege, die einer oberflächlichen Betrachtung als Duell und Wettkampf zweier ehrgeizigen Potentaten, als Ausfluß einer persönlichen Rivalität erscheinen, waren somit ein mächtiges Feuer für den inneren Verschmelzungsprozeß der nationalen Elemente, der Stämme, Landschaften und Stände. Seit der Schlacht bei Pavia waren die Kämpfe außerhalb der Grenzen nur Notgefechte zur Verteidigung; die ganze Aufmerksamkeit des Königs war auf Sicherung der Landesgrenzen, auf Wehrhaftmachung des Volks gerichtet. Allenthalben sehen wir ihn bemüht, durch Anlegung oder Herstellung von Festungen das Gewonnene zu erhalten, Stützpunkte für die Zukunft zu schaffen, die militärische Kraft des Landes zu sammeln und zu organisieren. Wir wissen, daß er eine einheimische Miliz, „Legionen" genannt, errichtete; sie bildete den Kern der Heerkörper, an welchen sich die Schweizer Söldnerhaufen und die Fähnlein der Landsknechte anschlossen; die Flotte der verbündeten Osmanen sollte verhindern, daß die spanisch-italienische Seemacht des Kaisers das Mittelmeer gänzlich beherrschte. An der Spitze dieser nationalen Wehrkraft stand der französische Adel, bei dem sich nur noch in seltenen Fällen der turbulente Geist der alten Feudalzeit regte. Mit loyalem Sinn und ritterlicher Bravour schloß er sich an einen König an, der selbst in allen Gefechten durch Mut und persönliche Tapferkeit hervorragte, der auf der Jagd und im Turnier stets unter den Kühnsten und Stärksten war, dessen ganze stattliche Erscheinung den königlichen und ritterlichen Mann ankündigte, dessen eisenfester Körper jedem Sturm und Wetter Trotz bot. Unter Franz I. bildete sich der feinere chevalereske Geist des französischen Adelstandes, der um den Thron geschart und denselben stützend und emporhebend in der Ehre, im Ruhm, in der Macht des Königs und Kriegsherrn eine Erhöhung seiner eignen Stellung, seines eignen Wertes und Glanzes erblickte.

Und nicht bloß im Krieg, im Waffendienst und Turnier umgaben die Spitzen des Adels ihren Herrn und Gebieter, auch bei den Hoffesten und Hoftagen zeigten sie sich mit Stolz und Ergebenheit und mehrten den Glanz der königlichen Residenz. Erst mit Franz nahm der französische Hof das vornehme elegante Gepräge an, durch das er in den nächsten Jahrhunderten allen andern vorleuchtete; erst jetzt wurde der Hof der eigentliche Mittelpunkt der Nation, der Markt und Sammelplatz der Ehre, der Herrlichkeit, aller edlen Güter des Volks, der Herd, auf welchem, wie im alten Vestatempel, das heilige Feuer stets glühte. Und damit dieser königliche Hof der gesellschaftlichen Bildung zum Muster und Vorbild dienen, dem gehobenen Familienleben und der glanzvollen Haushaltung Hofleben.

der höheren Kreise als Stern vorleuchten möge, mußte neben die männlichen Tugenden auch die weibliche Grazie treten, mußte die Kraft und Tapferkeit der Ritter mit den feineren und weicheren Formen der Edelfrauen harmonisch gepaart sein. Franz verlieh dem königlichen Hof den Glanz, die Eleganz, das vornehme Wesen, alle die Künste der Anmut und gefälligen Erscheinung, durch welche derselbe seitdem als der vollendetste Typus der höheren gesellschaftlichen Bildung, des körperlichen und geistigen Schmucks anerkannt ward. Noch war die Residenz nicht so dauernd an denselben Ort gebunden, wie in der Folge; aber wo immer der König weilte, allenthalben umgab ihn ein Kreis von vornehmen gebildeten Herren und Damen, zur Unterhaltung und Ergötzung nach den Geschäften des Tages. Und wie hätte nicht der ritterliche galante Fürst von hohem Wuchs und kraftvoller Gestalt mit vollem braunen Haupthaar und Bart und frischer gesunder Gesichtsfarbe, bei dem alles Mannhaftigkeit, Lebenslust und fürstliches Selbstgefühl atmete, die Gunst und Hingebung des jungen Adels und der Frauenwelt gewinnen sollen! Auch liebte er sehr die Gesellschaft geschmückter Damen und bewegte sich gern in ihrer Mitte „in dem golddurchwirkten Wams, durch dessen Öffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, dem Überwurf mit Stickereien und goldenen Trodbeln". Aber dieses Wohlgefallen an schönen Frauen hatte auch schlimme Wirkungen, es förderte die Buhlerei und Mätressenherrschaft, die sich von der Zeit an wie eine Giftpflanze an den Hof und die vornehmen Gesellschaftskreise anheftete. Es ist bekannt genug, wie sehr Franz I. der Frauenliebe und den geschlechtlichen Ausschweifungen huldigte. Keine Schönheit war vor seinen Nachstellungen sicher, seine sinnlichen Triebe achteten keine Unschuld, keine Tugend. Kam es doch vor, daß eine Jungfrau, als sie die gierigen Blicke des Königs bei Gelegenheit einer öffentlichen Begrüßung auf sich gerichtet sah, ihr reizendes Angesicht entstellte, um der Verführung zu entgehen. Auch gibt die Litteratur des Tages Beweise genug, daß das Beispiel des Hofes und der großen Welt nur allzu bereitwillige Nachahmung fand. Wir wissen ja, wie sehr man in den Humanistenkreisen mit der Bewunderung des klassischen Altertums auch die Laster und Unsittlichkeiten der antiken Welt in die Gegenwart übertrug! Die Herzogin von Etampes, die vielgefeierte Geliebte des Königs, nimmt in der Reihe der Damen, die von Agnes Sorel bis zur Marquise de Pompadour auf Hof- und Staatsleben bestimmenden Einfluß übten, eine hervorragende Stelle ein. Neben ihr glänzte schon die berühmte Diana von Poitiers, die dann unter Heinrich II. noch höher in der Macht und Hofgunst steigen sollte.

Anfänge des königlichen Absolutismus.

Franz I. war übrigens nicht bloß Haupt der Gesellschaft im Salon, nicht bloß Kriegsherr im Heer und Lager, er war auch in Wahrheit das Oberhaupt des Staats und seiner Nation. Das absolute Königtum, von mehreren seiner Vorgänger angebahnt, wurde durch ihn um einen bedeutenden Schritt weiter gefördert. Er betrachtete sich als Herrn und Gebieter des gesamten französischen Volks und bewies durch seine Regierungsweise, wie tief er von den Vorstellun-

gen seiner fürstlichen Macht und Autorität durchdrungen war. Die Reichsstände wurden selten einberufen und ihre Mitwirkung in der Regel nur zur Beitreibung von Geldsummen in Anspruch genommen, deren er für seine Kriege, seine Politik, seine Hofhaltung, seine Bauten und Stiftungen in stets wachsender Größe bedürftig war. Die ständischen Rechte wurden wenig geachtet; die „guten Städte“, von jeher die treuesten Anhänger des Königtums, wurden nicht nur zu Steuern und Abgaben fort und fort herangezogen, ihre kommunalen Freiheiten und ihre Autonomie wurden vielfach durchbrochen und verletzt, die selbständige Verwaltung ihres Gemeinwesens, ihres Vermögens und öffentlichen Einkommens durch königliche Vögte und Amtleute beschränkt und kontrolliert, ihre Bürgerversammlungen überwacht. Um die Staatskasse zu füllen, wurde nicht nur die Taille auf das vier- und fünffache erhöht, eine Menge Einrichtungen wurden ersonnen, neue Mittel und Wege ausfindig gemacht, um die öffentlichen Einnahmen zu mehren. Und damit die königliche Willkür nicht durch lästige Beschränkungen gehemmt würde, beseitigte man die bisherige Trennung der regelmäßigen Kroneinkünfte und der außerordentlichen Bezüge, die für bestimmte Fälle und Zwecke in wechselnder Höhe erhoben wurden, und vereinigte die festen und veränderlichen Einnahmen in einem gemeinschaftlichen Staatsschatz zur Bestreitung aller Ausgaben des Königs und des Staats. Dabei wurde auch die Geistlichkeit nicht geschont. Nicht nur, daß Franz die ihm durch das Konkordat mit Leo X. (S. 95) gewährten Rechte bei Besetzung der französischen Bistümer zu einer ausgiebigen Quelle von Geldbezügen und Gnadenerweisungen machte, auch die Zehnten, die früher nur in außerordentlichen Notfällen eingefordert und mit Genehmigung des Papstes erhoben worden, gestalteten sich jetzt zu einer regelmäßigen Auflage, welcher sich der gesamte Klerus fügen mußte. Die Kurie wagte keine Einsprache, bald aus politischen Rücksichten, bald aus Furcht, der König möchte im Verweigerungsfalle sich den reformatorischen Neuerungen anschließen.

Stellung zu den reformatorischen Bewegungen.

Dazu zeigte jedoch Franz wenig Hinneigung. Wie sehr er auch die humanistische Bildung begünstigte und hier und da der Verfolgungssucht der Sorbonne wehren mochte, welche die auf Tod und Güterverlust der Häretiker lautenden Gesetze mit unerbittlicher Strenge und Konsequenz wider alle Gegner der scholastisch-hierarchischen Satzungen in Anwendung brachte: gegen die kirchlichen Reformen, wie sie in Deutschland, in England, in Skandinavien ins Leben traten, hegte er stets einen inneren Widerwillen. Wenn wir erfahren, daß er im Jahr 1534 eine Einladung an Melanchthon ergehen ließ, so geschah dies mehr in dem Wunsch, die deutschen Fürsten freundlich zu stimmen, als in der Absicht, religiöse Neuerungen vorzunehmen. Das erkannte auch der Kurfürst von Sachsen, als er dem Wittenberger Theologen den Urlaub verweigerte. Des Königs autokratischer Sinn fühlte sich verletzt, daß die Reformationspartei eine Religionsform, zu der er sich selbst bekannte, als Irrtum und Aberglauben bezeichnete. Und wenn auch Franz selbst, teils aus Leichtsinn und Gleichgültigkeit, teils aus Liebe für die neue

Bildung, die wenigstens mit der scholastischen Orthodoxie der Sorbonne auf dem Kriegsfuß lebte, teils aus Motiven der auswärtigen Politik den zelotischen Eifer der Klerikalen hier und da hemmte und mäßigte, wenn er Louis de Berquin, einen von reformatorischen Ideen erfüllten Gelehrten, aus dem geistlichen Gefängnis befreite, wenn er aus den Humanistenkreisen, zu denen mehrere angesehene Kirchenmänner gehörten, mit Vorliebe seine Gesandten und Staatsmänner wählte, so darf doch aus allem dem nicht auf Hinneigung oder Sympathie für die evangelischen Regungen geschlossen werden. Die einflußreichsten Personen am Hofe, des Königs Mutter, Luise von Savoyen, der Kanzler Duprat, der eigensüchtige, servile Diener des Despotismus, der Connetable von Montmorency u. a. haßten die Neuerer von Grund des Herzens und arbeiteten der Sorbonne in die Hände. Berquin mußte den Feuertod erleiden, als er zum zweitenmal wegen Häresie angeklagt wurde. Wohl zeigten sich in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten einzelne Spuren reformatorischer Gesinnung; es ist uns ja bekannt, daß die bedeutendsten Reformatoren der Schweiz, Farel, Viret, Calvin u. a. flüchtige Franzosen waren; und Jakob Lefèvre oder Fabry von Etaples (Faber Stapulensis), ein Freund des mystisch-evangelischen Bischofs Briçonnet von Meaux, hat fast gleichzeitig mit Luther Grundsätze über Glauben und Rechtfertigung aufgestellt, die mit der Lehre von den Gnadenmitteln der Kirche wenig übereinstimmten, und noch im höchsten Greisenalter eine französische Bibelübersetzung unternommen; aber die Zahl derer, die mit ihren Ansichten offen hervorzutreten wagten, war nicht groß; aus den Humanistenkreisen trugen nur wenige Verlangen nach der Märtyrerkrone. Die eifrigsten Bekenner der evangelischen Lehre, von der man in Frankreich nur sehr unvollkommene Kenntnis erhielt, gehörten dem Handwerkerstande an, und da fiel es denn den Hütern der alten Kirche nicht schwer, alle Lehrmeinungen, die in den geistigen Kämpfen auf die Oberfläche trieben, mochten sie in dem gesunden Boden der Heil. Schrift oder in den Ausschreitungen einer schwärmerischen Phantasie wurzeln, als die gleiche Ausgeburt vermessener Spekulationen, als dieselbe Irrlehre und Häresie darzustellen. Die Hierarchie hat ja von jeher die Taktik befolgt, alle von der Kirche Abgefallenen oder dem herrschenden System Widerstrebenden mit gleichem Maßstab zu messen, alle mit dem Brandmal eines gehässigen Namens zu bezeichnen, in klerikalem Hochmut absichtlich die Unterschiede zu ignorieren. Es lag dem König und dem Hofe wenig daran, wenn die Eiferer der Sorbonne die Tuchwirker von Meaux, die sich unter dem Schutz oder der Konnivenz des Bischofs Briçonnet der evangelischen Lehre zuwandten, als Ketzer und Wiedertäufer denunzierten und ihre Hinrichtung bewirkten, oder wenn eine dienstfertige weltliche Obrigkeit den zelotischen Zionswächtern ihren Arm lieh und eine Anzahl Häretiker, welche Schmähschriften gegen Messe und Substanzverwandlung verbreitet hatten, zum Scheiterhaufen lieferte. Nahm Franz doch selbst teil an der Prozession, welche zur Sühnung des Frevels gegen das heil. Sakrament des Altars

veranstaltet ward (1535). Wenn dann die deutschen Protestanten darüber Klage führten, konnte man antworten, es seien Schwärmer, Sakramentierer und Wiedertäufer gewesen, die ja auch bei jenen verfolgt würden. Ob Calvins energische Schutzschrift vor seiner „Institution" dem König zu Gesicht gekommen, ist zweifelhaft; wenigstens ist er in seinem Verhalten gegenüber den von der Kirche Abgewichenen bis an sein Ende gleich geblieben. Es wurde erwähnt, daß mit seinem Alter die Strenge zunahm; die mit Blut getränkten Brandstätten unter den Waldensergemeinden der Provence gaben Zeugnis von der Herzenshärte des Monarchen, der die Stimme seines mit so vielen Sünden und Missethaten belasteten Gewissens durch die Vernichtung friedlicher Ortschaften und harmloser Menschen zum Schweigen zu bringen, die inneren Vorwürfe wegen seiner Verbindung mit Türken und Häretikern auf diese Weise zu sühnen vermeinte. Wie gern wäre er dem Kaiser zur Ausrottung der Ketzerei behilflich gewesen, hätte dieser seinen politischen Plänen und seinen Eroberungswünschen nicht so standhaft widerstrebt!

Politik und Machtstellung.

Auf dieses Verhältnis zu dem burgundisch-spanischen Herrscher, der das aufstrebende französische Reich und Königtum mit seiner Übermacht zu erdrücken oder in engere Schranken zu bannen suchte, war die ganze Regierung des Königs Franz bezogen. Neben der benachbarten Weltmacht seinen Rang zu behaupten, sich und seinem Volk eine hervorragende politische Stellung in Europa zu erringen, war die Aufgabe seines Lebens. In seiner Jugend trug er sich mit dem stolzen Gedanken, die erste Stelle unter den Potentaten gewinnen zu können. Diesen Preis hat er nicht davongetragen; Mailand und die Kaiserkrone fielen dem Gegner zu. Aber in diesem ehrgeizigen Streben war er der Repräsentant des Volkswillens, daher auch die Nation ihm willig folgte, sich allen Opfern unterzog, keine Einsprache gegen seinen Despotismus, seine unbeschränkte Machtfülle, seine Willkür erhob. Alle Schäden des Absolutismus, welche in der Folge sich an den Thron Frankreichs ansetzten, wurden durch Franz I. eingeleitet und in den Boden gesenkt. Ein Heer von Söldnern und einheimischen Kriegsknechten, unter adligen Führern im unbedingten Gehorsam und Dienst des Königs; ein Beamten- und Richterstand, der seine durch Kauf erworbenen Stellen mehr zum eignen Vorteil und Standesinteresse als zum Wohl des Volks gebrauchte (denn unter Franz wurde der Mißbrauch des Ämterverkaufs in den Parlamenten wie in der Magistratur und Verwaltung immer häufiger; der geldverschlingende Krieg entschuldigte alles); ein Klerus, der im Anschluß an die Krone Schutz suchte gegen die wachsende Opposition der Geister bald auf religiösem, bald auf litterarischem Gebiet, der im Kampf gegen den neuerungssüchtigen Zeitgeist und die politisch-kirchliche Reformationspartei zum Fanatismus sich erhitzte und als Werkzeug eines unbeschränkten Willkürregiments gebrauchen ließ; ein Bürgerstand, der seiner wichtigsten Kommunalrechte beraubt mehr und mehr zum steuerpflichtigen Lastträger des Staats herabsank, und eine

Landbevölkerung, von gutshörigen, zu Frondiensten gezwungenen Bauern ohne Menschenrechte und Bildung, das waren die Fundamente und Hebel der königlichen Machtfülle unter Franz I. Und so sehen wir denn die französische Nation im ehrsüchtigen Streben nach äußerem Rang, nach einer hervorragenden Geltung und Weltstellung auf die abschüssige Bahn des absoluten Königtums geraten und aus Ruhmsucht, aus Eitelkeit und nationalem Selbstgefühl sich in Gehorsam und Demut unter einen Machtherrscher beugen, welcher, um seiner Eigenliebe, seinen Fürstenlaunen, seiner Genußsucht und Sinnlichkeit zu genügen, sich Eingriffe in die heiligsten Rechte des Volks gestattete, alle Bewohner als seine dienstpflichtigen Unterthanen behandelte und in den meisten Fällen den Eingebungen seiner Leidenschaften folgte. Aber er war ein König voll Pracht und Herrlichkeit, voll Lebenslust und Lebenskraft und in stolzer Ruhmbegierde und ritterlichem Ehrgefühl der echte Repräsentant des französischen Adels und Volks, die sich daher auch ohne Sträuben an seinen königlichen Triumphwagen fesseln ließen. — Am 31. März 1547 starb Franz I. im Schloß Rambouillet, dreiundfünfzig Jahre alt. Seine Gemahlin Eleonore, des Kaisers Schwester, überlebte den königlichen Eheherrn um elf Jahre.

Heinrich II. 1547—1559. Der neue König Heinrich II. trat ganz in die Politik des Vaters ein. Kurz nach seiner Thronbesteigung erfocht der Kaiser den glänzenden Sieg bei Mühlberg, der ihn zum Herrn des protestantischen Deutschland machte. Dem französischen Monarchen war daher der Weg vorgezeichnet, den er ohne Zögern betrat, wie ihn auch Franz I. bei längerem Leben betreten haben würde. Denn so verlangte es die neuerrungene Stellung Frankreichs und die Stimme der Nation. Wir werden die Beteiligung Frankreichs an dem Schmalkaldischen Krieg und seine Haltung gegenüber dem spanisch-burgundischen Herrscherhaus in einem andern Zusammenhang kennen lernen; hier soll nur der zwölfjährigen Regierung des zweiten Heinrich in ihrer Beziehung auf die innere Geschichte Frankreichs gedacht werden, da während dieser Zeit der Boden bereitet wurde, auf welchem die blutige Aussaat der bürgerlichen Bewegungen und Religionskämpfe unter seinen Söhnen ihr unheilvolles Wachstum fand.

Charakter und Eigenschaften. Manche Eigenschaften hatte der Sohn mit dem Vater gemein. Auch Heinrich II. war ein hochgewachsener stattlicher Mann, in allen körperlichen Übungen ausgezeichnet. Im Reiten, im Tanzen, im Ballspiel kam ihm kein andrer an Gewandtheit und Fertigkeit gleich; auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, war er unermüdlich; im Turnier maß er gern seine Kraft mit den berühmtesten Rittern, und auch im Felde, in der Führung der Waffen war er dem Vater nicht unebenbürtig. Dagegen fehlte ihm die Eleganz des Geistes, der Schmuck des Wissens, der Geschmack an Kunst und Litteratur, die man bei Franz I. so sehr bewundert hatte, um derentwillen er von den Jüngern der Musen so sehr gepriesen worden war. Auch war Heinrich träge, ohne klaren und festen Herrscherwillen und wenig befähigt zu den Geschäften seines hohen Berufs, daher in

höherem Maße den Einflüssen von außen zugänglich und abhängig von seiner Umgebung, von Günstlingen und Mätressen. Wir erwähnten schon, daß Diana von Poitiers, eine Edeldame am Hofe des Vaters, obwohl um viele Jahre älter als er selbst, große Gewalt über Heinrich II. besaß. Er erhob sie zur Herzogin von Valentinois und suchte ihren Umgang um so mehr, als er wenig Neigung zu seiner florentinischen Gemahlin Katharina von Medici fühlte. Neben der Geliebten besaß der Herzog von Montmorency den größten Einfluß auf den König. Während Franz, eifersüchtig auf seine Autorität und Selbständigkeit, in seinen Gunstbezeigungen häufig wechselte und auch den Connetable bald anzog, bald abstieß, bewahrte Heinrich dem älteren Freunde, der ihm einst auf einem Feldzug in Italien einen Ehrendienst geleistet, stets die Treue und Hingebung.

Dazu trug wesentlich bei, daß Montmorency die Vorliebe des Königs für Krieg und Waffen teilte; denn unter Krieg und Waffen verfloß die ganze Regierungszeit Heinrichs II. Es war der alte Kampf gegen das habsburgisch-burgundische Haus, der aber unter dem neuen Regiment durch auswärtige Allianzen größere Tragweite erhielt und entschiedenere Resultate herbeiführte. Die Vorgänge auf der britischen Insel, deren wir früher gedachten, gaben Anlaß zu einem engen Bund mit Schottland und zur Wiedereroberung von Boulogne durch Montmorency, und als unter Maria Tudor England in das spanische Interesse gezogen ward, war Frankreich so glücklich, die Seestadt Calais, die seit Urväterzeiten in den Händen der Engländer gewesen, an sich zu bringen und neu zu bevölkern. Es kam der jungfräulichen Königin Elisabeth schwer an, im Frieden von Cateau-Cambrésis in die Abtretung zu willigen, aber bei der neuen Gestaltung der politischen Lage von Karls V. Nachfolger Philipp II. verlassen, war sie nicht im stande, allein den Krieg fortzusetzen. Sie erreichte, daß man ihr die Möglichkeit einer Wiedergewinnung der wertvollen festländischen Besitzung offen ließ; aber diese Möglichkeit wurde nie zur Wirklichkeit. Durch diese Errungenschaften erhielt Frankreich seine natürliche Abgrenzung im Westen durch den Kanal und das Atlantische Meer, und die letzten Spuren der alten Niederlagen waren nunmehr ausgelöscht. Gleiche Erfolge hatten die Franzosen im Nordosten des Reichs, wo sie ihre Arme nach Lothringen, bis an die westlichen Höhenzüge der Vogesen ausstreckten. Wenn sie dafür in dem genannten Frieden auf das Herzogtum Savoyen-Piemont Verzicht leisteten, so hatten sie den Vorteil, daß nunmehr Frankreich nach allen Seiten von festen Grenzen umschlossen war, die einen Angriff von außen sehr erschwerten, und daß zwischen dem spanischen Italien und Frankreich wieder eine Dynastie hergestellt ward, die wie vor alters so auch in Zukunft ihren natürlichen Anhalt in der westlichen Großmacht suchen mußte.

Kriegspolitik. *April 1559.*

Alle diese Vorteile erlangte Frankreich durch die geschickte Kriegspolitik Heinrichs II. und durch die Gunst der Umstände. Aber mit welchen Opfern mußten sie erkauft werden! Waren schon unter Franz I. die Abgaben, Steuern

Geldnot und Bedrückung.

und Auflagen zu einer drückenden Höhe gestiegen, so wurden sie bei den ununterbrochenen Kriegen während dieser Regierung und bei dem ungeordneten Staatshaushalt und der Habsucht der Günstlinge und Beamten fast unerschwinglich. Alle die schlimmen Finanzmaßregeln, zu denen Franz zeitweise hatte schreiten müssen, wurden unter dem Nachfolger in weit größerem Umfang in Anwendung gebracht und dennoch endete jedes Jahr mit einem wachsenden Defizit, das dann hauptsächlich von dem dritten Stande gedeckt werden mußte. Auch gar manchen Herren vom Adel fiel der Kriegsdienst und die mitunter hohe Loskaufsumme bei Kriegsgefangenschaft schwer zur Last und hatte die Verarmung nicht weniger Familien zur Folge. Nicht minder fühlte die Kirche die schwere Hand der unumschränkten Regierungsgewalt. Nicht nur daß die Beiträge und sogenannten freiwilligen Gaben zu den Bedürfnissen der Regierung mit jedem Jahr stiegen, die Günstlinge und Hofleute zogen aus den Pfründen, die ihnen des Königs Gnade zuteilte, ihre beträchtlichsten Einkünfte. Mehr als einmal erzeugten die durch gewissenlose Einnehmer und Steuerbeamten verschärften Bedrückungen, erhöhte Salzsteuer, geringhaltige Münzprägung, außerordentliche Auflagen, Zwangsanleihen, Strafgelder u. a. Aufregungen, die einst im Süden einen drohenden Aufstand hervorriefen.

Die französischen Calvinisten und Heinrichs II. Ausgang.

Das wichtigste Ereignis in der inneren Geschichte Frankreichs unter Heinrich II. bildet die zunehmende Vermehrung der reformierten Gemeinden. Wenngleich schon seit Jahren die neuen Glaubenslehren da und dort in verschiedenen Kreisen Eingang gefunden hatten, so dauerte es doch lange, ehe ein gemeinschaftliches Band die Gleichgesinnten verknüpfte; gegenseitiges Mißtrauen und der Mangel eines anerkannten Glaubensbekenntnisses verhinderte die Vereinigung, bis Calvins Institution der christlichen Religion bekannt wurde und die Gleichdenkenden einander näher brachte. Hatte bisher der Einzelne im Innern seines Hauses, in der Mitte seiner Familie, im Kreise einiger Vertrauten das neue Evangelium unter dem Schleier des Geheimnisses verkündigt, so traten nun mehrere Gesinnungsgenossen zusammen, aus Furcht vor den Spähern und Verfolgern meistens zur Nachtzeit in geschlossenen Räumen, und erbauten sich durch religiöse Gesänge und das Lesen evangelischer Schriften, die aus dem Ausland eingebracht wurden. Die französische Bibel von Olivetan, die Psalmen Marots, Calvins erster Katechismus fanden rasch Verbreitung. Aber Festigkeit, Einheit und kirchliche Ordnung erhielten diese religiösen Versammlungen erst, nachdem Calvin die reformierte Kirche in Genf begründet hatte. Es wurde schon erwähnt, wie viele reformatorisch gesinnte Männer fort und fort nach der Lemanstadt, dem neuen Jerusalem pilgerten, um dort Schutz und Belehrung zu suchen. Auf Genf waren die Augen der Gläubigen gerichtet, in Genf empfingen sie die Worte des Lebens, die ihnen Trost und Zuversicht in Leiden und Trübsal gewährten, auf Genf deutete selbst der Name „Hugenotten“, den ihnen die Gegner beilegten. Die Grenzstadt am See wurde das Haupt und die Pflanzstätte der neuen Lehre

in Frankreich; den Worten des Reformators, die dort in der Peterskirche erschallten, lauschte man mit begeisterter Andacht; aus seinem Munde schöpfte die studierende Jugend des südlichen Frankreich die Lehren, die sie dann in der Heimat als Prediger den Gläubigen verkündeten, allen Verfolgungen, Peinigungen und Strafen Trotz bietend. Der Mut und die Standhaftigkeit steigerte sich zu poetischer Größe. Was half es, daß im Jahr 1551 das scharfe Edikt von Chateaubriant das Drucken oder Einbringen religiöser Bücher ohne die Zensur der Sorbonne untersagte und die Übertretung mit Verlust des Vermögens und andern schweren Strafen bedrohte; daß die klerikalen Zeloten, unterstützt von einer mächtigen Hofpartei, der Neuerung immer feindseliger entgegentraten, auf Grund der alten Kirchengesetze immer heftigere Verfolgungen anstrengten; wer will dem Geiste wehren, der im Herzen wohnt und nach Offenbarung dürstet, wer den hingebenden Glaubensmut einer für die evangelische Wahrheit begeisterten Seele ersticken? Schon im Jahr 1555 bildete sich in Paris eine reformierte Gemeinde nach dem Muster der Genfer Mutterkirche, die zwei Jahre lang den Späherblicken der Sorbonne und des Parlaments zu entgehen wußte, und so empfänglich zeigten sich die Städte Frankreichs für die neue Botschaft des Heils und die apostolische Kirchenform, daß nach Bezas Angabe im Jahr 1562 bereits zweitausendeinhundertundfünfzig reformierte Gemeinden den Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche und die Sittenzucht nach den Vorschriften Calvins eingeführt hatten, unter der Leitung von Geistlichen, die zu den Füßen der Genfer Reformatoren gesessen. Die meisten Bekenner zählte die reformierte Kirche bei dem Bürgerstand; die vornehmen Kreise verhielten sich lange gleichgültig gegen die neue Lehre, die der persönlichen Freiheit und dem sittlichen Wandel so große Opfer und Entsagung zumutete, und die bäuerliche Bevölkerung auf dem Lande, in deren dumpfes Geistesleben kein Strahl eines höheren Wissens drang, folgte vertrauensvoll den Eingebungen der Priester und Mönche. In den städtischen Kreisen hatte der Calvinismus seine Stütze und seinen Halt; dem ehrsamen in geordneter Häuslichkeit sich bewegenden Bürger- und Gewerbstand war das Lesen der Bibel und Andachtsbücher eine Erholung für die Arbeit der Woche, eine Erhebung aus der engen Geistesatmosphäre der Alltäglichkeit, während der höher Gebildete diese Lektüre gering achtete und der Bauer nicht lesen konnte. Es war zunächst die politische Parteistellung, welche gegen das Ende der Regierung Heinrichs II. auch aus den höheren Lebenskreisen der reformierten Kirche Bekenner zuführte. Wir werden die Parteibildung in dem hohen Adel, in der Umgebung des Hofes an einem andern Ort kennen lernen; denn mit ihr beginnt eine neue Periode der französischen Geschichte, die König Heinrich II. nicht mehr erlebte. Wenige Monate nach dem erwähnten Friedensschluß von Cateau-Cambrésis, in 3. April 1559.
welchem die Könige von Frankreich und Spanien die Verabredungen ihrer Väter zur Ausrottung aller Häresie insgeheim wiederholt zu haben scheinen, starb der zweite Heinrich an den Folgen einer Verwundung, die er durch die zersplitterte

Lanze des Grafen von Montgomery bei Gelegenheit eines Turniers über dem rechten Auge empfing. Die großen Hoffeste, die der König zur Feier der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. von Spanien und seiner Schwester Margarete mit Emanuel Philibert von Savoyen veranstaltete, sollten mit einem glänzenden Waffenspiel, woran der König so großes Wohlgefallen
10. Juli 1559. fand, geschlossen werden; da ereilte ihn der Tod in einem Alter von vierzig Jahren. Zwei Monate zuvor war auf einer allgemeinen Synode der Reformierten in Paris die Kirchenordnung auf Grund der Genfer festgesetzt worden, mit einem Konsistorium und Ältestenrat, mit Diakonen zur Armen- und Krankenpflege und mit zwiefachen Synoden zu gesetzlichen Entscheidungen in allen den Glauben, den Kultus und die christliche Sitte betreffenden Angelegenheiten, ein Symbol der Eintracht und der Stärke für die bevorstehenden Kämpfe. Ein gleichzeitiger Versuch der Häupter der Altkirchlichen, insbesondere des Kardinals von Lothringen aus dem herzoglichen Hause von Guise, durch Einführung der Inquisition die Widerstandskraft der römischen Kirche gegenüber der Neuerung zu erhöhen, ihre Einheit und die hierarchischen Ordnungen durch den Terrorismus eines Glaubenstribunals gegen jede Gefährdung sicherzustellen, scheiterte an der Opposition der Parlamentsräte, die von einer solchen Institution eine Verminderung ihrer eignen juridischen Autorität befürchteten. Wie das deutsche Reichskammergericht war auch der Pariser Parlamentshof ein Wächter des kanonischen Rechts und der kirchlichen Jurisdiktion, aber er wehrte sich eifersüchtig gegen jede Einrichtung, die mit seinen eignen Gerechtsamen in Rivalität treten könnte. Und auch noch eine andre Anschauung und Geistesrichtung trat in den richterlichen Kreisen zu Tage, die bereits die künftigen Stürme ahnen ließ. Bei den Beratungen über das fernere Verfahren gegen die neuen Religionsgenossen, denen der König einige Wochen vor seinem Tod selbst beiwohnte, erhoben sich unter den Parlamentsräten mehrere namhafte Stimmen gegen die Anwendung der alten Ketzergesetze auf die Calvinisten. Solange nicht durch ein Konzil ein endgültiges Urteil gefällt sei, wurde geäußert, könne man ihre aus der Bibel geschöpfte Lehre nicht zum voraus als Häresie verdammen. Wenn man den neuen Predigern zum Vorwurf mache, daß sie Religionsspaltungen hervorriefen, so entstehe zunächst die Frage, wer die Veranlassung dazu gegeben. Es sei bekannt genug, daß in der römisch-katholischen Kirche eine Menge von Mißbräuchen herrschten; man könne also sagen, wie einst Elias zu Ahab: „Du bist es, der Israel verwirrt.“ Solle man fortfahren, Leute zu verdammen, die noch auf dem Scheiterhaufen den Namen Christi anriefen, während in der herrschenden Kirche die Laster und Mißstände geduldet und geschützt würden? Der König geriet in den heftigsten Zorn, er glaubte in der Erwähnung Ahabs eine Beziehung auf sich selbst zu erkennen. Daher gab er Befehl, die zwei Hauptredner dieser Partei, Dufaur und Anna Dubourg, sofort nach der Bastille zu bringen, und verließ die Versammlung mit drohenden Worten. Es waren die ersten Anzeichen einer

kirchlichen Opposition in den höheren Gesellschaftskreisen des Richter- und Beamtenstandes, eines Versuchs, der grausamen Verfolgungssucht klerikaler Fanatiker durch die Forderung der eignen Besserung, der Reform eingewurzelter Mißbräuche im eignen Hause zu begegnen. War es doch kein Geheimnis, daß mächtige Leute vom Hofe, wie Saint-André, Montmorency und die königliche Mätresse selbst die Ketzerverfolgungen darum so eifrig betrieben und befürworteten, um sich mit den konfiszierten Gütern der Verurteilten zu bereichern!

Reformierte Gemeinden in Frankreich.

Aus Bezas Geschichte der reformierten Kirche in Frankreich lernen wir die Orte kennen, wo unter der Regierung Heinrichs calvinische Gemeinden nach dem Vorbild von Genf organisiert worden waren. In der Umgegend von Paris bestanden solche kirchliche Gemeinden in Meaux, Senlis, Chartres, Nemours; St.-Germain en Laye hieß das kleine Genf. — In der Pikardie zu Amiens und Abbeville. — In der Normandie, sagt Beza, hatte jede gute Stadt und jeder Flecken eine Kirche nach dem Muster der von Rouen, und führt bei Gelegenheit des ersten Religionskriegs vierzehn namentlich an. — In der Bretagne ließ Dandelot, Bruder des Admirals von Coligni, durch einen Prediger, der ihn auf einer Reise begleitete, die Lehre Calvins vortragen, wodurch er sich die Ungnade des Königs zuzog; doch fand in dieser abgeschlossenen Provinz das neue Evangelium nur in Nantes und Rennes Bekenner. Dagegen hatten die meisten Städte von Maine, Touraine, Anjou calvinische Gemeinden, besonders die an der Loire, wie Blois, Amboise, Tours, Bourgeuil, Angers; Le Mans war die Mutter von mehreren andern in der Nachbarschaft. Noch mehr Bekenner fand die neue Lehre in Poitiers, das die Stifterin von einigen andern Kirchen wurde, und in Saintonge, Aunis und Angoumois hatte die protestantische Partei das Übergewicht. Die reiche und blühende Handelsstadt Larochelle, deren Munizipalrechte sie fast zu einer Freistadt erhoben, war der calvinischen Lehre gänzlich zugethan, Rochefort, Saintes, St. Jean d'Angely, Angouleme und viele andre waren auf gleiche Weise dem Protestantismus ergeben. Am größten aber war der Fortgang der Reformation in Guienne und Languedoc und überhaupt in dem mittäglichen Teil von Frankreich, wo durch Handel und Verkehr Städte blühten, die größerer Freiheit, größeren Wohlstandes und größerer Bildung sich erfreuten, als diejenigen des nördlichen Frankreich; sie ordneten selbständig ihre städtischen Verfassungen und waren durch regelmäßige Provinzialstände vertreten; ein republikanischer Geist und Sinn für ein unabhängiges, eigen geschaffenes Familienleben war hier vorherrschend. Dieser Teil war später, als die andern, der französischen Monarchie einverleibt worden, die Könige besuchten ihn selten, und die alte Scheidung der Provençalen und des Volks der Languedoc von ihren nördlichen weniger gebildeten Brüdern war noch in Sitten und Gewohnheiten, in Sprache und Gesetzgebung bemerkbar. Hier, wo schon in alten Tagen die Grundsätze der Albigenser ihren Sitz hatten, mit deren Vertilgung auch die Blüte des Landes auf lange Zeit verschwunden war, hier ergriff man die neue Lehre mit enthusiastischer Liebe und suchte sie ebenso unabhängig als Eigentum zu schützen, wie man die bürgerlichen Einrichtungen zu erhalten gewußt hatte, mit denen jene so sehr harmonierte. Dazu kam noch, daß in Guienne der König von Navarra als Statthalter stand, der anfangs selbst der calvinischen Lehre huldigte, und dessen Gemahlin, Johanna von Albret, Margaretens Tochter, fortwährend die mütterlichen Ansichten bewahrte. Sie ließ Beza nach Nerac kommen, berief Viret nach Orthez, wo er 1571 starb, und versah die meisten evangelischen Gemeinden dieser Gegend mit Predigern, die in Genf gebildet worden. Die fruchtbarste derselben war Montauban, von einem Zögling der Genfer Schule, Kaspar de Lafaverze gegründet,

der Hauptsitz des Protestantismus im Süden und nach Beza die Stifterin von fünfzehn andern; zahlreiche Protestanten waren ferner in Mermande, Agen, Villeneuve, Cahors, Villefranche und vielen kleineren Orten; auch Périgueux dürfen wir hierher rechnen und Bordeaux nebst der Umgegend. In Languedoc und den Sevennen sind besonders zu merken: Castres, Carcassonne, das reiche Limoux, Beziers, Montpellier, wo Viret eine Zeitlang lehrte, sowie Nimes, dann Milhaud und viele andre, selbst Toulouse zählte eine große Anzahl Bekenner. In der Provence befanden sich schon im Jahr 1560 sechzig reformierte Gemeinden, wozu man wahrscheinlich die Waldenser rechnen muß, die seit Jahrhunderten die Thäler dieser Gegend bewohnten, es werden namentlich erwähnt: Aix, Brignolles, Barjols, Sisteren und die bischöfliche Stadt Orange, die als unabhängige Herrschaft dem Hause Nassau gehörte. In der Dauphinee zählten die Städte Grenoble, Valence, Montelimart und Lyon viele Calvinisten, und letzteres hatte neben Peter Viret, der eine Zeitlang hier lebte, noch fünf Prediger; auch Gap, der Geburtsort Farels, hatte eine reformierte Gemeinde, die dieser gründete, als er schon Pfarrer in Welsch-Neuenburg war. — In Burgund machte die Reformation weniger Fortschritte, weil der Herzog von Aumale, aus dem Hause Guise, gewaltsam die Neuerungen zurückhielt, doch zählte Dijon über zweitausend Protestanten, und in Chalons, Mâcon und Autun befanden sich reformierte Gemeinden. In der Champagne war der Fortgang des Calvinismus sehr verschieden, indem auf der einen Seite der Statthalter der Provinz, der Herzog von Nevers, ein Neffe des Prinzen von Condé, und der Bischof von Chalon denselben begünstigten, auf der andern Seite die Guisen, welche große Besitzungen in der Champagne hatten, den katholischen Glauben festzuhalten suchten. Protestantische Gemeinden befanden sich zu Troyes, Auxerre, Sens, Reims u. a. O. Lothringen war das Erbland der Guisen, daher sich hier nur wenige Spuren der Reformation zeigten, doch wußten die Protestanten von Metz ihre Kirche, eine Stiftung Farels, gegen innere und äußere Feinde lange zu bewahren. Dagegen waren in allen Städten längs der Allier und Loire zahlreiche Calvinisten, zu Moulins, Nevers, La Charité, Sancerre, Cosne, Gien und vor allen in Orleans, von wo aus drei Prediger in der ganzen Umgegend die neue Lehre verkündigten. Dasselbe fand in Berry statt, zu Bourges, schon seit Franz I. Zeit, zu Issodun, Romorantin und Celles.

2. Kultur und Litteratur in Frankreich.

Litteratur. Zu den (IX, 291) angeführten Werken ist beizufügen: Oeuvres de Rabelais accompagnées d'un commentaire nouveau par Burgaud des Marets et Rathery. Paris 1870 (noch unvollendet) und das gründliche Werk von Gottl. Regis, Meister Franz Rabelais, Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht. Leipz. 1832—1841, 3 Bde.; Dr. Fr. A. Arnstädt, Franç. Rab. und sein Traité d'éducation cet. Leipzig 1873; G. Weber, Der Übergangsprozeß zweier Weltalter und François Rabelais (Historisches Taschenbuch, herausgegeben von W. H. Riehl. V. 3. Leipzig 1873).

a. Altertumsstudien.

Die Renaissance in Frankreich. Es ist schon früher erwähnt worden (IX, 881), daß auch in Frankreich der Humanismus geschickte und eifrige Bekenner zählte. Und wie sollte nicht bei dem regen Verkehr der französischen und italienischen Völker an der Scheide des Jahrhunderts das Interesse für antike Litteratur und Kunst, für die Weisheit und

den Schönheitssinn des griechischen und römischen Altertums über die Alpen gedrungen sein! Haben doch drei Könige ihre Lebenskraft für die Eroberung der schönen Halbinsel eingesetzt, die ihnen schließlich doch nicht zu teil geworden ist. Es ist begreiflich, wie sehr das Kulturleben Italiens die Augen und Herzen der begabten, empfänglichen Nation fesseln und entflammen mußte! Der uns bekannte Kardinal Georg von Amboise hat seinen großen Einfluß bei Ludwig XII. † 1510.
zur Belebung der Künste und Wissenschaften benutzt, ein Streben, das sein Monarch mit ihm teilte und dessen Nachfolger in noch höherem Grade kultivierte. Schon unter Ludwig XII. bemerkte man an dem reicheren Baustil der Paläste und Rathäuser den Einfluß der Renaissance, die durch eingewanderte oder berufene Italiener, wie Fra Giocondo von Verona, wie die beiden Giusti, wahrscheinlich von Florenz u. a., in Frankreich begründet wurde; das erzbischöfliche Schloß und der Justizpalast in Rouen, das Hotel de Cluny in Paris, so viele stattliche Gebäude in Tours, Orleans, Blois und andern Städten geben noch jetzt Zeugnis von dem Kunstsinn wie von dem Reichtum Frankreichs unter Ludwig XII. und seinem Minister. Während der auswärtigen Kriege, die gar manche kostbare Beute brachten, hatte Frankreich Zeit, durch die Fruchtbarkeit seines Landes, durch Handel und Gewerbthätigkeit zu großem Wohlstand sich emporzuarbeiten und den Künsten des Friedens und den geistigen und ästhetischen Genüssen sich ohne Rückhalt hinzugeben. So war der Boden schon bestellt, als Franz I. durch seine Liebe für Kunst und Altertum neue Fruchtkörner ausstreute. An der Apenninischen Halbinsel, wo er die ersten Lorbeeren durch die Schlacht von Marignano errang, hat sein Herz stets gehangen; es scheint, daß die späteren Unfälle, die ihn dort betroffen, ihm dieselbe nur noch teurer machten. Und da er das Land selbst nicht besitzen konnte, so wünschte er die hohen geistigen Güter, die er darin so sehr liebte und bewunderte, seinem schönen Frankreich zu erwerben. Wir wissen, daß der edle Meister Lionardo da Vinci auf dem Schlosse Clous bei Amboise in des Königs Armen verschied; daß der leichtsinnige talentvolle Benvenuto Cellini manche Jahre in Frankreich verlebte. Auch Andrea del Sarto hatte einige Zeit daselbst verweilt. Und daß ihre Einwirkung nicht vorübergehend war, bewies die französische Künstlergruppe, die den Hof des Königs Franz und seines Sohnes Heinrich II. schmückte, und in welcher Jean Cousin, Jean Cousin zw. 1540 bis 1589.
eben so ausgezeichnet als Bildhauer wie als Maler in Öl und auf Glas, hervorragte. Sein großes Bild „Das jüngste Gericht“ wies ihm seine Stelle unter den ersten Historienmalern Frankreichs an. Nach den Plänen des Italieners Serlio und seiner Schüler Philibert de Lorme u. a. wurde das prachtvolle königliche Jagdschloß in Fontainebleau aufgeführt und ausgeschmückt, wurden die Schlösser von Vincennes, Chambord, St.-Germain en Laye und Verneuil erbaut oder hergestellt. Gleiches Interesse widmete Franz der Poesie und der Altertumskunde in allen ihren Verzweigungen. Der Dichter Luigi Alamanni, der wie so viele andre patriotische Italiener aus Furcht vor der spanischen Zwing-

herrschaft die Apenninische Halbinsel verließ, um in Frankreich eine neue Heimat zu suchen, lebte hochgeehrt am Hofe von Paris. Denn noch mehr als seine Vorgänger liebte Franz, im Lied als Held und Ritter gefeiert zu werden. Und wie sehr er den klassischen Studien zugethan war, ging aus der Gunst hervor, die er den Trägern des Humanismus zuwandte. Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn wir lesen, daß derselbe König, der mit so despotischem Schritt über dem Nacken seines Volks hinwandelte, der in der Provence die Brandfackel der Religionswut über friedliche Ortschaften schwang, in dem Amphitheater zu Nimes niederkniete, um alte Inschriften zu entziffern und aufzuschreiben. Damals war die Altertumswissenschaft und Philologie, die von Italien aus ihren Triumphzug durch Europa hielt, die Lieblingsbeschäftigung der vornehmen Stände.

Französische Humanisten und Sprachgelehrte.

Wir haben die geistige Aristokratie der Humanisten, als deren Haupt Erasmus angesehen werden kann, die in allen Ländern ihre Verbündeten und Gesinnungsgenossen zählte und eine Art von gelehrtem Orden bildete, bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Alle Seiten, die wir bei den italienischen, deutschen und englischen Humanistenkreisen vorgeführt haben, bieten auch die Freunde der wissenschaftlichen Wiedergeburt in Frankreich dar. Wir werden ihre Stellung und Haltung gegenüber der Kirche, dem Staat, der Gesellschaft im Leben Rabelais' am besten kennen lernen, denn der witzige und gelehrte Autor des Gargantua und Pantagruel verkehrte stets in ihren Kreisen und erfreute sich der Gunst ihrer Häupter. Mehrere von ihnen, wie die drei Brüder du Bellay, wie Wilhelm Budäus (Budé), wie Peter Duchatel, wie der königliche Leibarzt Wilhelm Cop u. a. bewegten sich in den angesehensten Lebensstellungen und ihr Einfluß war mächtig genug, den empfänglichen, wißbegierigen König für Wissenschaft und geistiges Leben zu gewinnen. **Johann Laskaris**, aus der für Verbreitung der griechischen Sprache im Abendland so thätigen byzantinischen Familie (IX, 867), lebte längere Zeit in Frankreich, von Franz I. zu Gesandtschaften benutzt und als gefeierter Hellenist und Lehrer wirkend; **Hieronymus Aleander**, aus Motta di Lirenza in Istrien, wirkte eine Zeitlang als Rektor der Pariser Universität, ehe er seine bekannte Rolle als päpstlicher Botschafter in Deutschland übernahm.

Julius Scaliger. 1484–1558. Joseph Justus Scaliger. 1540–1609.

Jul. Cäsar Scaliger von Verona, einer der vielseitigsten Gelehrten in den Schriften der Alten, deren naturwissenschaftliche Werke er den Zeitgenossen erschloß, verbrachte einen großen Teil seines Lebens in Agen und anderwärts, und sein Sohn Joseph Justus, der Begründer eines wissenschaftlichen Systems der Chronologie und einer Poetik nach den Mustern und Beispielen der Alten, war in Frankreich geboren. Von ihnen angeregt und unterrichtet, widmeten sich viele Eingeborne den griechischen Studien: man edierte, übersetzte und erklärte griechische und römische Schriftsteller, man verfaßte Grammatiken und Wörterbücher, man studierte Hebräisch, man machte lateinische Gedichte nach Horazischen

Vorbildern, man suchte auf jede Weise das Altertum dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen. Die Familie Stephanus (Etienne) erwarb sich einen berühmten Namen durch geschätzte Druckwerke. Als Robert Stephanus, der Vater des Henricus, ein ausgezeichneter Sprachgelehrter (Thesaurus linguae latinae), wegen Herausgabe der Bibel in den Urtexten von der Sorbonne verfolgt wurde, nahm ihn der König in Schutz und förderte ihn durch Unterstützungen bei seinen Arbeiten. Erst nach dessen Tod mußte er sich neuen Anfechtungen durch die Flucht entziehen. Er verlegte seine Werkstätte nach Genf, wo er, zur calvinischen Religion übertretend, in Verbindung mit seinem Schwager Badius und seinem Sohn Henricus seine linguistische und typographische Thätigkeit fortsetzte. Rob. Stephanus. 1503—1559.

Der Sohn übertraf den Vater noch an allseitiger Gelehrsamkeit. Sein griechisches Wörterbuch (Thesaurus linguae Graecae) kann als die Schatzkammer für diese Sprache angesehen werden, in welcher die gesamte damals gewonnene Kenntnis vereinigt und den folgenden Geschlechtern überliefert ward. Unter der Leitung solcher Lehrer und ihrer Schüler nahm die Sprach- und Altertumskunde in Frankreich einen mächtigen Aufschwung. Die vier Brüder du Bellay, wovon zwei die bischöfliche Würde erlangten, zwei andre als Kriegsmänner und Geschichtschreiber sich hervorthaten, förderten die humanistischen Studien mit edlem Wetteifer, schützten die Gesinnungsgenossen durch ihren Einfluß gegen die Anfeindungen der Scholastiker und hielten bei König und Hof die geistigen Interessen lebendig. Der jüngste, Johann du Bellay, von Franz I. in Staatsgeschäften und bei Gesandtschaften öfters verwendet, erwarb sich den Kardinalsrang. Denn in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts diente humanistische Bildung auch in Rom zur Empfehlung. Den andern, Joachim du Bellay, Erzbischof von Bordeaux, werden wir als Dichter kennen lernen. Wilhelm Budäus, den selbst Erasmus wegen seiner alle Wissenschaften umfassenden Gelehrsamkeit bewunderte, erhielt von Franz ein Staatsamt und die Stelle eines königlichen Bibliothekars. Budäus war es auch, der dem König den Gedanken eingab, durch Gründung einer großartigen Lehranstalt für die drei Sprachen des Altertums, der „menschlicheren Wissenschaft" (Humaniora) eine Freistätte zu bereiten gegenüber der scholastischen „Gottesgelahrtheit" der Sorbonne. Durch kein Werk hat Franz I. so sehr bei Mit- und Nachwelt seinen Namen verherrlicht, als durch die Gründung und Ausstattung des „königlichen Kollegium", bei dessen Einrichtung Erasmus zu Rate gezogen ward, für welches man bedeutende Lehrkräfte in Frankreich und vom Auslande zu gewinnen bemüht war. Aus diesem Kollegium, in welchem der Hellenist Danes wirkte, ging der gelehrte Humanist und Philosoph Peter Ramus (la Ramée) hervor, der im Gegensatz zu der von ihm heftig bekämpften aristotelisch-scholastischen Lehre eine Reform der Studien nach der Natur und nach den echten Werken des Altertums anstrebte und nach einem wechselvollen Leben zwei Tage nach der

Henricus Stephanus. 1528—1598.

Ramus. 1515—1572.

Bartholomäusnacht seinen Tod durch den von einem litterarischen Gegner wider ihn aufgehetzten Pöbel fand. Wie die Mediceer wendete auch Franz große Geldsummen zum Ankauf wichtiger Handschriften auf, wobei ihm Wilhelm Pellicier, Gesandter in Venedig, erfolgreiche Dienste leistete. Durch diese vom Hofe unterstützten Bestrebungen gelangte der Humanismus in Frankreich zu einer Blüte, die kaum in Italien glänzender dastand; Frankreich wurde gleichsam der Erbe dieser Renaissance der Wissenschaften, da sie um diese Zeit in ihrer italienischen Heimat bereits in Abnahme gekommen. Italiener, Deutsche, Niederländer nahmen teil an dieser Blüte; die humanistischen Studien waren ja Gemeingut aller Nationen, trugen ja einen kosmopolitischen Charakter. War denn nicht ihr Haupt und Führer Erasmus in allen Ländern Europas zu Hause und ebenso bekannt und heimisch in Paris als in London, in Rotterdam, in Basel, in den Städten Italiens? Der nahmhafte Philosoph, Mediziner und Satiriker Corn.
Agrippa. 1486–1535. H. Agrippa von Nettesheim war in Dôle, Metz, Lyon, Grenoble ein ebenso gefürchteter und verfolgter Gegner der scholastischen Lehrmeinungen, als in Köln. Ein Wander- und Abenteurerleben war jenen aufstrebenden Talenten zum Be-
Alciati. 1492–1550. dürfnis, zur andern Natur geworden. Der große Rechtsgelehrte Andr. Alciatus (aus Alzate bei Mailand) lebte und lehrte abwechselnd in Pavia und Avignon, in Bologna und Bourges. In letzter Stadt folgte ihm einige Jahrzehnte später ein noch größerer Jurist auf dem Lehrstuhl des römischen Rechts nach, Jacques
Cujacius. 1522–1590. de Cujas oder Cujacius, dem wir an einer andern Stelle noch begegnen werden. Ein Schüler von Cujacius und Freund von Scaliger war der Staats-
Thuanus. 1553–1617. mann und Parlamentsrat Jacq. Aug. de Thou, gewöhnlich Thuanus genannt, welcher die „Geschichte seiner Zeit“ im Geiste und in der rhetorischen Breite des Livius mit Wahrhaftigkeit und Freimut beschrieben hat. Das damalige Frankreich kannte noch nicht die Zentralisation, die alles geistige, wissenschaftliche und litterarische Leben in die Hauptstadt bannt; in dem Frankreich der Renaissance übten die Provinzstädte noch einen bedeutenden Einfluß im Reich des Wissens und Könnens, und wie mancher Ort, der heutzutage von den Musen verlassen erscheint, faßte in jener Zeit weithin strahlende Talente in seinen Mauern.

Das Interesse für das griechische und römische Altertum dauerte selbst in den trüben Zeiten der Religionskriege fort. Der Hof, wo Katharina von Medicis mehrere Jahrzehnte lang den größten Einfluß auf Staat und Leben übte, blieb den Neigungen getreu, die von den florentinischen und französischen Vorfahren auf die Nachkommen vererbt worden. Während der Regierung Karls IX. und Heinrichs III. legte Jakob
Amyot. 1513–1593. Amyot, der Sohn geringer Eltern, der unter dem Druck der Armut und höchster Entbehrung sich der klassischen Philologie gewidmet und gründliche Kenntnisse in der griechischen Sprache erworben hatte, Hand an die Übersetzung des Plutarch und schuf ein Meisterwerk, das über ein Jahrhundert als Muster reiner kräftiger Prosasprache galt und wesentlich die Popularität begründete, deren sich der griechische Historiker und Philosoph der römischen Kaiserzeit fortwährend in Frankreich zu erfreuen hatte, von den

Tagen Heinrichs IV. bis auf Napoleon. Der Amyotsche Plutarch erhielt für die französische Sprachbildung fast dieselbe Bedeutung, wie die lutherische Bibel für die deutsche. Er schuf mit den französischen Werken Calvins, die wir an einem andern Ort kennen gelernt haben, das Muster einer kräftigen Prosa; beider Schriften behaupteten lange hin eine gesetzgeberische Autorität. Von Heinrich II. als Lehrer der königlichen Söhne angestellt, erhielt Amyot von seinen Zöglingen in der Folge manche Gunsterweisungen, so daß er als Bischof von Auxerre mit Hinterlassung eines großen Vermögens starb.

b. Clement Marot und seine Zeitgenossen.

Das Eindringen der antiken und italienischen Wissenschaft und Kunst in das größere benachbarte Königreich konnte nicht verfehlen, der französischen Litteratur und Poesie einen andern Charakter aufzudrücken, als wir in den früheren Blättern kennen gelernt haben (IX, 308 ff.). Wenn ehedem Frankreich in der Dichtkunst wie in allen gesellschaftlichen Lebensformen den Ton angegeben, Muster und Vorbilder aufgestellt hatte, so mußte es im sechzehnten Jahrhundert die Führerschaft an die antike Welt und an Italien abgeben. Während unter Karl VIII. und Ludwig XII. in der königlichen Umgebung und bei der Aristokratie noch das Ritterleben mit seinem festlichen Glanze, seinen Schaustücken und seiner erotischen Lyrik fortbestand, unter Franz I. die mittelalterlichen Hoffitten mit den Formen der Renaissance sich zu neuen Gestaltungen vermischten, verschwand in der Litteratur die Ritterpoesie, die minneselige Romantik, die einst ihren siegreichen Gang durch die europäischen Kulturländer genommen, mehr und mehr und machte einem Realismus Platz, wie er schon bei Franz Villon (IX, 313) hervorgetreten war und wie er im Charakter der Zeit lag. Die Amadisromane (IX, 329 f.), die ihren Weg aus der Spanischen Halbinsel auch nach Frankreich fanden, vermochten die Phantasie des Volks nicht in dem Maße zu fesseln, wie einst die Artusromane, wenn sie gleich noch öfters gedruckt und in einzelnen Kreisen gelesen wurden. Wenn König Franz I. selbst in den poetischen Anwandlungen, die er von Zeit zu Zeit hatte, noch in der alten höfischen Rittermanier sich erging, zum Preise der Agnes Sorel oder der Laura Petrarcas ein Minnelied dichtete oder nach Art seines Ahnherrn (IX, 312) während der Madrider Gefangenschaft in elegischen Tönen seine Sehnsucht nach dem schönen Frankreich und seinen Freuden aussprach, so war dagegen seine talentvolle Schwester Margarete von Valois ganz ein Kind ihrer Zeit, die Verkünderin der Ideen und Richtungen, die damals des Menschen Herz erregten und in Bewegung setzten. Zuerst an den Herzog von Alençon, dann nach dessen Tod an Heinrich von Albret, König von Navarra, vermählt, war sie die Beschützerin der freisinnigen Humanisten, welche mit der antiken Litteratur frische und freie Lebensansichten verbreiteten. Selbst die reformatorischen Glaubenslehren blieben ihr nicht fremd; sie unterhielt mit Briçonnet von Meaux einen mystischen Briefwechsel und erging sich in ihrer religiösen Poesie über die Rechtfertigung und

Neue Richtung.

Margarete von Valois. 1492–1549.

das Verhältnis der in den Verführungen der Welt irrenden Kreatur zu dem göttlichen Wesen; und wenn sie auch selbst aus dem Leben schied, ehe die religiöse Trennung in Frankreich in Gemeindebildungen äußerlich hervorgetreten war, so bewirkte doch ihre Tochter Johanna, die Gönnerin Bezas, daß die Ansichten der Reformatoren unter ihrem Schutz und ihrer Begünstigung in das alte Baskenland an den Pyrenäen vordrangen. Margarete wird von den Zeitgenossen als eine gelehrte, von tiefem Wissensdrang erfüllte Dame geschildert, welche griechisch und lateinisch verstanden habe und selbst des Hebräischen nicht unkundig gewesen sei. Auf ihren königlichen Bruder, dem sie in Madrid tröstend und erheiternd zur Seite stand, übte sie großen Einfluß; die Liebe zur Wissenschaft war das gemeinsame Band, das ihre Seelen innig verknüpfte. Die zahlreichen Briefe, die sich erhalten haben, sind ein schönes Zeugnis des zarten herzlichen Verhältnisses, das sie mit dem um einige Jahre jüngeren Bruder unterhielt. Es ist begreiflich, daß die Dichter und Schriftsteller jener Tage nicht verfehlten, die Fürstin mit Schmeicheleien zu überschütten, sie mit Anspielung auf ihren Namen als Perle und Frühlingsblume zu feiern.

1. Geistliche Dichtungen. Margaretens Schriften sind der Spiegel ihrer Gedankenkreise und geistigen Interessen, die einerseits in den religiösen Zeitfragen anderseits in der italienischen Litteratur wurzelten. Wenn wir erfahren, daß ihr Lehrgedicht „Spiegel der sündigen Seele“ von der Sorbonne verdammt wurde, daß in ihren lyrischen Gedichten zu viel Theologie vorherrschte, daß sie „Gebete“ in Versen gemacht und ein geistliches Lehrgedicht „Der Triumph des Lammes“ verfaßt, so erkennen wir darin die Richtung, die in der Folge bei ihrer Tochter und ihrem Enkel schärfer und entschiedener hervortrat. Auch daß Wilhelm Petit, Humanist und Beichtvater des Königs, vor dem geistlichen Gerichtshof ihre Verteidigung führte, bezeichnet den Charakter ihrer geistlichen Poesien, die übrigens für die Nachgebornen wenig Anziehendes hatten und darum der Vergessenheit anheimfielen. Desto dauernder war der litterarische Ruhm, den sie sich durch ihre
2. Heptameron. Sammlung von Novellen oder Liebesgeschichten, „Heptameron“ genannt, erworben hat. Schon der Titel weist auf den „Dekameron“ des Boccaccio hin und es ist nicht zu verkennen, daß der fürstlichen Dichterin das geniale Buch ebenso vor Augen geschwebt, wie dem Verfasser der „Canterbury-Geschichten“. Aber bei beiden erstreckt sich die Ähnlichkeit nur auf die äußere Ökonomie, auf die Anlage und das einrahmende Gehäuse der Erzählungen durch Aufstellung einer bestimmten Veranlassung und einer ordnenden und zusammenhaltenden Persönlichkeit, bei Margarete Dame Oysille genannt. Dem Inhalt nach sind die „Erzählungen der Königin von Navarra“ selbständig und original; sie stammen aus denselben Quellen, aus denen auch Boccaccio und Chaucer geschöpft haben und die zum großen Teil französisches oder provençalisches Eigentum waren. Die galanten Geschichten werden in einem Klostergarten erzählt, wohin einige Gäste aus den pyrenäischen Bädern sich vor einer Überschwemmung geflüchtet haben. Wenn die Mönche dabei übel wegkommen, so braucht man darin noch keine Reformationstendenzen zu sehen; dieser Zug geht durch die gesamte volkstümliche Litteratur, ehe die Glaubensänderung die natürliche Unbefangenheit verscheucht und das Mißtrauen geweckt hatte. Das „Heptameron“ zeichnet sich aus durch leichte, elegante Erzählungsweise; an der Sprache, am Stil, an den feinen Wendungen und Ausdrücken erkennt man die Dame der vornehmen Welt, an dem Urteil über die Personen

und Schicksale, die so anschaulich vorgeführt werden, den philosophischen Geist, der über die Wechselfälle des menschlichen Lebens, über die Schwachheiten und Gebrechen der Welt, über die Irrgänge des Herzens, über die Fehler und Leidenschaften jedes Alters und Geschlechts nachgedacht hat und mit Gleichmut, mit einer gewissen heiteren Ironie auf die Vorgänge und Schicksale des irdischen Daseins herabblickt. Die derbe Natürlichkeit, die Zweideutigkeit und Lascivität des Inhalts haben die hundert Novellen oder Liebesgeschichten mit ihren Vorbildern Boccaccio und Chaucer und mit den alten Contes und Fabliaus gemein (VII, 447).

Am Hofe Margaretens lebte mehrere Jahre ein talentvoller Dichter, Clement Marot. Der König selbst, dessen Gunst er sich durch seine allegorische Jugenddichtung „Tempel des Cupido" gewonnen, hatte ihn seiner Schwester als Page zugeführt, um ihr eine Freude zu machen. Er war der Sohn von Jean Marot aus der königlichen Hofdienerschaft, der einst in episch-allegorischen Gedichten, die er als „Reisen" nach Genua und nach Venedig bezeichnete, die Thaten Ludwigs XII. besungen, die Königin Anna in zierlichen Jamben gefeiert und in einem „Lehrbuch für Prinzessinnen" (Doctrinal des princesses) einen Sitten- und Konduitenspiegel nach alter ritterlicher Hofmanier mit versifizierten Tugendlehren aufgestellt hatte. Der junge Marot war somit in poetischer Atmosphäre herangewachsen; die Liebe des Vaters für die romantische Dichtung lebte noch in dem Sohn fort; beide befaßten sich mit dem allegorischen Roman von der Rose, den Clement in der Folge in ein mehr modernes Gewand kleidete, und in den erotischen Gesängen, worin dieser unter dem Namen Anna seine Herzensdame pries, kann man ebensowohl einen Nachklang der alten Troubadourlieder erblicken, als eine Neigung zu seiner hohen Gebieterin, obwohl auch eine solche nicht außer dem Bereich der Möglichkeiten lag. Wenigstens ist Marot ganz in den Gedankenkreis und die Geschmacksrichtung der geistreichen, freisinnigen Fürstin eingetreten. Er teilte ihre Liebe für den Humanismus und für die antike Dichtung, wie ihre Abneigung gegen die scholastische Kirchenlehre; er richtete auch später noch manches reizende Gedicht und manche poetische „Epistel" an die geistreiche Königin von Navarra. Doch nahm Marot nichts sehr tief. Witzig, galant, lebensfroh und leichtfertig schöpfte er lieber an der Oberfläche; er huldigte den Schönen, die den gewandten Dichter gern leiden mochten, und lehrte in dem „Gespräch zweier Liebenden" die Kunst, ihnen zu gefallen; er weilte mehr in der feinen Gesellschaft, als bei den Studien. Wohl fesselten ihn auch ernstere Gegenstände und befruchteten seinen dichterischen Geist; aber die Eindrücke waren vorübergehend, der Hang zu einem Leben voll Abwechselung, Sinnenlust und Vergnügungen riß ihn fort; alles Neue hatte Reiz für ihn. Ein Mann von so erregbarer vielseitiger Natur, von der raschen geistigen Beweglichkeit, welche die Franzosen als Esprit bezeichnen, der mit der ritterlichen Galanterie von ehedem die Genußsucht, Frivolität und Kunstliebe der Renaissance verband, mußte in den Hofkreisen unter Franz I. bald eine beliebte Persönlichkeit werden. Er verherrlichte die Geliebte zweier Könige, die gefeierte Diana von Poitiers als „Luna";

Clement Marot. 1495–1544.

er focht bei Pavia an der Seite seines Monarchen, teilte dessen Gefangenschaft und kehrte, am Arm verwundet, nach seiner Freilassung in die Heimat zurück. Diese Hofgunst kam ihm sehr zu statten. Wegen unvorsichtiger Äußerungen über die religiösen Fragen des Tags als geheimer Anhänger Luthers verklagt, wurde er ins Gefängnis geworfen, aber durch die Fürsprache des Königs, den er durch eine humoristische Epistel günstig zu stimmen gewußt, wieder in Freiheit gesetzt. Er rächte sich an seinen Anklägern und Richtern durch das allegorisch-satirische Gedicht „Die Hölle". Am Hofe seiner Gönnerin Margarete fand er eine Zuflucht; die Übersetzung der „Psalmen", die er hier begann und durch die er seinen höchsten Dichterruhm begründete, geschah wohl auf ihre Anregung. Aber gerade diese religiöse Poesie, die, wie wir gesehen haben (S. 213), selbst bis in die Hofkreise sich Bahn brach, war in den Augen der Geistlichen ein Zeichen seiner Hinneigung zur Reformation; er sah sich von einer neuen Anklage bedroht; eine neue Verhaftung stand ihm bevor. Dieser Gefahr entging er durch schleunige Flucht. Er begab sich nach Genf, wo er der Lehre Calvins beitrat und im Verein mit Theodor Beza an der Psalmenübersetzung fortarbeitete. Aber in der rigorosen Hauptstadt des reformierten Lehrbegriffs gab sein leichtfertiger, zu Ausschweifungen und Sinnengenüssen sich hinneigender Lebenswandel bald Anstoß; er vertauschte daher Genf mit Ferrara, wo die Herzogin Renata, eine Tochter Frankreichs, allen Bekennern der reformatorischen Ideen ein schützendes Obdach gewährte. Die Sehnsucht nach der vaterländischen Ehre, jedem französischen Herzen so tief eingeprägt, führte den Dichter jedoch wieder über die Alpen zurück. Er verbarg oder verleugnete seine religiösen Ansichten, um den Späherblicken der mißtrauischen Geistlichkeit zu entgehen. Doch sollte er nicht in seiner Heimat sterben. Bereits hatten seine Psalmen den Weg zu dem Volk gefunden und viele Herzen im südlichen Frankreich der neuen Lehre gewonnen. Seine Anwesenheit in Lyon konnte ihm Gefahr bringen; auf die Gunst des Königs, der in seinen späteren Jahren die freien Ansichten seiner Jugend mehr und mehr ablegte, war nicht länger zu rechnen; mit der schönen Gräfin von Poitiers hatte er sich entzweit und durch Spottgedichte ihren Zorn gereizt. So verließ denn Marot abermals den heimatlichen Boden; nach einem vorübergehenden zweiten Aufenthalt in Genf begab er sich nach Turin, wo er im September 1544 aus der Welt schied.

Bedeutung seiner Poesie. Marot ist stets ein populärer Dichtername in Frankreich geblieben. Wenn die Hugenotten der nächsten Generation sich an den Marot-Bezaschen Psalmen erbauten und erhoben, die in den ergreifenden Melodien des alten Tonmeisters Goudimel zum Kirchengesang und zum Schlachtlied wurden, die Gläubigen trösteten und anfeuerten (S. 214), so rühmten die Kinder der Welt die leichte naive Dichtungsweise, die an Villons Volkslieder erinnerte, die anmutige Lyrik, die sich in den verschiedensten Formen offenbarte, über alle Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen mit graziöser Gewandtheit und Anmut sich verbreitete, mehr

heiter und lieblich, als scharf und bitter das Leben betrachtend, und die Gebildeten, die Verehrer des Altertums, bewunderten die kunstvolle Übertragung oder Bearbeitung antiker Dichtungen, der Eklogen Virgils, der Metamorphosen Ovids, der Epigramme Martials u. a., die feine elegante Ausdrucksweise in den „Episteln" und Gelegenheitsgedichten mit persönlichen Beziehungen und Erlebnissen. Marot war der Dichter der höheren Stände; er stieg nicht mit Villon in die Tiefe des Volkslebens der unteren Klassen hinab, schilderte nicht das Laster, die Gemeinheit, das Verbrechen mit dem Galgenhumor jenes Plebejers; seine Gedichte bewahren den Anstand der guten Gesellschaft, die Eleganz der Hofkreise, in denen er sich so sicher bewegte, die leichte Grazie und den liebenswürdigen „Esprit" des französischen Nationalcharakters. Und wie sehr auch die Kritik seine antikisierende Sprache, seine fremdartigen Wortbildungen und Wortfügungen, die pedantische altfränkische Ausdrucksweise, das frostige Pathos in seinen „Königsgesängen" rügen mag, die Leichtigkeit und Lieblichkeit seiner Lyrik, wie sie besonders in seinen Epigrammen, Rondeaus, Liedern, Sonetten und kleineren Gedichten hervortrat, hat so sehr gefallen, daß man diese poetische Einfachheit und Gewandtheit mit dem technischen Ausdruck style Marotique bezeichnete.

Wie tief der Eindruck seiner Poesie auf die Zeitgenossen war, ersieht man an der Menge von Nachahmern und Gegnern. *Anhänger und Gegner.* Während Franz Sagon, ein Geistlicher aus Rouen, „Antimarotische Episteln", schrieb und ihn mit Schmähungen und Verdächtigungen verfolgte, sind andre in seine Fußstapfen getreten und haben nicht bloß seine Dichtungen zum Muster genommen, sondern auch seinen Leichtsinn und seine Ausschweifungen geteilt. Zu diesen muß in erster Linie gezählt werden: Mellin de St.-Gelais, ein gelehrter, klassisch gebildeter Geistlicher, der aber ebensoviel Ärgernis durch sein regelloses Leben und die Lizenz seiner Einfälle gab, als er durch seine Epigramme, die er als „Thorheiten" (Follies) bezeichnete, durch seine „Komische Erzählungen" in Versen, und durch seine Lieder und Rondeaus Wohlgefallen erregte. Auch hat er das italienische Trauerspiel Sophonisbe von Trissin für die französische Bühne in prosaischer Rede bearbeitet. Der gelehrte Philolog und Buchdrucker Dolet gehörte gleichfalls zu Marots Freunden und Nachahmern. Als Anhänger reformatorischer Lehren ins Gefängnis geworfen, schrieb auch er eine zweite „Hölle", aber weniger glücklich als sein Vorgänger büßte er für seine Ansichten mit dem Feuertod. *1546.* Auch Luise Labé, die schöne „Seilerin" (Cordière) aus Lyon, welche Elegien, Sonette und einen Dialog „Kampf der Thorheit und Liebe" nach antiken und italienischen Vorbilder gedichtet hat, teilte mit Marot den poetischen Geschmack und den Ruf leichtfertiger Sitten.

c. Franz Rabelais.

Es gibt in der schriftstellerischen Welt Persönlichkeiten, in deren Werken *Rabelais. 1483—1553. 1. Charakter und Bedeutung seiner Schriften.* sich der Geist ihrer Zeit und ihrer Nation in besonderer Schärfe und Klarheit abspiegelt, manchmal nach der idealen Richtung, mehr aber noch in ihrer Fehlerhaftigkeit, in ihren Schwächen und Gebrechen. Von der Art war bei den Athenern Aristophanes, bei den Franzosen des sechzehnten Jahrhunderts der Mönch, Arzt und Priester Franz Rabelais. Auf Grund eines schnurrigen Volksmärchens

seiner Heimat hat er in dem humoristischen Roman Gargantua und Pantagruel alle Lebensfragen, welche an die damalige Menschheit herantraten und sie in Bewegung setzten, im heiteren Bilde des Komos, in der Gestalt eines lachenden Philosophen vorgetragen oder angedeutet. Seine Geschichte von dem Riesenkönig Gargantua und seinem Sohn Pantagruel ist eine von natürlichen Derbheiten, Unschicklichkeiten, cynischen Ausdrücken und Obscönitäten angefüllte poetische Karikatur, die aber durch echten Volkswitz, durch komische und satirische Anspielungen, durch lebendige, anschauliche Schilderungen und durch volkstümlichen Spott, Scherz und Humor auf die Zeitgenossen eine anziehende Wirkung übte. Wenn der Dichter in der Vorrede, anknüpfend an den Weltweisen Sokrates, in Silenengestalt die Bemerkung macht, daß wie in der Apotheke die feinen Spezereien und Heilmittel gewöhnlich in Büchsen mit allerlei lustigen und schnakischen Bildern aufbewahrt würden, so auch in seinen Schriften unter der schalkhaften Außenseite viele nützliche Lehren und Wahrheiten enthalten seien, so gibt er damit selbst zu verstehen, daß man in dem Gemälde von Zuchtlosigkeiten und abstoßenden Nacktheiten, das er vor dem Leser aufrollt, nach einem tieferen verhüllten Sinn forschen müsse. Indem der Verfasser in der Form und Einkleidung uns zunächst eine Parodie auf die romantische Poesie und ihre Helden, besonders die Amadisbücher vorführt, zieht er im Laufe seines Gemäldes das ganze öffentliche Leben in Kirche, Staat und Gesellschaft in den Bereich seiner Satire: er rügt die Irrungen aller Stände, die Mißbräuche der Justiz, die Erpressungen der Amtleute, die Sittenlosigkeit des Klerus, die Verkehrtheit der scholastischen Erziehung, die Pedanterie der Schulgelehrten, alle offenen und geheimen Beschwerden und Leiden des Volks. Doch warnt Rabelais auch vor einer zu weit gehenden Interpretations- und Deutungskunst; man solle auch der Volkssage, dem Märchenhaften seinen Platz lassen, nicht nach Allegorien forschen, wo nur die Volksüberlieferung gegeben wird. Rabelais' Gargantua und Pantagruel ist ein unerschöpflicher Schatz von Witz und Ironie, von Lebensweisheit und Menschenkenntnis im Gewand des Momus, von satirischer Genialität in burlesker Form und phantastisch gebildeter Sprache, von Volkswitz, Volksnatur und Volksleben, wie sie sich in Sprichwörtern, in Wortspielen, in Rätselfragen, in zweideutigen Redensarten, in der Bouffonerie und Polissonnerie des gemeinen Verkehrs auf Gasse und Markt, in der Schenke und Gesellschaft abspiegeln, ein originelles Bild jener tiefbewegten Zeit der Widersprüche und Gegensätze, der derben Naturwüchsigkeit und des idealen Kunststrebens, der gärenden Geburtsstätte einer neuen Kulturwelt auf den Trümmern des dahinsinkenden Mittelalters. Der Verfasser des Gargantua und Pantagruel war ein unentbehrlicher Werkmeister an dem Neubau des Zeitalters; er hat die Fehler und schadhaften Seiten der Gesellschaft aufgedeckt und bloßgestellt, damit die Bauleute nicht durch den Schein getäuscht, oder durch Vorurteile bestochen, die gebrechlichen Stellen über-

sehen möchten. Auf ihn dürfen wir daher die Worte anwenden, mit denen der Herr den Mephistopheles entläßt:

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Die Nachrichten über den Lebensgang Rabelais' sind ziemlich dürftig. Ist es ihm auch nicht ergangen wie dem Fabeldichter Äsop, dessen Leben selbst zur Fabel geworden ist, oder wie dem großen englischen Dichter, dessen Biographie fast nur in einigen wenig verbürgten Erzählungen und Märchen besteht, so beruht doch auch bei ihm ein großer Teil der Lebensgeschichte auf Volkssagen, Schnurren und Anekdoten, die zu sehr im Geiste und Charakter seiner eignen litterarischen Arbeiten gehalten sind, als daß man nicht sogleich den späteren künstlichen Ursprung, das Erzeugnis mythenbildender Volksphantasie darin erkennen sollte. Aber es ist doch ein verbürgter biographischer Rahmen erhalten mit einzelnen markierten Zügen, aus denen sich auf eine reiche Lebensschule schließen läßt. Rabelais wurde in dem Flecken Chinon in Touraine geboren und zwar in einem und demselben Jahr mit Luther, im Jahr 1483. Sein Vater soll Wirt oder Apotheker gewesen sein. Wenn diese Angaben nicht auf einem Rückschlusse aus seinen Werken beruhen, oder wenn vielleicht das Elternhaus zugleich Wirtshaus und Apotheke gewesen ist, so hatte Rabelais hier von früher Jugend an Gelegenheit genug, sich Menschenkenntnis aller Art zu erwerben. Das exzentrische Gebahren, die verworrene Beredsamkeit, der lustige Humor weinseliger Bürger und Bauern, der „Trunkenen Litanei", bilden einen so hervorragenden, so pikanten Charakterzug in Rabelais' Schriften, sind so sehr das Lieblingsfeld, auf dem sich seine Phantasie und poetische Malerei umhertummelt, bald dithyrambisch aufjauchzend, bald in bacchantischen Sprüngen sich ergehend, daß man gerade in diesen grotesk-komischen Szenen lebendige Jugendeindrücke und vielseitige Erfahrungen voraussetzen darf. Nicht mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, daß seine Schriften nach Wein röchen. Man hat bei solchen Darstellungen das Gefühl, als ob man sich in der Kneipe, in der Mitte lärmender und taumelnder Trunkgesellen befände. — Vielleicht hat der lebhafte Knabe an dem Treiben der trunkenen Gäste allzu großes Gefallen gefunden; wenigstens wurde Rabelais von seinem Vater frühe der Benediktinerabtei Seuillé, eine Stunde von dem „Gasthof zur Lamprete" in Chinon, dicht bei dem Meierhof La Devinière, zur Erziehung übergeben. In dieser Anstalt hat er tiefe Blicke in das scholastische Schulwesen und in das Treiben der Mönche gethan; die Eindrücke, die er dort in sich aufgenommen, sind nie aus seinem Gedächtnis entschwunden. Sie erklären die Indignation und den Spott, womit er im Gargantua die alte Klostererziehung geißelt, und die satirische Lauge, die er bei jeder Gelegenheit über den regulären Klerus und seine pedantische unfruchtbare Schulgelehrsamkeit ausgießt, gibt Zeugnis von der Verachtung und von dem Widerwillen, die ihm die gemeine Gesinnung, der Mangel äußerlicher Bildung und Wohlanständigkeit, die Scheinheiligkeit bei innerer Leidenschaftlichkeit und Roheit schon in den Tagen der Jugend eingeflößt haben müssen. Er nennt das Mönchtum eine täuschende Maske. Der originelle Jean des Entommeures oder Bruder Jahn von Klopfleisch, wie Regis übersetzt, der aus seinem Gargantua in die Volkssage übergegangen ist, soll einem Urbild aus der Klosterbrüderschaft von Seuillé nachgezeichnet sein. — Einige Zeit nachher vertauschte Rabelais die Benediktinerabtei mit dem Franziskanerkloster La Basmette in einem engen Gebirgspaß bei Angers und besuchte auch die Vorlesungen an der Universität dieser alten Loirestadt. Hier machte er die Bekanntschaft der vier Brüder du

2. Rabelais' Leben.

Bellay, die für sein ganzes Leben folgenreich werden sollte. Der zweite derselben, Johann, in der Folge Erzbischof von Paris und Kardinal, ist dem ehemaligen Studiengenossen von La Basmette stets ein Freund und Gönner geblieben. Auch mit Geoffroi d'Estissac, dem späteren Bischof von Maillezais, knüpfte er damals Bande der Freundschaft. Im Umgang mit diesen Männern scheint dem jungen Rabelais erst ein Verständnis von der Bedeutung der Wissenschaften aufgegangen zu sein, und vielleicht geschah es in der Absicht, sich ungestörter den Studien hingeben zu können, daß er sich dem geistlichen Stande widmete, für den er von Natur wenig geschaffen war. Er trat in das Franziskanerkloster Fontenay le Comte in Poitou ein, wo er auch einige Zeit nachher die Priesterweihe empfing. Hier legte er sich mit dem größten Fleiß auf das Erlernen der alten und neuen Sprachen und andrer Wissenschaften, und machte solche Fortschritte, daß er bald zu den ersten Hellenisten Frankreichs gezählt werden konnte. Es sind uns noch zwei griechische Briefe erhalten, gerichtet an Wilhelm Budäus, den ersten Gelehrten Frankreichs, der als königlicher Bibliothekar um die Verbreitung der neuen Bildung unter seinen Landsleuten so große Verdienste sich erwarb. Bald galt Fontenay le Comte, wo neben Rabelais auch noch Pierre Amy, André Tiraqueau, später Parlamentsrat in Paris, Jean Bouchet u. a. sich mit dem Studium des Griechischen abgaben, für eine der wichtigsten Pflanzschulen humanistischer Wissenschaft. Gesinnungsgenossen verschafften den Mitstrebenden die Schriften, die in Italien oder Deutschland verfaßt oder gedruckt wurden. Die übrigen Franziskanermönche schauten mit Neid und Mißtrauen auf die ihnen unheimlichen Beschäftigungen der Brüder; und diese werden nicht verfehlt haben, mit dem allen Humanisten gemeinsamen Selbstgefühl und Hochmut auf die Klostergefährten herabzublicken, sie als stumpfsinnige, für die neue höhere Weisheit und Bildung unempfängliche Menschen zu verachten. So gesellte sich zu dem Argwohn der Haß, und bald sahen sich die hellenistischen Mönche mit Argusaugen beobachtet. In den Kreisen der Altgläubigen galt damals das Griechische als die Pflanzschule der Häresie und des Unglaubens. Wir haben früher gesehen, daß dieser Verdacht und Vorwurf nicht ganz unbegründet war, und die nächsten Jahrzehnte rechtfertigten das Mißtrauen. Auch in Fontenay le Comte waren die Anhänger der Scholastik und der altkirchlichen Orthodoxie mächtig genug, das neue Licht in ihren Klostermauern auszulöschen. Man untersuchte die Zellen der verdächtigen Brüder, nahm ihre Schriften und Bücher weg und unterwarf sie einem inquisitorischen Verhör. Pierre Amy entfloh und warf die Kutte fort, Franz Rabelais aber, der sich wahrscheinlich einige ketzerische Bemerkungen über den Schutzheiligen des Ordens hatte zu schulden kommen lassen, sollte für seine Lästerzunge mit lebenslänglicher Haft bei Wasser und Brot büßen. Zum Glück waren seine Freunde mächtig genug seine Freilassung zu bewirken, denn damals standen die Humanisten bei den Hohen in Gunst; die Opposition gegen Kirche und Scholastik gehörte zum guten Ton, sie galt als Kennzeichen eines freien aufgeklärten Geistes. Budäus kann nicht Worte genug finden, um seine Indignation auszusprechen, daß dummdreiste Mönche es gewagt hätten, sich an den Männern der Wissenschaft, an den Erneuerern und Förderern des Humanismus und Hellenismus zu vergreifen; die verfolgten Jünger der neuen Bildung fanden allenthalben Gönner; sie wurden als Märtyrer der guten Sache gepriesen, und Rabelais durfte mit Erlaubnis des mediceischen Papstes Clemens VII. das Kloster verlassen, und als er „die Kutte in die Nesseln warf“ und dem ganzen Ordensleben Valet sagte, erfolgte keine Kirchenstrafe. Als Weltpriester und Schreiber des Bischofs von Maillezais, seines alten Gönners, wurde Rabelais nun die Seele des gelehrten Kreises, der sich um diesen feingebildeten Prälaten scharte. Damals bot die römische Kurie, boten manche Bischofssitze der freien Wissenschaft ein schützendes Obdach gegen den Zelotismus der Finster-

linge. Mit diesem gebildeten Kreise verkehrten Persönlichkeiten, die in der Folge in Verdacht kamen, daß sie der Reformation ergeben seien und darum manche Verfolgungen über sich ergehen lassen mußten; so Clement Marot, der Vater der französischen Lyrik, so Hugues Salel, der Übersetzer der Iliade, so Anton Herouet, der geistliche Sänger der Liebe und Freundschaft, so Bonaventure des Periers, der des Unglaubens beschuldigt, sich selbst den Tod gab, so Louis Berquin, den die Fürsprache des Wilhelm Budäus nicht vor dem Ketzergericht und Flammentod zu retten vermochte. Wir wissen, wie diese Jünger des neuen Kulturlebens über Religion dachten; von ihrer philosophischen Höhe schauten sie mit Geringschätzung, mit verächtlicher Gleichgültigkeit auf den Volksglauben, auf das Kirchendogma herab, aber sie hüteten sich doch vor der Inquisition, sie trugen kein Verlangen nach der Märtyrerkrone; aus den Kreisen der Humanisten ging kein Savonarola hervor. »Jusqu'au feu exclusivement,« sagt der Verfasser des Pantagruel im Prolog. Zu Reformatoren und Glaubenszeugen gehören ernsthaftere Naturen, als die meisten humanistischen Schöngeister waren, und auch das lebensfrohe Weltkind Rabelais hielt sich lieber an die Weisheit des lachenden als des weinenden Philosophen. Übrigens wird das Haus zu Maillezais, wo die litterarischen Gäste ihre Zusammenkünfte und Symposien hielten, von einem Zeitgenossen als der Inbegriff einer gastfreien behaglichen Wohnstätte, und der gesellige Kreis als Muster geistreicher und fröhlicher Unterhaltung geschildert. Und man wird nicht irren, wenn man hier das Urbild der Abtei Theleme erblickt, jenes platonischen Phalanstère mit kirchlichem Anstrich, das Rabelais so reizend in seinem Gargantua geschildert hat. Auch im Schloß Wilhelms du Bellay in Langey bestand ein solcher philosophisch-belletristischer Litteratenkreis, in dem Rabelais, der witzige lukianische Spötter und Spaßmacher, ein beliebter Gast war. — Im Anfang der dreißiger Jahre finden wir Rabelais in Montpellier mit der Arzneikunde sich beschäftigend, dann in Lyon bei Etienne Dolet, dem gefeierten Humanisten, Buchdrucker und Dichter, der in der Folge als Atheist verbrannt wurde. Die Biographien wissen allerlei Schnurren und Anekdoten aus dieser Zeit zu berichten; auch verfaßte Rabelais mehrere medizinische Schriften, die aber nur geringen Absatz hatten, so daß er, um den sich beschwerenden Buchhändler zu entschädigen, ihm eine Schrift versprochen haben soll, die bald in der ganzen Welt verbreitet sein würde. Für uns ist nur die Thatsache selbst, daß Rabelais sich auch mit Medizin abgegeben habe, von Bedeutung. Es fällt dadurch manches Licht auf seinen schriftstellerischen Charakter. Alle die auf Universitäten jemals mit Medizinern verkehrt haben, wissen, daß man in diesen Kreisen viel vom Handwerk zu hören bekommt, daß sich die Konversation häufig um körperliche Gebrechen bewegt, daß man ohne Rückhaltung von Dingen spricht, die man in andern Gesellschaften als Geheimnisse berührt, daß namentlich die geschlechtlichen Verhältnisse mit einer hier und da cynischen Offenheit behandelt werden. Rechnet man dazu noch das Hauptübel der Zeit, die ansteckenden Krankheiten, so darf man sich nicht wundern, daß der Arzt Rabelais auch in seinem satirischen Zeitenspiegel einen so groben Naturalismus, ein so sichtliches Wohlgefallen an Obscönitäten und Unschicklichkeiten, eine so derbe Sinnlichkeit zu Tage treten läßt, wie sie sich nur in einigen Schriften der römischen Kaiserzeit wiederfinden. Und die Alten waren ja den Humanisten in allen Dingen Muster und Vorbild.

In demselben Jahr 1533, in welchem Rabelais unter dem versteckten Namen Alcofribas Nasier einen Teil seines komisch-satirischen Romans veröffentlichte, unternahm du Bellay eine Gesandtschaftsreise nach Rom. Er traf den alten Freund und Studiengenossen in Lyon und es fiel ihm nicht schwer, denselben zur Teilnahme zu bereden. Rabelais begleitete den diplomatischen Prälaten in der Eigenschaft eines Arztes, oder nach andern Versionen eines „Bratenschneiders", nach der Tiberstadt. Vielleicht

gab die Bezeichnung „Pantagruels Erbtruchseß“ (Architriclin), die eine andre Schrift „Pantagruelinische Prognosticatio“ auf dem Titel führte, Veranlassung zu dieser neuen Amtsbenennung. Du Bellay wird den witzigen Mann als lustigen Gesellschafter und Spaßmacher gern in seiner Begleitung und an seiner Tafel gesehen haben. Sechs Monate blieb Rabelais in der päpstlichen Stadt; und die Eindrücke, die er in dem neuen „Antiochien“ empfing, waren sicherlich von der höchsten Bedeutung für seine schriftstellerischen Arbeiten. Denn wenn auch damals schon die Glanzperiode des humanistischen Litteratentums vorüber war, die Spuren und Nachwirkungen waren noch überall bemerklich, der übermütige leichtfertige Geist beherrschte noch die Gesellschaft, die Künstler- und Gelehrtenwelt. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1534 nahm Rabelais seinen Aufenthalt wieder in Lyon, mit ärztlicher Praxis, mehr aber noch mit den bereits so erfolgreich begonnenen litterarischen Arbeiten sich beschäftigend. Denn schon im nächsten Jahr 1535 erschienen Fortsetzungen und Ergänzungen seines Hauptwerks Gargantua und Pantagruel, denen dann im Laufe der Zeit sich noch weitere Anbauten anschlossen. Der ungemeine Beifall, den die ersten Stücke seiner humoristischen Schriften bei allen Ständen gefunden, so daß Auflage nach Auflage erfolgte, hat sichtlich auf den Geist des Verfassers erregend und ermunternd eingewirkt. Die geistige Bewegung, die allmählich zur Kirchenreformation führte, hatte ihren bedeutendsten Anstoß durch die Humanisten erhalten; sie waren es, die den Kampf gegen die mittelalterlichen Überlieferungen zuerst in Szene gesetzt hatten. Die Reformatoren durften somit erwarten, in ihnen Verbündete und Helfer zu finden. Da zeigte es sich aber bald, aus wie verschiedenartigen Elementen diese Kreise zusammengesetzt waren: nur wenige folgten der Strömung, die einen viel gewaltigeren Charakter annahm, als sie jemals geahnt oder gewünscht hatten. Namentlich hatte in Frankreich die kirchliche Opposition ihre gefährlichen Seiten. Wenn in den Zeiten Ludwigs XII. in den Hallen von Paris „mit königlichem Privileg“ Mysterien und Moralspiele aufgeführt werden durften, worin Papst Julius II., der Stifter der antifranzösischen Ligue als „Narrenfürst“ und die römische Kirche als „Narrenmutter“ auftraten, und der Ruf nach einer „Reform der Kirche“ zu den Schlagwörtern des Tags gehörte, so nahm die Sache unter Franz I. und noch mehr unter Heinrich II. eine andre Wendung. Das Vorgehen Luthers hatte die Unbefangenheit zerstört; die Satire und der Momus mußten vorsichtiger auftreten. So kam es auch bei den französischen Humanisten zu Scheidungen. Mehrere von Rabelais Freunden wurden wegen ihrer reformatorischen Gesinnung, die sie offen kund gaben, an Freiheit und Leben bestraft. Doch nur wenige nahmen die Sache so ernst; die meisten hielten sich auf ihrer philosophischen Höhe und ließen den Strom in den Niederungen dahinbrausen. Auch Calvin zählte in seinen jungen Jahren zu dem französischen Humanistenkreise und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rabelais ihn persönlich gekannt hat. Von ihm soll der Genfer Reformator gesagt haben, „er habe ein wenig vom Brote der Wahrheit gekostet“. Aber bald gingen ihre Wege auseinander. Wie hätten sich auch der strenge ernste Kirchenmann, der in seinem Leben nicht lachte, und der skurrile spottsüchtige Romanschreiber lange vertragen können? Wenn Rabelais im Prolog zum zweiten Buch rühmt, daß der Buchdrucker von seiner Gargantuachronik in zwei Monaten mehr verkauft habe als man in neun Jahren wird Bibeln kaufen, und dabei einen Seitenhieb auf die „Lästerer, Prädestinierer und Betrüger“ thut, welche seine Schriften schmähen, so hat er dabei ohne Zweifel Calvin im Auge. War aber der Bruch einmal offenkundig, so mußte die Kluft immer größer werden. Calvin eiferte gegen die obscönen Bücher seines Landsmanns und Zeitgenossen und Rabelais zählte im vierten Buch (Kap. 32) zu den Geschöpfen, welche die Antiphysis, die Widersacherin der Natur hervorgebracht, die Mucker und Besessenen von

Johann Calvins Genferischem Leutebetrug. Dennoch scheint er wegen seiner Vergangenheit nicht ohne Sorge gewesen zu sein; er wechselte öfter seinen Aufenthalt und suchte sich mächtige Protektoren. Im Jahr 1536 finden wir ihn wieder in Rom bei du Bellay, der ihn aber sehr knapp gehalten haben muß, wenigstens bittet er in den Briefen, die er aus Rom an seinen alten Gönner, den Bischof Estissac von Maillezais richtete, mehrmals um Unterstützung. Bei dieser zweiten römischen Reise hatte Rabelais offenbar den Zweck, sich mit der Kirche zu versöhnen, und aus den Aktenstücken, die der Übersetzer Regis mitgeteilt, ersehen wir, daß ihn der Papst von der Strafe wegen eigenmächtigen Austritts aus dem Franziskanerorden absolvierte und zur Übernahme kirchlicher Benefizien autorisierte. So war denn der Schalk zu Gnaden angenommen. Er erhielt von seinem Beschützer, dem Kardinal du Bellay, eine Chorherrnstelle in der schön gelegenen Abtei St.-Maure les Fossés, die er nach mehreren Reisen und Wanderzügen in seiner Heimat und im südlichen Frankreich mit einer Pfarrpfründe in Meudon bei Paris vertauschte. Die Männer der Sorbonne und alle Vorsteher der mittelalterlichen Kirchenlehre richteten heftige Angriffe gegen den Verfasser der Gargantua und Pantagruel, von dem das dritte Buch unter seinem eignen Namen erschien; aber König Franz I. war bei aller Neigung zu despotischen Gewaltstreichen doch ein zu warmer Freund und Gönner der Kunst und Wissenschaft, als daß er nicht an den Produkten des genialen Satirikers Gefallen gefunden hätte. Erst nach dem Tode dieses Königs hielt es Rabelais für ratsam, sich den Blicken seiner Gegner zu entziehen. Wir erfahren, daß er sich gegen Ende der vierziger Jahre in Metz aufhielt, damals noch eine deutsche Reichsstadt, und daß er in der Mitte des Jahrhunderts zum drittenmal Rom besuchte. Durch ein Festgedicht auf die Geburt eines Sohnes Heinrichs II. mit einigen Schmeicheleien auf die königliche Geliebte Diana von Poitiers erwarb er sich bei Hofe und in den einflußreichen Kreisen so mächtigen Schutz, daß er die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tode am 9. April 1553 ruhig in seiner Pfarre zu Meudon, die unter dem Patronat des Herzogs von Guise stand, zubringen konnte. In diesem heiteren schön gelegenen Städtchen war das Haus des alten Priesters ein Sammelplatz vieler gebildeten Gäste, die aus der nahen Hauptstadt sich bei ihm einfanden, um sich an der reizenden Gegend wie an der witzigen Unterhaltung des munteren Greises zu ergötzen. Er war sehr beliebt bei seiner Gemeinde, der er als Arzt und Seelsorger treu zur Seite stand, und aus der ganzen Umgegend besuchten die Landleute seine Messen und seine Predigten. Noch lange lebte die Erinnerung an den „guten Curé“ von Meudon im Volke fort, und die sagenbildende Phantasie unterließ nicht, noch einige sarkastische Züge im Geiste seines Romans zu ersinnen, welche sich von Mund zu Mund fortpflanzten, so daß noch hundert Jahre nach seinem Tod sein Verehrer Anton le Roy eine Blütenlese Rabelaisscher Denkwürdigkeiten sammeln konnte. Alle Gäste waren willkommen, nur den Frauen verwehrte er den Zutritt, wohl um bösen Zungen keinen Anlaß zu schlimmen Nachreden zu geben. In diesem Punkte hat überhaupt Rabelais, wie sein Bewunderer Wieland, jede Blöße zu vermeiden gesucht. Eine Übertretung der kirchlichen Keuschheitsgebote würde ihm von seinen Feinden und Widersachern, deren er namentlich viele unter dem geistlichen Stande zählte, mit besonderer Geflissenheit vorgehalten worden sein. Erst sein jüngster Biograph Rathery will in dem Kirchenbuch von Toulouse herausgefunden haben, daß Rabelais einen Sohn Namens Theodul gehabt hat. Der einzige Verdruß, der dem alten Pastor in Meudon bereitet wurde, rührte von seinem früheren Freund Clement Marot her, der bei dem Herzog von Guise wohlgelitten seinen Einfluß im Schlosse zum Nachteil Rabelais' benutzte. Dieser hatte nämlich im Prolog zum vierten Buch des Pantagruel zwei Humanisten, den Aristoteliker Pierre Galland und den erwähnten Philosophen Pierre de la Ramée, spöttisch behandelt, von dem einen (Galland)

gesagt, er sei ein feiner, schlauer Fuchs, von dem andern (Ramée), er schmähe, schmiere, brumme und belle auf die alten Philosophen und Redner wie ein Hund, und schließlich den Rat gegeben, Jupiter möge sie in Stein verwandeln. Marot nahm diesen Ausfall auf einen Gesinnungsgenossen übel auf, und da er in der komischen Figur des Écolier limousin, der im Pantagruel die französische Sprache so schrecklich zurichtet und mit Fremdwörtern entstellt, nicht mit Unrecht einen satirischen Hieb auf sich selbst und seine latinisierte Reimerei erblickte, so wurde er nicht müde, den Autor zu schmähen und zu verleumden. Ganz ungerecht war die Strafe nicht. Rabelais galt in den Augen der reformatorischen Partei als ein Abtrünniger und Fahnenflüchtiger. Selbst von dem Sterbelager des Pastors von Meudon haben sich in der Volkstradition verschiedene Erzählungen erhalten. Dahin gehört die Sage, er habe sich in einen Domino gehüllt, weil in der Bibel steht: Beati qui in Domino moriuntur. Bei der letzten Ölung soll er gesagt haben: „Man hat mir die Stiefel geschmiert für eine große Reise.“ Einem Diener des Kardinals du Bellay, der sich nach seinem Befinden erkundigte, soll er aufgetragen haben, seinem Herrn zu melden, er stehe im Begriff, ein großes „Vielleicht“ (Peut-être) aufzusuchen; und noch im Verscheiden habe er lächelnd ausgerufen: Laßt den Vorhang nieder, die Komödie (Farce) ist aus! Auch in seinem angeblichen Testament bewahrte er den Charakter des lachenden Philosophen und Possenreißers. Man konstruierte seine ganze Persönlichkeit nach dem Geiste und nach der Haltung seiner Werke.

d. Peter Ronsard und das poetische Siebengestirn.

Wenn Marot noch mit einem Fuß in der Ritter- und Minnepoesie früherer Zeiten stand, so bewegten sich dagegen jene Dichter, denen man den aus der Alexandrinischen Litteraturperiode (III, 411) hergeholten Namen des Siebengestirns oder der „französischen Plejade“ beilegte, ganz auf dem Boden des antiken und italienischen Kunstsinns der Renaissance. Verschieden an Talenten und Lebensgeschicken war die verbrüderte Dichtergruppe darin einig, daß sie die Gattungen der Poesie, die in einer ausgebildeteren Welt festgesetzt worden, in französischer Sprache versuchten, daß sie mit jugendlicher Begeisterung eine Umgestaltung des französischen Geschmacks anstrebten und auch teilweise durchführten. — Es war
Jodelle. 1532—1573. ein großes Wagstück, als Etienne Jodelle, ein begabter junger Edelmann, es unternahm, das volkstümliche Schauspielwesen der Passionsbrüder und der Schreiber von der Bazoche (IX, 334 ff.) durch das kunstmäßige Drama nach griechischem Vorbild, sogar mit Einschluß des Chors zu verdrängen, indem er und einige seiner Freunde eine von ihm selbst mit jugendlichem Feuer gedichtete Tragödie „Kleopatra“ vor den Augen des Königs und des Hofes aufführten und bald darauf im „Abt Eugen“ den Versuch auch mit einer Komödie in der Manier des Terenz, doch mit Anbequemung an französische Sitten und Charaktere und mit kühnen Ausfällen auf das ungeistliche Leben des Klerus jener Zeit wiederholten, um auch eine Reform des französischen Lustspiels zu begründen. Die Neuheit machte Aufsehen und wurde mit Beifall begrüßt, auf Kleopatra folgte „Die sterbende Dido“; und wenn auch Jodelle selbst, ein regelloses Talent ohne die Zucht edler Sitte, in jungen Jahren und arm ins Grab sank, ohne den

Triumph seiner Idee erlebt zu haben, so ist doch durch seine beiden Stücke ein Weg betreten worden, der im folgenden Jahrhundert zu dem klassischen Theater Frankreichs führte. In Spanien und England erwuchs das Nationaldrama aus verschiedenen einheimischen und fremden Elementen, aus volkstümlichen, religiösen und klassischen Bestandteilen; in Frankreich zog die Renaissance durch das ganze Kunstleben eine Grenzlinie zwischen Mittelalter und Neuzeit. Das Antike verdrängte das Romantische und Volkstümliche, um Raum zu schaffen für den Klassizismus der folgenden Zeit.

Trotz aller dramaturgischen Unvollkommenheit kann Jodelle als der Schöpfer des französischen Trauerspiels und Nationallustspiels angesehen werden Er hat die strenge Beobachtung der drei aristotelischen Einheiten in das französische Theater eingeführt und ist vom mythischen und national-religiösen Charakter des griechischen Dramas auf historische Stoffe übergegangen, die er der alten Geschichte entnahm, ohne jedoch in den handelnden Personen den antiken Charakter streng und einseitig festzuhalten. Auf seinen Schultern stehen Corneille und Racine, nur daß sie die lyrischen Chorgesänge beseitigten, dafür aber das Pathetisch-Rhetorische auf die Spitze trieben. Auch der gereimte Alexandriner, der „heroische Vers" der Franzosen, den die späteren Dramatiker mit Vorliebe wählten, um ihren Stücken eine würdevolle Haltung zu geben, findet sich schon bei Jodelle, wenn auch noch unvollkommen und nicht in der späteren Regelmäßigkeit.

Auch in seinen lyrischen Gedichten folgte Jodelle antiken und italienischen Vorbildern. In dieser Gattung ging ihm jedoch ein Mann voran, der als Haupt und Stifter des poetischen Siebengestirns gelten kann und von seinen Zeitgenossen als Dichterfürst gepriesen ward — Pierre de Ronsard. Von guter Familie Ronsard. 1524–1585. herstammend, durch sorgfältige Erziehung und weite Reisen gebildet und welterfahren, bewegte er sich in angesehener Lebensstellung und erlangte Ruhm und Bewunderung, die weit über seine Talente und Verdienste gingen. Nichts zeugt mehr von der Hingebung der höheren Gesellschaft, der gebildeten Klasse an das Altertum, an die Kunstschöpfungen der Griechen und Römer und ihrer italienischen Nachahmer, als die hohe Verehrung, die man einem Dichter zollte, dessen Hauptwert nur in der Einführung und Nachbildung antiker und italienischer Dichtersprache und Dichtungsformen bestand, der ohne tieferes Verständnis echter Poesie durch pedantische Nachahmungen eine neue Litteraturperiode zu begründen vermeinte, der die französische Sprache durch eine Menge griechischer und römischer Wortbildungen und Redeweisen verunstaltete, um sie reicher und malerischer zu machen, der in einer prunkenden Gelehrsamkeit und künstlichen Phraseologie Erhabenheit und Würde erblickte, der „den alten Parnaß plünderte, um dessen Bäume und Blumen in den Garten seiner Heimat zu verpflanzen". Durch diese fremdartigen Bildungen, durch diesen gelehrten Apparat, durch das affektierte Haschen nach wunderlichen Beiwörtern mit gesuchten Anspielungen wurden Ronsards Gedichte hier und da so dunkel und unverständlich, daß erklärende Kommentare nötig waren. Aber gerade diese Eigentümlichkeit entzückte die gebildete

Welt; die Schwierigkeit des Verständnisses warf auch auf den Leser einen Schein von Gelehrsamkeit; König Heinrich II. und sein Sohn überhäuften den Dichter, der trotz seines leichtfertigen Lebenswandels in den geistlichen Stand getreten war, mit Pfründen und Auszeichnungen. Kein Wunder, daß er mit selbstgefälliger Eitelkeit sich für den Dichterkönig hielt, als den ihn die Welt gelten ließ! Was das Altertum hervorgebracht, was Italien bewunderte, wollte er seinem Vaterland im eignen Gewand zuführen. Durch sein Epos „Die Franciade“ in fünffüßigen gereimten Jamben wollte er der französische Homer und Virgil werden. In der dichterischen Erzählung von den Schicksalen und Abenteuern des Prinzen Francus, des angeblichen Sohnes von Hektor, der nach vielen Stürmen und Irrfahrten Gründer des Frankenreichs geworden, konnte er seine mythologischen und historischen Studien trefflich an den Mann bringen; seine fünf Bücher „Oden“ voll bombastischer Reimerei sollten seinen Landsleuten Pindar und Horaz ersetzen. In einigen hundert Sonetten, Gedichte der Liebe (les amours) genannt, wird eine Kassandra, welche die Stelle von Petrarcas Laura einnimmt, in gelehrten Versen gefeiert; auch seine übrigen lyrischen Gedichte, Elegien, Lieder, Madrigale verraten die antiken und italienischen Muster.

Ronsards Schule. Auch Ronsard, „der seine Muse griechisch und lateinisch sprechen ließ“, rief eine Schule von Dichtern hervor, die seine Manier nachahmten und mühsam erzeugte Gefühle in erkünstelten Formen und Versen aussprachen. Zu ihnen gehörten auch die übrigen Mitglieder des „Siebengestirns“: der erwähnte Bischof du Bellay. † 1560. Joachim du Bellay, der es sich sogar zur Ehre anrechnete, das Gebrechen der Taubheit mit Ronsard gemein zu haben, und sowohl in seinen Sonetten, Oden, Liedern und Gelegenheitsgedichten als in seinen Nachbildungen des Ovid und seiner Übersetzung der vier ersten Bücher der Äneide dem Meister folgte. Sein geistlicher Stand hielt ihn übrigens nicht ab, lascive Gedichte in Catullscher Manier in die Öffentlichkeit zu bringen. In diesem leichtfertigen Spiel wurde er jedoch noch übertroffen von einem andern Glied des „Siebengestirns“, von Antoine de Baïf, der sich in verschiedenen Gattungen der Dichtung als gelehrigen Zögling der Alten, vor allem des Martial zeigte, aber in Unzüchtigkeit seine Vorbilder überholte. Frivol und bigott zu gleicher Zeit verfaßte er ein Spottgedicht auf die Leiche Colignis. „Ronsard, seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm, sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Kleriker, und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidentum nach Frankreich herüberzuführen und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben. Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.“

Die übrigen Genossen des Plejadenbundes, Pontus de Thyard, Remy Belleau und Jean Daurat, waren nur geistlose Nachahmer ihres Hauptes Ronsard. Die Modedichtung des Tages ging darauf hinaus, antike Sprache, antike Formen, antike Rhetorik der nationalen Poesie einzupflanzen und dabei gelehrtes Wissen aller Art an-

zubringen. Die Nachwirkung dieses Geschmacks machte sich noch lange nach Ronsards Tod bemerkbar. Der Verkehr mit Italien, der auch nach der Vertreibung der Franzosen aus der Halbinsel durch die beiden mediceischen Königinnen unterhalten ward, gab dieser Richtung immer neuen Vorschub durch die Gunst des Hofes. Jean Bertaut, Oberhofprediger der Königin Maria von Medici, hat Psalmen, geistliche Oden, Trauerreden u. a. gedichtet, die, wenn man von dem Versmaße, dem gedehnten Alexandriner absieht, ganz die korrekte klassische Schule verraten, und Philipp Desportes hat sich durch seine Sonette, Elegien, Schäfergedichte und Lieder der Liebe in antiker und italienischer Manier die Gunst Heinrichs III. und mehrere einträgliche Pfründen erworben.

e. Malherbe und die Anfänge des französischen Klassizismus.

Ein halbes Jahrhundert behauptete sich die Ronsardsche Schule mit ihrer Sprachmengerei, ihren gesuchten Metaphern und ihren verschrobenen Kompositionen nach antiken Vorbildern auf der Höhe des Parnasses; selbst das griechische Drama mit dem Chor wurde nach dem Vorgange Jodelles von verschiedenen Dichtern einzubürgern gesucht, sowenig auch das größere Publikum sich daran gewöhnen wollte. Allein die Unnatur der Richtung war doch zu groß, als daß nicht eine Reaktion hätte erfolgen sollen. Schon bei Bertaut und Desportes machte sich das Bestreben nach reinerer Dichtersprache und korrekterer Form bemerklich; aber erst dem kritischen Geist des François de Malherbe aus Caen in der Normandie war es beschieden, die Irrwege zu vermeiden, auf welche die blinde Verehrung des Altertums geführt hatte, und in Bahnen einzulenken, die dem französischen Charakter und Nationalgefühl mehr entsprachen. Aber so tief und einschneidend war die Kluft, welche der Humanismus in das nationale Kunstleben geschlagen, daß diese Reaktion nicht auf die frühere Romantik und Ritterpoesie zurückging, sondern innerhalb der Kreise und Formen ansetzte, die der antike und italienische Klassizismus geschaffen und als Norm aufgestellt hatte. Die mittelalterlichen Lebensformen, Vorstellungen und Gefühle waren im sechzehnten Jahrhundert dem französischen Volk so fremd geworden, so sehr in weite Ferne gerückt, daß ein Rückgreifen auf die Ideale einer entschwundenen Vergangenheit gar nicht mehr denkbar war. Darum ist auch die von Malherbe eingeführte Methode nur eine Remedur des verirrten Geschmacks, nur der Versuch, durch zweckmäßigeren Anbau des errungenen Bodens bessere Früchte, erfreulichere Resultate zu erzielen. Und wenn diese Versuche so hoch geschätzt wurden, daß man Malherbe als den eigentlichen Begründer der klassischen französischen Litteratur aufstellte, mit seinem Auftreten die wahre französische Poesie beginnen läßt, so kann man darin den Beweis finden, wie sehr die korrekten Formen des Altertums und der italienischen Lyrik der Natur der Franzosen angemessen, wie weit die Volkspoesie und die Romantik bereits zurückgetreten war. Auch Malherbe dichtete „Oden“ und „Stanzen“, „Sonette“ und „Lieder“ im Geiste der Renaissance; aber seine Sprache und Diktion war so sorgfältig, so präzis, so sehr im

de Malherbe 1555–1628.

Charakter der Nation, daß man, wie spätere Kritiker fanden, zum erstenmal „französische Verse" darin erkannte. Malherbe verwendete den größten Fleiß auf die Vervollkommnung der französischen Dichtersprache, auf Rhythmus, Tonfall, Reim und Silbenmaß, so daß ihn seine Bekannten den „Wort- und Silbentyrannen" nannten. Keiner feilte und überarbeitete seine Gedichte mit so unermüdlichem Eifer als er, daher er auch sehr langsam arbeitete und nicht viel zu stande brachte; aber durch die geistreiche Einkleidung seiner poetischen Gedanken, durch die Sorgfalt, die er auf Form und Diktion verwandte, hat er auf die französische Dichtkunst vorteilhaft eingewirkt. Er war der Boileau seiner Zeit. Seine Poesie war freilich nur Verstandesarbeit, nur Produkt der Reflexion, ohne natürliche Begeisterung, ohne freien Aufschwung der Seele, ohne mächtige Erhebung der Phantasie in das Reich der Ideale; aber ist denn dieses Vorherrschen der Form, die äußere Kunstfertigkeit und rhetorische Gestaltung nüchterner und oberflächlicher Gedanken und Gefühle nicht ein hervorstechender Charakterzug der gesamten klassischen Litteratur der Franzosen? Insofern Malherbe in der Poesie mehr eine „zweckmäßige Unterhaltung des Verstandes und Witzes" erblickte, als „eine Befriedigung des inneren Verlangens nach einer freieren und schöneren Welt", mehr Wert auf geistreiche Wendungen, pikante Aussprüche, glatte Verse, gefällige Form legte, als auf Genialität, auf den Flug der Seele über die Schranken des Irdischen und Realen, kann er als der Bahnbrecher und Fahnenträger der französischen Klassizität angesehen werden. Was bisher nur dunkel geahnt und unvollkommen versucht worden war, hat er mit Takt und richtigem Instinkt ergriffen und entwickelt, und dem nachfolgenden Geschlecht zur weiteren Ausbildung überliefert. Seine glatten Alexandriner wiesen bereits auf das Zeitalter Ludwigs XIV. hin.

Malherbes Schule. Es war begreiflich, daß ein Mann wie Malherbe, der so sehr den Geschmack der Nation traf, viele Nachahmer hatte. Schon die Hofgunst, die seiner verstandesklaren, im harmonischen Rhythmus, in tadelloser Gestalt und Sprache dahingleitenden Poesie zu teil ward, und für die er sich durch Schmeicheleien und Huldigungen erkenntlich zeigte, war für viele verlockend genug, ihn als ihren Meister zu verehren, als seine Jünger und Schüler seinen Spuren zu folgen. Bis in die Zeiten Richelieus beherrschte die Malherbesche Schule das Reich der lyrischen Poesie, ohne daß namhafte Versuche gemacht worden wären, von der betretenen Straße abzulenken. Zu der Verherrlichung des Hofes gesellten sich dann noch überschwengliche Lobeserhebungen und Schmeicheleien auf den Kardinal. Man dichtete Oden, Sonette, Stanzen und Epigramme nach den Vorbildern der Antike und der Renaissance, wie Theophile Viaud († 1626), wie François Maynard († 1646), wie François Sarazin († 1654), wie Claude de l'Etoile und so viele andre. Alle diese Dichter folgten den klassischen Vorbildern, die Ronsard und seine Schüler zuerst aufgestellt, Malherbe und seine Verehrer und Nachahmer geläutert und nationalisiert hatten. Auch die

Schäferpoesie, die wir früher in der Pyrenäischen Halbinsel kennen gelernt, und die um die Mitte des Jahrhunderts auch in Frankreich Eingang fand, lehnte sich an die von Virgil und Theokrit, von Tasso und Guarini aufgestellten Muster an. In Honorat de Beuil, Herrn von Rancan, feierte sie noch im siebzehnten Jahrhundert eine schöne Nachblüte, nachdem sie in dem breit angelegten Schäferroman „Astrea" des Honoré d'Urfé aus Marseille, worin nach dem Vorbild der Diana von Montemayor (S. 79) Lebensschicksale des Dichters in allegorischer Verhüllung und in ungebundener Rede vorgetragen sind, ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Nur in der Satire zeigten sich noch einige Spuren von Originalität. Satire.
Für die kühne Derbheit und cynische Ungebundenheit eines Rabelais war freilich kein Raum mehr in dem Frankreich des dritten und vierten Heinrich; dagegen fanden die satirischen Sittengemälde Juvenals einen geschickten Bearbeiter in Mathurin Regnier, der in seinen sechzehn Satiren Laster und Thorheiten (Regnier. 1573–1613.) seiner Zeit, meistens Züge aus seiner eignen Erfahrung während eines von manchen Sünden und Unregelmäßigkeiten befleckten Lebens, mit einem Anflug von Genialität vorgeführt hat, und in der „Menippeischen Satire", die von einem Kreise geistreicher und vaterländisch gesinnter Männer während der Religionskriege ausging, sind die Umtriebe der Ligue und ihrer Häupter zur Zeit Heinrichs III. und IV., die spanischen und römischen Intrigen zur Verwirrung Frankreichs, die eigensüchtigen Pläne der Guisen im Geiste Lukianos' mit kaustischer Schärfe und satirischer Volkslaune dargestellt und die katholischen Parteiführer mit kühnem Witz und patriotischer Indignation verspottet.

Am sprödesten zeigte sich die Theaterdichtung, das alte volkstümliche (Theaterdichtung.) Gepräge gegen das klassische Drama umzutauschen. Während Jodelle und seine Nachfolger sich abmühten, in hochtrabenden Alexandrinern Tragödien nach antikem Zuschnitt und meistens der römischen und griechischen Geschichte oder Mythe entnommen, der vornehmen Welt und den Hofkreisen vorzuführen, ergötzte sich das Volk noch das ganze Jahrhundert hindurch an den alten Moralitäten und Schauspielen; selbst Robert Garnier, ein Dichter von großem dramaturgischen Talent, welcher neben den antiken Tragödien mit und ohne Chor auch ein romantisches Schauspiel „Bradamante" auf die Bühne brachte, vermochte nicht das Volkstheater zu verdrängen, dem klassischen Drama den Sieg zu verleihen. Erst als gegen Ende des Jahrhunderts die Passionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauspielergesellschaft abgaben, welche zur Aufführung klassischer Stücke zwei stehende Theater in Paris erwarb, erhielt der neufranzösische Geschmack, der sich der Gunst des Hofes und der vornehmen Gesellschaftskreise zu erfreuen hatte, die Oberhand und bald die Alleinherrschaft.

Das neue Geistes- und Kunstleben Frankreichs nahm, wie wir bei Marga- (Calvinische Litteratur.) rete und Marot, bei Rabelais und Ramée gesehen haben, im Anfang eine oppositionelle Stellung gegen die kirchliche Scholastik. Auch Calvin war aus den

Kreisen der Humanisten hervorgegangen und Theodor de Beza versuchte sich zuerst in lateinischen Gedichten, ehe er sich in Genf einen einflußreicheren Wirkungskreis schuf. Aber mit der Zeit gingen die Richtungen und Meinungen auseinander. Ronsard und seine Freunde, Malherbe und seine Schüler wendeten sich den Hofkreisen zu; andre hielten mit ihren freieren Ansichten zurück. Daß viele dem geistlichen Stand angehörten und mit einträglichen Pfründen versehen waren, hinderte sie nicht, wie schon erwähnt ward, die Zuchtlosigkeiten und Nacktheiten des heidnischen Altertums in ihren Schriften darzulegen und auch im äußeren Leben die freieren Sitten der Alten und ihre Hingebung an die Lüste und Reize der Sinne sich zu gestatten. Darüber wurde die Kluft zwischen ihnen und den standhafteren Bekennern der neuen Religionslehren mit jedem Jahr weiter, namentlich seitdem die kirchliche Spaltung sich auch äußerlich vollzogen hatte. Die Anhänger Calvins wendeten ihre rigorose Sittenlehre auch auf die Kunst und ihre Träger an; sie wollten vom Altertum nur die Geistesfreiheit, die Formen der Poesie, die Erzeugnisse der Wissenschaft, die Gesetze des Denkens mit herübernehmen, nicht zugleich die Frivolität, die Sinnlichkeit, den moralischen Leichtsinn. Es ist uns bekannt, daß schon Marot und Beza ihre dichterischen Talente zur Übertragung der Psalmen verwendeten, daß die neue geistliche Poesie sogar am Hofe und in den aristokratischen Gesellschaftskreisen Beifall fand, ehe sie die Fahne geworden, um die sich die Anhänger des reformierten Glaubens scharten. Diese ernstere Richtung der Poesie, diese Auffassung von dem heiligen Beruf des Sängers, behauptete sich in den Kreisen der Bekenner der neuen Doktrinen auch in der Folgezeit; die calvinistischen Dichter und Schriftsteller bildeten auch darin einen Gegensatz zu ihren katholischen Genossen und Rivalen, daß sie der ernsten und züchtigen Muse Urania dienten, daß sie in Schriften und im Leben edlere und reinere Beispiele aufstellten. Théod. Agrippa d'Aubigné, Dichter und Historiker, hat nicht nur in den Reihen der Hugenotten mit dem Schwert die Katholiken bekriegt, er hat auch mit beißender Satire die poetischen Produkte der von den Königen und Höflingen begünstigten und von der Nation gefeierten Schriftsteller gerügt und sich mit Abscheu von ihnen abgewendet; und der Hugenottendichter Guillaume Saluste, Seigneur du Bartas aus Armagnac, wendete die Muse, die ihm die Religionskriege in den kurzen Friedenspausen gewährten, an, um nach antikem Vorbilde und in der Dichtersprache Ronsards ein poetisches Werk von tiefsinnigem, ernstem Inhalt zu schaffen, „Die Woche der Schöpfung".

d'Aubigné. 1560–1630.

du Bartas. 1544–1590.

In demselben unternahm es du Bartas, „die ganze heilige Geschichte den Zeitgenossen näher zu bringen; das verlorne Paradies, die Sündflut, die Thaten der Erzväter, des Moses, der Richter und der Könige hat er noch beschrieben; seine Absicht war, auch den Eintritt des christlichen Weltalters zu schildern und mit der Vollendung aller Dinge, dem Sabbat der Sabbate, zu schließen. Ein im Entwurf großartiges Unternehmen, aber beinahe zu umfassend, als daß es in einem Sinn und Guß vollen-

det und in einem für immer geltenden Ausdruck späteren Jahrhunderten hätte überliefert werden können".

Durch dieses Werk, das Milton in seinem „verlornen Paradies" studiert und benutzt hat, wurde du Bartas „der Patriarch der protestantischen Poesie"; aber die Gunst der tonangebenden Kreise ward ihm nicht zu teil; die Zeitgenossen einer Katharina von Medicis fanden keinen Geschmack an einer religiösen Dichtung, die aus ketzerischer Feder stammte.

Überhaupt hatte die scharfe Parteistellung während der Religionskriege den Publizistik.
größten Einfluß auf die geistige Richtung in der poetischen wie in der wissenschaftlichen Litteratur. Wenn die Dichtkunst, wie wir gesehen, sich größtenteils in den Dienst der katholischen Hofkreise begab, so nahm dagegen die Geschichtschreibung, die Philosophie, die Staats- und Rechtslehre vielfach einen freieren Standpunkt und suchte durch Nachdenken, durch Prüfung der realen Verhältnisse mit dem Maßstabe des Rechts, der Autorität, der Vernunft allgemein gültige Resultate zu erringen. Der Krieg, den das Königtum gegen die Hugenotten führte, regte zu gründlichen Forschungen über Staatswesen, über Regierung und Volk, über politisches und gesellschaftliches Zusammenleben an. Da traten denn bald die verschiedenartigsten Auffassungen, die entgegengesetztesten Anschauungen zu Tage, wie sie seitdem die politische Welt und die publizistische Litteratur durchzogen, erregt und gespalten haben: die Frage über die Grenzen der Autorität und der Freiheit, über die Natur und das Wesen der Souveränität, der Königs- und Volksrechte wurde erwogen und an den Werken der Alten, an den Lehren und Beispielen der Geschichte, an den ewigen Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit geprüft und festgestellt. Wir werden die Versuche staatsrechtlicher und politischer Theorien und Doktrinen, die damals in Frankreich hervortraten, in einer weiteren zusammenfassenden Behandlung kennen lernen; die großartigen Ereignisse jener Zeit und vor allem die von der höchsten Autorität veranlaßte oder doch gebilligte Blutthat in der Bartholomäusnacht lieferten schwer zu lösende Probleme zu staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen Erörterungen. Das absolute Königtum fand nur wenige Verfechter; selbst **Bodin**, der von einem Bodin. 1530–1596.
Steuerbewilligungsrecht des Volks nichts wissen will, verwirft doch den Despotismus und den Religionsdruck; **Hubert Languet** hat die freieren Ansichten, Languet. 1518–1581.
die er in Wittenberg und in verschiedenen deutschen Städten und Staaten sich angeeignet, in einem lateinisch und französisch geschriebenen Werk niedergelegt (Vindiciae contra tyrannos), das die Rechte und Pflichten des Herrschers wie der Beherrschten in folgerichtiger Beweisführung dergestalt entwickelt, daß die Ansicht von einem erblichen und göttlichen Recht in der geweihten Person des Souveräns keine Begründung findet; und **Etienne de la Boëtie** hat in seinem Boetie. 1530–1563.
„Traktat von der freiwilligen Knechtschaft" die calvinistischen Ansichten von kirchlichem Selbstregiment auf den Staat angewendet und die unveräußerlichen Rechte der Völker wahren gelehrt. Sein Freund **Michel de Montaigne**, ein mit Montaigne. 1533–1592.

allen Vorzügen des Geistes, der Geburt und der gesellschaftlichen Stellung ausgerüsteter Edelmann aus Périgord, hat sich aus dem Widerstreit der Meinungen und Systeme auf einen hohen, freien Standpunkt emporgeschwungen und in seinen „Essays“ mit scharfer Skepsis die Unsicherheit alles Wissens und aller positiven Wahrheit dargethan, um Gemütsruhe und Ergebenheit in Gottes Wort und Willen als höchste Weisheit zu empfehlen, eine Weltphilosophie, welche durch die ungekünstelte Sprache und Darstellung, die natürliche Beredsamkeit und den leichten Stil des Vortrags Reiz und Nachdruck erhält.

Memoiren. Das deutlichste Abbild der zerfahrenen Zeit der Religionskriege liefert die geschichtliche Memoirenlitteratur. Wir haben diese der französischen Nation besonders zusagende Litteraturgattung an einem andern Ort kennen gelernt (IX, 314 ff.); auch das sechzehnte Jahrhundert ist darin nicht zurückgeblieben. Die „Lebensgeschichte des Ritters Bayard“ weicht zwar insofern von der gewöhnlichen Art ab, als sie nicht von ihm selbst, sondern von einem Sekretär desselben verfaßt ist, mithin mehr der biographischen Gattung der Historiographie angehört, aber in ihrer ganzen Haltung, in der naiven Unmittelbarkeit der Erzählung und Darstellung erinnert die Geschichte des edlen Ritters ohne Furcht und Tadel an die Denkwürdigkeiten Joinvilles. Sie ist, wie der Held selbst, noch ein letzter leuchtender Abglanz des dahinschwindenden Mittelalters. Und selbst in diesem mit Recht beliebten Buche zeigt der rhetorische Charakter der Reden, der mit dem einfachen Chronikenstil des übrigen Inhalts wenig übereinstimmt, den Einfluß der neuen Bildung, die Gegensätze, in denen sich jenes Geschlecht bewegte. Alle Denkwürdigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts spiegeln gewisse Seiten des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft ab. Während der witzige, geistreiche und leichtfertige Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme in seinen Memoiren und in seinen Geschichten von berühmten Herren und galanten Damen uns einen tiefen Blick eröffnet in das sittenlose, ausschweifende Leben der Höfe und der Aristokratie, wo unter den Formen der Galanterie das häßliche Laster und die lüsterne Sünde, die buhlerische Kunst und die nackte Sinnlichkeit in obscöner Gestalt auftraten, die von dem alten Wollüstling mit sichtlichem Wohlgefallen an den frivolen Zügen und Szenen in unverhüllter Offenheit und Natürlichkeit den Lesern vorgeführt werden, während sein Landsmann Blaise de Montluc uns ein greuliches Bild entrollt von der Verwilderung der Gemüter und der Gemeinheit der Gesinnung, welche durch die Bürgerkriege und den religiösen Fanatismus erzeugt wurden, lernen wir aus den Denkwürdigkeiten der Freunde und Waffengefährten Heinrichs von Bourbon, Sully und Duplessis Mornay den Verstand und den männlichen Geist kennen, welcher im Heerlager der Hugenotten herrschte und auch in den ersten Regierungsjahren des vierten Heinrich noch kräftigend auf das erschlaffte Zeitalter der Valois wirkte. Ihre Memoiren bilden ein Seitenstück zu der „Universalgeschichte“ d'Aubignés, des calvinistischen Dichters, Historikers und Kriegsmanns, den wir schon früher kennen gelernt haben.

XIX. Der Schmalkaldische Krieg.

Litteratur. Außer den oben S. 1, 2 und S. 90, 91 angeführten Werken konnte bei der nachfolgenden Darstellung noch benutzt werden: M. Deckers, Hermann v. Wied, Erzbischof und Kurfürst von Köln. Köln 1840; F. A. v. Langenn, Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Leipz. 1841, 2 Bde. und von demselben, Christoph v. Carlowitz. Leipz. 1854; Johannes Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Leipz. 1852, 2 Bde. und von demselben, Der Fürstenbund gegen Kaiser Karl V. (Historisches Taschenbuch von Raumer III. 8. Leipz. 1857); Sastrowens Herkommen, Geburt und Lebenslauf, herausgegeben von Mohnike. Greifsw. 1823, 3 Bde., bearbeitet von L. Grote. Halle 1860; Briefe und Urkunden bei K. Lanz, Bucholz, Hortleder, Maurenbrecher u. a. schon angeführten Schriftstellern; Henne, Histoire du règne de Charles V. en Belgique, 10 vols.; A. v. Druffel, Briefe und Akten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus, Bd. 1: Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551. München 1873; von demselben, Kaiser Karl V. und die römische Kurie (Abhandlungen der königl. bayr. Akademie. München 1878—1883); Varrentrapp, Hermann v. Wied und sein Reformationsversuch in Köln. Leipz. 1878; A. Holländer, Straßburg im Schmalkaldischen Krieg. Straßburg 1881.

1. Die Vorgänge im Erzstift Köln.

Nicht bloß in Frankreich war der Friede von Crépy der Anfang einer schärferen Reaktion gegen die reformatorisch Gesinnten, auch in der Haltung des Kaisers zu Deutschland trat von der Zeit an eine Veränderung ein. Gegen seine Überzeugung hatte er bisher aus Gründen der Politik den Schmalkaldischen Bundesverwandten so viel nachgegeben als er nur immer über sich zu gewinnen vermochte, und deshalb scharfe Verweise von seiten der Kurie hinnehmen müssen. Es wurde ihm zum schweren Vorwurf gemacht, daß er ein Nationalkonzil oder einen Reichstag über religiöse Dinge entscheiden lassen wolle. Er konnte sich nicht verhehlen, daß diese Nachgiebigkeit zu der Verbreitung der Reformation in allen Gegenden der deutschen Erde wesentlich beigetragen habe. Dies sollte nun anders werden, der Sieg über den äußeren Feind sollte zugleich zur Unterdrückung der religiösen Neuerung dienen. Zunächst gaben sich diese Tendenzen am Niederrhein und in den burgundischen Landen kund. Der Herzog von Kleve mußte sich nicht nur zur Erhaltung der alten Kirche und Abstellung aller Neuerungen verpflichten, er wurde auch bald darauf durch die Vermählung mit einer Tochter Ferdinands in das Habsburgsche Hausinteresse gezogen. Und wie sehr die Brüsseler Regierung entschlossen war, die reformatorischen Bewegungen, die vom Niederrhein aus nach den kaiserlichen Erbstaaten ihren Weg gefunden, durch Strenge niederzuhalten, bewiesen die scharfen Edikte gegen das Einbringen von Büchern und Flugschriften, bewies die Überwachung der Geistlichen, die Bestrafung aller Häretiker in ganz Niederland. Mußte doch zu Tournay ein französischer Pre-

Katholische Reaktion in Kleve und den Niederlanden.

19. Febr. 1545. diger, der aus Straßburg dorthin berufen worden, in den Flammen sterben, und wie viele andre „fromme, gutherzige Leute" schmachteten im Kerker oder irrten als Flüchtlinge umher? Einst war Maria in Ungarn der neuen Lehre befreundet gewesen (S. 416); nach dem Tode ihres Gemahls auf dem Schlachtfeld von Mohacs hatte Luther ihr vier Bußpsalmen zugesandt; aber seitdem sie Statthalterin in Brüssel geworden, war sie in die Gesichtskreise ihrer Brüder eingetreten. Wohl oder übel mußte auch sie als Verfolgerin der neuen Lehre auftreten.

Hermann von Wied. Und gerade damals war die Reformation auf dem Wege, ein Gebiet zu erobern, in welchem ihr bisher der Zugang aufs Hartnäckigste verwehrt worden, und von wo aus das Eindringen abweichender Lehrmeinungen in die kaiserlichen Erblande sehr gefördert worden wäre, das Erzstift Köln. Wir sind dem geistlichen Herrn, der seit dem Jahr 1515 den Kurfürstenstuhl innehatte, Hermann von Wied, bei früheren Gelegenheiten wiederholt begegnet; an dem öffentlichen Leben Deutschlands, wie es durch die Reformation gestaltet ward, von Anfang an regen Anteil nehmend, hat er sich stets durch Mäßigung und versöhnlichen Sinn hervorgethan, und wenn er auch auf den Reichstagen mit der konservativen Majorität gegangen war, hatte man ihn doch niemals in den Reihen der Eiferer gesehen. Ein friedliebender Herr von humanem Wesen, der in Verbindung mit Erasmus gestanden hat, hatte er in der Zeit der Aufregung und Zerklüftung eine wohlthuende Wirksamkeit geübt. Wir erinnern uns, wie er als Administrator von Paderborn durch seine humane Persönlichkeit der religiösen Bewegung in der westfälischen Stadt Einhalt geboten. Erfüllt von patriotischer Gesinnung, wünschte er vor allem die Eintracht und den Frieden der Nation, die Grundlage aller Wohlfahrt und Ehre, und konnte als ein Haupt jener Mittelpartei gelten, die eine Reformation innerhalb der bestehenden Kirche anstrebte, ihr wissenschaftliches Haupt in Erasmus erblickte und selbst auf seiten der Lutheraner Konvertiten gewann, wie jenen Prediger Georg Witzel, der sich 1531 von der sächsischen Kirche losgesagt hatte, weil ihm die sittlichen Zustände der neuen Gemeinden nicht besser geworden zu sein schienen, als die der alten gewesen waren. Die Ausgleichungsversuche des Kaisers in Regensburg hatten in seiner Seele Anklang gefunden; es war ganz nach seinem Sinn, daß sein gelehrter Theolog Johannes Gropper in die Zahl der Kollokutoren gewählt ward, die mit Bucer und Melanchthon die Eintrachtsformel finden sollten. Schon vor mehreren Jahren hatte er mit seinen Suffraganen den Zustand der Kirche beraten und in der Vorrede zu dem Reformationsentwurf, den er als Resultat der Beschlüsse der Provinzialsynode bekannt machte, seinen Schmerz ausgesprochen über die Gefahren und Notstände, in denen das Schiff der Kirche schwebe, „weil wir nicht mit aufrichtigem Glauben an Gott, noch mit heißem Flehen einträchtig den schlummernden Herrn angerufen haben, daß er dem Winde und dem Wetter gebiete, sondern in Schlaffheit, Unglauben und verderblichen Begierden dahinleben

und nicht unverrückt hinschauen auf den, der da gesagt: Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". Mehr und mehr war er seitdem zu der Überzeugung gekommen, daß nur auf Grund der Heil. Schrift, in welcher er eifrig forschte und als deren wahren Inhalt und Ausdruck er die Augsburgische Confession betrachtete, eine wirksame Verbesserung der Kirche durchgeführt werden könnte. Daß eine solche von nöten sei, war ja oft genug von katholischer Seite selbst zugestanden worden, und hatte denn nicht der Speierer Reichstagsabschied ausdrücklich beiden Religionsteilen die Ausarbeitung von Reformationsentwürfen zur Pflicht gemacht, die den ferneren Unionsbestrebungen als Grundlage dienen möchten? Dieser Aufgabe beschloß nunmehr Erzbischof Hermann nachzukommen; die Stände des Stifts, denen er sein Vorhaben mitteilte, bestärkten ihn in dem Beschluß und versicherten ihn zum voraus ihres Beistandes.

Wer konnte ihm nun geeigneter für ein solches Werk erscheinen, als die Männer, die schon in Regensburg einander so nahe getreten? Er ließ eine Einladung an Bucer ergehen, daß er gemeinschaftlich mit Gropper eine Reformationsschrift entwerfen möge, die sich zur Einführung im Erzstift eigne. Bucer folgte dem Ruf; er predigte da und dort und hielt mit den Kölner Theologen mehrere Besprechungen. Da stellte sich aber bald heraus, daß ihre Ansichten doch sehr weit auseinander liefen, daß die Annäherungen, die man in Regensburg und Speier wahrgenommen, seitdem wieder strengeren Auffassungen gewichen waren. Gropper merkte, mit welchem Mißtrauen viele geistliche Herren des Kapitels das Vorhaben betrachteten, und wie sehr sie es dem Kurfürsten verargten, daß er einen abtrünnigen Dominikanermönch, der schon zum zweitenmal in den Ehestand getreten und wegen seines diplomatischen Benehmens bei keiner Partei sonderlich in Achtung und Ansehen stand, als Ratgeber für die Verbesserung der Kirche herbeigerufen. Gropper zog sich also zurück und trat zu der Opposition über, die sich nicht nur bei einer allmählich zur Majorität anwachsenden Zahl von Stiftsherren und bei der Universität, sondern auch unter den Stadträten kund gab.

Bucer und Gropper.

Dez. 1542.

Wir haben gesehen, wie lange und hartnäckig die „Ehrbarkeiten" in den deutschen Städten, namentlich im Gebiet der Ostsee und in Westfalen den Neuerungen widerstrebten. Seitdem waren noch die Vorgänge in Münster als abschreckendes Beispiel hinzugekommen. Die Ratmannen von Köln und alle städtischen Behörden waren daher seit Jahren beflissen, jede reformatorische Regung zu ersticken. Alle fremden Einwanderer wurden streng überwacht; als ein Augustinermönch in der Kirche seines Klosters Predigten im lutherischen Sinne hielt, drangen die Kommunalvorsteher persönlich in den heiligen Raum, ohne die Immunität des Orts zu beachten und wehrten den Vorträgen. Nun sahen diese geistlichen und weltlichen Herren sich durch das Oberhaupt selbst in dem sicheren Besitz ihrer bisherigen Rechtsstellung bedroht. Nicht nur Bucer focht zu Bonn

Parteistellungen.

und anderwärts in Rede und Schrift für die evangelische Sache, in Andernach predigte Sarcerius aus Nassau in gleichem Sinn, und schon waren Berufungen an Melanchthon, an Hedio in Straßburg, an andre namhafte Männer reformatorischer Richtung ergangen. Das Domkapitel, worin der Propst Georg von Braunschweig, Bruder des verjagten Herzogs Heinrich, eine gewichtige Stimme führte, richtete eine ernste Vorstellung an den Erzbischof, daß er die fremden Prediger des Landes verweise. Dieser aber blieb fest bei seinem Vorhaben. Er
12. März 1543. berief die weltlichen Stände zu einem neuen Landtag nach Bonn und forderte sie auf, an dem Reformationswerk mitzuwirken. Die Versammlung ging mit Freuden auf den Vorschlag ein und überließ es dem Kurfürsten, einen Ausschuß aus ihrer Mitte zu wählen zur Mitberatung und Ausführung seines Planes.

Melanchthon berufen. Mai 1543. Bald darauf traf Melanchthon, dem sein Landesherr Urlaub erteilt, in Bonn ein und arbeitete nun gemeinschaftlich mit Bucer eine „Reformationsschrift" aus mit Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse des geistlichen Kurstaats. Aus seinen Briefen an Wittenberger Freunde ersieht man, welchen Unwillen ihm der grenzenlose Aberglauben einflößte, in welchem das Volk durch die Priesterschaft gehalten ward. Nirgends sei der Bilderdienst ihm in so krasser Gestalt entgegengetreten.

Die Kölner Reformationsschrift. Auf den Wunsch des Erzbischofs legte man bei der Reformationsschrift die nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zu Grunde. Die wichtigsten Teile, wie die Kapitel über Erbsünde, Rechtfertigung, Kirche und Buße arbeitete Melanchthon selbst aus, die übrigen Bucer. Gegen Ende Juni war das Schriftstück vollendet. Der Erzbischof ließ sich dasselbe an fünf Tagen in Gegenwart mehrerer geistlichen und weltlichen Räte in den Morgenstunden vorlesen. Nach Melanchthons Zeugnis folgte er dem Buch mit der größten Aufmerksamkeit, besprach sich über die dunkleren und schwierigen Gegenstände, ließ manche Stellen klarer fassen, schlug oft die neben ihm liegende Bibel in Luthers Übersetzung nach und zeigte sich in allem als einen aufrichtigen, religiösen und wahrheitsliebenden Mann. Und in diesem Urteil waren alle einstimmig. An seiner lautern Frömmigkeit und christlichen Gesinnung, an seinem redlichen Streben, das Volk geistig zu heben und zu einem religiösen und sittlichen Leben zu führen, konnte kein Zweifel aufkommen; von egoistischen Beweggründen, die in so vielen Fällen mitgewirkt haben, war bei dem bejahrten ehrwürdigen Herrn keine Spur vorhanden.

Daß die Reformationsschrift in allen Stücken sehr gemäßigt gehalten war, ließ sich von dem Charakter und den konziliatorischen Tendenzen der Verfasser erwarten: die bischöfliche Würde sollte bestehen bleiben und dem Domkapitel waren alle Rechte und Befugnisse gewährleistet. Der reformatorische Geist gab sich hauptsächlich im Kultus und Lehrbegriff kund. Wir werden später erfahren, welchen Einfluß die Kölner Reformationsschrift auf die englische Episkopalkirche geübt hat. Vergebens suchten die Vorfechter der Altkirchlichen das Werk der beiden Reformatoren durch Gegenschriften zu verdächtigen und zu verlästern; den Angegriffenen fiel es nicht schwer, sich und ihre Arbeit zu rechtfertigen. Ein andrer Entwurf, berechnet die alten Mißbräuche zu ver-

hüllen und zu beschönigen, den man Gropper zuschrieb, blieb ohne Beachtung. Am 26. Juli wurde darauf der Entwurf, nachdem er dem Kapitel zur Kenntnisnahme mitgeteilt worden, dem abermals nach Bonn berufenen Landtag vorgelegt und von den weltlichen Ständen, den Grafen, Rittern und Städten im Vertrauen auf die wohlmeinenden Absichten des gnädigen Fürsten ohne Widerrede angenommen. Dagegen beharrten die geistlichen und weltlichen Herren der Stadt Köln bei ihrer Opposition. Der Papst lobte in mehreren Sendschreiben ihren Eifer und mahnte zur Standhaftigkeit. Dies bestärkte sie in ihrem Widerstand; das Domkapitel zog wider die Reformationsschrift mit einer „christlichen und katholischen Gegenberichtung" ins Feld und suchte Hilfe bei dem Kaiser. Dieser aber, mit dem Krieg gegen Frankreich beschäftigt und darum beflissen, die Evangelischen bei guter Stimmung zu erhalten, mied eine entscheidende Einmischung. Er mag unter der Hand die katholische Opposition aufgemuntert haben, zugleich sagte er aber in Speier dem Erzbischof, der ihm die Reformationsschrift mitgeteilt hatte, „er wolle ihm nicht wehren, das reine und lautere Wort Gottes in seinem Gebiet verkündigen zu lassen".

Und dazu schritt nun auch Hermann von Wied. Weder die Protestation des eignen Klerus noch die mißbilligenden Stimmen, die sich in den orthodoxen Kreisen zu Wittenberg gegen das Schriftstück vernehmen ließen, worin Luther „Bucers Klappermaul" überall herauszuhören vermeinte, vermochten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. An vielen Orten wurde evangelischer Gottesdienst gehalten, in Bonn, Andernach, Linz und andern kleineren Städten des Erzstifts das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, der katechetische Unterricht eingeführt; hier und da, wie in Linz und Kempen, äußerte sich die Reformationslust des Volks in bilderstürmerischen Auftritten.

Noch einmal hatte es den Anschein, als ob der Niederrhein und Westfalen sich den national-kirchlichen Tendenzen anschließen würde; nicht nur die Landschaft, auch ein großer Teil der adligen Geschlechter waren der Neuerung zugethan; der Bischof Franz von Münster war bereit, falls die Reformation des Erzstifts in der vorgeschlagenen Weise ohne Gewaltstreich durchgeführt würde, dem Beispiel zu folgen. Als im September 1545 Kardinal Albrecht von Mainz starb, erlangte durch den Einfluß von Pfalz und Hessen die reformatorisch gesinnte Partei in Adel und Kapitel bei der Wahl des Nachfolgers die Oberhand. Der neue Erzbischof Sebastian von Heusenstamm erbat sich von dem Landgrafen Philipp einen „christlichen" Kanzler und erklärte sich gegen ihn für freie Predigt, Priesterehe und Abendmahl in beider Gestalt. Freilich änderte er bald seinen Sinn, als die evangelische Sache abwärts ging. Diese reformatorischen Tendenzen in den fürstbischöflichen Landen wurden nicht wenig dadurch gefördert, daß man um diese Zeit auch in protestantischen Kreisen mehr und mehr dem Gedanken Raum gab, das bischöfliche Regiment könne beibehalten werden. In der „Wittenbergschen Reformation", welche Melanchthon nach der Bestimmung des Speierer Reichstagsabschieds verfaßte, um den künftigen Unionsverhandlungen als Basis zu dienen, waren nicht nur die meisten Lehrartikel in möglichster Annäherung an den katholischen Kirchenglauben vorgetragen, sondern auch die Ansicht ausgesprochen, daß man den Bischöfen, wenn sie die rechte Lehre und christlichen Brauch der Sakramente pflanzen wollten, ihre Autorität und Jurisdiktion samt ihren Gütern und Einkünften belassen möge. Ebenso könnten auch die Kapitel mit ihren Rechten und Befugnissen fortbestehen. Demnach sollte das Episkopat die gesetzgebende Gewalt in allen äußeren gottesdienstlichen Anordnungen und Zeremonien auf Grund der evangelischen Urkunden behalten und in Konsistorien und Gerichten, wobei auch Laien zugezogen werden sollten, ein Aufsichtsrecht über die Geistlichen und alle die Sitten und das religiöse Leben betreffenden Fälle üben. Was Calvin im schroffen Gegensatz zu Rom in Genf begründete, sollte

Episkopat und Reformation.

hier auf Grund altkirchlicher Institutionen erzielt werden. Ein geistliches Selbstregiment, das in einem evangelischen Episkopat und Kapitel und in einem geistlich-weltlichen Lehr- und Sittengericht seine gesetzlichen Organe haben, das Recht der Visitation, der Ordination, der Autonomie bei Wahlen und Anstellungen, der Exkommunikation gegen hartnäckige Sünder und Missethäter üben und die zu dieser Autorität und Herrschaft erforderlichen Kosten aus den vorhandenen Kirchengütern ziehen sollte, erschien dem Reformator als die mit der Augsburgischen Konfession verträgliche zweckmäßige Verfassung der neuen Kirche, da die weltlichen Regierungen zu sehr durch anderweitige Geschäfte in Anspruch genommen seien, als daß sie den geistlichen und religiösen Dingen die nötige Sorgfalt zuwenden könnten. Diese bischöfliche Oberbehörde sollte sich dann vor allem auch der Studien und Lehranstalten fleißig annehmen. Auch der Reformationsentwurf, der Bucers Feder entfloß, lief darauf hinaus, daß der Kaiser durch einen Ausschuß prüfen lassen möge, wieviel aus dem dermaligen geistlichen Stande beibehalten werden könnte, unbeschadet der Frömmigkeit und Heiligung, die vor allem in der neuen Kirchen- und Glaubensgemeinschaft angestrebt werden müsse.

Die Idee einer deutschen Nationalkirche.

Noch niemals war man dem Gedanken einer nationalen Kirche, getrennt von dem Pontifikat, aber mit möglichster Schonung der bestehenden äußerlichen Ordnungen, mit einem schriftgemäßen Lehrbegriff und einem vereinfachten und gereinigten Kultus so nahe getreten, als zu der Zeit, da die reformatorische Neuerung ihre größte Verbreitung gefunden, da nicht nur die ganze germanische Welt, sondern auch ein Teil der romanischen davon ergriffen und erfüllt war, da selbst in Ungarn und Böhmen die neukirchlichen antipäpstlichen Ideen nach Geltung rangen. Wenn es gelang, die geistlichen Reichsfürsten durch Garantie ihrer herrschaftlichen Stellung, ihrer Rechte und Einkünfte für die neue Ordnung und Lehre zu gewinnen, so war die Gründung einer selbständigen deutschen Nationalkirche keine Unmöglichkeit. Was in England durch tyrannische Machtgebote durchgeführt worden, konnte in Deutschland auf dem friedlichen Weg gesetzgeberischer Vereinbarung erzielt werden. Dazu hätte es aber eines patriotischen Aufschwungs bei dem deutschen Episkopat bedurft. Und gerade jetzt traten die ersten Regungen des neugegründeten Jesuitenordens zu Tage!

Streben des Kaisers nach Weltherrschaft.

Wie weit waren aber die beiden Häupter der Christenheit damals von dem Gedanken einer Trennung und Auseinandersetzung der Christenwelt nach Nationalitäten entfernt! Es war Deutschlands größtes Unglück, daß es an einen Monarchen gekettet war, der über verschiedene Reiche und Völker regierte, der eine Weltherrschaft anstrebte, worin die deutsche Nation nur als ein Glied betrachtet wurde, das sich der Gesamtheit einfügen müßte, der in einer Lostrennung von Rom und in der Konstituierung Deutschlands zu einer selbständigen Landeskirche auf evangelischer Grundlage, wenn auch mit Beibehaltung der hierarchischen Ordnungen und bischöflichen Verfassung, nur eine Schwächung seiner imperialen Autorität, seiner universalen Machtstellung zu erblicken vermochte. Wir kennen die Ursachen und Beweggründe, weshalb Karl V. bisher gegen die Schmalkaldener Bundesverwandten so schonend und nachgiebig aufgetreten ist: es war die Furcht vor den bösen Nachbarn im Westen und Osten, denen er keine

Alliierten zuführen wollte. Diese Furcht war nun wenigstens vorübergehend beseitigt: mit Frankreich bestand Friede, und mit den Osmanen wurde unter Vermittelung eines französischen Bevollmächtigten über einen Waffenstillstand unterhandelt, der auch dort eine Ruhepause herbeiführte, wenn sie gleich mit großen Opfern erkauft werden mußte. Um nur wenigstens einige feste Grenzorte zu erhalten, willigte man in einen jährlichen Tribut. So sehr war dem Kaiser daran gelegen, freie Hand zu bekommen. Wenn er dessen ungeachtet noch immer den Schein zu wahren suchte, als wolle er durch Reichstagsbeschlüsse und Religionsgespräche eine Vereinbarung der Evangelischen und Altgläubigen zu einer friedlichen Lebensgemeinschaft und duldsamen Verträglichkeit begründen, so hegte er dabei die Hoffnung, die reformatorische Bewegung in Deutschland als Hebel und Staffel zur Machtvergrößerung gegenüber dem Papsttum zu gebrauchen. Seiner stolzen Seele schwebte die Idee einer Weltherrschaft vor, wie sie die alten Imperatoren oder Karl der Große geübt. Auch das Pontifikat sollte die überlegene Autorität des römischen Kaisertums anerkennen, seine Abhängigkeit von dem kaiserlichen Schiedsrichter empfinden.

Okt. 1545.

Am sichersten gedachte Karl dieses Ziel zu erreichen, wenn er auf die kirchlichen Reformen, die man allenthalben als notwendig erkannt, und die nun durch ein allgemeines christliches Konzil ins Leben eingeführt werden sollten, einen bestimmenden Einfluß übte, den entscheidenden Ausschlag gab. Papst Paul III. hatte endlich, dem Drängen des Kaisers nachgebend, ein allgemeines Konzil auf Lätaresonntag nach Trient ausgeschrieben, „damit zur Beendigung der Streitigkeiten in der Religion, zur Besserung der Sitten der Christenheit und zur Ausführung eines allgemeinen Zugs gegen die Ungläubigen alles Erforderliche desto freier und sicherer beraten und beschlossen werden könne“. Um dieselbe Zeit trat auch der im Abschied von Speier verheißene Reichstag in Worms zusammen. Er wurde von Ferdinand eröffnet, da der Kaiser in Brüssel auf dem Krankenbett lag. Da galt es nun in erster Linie, die evangelischen Stände zur Anerkennung der Trientiner Kirchenversammlung zu bringen. Allein die Abneigung, die schon früher zu Schmalkalden in den protestantischen Kreisen zu Tage getreten, hatte sich seitdem nicht gemindert. Konnten sie in einer Versammlung, die nach den mittelalterlichen Formen vom Papst einberufen worden, deren Sitzungen von den Legaten geleitet, deren Beschlüsse nach den Weisungen von Rom gefaßt werden sollten, ein freies und unparteiisches Konzil erkennen, wie sie es stets gefordert hatten und wie es ihnen wiederholt in Aussicht gestellt worden war? Luther hatte in einer Schrift: „Wider das Papsttum, vom Teufel gestift“ in maßlosester Weise seinen ganzen Groll gegen den römischen Stuhl ausgeströmt, und nun sollten seine Anhänger sich von demselben vorschreiben lassen, was sie glauben und wie sie dem Herrn dienen sollten? So trat denn auch schon bei den ersten Besprechungen deutlich zu Tage, daß sich die Evangelischen dem päpstlichen Konzil nicht unterwerfen würden. Nun war aber der Friedstand nur

Reichstag und Konzil.

13. März 1545.

24. März 1545.

bis zum Zusammentritt einer allgemeinen Kirchenversammlung garantiert; die Protestanten standen somit in Gefahr, durch ihre Weigerung außer den Reichsfrieden gestellt zu werden. Sie verlangten also vor allem, daß ihnen Recht und Frieden gesichert werde ohne Rücksicht auf das Konzil und dessen künftige Beschlüsse. Am 16. Mai langte der Kaiser selbst in Worms an und mit ihm Pauls Enkel, der „Nepote" Alexander Farnese, als Kardinallegat. Schon auf der Reise hatte er in Köln sich sehr ungnädig über die Neuerungen des Erzbischofs vernehmen lassen und der Unterdrückung derselben durch Kapitel, Universität und Stadtrat Nachdruck verliehen. Die geistlichen Gerichte wurden in Thätigkeit gesetzt, der Erzbischof selbst nebst seinen Anhängern im Kapitel zur Verantwortung nach Rom geladen. Nach Karls Ankunft in Worms wiederholten die Evangelischen die Forderung eines unbedingten Friedstandes bis zur dereinstigen christlichen Vergleichung, erhielten aber zur Antwort, der Kaiser könne ihnen um der andern Nationen willen eine solche Versicherung nicht erteilen. Doch gab er ihnen beruhigende Zusagen in betreff seiner friedlichen Gesinnung. Er wollte sie nicht zum Äußersten treiben, vielmehr mittels des Reichstags zugleich auf den Gang der Verhandlungen in Trient einwirken, eine Versammlung durch die andre in Schach halten, um desto sicherer als Schiedsrichter auftreten zu können. Umsonst versuchte Pfalzgraf Friedrich, der seit dem während des Speierer Reichstags erfolgten Tod seines Bruders Ludwig den kurfürstlichen Stuhl innehatte und den reformatorischen Ideen zugethan war, den von den Ständen aufgestellten Ausschuß zu versöhnlicheren Schritten zu bewegen; die Evangelischen beharrten bei ihrer Weigerung. Nach einem Abschied, worin ein neuer Reichstag nebst christlichem Gespräch und Kolloquium in Regensburg in Aussicht gestellt ward, verließ der Kaiser die Rheinstadt im August und kehrte über Köln nach den Niederlanden zurück.

4. Aug. 1545.

Verfahren gegen den Erzbischof von Köln. 15. Aug.

Bei dieser Gelegenheit wurde das Schicksal des Erzbischofs Hermann der Entscheidung nahe geführt. In einer persönlichen Unterredung machte der Kaiser dem Prälaten Vorwürfe über seine reformatorischen Neuerungen und forderte die Abstellung derselben; Hermann erwiderte, er habe nur die offenkundigen Mißbräuche beseitigt und das lautere Wort Gottes verkündigen lassen, wozu er durch den Regensburger Reichstag berechtigt ja verpflichtet gewesen sei, und weigerte sich abzustellen, was er in Gemäßheit der Heil. Schrift und der Anordnung der Apostel und mit Beistimmung seiner Stände aufgerichtet. Eine viertägige Bedenkzeit brachte den bejahrten Kirchenfürsten nicht zum Wanken. Karl gab ihm zu verstehen, daß die Entziehung des erzbischöflichen Amtes durch die römische Kurie auch den Verlust des Kurfürstentums zur Folge haben würde. Da gab ihm Hermann zur Antwort, sollte er auch Amt und Würde verlieren, so werde er als Graf von Wied leben und sterben können. Nach der Rückkehr des Kaisers wurde auch in Brüssel ein Rechtsverfahren eingeleitet: allein wie der Angeklagte bisher standhaft die wiederholten Ladungen nach Rom unbeachtet gelassen, so

legte er auch gegen dieses Verfahren Verwahrung ein und wandte sich zugleich an den Schmalkaldischen Bund, der Ende des Jahres zu Frankfurt einen Konvent hielt. Dieser nahm sich des Hilfesuchenden an; denn in den evangelischen Kreisen erkannte man die große Bedeutung der Kölnischen Vorgänge für die gesamte deutsche Reformation. War doch selbst im Kurfürstenkollegium jetzt nur noch auf die Stimmen von Böhmen und von Trier fester Verlaß für die alte Kirche. Eine Flugschrift forderte zum Gebet um glückliche Wendung auf: man hatte ein Gefühl, daß wichtige Ereignisse sich vorbereiteten. Aber während die Botschafter der Bundesverwandten dem Kaiser vorstellten, daß Kurfürst Hermann nichts vorgenommen habe, als wozu er befugt gewesen, und auf Niederschlagung der Untersuchung drangen, hatte der Legat am Hoflager, Veralli, bereits in Maastricht die Suspensionsbulle bekannt gemacht, auf welche dann drei Monate später die 8. Jan. 1546. päpstliche Exkommunikationsbulle folgte, die den ungehorsamen und ungetreuen Hirten seiner Ämter, Privilegien und Gerechtsamen beraubte. Ein besonderes Breve übertrug dann die Verwaltung des Erzstifts dem bisherigen Koadjutor, Grafen Adolf von Holstein-Schauenburg. Der Erzbischof veröffentlichte eine 3. Juli. Protestschrift, daß er den Papst nicht als Richter anerkenne und von der Sentenz an ein legitimes deutsches Konzil appelliere; allein die Wendung, welche bald darauf der Schmalkaldische Krieg nahm, verschlimmerte seine Lage. Der Kaiser schonte den kurfürstlichen Prälaten noch einige Zeit, damit derselbe nicht in das gegnerische Heerlager übertrete; erst als er sich seiner Überlegenheit bewußt war, ließ er dem Gerichtsgang seinen Lauf. Noch hielten die Landstände einige Zeit zu dem alten Fürsten und weigerten sich, dem Nachfolger Eid und Pflicht zu leisten; aber wir werden bald erfahren, wie wenig die schwache Unterstützung bei der allgemeinen Mutlosigkeit im stande war, den Fall des Kirchenfürsten zu verhindern.

2. Vorbereitungen zum Krieg und Luthers Tod.

Die Unterdrückung der reformatorischen Regungen in Köln war die Einleitung zu dem Repressivsystem, welches bereits zwischen Kaiser und Papst verabredet und beschlossen worden. Bündnis zwischen Kaiser und Papst. Jener Alexander Farnese, dessen Bruder Ottavio Karls V. natürliche Tochter Margarete zur Gemahlin hatte, war mit wichtigen Aufträgen über die Alpen gekommen. Er sollte zwischen den beiden Häuptern der Christenheit ein enges Freundschaftsbündnis aufrichten. Er hatte eine Türkenhilfe von 100,000 Dukaten anzubieten, wodurch ihm von vornherein eine gute Aufnahme gesichert war. In geheimen Beratungen, zu denen nur wenige Vertraute beigezogen wurden, überlegte man die Bedingungen: der Kaiser sollte Mai 1545. einwilligen, daß das Gebiet von Parma und Piacenza, so lange der Gegenstand des Haders zwischen beiden Potentaten, als Lehen in die Familie Farnese übergehe, und sollte den synodalen Entscheidungen des Konzils, falls die Lutheraner sich nicht fügen würden, wirksame Unterstützung gewähren, wogegen der Papst

durch den Mund des Kardinallegaten, seines Enkels, sich verpflichtete, ein Heer von 12,000 Mann und 500 Reitern zu stellen, 300,000 Dukaten in barem Geld beizutragen und geistliche Steuern im spanischen Reich zu gestatten. Der Kaiser und seine Vertrauten waren mit dem Vorschlag einverstanden, schon in Worms konnte der Bundesvertrag als eine abgemachte Sache gelten; doch hielt Karl mit der Bestätigung noch zurück; er wollte einerseits die Schuld des Scheiterns der religiösen Pacifikation auf die Evangelischen wälzen, anderseits auf den Gang der Verhandlungen in Trient einen bestimmenden Einfluß üben.

Religionsgespräch in Regensburg. Diesem Zweck entsprechend ordnete der Kaiser den Reichstag und das Religionsgespräch in Regensburg an, wie er in Worms verheißen. Aber er hatte Mühe, Kollokutoren zu finden, wie er sie wünschte. In dem Augenblick, da bereits 13. Dez. 1545. die Sitzungen in Trient eröffnet worden, konnte Karl keine andern Absichten und Hoffnungen haben, als die Evangelischen entweder zu Zugeständnissen zu bringen, welche ihnen eine Beteiligung an dem Konzil ermöglichten, oder sie zu einem offenen Bruch zu drängen, damit sein Versuch, die Herbeiführung von Frieden und Eintracht in deutscher Nation auf des Schwertes Spitze zu stellen, als gerechtfertigt erscheinen möchte. Als Wortführer der katholischen Sache wurden neben Cochläus, dem Geistesverwandten Ecks, und neben dem Karmelitermönch Eberhard Billik, welcher sich in Köln bei der Reaktion gegen den Erzbischof durch Zelotismus hervorgethan hatte, ein spanischer Dominikaner, Pater Malvenda aufgestellt, „der von allem Anhauch deutscher Meinungen rein geblieben". In Wittenberg war anfangs wieder Melanchthon als Redner in Aussicht gestellt; aber Luther meinte, diese Gesellschaft sei eines solchen Streiters nicht würdig; so wurde denn Georg Major abgesandt. Neben ihm waren Bucer, Brenz und Schnepf die Hauptvertreter der Augsburgischen Konfessionsgenossen. Der Kaiser 27. Jan. 1546. hatte verlangt, daß die Verhandlungen geheim gehalten würden; so einigte man sich denn zu dem Beschluß, daß die Akten unter drei Schlössern verwahrt und von keiner Partei ohne Teilnahme der andern eingesehen werden sollten.

Die Verhandlungen in Regensburg nahmen von vornherein einen gereizten Charakter an. „Die Widersacher sind ein wahrer Schlangensame," schrieb Major seinen Wittenberger Freunden, „sehen Menschen ganz unähnlich, eine Grundsuppe von Sophisten. Die zwei Mönche sind unverschämte Gesellen. Malvenda, ein hochmütiger Spanier, überdies durch das Ansehen des Kaisers aufgeblasen, sucht nach seiner Landesart alles zu verwirren." Die Lehre von der Rechtfertigung, über die man sich früher verglichen hatte, wurde von Malvenda wieder in der strengen Fassung der katholischen Kirche vorgetragen und verteidigt: die Seligkeit könne nur dann erzielt werden, wenn dem Glauben an den Opfertod Christi die Mitwirkung des Menschen und die Gnadenmittel der Kirche zur Seite ständen. Als ob der langjährige theologische Streit auf die Dogmatik durchaus keinen Einfluß geübt hätte, führte er das scholastische Rüstzeug von neuem in die Arena. Welche Früchte konnte man unter solchen Verhältnissen von weiteren Verhandlungen erhoffen? Die Gemüter erhitzten sich mehr und mehr; daher

warteten die evangelischen Theologen den Schluß der Versammlung nicht ab, sondern kehrten in die Heimat zurück. März 1546.

Der Brudermord aus Fanatismus.

Von welchem Fanatismus damals die streng katholischen Kreise erfüllt waren, erkennt man am deutlichsten an einem Vorfall, der sich in Regensburg zutrug. Mit Bucer war ein junger Spanier, Johannes Diaz, der während seiner Studienzeit in Paris sich mit den neuen Lehrmeinungen befreundet hatte, nach der Donaustadt gekommen. Als ihn Malvenda erblickte, schalt er ihn heftig aus, daß er den Ruhm der spanischen Rechtgläubigkeit befleckt und sich mit Irrlehrern eingelassen. Bald darauf fand sich der Bruder Alfons Diaz, der bei dem päpstlichen Gerichtshof in Rom angestellt war, zur Begrüßung des lange Vermißten in Regensburg ein. Dieser war aber nach Neuburg gegangen, um dort den Druck eines Buches von Bucer zu besorgen. Dahin eilte Alfons, und als er den Bruder, der in den ärmlichsten Umständen lebte, aber in seinem Glauben die innere Ruhe gefunden hatte, weder auf andre Gedanken zu bringen, noch ihn zur Mitreise nach Italien zu verlocken vermochte, drang er in der Morgendämmerung mit einem Diener in dessen Wohnung und ließ ihn ermorden. Während 27. März 1546. der Begleiter den mit dem Lesen eines mitgebrachten Briefes Beschäftigten von hinten her mit einem Beile erschlug, bewachte Alfons die Thür. Dann eilten beide zu Pferde davon. In Innsbruck wurden sie angehalten; aber man machte geltend, daß sie als Kleriker nicht vor ein weltliches Gericht gestellt werden dürften. So entgingen sie der Strafe. „Viele Jahre nachher konnte Alfons seine That dem spanischen Geschichtschreiber Sepulveda in aller Sicherheit erzählen; noch immer voll Genugthuung, daß sie ihm gelungen war.“ Wir wissen ja aus den Maurenkriegen, daß nach spanischen Begriffen Reinheit des Bluts und Reinheit des Glaubens aufs innigste verbunden waren. Der Abfall von der katholischen Kirche galt für eine Befleckung der Familienehre.

Kriegerische Stimmung.

Der Brudermord in Neuburg war das Vorspiel und Vorbild dessen, was man in Deutschland in nächster Zukunft erwarten durfte. Wie sehr auch der Kaiser den deutschen Fürsten gegenüber alle feindseligen Absichten verleugnete, wie bedächtig er selbst den Gedanken an einen Religions- und Bürgerkrieg bei sich erwägen und den letzten Entschluß hinausschieben mochte: in allen Gemütern herrschte eine trübe Ahnung, daß die Entscheidung des Schwerts gesucht werden würde. Man sah in der Umgebung des Monarchen zu viele eifrige Anbeter des Papsttums, welche nur in der gewaltsamen Unterdrückung der lutherischen Ketzerei die Möglichkeit des Weltfriedens erblickten und den zögernden Geist Karls anspornten; der Nunzius, der Beichtvater Pedro de Soto, die spanischen Hofleute waren für den Krieg; auch Herzog Alba und Granvella, die lange zum Frieden geraten, gaben mehr und mehr den feindlichen Ansichten Raum. Unter allen Klassen herrschte ein Gefühl, daß wichtige Ereignisse bevorständen. Spanische und italienische Kriegsvölker prahlten laut, sie würden ihrem Herrn nächstens Deutschland unterwerfen und ihn zum rechten Kaiser machen: der gefangene

Herzog Heinrich von Braunschweig beteuerte bei seiner Seele Seligkeit, „Karl wolle Deutschland gar zerreißen und alle Fürsten an den Bettelstab bringen“. In den Grenzlanden sammelten sich Kriegshaufen, und doch war mit Frankreich Frieden, mit den Osmanen Waffenstillstand geschlossen.

Der Kaiser in Regensburg. 28. März 1546.

Im Frühjahr zog der Kaiser an den Rhein, um sich nach dem Regensburger Reichstag zu begeben. In Speier begrüßten ihn Philipp von Hessen und Pfalzgraf Friedrich. Der letztere, obwohl mit dem österreichischen Haus verwandt und demselben von jeher zugethan, hatte sich Karls Ungnade zugezogen, weil er sich mehr und mehr den evangelischen Lehrmeinungen in seinem Innern zugewandt. Seine Gemahlin hatte kurz zuvor in der Heilig-Geistkirche in Heidelberg mit einem Teil des Hofes und der Bürgerschaft das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen. Die im Hause Wittelsbach von jeher herrschende Rivalität konnte dem Habsburger den Gedanken eingeben, die Ansprüche Wilhelms von Bayern auf die Kurwürde zu begünstigen und ihn dem unzuverlässigen Verwandten entgegenzustellen. Dem Landgrafen zeigte er noch immer Wohlwollen und Vertrauen. Es blieb nicht ohne Eindruck, als der verständige Fürst, der Kriegsgerichte erwähnend, dem Kaiser zu Gemüt führte, welche Vorteile Deutschland ihm und seinen Erblanden darbiete, daß er nichts Ersprießlicheres thun könne, als durch billige und gnädige Regierung sich aller Stände Wohlwollen und Dienste zu versichern, daß Deutschlands Entkräftung ihm selbst zum größten Schaden gereichen würde. Karl versicherte ihn, daß er in allen Dingen nur nach dem guten Rat der Fürsten und Stände verfahren werde; auch in der kölnischen Angelegenheit, die damals noch in der Schwebe war, beteuerte er, solle nach Gesetz und Recht gehandelt werden. Beide Fürsten gaben dem Monarchen das Geleit bis Sinzheim. Es war die letzte freundliche Begegnung zwischen Karl und Philipp. In Regensburg fand der Kaiser nur wenige deutsche Fürsten vor. Die evangelischen Bundeshäupter hatten sich fern gehalten und bevollmächtigte Räte geschickt; nur die brandenburgischen Markgrafen Hans von Küstrin und Albrecht von Baireuth-Kulmbach, der im letzten Krieg gegen Frankreich unter Habsburgs Fahne gefochten, waren persönlich erschienen; zahlreicher war die Beteiligung von seiten der Katholischen. Unter ihnen war der angesehenste Wilhelm von Bayern, seit dem Tod des Bruders alleiniger Regent des Herzogtums. Karl bemerkte mit Verdruß, daß die Reichsfürsten sowenig Bereitwilligkeit zeigten, und daß das von ihm angeordnete Religionsgespräch von den evangelischen Theologen eigenmächtig abgebrochen worden. Doch bemühte er sich auch jetzt noch, jeden Schein feindseliger Gesinnung zu vermeiden, noch jetzt die Meinung zu erhalten, daß es ihm mit der friedlichen Ausgleichung und Verständigung Ernst sei.

Karl gewinnt Verbündete. 1. Bayern und die katholischen Fürsten.

Zugleich suchte er sich aber auch zu überzeugen, wessen er sich von den deutschen Fürsten zu versehen habe, und richtete seine Blicke zunächst auf den Herzog von Bayern. Wie oft auch Neid und Eifersucht die Wittelsbacher von den Habs-

burgern fern gehalten und sie einem Bund mit den Schmalkaldenern, insbesondere mit Philipp von Hessen nahe gebracht, die religiöse Übereinstimmung und der Wunsch, dem Konzil zum Fortgang zu verhelfen, waren starke Hebel der Eintracht und Versöhnung. Auch hatte Karl noch andre entscheidende Gewichte in die Wagschale zu legen. Er konnte dem Herzog die Pfälzer Kurwürde und das Gebiet des vom katholischen Glauben abgefallenen Verwandten von Neuburg und Amberg und eine Vermählung der ältesten Tochter Ferdinands mit dem Erbprinzen Albrecht in Aussicht stellen. Solchen Lockungen vermochte der Bayernfürst nicht zu widerstehen. Er schloß mit dem Kaiser ein Bündnis, worin er sich zu einer Geldsumme und zur Lieferung von Kriegsbedürfnissen verpflichtete; aber der Vertrag sollte ein Geheimnis bleiben; der Herzog wollte sich für alle Eventualitäten sicherstellen. Dem Kaiser war es ganz recht, einen Bundesgenossen zu haben, auf den auch die Gegner sich noch Hoffnung machten. Auch die übrigen katholischen Fürsten, wie die Erzbischöfe von Mainz und Trier beobachteten eine reservierte Haltung. Teilten sie auch mit Karl die kirchlichen Ansichten, so wollten sie doch nicht im Fall des Fehlschlagens die Rache der Schmalkaldener auf sich ziehen. Eine religiöse oder patriotische Erhebung trat in diesen Kreisen nicht zu Tage. Politische Klugheit und Berechnung war die herrschende Geistesrichtung.

Bei alledem wäre ein kriegerisches Vorgehen gegen den mächtigen Schmalkaldischen Bund immer noch ein Wagstück gewesen, und Karl hätte sich wohl noch bedacht, das Schwert zu ziehen, wäre nicht der spanischen Klugheit der politische Meisterstreich gelungen, unter den Bundesverwandten selbst eine Spaltung zu erzeugen und dadurch die kriegerische Kraft derselben zu lähmen, in einem Augenblick, da die evangelische Einigung durch Verstimmung, Zwietracht und Lauheit einzelner Glieder loser war, als je, und man gerade mit dem Plane einer Umgestaltung des Bundesrats bei Erneuerung des zu Ende gehenden Termins umging. War es schon ein Gewinn für die kaiserliche Sache, daß der Kurfürst Joachim von Brandenburg die neutrale und vermittelnde Stellung, die er dem ganzen Reformationswerk gegenüber beobachtet, auch in dem bevorstehenden Kampfe nicht aufgeben wollte, daß sein Bruder Markgraf Hans, der eine Tochter Heinrichs von Braunschweig in der Ehe hatte, aus Verdruß über die Vertreibung des alten Fürstengeschlechts aus den väterlichen Erblanden sich von den Glaubensgenossen fern hielt und der fränkische Verwandte, Markgraf Albrecht (Alkibiades) von Baireuth-Kulmbach, der mit Johann Friedrich und dem Landgrafen wegen der Vormundschaft über den Ansbachschen Vetter in Streit geraten war, die Politik des Kurhauses teilte, so war es von entscheidender Bedeutung, daß Herzog Moritz von Sachsen sich zu einem Bündnis mit dem Kaiser bereit finden ließ.

2. Evangelische Fürsten. Die Brandenburger.

Schon seit Jahren hatte die spanische Politik Granvellas mit Schlangenklugheit den jungen thatkräftigen und ehrsüchtigen Fürsten, der gleich dem Mark-

3. Moritz von Sachsen.

grafen Albrecht den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, mit besonderer Tapferkeit aber gegen die Türken gefochten hatte, in weiten Kreisen umzogen; man hatte ihm gerühmt, „der Kaiser hege besonders große Hoffnung und gnädigen Willen zu ihm"; man hatte ihm ein glänzendes Emporkommen, Erfüllung seiner ehrgeizigen hochfliegenden Pläne in Aussicht gestellt; mit sicherem Blick hatte der schlaue Staatsmann die inneren Gegensätze und Antipathien erkannt, die zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie des sächsischen Herrscherhauses auch nach dem Eintritt der letzteren in die evangelische Glaubensgemeinschaft fortbestanden; durch vertrauliche Gespräche mit Christoph von Carlowitz, dem herzoglichen Gesandten, hatte der Kanzler die Überzeugung gewonnen, daß zwischen Johann Friedrich und Moritz eine tiefwurzelnde Entfremdung und Rivalität obwalte; daß die Irrungen wegen Wurzen mit dem verspotteten „Fladenkrieg" im Gefolge trotz der äußerlichen Ausgleichung noch Stacheln zurückgelassen, die durch mancherlei andre Streitfälle fort und fort geschärft wurden. Der Kurfürst hegte stets ein großes Mißtrauen gegen den Verwandten; er meinte, das Sprichwort, „ein Meißner ein Gleisner", finde auch auf Moritz und Carlowitz seine Anwendung. Zwar ließ der Herzog nicht gerade Mangel an reformatorischem Interesse erkennen: das Bistum Merseburg wurde unter der Verwaltung seines Bruders August der evangelischen Glaubensgenossenschaft zugeführt; er beteiligte sich an dem Feldzug gegen Heinrich von Braunschweig wenigstens mit Geldbeiträgen; er schloß sich den Vorstellungen des Kurfürsten und Landgrafen bei dem Kaiser in Sachen des Erzbischofs von Köln an; sein Schwiegervater baute fest auf seine Treue. Dennoch war er nie dem Schmalkaldischen Bund beigetreten; es widerstrebte ihm, dem kurfürstlichen Vetter untergeordnet zu sein. Zu dem Bekenntnis der Verbündeten wolle er sich halten, sagte er, nicht aber zu ihrer Politik.

Luthers Tod. 18. Febr. 1546.

In früheren Jahren waren der Landgraf und Luther manchmal als Vermittler eingetreten und hatten das glimmende Feuer vor dem Auflodern gedämpft; aber die Stimme des letzteren war bereits verstummt: in den schwülen Tagen innerer Gährung und Aufregung war der Reformator Martin Luther aus dem Leben geschieden. Trotz der körperlichen Leiden, von denen er in den letzten Jahren vielfach heimgesucht war, und trotz gar vieler Kränkungen und bitterer Erfahrungen, die ihm Amtsbrüder, Juristen und theologische Widersacher bereiteten, hatte er unermüdlich gewirkt und gearbeitet und neben den großen Anliegen der Kirche und Religion, welchen er bis an sein Lebensende mit Wort und Schrift diente, auch manche kleinere Geschäfte und schiedsrichterliche Ausgleichungen auf sich genommen. Eine solche Veranlassung führte ihn in den naßkalten Februartagen nach Eisleben, wo er vor zweiundsechzig Jahren das Licht der Welt erblickt. Er sollte einen zwischen den Grafen von Mansfeld und seinen eignen Verwandten wegen der Silber- und Erzgruben ausgebrochenen Streit beilegen. Dort ist er am Morgen des 18. Februar 1546 gestorben, nicht ohne trübe Ahnungen, daß

über die Gemeinde Gottes schwere Gerichte und Prüfungen hereinbrechen würden. In seinen letzten Predigten und Reden sprach er von dem Widerstreit der guten und bösen Mächte seit Anbeginn der Welt, ermahnte zum Gebet ohne Unterlaß und wies auf die siegende Kraft des Erlösers hin. Im unerschütterlichen Glauben an den Heiland der Welt, aber auch im unversöhnlichen Haß gegen den Papst und dessen neuen Fallstrick, das Konzil, ist er aus der Welt gegangen. Noch am letzten Abend betete er, wie er zu thun pflegte, entblößten Hauptes am offenen Fenster für die Kirche seines lieben Vaterlandes. Seine Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten und unter dem Geleit des von allen Orten zuströmenden Volks nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche in einem zinnernen Sarg ins Grab gesenkt, wobei Bugenhagen die Leichenpredigt, Melanchthon eine lateinische Rede hielt. „Wie jene, so die Stadt Jerusalem wieder bauten," sagte der Freund, „mit der einen Hand am Bau arbeiteten und mit der andern das Schwert führten, also hat auch Luther zugleich wider die Feinde der reinen Lehre müssen fechten und doch daneben viel schöne Auslegungen voll tröstlicher Lehre geschrieben und vielen armen irrigen und beschwerten Gewissen mit christlichem Rat und Trost geholfen. Es war in ihm das Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig. Wir wollen ihn ewig im Gedächtnis behalten und erkennen, daß er ein edel, köstlich, nützlich und heilsam Werkzeug Gottes gewesen."

Luthers Persönlichkeit und geschichtliche Stellung.

Es gibt wenige Namen in der Weltgeschichte, die so gewaltig wie der des deutschen Reformators Martin Luther unverblaßt durch die Jahrhunderte geschritten, keinem der nachgebornen Geschlechter fern gerückt sind. Rührt dieser Nachruhm in erster Linie davon her, daß er eine Kirche gestiftet hat, deren Namen auf ihn zurückweist, daß er als auserkorenes Rüstzeug des Herrn das Evangelium vom Reiche Gottes wieder auf den Grund zurückgeführt hat, der in Christus gelegt worden, so hat dazu doch auch seine Persönlichkeit und seine historische Stellung nicht wenig beigetragen. Eine genial angelegte Natur von schöpferischem Geist, unermüdlicher Kraft und rastloser Thätigkeit, hat er auf seine Zeit eine Wirksamkeit und einen Einfluß geübt, die ohne Beispiel sind; und wenn auch bei der lebhaften, mitunter heftigen und leidenschaftlichen Erregung seines Wesens die Gefühle und Eindrücke oft stürmisch hervorbrachen, durch die äußeren Verhältnisse Stimmungen und Ansichten oft wechselten, innere Erregbarkeit und äußere Anfechtung ihn oft zu schonungslosen und derben Reden und Ausfällen fortrissen, im Herzen des deutschen Volks behauptete er unerschüttert den Herrschersitz, bei den Zeitgenossen deutscher Zunge besaß er sein lebenlang die Autorität eines Propheten des Alten Testaments, das Ansehen eines Gesetzgebers und Lebensordners. Die Nation erkannte in ihm den wahren Repräsentanten ihrer Natur und ihres Wesens: das aufrichtige Ringen nach idealen Gütern, nach dem Heil der Seele, als deren Grund- und Eckstein er den Glauben an den erlösenden Heiland und Gottessohn betrachtete, aus welchem, wenn er aufrichtig im Herzen wohne, christliche Liebe und Sittlichkeit wie aus einer reinen Quelle hervorströme; den gesunden kräftigen Lebensmut, der inmitten dieses Ringens nach göttlicher Wahrheit und Erkenntnis zugleich das Erdenleben in allen seinen Erscheinungen mit klarem Blick erfaßte, der reinen Menschennatur ihre Rechte zugestand, in der Menschenwelt sich teilnehmend und gesellig bewegte. Keiner hat wie Luther so unermüdlich nach dem Himmelreich getrachtet, so ohne Unterlaß

gebetet und so ernstlich gerungen mit den bösen Mächten, die ihm als Teufel erschienen; und wie gemütlich heiter zeigte er sich dabei wieder im häuslichen Familienkreise, in der Mitte treuer Freunde, sich gesellig an Wein, Saitenspiel und Gesang ergötzend. „Mit kräftiger Sinnlichkeit stand er festgewurzelt in die Erde, aber sein Haupt reichte in den Himmel.“ Und wie er hineingriff ins volle Leben, die guten Seiten sich aneignend und pflegend, die schlechten bekämpfend, so ist er auch wieder der Schöpfer einer neuen Zeit, neuer Richtungen und Ziele geworden. Wie weit war er entfernt von der rigorosen Auffassung eines Calvin, dem jede irdische Freude, jede Weltlust als Sünde erschien, welche er durch die Schrecken der Kirchenzucht unterdrücken zu müssen vermeinte! Vielmehr hat Luther nicht nur selbst sich eines häuslichen und gesellschaftlichen Lebens in Ehren und in Sittsamkeit erfreut, er hat auch im Volk den Sinn für unschuldige Vergnügungen, für harmlose, selbst mutwillige Spiele geduldet; er hat für die Kunst Empfänglichkeit gehabt, er hat die Musik geübt und geliebt und sie in den Dienst der Religion gezogen, er hat die Poesie gefördert und das deutsche Kirchenlied ins Dasein gerufen, er hat zur Fabeldichtung ermuntert, der Entwickelung des Volksschauspiels auf antiker Grundlage das Wort geredet; er war der Meinung, daß das Gute und Göttliche in den mannigfachsten Formen und Gestalten zur Erscheinung komme. Mit begeisterter Glaubensfülle und Gottesliebe verband er eine weitherzige Menschenliebe; seine Milde und Freigebigkeit ging oft über die geringen Mittel seiner bescheidenen zeitlichen Existenz. — Von einer volkstümlichen Beredsamkeit, wie sie in deutschen Landen noch nie dagewesen, und mit einer Kraft der Sprache im schriftlichen Ausdruck begabt, welche durch Mark und Bein drang, ist er der Prophet und Apostel seiner Zeit geworden, und diese Mission hat er erfüllt mit dem festen und standhaften Mut eines Gottesstreiters ohne Menschenfurcht, ohne weltliche Rücksichten. Das Wort Gottes, wie es in der Heil. Schrift zur Offenbarung gekommen, als reine Wahrheit und höchstes Gut anerkennend, hat er alle bekämpft, die ihm dasselbe zu gefährden schienen, sei es durch überlieferte Menschensatzungen, sei es durch eigenmächtige Deutung des Wortlauts und schwärmerische Überhebung des subjektiven Bewußtseins. Es ist ihm schwer gefallen, die Autorität der Kirche abzuwerfen, und stets hat er die Sakramente als notwendige Gnadenmittel zur Rechtfertigung und Seligkeit angesehen; aber das Vertrauen auf das eigne Verdienst, auf die werkheiligen Handlungen erschien ihm als der Weg zum ewigen Verderben, und der Urheber und Schirmer dieser Lehre, den er einst als den heiligen Vater in Demut verehrt, gestaltete sich ihm während des Kampfes zum Antichrist. In diesem Glauben ist er aus dem Leben geschieden. In dem Papst sah er den Feind der Christenheit, insbesondere des christlichen deutschen Volks. Und ist er nicht auch hierin der Vertreter und Prophet seiner Nation gewesen? Von Rom hat Deutschland fort und fort Schmach und Bedrückung zu leiden gehabt. Dies hat er erkannt und offen dargelegt und war somit auch nach dieser Richtung der Mund des deutschen Volks; er hat den Feind erkannt und ist als Führer und Bannerherr in den Kampf wider ihn ausgezogen. Aber der volle Sieg ist ihm nicht zu teil geworden. Gerade damals, als er zu Eisleben aus der Welt schied, ist derselbe Feind mit stärkerer Heeresmacht denn jemals ins Feld gerückt.

Moritz in Regensburg.

Die Stimme Luthers, des Propheten und Volksmannes, wäre vielleicht mächtig genug gewesen, den jungen Sachsenherzog bei der evangelischen Gemeinschaft zu erhalten; aber er lag im Grabe und statt seiner arbeitete Carlowitz, der noch immer in den Vorstellungskreisen der früheren Herrschaft sich bewegte, im Interesse des Kaisers, die ehrgeizigen Gelüste seines Gebieters nährend und aufstachelnd. Granvella lud den Herzog dringend ein, den Reichstag in Regensburg

zu besuchen, er werde in Karl einen gnädigen Monarchen und väterlichen Freund finden. Zugleich kam eine Aufforderung des Landgrafen zu einer Konferenz in Naumburg, wo die „Gebrechen“ im sächsischen Fürstenhause ausgeglichen werden sollten. Die verlockende Stimme aus dem kaiserlichen Hofkreise trug den Sieg davon. Moritz entschloß sich nach Regensburg zu reisen. Der Kaiser und sein Juni 1546.
Kanzler behandelten den deutschen Fürsten mit der größten Auszeichnung. Schon lange hatte der Herzog nach der Schutzherrlichkeit über die Stifter Magdeburg und Halberstadt gestrebt; er hatte sie nicht zu erlangen vermocht, vielmehr mußte er befürchten, daß Johann Friedrich sich derselben bemächtige; jetzt wurde ihm der Erbschutz übertragen und ihm zugleich die Kurwürde in Aussicht gestellt unter der Bedingung, daß er in Gehorsam und Treue zu dem Kaiser stehe und das Tridentiner Konzil anerkenne und beschicke. Die letztere Forderung erregte bei dem Herzog und seinen Räten Bedenken: nicht aus Gewissen und Überzeugung, denn die religiösen Fragen wurden dort ziemlich kühl aufgefaßt und den politischen nachgestellt, aber sie wußten, wie tief die reformatorischen Ansichten im Gemüt des sächsischen Volks hafteten; auch war bei der Huldigung der Unterthanen Erhaltung des Glaubens feierlich zugesagt worden. Granvella konnte nur dadurch zum Ziel kommen, daß er das Zugeständnis machte, falls auf dem Konzil über die Rechtfertigung, über die Kommunion unter beiderlei Gestalt und über die Priesterehe keine Verständigung zwischen beiden Konfessionen zu stande kommen sollte, in diesen drei Hauptunterscheidungslehren Nachsicht eintreten zu lassen. Ebenso gab er über die eingezogenen Klostergüter beruhigende Zusicherungen. Für die Deutschen sollte zunächst also eine Art von Reservatrechten auf kirchlichem Gebiet geschaffen werden, wodurch die vom Konzil herzustellende Kircheneinheit nicht kompromittiert erschien.

Auf diese Bedingungen hin wurde eine Vereinbarung getroffen; doch blieb dieselbe ein Geheimnis; nur in einem Protokoll sollte „das Verständnis“ niedergelegt werden. Auch Markgraf Hans von Küstrin trat diesem Abkommen bei, nachdem ihm der Kaiser und sein Bruder Ferdinand mündlich dieselben Zugeständnisse gemacht und durch Handschlag bekräftigt. *Die Vereinbarung.*

Ob sich der Kaiser in diesem Augenblick bewußt war, welche Schwierigkeiten er sich durch solche Verheißungen gegenüber dem Papst und Konzil bereitete? Im Gefühl seiner Macht und in der sichern Aussicht eines raschen Siegs mochte er des Glaubens leben, durch seine geistige Überlegenheit und politische Gewandtheit alle Hindernisse überwinden zu können. Er kannte die Menschen, die in den Höhen der Gesellschaft wandelten, und hatte Belohnung und Strafe für Folgsame und Unfolgsame zu seiner Verfügung. Aber er schlug die religiöse Überzeugung zu niedrig an und unterschätzte einerseits die sittlichen Mächte des deutschen Volks, anderseits die zähe Widerstandskraft einer mehr als tausendjährigen hierarchischen Autorität. Und doch konnte er schon jetzt aus dem Gange der konziliatorischen Verhandlungen in Trient den Schluß ziehen, daß er die *Stellung des Kaisers zur Kurie.*

Geister der Opposition nicht so leicht bändigen und nach seinem Willen lenken werde. Wie sehr auch die Verheißungen, Gunstbezeigungen und Zugeständnisse, die ihm durch den Kardinal aus Trient und durch päpstliche Unterhändler aus Rom nach Regensburg überbracht wurden, ihn in seinen kriegerischen Gedanken bestärken und seinen Entschluß zur Reife führen mochten, in der Kurie und bei der hohen Geistlichkeit hegte man nur die Absicht, mit Hilfe des kaiserlichen Schwertes die von der Kirche Abgewichenen zur großen Herde zurückzubringen; keineswegs war man aber geneigt, die päpstliche und kirchliche Autorität den Wünschen oder Geboten des weltlichen Herrschers zu unterwerfen, eine andre Macht als die eigne in religiösen Dingen anzuerkennen, die kirchliche Autonomie unter ein politisches System zu beugen oder eine weltliche Universalherrschaft über geistliche und zeitliche Dinge sich aufbauen zu lassen.

3. Die kriegerischen Vorgänge in Süddeutschland.

Einleitung zum Krieg. 1546.

Seit Ende Mai stand bei Karl der Entschluß fest, die Einheit der Kirche mit Gewalt zurückzuführen. Der Vertrag mit dem Papst, der ihm beträchtliche Hilfe an Geld und Mannschaft zusicherte, war ratifiziert und abgeschickt worden; aus Spanien waren von dem Thronerben Philipp und dem Reichsrat ermunternde Schreiben eingelaufen; die Kirche war bereit, ihre Schätze zu dem heiligen Krieg zu öffnen; namhafte Geldsummen standen dem Kaiser zur Verfügung, um in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland Kriegsvolk anwerben zu lassen und Waffen und Lebensbedürfnisse zu beschaffen. Dennoch war er fortwährend bemüht, die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß es sich nicht um Religion handle, daß er nicht dem Gewissen der Völker Gewalt anzuthun gedächte, sondern nur beabsichtige, den Ungehorsam zu bestrafen, die kaiserliche Autorität herzustellen und dem Konzil, auf das man sich solange berufen, allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Noch in den Juni hinein wurden die Reichstagsverhandlungen über Türkensteuer und kirchenrechtliche Fragen fortgeführt, während die gleichzeitigen Rüstungen auf andre Ereignisse hindeuteten: als die evangelischen Stände das so oft gestellte Begehren wiederholten, es möge ihnen ein unbedingter Friedstand und ein christliches Konzil deutscher Nation, eine nationale Reichsversammlung zur Vergleichung der religiösen Dissidien bewilligt werden, sah man ein Lächeln auf des Kaisers Gesicht. Denn bereits waren Hauptleute und Kriegsobersten eifrig mit Werbungen beschäftigt, schon hatte der Befehlshaber der Niederlande, Maximilian von Büren, die Weisung erhalten, die dort stehenden Truppen herbeizuführen, obwohl die Wahlhandfeste ausdrücklich bestimmte, daß ohne ständische Zustimmung kein fremdes Kriegsvolk in Deutschland einrücken dürfe. Noch einmal stellten die Bevollmächtigten der evangelischen Fürsten und Reichsstände das Ersuchen, der Kaiser möge die Sache so richten, daß Frieden und Ruhe der deutschen Nation erhalten werde; sie bekamen zur

Antwort: von Anfang seiner Regierung sei die Erhaltung des Friedens sein eifrigstes Bestreben gewesen und sei es auch jetzt noch. Er werde gegen alle, die ihm hierin gehorsam sein würden, sich gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren. Ein Ausschreiben an die Städte Straßburg, Nürnberg, Augsburg 16. Juni. und Ulm rügte die schlimmen Absichten einiger Zerstörer der Ruhe und des Rechts, unter dem Vorwande und Deckmantel der Religion andre Stände unter sich zu bringen und ihrer Güter zu berauben; bald würden sie auch an die Reichsstädte ihre Hand legen, wenn nicht rechtzeitig diesem Gebahren Einhalt geschehe. Karl gedachte dadurch Mißtrauen gegen die Fürsten zu erzeugen und den Keil noch tiefer in die evangelische Konföderation zu treiben. Da scheiterte aber die spanische Politik: die Bürgerschaften erkannten sehr wohl, daß der eigentliche Zweck des Kriegs sei, die Anerkennung des Konzils zu erzwingen; sollten sie aber das Prinzip der religiösen Freiheit und nationalen Selbstbestimmung preisgeben, um das sie bisher so eifrig gerungen? Sie erklärten, daß die Sache der Bundeshäupter auch die ihrige sei. Herzog Ulrich von Württemberg, an den ein ähnliches Schreiben ergangen war, antwortete gleichfalls ablehnend: „Er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben und ohne Zittern dulden, was Gott über ihn verhänge.“ Mit aufgehobenen Händen gelobten sämtliche Bundesgesandten Leib und Gut für Freiheit und Religion zu wagen, und verließen dann in aller Stille die Donaustadt.

Die Schmalkaldener ziehen ins Feld. Juli 1546.

Noch befand sich der Kaiser mit geringen Mannschaften zu Fuß und zu Roß in Regensburg, der Ankunft seiner fremden Truppen von Ungarn und Italien her sorgenvoll harrend, als die Schmalkaldener Bundesverwandten, nach einer persönlichen Besprechung der beiden Hauptleute Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zu Ichtershausen im Gothaischen, mit beträchtlichen Streitkräften ins Feld rückten. In einem offenen Schreiben verkündeten sie: da ihre Räte auf ihre Anfrage nach dem Zweck der großen Kriegsrüstungen keine befriedigende Antwort erhalten, und Granvella und Naves gegen die Gesandten mehrerer Städte geäußert hätten, Sr. Majestät Fürhaben sei, etliche ungehorsame Fürsten zu strafen, so seien sie entschlossen, das göttliche Wort und die deutsche Freiheit zu verteidigen. Man habe sie ungehört des Ungehorsams beschuldigt, und doch hätten sie stets gegen das Reich alle schuldigen Dienste und Pflichten erfüllt: auf Anstiften des römischen Papstes wolle der Kaiser ihr evangelisches Bekenntnis unterdrücken und sie dem unchristlichen Konzil von Trident unterwerfen; diesem Vorhaben gedächten sie mit Gottes Hilfe gerechte Gegenwehr zu leisten. Im Süden des Thüringer Waldes vereinigten sich die Truppen der nördlichen und mittleren Staaten, 16,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter, wohlgerüstet und kampfbereit. Die oberländischen Städte und der Herzog von Württemberg waren noch rascher bei der Hand und fast in derselben Stärke. Ihr Anführer war Sebastian Schärtlin von Burtenbach, der uns wohlbekannte

Rottenführer, geübt und erprobt in so mancher Schlacht. Man war übereingekommen, daß wie in dem Feldzug gegen Braunschweig-Wolfenbüttel der Oberbefehl gemeinschaftlich geführt werde, im Fall einer Meinungsverschiedenheit aber die Entscheidung den Kriegsräten zustehen solle, ein unheilvoller Plan, wie sich bald herausstellte. Das Richtige wäre gewesen, dem Rate Bucers zu folgen und den Landgrafen für die Zeit der Gefahr zum Diktator zu ernennen. Noch unheilvoller aber war die Selbsttäuschung der Verbündeten: sie hatten keine Ahnung, welche Erfolge die kaiserliche Politik hinter ihrem Rücken bei den deutschen Fürsten errungen hatte. Sie zweifelten, ob König Ferdinand mit dem Bruder im Bunde sei, wenigstens wollten sie es nicht von vornherein als ausgemacht ansehen und hemmten dadurch die kriegerischen Unternehmungen; das Einverständnis des Herzogs Wilhelm von Bayern mit dem Kaiser war ihnen ein vollständiges Geheimnis; der Wittelsbacher war ja früher so oft mit ihnen gegangen, sollten sie ihn jetzt im Heerlager des Gegners suchen? Und wie sollten gar der Kurfürst und der Landgraf in dem nahen Verwandten und Glaubensgenossen Moritz von Sachsen einen Verbündeten des Feindes vermuten? Sowenig war dies der Fall, daß nach dem Abzug Johann Friedrichs, der trotz seiner geringen strategischen Fähigkeiten und seiner starken Beleibtheit selbst die Führung seines meist aus eingebornen Lehnsmannschaften bestehenden Heeres übernahm, die kurfürstliche Familie dem Herzog die Beschützung des Landes übertrug.

Schärtlin und die Bundeshäupter. Diese Unkenntnis der Sachlage gereichte den Schmalkaldenern zum Verderben. Wenn es gelang, die kaiserlichen Truppen, die zum Teil noch im Bilden begriffen oder im Anzug waren, fern zu halten oder zu zerstreuen, so geriet Karl in Regensburg mitten unter protestantischer Bevölkerung in bedenkliche Lage. Und dazu schien es wirklich zu kommen. Schärtlin schlug vor, man solle rasch die kaiserlichen Musterplätze in Nesselwang und Füßen überfallen, und dann durch Besetzung der Graubündner und Tiroler Pässe die Verbindung mit Italien ab-
9. Juli. schneiden. Als man ihm zustimmte, brach er mit den ulmisch-augsburgischen Fähnlein und zwölf Stück Geschütz auf und gelangte in die Nähe von Füßen. Während er aber seinen ermüdeten Leuten eine kurze Nachtruhe gönnte, zogen die andern über den Fluß auf bayrisches Gebiet. Leicht hätte er sie am nächsten Tag verfolgen und zerstreuen und dann den Kaiser in der Donaustadt aufsuchen können; da erhielt er vom Augsburger Kriegsrat den Befehl, die Grenze nicht zu überschreiten. Herzog Wilhelm hatte gedroht, in diesem Fall werde er ihr Feind werden. Er gebärdete sich noch immer als neutraler Fürst und hatte sich doch schon verkauft. Mußte nun Schärtlin die Verfolgung aufgeben, so schien der
10. Juli. andre Plan desto besser zu gelingen. Durch einen kühnen nächtlichen Überfall bemächtigte er sich des Schlosses Ehrenberg, welches den nach Innsbruck führenden Paß, die Klause genannt, beherrschte und nahm die Besatzung gefangen. Schon stand er im Begriff, in das Tiroler Gebirgsland einzudringen, um den Zuzug der italienisch-spanischen Truppen abzuschneiden oder das Konzil von

Trient zu zersprengen, aber auch dieses Unternehmen, das bei der günstigen Stimmung der Tiroler kaum auf einen Widerstand gestoßen wäre, wurde ihm vom Kriegsrat untersagt, damit Ferdinand nicht gekränkt würde. Konnten sie denn glauben, daß der österreichische Habsburger den älteren Bruder die gemeinschaftliche Sache werde allein ausfechten lassen? Mißmutig und verdüstert wie ein geschlagener Feldherr kehrte Schärtlin von seinem glorreichen und gelungenen Zug nach Augsburg zurück, in Füßen nur ein Fähnlein Schutzmannschaft zur Sicherung der Ehrenberger Klause zurücklassend. Die Väter in Trient konnten sich nun wieder von ihrem Schrecken erholen.

Darauf zog Schärtlin über Günzburg, wo er sich mit dem württembergischen Feldhauptmann Heideck vereinigte, nach Donauwörth, das zum Versammlungsort aller Streitkräfte des Bundes aus Süden und Norden ausersehen war. Aber erst am 4. August trafen der Kurfürst und der Landgraf mit ihren Truppen daselbst ein. Und gar manche Glieder evangelischer Konfession fehlten im verbündeten Lager: nicht nur die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz und der verbündete König von Dänemark hielten sich fern, auch die Fürsten von Pommern und Mecklenburg, auch die protestantischen Herzöge von Braunschweig, auch die Fürsten von Anhalt und die reichen Herren von Nürnberg wollten von einem Krieg gegen den Kaiser nichts wissen, ja mehrere dienten unter dessen Fahne. Dennoch konnten die Schmalkaldener ein stattliches Heer von Fußvolk und Reiterei, über vierzigtausend Mann, mit Geschütz und allen Bedürfnissen reichlich versehen, ins Feld führen, eine Streitmacht, welcher der Kaiser in Regensburg nur etliche Tausend deutsche und spanische Kriegsknechte und siebenhundert Reiter entgegenzustellen vermochte. Aber es standen ihm andre Waffen zu Gebote. Nachdem er trotz der Gichtleiden, von denen er damals heimgesucht war, das Vermählungsfest seiner beiden Nichten, der älteren mit dem Erbfolger von Bayern, der jüngeren mit dem Herzog von Kleve, in herkömmlicher Pracht vollzogen, ließ er an demselben Tag, da Schärtlin Donauwörth einnahm, gegen die beiden Bundeshäupter, den Kurfürsten und den Landgrafen, eine Achtserklärung ausgehen, worin sie mit den schärfsten Worten als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verächter und Verletzer kaiserlicher Befehle und als Friedensbrecher bezeichnet und von dem Frieden des heiligen Reichs ausgeschlossen wurden. Ihre Unterthanen sollten von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams entbunden sein und alle Stände, geistliche wie weltliche, waren aufgefordert bei Verlust ihrer Regalien, Rechte und Freiheiten sich von ihnen zu sondern und jede Gemeinschaft mit ihnen zu meiden. Als Motive waren die alten Irrungen und Streitigkeiten aufgezählt, über die man sich längst auf Reichstagen verglichen hatte, während die eigentliche Ursache, die Weigerung sich den Aussprüchen des Konzils zu unterwerfen, kaum berührt war. Der Schein eines Religionskriegs sollte durchaus vermieden werden. Dadurch aber war dem ganzen Strafverfahren die Spitze abgebrochen; es fehlte jeder Rechtsboden. Auch

Die Achtserklärung.

20. Juli.

war der Papst mit dieser Auffassung des Kriegs, der zum Teil aus seinen Mitteln geführt ward, keineswegs einverstanden. In einem Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz, worin er ihnen das mit dem Kaiser geschlossene Bündnis kundmachte, war ausdrücklich hervorgehoben, daß dasselbe zur Verteidigung der alten Religion gegen die gottlosen und halsstarrigen Ketzer im Reich gerichtet sei. Eine Bulle verhieß allen Gläubigen, welche den heiligen Krieg durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden, reichlichen Ablaß.

Der Kaiser verstärkt sich. Aug. 1546. Bald nach der Achterklärung verließ Karl Regensburg, wo er leicht eingeschlossen werden konnte, um die Streitkräfte, die aus Ungarn und Italien im Anmarsch waren, zu sammeln. In Landshut hatte er die Freude, seinen Schwiegersohn, Ottavio Farnese, mit den päpstlichen Truppen und andre italienische und spanische Hauptleute mit romanischen Kriegsvölkern zu empfangen. Schon belief sich sein aus allen Nationen gemischtes Heer auf 34,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter; neue beträchtliche Zuzüge durfte er aus den Niederlanden erwarten. Darauf kehrte er wieder nach Regensburg zurück; als er aber hörte, daß die (21.–26. Aug. 1546.) Verbündeten nun ebenfalls dahin ihren Marsch richteten, zog er auf dem nördlichen Stromufer aufwärts gen Ingolstadt.

Lage und Stimmung. Man wird verwundert fragen, warum die Schmalkaldener so langsam und saumselig in ihren Unternehmungen waren, warum sie, anstatt den noch schwachen Gegner anzugreifen und das fremde Kriegsvolk vom Übergang über den Brenner abzuhalten, über Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen am Lech und an der oberen Donau die günstige Gelegenheit versäumten. Die Ursachen haben wir schon angedeutet: es war keine einheitliche Führung. Wie sehr auch Schärtlin, neben dem Landgrafen der einzige kriegskundige Feldherr, auf rascheres Vorgehen drang, der Kriegsrat beharrte dabei, man dürfe die Neutralität von Bayern und Tirol nicht verletzen. Dazu kam noch, daß die Achtserklärung nicht ohne Eindruck blieb. Wie sehr auch das Manifest mit den in der Wahlkapitulation beschwornen Rechten des Reichs und der Fürsten und Stände im Widerspruch stand, wie offen auch die Herbeiziehung fremder Kriegsmannschaften die Reichsgesetze verletzte, die Ansicht, daß der Kaiser die rechtmäßige Autorität sei, gegen die man das Schwert nicht ziehen dürfe, wurzelte noch in manchen Gemütern und erregte Zweifel und Bedenken. Der religiöse Charakter des Kriegs wurde geleugnet; und solange man noch so festgläubige evangelische Männer, wie Hans von Küstrin u. a. in dem kaiserlichen Heerlager erblickte, konnte diese Ableugnung noch einen Schein von Wahrheit gewinnen. Man wußte nicht oder wollte nicht wissen, daß die spanischen und italienischen Soldaten, die der Kaiser um sich sammelte, den Beruf hatten, als „die rechten Doktoren für den Frieden und die Ruhe Deutschlands“ zu wirken, wie sich damals der Jesuit Bobadilla in einem Schreiben an König Ferdinand ausdrückte. Erst als das päpstliche Ausschreiben an die Eidgenossen den Evangelischen in die Hände fiel und ihnen die Augen öffnete über das Ziel des Kriegs, über den neuen Kreuzzug gegen die

deutsche Erde, da kehrte Zorn und Unwillen und mit ihnen Selbstvertrauen in die protestantischen Herzen zurück. Eine Verteidigungsschrift widerlegte die Beschuldigungen und enthüllte die Sophismen des kaiserlichen Aktenstücks; eine Reihe heftiger Flugschriften suchte die Nation aufzureizen wider einen Kaiser, der sich aus einem Reichsoberhaupt zum Gehilfen und Beamten des Papstes gemacht, „der ein Volk heranführe, das von christlicher Lehre nichts wisse und nach deutschem Blut dürste“. Gegen einen solchen Monarchen, der im Dienst des Mannes der Sünde und des Verderbens in Rom sich mit dem Schwert umgürtet habe wider die Bekenner des göttlichen Worts, der nicht nur die Gewissen bedränge, sondern auch die deutsche Nation in eine erbliche Monarchie und ewige Servitut zu bringen trachte, sei der Kampf gerechte Notwehr. Die heißen Gebete, die in den Wohnhäusern und Kirchen der Protestanten, in den Werkstätten und Bauernhütten zum Himmel emporstiegen, gaben Zeugnis von der Erregung der Gemüter. In den evangelischen Kirchen flehte man um Beistand des Himmels wider den Kaiser, den Papst und den Türken, wider der Feinde Rat und Macht und wider die fremden Völker, „welche ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei bestätigen wollen“.

In den letzten Tagen des Augustmonats kamen die Schmalkaldener dem kaiserlichen Heer bei Ingolstadt so nahe, daß man eine Schlacht erwartete; der Landgraf fand einen Übergang über das Sumpfgelände und pflanzte sein Geschütz in günstiger Lage auf; Schärtlin riet zu einem Hauptsturm, auch der Kaiser war auf einen Angriff gefaßt, und wiewohl noch immer schwächer an Streitkräften, schien er mutig zum Kampf. Aber der Kurfürst und die Mehrheit des Kriegsrats meinten, Ort und Umstände seien für eine entscheidende Aktion nicht günstig; mit kleinen nutzlosen Gefechten und Kanonaden wurde die Zeit verbracht, bis auch die niederländischen Truppen unter Maximilian von Büren bei Mainz ihren Übergang über den Rhein bewerkstelligt und ohne von der Landsknechtschar Christophs von Oldenburg und den andern Bundestruppen gehindert werden zu können, sich mit dem kaiserlichen Heer vereinigt hatten. Nun konnte Karl angriffsweise vorgehen. Nachdem er Neuburg besetzt und die Mannschaft in Eid genommen, daß sie nicht ferner gegen das Haus Österreich dienen wollte, rückte er in Schwaben ein. Die Schmalkaldener folgten ihm auf Schritt und Tritt; bei Nördlingen und Ulm, wo sie jedesmal eine vorteilhafte Stellung auf den Anhöhen innehatten, schien ein entscheidendes Zusammentreffen erfolgen zu müssen; aber auf beiden Seiten „war kein Ernst zu rechtschaffenem Handeln vorhanden“. Man begnügte sich mit geringfügigen Gefechten und kleinen Überfällen. Endlich bezogen beide Heere feste Lager, der Kaiser bei Lauingen und Sontheim, die Verbündeten bei Giengen. Schärtlin aber folgte dem Ruf der Augsburger und traf Anstalten zur Verteidigung ihrer Stadt. Mittlerweile war der Spätherbst herbeigekommen, und hatten auch die Schmalkaldener durch ihr Säumen und ihre Unschlüssigkeit manche vorteilhafte Ge-

Der Krieg im Donaugebiet. Aug. bis Okt. 1546.

15. Sept.

Mitte Oktober.

legenheit verschwinden lassen, so war ihre Lage doch nicht schlimmer, als die des Feindes. Noch waren die Streitkräfte gleich, und da die naßkalte Witterung in den Novembertagen den spanischen und italienischen Truppen verderblich ward, so daß viele dahinstarben oder von Krankheit ergriffen wurden, so durften die Protestanten, die dem Gegner nicht von der Seite wichen, bald einen billigen Vergleich erwarten, wenn schon Karl einen Friedensantrag auf Grund zu gewährender Religionsfreiheit noch mit der Aufforderung einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade beantwortete: da gelangte die Nachricht von Moritzens Verrat in das Lager von Giengen und verbreitete Schrecken und Bestürzung auf der einen, Freude und Siegeszuversicht auf der andern Seite.

Moritz und Ferdinand gegen Kursachsen. Im Herzogtum Sachsen stand das Volk mit ganzer Seele auf seiten der Glaubensverwandten. Als bei Ausbruch des Kriegs Moritz eine Verfügung an die Geistlichen ergehen ließ, „des Kaisers nicht in Ungutem zu gedenken", hatten die Prediger in Leipzig den Mut zu antworten, daß sie nicht unterlassen könnten, gegen den Kaiser und für die Verbündeten zu beten; denn wer sich in dieser Sache nicht recht halte, der habe zeitliches und ewiges Verderben zu erwarten. Als die Achtserklärung erfolgte und Ferdinand an der böhmischen Grenze Kriegsvolk zusammenzog, um dieselbe zu vollstrecken, versammelte Moritz
Okt. 1546. die Landstände in Freiberg und gab ihnen im Namen des Kaisers die Versicherung, daß keine Veränderung in der Religion und Gottes Wort vorgenommen werden solle. Dennoch stieß er auf eine scharfe Opposition. Erst als er zu bedenken gab, welche Gefahr und Not es über das gesamte Land und Fürstenhaus brächte, wenn König Ferdinand mit böhmischem Kriegsvolk das Kurfürstentum überziehen würde, gaben die Stände ihre Zustimmung, daß man die Landschaft der Ernestiner Verwandten aufforderе oder nötige, sich dem Herzog zu ergeben. Auch die Kurfürstin Elisabeth erhob keine Einsprache gegen die Besitznahme durch den Blutsverwandten. Sie mochte die Hoffnung hegen, derselbe könne doch noch zum Anschluß an die gemeinschaftliche Sache gebracht werden. Denn er hatte ja noch nicht die Maske der Neutralität abgeworfen; er schien den Gang der Kriegsereignisse abwarten zu wollen. Und war denn nicht die Stimmung in Böhmen der Art, daß dort der evangelische Fürst leicht bei den Landständen gegen den katholischen Bewerber Ferdinand durchdringen möchte? Aber bereits hatten sich diese verständigt; auch Ferdinand hatte den böhmischen Landtag vermocht, bei der Besetzung Kursachsens mitzuwirken; beide hatten sich darauf über die einzelnen Landesteile, die jeder in Besitz nehmen sollte, geeinigt. Was der Kurfürst von der Krone Böhmen zu Lehen trage, sollte Ferdinand einnehmen, alles übrige, so des heiligen römischen Reichs oder geistliches Lehen sei, sollte Moritz besetzen. So von allen Seiten gedeckt, ließ der Herzog sein Kriegsvolk über die Grenzen rücken, um, wie er verkündigte, einer Besetzung durch den römischen Kaiser zuvorzukommen. Denn noch immer war er bemüht, den Glauben zu erhalten, „er begehre die Lande nicht, suche nur deren Ehre und Wohlfahrt, könne sie aber

nicht in fremde Hände kommen lassen". Und doch wurde um dieselbe Zeit im Lager von Nordheim von dem Kaiser ein von Carlowitz ausgearbeiteter Vertrag unterzeichnet, worin dem Herzog Moritz für seine Dienste die Kurwürde und der größte Teil des Landes seines rebellischen Vetters zugesichert war. Die Furcht vor den böhmisch-ungarischen Kriegsmannschaften, mit denen Ferdinand gleichzeitig das Land überzog, brachte die zunächst bedrohten Städte rasch zur Unterwerfung unter den stammverwandten Fürsten, der ihnen nicht bloß Schutz gegen das fremde Kriegsvolk, sondern auch Erhaltung bei ihrem Glauben verhieß. In den ersten Tagen des November erklärten die Städte Zwickau, Schneeberg, Altenburg und Torgau ihre Unterwerfung. 27. Okt.

Abzug der Schmalkaldener. Nov. u. Dez. 1546.

Im kaiserlichen Heerlager begrüßte man die Nachricht von den Erfolgen des sächsisch-böhmischen Heeres mit Freudenschüssen; bei den Verbündeten erwog man, was nun zu thun sei. Man konnte sich nicht verbergen, daß die Lage der Dinge sich ungünstig gewendet habe. Nicht bloß den kaiserlichen Truppen war die Jahreszeit verderblich, auch unter den Verbündeten hatten Kälte, Hunger und Krankheiten große Lücken erzeugt. Vor allem aber drängte Geldnot: die oberdeutschen Städte verweigerten weitere Beiträge, den Kriegsknechten konnte der Sold nicht gezahlt werden, daher sie scharenweise die Fahnen verließen; den Kurfürsten jammerte die Not seines Landes. So kam man denn im Kriegsrat zu dem Entschluß, der Feldzug sollte bis zum nächsten Frühjahr eingestellt werden und die sächsischen, hessischen und norddeutschen Mannschaften in die Heimat zurückkehren. Keinen unheilvolleren Entschluß hätten sie fassen können. Sie gaben durch die Auflösung ihres Heeres dem Kaiser den Sieg in die Hände in einem Augenblick, wo die Abberufung der italienischen Truppen bevorstand und Schwierigkeiten aller Art zu gewärtigen waren. Mit Frankreich, mit England, mit der Schweiz standen die Schmalkaldener in Unterhandlungen; leicht konnte, wie früher, die auswärtige Politik die ganze Lage verändern. Darum hat auch wohl der Kaiser nicht ernstlich daran gedacht, den Abzug des Kurfürsten und Landgrafen aufzuhalten, wenn er gleich auf die Kunde davon Anstalten zu ihrer Verfolgung traf. Ungehindert führte Johann Friedrich sein Heer über Heilbronn und Frankfurt nach Sachsen, die Stiftslande von Mainz und Fulda mit starken Kontributionen beschwerend, während Philipp auf einem kürzeren Weg sein Heimatland aufsuchte. Die gegenseitigen Beschuldigungen wegen der Mißerfolge mehrten die Unlust und Verstimmung in den Bundesreihen. 22. Nov. Dez. 1546.

Günstige Lage des Kaisers.

Der Kaiser hatte durch überlegene Politik und durch standhaftes Ausharren in schwieriger Lage einen unzweifelhaften Sieg über den Gegner davongetragen. Ganz Süddeutschland lag jetzt offen und fast wehrlos zu seinen Füßen. Denn wenn auch vor dem Aufbruch im Rat der Schmalkaldener beschlossen worden war, das Oberland durch ein Winterlager zu schützen, die schwäbischen Städte hatten alle Kriegslust verloren und waren säumig in der Aufbringung der Mannschaften und Unterhaltungskosten. So fiel es dem Kaiser nicht schwer, sofort

mehrere Reichsstädte wie Nördlingen, Rothenburg, Schwäbisch-Hall u. a. zur Unterwerfung zu bringen. Hätte sich Karl entschließen können, wie ihm geraten wurde, die Religion frei zu geben und dadurch alle Stände wieder zum Gehorsam und zur Ergebenheit zurückzuführen, so würde er in diesem Augenblick der Niedergeschlagenheit und Verstimmung rasch zu einem befriedigenden Ziel gekommen sein. Als er in Hall gichtleidend auf dem Krankenlager festgehalten war, erschien nicht bloß der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, um sich zu entschuldigen, daß er den Herzog von Württemberg kraft eines alten Vertrags mit einigen Fähnlein unterstützt habe, und den Gebieter seiner Treue und Anhänglichkeit zu versichern, es stellten sich auch Abgeordnete der Reichsstadt Ulm ein, um Verzeihung und Gnade flehend.

Süddeutschland unterworfen. Aber wir kennen ja die hochfliegenden Pläne des Habsburgers: durch Unterordnung der deutschen Protestanten unter das Konzil wollte er eine neue Unterlage zur Erhöhung der kaiserlichen Autorität schaffen; sie sollte ihn in den Stand setzen, die Kaiserkrone sowohl über die Landesfürsten als über den Papst zu erheben und in Staat und Kirche eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Darum stellte er an die oberdeutschen Reichsstände die Forderung unbedingter Unterwerfung, Anerkennung der reichsgerichtlichen Sprüche und Anordnungen und Lossagung vom Schmalkaldischen Bund. Die erschrockenen Städte, durch den Kriegsstand in ihrem Handel und Einkommen geschädigt und durch Parteiung zerrüttet, ergaben sich auf sehr ungünstige Bedingungen und mußten hohe Ulm u. a. O. Straftaxen zahlen. Ulm demütigte sich „in höchster Unterwürfigkeit“, lieferte sein Geschütz aus und erkaufte die Gnade des Kaisers durch große Geldopfer und durch das Versprechen, nie wieder in eine Einigung gegen das Haus Österreich zu willigen, dem Kammergericht gehorsam zu sein und alles der Kirche entwendete Gut zurückzuerstatten. Nur mühsam konnten die Bevollmächtigten die Zusicherung erlangen, daß sie hinsichtlich der Religion behandelt werden sollten, wie 14. Dez. Herzog Moritz und die Fürsten von Brandenburg. Dieser Vertrag war auch für die oberländischen Städte maßgebend: Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen ergaben 18. Jan. 1547. sich unter gleichen Bedingungen und zahlten Kriegsentschädigung. Der feierliche Einzug Karls in die feste Donaustadt Ulm, die bisher in der evangelischen Gemeinschaft eine so hervorragende Stelle eingenommen, bezeichnete die Auflösung der Bundeseinigung, die dem kaiserlichen Herrn so vielen Verdruß gemacht hatte. Augsburg. Augsburg war mit Geschütz und Mundvorrat so wohl versehen, daß Schärtlin sich anheischig machte, die Stadt Jahr und Tag zu halten, bis sich das protestantische Deutschland erholt und neu gerüstet hätte; aber der kleinmütige Geist der Kaufherren, welche die Ehre eines mutigen Kampfes für das göttliche Wort und die städtische Freiheit minder hoch anschlugen als den materiellen Vorteil und Gewinn, und der Einfluß der Familie Fugger, die mit dem burgundischen Hof seit vielen Jahren in nahen geschäftlichen Beziehungen stand, trugen im Rate den 29. Jan. 1547. Sieg davon. Auch Augsburg öffnete seine Thore, nachdem Granvella mündlich

erklärt hatte, die bestehenden religiösen Verhältnisse sollten nicht geändert werden. Mit der Stadt gewann der Kaiser das treffliche Geschütz und hohe Geldsummen. Schärtlin, mit der Reichsacht belegt, entwich nach Konstanz und trat dann in französische Kriegsdienste. Früher noch leistete Frankfurt dem Kaiser einen neuen Huldigungseid, als der Feldhauptmann Graf von Büren mit seinem Kriegsheer in die Nähe kam und der Bürgerschaft seine Fürsprache hinsichtlich der Religion verhieß. Bald folgte auch Straßburg dem Beispiel, wie schwer es immer dem Stadtrat und seinem Haupte Jakob Sturm fallen mochte, sich in die Hand des Kaisers zu geben; die Lage der Dinge gebot Unterwerfung; Sturm selbst überbrachte sie an der Spitze einer Gesandtschaft. Und schon vorher hatte sich auch das Schicksal von Württemberg entschieden. Der alte Herzog Ulrich, der als erste Bedingung bei Eröffnung der Unterhandlungen verlangt hatte, daß das Volk, „bei der wahren evangelischen Lehre erhalten werde“, mußte, als nach der Übergabe von Ulm die kaiserlichen Heere über die Grenze rückten und drohend Unterwerfung forderten, der Übermacht weichen. Er begab sich abermals nach dem Schloß Hohentwiel und knüpfte von dort aus Unterhandlungen an. Die Bedingungen, unter denen ihm der Kaiser den Fortbesitz des Herzogtums gestatten wollte, fielen hart genug aus. Ulrich sollte nicht nur fußfällig um Gnade bitten, Karl als seinen obersten und natürlichen Herrn anerkennen, dem Schmalkaldischen Bund entsagen und zu jeder Dienst- und Hilfeleistung sich verpflichten, er mußte auch 300,000 Gulden Kriegsentschädigung entrichten, die Schlösser und Städte Hohenasperg, Kirchheim und Schorndorf einräumen und die Ansprüche des Erzhauses Österreich an Württemberg aufs neue als rechtsbeständig anerkennen. Auch sein Sohn Christoph, der nach Basel entwichen war, trat dem Vertrag bei, verwahrte sich aber vor Notar und Zeugen gegen jede Beeinträchtigung, die daraus gegen seinen Namen und Stamm erhoben werden könnte.

(Frankfurt. 21. Jan. — Straßburg. 21. März 1547. — Württemberg. — 24. Dez. 1546.)

Um dieselbe Zeit wurde auch der Kölner Kirchenstreit im Geiste der Reaktion gelöst. Dem greisen Erzbischof Hermann von Wied wurde seine loyale Haltung während des Schmalkaldischen Kriegs nicht angerechnet. Vom Papst gebannt, von kaiserlichen Kommissaren unter der drohenden Nähe niederländisch-spanischer Truppen bedrängt und zuletzt auch von seinen Ständen verlassen oder doch nicht nachdrücklich unterstützt, entsagte der ehrwürdige Kirchenfürst seiner Würde und räumte dem Koadjutor Adolf von Schaumburg den erzbischöflichen Kurstuhl. Gern hätte er die Erhaltung der neuen kirchlichen Ordnung ausbedungen, aber hier gingen die Interessen des Kaisers und des Papstes zusammen; die evangelischen Predigten wurden in den Kölner Landen allenthalben abgestellt, der deutsche Gottesdienst unverzüglich durch die Messe verdrängt. Nach seiner Resignation zog sich Hermann auf seine väterliche Grafschaft Wied zurück, wo er noch sechs Jahre lebte, ein freigesinnter patriotischer Mann, wie seitdem der deutsche höhere Klerus kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Im 76. Lebensjahr

(Ausgang des Erzbischofs Hermann von Köln. — 25. Febr. 1547. — 15. Aug. 1552.)

schied er aus der Welt der Verwirrung im standhaften Glauben an das apostolische Christentum, dessen Aufrichtung er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte. Selbst seine Feinde konnten ihm das Zeugnis eines frommen, edlen Charakters nicht versagen.

Aussichten u. Pläne. Bis zum Frühjahr war das ganze südliche und westliche Deutschland ohne Schwertstreich unter den Gehorsam des Kaisers gebracht. Sogar in Westfalen waren durch den niederländischen Feldhauptmann Jobst von Kruiningen die mit den Schmalkaldenern verbündeten Herren und Städte zur Absagung der evangelischen Konföderation und zur Entrichtung von Strafgeldern gezwungen worden. Von allen Seiten sah man Fürsten und Herren und Abgeordnete der Städte in das kaiserliche Hoflager eilen und knieend die Gnade des Mächtigen anflehen. Selbst der kranke Herzog Ulrich stellte sich ein und bezeugte seine Dankbarkeit, daß der gnädige Monarch seine Abbitte ohne Fußfall entgegennahm. Wie sehr auch Karl gerade damals von seinen alten Leiden gefaßt ward, also daß er leichenblaß und halb gelähmt nur mit leiser Stimme zu sprechen vermochte, die stolze Zukunft, die vor seinen Blicken offen lag, das sichere Siegesbewußtsein, welches die demütige Haltung der Gegner in ihm erweckte, belebte seinen Geist und ließ ihn die Schmerzen vergessen. Seit dem ersten Reichstag zu Worms hatte ihm das widerspenstige Deutschland so viel Verdruß bereitet; jetzt schien die Stunde der Vergeltung zu nahen. Mehr als je mochte er sich damals mit der Idee einer Universalmonarchie im Sinne des römischen Imperatorenreichs tragen.

4. Kaiser und Papst.

Die Anfänge des Tridentiner Konzils. Auch in Rom hatte man eine Ahnung von den hochfliegenden Ideen des Habsburgers und suchte denselben zeitig entgegenzuarbeiten. Es lag im Charakter jener Zeit, daß man in den herrschenden Kreisen nur mit halbem Herzen, nur mit Hinter- und Nebengedanken politische Bündnisse einging. Um dieselbe Zeit, da Papst und Kaiser zur Unterdrückung der religiösen Neuerung eine Liga geschlossen, da spanische und italienische Kriegsmannschaften gemeinschaftlich gegen die evangelischen Bundesverwandten ins Feld zogen, waren bereits zwischen den Häuptern der Christenheit ernstliche Dissidien eingetreten. Gleich bei der Eröffnung des Konzils in Trient (13. Dez. 1545) zeigte es sich, wie weit die Pläne und Wege auseinander gingen. War es schon ein wunderliches Schauspiel, daß eine Versammlung, deren Hauptendenz die Wiederherstellung der Einheit und Uniformität in der abendländischen Kirche sein sollte, fast nur aus Italienern und Spaniern zusammengesetzt war, daß nicht nur das gespaltene und von Krieg und Waffenlärm erfüllte Deutschland beider Konfessionen sich fern hielt, sondern auch aus Frankreich und andern katholischen Ländern kaum einer oder der andre Teilnehmer sich eingefunden hatte, daß Dominikaner und andre Ordensgeistliche,

gegen deren veraltete scholastische Dogmatik ja hauptsächlich die reformatorische Opposition gerichtet war, den Kern der Versammlung bildeten, so nahm die Behandlung der konziliaren Aufgaben und Arbeiten nach Inhalt und Form gleich anfangs einen Gang und eine Richtung, die den Wünschen und Vorsätzen des Kaisers sehr wenig entsprach. Wenn der spanische Staatsmann, der uns wohlbekannte Don Diego Hurtado de Mendoza, den Karl zu seinem Vertreter bei der geistlichen Versammlung ernannt, die alte Ansicht, daß das Konzil über dem Papst stehe, geltend zu machen suchte, so drang er damit weder in Rom noch bei den anwesenden Vätern durch: nicht einmal die Häupter der spanischen Kirche, ein Pacheco, ein Domingo de Soto und Bartolome Carranza, zu denen sich noch die Jesuiten Lainez und Salmeron gesellten, standen ihm aufrichtig zur Seite. Vielmehr stellten die Legaten, unter welchen der Kardinal Cervino, ein durch klassische Gelehrsamkeit und theologische Bildung ausgezeichneter Prälat, seine beiden Gefährten, die Kardinäle del Monte und Reginald Pole, an Gewandtheit und Erfahrung weit überragte, eine Geschäftsordnung auf, welche den päpstlichen Tendenzen zum Sieg verhelfen mußte. Anstatt mit der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu beginnen, wie die kaiserliche Partei verlangte, da ja auch Christus, als er in Jerusalem einzog, zuerst den Tempel gereinigt habe, bestand man in Rom darauf, daß vor allem die Dogmen der Kirchenlehre und die streitig gewordenen Lehrsätze behandelt und festgestellt werden sollten, ein Verfahren, das dem spanischen Monarchen, der sich mit den Glaubenslehren der katholischen Kirche in vollkommener Übereinstimmung wußte, sehr wenig entsprach. Ihm war es mehr darum zu thun, daß die vielen Gravamina, welche ihm die evangelischen wie die katholischen Stände auf so manchen Reichstagen vorgetragen hatten, aus der Welt geschafft und damit die Haupthindernisse der Verständigung und Vereinigung beseitigt würden. Es wurde von seiten der Päpstlichen als ein großes Zugeständnis angesehen, daß man auf den Vorschlag des Bischofs von Feltre den Beschluß faßte, Dogmen und Reformen gleichzeitig zu beraten. Und wie sehr mußten die Protestanten, denen ein allgemeines, freies Konzil in Aussicht gestellt worden, daran Anstoß nehmen, daß das Recht, Vorschläge zu machen, ausschließlich den Legaten vorbehalten ward, daß die Abstimmung nicht nach Nationen geschehen sollte (was bei der geringen Beteiligung allerdings als unthunlich erscheinen mußte), sondern nach Köpfen, mit Ausschluß aller Prokuratoren, und daß der Hauptnachdruck auf die Verhandlungen in den Kongregationen oder Sektionsberatungen gelegt und den feierlichen gemeinsamen Sitzungen nur die Verkündigungen der zum voraus vereinbarten Beschlüsse überwiesen wurden! Unter solchen Umständen mußten die konziliaren Arbeiten eher eine feindliche als versöhnliche Richtung gegenüber den Protestanten nehmen und deren Opposition gegen diese so ungenügende Vertretung der Christenheit rechtfertigen.

Vergebens suchten die kaiserlichen Bevollmächtigten eine Änderung des Geschäfts-

ganges zu erwirken oder wenigstens die Veröffentlichung der Beschlüsse zu verzögern, zur Zeit als das Bündnis zwischen Kaiser und Papst zum Abschluß kam und der Schmalkaldische Krieg begann, erfolgte die Publikation des katholischen Dogmas von

Erbsünde.

der Erbsünde, das Ergebnis der fünf ersten Sessionen. Auch der Krieg brachte keine Versöhnung im Schoße der Versammlung. Während kaiserliche und päpstliche Truppen gegen die Schmalkaldener im Kampf lagen, befaßte sich die Synode mit Fragen, welche die Kluft zwischen den Romanisten und Neugläubigen zu erweitern geeignet waren. Wenn die Bemerkung Poles, „man müsse sich erst mit Waffen versehen, ehe man den Kampf mit dem Feind beginne“, zu dem Beschluß führte, über die Heil.

Heil. Schrift und Tradition.

Schrift und über die Tradition in Beratung zu treten, so mußte man sich immer mehr von der neuen Wissenschaft entfernen. Denn wie sollte eine Verständigung möglich sein, wenn man ohne alle Rücksicht auf wissenschaftliche Forschung und Kritik sämtliche Bücher der Heil. Schrift in der vorhandenen Sammlung aufzählte und jede gegnerische Ansicht mit dem Fluch belegte, wenn man die Vulgata, die bisher von der Kirche als authentisch anerkannte alte lateinische Bibelübersetzung, auch für alle Zukunft als einzige Autorität aufstellte, um damit das kirchliche Dogma gegen die Anfechtungen neuer Auslegungskunst mittels Grammatik und Exegese zu schützen, wenn man eine kirchliche Tradition annahm, die vom Munde Christi und der Apostel bis zur Gegenwart fortgepflanzt gleiches Ansehen mit den Evangelien und den andern apostolischen Schriftstücken besitzen sollte und das gültige Interpretationsrecht der unfehlbaren Kirche ausschließlich beilegte.

Rechtfertigungslehre.

Die Verschiedenheit des Standpunktes und der Prinzipien trat noch mehr zu Tage, als das Dogma von der Rechtfertigung des Menschen, über das man sich so oft gestritten, zur Verhandlung kam. Es entsprach dem orthodoxen Charakter der Versammlung, daß sie nichts von der lutherischen Auffassung hören wollte. Sowenig sie bei den Beratungen über Bibel und Tradition den Satz gelten ließ, „daß in den Evangelien alles enthalten sei, dessen man zum Heil bedürfe“, sowenig stimmte sie der Lehre bei, daß der Glaube allein die göttliche Gnade und Seligkeit erwerben könne, eine Lehre, wodurch die Kraft der Sakramente, die Wirksamkeit der kirchlichen Gnadenmittel und die Verdienstlichkeit der guten Werke geleugnet oder abgeschwächt würde. Aus Absicht oder Unkenntnis wurde dabei kein Unterschied gemacht zwischen den von der Kirche gebotenen guten Werken und den frommen sittlichen Handlungen, die in dem Glauben ihre Quelle und ihren Urgrund haben und von den Reformatoren als selbstverständlich vorausgesetzt wurden. Denn sie meinten, „die Wiedergeburt bringe so unfehlbar gute Werke hervor, wie die Sonne Licht und Wärme verbreite“. Durch den Erlösungstod Christi wurde nach der Auffassung der Konzilsväter die Macht der Erbsünde gebrochen und dem Menschen die Möglichkeit erworben, das ewige Leben zu gewinnen; aber diese Möglichkeit kann nur zur Wirklichkeit werden unter der Leitung der Kirche und der freien Mitwirkung des Menschen selbst. Daraus ergab sich denn auch die notwendige Folgerung, daß alles, was die scholastische Kirchenlehre festgesetzt hatte, als zur Seligkeit fördersam erachtet wurde, daß man mithin dem hierarchischen

Priestertum und Sakramente.

Priestertum göttliche Einsetzung beilegte, an der Siebenzahl der Sakramente festhielt, dem apostolischen Stuhl seine Würde und Heiligkeit wahrte.

Verstimmung zwischen Kaiser und Papst.

War schon während dieser Verhandlungen und unter der aufregenden Wirkung des deutschen Kriegs die Spannung zwischen Kaiser und Papst immer stärker hervorgetreten, so führte dieselbe nach der Unterwerfung des südlichen Deutschland zu einem förmlichen Bruch. Politische Motive gesellten sich zu den kirchlichen, um eine Entfremdung zwischen Paul III. und Karl V. herbeizuführen.

Der Kaiser und sein Kanzler Granvella gaben den deutschen Ständen hinsichtlich der Religion beruhigende Zusagen, ohne mit dem Nunzius sich deshalb besprochen zu haben, in Trient wurde von den spanischen Parteiführern die Notwendigkeit der Residenz der Bischöfe in Anregung gebracht, ein Vorschlag, welcher auf eine Minderung der päpstlichen Machtvollkommenheit zu zielen schien und deshalb in Rom besonderes Mißfallen erregte; Paul fürchtete, man wolle ihm das Recht entziehen, Kardinäle mit kirchlichen Pfründen zu versehen und sie dabei dennoch in seinem Dienst zu verwenden. Erregte Diskussionen über die Stellung der Geistlichkeit zum römischen Stuhl, über das „göttliche Recht" der Bischöfe machten den eifrigen Vorkämpfern der päpstlichen Autorität viele Sorgen. Paul III. fand es seiner Würde nicht entsprechend, daß die Versammlung in einem der österreichischen Herrschaft unterworfenen Lande tage: dadurch könnte die Ansicht, daß das Konzil über dem Papst stehe, leicht an Boden gewinnen. Nun ließ Karl, der jetzt die so lange gewünschte Vereinigung der Konfessionen in Deutschland zustandezubringen hoffte und daher mit großem Mißfallen auf den Gang der konziliaren Verhandlungen blickte, ernstliche Vorstellungen machen und forderte die Geheimhaltung der Beschlüsse. Aus alledem glaubte Paul III. deutlich zu erkennen, daß der Kaiser die Absicht hege, das Papsttum zu beschränken und in der katholischen Kirche solche Reformen einzuführen, daß die Abgewichenen sich zu einem Beitritt entschließen könnten. Diese Anzeichen einer kaiserlichen Superiorität waren dem Kirchenfürsten um so widerwärtiger, als zugleich andre Zwistigkeiten zu unfreundlichen Erörterungen und Verstimmungen geführt hatten. Als der sechsmonatliche Termin des Kriegsbundes vorüber war, hatte der Papst seine Truppen aus Deutschland zurückgerufen; die Subsidiengelder waren nicht in der vollen vertragsmäßigen Summe entrichtet worden, und selbst in den Bezügen aus dem spanischen Kirchenvermögen hatte man eine Auskunft getroffen, welche weit geringere Erträge brachte, und als Karl zur Fortsetzung des Kriegs die Kirchen und Klöster in Deutschland und andern Teilen seines Reichs in Anspruch nehmen wollte, war er in Rom auf entschiedenen Widerspruch gestoßen. Wären ihm nicht aus Süddeutschland so reichliche Kriegsentschädigungen zugeflossen, so würde er in seinen weiteren Unternehmungen gehemmt worden sein. Vor allem fühlte sich der Papst persönlich verletzt, daß Karl das Herzogtum Parma und Piacenza der Familie Farnese nur unter kaiserlicher Lehnshoheit übertragen wollte, daß er nach dem Tod des Marchese de Guasto nicht den Enkel Pauls, Ottavio Farnese, wie man gehofft hatte, zum Statthalter und kaiserlichen Stellvertreter in Mailand ernannte, sondern Ferdinand Gonzago, einen dem spanischen Herrscher treu ergebenen Feldherrn, der mit der Familie Farnese in alter Feindschaft lebte, und daß er in allen Teilen Italiens eine Machtstellung anstrebte, welche für die Freiheit und Unabhängigkeit der ganzen Halbinsel gefährlich zu werden drohte.

Alle diese Ursachen bewogen den Papst, sich von der Liga mit dem Kaiser

Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna. loszusagen und sich dem französischen Hofe zu nähern, mit dem auch bereits die evangelischen Fürsten und Stände in Unterhandlungen eingetreten waren. Nicht
13. Jan. 1547. nur, daß gegen des Kaisers Willen die Tridentiner Dekrete veröffentlicht wurden, Paul nahm auch einige Krankheitsfälle zum Vorwand, um den schon mehrmals erwogenen und längst gehegten Gedanken einer Verlegung, Vertagung oder Auf-
März 1547. lösung des Konzils zur Ausführung zu bringen. In einer Sitzung vom 11. März erklärten die Legaten, daß der heil. Vater die Versammlung nach Bologna berufen habe. Am andern Tag verließen die meisten Prälaten die ihnen schon lange verhaßt gewordene Stadt, um sich nach dem neuen Bestimmungsort zu begeben. Vergebens drangen die kaiserlichen Bevollmächtigten auf Widerruf der Maßregel; sie erhielten ausweichende Antworten, die einer Versagung gleichkamen. Nur eine Minderheit blieb, dem Befehl des Kaisers gemäß, in Trient zurück. Somit war das Konzil gespalten.

Nationale Aufregung in Italien. In ganz Italien gab sich eine tiefe Aufregung gegen die spanische Herrschaft kund. In Siena weigerte man sich, die von Granvella getroffenen Einrichtungen
Jan. 1547. zu vollziehen; in Genua machte der junge Graf Fiesco, das Haupt einer französisch gesinnten Adelsfaktion, den Versuch, die mit dem Kaiser so innig verbundene Familie Doria aus der Macht zu drängen und die unter kaiserlicher Autorität begründete Ordnung umzustürzen, ein Versuch, der nur durch den unerwarteten Tod des Anstifters der Verschwörung im Hafen der Seestadt vereitelt wurde. In Venedig vermochte der gewandte Staatsmann Mendoza nur mit Mühe die Sympathien der Republik für die deutschen Städte zurückzuhalten. Wäre nicht der Thronwechsel in Frankreich erfolgt, so hätten die Dinge leicht eine für den Kaiser bedenkliche Wendung nehmen können. Viele scharfe Ausfälle und Bemerkungen, die der Legat aus kaiserlichem Mund hören mußte, gaben Zeugnis von dem tiefen Groll und Ärger des Monarchen. Bei der ersten Kunde von der Annäherung Pauls III. an den Hof von Paris ließ sich Karl beleidigend vernehmen: „Mehrenteils ziehe man sich das französische Übel in der Jugend zu, der Papst bekomme es in seinem Alter.“ Alles deutete auf eine neue politische Weltstellung, als die Kunde von den Vorgängen in Sachsen Bestürzung und neue Unsicherheiten erzeugte.

5. Der Feldzug an der Elbe.

Johann Friedrich in Sachsen. Während dieser Vorgänge hatte sich auch im nördlichen Deutschland die Lage der Dinge verändert. Mit einem Heer von 20,000 Mann war der Kurfürst Johann Friedrich nach Sachsen zurückgekehrt. Er selbst wie sein Kriegsvolk brannten vor Begierde, das Schwert, welches sie aus dem Kampf gegen den Kaiser unblutig heimgebracht, nun um so eifriger gegen den „Verräter des Stammes und Glaubens“ zu schwingen, der „um Judaslohn tyrannisches, unchristliches, hussarisches Volk“ in das Land geführt, und dem jetzt mit gleichem

Maß vergolten werden sollte. So unschlüssig und behutsam sich Johann Friedrich an der Donau gezeigt, so mutig und thatkräftig erwies er sich bei der Wiedereroberung seines eignen Landes. Er richtete ein scharfes Schreiben an die herzoglichen Landstände, daß sie ihren Herrn in seinem ungetreuen und ungerechten Vornehmen unterstützt; am Neujahrstag umritt er an der Spitze eines zahlreichen fürstlichen Gefolges in Halle die alte Rolandssäule, das Wahrzeichen des sächsischen Burggrafenrechts, nahm den Unterthanen der Erzstifte Magdeburg und Halberstadt, welche Moritz bereits sich zu unterwerfen begonnen, den Eid der Treue ab, nachdem er den Mainzer Erzbischof zur Abtretung aller seiner Ansprüche gegen eine Leibrente genötigt, und richtete die kurfürstliche Schutzherrlichkeit wieder auf, zugleich die letzten Reste des katholischen Kirchenwesens beseitigend.

Und nicht genug, daß Moritz sich zum schnellen Abzug aus den Kurlanden genötigt sah, Johann Friedrich rückte auch erobernd in das Albertinische Sachsen ein, um den Gegner im eignen Hause aufzusuchen. Leipzig wurde durch eine dreiwöchige Umlagerung und Beschießung bedrängt und hätte trotz der tapferen Verteidigung des Kommandanten Sebastian von Wallwitz einem stürmenden Angriff erliegen müssen, wenn nicht die Kriegsräte, besorgt für ihre in der Stadt untergebrachten Geldsummen, den Kurfürsten zum Abzug nach Altenburg bewogen hätten. Stadt und Schloß Rochlitz, das Leibgeding der verwitweten Prinzessin Elisabeth, Schwester des Landgrafen, wurde besetzt. Mutig hatte die evangelisch gesinnte Fürstin ihr Besitztum gegen den treulosen Meißener Verwandten verteidigt, aber dem ritterlichen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher in des Kaisers Heeren an der Donau gedient, dann aber auf den Ruf des alten Waffengefährten Moritz mit Karls Einwilligung nach Sachsen gezogen war, hatte sie keinen Widerstand entgegengesetzt. Umsonst warnte ihn der Freund vor den Zauberbanden der „Kirke“; der lebensfrohe junge Fürst überließ sich dem lustigen Leben im heitern Schloßkreise, ohne der nötigen Vorsicht zu gedenken, bis er überrascht ward und in Gefangenschaft geriet. Mit weißen Stäben statt der Schwerter in der Hand wurden seine Kriegsknechte heimgeschickt. Auch Annaberg, Marienberg und Freiberg öffneten dem Kurfürsten die Thore. Allenthalben begrüßte die protestantische Bevölkerung den Schirmherrn ihres Glaubens mit begeistertem Jubel; das ganze Elbegebiet erkannte ihn als seinen Vorfechter an. In Böhmen war der hussitische Geist von neuem erwacht; die alten Lieder erschallten wieder, Ritterschaft und Gemeine versagten den Waffendienst gegen einen Fürsten, der den Leib und das Blut Christi wie sie unter beiderlei Gestalt genieße; die Stände versammelten sich eigenmächtig in Prag, in der Absicht, Ferdinand der Krone zu berauben und sich mit Kursachsen zu verbinden; ein streitbares Bürgerheer trat unter die Waffen, um das Eindringen „des fremden unchristlichen hispanischen Volks“ zu verhindern. In Schlesien und in der Lausitz regte sich das Volk gegen die öster-

Evangelische Sympathien.

reichische Herrschaft; die norddeutschen Städte, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Hannover, Braunschweig u. a. behaupteten eine trotzige Stellung gegenüber den kaiserlichen Heerführern und schwuren, bei Gottes Wort und der Freiheit deutscher Nation bleiben zu wollen; Frankreich und England erklärten sich zur Unterstützung bereit.

Haltung des Kurfürsten. Aber Johann Friedrich war kein Mann von kühnem Unternehmungsgeist, von großen politischen Konzeptionen; er hatte die Waffen nur zur Verteidigung seines Glaubens ergriffen; in seinem frommen Herzen war die angestammte Ehrfurcht gegen den Kaiser trotz der ungerechten Acht noch nicht erloschen; er unterließ es, die ihm dargebotene fremde Hilfe zu nutzen, sich zum Gegenkaiser aufzuschwingen und die deutschen Volkskräfte zu einer entscheidenden Aktion aufzubieten und zu vereinigen. Jetzt war der Augenblick gekommen, alles zu wagen, um alles zu gewinnen; zu einem solchen kühnen Entschluß konnte sich aber Johann Friedrich nicht aufschwingen, darüber ging alles verloren, der Sieg fiel abermals dem Gegner zu, der an Energie wie an politischer Klugheit dem deutschen Fürsten weit überlegen war.

Vereinigung der kaiserlichen Streitkräfte in Böhmen. 1547. Moritz und König Ferdinand hatten ihre Heerhaufen in Böhmen vereinigt; aber ihre Streitkräfte waren unzureichend gegenüber der Bewegung, die allerorten ausgebrochen war; nur der Kaiser selbst konnte Hilfe bringen. An diesen wandten sich daher die beiden Fürsten in ihrer Bedrängnis, und Karl säumte nicht ihrem Rufe Folge zu leisten, so sehr auch der leidende Zustand seines Körpers ihm einen längeren ruhigen Aufenthalt in Ulm wünschenswert gemacht hätte. Mit einem spanisch-italienischen Heer, das dem Befehle des kriegskundigen Herzogs von Alba unterstellt war, zog er über Nürnberg nach Böhmen. (März 1547.) Der Versuch Wilhelms von Kleve, seinen sächsischen Schwager mit dem Kaiser auszusöhnen, hatte keinen Erfolg: Karl verlangte unbedingte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und Johann Friedrich größere Garantien für den Fortbestand seines Glaubens, als sie dem Vetter gewährt worden. Die Wehranstalten, welche der böhmische Feldhauptmann, Kaspar Pflug von Rabenstein, zur Fernhaltung des Feindes getroffen, erwiesen sich als unzulänglich; auch fehlte der Bewegungspartei der rechte Mut und die einträchtige Entschlossenheit, um dem Kaiser gegenüber das Feld zu behaupten. So konnte sich Karl ohne große Schwierigkeiten mit den beiden Fürsten in Eger vereinigen. Es wurde früher erwähnt, daß die Nachricht von dem Hinscheiden seines alten Rivalen Franz I., die ihm auf dem Marsche zuging, seine Siegeszuversicht erhöhte. Im Augenblick des Thronwechsels war keine Intervention von seiten Frankreichs zu fürchten.

Einzug in Sachsen. April 1547. Nachdem die Fürsten in Eger das Osterfest mit dem ganzen altkirchlichen Glanze gefeiert, brach das kaiserliche Heer, 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Roß gen Sachsen auf. Die in den böhmischen Grenzgebirgen aufgestellten Mannschaften wurden mit leichter Mühe zerstreut. Mit einem kleinen Heer hatte sich der Kurfürst bei Meißen aufgestellt, wo eine Schiffbrücke die beiden Ufer der

Elbe verband. Er hoffte immer noch auf Zuzüge aus Böhmen. Statt dieser kamen die Kaiserlichen in ununterbrochenen Eilmärschen auf der linken Seite des Stromes herangezogen. Auf die Kunde von der Annäherung des Feindes wollte sich Johann Friedrich, dessen ganze Streitmacht sich nicht über 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter, dazu 11 Kanonen, belief, in das feste Wittenberg zurückziehen, bis er seine an verschiedenen Orten des Landes aufgestellten Heerabteilungen an sich gezogen hätte und gestützt auf die Festungen einen Verteidigungskrieg führen könnte; aber das kaiserliche Heer, bei dem sich die Spanier durch Kriegsmut und kühnes Wagen besonders hervorthaten, setzte, von einem ortskundigen Bauern geführt, auf einer Furt über die Elbe, überraschte an einem Sonntag Morgen, als der Kurfürst gerade dem Gottesdienst mit großer Andacht anwohnte, die im Abzug begriffene Reiterei desselben und gewann, da mittlerweile die Hauptmacht auf der hergestellten Schiffbrücke nachgerückt war, auf der Lochauer Heide in der Schlacht bei Mühlberg einen leichten Sieg. Der Kaiser selbst, obwohl von Gichtleiden abgezehrt, war auf einem kastanienbraunen andalusischen Pferd über den Strom geritten, in blanker vergoldeter Rüstung mit rotseidener Feldbinde, das Haupt geschützt durch eine große Sturmhaube, in der Hand eine mächtige Lanze tragend. Es war keine bedeutende Feldschlacht, die in der Haide von Mühlberg geliefert ward, aber sie entschied über das Schicksal von Sachsen. Kurfürst Johann Friedrich, der aus der Kirche herbeieilend den Oberbefehl übernommen, ein körperlich unbeholfener, schwerfälliger Mann, wurde im Gesicht verwundet und nach tapferster Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Er hätte bei Beginn des Gefechts sich wohl noch nach Wittenberg retten können; aber als man ihm einen solchen Vorschlag machte, wies er ihn mit den Worten zurück: „Wo sollte mein getreues Fußvolk bleiben?“ Bluttriefend wurde er von Thilo von Trotha, einem Ritter aus Moritzens Heer, dem er sich durch Überreichung seines Ringes ergeben, dem Herzog von Alba und von diesem dem Kaiser vorgeführt, der mit seinem Bruder Ferdinand unter einer Baumgruppe Stellung genommen. „Allergnädigster Kaiser,“ begann der Gefangene seine Anrede, wurde aber sofort mit der Gegenrede unterbrochen: „Bin ich nun Euer gnädiger Kaiser, so habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Kurfürst fuhr fort: „Ich bin Ew. Majestät armer Gefangener und bitte mich als einen gebornen Fürsten zu halten!“ „Ich werde Euch behandeln,“ erwiderte der andre, „wie Ihr es verdient habt;“ und König Ferdinand fügte hinzu: „Ihr seid mir ein feiner Mann; Ihr habt mich und meine Kinder verjagen und ins Elend bringen wollen.“ Hierauf wurde Johann Friedrich nebst dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, drei Grafen von Gleichen und einem Grafen von Beichlingen, welche gleichfalls in Kriegsgefangenschaft geraten waren, dem Oberfeldherrn Alba in Gewahrsam gegeben und in das kaiserliche Lager am Ufer der Elbe gebracht. Herzog Moritz hatte sich an diesem Tage vor allen hervorgethan: er war zwanzig Stunden zu Pferde gesessen und hatte zweimal in größter Lebensgefahr geschwebt. Es schien, als

Schlacht bei Mühlberg. 24. April 1547.

wollte er das Kurfürstentum verdienen, das ihm nun nicht mehr entgehen konnte. Außer seinem eignen gab es kein sächsisches Heer mehr: was auf der Lochauer Heide nicht gefallen war, befand sich in Kriegsgefangenschaft oder war versprengt, Geschütz und Feldzeichen waren in den Händen des Siegers.

Folgen der Schlacht. Wie freuten sich die Altgesinnten über diesen Ausgang. Der Nebel, der am Morgen über dem Thale gelegen, war kurz vor der Schlacht von den Strahlen der Sonne zerstreut worden, und in der Nacht, die auf den Schlachttag folgte, schwoll der Fluß dergestalt an, daß eine Überschreitung nicht mehr möglich gewesen wäre. Waren dies nicht deutliche Zeichen der göttlichen Gnade? Der Kaiser selbst teilte diesen Glauben. Es wird erwähnt, er habe den Spruch Cäsars dahin umgewandelt: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte." Es entsprach der im Lager herrschenden Gesinnung, daß man den Gedanken faßte, dem Kurfürsten, welcher sich gegen die kaiserliche und göttliche Majestät so schwer vergangen, das Leben zu nehmen, ja daß man das Todesurteil bereits aufsetzte. Bei dieser Gelegenheit wie während der ganzen Gefangenschaft bewies Johann Friedrich die Seelenruhe, die ein gutes Gewissen und festes Gottvertrauen gewähren. Er und sein Mitgefangener Ernst von Braunschweig saßen gerade am Schachbrett,
10. Mai. als beiden das im Namen des Kaisers gefällte Todesurteil zugestellt ward. Mit der größten Fassung nahm er die Botschaft entgegen und setzte dann das Spiel fort. Der Kaiser wagte jedoch nicht, den Urteilspruch vollziehen zu lassen; das in der ersten Aufwallung gefaßte Vorhaben wich bald einer kühleren Überlegung. Die Vorstellungen befreundeter Fürsten, wie Wilhelms von Kleve und Joachims von Brandenburg, die Erwägung, daß ein solches Blutgericht das ganze Volk zum heftigsten Widerstand reizen und insbesondere die Hauptstadt Wittenberg, wo die kurfürstliche Familie weilte und umfassende Anstalten zur Verteidigung getroffen wurden, zu einer hartnäckigen Gegenwehr treiben würde, und andre Motive verschafften einer milderen Ansicht Eingang.

Die Wittenberger Kapitulation. 18. Mai 1547. Karl V. zog es vor, die Todesstrafe in ewige Gefangenschaft umzuwandeln unter der Bedingung, daß Johann Friedrich seine Festungen, namentlich Wittenberg und Gotha, dem Kaiser übergebe und durch die „Wittenberger Kapitulation" sein Land nebst der Kurwürde abtrete, wobei jedoch ausbedungen war, daß den Söhnen des gefangenen Fürsten und seinem Bruder Johann Ernst aus den thüringischen Ämtern Gotha, Weimar, Eisenach, Saalfeld, Koburg u. a., ein ihrem Range entsprechendes Einkommen zugesichert werden sollte. Eine dritte Bedingung, sich dem Tridentiner Konzil zu unterwerfen, wies Johann Friedrich standhaft zurück. So ging der kurfürstliche Rang von der Ernestinischen auf die Albertinische Linie in Sachsen über. Die Stadt Wittenberg konnte sich nicht sofort zur Übergabe entschließen, obwohl den Einwohnern versprochen war, daß sie in ihrer Religion nach der Augsburgischen Konfession nicht gestört werden sollten. Erst als der Kurfürst selbst einer städtischen Deputation, den Prediger Bugenhagen an der Spitze, die Unterwerfung empfahl, erfolgte die Übergabe an den kaiser-

lichen Oberst Madruzzi. Am folgenden Tag hielt der Kaiser seinen Einzug; er zeigte sich gnädig und ritterlich gegen die Kurfürstin Sibylle und besuchte die Schloßkirche, wo neben den fürstlichen Leichen auch Luther seine Grabstätte gefunden. Granvellas Sohn, der Bischof von Arras, und andre Eiferer meinten, man solle die Gebeine des Erzketzers aus der Gruft reißen und den Flammen übergeben; aber Karl erwiderte: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter! Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten." Der evangelische Gottesdienst durfte fortdauern. Die zwischen Kaiser und Papst obwaltende Entzweiung gereichte den Protestanten zum Vorteil. Bald darauf zog Karl mit dem gefangenen Kurfürsten nach Halle, um weitere Anordnungen zur völligen Unterwerfung Deutschlands zu treffen. Hier fand sich der seiner Haft entlassene Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach im kaiserlichen Feldlager ein und kehrte dann nach der Plassenburg, seinem fränkischen Schloß, zurück.

23. Mai.

10. Juni 1547.

6. Triumph des Kaisers.

Landgraf Philipp zur Unterwerfung beredet.

Des Kaisers Sieg über die Schmalkaldener konnte nicht als vollständig gelten, solange das fähigste und unternehmendste Haupt derselben, Landgraf Philipp von Hessen, noch über sein Land, seine Kriegsmacht, seine Festungen gebot. Seit seiner Rückkehr von der Donau befand sich Philipp in einem aufgeregten Gemütszustand; er traute seinem Landadel nicht, seitdem einige Glieder desselben, wie Kurt von Boyneburg und Reinhard von Solms, sich dem Kaiser zugewendet; er glaubte sich allenthalben von Spähern und Verrätern umgeben; nach der Mühlberger Schlacht fürchtete er ein ähnliches, ja vielleicht ein noch schlimmeres Schicksal als sein Bundesgenosse zu erfahren. Und nicht mit Unrecht; denn keiner der deutschen Fürsten hatte dem österreichischen Haus und dem Kaiser selbst so viel Verdruß und Ärgernis bereitet, als der unruhige, unternehmende Landgraf. Nichts hatte sich seit dreißig Jahren im Reich zugetragen, wobei er nicht Teilnehmer oder Führer gewesen, und wie oft war er mit Frankreich in Unterhandlung und Verbindung gestanden! Allein er hatte in der Umgebung des Kaisers Freunde und Fürsprecher; war ja doch Moritz, der den bedeutendsten Anteil an den Erfolgen im Feld gehabt, sein Schwiegersohn und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, dessen Fernhaltung vom Kampf wesentlich zum Sieg der kaiserlichen Waffen beigetragen, unterstützte die vermittelnde Thätigkeit zu gunsten des befreundeten und benachbarten Fürsten. Nach mancherlei Bemühungen erhielten sie von Karl die Zusicherung, wenn der Landgraf sich auf Gnade und Ungnade in des Kaisers Hand gebe, Abbitte thue und seine Festungen ausliefere, so solle er weder mit Leibesstrafe noch mit ewigem Gefängnis belegt werden. Diese Bedingungen wurden im Laufe der weiteren Verhandlungen durch mündliche beruhigende Zusagen von seiten des Kaisers dahin gemildert, daß der Landgraf nach seiner Unterwerfung und Abbitte „weder an Leib noch an Gut geschädigt, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit

Gefängnis beschwert werden solle". Ob diese weitgehenden Zusagen wirklich und ernstlich gemacht wurden oder ob die vermittelnden Fürsten den beruhigenden Worten des Monarchen einen allzu bestimmten Sinn und Charakter beigelegt, ist von jeher streitig gewesen; doch scheint wenigstens Joachim des Glaubens gewesen zu sein, es sei dem Habsburger nur um Anerkennung seiner Hoheit und kaiserlichen Autorität zu thun, dem um Vergebung bittenden und Gehorsam gelobenden Fürsten werde er sich gnädig erweisen; sei er doch nicht mit den Waffen überwunden worden. Im Vertrauen auf diese Zusicherung, die Moritz und Joachim mit ihrem Wort verbürgten, nahm Landgraf Philipp den überbrachten Kapitulationsentwurf an, kraft dessen er sich auf Gnade und Ungnade ergeben, einen Fußfall thun, seine Festungen bis auf eine einzige schleifen, sein Geschütz ausliefern, eine bestimmte Summe Strafgelder bezahlen und alle Gefangene, auch den Herzog Heinrich von Braunschweig, in Freiheit setzen sollte. Darauf begab er sich, von den beiden Kurfürsten mit einem „freien, sichern, ehrlichen, ungefährlichen Geleit" versehen nach Halle an das kaiserliche Hoflager, in der sicheren Erwartung, nach vollzogener Demütigung den versprochenen Sühnebrief zu erhalten und ohne weitere Beschwerung, als die abgeredete Kapitulation bestimmte, nach Hause reiten zu dürfen.

Im schwarzen Samtrock, unter welchem eine rote Feldbinde sichtbar war, Die Vorgänge in Halle. trat Philipp, begleitet von den beiden Kurfürsten, in den glänzend geschmückten 19. Juni 1547. Saal der neuen „Residenz" in Halle, wo der Kaiser auf einem mit Goldstoff bedeckten Thron Platz genommen, umgeben von spanischen und italienischen Granden, von Fürsten, Bischöfen und Gesandten. Der Landgraf war heiter und guter Dinge, man sah ihn lächeln. Als er in der feierlichen Versammlung, auf einem kostbaren Teppich knieend die Abbitte geleistet, welche sein neben ihm knieender Kanzler Günderode von einer schriftlichen Urkunde vorlas, und aus dem Mund des kaiserlichen Kanzlers die Antwort vernommen, in welcher man die Worte heraushörte, Seine Majestät wolle ihn, der getroffenen Abrede gemäß, nicht mit ewigem Gefängnis und mit Konfiskation oder Entsetzung seiner Güter heimsuchen, glaubte er seiner Aufgabe genügt zu haben und stand auf, um sich fortzubegeben, ohne daß Karl ihn dazu aufgefordert oder durch Handschlag die Versöhnung besiegelt hätte. Nach vollbrachter Zeremonie folgten der Landgraf und die beiden Kurfürsten dem Herzog von Alba nach dem alten Schloß, wohin dieser sie zum Abendessen eingeladen. Hier unterhielt man sich nach der Tafel mit Gespräch und Spiel bis tief in die Nacht hinein. Aber wie erstaunten die Gäste, als ihnen beim Aufbrechen bedeutet wurde, daß der Landgraf sich nicht entfernen dürfe, sondern als Gefangener im Schloß zurückbleiben müsse! Alle Vorstellungen waren fruchtlos; Moritz konnte nichts weiter erreichen, als daß ihm gestattet ward, die Nacht bei dem fast verzweifelnden Schwiegervater zuzubringen. Gegen Ferdinands Rat hatte Karl diesen Schritt befohlen; er konnte sich den Triumph nicht versagen, seine beiden größten Gegner in seiner Gewalt zu haben. Am

andern Morgen eilten die bestürzten Kurfürsten in die Wohnung des Kaisers, um die Aufhebung der Haft zu bewirken. Hier setzte es bittere Erörterungen mit den kaiserlichen Räten ab. Den Vorwurf des Wortbruchs wiesen diese mit Entrüstung zurück, indem sie sich auf die ursprüngliche Zusage des Monarchen beriefen, „daß er den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenschaft halten wolle“. Damit sei aber eine zeitweilige Gefangenschaft nicht ausgeschlossen. Daß in der Urkunde die Worte „ewig“ und „einig“ verwechselt worden, ist eine historische Mythe; aber das wahre Verhältnis ist damit bezeichnet; es war ein Sieg spanischer Hinterlist und Zweideutigkeit über deutsche Ehrlichkeit und Vertrauen. Als der Kaiser, durch die Vorhaltung des Treubruchs empfindlich berührt, den Fürsten bewies, daß er nach dem Wortlaut der Kapitulation zu einem solchen Verfahren befugt sei, mußten sie den Vorwurf zurücknehmen. Sie konnten nur ihre eigne Unbedachtsamkeit und Leichtgläubigkeit beklagen. Auch zu einer bestimmten Angabe, wie lange die Haft dauern solle, ließ sich Karl nicht bewegen; das werde von den Umständen und von dem Verhalten des Gefangenen selbst abhängen. Wie sehr auch die getäuschten Fürsten den Monarchen beschworen, er möge, da sie doch in ehrlichem Glauben gehandelt, nicht den bösen Schein und Unglimpf auf sie laden und Gnade ergehen lassen, sie konnten nichts weiter erlangen als eine unbestimmte Vertröstung auf die Zukunft, wenn der Gefangene durch ernstliche Ausführung der Kapitulation die Aufrichtigkeit seiner loyalen Gesinnung bethätigen würde. Mit bitteren Empfindungen im Herzen verließen die deutschen Fürsten das Hoflager, geschädigt an ihrer Ehre und tief verletzt in ihren Gefühlen. Als der Kaiser bald nachher mit seinen fremden Truppen, die durch ihr rohes zuchtloses Betragen den Einwohnern ein Gegenstand des Schreckens und Abscheus geworden, über Naumburg, Bamberg und Nürnberg nach Süddeutschland zog, um auf dem nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, wurden die beiden erlauchten Gefangenen unter spanischer Wache dem Feldlager nachgeführt, doch so, daß sich während des ganzen Zugs der Kurfürst einer besseren und aufmerksameren Behandlung zu erfreuen hatte. Unerwartete Erfolge hatte der Habsburger Herrscher erzielt; die langjährigen Gegner waren siegreich niedergeworfen; aber die ungroßmütige Weise, mit der er seinen Triumph feierte, die höhnende Erniedrigung eines Fürsten, den er nicht mehr zu fürchten brauchte, hat seinem Ruhm großen Abbruch gethan. Ein eifriger Leser und Bewunderer Machiavellis, befolgte er doch nicht die kluge Lehre des Florentiners, daß man die Bestrafung eines besiegten Feindes nicht durch Schmach und ehrenrührige Kränkung verschärfen solle, die nur Haß erzeuge und keinerlei Vorteil bringe.

Als Karl sich dem Süden zuwandte, waren Böhmen und Norddeutschland noch in kriegerischer Bewegung. Aber durch die Mühlberger Schlacht und ihre Folgen war der Opposition Kraft und Einheit geraubt; die Unterwerfung der widerstrebenden Elemente konnte daher dem König Ferdinand und seinem sächsi- Unterwerfung von Böhmen.

schen Verbündeten überlassen werden. Als der österreichische Fürst mit beträchtlichem Kriegsvolk in Böhmen einrückte, begleitet von Moritzens Bruder, Herzog August, der ihm 1000 Pferde und 20 Fähnlein Knechte zugeführt, fand er die nationale Partei schon gespalten und geschwächt; über zweihundert Edelleute, die bisher die Unabhängigkeitsbestrebungen der Stände begünstigt, traten alsbald auf seine Seite; und wenn auch die Bürgerschaften und das Landvolk sich noch
8. Juli 1547. unter den Waffen hielten und zur Gegenwehr entschlossen waren: als die Hauptstadt Prag von den königlichen Truppen erobert wurde, und die Räte, Ältesten und Vertreter der Gemeinde im großen Saal des Hradschin vor Ferdinand erschienen und kniebeugend die Stadt auf Gnade und Ungnade übergaben, da konnte die Herrschaft der Habsburger über Böhmen als gesichert angesehen wer-
Strafgerichte. den. Und Ferdinand säumte sowenig als sein kaiserlicher Bruder, die Entmutigung der Völker zur Mehrung seiner Macht und Herrscherrechte zu benutzen. Wie Prag mußten sich auch die übrigen Städte Böhmens auf Gnade und Ungnade ergeben, ihr Geschütz ausliefern und hohe Strafgelder entrichten. Ihre wichtigsten Rechte und Privilegien wurden ihnen entrissen, die Eigengüter in Lehnsgüter verwandelt, die Schuldigsten unter dem Herrenstande wie bei den Bürgerschaften an Leib und Gut gestraft, die Königsmacht der beengenden Schranken entkleidet und das Wahlrecht der Könige den Ständen entzogen. Der Feldhauptmann Kaspar Pflug ward bis zu seinem Tode in einem unterirdischen Gewölbe der Burg festgehalten. Ähnliche Strafgerichte wurden auch den Städten und den mit ihnen verbündeten Herren und Rittern in den Lausitzen auferlegt. Hinrichtungen und Kerkerstrafen erzeugten diesseits und jenseits der Berge Entmutigung und Schrecken, also daß die Landtage keine Einsprache gegen die neue Ordnung der Dinge wagten. Mit der politischen Reaktion ging der Bekehrungseifer der Priester Hand in Hand, so daß die Utraquisten zu Tausenden auswanderten, um dem religiösen Druck zu entgehen.

Widerstand der norddeutschen Städte. Bei solchen Niederlagen, wie sie die patriotische und evangelische Sache allenthalben erlitt, machte die Standhaftigkeit und der Heldenmut der norddeutschen Städte einen erhebenden Eindruck. Als Herzog Erich von Braunschweig und andre kaiserliche Hauptleute mit einem Heer von 29,000 Mann und reichlichem
Bremen. Geschütz vor Bremen erschienen, begierig die ketzerische Stadt zu züchtigen und auszuplündern, leistete die mutige Bürgerschaft sowohl durch tapfere Verteidigung ihrer Mauern, Türme und Schanzen, als durch kühne Ausfälle so entschlossenen Widerstand, daß, als die andern niederdeutschen Stadtgemeinden der Bundesgenossin zu Hilfe kamen, Erich unverrichteter Dinge abziehen mußte. Mit den Bremern vereinigt, machten sodann die städtischen Wehrmannschaften
23. Mai 1547. unter den Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld auf den abziehenden Feind, der auf dem Kröpelsberg bei Drakenburg eine feste Stellung genommen, einen so erfolgreichen Angriff, daß ein Teil des feindlichen Heeres auf der Walstatt blieb oder in Gefangenschaft fiel, Geschütz und Rüstwagen

erbeutet wurden und der Herzog Erich sich glücklich preisen konnte, daß er mit der übrigen Mannschaft sich durch eine Furt über die Weser rettete. Unter Psalmengesang waren die städtischen Krieger in den Kampf gezogen; sie wußten, daß sie mit der bürgerlichen Freiheit auch die Sache des Evangeliums verfochten. In den Stiftern Bremen und Verden erhielt der Mansfelder von der dankbaren Bürgerschaft Ersatz für die vom Kaiser ihm entrissenen Besitzungen seines Hauses. Wie Bremen an der Weser, so setzte Magdeburg an der Elbe dem Siegeslauf Magdeburg. Karls einen Damm und hielt die evangelische Sache aufrecht. Wir haben den Mut und den religiösen Eifer der Magdeburger Bürgerschaft schon bei mancher Gelegenheit kennen gelernt: sie hatte sich von dem Erzbischof und Kapitel losgesagt, den evangelischen Gottesdienst eingeführt, die Stiftsgüter in Besitz genommen. Das Beispiel so vieler andern Städte war ohne Einfluß auf sie geblieben; selbst die Schlacht von Mühlberg brachte sie nicht zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Sie wurde deshalb von dem Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Augsburg mit der Reichsacht belegt. Die Einwohnerschaft sollte friedlos sein und ihr Leben und Gut ohne Rechtsschutz. Aber mutig empfahl die Stadt ihre Sache Gott und rüstete zum Widerstand. Bald wurde Magdeburg ein Hort des Protestantismus für ganz Deutschland und eine „Denkstätte“, daß es noch alte beständige deutsche Herzen und Gemüter gebe, denen Gotteswort, Vaterland und Freiheit teuer seien.

Mutig und standhaft verteidigten die Bürger von Magdeburg ihr Gemeinwesen Der Belagerungskrieg der gegen den Stiftsadel der Umgegend, gegen Herzog Georg von Mecklenburg, den das Magdeburg. Domkapitel und die Ritterschaft in Dienst genommen; erst als der Kaiser die Aus- 1547–1551. führung der Acht gegen die widerspenstige Reichsstadt dem neuen Kurfürsten Moritz übertrug, als dieser im Namen und auf Kosten des Reichs ein Heer gegen die Stadt führte und in Verbindung mit dem Mecklenburger, mit den Brandenburgern, mit den edlen Herren einen Belagerungskrieg begann, da brachen schwere Zeiten über Magdeburg herein. Aber tapfer widerstanden die wackeren Einwohner dem zahlreichen Feinde. Mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen und durch Mauern und Türme geschützt, schlugen sie alle Angriffe zurück und machten manchen glücklichen Ausfall. Umsonst bot Moritz als Preis der Übergabe und Aufnahme einer Besatzung freies Bekenntnis der reinen Lehre nach der Augsburgischen Konfession und Bestätigung aller städtischen Freiheiten; sie mißtrauten den Zusagen und wiesen die Anträge zurück, entschlossen ihren Glauben und ihr Gewissen als höchstes Kleinod zu verfechten. Die geworbenen Truppen und die Bürger verpflichteten sich eidlich zu gegenseitiger Hilfeleistung und Treue und auf das Beste haben sie ihren Schwur gehalten. Die religiöse Begeisterung erhöhte den Mut und die Widerstandskraft; sie glaubten unter dem besonderen Schutz Gottes zu stehen. Drei Jahre lang ertrugen die Magdeburger den Reichskrieg; als der Kurfürst einst in das Gebiet von Bremen gezogen war, um das in den Seestädten für Magdeburg sich sammelnde Kriegsvolk zu zerstreuen, überfielen die Bürger in einer stürmischen Winternacht das Dorf Ottersleben, wo die erzstiftliche Reiterei lag, 19. Dez. 1551. und führten über hundert gefangene Edelleute samt dem Stiftsbanner in die Stadt. Am andern Tag unternahm Herzog Georg einen Rachezug zur Befreiung der Weggeführten, fiel aber gleichfalls verwundet in die Hände der bürgerlichen Wehrmannschaft. Moritz trug den Magdeburgern bösen Willen, denn nirgends wurde er mehr

gelästert und geschmäht als in der Elbestadt; mit der Zeit aber gewann er dem Krieg einen andern Vorteil ab; wir werden bald erfahren, wie trefflich er den Belagerungskampf benutzte, um unter dessen Schild seine Streitmacht zu erhöhen und zu andern Zwecken zu verwenden.

XX. Das Interim und der Passauer Vertrag.

1. Der Augsburger Reichstag vom Jahr 1548.

Karls Stellung zu den religiösen Fragen.

Wie sehr immer Karl V. von der Idee erfüllt war, dem Kaisertum den alten Glanz zu verleihen, es zur höchsten Stufe der Macht und Hoheit in der Christenheit zu erheben, so waren doch in dem deutschen Krieg auch die religiösen Motive von großem Gewicht: „Die Kirche in alter Herrlichkeit herzustellen und in unbefleckter Reinheit aus den Händen des Protestantismus zu retten", war der leitende und bewegende Gedanke, der seiner Seele die treibende Spannkraft gab. Denn wie oft er auch aus politischen Gründen sich nachgiebig zeigen mochte, so war er doch stets von glühendem Haß gegen jede Abweichung, jede Neuerung beseelt, den religiösen Glaubensformen der katholischen Kirche in devotester Weise zugethan. Wo er die Macht besaß, ist er mit den schärfsten Ketzeredikten, mit Inquisition und Todesstrafe gegen die Abgefallenen eingeschritten. Mehr und mehr hat sich mit seinen politischen Tendenzen einer kaiserlichen Weltstellung die Idee verbunden, auch der Kirche ihre Einheit und mittelalterliche Gestalt zurückzugeben. Wir wissen, daß er bei allen Friedensschlüssen auf diesen Gedanken zurückgekommen ist. Da war es ihm denn sehr gegen den Sinn, daß er bei dem Oberhaupt dieser Kirche so viele Hindernisse zur Verwirklichung seiner Pläne fand. In dieser Stimmung hat er sich zu der hinterlistigen Staatskunst hinreißen lassen, die ihm ein Meer von Schwierigkeiten bereiten mußte: er hatte den Protestanten ein Konzil verheißen, wie er es doch nimmermehr von dem päpstlichen Stuhl erhoffen konnte, und um von dem Schmalkaldischen Bund einige Glieder zu lösen, hatte er den Willigen eine Toleranz in Aussicht gestellt, deren Gewährung nicht in seiner Macht stand.

Der Kaiser und die Kurie. 1. Sept. 1547.

Der Reichstag zu Augsburg, den der Kaiser am 1. September des ereignisvollen Jahres in eigner Person eröffnete, war zahlreich besucht. Wer hätte dem Ruf des siegreichen Monarchen widerstehen und durch Unfolgsamkeit dessen Zorn reizen wollen! Auch stand ihm keine geschlossene Opposition mehr entgegen. Die katholischen Reichsstände wetteiferten in Hingebung; von den evangelischen waren die einen besiegt, die andern durch Verträge gebunden; alle waren mit dem Oberhaupt einverstanden, daß die religiöse Spaltung und alle daraus hervorgegangenen Wirrnisse „auf christliche und gebührliche Wege" gebracht und zum schleunigen Austrag geführt werden müßten. Es fiel dem Kaiser nicht

gar schwer, auch die evangelischen Stände, Kurfürsten, Fürsten und Städte zu dem Beschluß zu vereinigen, sich dem allgemeinen Konzil zu unterwerfen, wenn dasselbe wieder nach Trient zurückverlegt und die bereits entschiedenen Artikel von neuem in Beratung genommen würden. Die Städte waren der Ansicht, die Entscheidung dürfe nicht dem Papst und seinen Anhängern anheimgestellt werden, sondern „frommen, gelehrten, gottesfürchtigen und von allen Ständen dazu auserwählten Personen“. Dieser Forderung stimmte zwar Karl nicht bei, doch gab er die Versicherung, daß das Konzil in Trient gehalten, „und die ganze Traktation gottselig, christlich, nach göttlicher und der alten Väter heiliger Lehre und Schrift vorgenommen und zu Ende geführt werden solle“. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß er mehr zugesagt habe, als er zu erfüllen vermochte. Weder das Bittgesuch, welches die deutschen Bischöfe auf den Wunsch des Kaisers an 14. Sept. 1547.
den heil. Vater sandten, daß er durch Rückverlegung des Konzils von Bologna nach Trient die Möglichkeit schaffe, die gestörte Ordnung des Reichs wieder auf fester Grundlage aufzurichten, ein Gesuch, dem der kaiserliche Abgesandte Christoph Madrucci, Kardinal von Trient, besonderen Nachdruck zu geben suchte, noch die von Karls Botschafter Mendoza in Rom erhobene Beschwerde gegen die Translation machten großen Eindruck auf den Papst, der gerade damals aus persönlichen und dynastischen Gründen einen neuen Groll gegen den spanischen Monarchen gefaßt hatte. Sein Sohn Pierluigi Farnese, der wegen seiner Sittenlosigkeit und Tyrannei verhaßte Herzog von Parma und Piacenza, der alle Fäden der italienisch-französischen Liga leitete, war bei Besichtigung der Festungswerke von einigen verschwornen Edelleuten, die er in ihren Rechten verkürzt hatte, ermordet worden; und unmittelbar darauf hatte Ferrante Gonzaga, Statthalter von Mailand, die Städte im Namen des Reichs mit kaiserlichem Kriegsvolk besetzt. Ein finsterer Argwohn beschlich den Kirchenfürsten, Gonzaga möchte bei der blutigen That die Hand im Spiel gehabt haben, und sein Zorn stieg noch, als Karl V. nicht sofort das Herzogtum dem Sohn des Ermordeten, Ottavio Farnese, übertrug, vielmehr den Legaten Sfondrata mit unbestimmten Antworten abfertigte. Zwar insofern suchte Paul einem vollständigen Bruch vorzubeugen, daß er von den in Bologna versammelten Vätern keine synodalen Akte vornehmen ließ; aber diese handelten ganz im Sinne des Papstes, wenn sie jede Aufforderung zur Rückkehr von sich wiesen und vielmehr verlangten, ehe die Translation zurückgenommen werden könnte, müßte zuvor die in Trient verbliebene Fraktion sich in Bologna mit ihnen vereinigen und dadurch ein Geständnis ablegen, daß sie durch ihren Ungehorsam gegen die kirchliche Autorität sich vergangen hätte und ihr Unrecht bereute. Dieser anmaßende Ausspruch reizte den Kaiser dermaßen, daß er der Versammlung durch zwei spanische Kleriker eine 16. Jan. 1548.
Protestschrift überreichen ließ, in welcher die Translation als unrechtmäßig bezeichnet und die unverzügliche Rückkehr der Prälaten nach Trient verlangt war; im Fall ihrer Weigerung sollte alles, was sie beschließen würden, als null und

nichtig angesehen werden. Der Kardinallegat del Monte wies die Einwendungen als unwahr zurück, rechtfertigte das Geschehene als in Recht, Gesetz und Herkommen begründet und schloß mit der Beteuerung, er wolle lieber zum Märtyrer werden, als dulden, daß die weltliche Macht sich anmaße, ein Konzil zu beherrschen. Die Versammlung sei für ihr Thun nur Gott und dem heil. Vater Rechenschaft schuldig. Einige Tage nachher wiederholte der kaiserliche Botschafter Mendoza vor Papst und Kardinälen die Protestation in ihrer ganzen Schärfe.
1. Febr. 1548. Paul hörte sie mit ruhiger Fassung an und gab eine kluge gemessene Antwort, in welcher mit möglichster Schonung des Kaisers die Würde des päpstlichen Stuhls und das kirchliche Richteramt mit aller Entschiedenheit gewahrt war.

Karls kirchliche Politik. Nach dieser „geistlichen Kriegserklärung“ stand eine Beilegung der religiösen Streitigkeiten auf dem Wege einer konziliaren Vereinbarung in weiter Ferne. Daher faßte der Kaiser, der jetzt auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und die deutschen Fürsten und Stände in Demut und Ehrerbietung seiner Befehle und Anordnungen gewärtig sah, den ihm von Ferdinand an die Hand gegebenen Entschluß, auch ohne Mitwirkung des Papstes oder eines Legaten mit Hilfe der ihm ergebenen Reichsversammlung eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen und in Lehre und Kultus Bestimmungen zu treffen, die bis zum Austrag eines ökumenischen Konzils, wofür jene Vereinigung italienischer Prälaten in Bologna doch nicht gelten konnte, für beide Konfessionen Gültigkeit haben sollten. An eine unbedingte Restauration des alten Zustandes, wie der kaiserliche Beichtvater Soto und einige streng katholische Eiferer rieten, war nicht zu denken; schon die Kapitulationsverträge mit den evangelisch gesinnten Fürsten und Städten standen einem derartigen Vorgehen im Wege, und würde nicht ein solcher Versuch den noch im Kriegsstand begriffenen evangelischen Norden zu neuen Anstrengungen entflammt, ihm neue Kräfte zugeführt haben? Aber wenn der Kaiser auch nicht sofort die lutherischen Predigten untersagte, nicht die Herstellung der Messe und die Restitution der säkularisierten Kirchengüter anordnete, so suchte er doch einen Zwischenzustand zu begründen, welcher die allmähliche Rückkehr zum alten Glauben und Kultus anbahnen sollte. Deswegen vermied er auch jedes feindselige Vorgehen gegen die Kurie und die Versammlung in Bologna; er hoffte durch politische Klugheit und diplomatische Gewandtheit den Papst und die Häupter der Kirche zu Konzessionen zu bringen, auf Grund deren die Neuerer sich der Autorität der allgemeinen Kirche unterwerfen könnten. Es war ja bekannt genug, wie nahe in früheren Jahren die Wortführer beider Konfessionen in wichtigen Punkten einander gekommen waren; selbst in hochkirchlichen Kreisen war oft von der Notwendigkeit oder Rätlichkeit einer „Konnivenz“ gesprochen worden. Wenn die Reformation, wie Karl sie im Auge hatte, in Rom gebilligt und genehmigt ward, so konnte zunächst auf Grund der provisorischen Ordnung eine äußerliche Lebensgemeinschaft geschaffen werden, aus welcher mit der Zeit eine einheitliche Ordnung hervorgehen mochte. Karl dachte sich diese dereinstige

Einheit nur als Herstellung der alten Zustände; um so mehr glaubte er auf Nachsicht und päpstliche Billigung rechnen zu dürfen.

Von dem Reichstag erfuhr Karl in seinen unionistischen Plänen keinen Widerstand. Als er eine gemeinschaftliche Beratung behufs Ausarbeitung eines Entwurfs in Anregung brachte, gab man ihm die Sache ganz in die Hand. Er stellte drei Männer auf, die vermöge ihrer Ansichten und ihres Charakters als besonders geeignet zu einem so schwierigen Werk erschienen: den uns bekannten Julius Pflug, erwählten und nach Amsdorfs Vertreibung nunmehr auch wirklichen Bischof von Naumburg, den Mainzer Weihbischof Michael Helding, genannt Sidonius, und den Hofprediger des Kurfürsten Joachim, Johann Agricola, der geschmeidigen Sinnes von der streng lutherischen Richtung früherer Jahre zu der vermittelnden Denkweise seines Herrn übergetreten war und schon nach der Schlacht bei Mühlberg den Elbübergang Karls mit dem Übergang Josuas über den Jordan verglichen hatte. Der Entwurf zu dieser „einstweiligen" Ordnung der kirchlichen Dinge in Deutschland, bekannt unter dem Namen des „Augsburger Interim", ging wohl vorzugsweise aus der Feder von Julius Pflug hervor, so großen Anteil sich auch Agricola selbst beimaß. Ehe der Kaiser den Entwurf den Ständen vorlegte, gab er ihn zwei spanischen Theologen, seinem Beichtvater Soto und dem früher erwähnten Malvenda, zur Durchsicht. Schon daraus erhellt, daß der katholische Standpunkt festgehalten war. Das Augsburger Interim.

In dem dogmatischen Teil wurde von den früheren Vereinbarungen abgesehen, nur daß man den Versuch machte, in der Lehre von der Rechtfertigung, die mittlerweile in Trient zum Abschluß geführt worden, durch einige unbestimmte Ausdrücke die beiden Ansichten einander näher zu bringen, und daß bei der Messe der Begriff eines Opfers nicht als „Sühnopfer" gefaßt war, sondern als „Dankopfer" für die durch den Kreuzestod Christi erworbene Versöhnung. Ebenso war in den Doktrinen von der Kirche, vom Priestertum von der hierarchischen Verfassung der scholastische Standpunkt festgehalten. Wenn die Protestanten ein Priestertum aller Christen lehrten, so wurde in dem „Interim" ein geistlicher Stand unterschieden, der zum Dienst der Kirche berufen und ordentlich bestätigt sei. Mit besonderem Nachdruck war der Bischöfe gedacht, ihre Gewalt sollte aus göttlichen Rechten herfließen; zur Erhaltung der Einigkeit sei ein oberster Bischof in Rom eingesetzt, der als Haupt die Kirche zu regieren habe, aber sein Amt gebrauchen sollte nicht zur Zerstörung sondern zur Erbauung. Der Kirche stehe das Recht zu, ihre Gesetze und Ordnungen zu bestimmen, die Schrift auszulegen und die wahre Lehre festzustellen, „sintemal der Heil. Geist in ihr ist und sie in alle Wahrheit leitet". Was die alte Kirche verordnet hat in Beziehung auf die Verwaltung der sieben Sakramente, der Zeremonien, der Symbole und Bilder, der kirchlichen Festtage und Prozessionen, der Vigilien und Totenbegängnisse, der Fastenzeiten sollte auch ferner beobachtet werden. In allen diesen Aufstellungen erkannte man die alte Kirchenlehre, wie sie dem Geiste des Kaisers vorschwebte; daß darin die Rechte und Befugnisse der Bischöfe gegenüber dem Pontifikat besonders betont, die päpstliche Macht dagegen in gewisse Schranken gewiesen war, entsprach ganz den Tendenzen desselben. Der protestantischen Auffassung war nur in der Gestattung des Kelchs bei dem Sakrament des Altars, in der Beibehaltung und Verwendung verheirateter Geistlichen und in einer milderen Praxis der Fastengebote Rechnung getragen.

Die Unionsformel auf die Neuerer beschränkt.

Nach des Kaisers Meinung sollte die in dem Interim aufgestellte Lehr- und Kultusform in der gesamten deutschen Kirche in Anwendung kommen, sowohl von den Altgläubigen als von den Neuerern angenommen werden, bis ein ökumenisches Konzil alle Abweichungen ausgeglichen und eine gemeingültige Ordnung geschaffen haben würde. Er mochte glauben, daß die katholische Haltung des Entwurfs die Altkirchlichen dem Unionsplan geneigt machen würde, zumal da der provisorische Charakter einer künftigen Veränderung Raum ließ. Größeren Widerstand erwartete er von den reformatorisch Gesinnten. Allein gerade in diesen Kreisen zeigte man sich am willfährigsten: mochte auch Moritz von Sachsen die Befragung seiner Landstände sich vorbehalten, da er den Fortbestand der Religion feierlich zugesichert habe, mochte auch der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, Eidam Philipps von Hessen, und der Markgraf Johann von Küstrin Widerspruch erheben, die weitaus größere Mehrzahl der evangelischen Fürsten, voran die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, gaben der Vorlage ihre Zustimmung. Nicht so die katholischen Glieder des Fürstenrats. Herzog Wilhelm von Bayern, aus verschiedenen Ursachen, die wir bald erfahren werden, gegen die Habsburger gereizt, erklärte, daß er zuvor in Rom anfragen wolle. Als die Antwort des Papstes, der nicht geneigt war die Machtstellung des Kaisers zu erhöhen, von der Annahme abriet, wuchsen die Bedenken der fürstlichen Majorität gegen die Gestattung des Laienkelchs und der Priesterehe. Würde man jetzt gewähren, was man früher verworfen, so sei die kirchliche Autorität gefährdet. Der Beichtvater des Kaisers hätte diesem damals beinahe die Absolution verweigert. Die geistlichen Reichsfürsten zeigten wenig Neigung, sich von dem Kaiser eine kirchliche Ordnung, ja eine Art von staatlicher Zwischenreligion (interreligio imperialis) aufdrängen zu lassen. Sie meinten, es sei zweckmäßiger, wenn er die evangelischen Stände anhielte, die Augsburgische Konfession fahren zu lassen und die säkularisierten Kirchengüter herauszugeben. Die nationale Einigung und Friedstellung, welche Karl hervorhob, machte auf die Romanisten geringen Eindruck. So mußte denn der Kaiser die Erklärung abgeben, daß das Augsburger Interim nur für die evangelischen Stände bindend sein sollte. Mit dieser Beschränkung wurde dasselbe als Reichsgesetz bekannt gemacht.

15. Mai 1548.

Tendenz des Kaisers.

Karl gedachte durch das neue Religionsgesetz das protestantische Deutschland wieder zur Unterwerfung unter die hierarchischen Formen zu bringen: das hergestellte und in seiner Autorität gesteigerte Episkopat sollte seine alte Jurisdiktion auf Grund des Interim zurückerhalten und nur in den wenigen Fällen, worin den evangelischen Konfessionsverwandten eine vorläufige Ausnahmestellung gewährt worden, die erforderliche Dispensation üben. Eine „Reformationsformel", welche der Kaiser gleichfalls ohne Mitwirkung des päpstlichen Oberkirchenamts ausarbeiten ließ und bekannt machte, sollte einige Mißstände beseitigen, die sich in das geistliche Regiment eingeschlichen hatten und gegen welche so viele Klagen laut geworden waren. Auf solche Weise vermeinte er die verschiedenen Parteien

und Denkweisen auf gemeinsamer Grundlage zu vereinigen, durch Abstellung notorischer Mißbräuche einerseits und durch Gestattung einiger abweichenden Doktrinen und Gebräuche anderseits eine kirchliche Lebensordnung zu schaffen, bis durch allgemein anerkannte Beschlüsse eines ökumenischen Konzils die Verschiedenheiten und provisorischen Ausnahmezustände ausgeglichen würden. Bei der herrschenden Stellung, die er durch seine Siege im Feld errungen, hoffte er die Opposition zu überwinden, die sich gegen das eigenmächtige Verfahren im katholischen Heerlager erhoben, ja vielleicht selbst den päpstlichen Widerstand zu brechen. War ja doch das Interim ein Sieg des katholischen Prinzips über die schismatischen und häretischen Bestrebungen. Zu welcher Macht aber stieg das Kaisertum empor, wenn es ihm gelang, an der Spitze des geeinigten Reichs die Herstellung der allgemeinen Kirche auf neugefestigter Grundlage zu bewirken! Dann konnte die Idee einer Weltherrschaft und schiedsrichterlichen Autorität, wie sie Karls stolzer Seele vorschwebte, ins Leben eingeführt werden.

Neue Reichsorganisation.

Dazu war aber vor allem erforderlich, daß der kaiserliche Herrscherthron auch in politischen und militärischen Dingen eine höhere Gewalt errang, daß das Reichsoberhaupt mit monarchischer Machtfülle ausgerüstet ward. Dieses Ziel zu erreichen, war das zweite Anliegen und Bestreben Karls auf dem denkwürdigen Reichstag von Augsburg. Die Willfährigkeit und Hingebung der Fürsten und Stände, die bei den kirchlichen Angelegenheiten zu Tage trat, bestärkte ihn in dem Vorhaben, auch in den weltlichen Rechtsordnungen des Reichs solche Einrichtungen zu treffen, daß die kaiserliche Macht und Autorität in Zukunft freier geübt, nicht mehr wie bisher durch so vielen Widerstand gehemmt und gebrochen werden möchte. Denn unter den bestehenden Formen und Gewohnheiten waren dem Reichsregiment so sehr die Hände gebunden, daß von einer monarchischen Kaisergewalt nur ein Schatten bestand. Daher suchte er solche Reformen in Verfassung und Regierung zu begründen, daß das Reich als eine dem Habsburgschen Herrscherhaus erblich zuständige Monarchie gedacht werden könnte, daß die deutschen Kräfte und Hilfsmittel der österreichisch-burgundischen Dynastie zur Verfügung gestellt würden. Zu dem Zweck war er bemüht, die mächtigeren Reichsfürsten entweder durch Gnadenerweisungen, Ehren und Vorteile sich zu Dank zu verpflichten oder durch Strafbestimmungen, die vor der Hand nur als möglich und rechtsgültig aufgestellt aber nicht ausgeführt werden sollten, in Furcht und Gehorsam zu halten.

Dynastische Anordnungen.

So übertrug der Kaiser durch einen feierlichen Lehnsakt seinem Verbündeten Moritz das Kurfürstentum Sachsen und erhob den neuen Erzbischof von Köln, Adolf von Schaumburg, durch Erteilung der Kurwürde zum Reichsfürsten; so wurden die Pfandschaften, Nutzungen und Gebiete, über welche der Landgraf von Hessen mit dem Grafen von Nassau seit vielen Jahren im Streit gelegen, zum großen Teil dem letzteren zugesprochen; so suchte Karl den Brandenburger Kurfürsten Joachim II. günstig zu stimmen, indem er dessen Hofprediger Agricola bei der Abfassung des Interims auszeichnete und die gegen den Herzog Albrecht von Preußen ausgesprochene Reichsacht

nicht vollziehen ließ. Ein aus kaiserlichen Räten unter dem Vorsitz des neuen Erzbischofs von Köln aufgestelltes Gericht fand, daß Herzog Ulrich durch seine Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg den Kaadener Frieden verwirkt habe; wenn Ferdinand nicht Besitz von dem Land ergriff, so geschah es nur aus Rücksicht für das unverwirkte Recht des jungen Herzogs Christoph. Kurfürst Friedrich von der Pfalz vermochte sich nur durch die Gunst und Freundschaft des Kaisers gegen die immer schärfer hervortretenden Ansprüche des Bayernherzogs in seiner Würde zu behaupten; und daß Karl weder diese Ansprüche befriedigte, noch dem Münchener Verwandten, der doch das meiste zu dem siegreichen Ausgang des Kriegs beigetragen zu haben glaubte, die Besitzungen des Pfalzgrafen Otto Heinrich von Neuburg zusprach, sie vielmehr in spanische Obhut nahm, um sie dereinst dem Herzog Alba als Lohn seiner Dienste zuzuwenden, hat bei Wilhelm große Verstimmung erzeugt und die alten Antipathien gegen Österreich wieder aufgefrischt. Wenn das Reichsoberhaupt sich weniger beflissen zeigte, auch die Gunst der deutschen Städte zu gewinnen, so mag dies einerseits seinen Grund in der Abneigung desselben gegen alles kommunale Wesen gehabt haben, teils in der richtigen Ansicht, daß ein strengeres monarchisches Regiment und eine größere Autorität der Gesetze gerade den städtischen Gemeinheiten, ihrem Handel, Verkehr und Wohlstand zum Nutzen gereiche, ein geachteter Friedstand gerade ihnen den größten Vorteil brächte.

Der Plan einer Reichsliga. So sehr übrigens Fürsten und Stände auf dem Reichstag in Augsburg beflissen waren, den Wünschen und Vorschlägen des Kaisers willig entgegenzukommen: ein Plan, der ihm besonders am Herzen lag, kam nicht zur Ausführung. Karl erinnerte sich, wie große Vorteile in früheren Jahren der Schwäbische Bund der österreichischen Herrschaft eingetragen. Wenn es nun gelänge, diesen Bund wieder ins Leben zu rufen und ihm eine weitere Ausdehnung zu geben, so würde der Kaiserkrone für die Zukunft ein bedeutender Zuwachs an Macht entstehen. Schon seit längerer Zeit hatte er den Gedanken einer „Liga des Reichs" erwogen und mit einigen befreundeten Fürsten und Räten besprochen. Seine Absicht war, jenen Schwäbischen Bund mit der Verpflichtung der Einzelglieder zu Truppen und Geldbeiträgen in umfassenderer Weise zu erneuern, also daß nicht nur die süddeutschen Fürsten und Städte sich dabei beteiligten, sondern auch die übrigen Reichsstände mit Einschluß des Königs Ferdinand für die österreichischen Lande und des Kaisers selbst für die burgundisch-niederländischen Erbstaaten darin Aufnahme fänden. Ein solcher föderativer Organismus mit einer allzeit bereiten Streitmacht unter einem von dem Kaiser zu ernennenden Bundeshauptmann war viel leichter zu handhaben und in Aktion zu setzen, zur Erhaltung des inneren Friedens wie zur Verteidigung der Grenzlande gegen auswärtige Feinde, als der schwerfällige Reichskörper mit seinen komplizierten Einrichtungen, seinen herkömmlichen Formen, Verfassungsgesetzen und Kapitulationsfesseln. Es lag zu Tage, daß durch eine solche Bundesgewalt der Autorität des Reichsoberhaupts eine weit größere Kraft und Energie zugebracht werden würde. Ein Bundesrat und Bundesgericht, gebildet aus den Räten der verschiedenen Kreise, sollte mit der Leitung betraut werden und den öffentlichen Frieden erhalten. Allein wie viele Mühe sich Karl gab, die Fürsten und Stände für den Plan

zu gewinnen, derselbe kam nicht zu stande. Es war nicht schwer einzusehen, daß neben einer solchen Bundesmacht die Reichsverfassung zur wesenlosen Scheingestalt herabsinken, daß die gesetzgeberische Thätigkeit der Reichstage gegenüber den Beschlüssen des Bundesrats ohne Wirkung und Ansehen sein würde. Insbesondere gerieten die Städte in Besorgnis, sie möchten zu tief in die Kriegspolitik des Hauses Österreich hineingezogen und zu übermäßigen Leistungen gedrängt werden, wenn sie sich auch nicht verhehlen konnten, daß die Stärkung des Landfriedens, die durch eine solche Ordnung erzielt werden dürfte, ihnen von großem Vorteil wäre. Die Fürsten fürchteten, daß ihre Territorialhoheit allzusehr geschwächt würde, die Evangelischen, daß das Reichskammergericht zu neuer Energie gelangen möchte; Bayern wollte sich in keinen Bund mit reformatorisch Gesinnten einlassen.

Anordnungen über Heerwesen und Kriegskasse.

Um so größeren Erfolg hatte der Kaiser mit andern Vorschlägen, die gleichfalls auf Stärkung seiner Autorität, auf größere Wehrkraft, auf mehr monarchische Ordnung und Gestaltung des Reichskörpers hinzielten. Nicht nur, daß die Fürsten und Stände keine Rüge vorbrachten, weil der Kaiser gegen Gesetz und Kapitulation fremdes Kriegsvolk ins Reich eingeführt, und nur einige schüchterne Vorstellungen und Bitten um Entfernung desselben wagten, die wenig Eindruck machten, es wurde auch allen Reichsgliedern bei strenger Strafe untersagt, in fremde Kriegsdienste zu treten und das Verbot, herrenloses Kriegsvolk zu sammeln, erhielt den Beisatz, sofern nicht der Kaiser oder der König die Erlaubnis dazu gegeben. Der Hauptmann Sebastian Vogelsberger, einer der schönsten und ansehnlichsten Männer seiner Zeit und eifriger Bekenner der Augsburgischen Konfession, wurde, weil er dem König von Frankreich einige Fähnlein Landsknechte zugeführt, zum Tode verurteilt und enthauptet. Den französischen Sympathien, die man noch bei einzelnen Kriegsobersten, wie bei Schärtlin, Reckerode, dem Rheingrafen gewahrte, sollte durch Schrecken für immer ein Ende gemacht werden. Vor allem aber lag dem Monarchen die Beschaffung einer Reichskriegskasse am Herzen. Wie beträchtlich immer die Summen waren, die ihm bei den Kapitulationen der Fürsten und Städte aus den Strafgeldern zugeflossen, es war ein vergänglicher Schatz; er wünschte, eine unversiegbare Quelle, eine „ordentliche Reichsrente“ zu schaffen. Seine religiösen Ansichten hatten ihn bei verschiedenen Gelegenheiten nicht abgehalten, auch nach geistlichem Gut zu greifen; das Utrechter Bistum hatte herhalten müssen, aus spanischem Kirchenvermögen war ein Teil der Kosten für den Schmalkaldischen Krieg gezogen worden; auch jetzt wurde ernstlich in Erwägung genommen, ob man nicht der deutschen Geistlichkeit Verzichtleistungen in größerem Maßstab auflegen sollte. Während man Einziehung der Kirchengüter und Beraubung der Geistlichen, soweit sie von den Evangelischen ausgingen, als Verletzung des Landfriedens bezeichnete, trug man sich gleichzeitig mit dem Gedanken weitgehender Säkularisationen. Vorerst griff man jedoch zu einem näheren Plan: die Reichsstände

wurden aufgefordert, zur Erhaltung des Friedstandes einen „Vorrat“ aufzubringen. Es erregte wohl einiges Bedenken; man meinte, die kaiserliche Autorität sei bei der jetzigen Lage der Dinge wohl im stande, jede Unruhe oder Streitsache niederzuhalten; allein so hingebend und dienstbeflissen war die Versammlung, daß schließlich dennoch die Bewilligung erfolgte, ja daß der erste Ansatz eines halben Romzugs auf die Höhe eines ganzen gebracht ward.

Kammergerichtsordnung. Auch durch die neue Kammergerichtsordnung, deren Abfassung vom Reichstag beschlossen ward, sollte die Autorität des Reichsoberhaupts gestärkt werden. Daß der Kaiser, dem die Versammlung die Ernennung der neuen Räte vertrauensvoll überließ, nur solche Mitglieder auserkor, von deren katholischer Gesinnung er überzeugt war, verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst, wenn auch die Fürsten nicht ausdrücklich darauf gedrungen hätten.

Stellung der Niederlande zum Reich. Ein weiteres Anliegen, das dem Kaiser am Herzen lag, betraf die Stellung der niederländischen Erbstaaten zum Deutschen Reich. Und auch darin kam der Reichstag den Wünschen der Habsburger entgegen. Es wurde eine Vereinbarung getroffen, welche den vereinigten Provinzen den Schutz des Reichs sicherte, ohne daß sie zugleich alle Pflichten und Lasten desselben auf sich zu nehmen brauchten. 26. Juni 1548. Nach längeren Verhandlungen kam ein Vertrag zu stande, kraft dessen die sämtlichen burgundischen Lande, mit Flandern und Artois, über welche Frankreich noch immer die Oberlehnsherrlichkeit ansprach, sowie den neuerworbenen Provinzen Utrecht, Overyssel, Gröningen, Geldern, Zütphen nebst Maastricht als ein eigner zehnter Kreis dem Reichsverband eingefügt wurden, ohne in ihren herkömmlichen Freiheiten und Rechten eine Verkürzung zu erleiden. Sie sollten auf den Reichstagen in der Person ihres Erb- und Oberherrn vertreten sein, wie die österreichischen Lande durch Ferdinand, aber die Ordnungen und Satzungen des Reichs, insbesondere die Jurisdiktion des Kammergerichts, sollten nicht in Anwendung kommen. Für diese ganz im Interesse der niederländischen Regierung getroffene Anordnung verpflichtete sich Karl zu einem Kostenbeitrag doppelt so hoch als der Matrikularanschlag eines Kurfürsten. Durch diese „Pragmatische Sanktion“ traten die niederländischen Provinzen unter den Schutz und Schirm des Reichs und behielten zugleich ihren selbständigen Gerichtsgang und ihre überlieferten Rechte und Institutionen.

Resultate. Dies waren die Resultate des „geharnischten“ Augsburger Reichstags, durch welchen die öffentlichen Dinge in Deutschland, wie sie sich seit dreißig Jahren in Staat und Kirche entwickelt hatten, eine reaktionäre Umgestaltung erfuhren. Sie konnten als Keime und Anfänge einer neuen Ordnung gelten, welche in politischer Hinsicht zu einer auf die Wehrkraft und Geldbeiträge der Reichsglieder gegründeten monarchischen Autorität, in kirchlicher Beziehung zur Herstellung der hierarchischen und dogmatischen Satzungen des Mittelalters führen mußte. Seit Jahrhunderten hatte kein Kaiser sich einer solchen Hingebung der Reichsstände zu erfreuen. Wenn man liest, wie demütig und dienstbeflissen die stolzen Fürsten-

häupter sich vor dem fremden Herrscher mit dem bleichen Angesicht und der hinfälligen Gestalt beugten, wie die Blüte des deutschen Adels bei den ausländischen Räten des spanischen Monarchen um Gunst und gnädige Berücksichtigung buhlte und in ausgelassener Lustbarkeit die Tage der Schmach und Erniedrigung verschwelgte, so wird man lebhaft an die letzten Tage des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gemahnt, als Fürsten, Adel und reichsstädtische Bürgerschaften vor einem andern fremden Machthaber im Staube krochen und in demütiger Unterwürfigkeit wetteiferten. Es war nicht zu verwundern, wenn der eine wie der andre mit Geringschätzung auf eine Nation blickte, deren Häupter und Vertreter so wenig Ehrgefühl und Selbstachtung zeigten; aber im sechzehnten Jahrhundert waren die sittlichen Kräfte der Nation noch nicht so sehr erschlafft und entartet, wie am Ende des achtzehnten; sie waren nur durch eine vorübergehende Wolke verhüllt und verdunkelt; sie sollten wieder in hellerem Schein hervortreten!

2. Die Einführung des kirchlichen Interims.

Des Kaisers Absicht, die deutsche Kirche aus eigner Machtvollkommenheit durch das Interim und die Reformationsformel so zu gestalten, daß beide Religionsteile sich darein finden könnten und er selbst als Schirmherr des unierten Reichs mit dem Oberhaupt der Gesamtkirche und dem Konzil Verträge und Kompromisse abschließen möchte, wurde durch die Opposition der Altgesinnten gegen eine nicht von den rechtmäßigen Organen der Kirche ausgehende Religionsordnung aus ihrer Bahn gelenkt, ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet. Jetzt sollte die neue Unionsformel nur das Banner für die Abgewichenen werden. Dennoch beschloß Karl, sie zur Einführung zu bringen. Hatte ja doch das fürstliche Kollegium durch den Mund des Erzbischofs von Mainz seine dankbare Anerkennung für die kaiserliche Fürsorge ausgesprochen. Waren auch einzelne Bedenken laut geworden, so standen dem Gewaltigen damals so viele Mittel und Wege zu Gebot, daß er wohl hoffen durfte, durch Drohungen oder Verheißungen und vor allem durch die spanischen Soldaten, die er in die oberdeutschen Städte legte, zum Ziel zu gelangen. Und diese Mittel wurden denn auch nicht gespart: Wenn Moritz und Hans von Küstrin ihren Beitritt von der Zustimmung ihrer Landstände abhängig machen wollten, so wurde ihnen bedeutet, daß Entscheidungen, die von Kaiser und Reichstag gefaßt worden, nicht beraten, sondern ausgeführt werden müßten; dem Pfalzgrafen Wolfgang wurde wohl gar spanische Einquartierung in Aussicht gestellt. So erfuhr denn das neue Henotikon bei den Kurfürsten und Fürsten keinen erheblichen Widerspruch. Herzog Ulrich ließ die Schrift in ganz Württemberg bekannt machen und gebot, den Anordnungen des Kaisers Folge zu leisten. Auch Landgraf Philipp gab das Versprechen, daß er die Einführung nicht verhindern wolle. Doch erlangte er darum nicht die Freiheit, Reaktion und Terrorismus.

welche seine Gemahlin Christine vergebens durch einen Fußfall zu erflehen gehofft. Nur der Kurfürst Johann Friedrich verweigerte seine Zustimmung und erklärte, bei der Augsburgischen Konfession als der reinen christlichen Lehre beharren zu wollen. Er sah ruhig zu, als man seine lutherischen Bücher wegtrug; was er daraus gelernt, sagte er, würden sie ihm doch nicht aus dem Herzen reißen. Auch seine Söhne und sein Bruder, Johann Ernst von Koburg, wiesen die Aufforderung zur Anerkennung zurück. Größere Schwierigkeiten als in den fürstlichen Kreisen fand der Kaiser bei den Reichsstädten. Nur die Furcht vor Zwangsmaßregeln brachte Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Ulm, Frankfurt u. a. O. zur Unterwerfung. Die Augsburger Räte erklärten: „obwohl das Interim so beschaffen sei, daß man es mit gutem Gewissen nicht annehmen könne, so wollten sie doch aus Rücksicht für die Wohlfahrt der Stadt, um die Bürgerschaft vor Verderben zu wahren, dem kaiserlichen Gebot gehorsam sein". Auch aus den Antworten der Memminger, Regensburger, Frankfurter konnte man entnehmen, daß sie nur der Gewalt wichen. Meistens war mit der Einführung eine Umgestaltung der städtischen
Augsburg. Obrigkeiten verbunden. Den Augsburger Räten erklärte der Kaiser, durch das Übergewicht der Zünfte sei die Stadt der Neuerung und dem Krieg zugeführt worden, und bestellte dann ein neues Regiment aus den Patriziergeschlechtern der Fugger, Welser, Baumgartner, Peutinger u. a. Eine ähnliche Umwandlung in reaktionärem Sinn gegenüber den populären Elementen erfuhr der Gemeinde-
Konstanz. rat in Ulm. Am schlimmsten erging es der Stadt Konstanz, auf welche die Habsburger einen alten Groll hegten. Als die Bürger das Interim standhaft zurückwiesen, sprach der Kaiser die Acht über sie aus und schickte spanische Mannschaften unter Alfons Vives wider sie ab. Die Einwohner verteidigten sich mit der größten Tapferkeit; noch die späteren Geschlechter gedachten mit Bewunderung der Heldenthat eines Bürgers, der während eines Gefechts auf der Rheinbrücke
6. Aug. 1548. im Handgemenge zwei Spanier um den Leib faßte und sich mit ihnen über die Brüstung in die Fluten stürzte, damit seine Mitbürger Zeit fänden, das Thor zu schließen. Dennoch vermochte Konstanz seine Freiheit nicht zu retten. Die verbündeten Schweizer Kantone, die man um Hilfe angegangen, wurden teils von ihrer eignen Furcht vor dem Unwillen des Kaisers, teils von den katholischen Landen zurückgehalten. Verlassen und von der feindlichen Übermacht bedrängt, knüpften die Konstanzer durch einen Landsmann Johann Egli, welcher in österreichischen Diensten stand, mit König Ferdinand Unterhandlungen an und stellten
15. Okt. 1548. die Stadt unter seinen Schutz. Mit dem Einzug österreichischer Kriegsmannschaft nahm die politische und kirchliche Freiheit, welche die Bürger so standhaft durch alle Gefahren gerettet, ein Ende. Umsonst erklärten sie sich bereit, das Interim anzunehmen und den Gesetzen des Reichs sich zu fügen: Ferdinand war damit nicht zufrieden, Konstanz sollte eine österreichische und katholische Stadt werden. Die Bürgerschaft mußte dem Habsburger Haus Treue und Gehorsam schwören und geschehen lassen, daß der Meßdienst wieder aufgerichtet

ward, daß Mönche und Nonnen zurückkehrten, daß der Bischof seine volle Jurisdiktion nebst Schadenersatz erhielt. Ambrosius Blaurer, der in den evangelischen Gegenden des südlichen Deutschland das Ansehen eines Reformators genoß, verließ die Stadt auf immer. Einige Zeit nachher wurde die lutherische Predigt und der Besuch auswärtigen evangelischen Gottesdienstes bei Todesstrafe verboten. Auch in Norddeutschland bereiteten sich große Umgestaltungen vor. Herzog Heinrich, durch die Siege des Kaisers aus der Gefangenschaft befreit, gewann mit leichter Mühe sein Land zurück und nahm eine geistliche und weltliche Restauration in Angriff. Die gegnerisch gesinnten Edelleute wurden verjagt und ihre Burgen gebrochen; die lutherischen Superintendenten zur Flucht gezwungen, die Stadt Braunschweig durch kriegerische Überfälle und Verwüstung ihrer Felder bedrängt und geschädigt. Braunschweig.

Karl mochte glauben, durch Energie und Gewalt der kirchlichen Spaltung in Deutschland Meister zu werden. Selbst der Papst fand es ratsam, sich nicht ganz ablehnend zu verhalten, wenngleich sein Nunzius von dem Kaiser erst nach der Feststellung und Publikation des Interim empfangen worden war. Er schickte Legaten ab, welche die Vollmacht hatten, im Einvernehmen mit den Bischöfen die notwendigen Dispensationen bei allen in dem neuen Glaubensinstrument vorgesehenen Fällen zu erteilen und bei den „Reformationen" des geistlichen Standes mitzuwirken; er untersagte den in Bologna versammelten Prälaten die Vornahme konziliarer Handlungen und löste endlich die Versammlung ganz auf, freilich nur, weil er sich zeitweilig mit der Hoffnung trug, an die Stelle der Versammlungen in Trient und Bologna ein Scheinkonzil in Rom setzen zu können. Ein solches paßte aber den Franzosen sowenig wie dem Kaiser. Da die Verbindung mit jenen dem Papst den gehofften Machtzuwachs für seine Enkel nicht gebracht hatte, that er vorläufig diesen jeden Gefallen; er bestand nicht darauf, daß mit der Einführung der neuen Glaubensformel ein besonderer Buß- und Abschwörungsakt für die früheren Irrtümer verbunden werde; die Legaten waren angewiesen, über die alienierten Kirchengüter gütliche Vergleiche herbeizuführen; und der päpstlich gesinnte Kardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, erklärte in der Domkirche seiner Stadt, „daß in dem Interim nichts Schädliches oder Beschwerliches enthalten sei". Dennoch hatte Paul III. wenig Gefallen an der Transaktion; es waren nur dynastische und politische Interessen, welche ihn von einem schroffen Entgegentreten abhielten; er erwartete zuversichtlich, daß die Häretiker selbst die Unionspläne scheitern machen würden. Und darin täuschte er sich nicht. Als Paul III. im folgenden Jahr aus der Welt ging, noch ins Grab mit einer Schmähschrift aus der Feder eines reformatorisch gesinnten Italieners (wohl Vergerius) verfolgt, und Kardinal del Monte, der bisherige Leiter des Konzils von Bologna, unter dem Namen Julius III. den päpstlichen Stuhl bestieg, waren die kirchlichen Dinge Deutschlands in größerer

Haltung des Papstes.

Sept. 1549.

10. Nov. 1549.

Verwirrung als je zuvor und zu einem friedlichen Ausgleich der Streitigkeiten wenig Aussicht vorhanden.

Protestantische Opposition.

Karl V. hatte für die ethischen Kräfte in der Menschenbrust kein Verständnis, vor Gewissen und Überzeugungstreue, mochten sie im Volk oder im einzelnen hervortreten, keine Achtung. In seinen Augen war jeder Widerspruch Auflehnung gegen die Autorität, die mit Strenge und Gewalt niedergehalten werden sollte. Wir wissen, durch welche grausame Maßregeln er in allen Staaten, wo seine souveräne Macht keinem gesetzlichen Widerstand begegnete, jede Abweichung von den hierarchischen Satzungen, jede häretische Regung gegen die Kirchenlehre zu unterdrücken bemüht war. Nun verdroß es ihn, daß das Interim, das er als sein eignes reformatorisches Werk ansah, bei dem deutschen Volk und insbesondere bei den lutherischen Predigern so heftig angefeindet wurde. Flugschriften und Spottgedichte in deutscher und lateinischer Sprache, satirische Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche suchten das neue Religionsgesetz verhaßt und verächtlich zu machen. Der Volkswitz übte sich an ihm; „Hütet euch vor dem Interim," hieß es in einem Spruch, der von Mund zu Mund ging, „es hat den Schalk hinter ihm." Selbst der theologische Diplomat Bucer, den man nach Augsburg beschieden hatte, versagte seine Mitwirkung. Karl ließ sich nicht irre machen; daß der Widerspruch gerade bei den populären Bürgerklassen und bei den Predigern sich am schärfsten zeigte, bestärkte ihn in dem Vorsatz, die städtischen Verwaltungsbehörden in reaktionärem und aristokratischem Sinn umzugestalten. In Straßburg wurde das neue Religionsgesetz nicht, wie die Verfassung verlangte, vor die Gesamtgemeinde gebracht. Die heftigste Opposition aber regte sich in den Reihen der Prediger. Weder Drohungen, noch Verfolgungen, weder Kerkerstrafe, noch Schädigung an Gut und Amt waren im stande, die ehrlichen frommen und beherzten Männer zur Annahme einer Religionsbestimmung zu bewegen, die ihrem Gewissen widerstrebte, in der sie eine Verleugnung des evangelischen Glaubens erblickten. In Nürnberg, wo unter persönlicher Einwirkung des Kurfürsten Joachim und seines Hofpredigers Agricola das Interim angenommen worden, weigerte sich der sonst milde und gemäßigte Veit Dietrich den Geboten des Rats zu gehorchen; sein baldiger Tod entzog ihn weiterer Bedrängnis; Osiander verließ die Stadt, er fand bei Albrecht von Preußen in Königsberg einen neuen Wirkungskreis und vier Jahre später (1552) nach vielen Kämpfen und Anfechtungen eine Grabstätte. In Augsburg verlangte Wolfgang Meuslin (Musculus) seinen Abschied und ging zu Bullinger nach Zürich; er wollte sich nicht einmal des vorgeschriebenen Chorrocks bedienen; in Ulm wurden Frecht und drei seiner Amtsbrüder wegen Widersetzlichkeit in Ketten gelegt und zwei und zwei zusammengebunden dem Hoflager nachgeführt; in Schwäbisch-Hall sollte Johann Brenz von spanischen Soldaten gefangen genommen werden, er fand noch Zeit zur Flucht und hielt sich im Walddickicht und auf befreundeten Edelsitzen verborgen Erhard Schnepf, neben ihm der rüstigste Verkündiger des

Evangeliums im Lande Schwaben, wollte lieber in die Fremde wandern als sein Gewissen beschweren. Bei seinem Abschied von Tübingen geleitete die Gemeinde den ehrwürdigen Greis weit vor die Thore der Stadt. Als der Straßburger Schöffenrat bei der zweiten Abstimmung dem Gebot des Kaisers nachgab, zogen Bucer und Fagius fort; wir werden ihnen später in England begegnen, wo sie im Dienste Cranmers bei Begründung der anglikanischen Kirche thätig waren. Dort hat auch Bucer seinen Tod gefunden. In Straßburg aber ergriff der Bischof jetzt wieder Besitz vom Münster, welches nunmehr leer stand, während die evangelischen Kirchen die zuströmende Menge nicht fassen konnten. Ähnliche Erscheinungen traten in Frankfurt, in Regensburg, in den meisten Städten zu Tage. Selbst Joachim von Brandenburg stieß auf Widerstand. Als er die Geistlichen der Mark nach Berlin berief und ihnen den Willen des Kaisers eröffnete, erklärte Nikolaus Leuthinger von Landsberg, „Leib und Gut könne man ihm nehmen, aber seine Seele wolle er dem Herrn Christus unverletzt bewahren". Der Vetter, Markgraf Albrecht von Kulmbach, machte dieselben Erfahrungen. Überall waren es gerade die angesehensten und geachtetsten Prediger, welche zu der evangelischen Lehre standen, die sie so lange ihren Gemeinden als das lautere Wort Gottes verkündigt. Von ihren Stellen vertrieben, flohen sie die Heimat und den häuslichen Herd, um sich auf verborgenen Wegen nach den norddeutschen Städten zu retten, die das „seelenverderbende" Interim entschieden zurückwiesen und entschlossen waren, die Freiheit des Glaubens und Gewissens um jeden Preis zu behaupten. Die Zahl der landesflüchtigen Prediger soll sich auf vierhundert belaufen haben. Den meisten bot das mit der Acht belegte und hart bedrängte Magdeburg ein Asyl. Daß Karl nicht alles aufbot, sofort der Elbestadt sich zu bemächtigen, war ein verhängnisvoller Fehler; denn der nachhaltige Widerstand dieser „Kanzlei Gottes" erhielt die protestantischen Antipathien in ganz Deutschland wach. Von Magdeburg ging eine Menge heftiger Flugschriften, Satiren, Spottgedichte, Holzschnitte, Karikaturen in die Welt, welche Hohn und Haß gegen das den Katholischen wie den Evangelischen gleich widerwärtige Interim und dessen Urheber bei dem Volk zu erregen suchten.

Magdeburg.

Melanchthon und die neue Regierung in Sachsen.

Auch aus Sachsen fanden sich bald Flüchtlinge ein. Auf dieses Land und insbesondere auf Wittenberg, von wo die Reformation ihren Ausgang und ihre Entwickelung genommen, waren jetzt aller Augen gerichtet. Wenn Moritz schon bei seiner Rückkehr von Augsburg einem unfreundlichen Empfang begegnete, so nahm die Mißstimmung noch sehr zu, als er sich beflissen zeigte, dem Kaiser zu Willen zu sein. Einem landständischen Ausschuß in Meißen, zu dem auch Melanchthon und einige andre Theologen beigezogen waren, wurde die kaiserliche Religionsformel zur Annahme vorgelegt. Aber der Kurfürst stieß dabei auf so entschiedenen Widerstand, daß er den Gedanken aufgeben mußte, das Interim in unveränderter Gestalt zur Einführung zu bringen. Ein von Melanchthon verfaßtes „Bedenken", das ohne sein Wissen in Magdeburg gedruckt ward, stellte

alle Blößen der Glaubensformel vor Augen; und die Landschaft berief sich auf die feierlich erteilte Versicherung, daß bis zu Austrag eines freien Konzils in dem bestehenden Religionszustand des Landes keine Änderung vorgenommen werden sollte. Moritz war in Verlegenheit. Der Kaiser machte ihm Vorwürfe über die Verzögerung und drang auf Bestrafung der Widerspenstigen, insbesondere Melanchthons. Dadurch hätte der Fürst aber das ganze Volk wider sich aufgereizt und ein Meer von Schwierigkeiten geschaffen. Der gefangene Kurfürst lebte noch in aller Herzen; und wie sehr stieg die Liebe und Verehrung zu dem „Märtyrer", als bekannt wurde, mit welcher Standhaftigkeit er seine Anhänglichkeit an die Augsburgische Konfession vor aller Welt bezeugte! Aber Moritz war ein zu gewandter und kluger Mann, als daß er nicht hätte versuchen sollen, die Sache in einer Weise durchzuführen, welche den Kaiser zufrieden stellen möchte. Konnte er das Augsburger Interim nicht seinem ganzen Inhalt nach zur Annahme bringen, so ließ sich doch vielleicht eine Form auffinden, welche die sächsische Kirchenordnung den kaiserlichen Bestimmungen möglichst nahe brachte. Und dazu sah er sich den Mann aus, der in den theologischen Kreisen seit Luthers Tod das meiste Ansehen hatte, Philipp Melanchthon. Wir haben den versöhnlichen und vermittelnden Charakter des Gelehrten bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Niemand hatte mehr Geschick zu ausgleichenden Transaktionen gezeigt als er, ohne daß er jedoch auf eine so niedrige Stufe der Anerkennung gesunken wäre wie Bucer. Der neue Kurfürst hatte sich der Universität Wittenberg, die während des Kriegs in große Zerrüttung gekommen war, wohlwollend und liebevoll angenommen, er hatte die flüchtigen Professoren, unter ihnen auch Melanchthon, auf ihre Lehrstühle zurückgerufen und mehrere in ihren Bezügen besser gestellt; er und seine Räte hatten dem hochverdienten Mann stets besonderes Vertrauen bewiesen, ihn um Rat gefragt, seinen Empfehlungen Beachtung gezollt, ihn gegen Anfeindungen in Schutz genommen. Dadurch war Melanchthon, der es sich zur Hauptaufgabe seines noch übrigen Lebens gestellt hatte, die Hochschule, mit deren Ruhm und Dasein sein Name und seine Persönlichkeit aufs innigste verflochten war, „aus dem großen Schiffbruch zu retten", für die neue Regierung gewonnen worden. Es schien, als solle er an dem neuen Kurfürstenhof dieselbe einflußreiche Stellung einnehmen, welche Luther an dem alten besessen. Von Augsburg hatte ihm Moritz die kaiserliche Religionsformel zugesandt, damit er ihm seine Meinung darüber mitteile. Dies alles machte einen günstigen Eindruck auf Melanchthon; er fühlte sich dem neuen Regiment zu Dank verpflichtet; er schien von einem drückenden Alp befreit. Wir wissen, daß er nicht in allen Dingen die Ansichten Luthers und die starre orthodoxe Richtung Johann Friedrichs und seines Hofes teilte; aber aus Furcht, den alten Freund zu verletzen oder in den kurfürstlichen Kreisen Anstoß zu erregen, hatte er oft mehr nachgegeben, als sich mit seiner innersten Überzeugung vertrug; in der Abendmahlslehre hatte er sich nie mit voller Freiheit auszusprechen gewagt; die

Autorität Luthers, an den sich der jüngere Mann angelehnt, wie eine emporstrebende Pflanze an einen starken Stamm, lag mit imponierender Macht auf ihm, die mit den Jahren an Schwere zugenommen. War es zu verwundern, daß er sich zu der neuen Herrschaft hingezogen fühlte, daß er für den Kurfürsten Moritz und seine Räte große Zuneigung faßte? Aber ein Mann von so hervorragender weltgeschichtlicher Stellung, dessen Namen ein religiöses Prinzip bezeichnete, durfte den persönlichen Stimmungen und Regungen nicht so scharfen Ausdruck geben, wie Melanchthon in dem bekannten Brief vom 28. April 1548 an Carlowitz gethan hat. Es war nicht großmütig, nicht edel gehandelt, daß er gegenüber einem Manne von so zweideutigem Charakter wie Carlowitz, der Luthers Feind gewesen, der stets mit besonderem Eifer den Zwecken des Kaisers und seines Kanzlers Granvella diente, von der „schmählichen Knechtschaft" sprach, die er von dem streitsüchtigen rechthaberischen Reformator habe ertragen müssen und gegen die vorige Regierung Seitenhiebe führte, weil er ihr mit seinen gemäßigten Ansichten nicht Genüge gethan. Wenn man bedenkt, wie fein und anerkennend Luther bei jeder Gelegenheit den Freund behandelt, wie ritterlich er ihm immer zur Seite gestanden, wie er durch keinerlei Irrung und Meinungsverschiedenheit abgehalten worden, „sein Herz mit ihm zu teilen", so muß man die Sprache Melanchthons von Grund des Herzens beklagen. Es war freilich nur ein Privatbrief, ein Dankschreiben, daß jener Melanchthons Fürbitte für Jonas Beachtung geschenkt; aber er gab doch zugleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, in Beziehung auf Kirchenverfassung und religiöse Gebräuche sich der kaiserlichen Reformationsformel soviel als möglich zu fügen und, wo er nicht zustimmen könnte, wenigstens zu schweigen und zu ertragen. Seit Luthers Tod war Melanchthon in den Augen der Welt der Fahnenträger der Augsburgischen Konfession; diesen Ehrenplatz hat er in dem entscheidenden Moment verlassen; anstatt die Glaubensverwandten, die vertrauensvoll zu ihm aufblickten, unter dem alten Banner zu sammeln, gab er sich aus persönlicher Gereiztheit über vergangene Kränkungen und Verdächtigungen und aus Anhänglichkeit an den gewohnten Ort einer langjährigen Wirksamkeit einer staatsklugen und verführerischen Gewalt hin. Kein Wunder, daß das Schreiben, für dessen möglichst rasche Verbreitung die Hofpartei aufs eifrigste beflissen war, die Freunde des Evangeliums mit Schmerz erfüllte, während die Altkirchlichen mit triumphierender Schadenfreude auf dasselbe hinwiesen. Auch dem Kaiser wurde es vorgelegt. „Den habt ihr," soll er ausgerufen haben, „seht zu, daß ihr ihn festhaltet."

Dieser Mahnung kam nun die sächsische Regierung mit allen Kräften nach. Das Leipziger Interim. Durch eine Reihe von Konferenzen und Religionsgesprächen in Pegau, Torgau, Mönch-Zelle, woran die Bischöfe von Naumburg und Torgau und der bejahrte Georg von Anhalt mit Abgeordneten der Universitäten Wittenberg und Leipzig, mit Vertretern der evangelischen Landeskirche und mit kurfürstlichen Räten und Mitgliedern der Ritterschaft teilnahmen, stellte man in gewundenen, unbe-

stimmten, vieldeutigen Worten eine kirchliche Lehr- und Kultusform auf, die dann den Landständen vorgelegt und von diesen unter dem Druck der obwaltenden Verhältnisse und der Furcht vor militärischen Gewaltmaßregeln nach einigem Sträuben angenommen wurde. In dieser unter dem Namen des „Leipziger Interim" bekannten Religionsurkunde, bei deren Aufstellung und Abfassung die gewandte Feder Melanchthons ihre ganze dialektische Meisterschaft bewährte, waren die Gegensätze so verhüllt und verdeckt, daß eine möglichst annähernde Übereinstimmung mit der kaiserlichen Kirchenformel erzielt und doch zugleich einer Auslegung nach der Augsburgischen Konfession Raum gegeben war.

Wenn in Sachen des Kultus und der Zeremonien eine latitudinarische Auffassung zugelassen ward, indem man die äußerlichen Dinge als unwesentlich und gleichgültig, Adiaphora, hinstellte, mithin in den Formen des Gottesdienstes, in den Sakramenten, Feiertagen, Fasten, Konfirmation oder Firmung die Gebräuche der katholischen Kirche wieder auf den Stand zurückführte, den sie in der ersten Zeit der lutherischen Reformationsbewegung innegehabt, so wurde dagegen hinsichtlich des Glaubens Unevangelisches abgelehnt, und nur in der Rechtfertigungslehre eine Ausgleichung versucht durch die Erklärung, daß zwar der Mensch nicht gerecht werde durch Verdienst eigner Werke, sondern allein durch die Barmherzigkeit Gottes in Christo, daß aber zugleich der Wille des Menschen durch gute Werke und Vermeidung der Sünde diese rechtfertigende Kraft stärke und lebendig erhalte, folglich zur Seligkeit mitwirke. In der Lehre über die Kirche wurde der katholische Standpunkt eingehalten, und die Autorität der Bischöfe und ihres obersten Hauptes anerkannt, jedoch mit dem Zusatz, daß die im Heil. Geist versammelte christliche Kirche nichts wider die Schrift vornehme und daß Papst und Bischöfe ihr kirchliches Amt nach Gottes Befehl ausrichteten und dasselbe zur Erbauung, nicht zur Zerstörung gebrauchten.

Religionsdruck. Allein wie sehr auch das „Leipziger Interim" sich abmühte, durch reservierte und verklausulierte Fassung die wesentlichen Grundbedingungen des evangelischen Lehrbegriffs zu retten oder Raum zu verschiedenen Deutungen zu schaffen, die protestantische Bevölkerung, die aufrichtig und ehrlich der evangelischen Konfession zugethan war, und vor allem die überzeugungstreuen Prediger erkannten sehr wohl, daß die interimistische Religionsform allmählich zu der alten Kirche hinüberführen sollte, daß auf den Rückgang zu den Anfängen des reformatorischen Lebens bald der Übergang zu den vorreformatorischen Zuständen mit einigen unwesentlichen Veränderungen folgen würde; daß es der erste Schritt zur Restauration des Katholizismus, der Anfang vom Ende sei. Daß gerade in der Stadt, von welcher die neue Lehre ausgegangen, die seit dreißig Jahren der Herd und die Bildungsstätte der evangelischen Glaubensform gewesen, nun die Reaktion eingeleitet ward und zum Teil von denselben Männern, welche die Augsburgische Konfession aufgestellt, erregte natürlich in den evangelischen Kreisen Bestürzung und Unwillen, während die Gegner sich frohlockend die Hände rieben. Denn nach dem Vorgang von Wittenberg zweifelte niemand an dem Erfolg der kaiserlichen Unionsbestrebungen. Als Kurfürst Moritz im Mai von Trient zurückkam, wohin er sich zur Begrüßung des spanischen Thronfolgers Philipp begeben

hatte, wurde das Leipziger Interim als Landesgesetz in Sachsen eingeführt und gegen die Widerstrebenden Zwang und Verfolgung in Anwendung gebracht. Flacius Illyricus, einer der eifrigsten Verfechter der lutherischen Lehrmeinungen unter den Wittenberger Theologen, floh nach Magdeburg. Ebenso Amsdorf, der Naumburg gegen Julius Pflug hatte räumen müssen. In derselben Gestalt oder nach der ursprünglichen Fassung der kaiserlichen Formel wurde nun auch in andern Ländern, in Pommern, in Lippe, in den westfälischen und Kleveschen Städten die gottesdienstliche Ordnung aufgerichtet, so groß auch die Abneigung, der Unwille, der Haß war, die in der Tiefe der Nation gegen den aufgezwungenen Glauben zu Tage traten. Aber der Mann, der am meisten zu diesen äußerlichen Erfolgen der kaiserlichen und sächsischen Politik beigetragen, litt auch am meisten unter den Wirkungen seiner Schwäche und Nachgiebigkeit. Er kam in eine einseitige Stellung, in welcher er aufhörte, „den Wagen Israels" zu lenken. Er mochte die Schmähungen der lutherischen Zeloten ruhig hinnehmen, diese hatten auch in früheren Jahren die Schale ihres Zorns und Eifers reichlich über ihn ausgegossen; er mochte es mit Gleichmut ertragen, wenn ein so zweideutiger Mann wie Agricola in der Schloßkirche zu Berlin der märkischen Geistlichkeit triumphierend verkündigte, daß die Wittenberger das viel geschmähte kaiserliche Buch bestätigt hätten; er konnte den Predigern auf ihre Anfrage erwidern, daß das Wort Gottes nach wie vor rein und lauter in Sachsen gelehrt werde, wenn man auch beschlossen habe, lieber eine harte Knechtschaft zu ertragen, als eine Verödung der Kirche zuzulassen. Aber es mußte ihn tief schmerzen, daß so viele aufrichtig der evangelischen Sache ergebene Gemüter irre an ihm geworden; Calvin richtete ein Schreiben an ihn, das bei aller Hingebung, Anerkennung und Milde für den alten Freund „ihm das Herz zerschneiden mußte". Melanchthon konnte sein Werk nicht verleugnen, aber so sehr fühlte sich seine edle Natur über die hervortretende Glaubenstreue der alten Konfessionsverwandten gehoben, daß er wohl selbst den Widerstrebenden seine Teilnahme bezeugte, sie stärkte und ermunterte!

3. Karls V. Machtstellung und Ziele.

Im fünfzigsten Lebensjahr stand Kaiser Karl V. auf dem Höhepunkt seiner Macht; was er so lange angestrebt, als weltliches Oberhaupt der lateinischen Christenheit im Sinne der alten Imperatoren und der Kaiser des früheren Mittelalters zu gelten, schien der Erfüllung nahe zu sein. Frankreich, durch einen Krieg mit England beschäftigt und gegen die deutschen Fürsten wegen ihrer Beteiligung an dem letzten Waffengang des Habsburgers in der Champagne verstimmt, hatte sich dem Schmalkaldischen Krieg fern gehalten und wir wissen, wie sehr Karl beflissen war, durch Verbote und Strafgerichte die alten Verbindungen der deutschen Kriegshauptleute für immer zu zerschneiden. In Italien wurden

Stellung des Kaisers um die Mitte des Jahrhunderts.

die nationalen Sympathien, die sich an den französischen Hof und an den päpstlichen Stuhl anlehnten, durch dynastische Interessen, durch die spanischen Heere in Mailand und Neapel, durch die kluge Staatskunst kaiserlicher Gesandten niedergehalten, die Parteien durch das Gleichgewicht der widerstrebenden Kräfte an einer entscheidenden Aktion gehindert; in Genua und Venedig war der Einfluß des Kaisers vorherrschend, das florentinische Herzogtum der Mediceer war seine Schöpfung; selbst in Rom hatten die ghibellinischen Ideen in den Colonnas streitfertige Verfechter. In Spanien bereitete die Rivalität zwischen Granden und Kommunen den Boden für den monarchischen Absolutismus, den der Thronfolger Philipp aufzurichten beflissen war; in den zu einem Ganzen vereinigten Niederlanden suchte Karls Schwester, die Statthalterin Maria die europäische Politik im Sinne des Bruders und im Interesse des Hauses zu leiten, unterstützt von dem jüngeren Granvella, der das Bistum Arras innehatte und nach 27. Aug. 1550. dem Tod des Kanzlers, seines Vaters, in Augsburg auch im Rat des Kaisers die erste Stelle behauptete. Die österreichischen Staaten, wo König Ferdinand bald willig, bald mit einigem Widerstreben dem überlegenen Geist des Bruders folgte, dienten der kaiserlichen Politik als Stützpunkt im südlichen Deutschland und gegen die östlichen Reiche. Nur mit kaiserlicher Hilfe konnte Ferdinand hoffen, die Osmanen zu bestehen, als nach Ablauf des erwähnten Waffenstillstandes die Feindseligkeiten in Ungarn und Siebenbürgen aufs neue begannen. Die Verwandtschaft mit Pfalzgraf Friedrich war für den Dänenkönig Christian III. ein Beweggrund, sich zu dem Haupt des Habsburgschen Herrscherhauses auf freundlichen Fuß zu stellen. Um die deutschen Fürsten, die ihm in Augsburg so dienstbeflissen entgegengekommen waren, bei ihrer hingebenden Gesinnung zu erhalten, förderte Karl manches persönliche Interesse. Wie viele jüngere Söhne regierender Häuser wurden durch Jahrgelder oder Kriegsdienste gewonnen; Staatsmänner von Einfluß, wie Carlowitz, erhielten Besoldungen. Den Papst und das Konzil hielt er durch die deutschen Protestanten in Schach; die letzteren wurden durch die drohende Hinweisung auf eine vollständige Restauration des alten Systems im Fall eines Widerstandes willig und fügsam gemacht.

Charakter und Politik Karls V. Zu dieser Machthöhe war Karl weniger durch die Gewalt der Waffen als durch geistige Überlegenheit, durch sein richtiges Urteil über Personen und Sachen, durch Benutzung gegebener Verhältnisse für seine Zwecke emporgestiegen. Denn wie oft er auch zum Schwert griff, wie mutig und ritterlich er sich zeigte, wenn er den Harnisch angezogen und mit seinen Kriegsvölkern in den Kampf ging, wie oft er durch rasches Eingreifen oder durch beharrliche Ausdauer den Sieg an seine Fahnen fesselte, dennoch war sein eigentliches Schlachtfeld das Kabinett, wo die Staatsgeschäfte erwogen und bestimmt wurden; hier erfocht er seine meisten Lorbeeren, hier feierte er seine glänzendsten Triumphe. Schweigsam und abgeschlossen von der Welt überlegte er mit sich die Pläne und Vorschläge, welche die Räte und Staatsmänner ihm meistens schriftlich überreichten, faßte er seine Beschlüsse, las er die Briefe, welche in großer Menge bei ihm einliefen und unter denen er die Berichte seiner Schwester Maria aus Brüssel einer

besonderen Beachtung würdigte. Wenn in früheren Jahren einzelne Staatsmänner, wie Chièvres, Gattinara, Cobos, Einfluß auf seine Handlungen und Entschließungen gehabt hatten, so war er im Laufe der Jahre unter der Einwirkung großer Erlebnisse zum selbständigen Meister in der Politik herangereift; selbst der Kanzler Granvella, ein gewandter Geschäftsmann, der mit klassischer Bildung und Kunstliebe einen weiten politischen Gesichtskreis und tiefe Kenntnis der Menschen und der öffentlichen Verhältnisse verband, war in der Regel nur der Vollzieher der Entwürfe und Anordnungen seines Herrn. Von welcher Art die politischen Grundsätze und Staatskünste waren, die Karl befolgte und anwandte, geht aus der Darstellung seiner bisherigen Handlungen deutlich genug hervor. Er war der Erbe seines Großvaters Ferdinand des Katholischen, der gelehrige Schüler eines Comines und Machiavelli. Den Gegner zu überlisten, durch momentane Versprechungen, die sich nach den jedesmaligen Umständen richteten, Verbündete zu gewinnen, die Leidenschaften und Sonderinteressen rivalisieren-der Mächte wachzurufen und in den Kampf zu führen, die Situation des Augenblicks rasch zu begreifen und zweckdienlich zu benutzen, das waren die Künste, die politischen Gänge des Tags. Zu diesem berechnenden, doppelzüngigen, hinterhaltigen Wesen bildeten die Ausbrüche des Zorns und der Rachsucht, zu denen Karl sich zuweilen durch seine reizbare, heftige Natur hinreißen ließ, einen auffallenden Kontrast. Nicht selten setzte er die Gesandten und Staatsmänner, sowohl eigne als fremde, durch leidenschaftliche Reden und Äußerungen in Verlegenheit. Nicht minder auffallend war der Kontrast zwischen den mitunter kühnen und großartigen Gedanken und Konzeptionen, die er zu verwirklichen suchte, und den kleinen, unehrlichen, doppelseitigen Mitteln, Winkelzügen und persönlichen Intrigen, womit er sie ins Leben zu führen gedachte.

Die durch das Interim und den Reichstagsabschied von Augsburg erworbene Machtstellung suchte der Kaiser nunmehr zu benutzen, um die Ideen, die er solange im Grunde seiner Seele gehegt und ausgebildet hatte, zu verwirklichen, nämlich durch Herstellung der kirchlichen Einheit mittels eines allgemeinen christlichen Konzils der kaiserlichen Autorität auch gegenüber der Kurie einen größeren Einfluß, ein schiedsrichterliches Ansehen zu verleihen, den Träger der Kaiserkrone zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit im mittelalterlichen Sinne zu erheben, und diese erhöhte Machtfülle durch eine neue Successionsordnung seinem Hause als erblichen Ehrenrang zu sichern und zu erhalten. Alles schien diesen Plan zu begünstigen. Auch die neue Papstwahl, die sich endlich nach langen Schwankungen, Intrigen und Parteiumtrieben in unerwarteter Weise zu gunsten des Kardinals del Monte vollzogen, erwies sich bald als ein den kaiserlichen Interessen förderliches Ereignis. Denn wie wenig immer das bisherige Haupt der Bologneser Prälatenversammlung sich zu Karls Forderungen entgegenkommend verhalten hatte, der Kaiser hatte in Italien jetzt so viel mehr Gaben auszuteilen, als der französische König, daß sich der Papst entschloß, bei ihm um Gunst und Gnade für seine Nepoten zu betteln. Ein andres Interesse kannte er ohnedies kaum. Auch die Familie Farnese konnte sich nur im Anschluß an die kaiserliche Partei im Besitz von Parma und Piacenza zu behaupten hoffen; Ottavio Farnese, der Gemahl von Karls natürlicher Tochter Margarete, und sein Bruder,

Versöhnung mit der Kurie.

7. Febr. 1550.

Kardinal Alessandro, der vor dem Krieg die päpstlich-kaiserliche Liga zustandegebracht, vergaßen die Ermordung ihres Vaters und versöhnten sich noch bei Lebzeiten Pauls III. mit Gonzaga, dem Statthalter von Mailand, freilich nur, um sich dann, sobald der neue Papst auf die Seite Karls getreten war, wieder mit den Franzosen und norddeutschen Protestanten einzulassen. Wie sehr aber immer die französische Partei einem ökumenischen Konzil widerstrebte und den Plan befürwortete, es möchte jeder Nation überlassen werden, die kirchlichen Verhältnisse auf eigne Hand zu ordnen: Julius III. gab den kaiserlichen Bevollmächtigten bald nach seiner Inthronisation zu erkennen, daß er einer Erneuerung der konziliaren Verhandlungen in Trient nicht entgegen sei. Es handelte sich nur, eine Form zu finden, wie Vergangenheit und Zukunft verbunden werden möchten, ohne daß der kirchlichen Autorität Eintrag geschehe. Sollte die deutsche Kirche, sowohl die altgläubigen Bischöfe, als die dem einen oder dem andern Interim beigetretenen evangelischen Konfessionsverwandten, an dem Konzil teilnehmen und für alle Beschlüsse desselben einstehen, so war es gerechtfertigt, wenn von dieser Seite verlangt ward, daß die bereits abgehandelten Artikel aufs neue erörtert oder, wie man sich ausdrückte, reassumirt würden. Diese Forderung verstieß aber gegen das katholische Prinzip der kirchlichen Unfehlbarkeit. So mußte denn ein Mittelweg gefunden werden, welcher dem deutschen Klerus die Möglichkeit einer Mitwirkung gestattete, ohne daß der kirchlichen Autorität zu nahe getreten ward. Kaiser und Papst willigten ein, daß das Gesuch einiger Kurfürsten und Fürsten, es möchten ihre Abgeordneten über die Artikel gehört werden, welche in den früheren Sitzungen bereits entschieden worden, genehmigt ward. Mit welcher Befriedigung blickte Karl auf diesen Ausgang des Streits! Der Nachfolger Petri ging auf den Plan des Kaisers ein, die Kirche durch den Akt der Selbsterneuerung auf legitimem Wege einer Reformation entgegenzuführen, wodurch den Abgewichenen die Wiedervereinigung möglich gemacht werden sollte. Mit Recht durfte Karl es als einen Triumph seiner Politik ansehen, daß die Väter von Bologna nach Trient zurückkehrten und sich mit der kaiserlichen Prälatenpartei, die man noch kurz zuvor als Schismatiker behandelt hatte, zu gemeinsamer Beratung vereinigten und daß die Verhandlungen bis zum 1. September ausgesetzt wurden, damit die Deutschen sich dazu einfinden könnten. Erfreut über diese glückliche Wendung gab er dem Nunzius das Versprechen, daß er die Beschlüsse der Versammlung vollziehen und Deutschland nicht verlassen werde, bevor er die Einleitung dazu getroffen; die Evangelischen des „Interim" aber vertröstete er mit der Versicherung, daß in Trient die katholischen Prälaten den protestantischen Vorträgen ruhiges Gehör schenken würden. Was konnte der Kaisermacht förderlicher sein, als wenn die weltliche Gewalt sich mit der Autorität des Konzils verband!

(Marginal note: April 1551.)

(Marginal note: Der Plan einer kaiserlichen Erbmonarchie.)

Es war aufrichtig gemeint, wenn Karl zu dem Nunzius sagte, die Verwerfung des päpstlichen Ansehens führe auch eine Verminderung der kaiserlichen

Hoheit herbei, das Heil der Welt beruhe auf der Verbindung beider Mächte. Diese Verbindung auch über das Leben des dermaligen Herrschers hinaus sicherzustellen und der Habsburger Dynastie die daraus hervorgehenden Vorteile und Ehren für alle Zukunft zu bewahren, war nun das eifrigste Bemühen Karls. Das Verhältnis, das zwischen den Brüdern bestand, sollte auch nach ihrem Tode andauern, die Universalherrschaft dem spanisch-österreichischen Hause für immer erhalten bleiben. Wenn Karl und Ferdinand aus der Welt geschieden sein würden, sollten ihre Söhne in ähnlicher Weise das Regiment fortführen, Philipp als römischer Kaiser über das Gesamtreich, Ferdinands Sohn Maximilian, mit Karls Tochter Maria vermählt, als römischer König über die österreichischen Erbstaaten. Darum wurde gerade jetzt Philipp aus Hispanien nach Deutschland berufen und Maximilian während dessen Abwesenheit in die dortige Statthalterwürde eingesetzt, damit der Kronprinz der deutschen Nation und ihren Fürsten in den Tagen der höchsten väterlichen Macht und Herrlichkeit vorgeführt und in die politischen und dynastischen Pläne des Hauses eingeweiht werden möchte. Nach kurzem Aufenthalt in Oberitalien reiste er in Begleitung des Kurfürsten Moritz, der in Trient mit ihm zusammengetroffen war, nach Deutschland, allenthalben beflissen, sich die Sympathien des Volks zu gewinnen, sowenig auch seine Natur dazu angethan war. Denn so beliebt der joviale und in religiösen Fragen freisinnige Maximilian bei den Deutschen war, so sehr haßten sie den schleichenden und bigotten Philipp. In Augsburg, wohin der Kaiser einen neuen Reichstag ausgeschrieben hatte, sollte der Plan ins reine gebracht und die Zustimmung der Kurfürsten erlangt werden. Allein weder Ferdinand, noch der aus Spanien herbeieilende Maximilian wollten auf das Vorhaben eingehen; es scheint öfters zu aufgeregten Szenen und ernsten Zwistigkeiten in dem Familienkreise gekommen zu sein, und mehr als einmal reiste Maria, verwitwete Königin von Ungarn und Böhmen, jetzt Statthalterin der Niederlande, in welche beide Brüder das größte Vertrauen setzten, von Brüssel nach Augsburg, um die gereizten Gemüter zu versöhnen und für des Kaisers Politik zu wirken. Endlich ging auch die österreichische Linie in die Gesichtskreise des Familienhauptes ein: Ferdinand versprach seine Mitwirkung für den Fall, daß er den kaiserlichen Bruder überleben sollte; und beide vereinigten sich zu gemeinschaftlicher Hilfeleistung in allen Angelegenheiten des Hauses, vorab in dem Bemühen, die Arbeiten und Aufgaben des Konzils zu fördern. Der Bund zwischen Kaisertum und Papsttum zur Herstellung des heiligen Glaubens und zur Aufrichtung eines neuen hierarchischen Kirchenbaues auf einer durch die Reinigung oder Entfernung einiger schadhaften Bestandteile verbesserten und gefestigten Grundlage sollte für alle Zukunft gesichert werden.

Die Bereitwilligkeit der deutschen Fürsten und Stände, so viele deren auf dem zweiten Augsburger Reichstag versammelt waren, sich dem Konzil zu unterwerfen und Abgeordnete zu den Sitzungen zu schicken, schien die kirchlichen und politischen Entwürfe

Karls ihrer nahen Erfüllung entgegenzuführen. „In der That," sagt Maurenbrecher, „der Weg, der zur Einheit der Christenheit, zu dem habsburgischen Universalreich führte, war mit bewußter Entschiedenheit betreten. Der Widerstand, der sich einen Augenblick aus der Mitte der interessierten Herrscher erhoben, war jetzt überwunden; die habsburgische Familie hatte sich ihrem Chef unterworfen und hatte, unter der Leitung des Kaisers, die allgemeine Kirchenfrage des Abendlandes zu ordnen und Deutschland zu knechten unternommen. Und wenn auch der kränkelnde Kaiser selbst bald sterben sollte, so waren doch jetzt die Vorkehrungen getroffen, daß der Sohn, der zum Nachfolger erzogen und in die Idee des Vaters eingeführt war, dieselbe kaiserliche Politik fortsetzen konnte. — Am 25. Mai nahm Prinz Philipp von dem Vater Abschied, um durch Italien nach Spanien zu gehen und dort für dieselben Zwecke zu arbeiten. Als der Kaiser den Sohn ein Stück Weges vor die Stadt begleitete, ritten sie an dem gefangenen Johann Friedrich vorbei. Demütig, bloßen Hauptes, sich tief verneigend, trat der Sachsenherzog zur Seite, Prinz Philipp lüftete seinen Hut, der Kaiser aber dankte nur mit einer gnädigen Handbewegung: fürwahr, ein Schauspiel, das der deutschen Nation in recht greller Weise die Wohlthaten dieser spanischen Regierung über Deutschland zu zeigen im stande war."

Stellung der Protestanten zum Konzil.

Und doch konnte man damals schon aus allerlei Anzeichen erkennen, daß die deutsche Nation, wenigstens der evangelisch gesinnte Teil sich nicht so ruhig und ergeben in das durch fremde Tyrannenmacht ihr auferlegte Schicksal fügen würde, wie der erlauchte Gefangene von Sachsen. Als die Aufforderung an die deutschen Fürsten und Stände erging, bei dem Konzil mitzuwirken, da trat es bald zu Tage, wie wenig die kaiserliche Religionsordnung den protestantischen Geist des Volks zu beugen oder zu unterdrücken vermochte, wie wenig man in den evangelischen Landen geneigt war, die Augsburgische Konfession dem aufgedrungenen Interim zu opfern, wie sehr gerade der Druck und die Verfolgung das protestantische Bewußtsein geweckt, ihm neue Schwingen gegeben hatte! Während die katholischen Reichsstände sich beeilten, der Aufforderung nachzukommen, die geistlichen Fürsten in eigner Person, die andern durch Delegierte, war keiner von den weltlichen Kurfürsten zu bewegen gewesen, auf dem Reichstag persönlich zu erscheinen. Noch weniger dachten sie daran, hinsichtlich des Konzils bindende Versprechungen zu geben. Vielmehr wurden in den Reihen der Evangelischen aller Lande Konfessionen, Gutachten, Bedenken aufgestellt, welche den abzuordnenden Theologen und Prokuratoren zur Richtschnur und Instruktion dienen, nach denen sich ihre Reden und Abstimmungen richten sollten. Es genügte ihnen nicht, daß
14. Febr. 1551. es in dem Reichstagsabschied hieß, „der Kaiser werde allen Fleiß anwenden, daß die der Augsburgischen Konfession angehörig gewesenen Stände und deren Abgesandte sicher zum und vom Konzil geleitet, notdürftig gehört, die ganze Handlung und der Schluß aber gottselig und christlich nach göttlicher und der alten Väter Heil. Schrift und Lehre angenommen, gehandelt und beschlossen, auch eine nützliche Reformation der Geistlichen und Weltlichen aufgerichtet und alle unrechte Lehre und Mißbräuche der Gebühr nach abgestellt würden"; in der „sächsischen Konfession", welche Melanchthon während eines Aufenthalts in Dessau mit Rück-

sicht auf das Konzil ausarbeitete, in der Bekenntnisschrift, welche der nach manchen wunderbaren Schicksalen im Kloster Sundelfingen verborgen lebende württembergische Reformator Johann Brenz im Auftrag des Herzogs verfaßte, in verschiedenen andern Darlegungen ging man in den Hauptpunkten auf das Augsburger Glaubensbekenntnis zurück, wenn auch, um die Übereinstimmung mit der dem Kaiser so verhaßten Urkunde zu vermeiden, andre Ausdrücke und Wendungen gebraucht wurden; und im Gegensatz zu dem Ausschreiben des Konzils, worin Julius III. die Leitung und Anordnung der Verhandlungen als selbstverständlich dem kirchlichen Oberhaupt oder seinen Stellvertretern beilegte, wurde in dem Gutachten, welches der sächsische Gesandte im Namen des abwesenden Kurfürsten Moritz dem Reichstag übergab, nicht nur die alte Forderung eines „freien gemeinen christlichen Konzils“ wiederholt, sondern auch für die evangelischen Theologen eine entscheidende Stimme bei der Beratung und Beschlußfassung verlangt und eine so vollständige Abänderung in dem konziliaren Geschäftsgang in Antrag gebracht, daß das Gutachten, das „theologische Kriegsmanifest“, bei dessen Abfassnng Melanchthons Hand nicht zu verkennen war, von der Reichsversammlung zurückgewiesen wurde. Nicht dem Papst und seinen Legaten dürfe der Vorsitz und die Entscheidung überlassen werden, hieß es darin, sondern einigen unparteiischen Fürsten und Prälaten, die zu dem Zweck zuvor ihrer Eidespflicht gegen den römischen Stuhl entbunden werden müßten. Als zwei gleichberechtigte Parteien sollten die Altkirchlichen und die Neugläubigen vor dem Konzil, dem obersten Tribunal in kirchlichen Dingen, ihre Sache führen und das Urteil „nach dem Richtscheid der Heil. Schrift“ gesucht und gefällt werden. Diese Schriftstücke und Meinungsäußerungen waren deutliche Zeichen, daß die Evangelischen aus der ursprünglichen Betäubung, in welche sie durch die oktroyierte Glaubensformel gesetzt worden, wieder erwacht seien, daß die alte Opposition gegen das papistische Kirchensystem und gegen das demselben zuführende Interim nicht nur im Volk noch in ungeschwächter Kraft fortbestehe, sondern auch in den höheren Kreisen, von denen die Zeitgeschichte ihre Impulse empfängt, wieder zu Bewußtsein und Leben gekommen.

Der Kaiser scheint an diesen Kundgebungen, die doch stürmische Kämpfe gegen seine Pläne voraussehen ließen, keinen besonderen Anstoß genommen zu haben. Getäuscht durch die Beweise von Nachgiebigkeit und Willfährigkeit bei einzelnen Persönlichkeiten der höheren Kreise, mit denen er allein verkehrte, unterschätzte oder verkannte er die in der Tiefe des Volkslebens wirkenden Mächte. Ein Wiedererstehen der lutherischen Ketzereien erschien ihm nach der Durchführung des „Interim“ und der Anerkennung des Konzils als eine Unmöglichkeit; eine Opposition gegen das Papsttum innerhalb dieser Grenzen aber betrachtete er als eine seinen eignen Zwecken verwandte Richtung oder Kundgebung. Einem allzu eifrigen Schachspieler gleich hing er nur der seit Jahren gepflegten Idee nach, die Glaubensspaltung auf einem von ihm beeinflußten Konzil zu beseitigen, und

Der Kaiser und die Parteien im Konzil.

bemerkte darüber kaum, wie der Gegner ihm auf verschiedenen Punkten Figuren bedrohte, auf deren Mitwirkung er gerechnet hatte.

Von seiten des Kaisers und der spanischen Partei geschah daher alles, was die Mitwirkung der Protestanten an den konziliaren Geschäften erleichtern konnte. Die Kurfürsten Moritz und Joachim und alle Fürsten und Stände, welche die kaiserliche Religionsformel angenommen, erhielten für ihre Abgesandten zum Konzil ein volles sicheres Geleite hin und zurück; als die Versammlung in mehreren Sessionen die verschiedenen Ansichten über das Abendmahl einer eingehenden Erörterung unterzog, wurde auf Betreiben des kaiserlichen Hofes die endgültige Entscheidung und Beschlußfassung auf einen späteren Termin verlegt, damit nicht, falls gegen den Kelch entschieden würde, Jan. 1552. die Teilnahme der Evangelischen von vornherein ausgeschlossen wäre; und als endlich die ersten weltlichen Prokuratoren erschienen mit Vollmachten der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, des Herzogs von Württemberg und mehrerer süddeutschen Städte (welche den Geschichtschreiber Johann Sleidan von Straßburg abgeordnet hatten), bewirkten die kaiserlichen Beauftragten, daß die beabsichtigte Protestation des Legaten gegen die nach Inhalt und Form den Papisten anstößigen Vollmachten nicht zur Verlesung kam. In der Rede des sächsischen Vertreters war derselbe Standpunkt eingehalten, wie in dem Gutachten an den Reichstag: das Konzil solle als höchste gesetzgebende und richterliche Macht gelten, die Mitglieder vor allem der Eidesverpflichtung gegen den Papst entbunden sein, die Entscheidungen nach den Geboten der Heil. Schrift getroffen werden. Die Rede machte großen Eindruck auf die Versammlung. Je nach dem Standpunkt fürchtete oder wünschte man, Melanchthon und andre deutsche Theologen möchten bald in der Versammlung auftreten und dann das Konzil die Arena für eine allgemeine Kirchenreformation werden. Von päpstlicher Seite war man zufrieden, daß der König von Frankreich in einem Schreiben „an die heiligen Väter des Konvents in Trient" die Erklärung abgab, die französische Regierung werde die Versammlung nicht für ein ökumenisches Conzil halten und keine Abgeordneten senden. Die spanischen Prälaten, vorab Vargas und Malvenda, glaubten ganz im Sinne des Kaisers zu handeln, wenn sie die Abstellung der Mißbräuche, welche sich am römischen Hof und im Klerus eingeschlichen, ernstlich unter die Aufgaben der konziliaren Thätigkeit setzten und dabei auf die Unterstützung der deutschen Theologen rechneten, deren Ankunft bald zu erwarten stand.

Kirchenpolitische Pläne. Eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern innerhalb der Grenzen des kirchlichen Lehrbegriffs und der hierarchischen Ordnungen, durch welche dem Kaisertum eine größere Einwirkung auf die geistlichen Angelegenheiten zufallen würde, war in jenen Tagen kein fremder Gedanke. Schon von seinem Lehrer Hadrian war Karl in solche Ideenkreise eingeführt worden. Mehr als je glaubte er jetzt dem Ziele sich zu nähern; in Deutschland sollte ihm das Interim als Grundlage dienen. Darum betrieb er auch so ernstlich die Durchführung desselben in allen reformatorischen Ländern und Städten. Die Zögernden wurden durch Verweise und Drohungen zu größerem Eifer angehalten, gegen die Widerspenstigen kamen strenge Strafen in Anwendung. Die Wiederherbeibringung der Abgewichenen, die Reformation der Verfassung und die Aufrechthaltung der alten Einheit sollten zugleich durchgesetzt und die Alleinherrschaft der römischen Päpste durch die erhöhte kaiserliche Autorität ermäßigt und in engere gesetzliche

Schranken gewiesen werden. Das Deutsche Reich, kirchlich und staatsrechtlich neu konstituiert, sollte in das kaiserliche Weltreich des Habsburgschen Hauses als erblicher Bestandteil eingehen. „Aber nicht so leicht ist die Welt zu überwinden. Je mehr jemand Ernst machen wird, ihr seinen Willen oder seine Meinung aufzudringen, desto stärker werden die freien Kräfte sich dagegen zum Kampf erheben."

4. Kurfürst Moritz von Sachsen.

In dem Augenblick da das Konzil wieder in Trient tagte, da die Beschickung desselben von seiten der evangelischen Stände Karls lang gehegte Wünsche zum Ziele zu führen schien, da alle Umstände sich vereinigten, ihn zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit zu erheben, und er mit dem Vorhaben umging, seinem Sohn Philipp die Nachfolge im Reich zu verschaffen und dadurch die erhöhte Kaisermacht in seiner Familie erblich zu machen, da fand er einen unerwarteten Widersacher in dem Mann, welchem er seine bisherigen Erfolge hauptsächlich zu verdanken hatte — in Kurfürst Moritz von Sachsen. Die Pläne des Kaisers drohten dem Deutschen Reich eine Umgestaltung zum Nachteile der Fürstenmacht und der Rechtsstellung der Stände; die fortdauernde Anwesenheit spanischer und italienischer Truppen, deren Zuchtlosigkeit und Übermut mit jedem Tag zunahm, lastete drückend auf den Landen; die schweren Strafen, womit jede Übertretung des katholischen Ritus, jede Unterlassung der Fastengebote, der Prozessionen, der Kirchenfeste belegt wurde, machten böses Blut und entfachten den Religionseifer; es stand zu befürchten, daß Deutschland in eine Provinz des spanisch-österreichischen Weltreichs umgewandelt und alle Früchte der reformatorischen Arbeiten und Bestrebungen vernichtet würden. In fliegenden Blättern und Pamphleten wurde die Schmach enthüllt, die Deutschland von „Spaniern und Pfaffen" erleide, und Gottes Hilfe angerufen. Die Verstimmung und Erbitterung der verletzten, in der Tiefe ihres Daseins angegriffenen, in ihrer Zukunft bedrohten Nation erreichte den höchsten Grad, als Moritz, der verhaßte Verräter der protestantischen Sache und ihrer Führer, im Namen und Auftrag des Kaisers die Vollziehung der Acht wider Magdeburg übernahm und die Stadt, „wo das lautere Wort des Evangeliums allein noch eine Freistätte gefunden", mit einem Belagerungskrieg bedrängte. Dieser Verbitterung gegen die Unterdrücker der nationalen Freiheit und evangelischen Lehre kam nur der Jubel gleich, mit dem das Volk die heldenmütigen Kriegsthaten der von den Geistlichen angefeuerten Magdeburger Bürgerschaft vernahm, welche im zuversichtlichen Vertrauen auf den Beistand Gottes, dessen Sache sie führte, und stark durch den Eid, im Leben und im Tod alle für einen Mann zu stehen, die Stürme und Angriffe mutig und erfolgreich zurückschlug (S. 753). Bereits warfen die sächsischen Stände ihre Blicke auf Moritzens Bruder, Herzog August; die Ritterschaft sagte

Die Stimmung in Deutschland.

ihm den Dienst auf, als er sie wider Magdeburg führen wollte; Schmachreden und gereimte Sprüche liefen gegen ihn im Volke um. Da gingen dem jungen staatsklugen Kurfürsten die Augen auf über seine Stellung, über die gefährliche Politik, der er bisher seinen Arm und seine Dienste gewidmet, über die feindseligen Absichten des Habsburgers, über die Schmach, welche durch die fortdauernde unwürdige Behandlung seines Schwiegervaters auf ihn selbst fiel.

Der Landgraf von Hessen in der Gefangenschaft. Die schmähliche Behandlung des Landgrafen, des kräftigsten und volkstümlichsten unter allen Fürsten seiner Zeit, den man durch Täuschung und Hinterlist ins Netz gelockt und in barbarischer Gefangenschaft hielt, ohne seine Freilassung in nähere oder fernere Aussicht zu stellen, erregte in der ganzen Nation den heftigsten Unwillen. Vergebens hatten Moritz und Kurfürst Joachim, durch deren Unvorsichtigkeit der Landgraf in die Hände des Feindes gekommen war, sich wiederholt für dessen Befreiung verwendet; ihr verpfändetes Wort schien bei dem Kaiser wenig Gewicht zu haben; vergebens hatte die Landgräfin Christine einen Fußfall gethan, vergebens der älteste Sohn Wilhelm sich erboten, an des Vaters Stelle in das Gefängnis zu wandern; Karl und seine einflußreichsten Räte Alba und Granvella blieben taub gegen alle Bitten und Beschwerden. Tag und Nacht wurde der Gefangene von rohen spanischen Kriegsknechten bewacht, welche dasselbe Gemach mit ihm teilten, oft während des Schlafs an sein Lager traten, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Philipp besaß nicht die Ergebenheit und Gemütsruhe seines Mitgefangenen, er sträubte sich gegen das Geschick, das ihm durch Untreue und Täuschung auferlegt worden, wie ein edles Wild gegen die Schlingen und Fallstricke des Jägers. Aber jedes Zeichen von Trotz und Unwillen führte eine Verschärfung herbei, man entzog ihm seinen Leibarzt, seinen Schreiber, seine Diener, man verweigerte ihm Tinte und Papier. Als er im Januar 1548 den Rhein hinabgeführt ward, um in der niederländischen Festung Mecheln eingeschlossen zu werden, wurde er von aufgestifteten Pöbelhaufen verfolgt und als „aufrührerischer Schelm und Bösewicht“ geschmäht. Während seiner Gefangenschaft war das Land Hessen den härtesten Bedrückungen ausgesetzt; alle Streitigkeiten mit den Nachbarn wurden von dem Kaiser zu gunsten der letzteren eigenmächtig entschieden, er selbst zur Unterzeichnung eines schimpflichen Vertrags mit dem Deutschmeister gezwungen. Die Landgräfin, die ihrem Gemahl auch nach Schließung einer zweiten Ehe desselben treu geblieben war, sank daheim aufs Krankenlager; kurz vor ihrem Ende richtete sie ein rührendes Bittschreiben
19. März 1549. an den Kaiser, er möge, da alle Bedingungen der Kapitulation erfüllt wären, ihr um der Verdienste ihres seligen Vaters Georg willen den Gemahl wiedergeben. Sie starb
Dez. 1550. im April 1549, ohne daß ihr Wunsch gewährt worden. Vielmehr wurde die Haft des Gefangenen nach einem mißlungenen Fluchtversuch noch verschärft. Zwei getreue Hessen, die dabei mitgewirkt, wurden vor seinen Augen aufgeknüpft; die Zahl der fremden Wächter wurde vermehrt; ein bigotter Spanier bedrängte ihn mit geistlichem Zuspruch; man überlegte, ob man ihn nicht nach Spanien abführen sollte. Der Kaiser selbst gab Anweisung, wie man den Gefangenen ängstigen und auf den Gedanken bringen solle, es könne die Folter gegen ihn angewandt werden. Kein Wunder, daß der sonst so lebenskräftige Fürst in dumpfes Hinbrüten versank, das für seinen Verstand das Schlimmste befürchten ließ.

Die Fürstenverschwörung. Moritzens Ehre war für immer dahin, wenn er sie nicht durch eine That wieder herstellte. Und wie konnte er die öffentliche Meinung, die keinem bedeutenden Mann gleichgültig ist, besser gewinnen, die feindselige Stimmung nach-

drücklicher versöhnen, als wenn er die Freiheit des Reichs und der Kirche mit einem Schlag zurückeroberte! Noch bestand ein Kreis von Fürsten und Städten, dem das Interim und die katholische Reaktion von Grund der Seele verhaßt war, der den kaiserlichen Plänen aus allen Kräften widerstrebte, wie die Glieder des brandenburgischen Hauses in Küstrin, in Preußen, in Baireuth-Kulmbach, wie Johann Albrecht von Mecklenburg und die norddeutschen Städte. Es galt nur, diese zerstreuten Elemente zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen und sie auf ein bestimmtes Ziel zu lenken. Auf dem erwähnten Zug nach Verden, welcher die im Anmarsch auf Magdeburg begriffenen Söldnerhaufen zurückzuhalten beabsichtigte, hatte Moritz die Führer Johann von Heideck und Volrad von Mansfeld in seine Gewalt gebracht. Der mutige entschlossene Schwabe, der einst mit Schärtlin an der Donau den Kaiserlichen gegenübergestanden, hatte jede Versöhnung und Unterwerfung verschmäht und war mit der Acht beladen nach Magdeburg geflohen, wo er zur erfolgreichen Verteidigung das meiste beigetragen. Diesem machte nun der Sachsenfürst einige Andeutungen, die auf eine Wendung in seiner bisherigen Politik schließen ließen. Heideck vermittelte eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hans von Küstrin, dem Bundesgenossen der Magdeburger, in Dresden. Es dauerte einige Zeit, ehe sie einander ihre geheimen Gedanken aufschlossen. Der Brandenburger konnte sich eines Mißtrauens gegen den Glaubensverwandten, der ihm im Felde gegenübergestanden und im Dienste des Kaisers die Sache der Religion und der deutschen Freiheit bekämpft, nicht erwehren, und der andre fürchtete durch unvorsichtige Offenbarung seiner Gesinnung, seine Stellung zu dem Kaiser zu gefährden, vielleicht sogar seinen neuerworbenen Kurhut aufs Spiel zu setzen. Endlich erriet man sich. Moritz und Hans schlossen einen Vertrag. Jener versprach zur Erhaltung der Febr. 1551. Augsburgischen Konfession und der Reichsverfassung Land und Leute zu wagen, und Hans sagte ihm bewaffnete Hilfe zu. Diesen Bund zu erweitern, die evangelischen Religionsgenossen herbeizuziehen, war jetzt das eifrigste Bemühen beider Fürsten. Als man dem gefangenen Landgrafen einen Wink von den geheimen Plänen seines Schwiegersohns gab, sagte er spottend: „Ich kann nicht verstehen, wie ein Sperling einen Geier überwinden will, derweil er die besten Vögel von sich gejagt und selbst sie verstöret.“ Dieser Fehler sollte nun gut gemacht, die zerstreute Herde wieder gesammelt werden. Zwischen Moritz und Joachim II. bestand ein gemeinsames Interesse; die fortdauernde Gefangenhaltung des Landgrafen war eine Verletzung ihrer Ehre; beide hatten sich geweigert, den Reichstag in Augsburg zu besuchen, solange sie nicht über die Freilassung Philipps sichere Zusage erlangt hätten; auch Wilhelm von Hessen, der älteste der jungen Landgrafen, hatte zu dem Zweck mit dem Schwager sich verbündet.

Jetzt war das nächste Anliegen des Markgrafen Hans, die beiden sächsischen Verhandlungen mit den Ernestinern. Linien zu versöhnen und den Krieg gegen Magdeburg zu Ende zu führen, damit der evangelische Norden zu einem gemeinsamen Verteidigungsbund gegen jeden

Angriff sich vereinigen möchte. Denn nur unter der Leitung des mächtigsten, streitbarsten und unternehmendsten der protestantischen Fürsten konnte ein wirksamer Widerstand gegen die kaiserlichen Pläne erhofft werden; dazu war aber vor allem Eintracht und gegenseitiges Vertrauen notwendig. Moritz forderte als erste Bedingung, daß ihm der Fortbesitz der Kurwürde zugesichert werde, auch für den Fall, daß Johann Friedrich seine Freiheit erlange, und daß sich ihm Magdeburg unterwerfe gegen Gewährung religiöser Freiheit. Werde man hierin ihm nachgeben, versicherte er, und jedes Mißtrauen schwinden lassen, so könne sich alles zum Heil Deutschlands ordnen lassen. Es sei ein schwerer Vogel, den man jagen wolle; nur mit vereinten Kräften könne man zum Ziel kommen. Er kannte die spanische Politik; in der Schule des Kaisers selbst hatte er die Künste gelernt, womit derselbe überwunden werden könnte. Der Preis, durch den Moritz früher gewonnen worden, konnte leicht nun wieder bei Johann Friedrich in Anwendung gebracht werden. Wenn der Kaiser Mißtrauen faßte und den Gefangenen wider den ungetreuen Vetter, den „Judas Ischariot", wie Moritz in den lutherischen Kreisen gescholten ward, ins Feld ziehen ließ, so konnte man wieder wie im Schmalkaldischen Krieg das Schauspiel erleben, daß die Glaubensgenossen gegeneinander ständen und der Gegner triumphierend aus dem Kampf hervorginge. Karl selbst bewies in der Folge die Richtigkeit dieser Berechnung: als ihn die scharfsichtige Schwester, der vorsichtige Ferdinand und der in der Nähe des verdächtigen Kurfürsten weilende Lazarus von Schwendi vor Moritzens Anschlägen warnten, sagte er ungläubig, „er führe einen Bären an der Kette, den brauche er nur zu befreien, um den sächsischen Rivalen zu erwürgen". Erst als Moritz durch die Vermittelung des Markgrafen und der andern norddeutschen Bundesverwandten, mit denen er in Torgau eine neue Zusammenkunft gehalten, in diesen beiden Stücken beruhigende Zusagen erlangt hatte, setzte er die Federn seines fruchtbaren Geistes in Bewegung, um dem anfangs nur zur Abwehr und Verteidigung geschlossenen Norddeutschen Bund eine aggressive Kraft zu verleihen.

Mai 1551.

Erweiterung des Bundes.

Während Moritz mit dem kaiserlichen Hof die alten freundschaftlichen Beziehungen ungeschwächt aufrecht erhielt und den Reichskrieg gegen Magdeburg dem äußeren Schein nach fortführte, wurde durch die Beiziehung der sächsischen und hessischen Verwandten und der Herzöge von Preußen, Pommern, Mecklenburg, Lüneburg u. a. der Grund zu einem deutschen Fürstenbund gelegt, der wie einst der schwäbische eine stehende Kriegsmacht und eine Bundeskasse zur Verfügung hatte, und zugleich nach außen hin eine Politik eingeleitet, wie sie bisher nur von dem kaiserlichen Kabinett geübt worden war. Der fortdauernde Kriegsstand im Elbegebiet bot ein treffliches Feld zu Kriegsrüstungen und Unterhandlungen. Unter dieser Maske konnte man weitaussehende Pläne verhüllen. Wenn die kaiserlich Gesinnten hier und da meinten, daß der belagerten Stadt nicht allzu wehe gethan werde, so wußte der kluge Fürst doch jeden Verdacht gegen

seine Treue und guten Absichten zu zerstreuen. Während des Sommers 1551 konnte man ein geschäftiges Treiben bemerken: Christoph Arnold, ein gewandter Mann von staatsmännischer Begabung, der später den Dienst bei dem Markgrafen mit dem sächsischen vertauschte, suchte bei den Ernestinern in Thüringen eine versöhnlichere Stimmung gegen Moritz zu erzeugen; ein andrer Unterhändler (man wählte absichtlich einen Mann von untergeordnetem Rang, um alles Aufsehen zu vermeiden) wurde nach England geschickt, um bei dem glaubensverwandten Hof Geldunterstützung zu erwirken.

Vor allem aber war man bemüht, mit dem König von Frankreich in nähere Beziehung zu treten. Wir kennen die Verhältnisse, unter denen Heinrich II. den Thron seines Vaters Franz I. bestiegen hat. Am kaiserlichen Hof ertrug man es mit Unwillen, daß ein Verwandter des Kaiserhauses noch immer des größten Teils seiner Lande Savoyen-Piemont beraubt sei, und gedachte diese Schmach nicht länger zu dulden; in Italien, in den Niederlanden, in Navarra war die alte Rivalität und gegenseitige Spannung noch nicht verschwunden; mit Verdruß bemerkte die kaiserliche Politik, daß die alten Sympathien zwischen Frankreich und der Pforte noch fortbestanden. Und doch hat außer dem Kampf gegen die lutherische Ketzerei nichts so sehr das Oberhaupt des spanisch-österreichischen Herrscherhauses fortwährend beschäftigt und in Atem gehalten, als die Kriege gegen die Mohammedaner. In Ungarn und Siebenbürgen waren alle Verträge und Friedensschlüsse nur kurze Pausen in dem ununterbrochenen Waffengange wider die Osmanen; und im Mittelmeer, auf den Küsten Italiens, Spaniens, Nordafrikas waren die Korsarenzüge eine fortwährende Geißel für das christliche Abendland. Gerade um diese Zeit stand eine Erneuerung des Türkenkriegs in Ungarn bevor, und in der afrikanischen Stadt Mehdia hatte ein Korsarenfürst, von den Abendländern Dragut genannt, der einst auf genuesischer Galeere als Ruderknecht gedient, einen neuen Raubstaat errichtet, welcher oft vierzig Segel unterhielt und in viel ausgedehnterem Maßstab als einst Chaireddin den Freibeuterkrieg betrieb. Nicht nur die Johanniter auf Malta, Gozzo und in der Maurenstadt Tripolis mußten fortwährend die Pflichten ihres Berufs im Kampfe gegen die ungläubigen Korsaren ausüben, auch auf den Küsten von Valenzia, wo ihnen geheime Verbündete in den Morisken lebten, auf der genuesischen Riviera und anderwärts warnten oft aufsteigende Rauchsäulen vor ihrer Nähe. Und was halfen alle Anstrengungen gegen diese Feinde des Christentums und des friedlichen Völkerverkehrs, solange sie von Frankreich heimlich oder öffentlich begünstigt und unterstützt wurden? König Heinrich II. kannte die feindseligen Gesinnungen des spanisch-burgundischen Herrschers gegen Frankreich; er wußte, daß Karl nach der siegreichen Durchführung seiner Pläne in Deutschland, in Trient, in Italien sofort seine Waffen gegen ihn selbst kehren würde; die Politik der Selbsterhaltung gebot ihm daher, den Gegnern des Kaisers allenthalben die Hand zu reichen. In Italien waren die Farnese, deren

Politische Lage.

Territorien von Kaiser und Papst gefährdet waren, die natürlichen Bundesgenossen, in Deutschland die soeben zu neuem Leben sich aufraffenden protestantischen Fürsten Norddeutschlands. Es war daher begreiflich, daß der Abgesandte Reiffenberg eine gute Aufnahme in Paris fand, und daß bald eine französische Gegengesandtschaft in Sachsen erschien, um die Grundlinien eines Bündnisses zu zeichnen. Markgraf Hans wollte bei dem defensiven Standpunkt beharren, daß nur die Religion und die bestehenden Reichszustände gegen die Gewaltschritte des Kaisers zu schützen seien, und ritt einst im Zorn weg, als Moritz ihm seinen Eigensinn vorwarf; allein der französische Bevollmächtigte, Jean de Fresse, Bischof von Bayonne, meinte, das heiße die eigne Scheuer umfrieden, während die Einhegung des andern umgerissen werde; nur von einem Bündnis zu Schutz und Trutz mit bestimmten Grundbedingungen könne die Rede sein. Das sah auch Moritz ein; allein im engen Bund mit Frankreich könne das „viehische Servitut" abgeworfen werden.

Bündnis mit Frankreich. Und sein Einfluß war mächtig genug, auch die übrigen Bundesfürsten von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Gerade damals beschloß man im kaiserlichen Kabinett, mit größerer Strenge das interimistische Glaubensinstrument durchzuführen. In drohendem Ton ließ der neue Kanzler, der junge Granvella, sich vernehmen: „wenn deutsche Fürsten sich wider des Kaisers Konzil und Religionspolitik auflehnen wollten, so müsse Deutschland für und für in Blut schwimmen, um dem kaiserlichen Gebot Nachachtung zu verschaffen;" in herrischen Ausdrücken wurde Markgraf Hans aufgefordert, von jetzt ab das Interim genauer zu beobachten. Immer schärfer verfolgte Karl den Plan, das Reichsregiment an seinen Sohn zu bringen: der Erzherzog Maximilian, mit welchem Moritz besonders befreundet war, sah sich aus einer Stellung gedrängt, auf die er sich sichere Hoffnung gemacht; auch Ferdinand fügte sich nur mit innerem Widerstreben dem Willen des Bruders; eine Entfremdung und Spaltung durchzog das Habsburgsche Haus; wenn Moritz Philipps Kaiserwahl hintertrieb, konnte er auf den Dank des österreichischen Zweiges der Dynastie rechnen. Alle diese Eventualitäten faßte der scharfsichtige deutsche Fürst ins Auge, als er Namens des norddeutschen Fürstenbundes mit Heinrich II. über die Vertragsbedingungen unterhandeln ließ. Er hatte einen trefflichen Vermittler: jener Albrecht Alcibiades von Kulmbach-Baireuth, ein ritterlicher lebensfroher Mann mit einem starken Anflug von Abenteurerlust, der einst mit Moritz auf seiten des Kaisers gestanden, hatte sich aus Ärger über das Verbot fremder Kriegsdienste und die Hinrichtung Vogelsbergers, des deutschen Condottiere, von der kaiserlichen Partei losgesagt, ohne jedoch sofort und entschieden in den Fürstenbund einzutreten. Er liebte es als unabhängiger Kriegsmann seine Sache auf eigne Hand zu treiben und die Verbündeten, die stets einiges Mißtrauen gegen ihn hegten, ließen ihn gewähren. Er galt viel bei den Kriegsleuten und gedachte sich in der Verwirrung des Reichs seiner Schulden zu entledigen und sein kleines Gebiet auf

Kosten der benachbarten Bischöfe und Reichsstädte zu vergrößern. Hofften doch manche, bei einer neuen Schilderhebung würde den geistlichen Herrschaften ein Ende gemacht werden. Durch Schärtlin dem französischen Hofe zugeführt, fand er eine günstige und gnädige Aufnahme. Unter seiner Mitwirkung war zu Friedewalde ein Vertrag entworfen worden, den jetzt König Heinrich II. auf Schloß Chambord bei Blois unterzeichnete. Durch diesen berühmten Vertrag 15. Jan. 1552. verpflichtete sich der König von Frankreich zu einer ansehnlichen Geldzahlung an die deutschen Fürsten in dem bevorstehenden Krieg gegen den Kaiser, wofür ihm gestattet sein sollte, die zum Reich gehörigen Städte, wo nicht deutsch gesprochen werde, nämlich Metz, Toul, Verdun und Cambrai unter Vorbehalt der Reichsrechte als Reichsvikar zu besetzen. Die von ihm begehrte Befugnis, die geistlichen Fürstentümer, die den gleichen Glauben mit ihm teilten, unter seinen Schutz zu nehmen, wurde nicht gewährt, hingegen eine Berücksichtigung seiner Person oder seiner Wünsche bei einer künftigen Kaiserwahl zugesagt.

Man hat in der Folge den Schritt der deutschen Fürsten scharf getadelt; Beurteilung des Bündnisses. man hat es für eine Schmach erklärt, daß sie, um fremde Hilfe gegen das Reichsoberhaupt zu erlangen, die lothringischen Grenzlande preisgegeben. Melanchthon hat vor dem Bündnis gewarnt, wie einst die Propheten Judas vor dem Bund mit Ägypten. Die Rüge soll nicht abgeschwächt werden; nur ist dabei zweierlei zu bedenken, einmal, daß Patriotismus und Nationalgefühl damals noch nicht so scharf entwickelte und ausgeprägte Begriffe waren als heutzutage. Wahlverwandtschaftliche Politik nach momentanen Zeitverhältnissen bietet die Geschichte jener Tage bei allen Völkern, in allen Ländern dar. Sodann darf man fragen, wen trifft die Hauptschuld an dieser unheilvollen Zerrüttung? Die spanische Regierung der Habsburger, welche dem Gewissen Zwang anthat, welche die Reichsverfassung in ihrem innersten Kern antastete, welche zwei der ersten Reichsfürsten in Schmach und Banden hielt, ohne nur eine Erlösung in Aussicht zu stellen, hatte in Deutschland eine unhaltbare, unerträgliche Lage geschaffen. Um ein nationalfeindliches Regiment abzustoßen, gab es kein andres Mittel, als die Vereinigung mit einem Gegner, der wenigstens den Schein nationalfreundlicher Gesinnung vor sich her trug. Man wird sich nicht begeistern für einen Fürsten, wie Moritz, der durch einen zwiefachen Verrat die Geschicke des deutschen Volks einer kritischen Entscheidung entgegengeführt hat; aber mit Unrecht klagt man ihn des Undanks und der Felonie gegen den Kaiser an. Gegenüber einer Fremdherrschaft, welche sich über alle Verträge und Handfesten hinwegsetzt, welche ohne Rücksicht auf Recht und Herkommen nur den Eingebungen der Rachsucht und der Leidenschaft folgt, nur bedacht ist, auf den Trümmern zerstoßenen Glücks und zerschlagener Gewissens- und Überzeugungstreue ihre triumphierende Fahne aufzupflanzen, finden Dank und Loyalität, finden die Gefühle ritterlicher und menschlicher Hingebung keine Stelle. Moritz hat schwerlich mehr Bedenken gehegt, sich gegen den Kaiser zu waffnen, als dieser selbst sich gescheut hat, die

Herrschsucht und den Vorteil der Dynastie als höchstes Prinzip seiner Handlungen aufzustellen. Der Egoismus war auf einer wie auf der andern Seite die Haupttriebfeder. Moritz war nur der gelehrige und talentvolle Zögling des spanischen Herrschers. Und daß die französische Okkupation der Reichslande weitere Dimensionen annahm und festere Dauer gewann, als Moritz und seine Verbündeten gewollt und geahnt, auch daran war die Habsburgsche Politik nicht ohne Schuld. In Metz waren in Rat und Bürgerschaft viele evangelische Elemente, die nach einem engeren Anschluß und Zusammenleben mit dem Deutschen Reich strebten. Diese hatte der spanisch-österreichische Fanatismus ihren katholischen Gegnern preisgegeben und dadurch der französischen Herrschaft den Weg bereitet.

Unterwerfung von Magdeburg. Während dieser Verhandlungen hatte Moritz den Belagerungskrieg von Magdeburg ohne Unterbrechung fortgesetzt, doch mit möglichster Schonung; derselbe bot ihm Gelegenheit, seine Truppen beisammenzuhalten, ohne dem Kaiser Verdacht zu geben. Kaum war aber der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, so ließ er der Stadt durch Heideck und Arnold Gnade und Religionsfreiheit anbieten und brachte sie dadurch zur Huldigung und Anerkennung seiner Hoheits-
9. Nov. 1551. rechte als Burggraf. Am 9. November hielt er an der Spitze vieler Fürsten, Herren und Räte seinen Einzug. Die Aufnahme einer sächsischen Besatzung fand nun keinen Widerstand mehr und Moritz hatte an Magdeburg für den Fall des Scheiterns seiner Pläne einen Rückhalt und Zufluchtsort gewonnen.

Moritz und Karl V. Während des Winters wurden die sächsischen und hessischen Stände mit dem Vorhaben bekannt gemacht, daß man den Kaiser mit den Waffen zur Freilassung der gefangenen Fürsten zwingen wolle, und Geld und Mannschaft verlangt, die auch gewährt wurden, jedoch von seiten des sächsischen Landtags erst nach mancherlei Bedenken und Vorstellungen über das gefährliche Unternehmen. Die Kriegshaufen hielt Moritz auch nach der Kapitulation der Elbestadt zusammen, vorgebend, er müsse erst die Mittel zu ihrer Ablöhnung aufbringen. Gleichzeitig wurden in Frankreich umfassende Rüstungen vorgenommen. Der Kaiser befand sich ohne Truppen in Innsbruck, mit dem Tridentiner Konzil und mit seinen dynastischen Entwürfen beschäftigt. Wohl fehlte es nicht an Warnungen und Andeutungen über Verschwörungspläne, über Unterhandlungen deutscher Fürsten mit Frankreich; aber der Kaiser wie der Bischof von Arras legten solchen Gerüchten keinen Glauben bei oder schlugen sie nicht hoch an; Moritz, schlau und geheimnisvoll und Meister in der Verstellung, wußte aus der Ferne jeden Argwohn, der in Karls Seele auftauchte, zu zerstreuen. Unter äußerer Fröhlichkeit versteckte er seine tiefen Pläne, und seine lustigen Gelage, seine Jagdliebe, seine galanten Abenteuer dienten ihm oft als Hülle, oft als Mittel zur Erforschung fremder Anschläge. Wenn ihn Karl an das Hoflager nach Innsbruck lud, so versprach er zu kommen, fand aber unterwegs irgend einen Vorwand zur Umkehr. Auf dem Tridentiner Konzil beschloß man die Zulassung der protestantischen Theologen und fertigte die nötigen Geleitsbriefe aus; und Melanchthon war

bereits aufgebrochen, um mit zwei Leipziger Gelehrten sich nach der Konzilsstadt zu begeben, versehen mit einem Beglaubigungsschreiben des Landesherrn an die „ehrwürdigen Väter, Kardinäle und Bischöfe in Trient". Zu einer vorgängigen Verständigung mit den Straßburgern und Württembergern hatte der Kurfürst es nicht kommen lassen, weil ihm alles daran lag, die Verhandlungen in Trient recht in die Länge zu ziehen. Beim Kaiser konnte ihm dies nicht schaden. Karl, in spanischen und italienischen Ränken geübt, hielt es für unmöglich, daß ein Deutscher ihn überliste; die „tollen und vollen Deutschen", ließ er sich vernehmen, „haben kein Geschick zu dergleichen listigen Anschlägen". Auch hatte er durch den Schmalkaldischen Krieg eine so geringe Meinung von der politischen und strategischen Befähigung der deutschen Fürsten und Stände gefaßt, daß er keine ernsten Gefahren von ihrer Seite befürchtete. Nach seiner Meinung hatte Moritz bei seinen Verwendungen für die gefangenen Verwandten nur die Absicht, sich das verlorne Vertrauen der Evangelischen wieder zu erwerben; der Kaiser ließ daher durch seinen Hofmarschall Böcklin eine baldige Erledigung dieser Sache in Aussicht stellen, um die Gemüter zu beruhigen. Damit es aber nicht den Anschein gewinnen möchte, als lasse er sich einschüchtern oder gebe äußerem Druck nach, antwortete er zugleich trotzig, er werde den Leib des Landgrafen in zwei Teile zerlegen lassen und jedem der Fürbitter die Hälfte zusenden. Daß die kriegerischen Bewegungen der Franzosen, die er auf Italien und die Niederlande gerichtet glaubte, in Deutschland nicht nur Sympathien, sondern thätige Förderer und Helfer hätten, kam ihm nicht in den Sinn.

Aber bald sollte sich Karl überzeugen, daß sich ein Ungewitter über seinem Haupte zusammengezogen, das er nicht erwartet hatte und dem nicht mehr vorzubeugen war. Im März erfolgte gleichzeitig der Aufbruch der sächsischen und hessischen Heerhaufen. Während Landgraf Wilhelm an Frankfurt vorbeiziehend sich nach Fulda wandte und die Rhön überstieg, führte Moritz seine Truppen, die durch Zuzüge von Landsknechten sich fort und fort vermehrten, an Naumburg, Weimar, Erfurt vorbei über den Thüringer Wald. In Bischofsheim erfolgte die Vereinigung; in Rothenburg an der Tauber stieß Markgraf Albrecht von Kulmbach mit einem dritten Haufen von Kriegsknechten zu ihnen. In einem Manifest verkündigten sie, daß sie die Waffen ergriffen hätten, um Deutschland zu erlösen von dem „viehischen erblichen Servitut" eines Machthabers, welcher unter dem Schein der gespaltenen Religion „seine eigne Domination, Nutz und Gewalt" durchzusetzen suche, durch ausländisches Kriegsvolk, welches Land und Leute bedrücke, „aller Hab und Gut, Schweiß und Blut aussauge", und durch die fortdauernde Gefangenhaltung des Landgrafen eine „Infamie und Unbilligkeit" auflege, die nicht länger zu dulden sei. Wer ihnen in dem löblichen Vorhaben, dieses beschwerliche Joch abzuschütteln, beipflichte und die Hand biete, der solle Freundschaft, Gunst, Gnade und guten Willen erfahren; wer sich widersetze, den würden sie mit Feuer und Schwert heimsuchen und ihm den verdienten Lohn

Aufbruch der Verbündeten. 1552.

3. März.

Augsburg. für seine Untreue erteilen. In den ersten Tagen des April näherten sich die Verbündeten der Reichsstadt Augsburg, die seit der Umgestaltung der Verfassung als die feste „Warte der kaiserlichen Stellung" galt, wo man aber auch den Druck des aristokratisch-klerikalen Regiments am härtesten empfand. Als die in aller Eile zusammengerufene Stadtgemeinde erklärte, daß sie weder Krieg noch Belagerung wolle, zog die spanische Besatzung ab und räumte den Fähnlein der
4. April 1552. Verbündeten den Platz. Wie freute sich die evangelische Bürgerschaft, als die alte volkstümliche Zunftverfassung und die evangelische Religionsordnung wieder hergestellt und das Interim, das aus ihren Mauern ausgegangen, abgeschafft wurde! Gleichzeitig rückten die französischen Heere in Lothringen ein und begannen den Eroberungskrieg, den wir bald im Zusammenhang kennen lernen werden.

Flucht des Kaisers und Auflösung des Konzils. Im Schmalkaldischen Krieg war die deutsche Sache durch die Langsamkeit und Planlosigkeit der Führung in so mißliche Lage gekommen; von diesem Fehler hielt sich Moritz frei: während er mit König Ferdinand auf einer persönlichen
18. April. Zusammenkunft in Linz sich über die Bedingungen eines Vergleichs besprach und beide auf den 26. Mai eine Fürstenversammlung in Passau verabredeten, wo nach Einholung der Willensmeinung des Kaisers Vereinbarungen „zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation" geschlossen und unter dem Schutz einer Waffenruhe die Basis eines neuen Friedensstandes gelegt werden möchte, traf er zugleich solche militärische Anstalten, daß Karl in Innsbruck, wo er, um das Konzil beisammenzuhalten und zu überwachen, seine Residenz genommen hatte, gleichsam festgebannt war. Nach einigen Operationen am Lech und an der schwäbischen Donau rückte das Bundesheer an die Grenze von Tirol, zerstreute das im Lager von Reute gesammelte kaiserliche Kriegsvolk und erstürmte unter der Führung des mutigen, schlachtbegierigen Georg von Mecklenburg die Ehrenberger Klause bei Füßen, die einst Schärtlin zu unglücklicher Stunde hatte
19. Mai. räumen müssen. Dadurch wurde der Plan eines raschen Abzugs nach den Niederlanden, den man im kaiserlichen Hoflager gefaßt hatte, vereitelt. Wie rasch änderten sich auf die Kunde von der neuen Schilderhebung in Deutschland die Dinge in Trient! Die geistlichen Reichsfürsten eilten heim; die evangelischen Räte, die noch durch Abgesandte aus Württemberg verstärkt worden waren, und durch ihre Einwendungen und Angriffe zu mancherlei unerquicklichen Diskussionen und Szenen Veranlassung gegeben hatten, traten gleichfalls ihren Rückweg an; Melanchthon und seine Gefährten waren nicht über Nürnberg hinausgekommen, als das Konzil im Auftrag des Papstes durch den Legaten vertagt ward und alle
28. April. Teilnehmer, vornehme wie geringe, in wilder Verwirrung das Weite suchten, froh der Gebirgsstadt zu entfliehen. Denn Trient erfreute sich niemals der Gunst der Prälaten. Der päpstliche Legat Crescentio, schon längere Zeit krank, flüchtete sich nach Verona, wo er starb. Wie gern hätte auch der kaiserliche Hof das Gebirgsland Tirol verlassen! Aber seitdem durch die kühne Erstürmung der Ehren-

berger Klause die Pforte des Landes in den Händen der Feinde sich befand, war das Entkommen schwer. Ebenso unsicher erwies sich der Durchzug durch Italien, wo gleichfalls alles in kriegerischer Bewegung war; und wenn man eine Überfahrt zur See nach Spanien wagen würde, war dann nicht die Gefahr nahe, von französischen Galeeren oder von Korsarenschiffen weggefangen zu werden? Hilflos stand der Kaiser in Innsbruck ohne Heer und mit geringen Geldmitteln; und noch fehlten sieben Tage, ehe der in Linz verabredete Waffenstillstand eintrat. Durch einige Gewaltmärsche konnte Moritz Innsbruck erreichen und den „alten Fuchs“ in seiner Höhle erhaschen. Da ging durch eine Meuterei der Landsknechte, denen der geforderte Sturmsold nicht bezahlt ward, einige kostbare Zeit verloren, die dem Kaiser Gelegenheit zur Flucht gab. Nachdem er den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich im Schloßgarten persönlich seine Befreiung verkündigt, eilte er nächtlicherweile über die schneebedeckten Tiroler Gebirge nach dem Pusterthal und dann weiter nach Villach in Kärnten. Regen und 19. Mai.
Sturm löschten abwechselnd die Windlichter; mehrere Reiter stürzten in die Abgründe; in der Mitte des Zuges wurde der Kaiser in einer Sänfte getragen, von körperlichen Schmerzen verzehrt und niedergeschlagenen Geistes. Denn jetzt war der stolze Bau, den er seit dem Tage von Mühlberg aufgerichtet, zertrümmert. Johann Friedrich folgte, wie er dem Kanzler versprochen, freiwillig den abziehenden Truppen, auf seinem Wagen ein evangelisches Danklied anstimmend. Seine Abneigung gegen Moritz war nicht verschwunden: wenn der Kaiser erklären würde, meinte er, daß er das Wort Gottes nicht verfolgen und die freie Predigt gestatten wolle, könne er leicht die deutsche Nation wieder für sich gewinnen; zum Beweis dessen sollte er den alten frommen Kurfürsten von Köln wieder einsetzen; Moritz aber sollte mit der Acht belegt und sein Land an andre Glieder der Familie gegeben werden. Für solche Ratschläge war aber der Augenblick wenig geeignet. Denn in ganz Deutschland wurde der Name des sächsischen Fürsten, welcher den mächtigen Kaiser von der Höhe herabgestürzt und als Flüchtling über die Berge gejagt, gefeiert und mit Bewunderung genannt. Am 23. Mai hielt er seinen Einzug in Innsbruck und gestattete, daß die Landsknechte sich mit den Prachtgewändern und den Beutestücken der spanischen Krieger schmückten. Alles Eigentum der Bürger und des Königs Ferdinand dagegen blieb unangetastet.

5. Friedensverhandlungen in Passau.

Es ist in den früheren Blättern deutlich genug zu Tage getreten, wie fest Kaiser Karl bei seinen Vorsätzen und Entwürfen zu beharren pflegte: auch wenn ihn die Macht der Verhältnisse hier und da zum Einlenken zwang, so gab er doch nie seinen politischen Standpunkt auf, so waren es doch nur Zugeständnisse des Augenblicks, die er bei veränderter Lage der Dinge, bei einer günstigeren

Haltung des Kaisers.

Gestaltung der Ereignisse zurückzunehmen gedachte, die ihm die Möglichkeit verschaffen sollten, die Gegner zu trennen und einzelne durch Sonderinteressen zu gewinnen. Dieser Politik blieb der Habsburger auch unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen treu. Die Präliminarien, über welche Moritz und Ferdinand in Linz übereingekommen, waren nur zögernd und mit Vorbehalt zugestanden worden; weder die unbedingte Freilassung des Landgrafen, noch die Ausgleichung des religiösen Zwiespalts durch ein deutsches Nationalkonzil oder einen neuen Reichstag erlangte Karls aufrichtige Zustimmung; seine Antworten an den Bruder ließen durchblicken, daß es ihm nur um einen Aufschub des Kriegs zu thun sei, um Truppen und Geld beizubringen und dann die Gegner wieder zu täuschen, zu überlisten, zu besiegen. Erst als Moritz bis zum Austrag des verabredeten Fürstenkongresses in Passau jede Einstellung der kriegerischen Operationen von der Hand wies und die raschen Erfolge im Feld Karls politische und diplomatische Kunstgriffe vereitelten, erteilte er dem Bruder größere Vollmacht, ohne jedoch die endgültige Entscheidung aus seiner Hand zu geben. Es kam ihm schwer genug an, den österreichischen Verwandten, die in so vielen Stücken von ihm abwichen, die gerade in seiner jetzigen Verlegenheit ihn mit widerwärtigen Anträgen bedrängten, eine schiedsrichterliche Stellung einzuräumen. Hatte doch gerade in diesen Tagen Erzherzog Maximilian seine Gemahlin Maria beredet, ihren Vater um die Auszahlung der noch rückständigen Aussteuer anzugehen, weil sie eine Herrschaft in Ungarn kaufen wolle; und daß nicht bloß dieser Neffe und Schwiegersohn mit dem Sachsenfürsten im besten Einvernehmen stand, sondern daß auch der eigne Bruder über die politische Wendung im Herzen erfreut war, ging aus der ganzen Haltung zu Moritz deutlich hervor. Denn nur durch den Widerstand der deutschen Fürsten konnten die dynastischen Pläne Karls vereitelt, konnten die Hoffnungen und Ansprüche der österreichischen Linie des Hauses Habsburg auf die künftige deutsche Kaiserwahl erfüllt werden. Aber was blieb dem in die Berge gejagten Monarchen übrig, als durch Ferdinand einen Ausgleich mit dem siegreichen Feind zu erstreben? So übertrug er denn dem Bruder das schwierige Geschäft der Friedensstiftung, sich selbst jedoch die schließliche Bestätigung der vereinbarten Artikel vorbehaltend.

Der Fürstentag zu Passau. 1552.

Es war ein ereignisvoller Moment in der deutschen Geschichte, als unter dem Schutz des abgeschlossenen und später verlängerten Waffenstillstands sämtliche Kurfürsten, voran Ferdinand und Moritz, und viele andre Reichsstände, wie die Herzöge von Württemberg, Kleve, Pommern, Braunschweig, Bayern, wie Markgraf Johann von Küstrin und mehrere Erzbischöfe und Bischöfe in Person oder durch Abgeordnete im Juni des Jahres 1552 in Passau zusammentraten, um einen Friedensstand auf neuen Grundlagen zu schaffen. Auch der König von Frankreich war durch seinen Gesandten du Fresse vertreten, so ungern er auch in die Verhandlungen einging, die seine Eroberungspläne zu durchkreuzen und einzuschränken drohten. Auf keinem früheren Reichstag oder Kongreß

hatte unter den deutschen Fürsten, zu welcher religiösen Gesinnung sie sich auch bekennen mochten, so sehr der Gedanke und der Wunsch Platz gegriffen, durch Verständigung untereinander und durch nationalen Gemeinsinn eine aufrichtige und dauernde Friedensordnung auf Grund der realen Verhältnisse aufzurichten, als damals in der Donaustadt. Man war durch bittere Erfahrungen, durch viele harte Schläge zu der Einsicht gekommen, daß keine höhere oder äußere Macht die „Irrungen und Gebrechen" der deutschen Nation durch Zwang und Gewalt zu heben, die gestörte Einheit des Glaubens durch kirchliche Formeln und Gesetze herzustellen vermöge, daß man sich selbst helfen und raten müsse durch eigne Kraft, daß man dem Gefühl der Gerechtigkeit und der Gewissensfreiheit Raum geben und mit patriotischem Sinn und mit Rücksicht auf die Wohlfahrt Deutschlands handeln müsse. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend hielt man zunächst jede fremde Einmischung von den Verhandlungen fern: nicht nur, daß der französische Gesandte zu seinem großen Verdruß von dem Gang der Dinge wenig erfuhr und keinen Einfluß üben konnte, auch Ferdinand und sein Sohn Maximilian sollten nicht zu den beratenden Sitzungen beigezogen werden, sondern erst Mitteilung erhalten von den Beschlüssen, über welche die Fürsten sich geeinigt hätten. Noch weniger konnte von der Zulassung kaiserlicher oder päpstlicher Bevollmächtigten die Rede sein: aus dem Schoß des versammelten Reichsfürstenrats sollte eine Vermittelung der ausgebrochenen Streitigkeiten hervorgehen. Wenn auf früheren Reichstagen durch äußere Einwirkung sich eine katholische Majorität bilden konnte mit dem Anspruch, als die wahre Repräsentation der Versammlung zu gelten, und die andersgesinnte Minorität in die Opposition trieb, so steuerten jetzt die Vertreter beider Konfessionen auf ein gemeinsames Ziel los. In Württemberg war Herzog Christoph seinem am 6. November 1550 gestorbenen Vater Ulrich in der Regierung gefolgt und auch in Bayern war ein Umschwung eingetreten, seitdem Herzog Albrecht, ein gemäßigter und nachgiebiger Mann, nach dem Tode seines Vaters Wilhelm in demselben Jahr die Herrschaft übernommen. „Jetzt setzte sich kein Leonhard von Eck mehr in den Besitz des maßgebenden Einflusses bei den katholischen Beratungen." Vielmehr faßte von vornherein die Ansicht Boden, „daß man nur in gegenseitiger Toleranz, in vollständiger rückhaltloser Anerkennung der Verhältnisse, wie sie sich in den verschiedenen Teilen des Reichs verschieden gestaltet hatten, die dauerhafte Basis eines gesunden Zustandes gewinnen könne". Diese verträgliche und versöhnliche Stimmung wurde nicht wenig gefördert durch die bedrohte Lage des Reichs: in Ungarn tobte aufs neue der Türkenkrieg, dem Ferdinand nur mit deutscher Hilfe begegnen konnte; im Westen gerieten die rheinischen Kurfürsten in Bestürzung, als die französischen Heere sich immer mehr ihren Grenzen näherten. Und wenn der allerchristlichste König sich in Bündnisse mit den Ungläubigen einließ, forderte dann nicht die Pflicht der Selbsterhaltung, daß auch Katholiken und Protestanten sich die Hände reichten? Mit großem Nachdruck machte Moritz

geltend, daß er den Frieden zwischen Frankreich und dem Kaiser vermitteln werde, wenn die deutschen Angelegenheiten zu einem billigen Austrag gelangt seien.

Tendenz der Versammlung. Einen gesicherten und dauernden Friedensstand in Deutschland zu begründen, war somit das Hauptanliegen des Passauer Fürstenrats. Daß ein solcher weder durch das Konzil, wie es in Trient eingeleitet worden, noch durch die oktroyierte Religionsformel des Augsburger Interim erzielt werden könne, leuchtete jedermann ein: man mußte über beides hinaus auf einen Zustand zurückgreifen, wie er auf dem Speierer Reichstag im Jahr 1544 von dem Kaiser den evangelischen Ständen gewährt worden, aber nie zur allgemeinen Anerkennung und Gesetzeskraft gelangt war. Nur wenn die Bekenner der Augsburgischen Konfession die sichere Bürgschaft hatten, daß sie in Religionssachen weder durch eine katholische Majorität auf dem Reichstag, noch durch ein aus Gegnern der Neuerung zusammengesetztes Reichsgericht Gewalt zu erleiden hätten, konnte ihnen zugemutet werden, die Waffen der Selbstverteidigung aus der Hand zu legen, konnte eine Ordnung des Friedens und des gegenseitigen Vertrauens geschaffen werden, wie die öffentliche Meinung, wie Fürsten, Stände und Volk sie zum Wohl des Vaterlandes wünschten. Bei dem Notstand, in welchen der Kaiser, das österreichische Herrscherhaus, so viele katholische Reichsstände damals verstrickt waren: konnte es als Beweis der Mäßigung, der Friedensliebe und des patriotischen Sinnes angesehen werden, daß die Evangelischen ihre vorteilhafte Stellung zu keiner Überhebung gebrauchten, daß sie von dem Gegner nichts weiter verlangten, als daß man in Zukunft sie in Frieden ihres Glaubens leben lasse, sie nicht fortwährend mit dem Richtschwert bedrohe, daß sie nicht der Versuchung erlagen, die geistlichen Reichsfürsten, die Bischöfe und Prälaten, wie vielfach gefürchtet oder gehofft wurde, aus ihren Stellungen und Besitztümern zu verdrängen, ihnen vielmehr alles, was sie noch besaßen, garantierten. Man ließ sogar die Hoffnung offen, daß doch noch mit der Zeit eine Vereinigung, sei es durch eine ökumenische Synode oder ein Nationalkonzil, sei es durch ein Religionsgespräch oder einen Reichstagsbeschluß herbeigeführt werden möchte; aber bis dieses Ziel erreicht, bis die religiöse Spaltung gehoben sein würde, sollte Friede zwischen den Konfessionen obwalten, sollte niemand in Gefahr sein, wegen seiner religiösen Überzeugung von dem Andersgläubigen angegriffen zu werden, sollten insonderheit die Bekenner der Augsburgischen Konfession nicht unter der Furcht stehen, im Namen des Gesetzes und einer andersgesinnten Obrigkeit bei der ersten besten Gelegenheit in einen fried- und rechtlosen Zustand gesetzt zu werden. „Selbständigkeit der Landeskirchen, territoriale Mannigfaltigkeit der Religionen, Toleranz und Friede zwischen den Kirchen waren die Ziele, zu denen man bei dem Verlust der Einheit hinstreben mußte.“

Es setzte viele Kämpfe und heiße Verhandlungen ab, bis der Grundsatz der religiösen Gleichberechtigung durchdrang: zur Zulassung eines paritätischen Reichsgerichts mit derselben Zahl von Räten für beide Konfessionen konnte sich Ferdinand nicht auf-

schwingen, noch weniger hätte der Kaiser seine Zustimmung gegeben. Alles was erreicht werden konnte, war eine Abschwächung des Eides. Bisher waren keine Assessoren zugelassen worden, welche nicht zu den Heiligen schwören wollten; jetzt sollte es freistehen, ob man den Eid zu Gott oder zu Gott und den Heiligen leisten wollte; damit war den reformatorisch Gesinnten die Thür zum Eintritt in das Reichstribunal geöffnet.

So kam denn endlich der berühmte Passauer Vertrag zu stande. In diesem wurde die Herstellung eines beständigen Friedenszustandes als erste Bedingung festgesetzt, so daß kein Stand den andern um des Glaubens willen vergewaltige, beschwere oder verachte, und alles, was diesem Frieden im Wege stehe, teils sogleich beseitigt, teils auf einem demnächst zu berufenden Reichstag beigelegt werden sollte. Man kam also überein, daß den Bekennern Augsburgischer Konfession unbedingte Religionsfreiheit gewährt, das Interim abgestellt, das Tridentiner Konzil nicht auf die Protestanten ausgedehnt, der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt und alle während des Schmalkaldischen Kriegs Geächteten und in des Kaisers Ungnade Gefallenen wieder zu Gnaden angenommen und in ihren Gütern, Ehren und Rechten hergestellt werden sollten, mit der Verpflichtung, fernerhin nicht gegen den Kaiser zu dienen. Namentlich aufgeführt waren: Graf Albrecht von Mansfeld samt seinen Söhnen, der Rheingraf, Christoph von Oldenburg, Heideck, Reiffenberg, Reckenrodt, Schärtlin, Pfalzgraf Otto Heinrich, Fürst Wolfgang von Anhalt, die braunschweigischen Herren und Junker u. a. Die Beschwerden über Verletzung der Reichsgesetze und die Herstellung der Einigkeit in Glaubenssachen sollten der Entscheidung des Reichstags vorbehalten bleiben, doch so, daß wenn auch kein Religionsgesetz zu stande käme, doch der Friedenszustand bestehen solle. Der Zutritt zum Kammergericht sollte beiden Konfessionen offen sein und durch eine umfassende Amnestie das Vergangene vergessen und vergeben werden. Schließlich verpflichteten sich alle Teile, gemeinsam gegen jeden vorzugehen, welcher sich dieser Vereinbarung „mit thätlicher Handlung öffentlich oder heimlich" widersetzen würde.

Der Passauer Vertrag. 1552.

Der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach hatte während des Kriegs die Stadt Nürnberg, mit der er seit Jahren in Fehde lag, und die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, weil sie den Anschluß an die Verbündeten verweigerten, durch Krieg und Gewaltthätigkeit zu sehr nachteiligen Verträgen gezwungen. Er hatte den Nürnbergern Schloß Lichtenau entrissen und den geistlichen Herren eine große Anzahl von Ämtern und Ortschaften und hohe Geldsummen abgetrotzt. Diese Verträge sollten nun, wie er verlangte, von dem Fürstentag als gültig anerkannt werden. Als aber weder der Kaiser und Ferdinand noch die fürstlichen Teilnehmer der Passauer Verhandlungen dem ungerechten Ansinnen nachkommen wollten, vielmehr sich auf die Seite der beschwerdeführenden geistlichen Herren stellten, weigerte sich der Markgraf den Passauer Vertrag anzuerkennen. Von der Zeit an herrschte Feindschaft zwischen ihm und Moritz. Auch Herzog Heinrich von Braunschweig war mit der schiedsrichterlichen Entscheidung der Versammlung in Betreff seiner Streitigkeiten mit den Edelleuten und Stadtgemeinden seines Landes unzufrieden.

Widerstand des Kaisers. War es schon ein schwieriges Werk, Beschlüsse von solcher Wichtigkeit und Tragweite auf der Passauer Versammlung durchzuführen, so war es noch schwieriger, den Kaiser zur Annahme derselben zu bringen. Noch standen die Heerhaufen da und dort unter den Waffen und der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher von dem Passauer Einigungswerk nichts wissen wollte, zog plündernd und brandschatzend in Franken umher und gedachte „an den reichen Pfaffen von Würzburg und Bamberg und an den Pfeffersäcken von Nürnberg“ sich zu erholen. Bei Mergentheim lagerten die Truppen der Verbündeten, nichts sehnlicher wünschend, als daß die Verhandlungen fruchtlos verlaufen möchten und sie aus ihrem müßigen Leben wieder zur kriegerischen Aktion übergehen dürften. Moritz selbst fand sich im Lager ein, um die Zustimmung seiner Bundesverwandten einzuholen und einen voreiligen Bruch des Waffenstillstandes zu verhindern. Alles war in Gährung und Unsicherheit, überall regten sich die revolutionären Elemente und drohten mit Aufständen. Kam der Passauer Vertrag nicht zum Vollzug, so war ein anarchischer Kriegszustand der wildesten Art für Deutschland in Aussicht, während im Osten und Westen der Reichsfeind an die Pforten schlug. Die Friedensfürsten in Passau bestürmten daher den Kaiser mit inständigen Bitten, daß er die Übereinkunft um der öffentlichen Wohl-
6. Juli. fahrt willen bestätige; Ferdinand begab sich selbst nach Villach, um persönlich für die Annahme zu wirken, „gleich als gelte es seiner Seele Seligkeit“. Allein wie sehr auch jedermann von der Unmöglichkeit überzeugt war, „das alte System der dogmatischen und kirchlichen Einheit in der abendländischen Christenheit aufrecht zu erhalten, die Gemüter mit dem Schwert zu regieren“, Karl konnte sich nicht entschließen, den Gedanken seines Lebens aufzugeben, durch Anerkennung eines unbedingten Friedenszustandes der Idee der kirchlichen Einheit zu entsagen, für die er so mannhaft gestritten, gearbeitet, gesiegt hatte, das Interim samt dem Konzil und den Augsburger Reichstagsbeschlüssen wie flüchtige Traumbilder dahinschwinden zu lassen. Sollte er am Abend seines thatenreichen Lebens die Früchte aller seiner Mühen und Anstrengungen zerrinnen sehen, wie ein Besiegter schmachvoll von dem Schlachtfeld weichen? War denn die Lage so verzweifelt, daß er nicht mit den reichen Gaben und Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, sich wieder emporarbeiten, wieder Herr der Situation werden und schließlich doch noch seine Entwürfe zu einem ehrenvollen Ende bringen konnte? Wie leicht mochte Markgraf Albrecht, welcher seine Landsknechte unter den Waffen hielt und den Verheerungskrieg in Franken auf eigne Hand fortsetzte, für den kaiserlichen Dienst gewonnen werden! Schon hatte man ihm verlockende Anträge gestellt, die auf die egoistische Natur des fahrenden Kriegsmannes ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Und wenn man den tiefgekränkten Johann Friedrich wider den treulosen Vetter zu den Waffen rief und unterstützte, sollte der Ruf unerhört verhallen? Es widerstrebte Karls stolzer Seele, sich von Männern, die er als seine Untergebenen betrachtete, Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen.

Vergebens führte Ferdinand dem Bruder zu Gemüt, daß die deutschen Fürsten und Stände für den Frieden gestimmt seien, daß er bei einer Weiterführung des Kriegs nicht mehr wie vor sechs Jahren auf eine starke Bundesgenossenschaft rechnen dürfe. Vergebens stellte er ihm die schlimme Lage in Ungarn vor und vergaß nicht hervorzuheben, daß ihm Moritz für den Fall, daß der Friede zum Abschluß käme, nachdrückliche Kriegshilfe wider die Türken zugesagt: der Kaiser beharrte bei seiner Weigerung, er werde nichts zugeben, was seiner Pflicht und seinem Gewissen widerstrebe, und sollte darüber alles zu Grunde gehen. Nur so weit gab er nach, daß auf einem ordentlichen Reichstag unter seiner eignen Mitwirkung die Mittel eines Ausgleichs der Beschwerden und Irrungen gefunden werden möchten. Bis dahin wolle er die Bundesfürsten nicht bekriegen; aber dem Grundsatz des unbedingten Friedenszustandes werde er nicht beitreten. Wie sehr auch Ferdinand sich abmühte, den Kaiser zur Annahme der Artikel zu bewegen, seine Gründe machten keinen Eindruck. Karl beharrte dabei, daß ein Reichstagsbeschluß, der das Interim eingeführt und das Konzil anerkannt, nicht einseitig umgestoßen werden dürfe, daß nur auf verfassungsmäßige Weise durch einen neuen ordentlichen, vom Kaiser einberufenen und geleiteten Reichstag eine Änderung vorgenommen werden könne.

Unter der Hand deutete er einen Ausweg an, würdig der treulosen spanischen Politik dieses Monarchen: er wolle den König bevollmächtigen, den Vertrag anzunehmen, vorausgesetzt, daß er und Maximilian ihm schriftlich bezeugen würden, daß er insgeheim Protest dagegen eingelegt habe. Er wollte also, wie einst Franz I. in Madrid, die Passauer Vereinbarung annehmen, mit dem Vorbehalt, bei der ersten Gelegenheit sie zu widerrufen.

Niedergeschlagen kehrte Ferdinand nach Passau zurück; ein neuer Krieg schien unvermeidlich, und die Vorbereitungen, die Karl allenthalben treffen ließ, konnten als Vorboten des bevorstehenden Kampfes gelten. Die vermittelnde Friedenspartei des Kongresses geriet in Schrecken: denn auch die Verbündeten machten neue Anstrengungen. Moritz, der zu der Versammlung zurückgekehrt war, ritt auf die Kunde von der Weigerung des Kaisers wieder in das Lager von Wertheim. Sofort wurde ein Angriff auf Frankfurt beschlossen, wo eine starke Besatzung, die an dem neuverordneten aristokratischen Stadtrat einen nachdrücklichen Rückhalt hatte, die Sache der Habsburger verteidigte. Man gedachte den Kaiser dadurch willfähriger zu machen. Aber das Unternehmen schlug fehl. Die mit Geschütz und Kriegsmannschaft wohl versehene Stadt wies die Anfälle zurück: der junge tapfere Georg von Mecklenburg wurde, als er sich zu nahe an das Sachsenhäuser Thor wagte, von einer Stückkugel getroffen. Wenige Tage nachher trafen Abgesandte von Passau bei dem Kurfürsten ein mit Vorlagen, worin die vereinbarten Artikel durch die Thätigkeit der vermittelnden Friedenspartei einige Abschwächungen und Veränderungen erlitten hatten. Statt des allgemeinen Friedensstandes für alle Zukunft war ein begrenzter aufgestellt, wie ihn der Kaiser allein für annehmbar erklärt hatte. Bis zum Austrag des

Der Vertrag abgeschlossen.

25., 26. Juli 1552.

nächsten ordentlichen Reichstags sollte Ruhe und Frieden bestehen und kein Religionsteil den andern befehden. Der Grundsatz der Toleranz und der Lebensgemeinschaft der beiden Konfessionen war somit zugegeben, wenn auch nicht für alle Zukunft, so doch für einen Zeitraum, der unter den obwaltenden Verhältnissen sich sehr weit hinausziehen konnte. Nach diesen Vorlagen sollte der Kaiser den Friedstand zusichern, ohne jedoch ausdrücklich auf eine künftige Beilegung der religiösen Spaltung durch ein ökumenisches Konzil zu verzichten; Moritz und seine Freunde sollten von der zwingenden Gewalt des „Interim“ entbunden sein, und wenigstens bis zur Aufstellung einer neuen gesetzlichen Ordnung durch Kaiser und Reichstag sich des ungestörten Besitzes der Religionsfreiheit nach ihrem Gewissen und Bekenntnis erfreuen. In den andern minder wichtigen Fragen durfte man die Nachgiebigkeit des Kaisers voraussetzen. Die Zustimmung der Verbündeten konnte nicht sogleich erzielt werden; im Lager zu Rüdelheim bei Frankfurt wurden hitzige Debatten geführt: Markgraf Albrecht beharrte bei seiner Forderung, daß seine Verträge mit Nürnberg und den Bischöfen zuvor ausdrücklich bestätigt werden sollten. Aber Moritz war klug genug, das Sichere und Erreichbare dem Unbestimmten vorzuziehen. Eine neue Schilderhebung mit der Achtserklärung im Gefolge hätte leicht alle seine Errungenschaften auf ein ungewisses Spiel setzen können. Der nächste Vorwand seiner Erhebung war durch die Freigebung des Landgrafen, die Karl nicht länger verweigerte, gehoben; eine Fortsetzung des Kriegs hätte den Argwohn der vermittelnden Friedenspartei erweckt und manchen neutralen Fürsten in das kaiserlich-österreichische Lager geführt; die feindlichen Anschläge der Türken wären durch ihn gefördert worden, und wenn schon das Bündnis mit Frankreich schwer auf ihm lastete, so wäre er jetzt noch als Genosse des ärgsten Feindes der Christenheit und des Reichs erschienen und von der öffentlichen Meinung verdammt worden. So wurde das Friedensinstrument, das die
29. Juli 1552. Abgesandten Ferdinands überbracht, von Moritz selbst, von den jungen Landgrafen von Hessen und dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg unterzeichnet. Nur der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach und der Herzog von Braunschweig wollten sich nicht beruhigen. Erzürnt, daß in der Friedenseinigung die Verträge nicht bestätigt und garantiert worden, erhob Albrecht einen neuen Raubkrieg gegen die geistlichen Fürsten am Rhein. Der Bischof von Worms mußte sich durch eine schwere Kontribution loskaufen; in Mainz wurden die erzbischöflichen Häuser in Brand gesteckt; der Stadtrat von Trier überreichte die Schlüssel der Thore; Klöster und Stifter wurden gebrandschatzt und geplündert. Bald werden wir dem Markgrafen in Lothringen begegnen. Aber auch dem Kaiser kamen neue Bedenken. Wie erschrak Ferdinand, der eben von Moritz die Zusage erhalten, daß er mit seinen gesamten Heerhaufen ihn nach Ungarn begleiten wolle, der von Begierde entbrannt war, an den Türken, die soeben die christliche Besatzung von Temeswar wortbrüchig niedergemetzelt hatten, Rache zu nehmen, als der Bruder noch einmal erklärte, er wolle den Vertrag auch in der

veränderten Gestalt nicht annehmen, sondern das Glück der Waffen wieder versuchen. Doch gelang es endlich den Bitten und Vorstellungen des Königs, diesen verderblichen Plan niederzukämpfen. Karl ließ sich überzeugen, daß die Gefahren, von denen das Reich im Osten und Westen bedroht war, nur mit deutscher Hilfe abgewendet werden könnten. Aus Rücksicht für den Bruder, wie er nach Brüssel meldete, erteilte er dem Passauer Vertrag die Bestätigung durch Unterschrift und Siegel, eine Begebenheit von der größten Bedeutung für die Geschichte der deutschen Nation. Denn war auch der Frieden der Konfessionen, der damit ins Leben trat, nur ein begrenzter, so wurde doch zum erstenmal die Notwendigkeit einer politischen und nationalen Lebensgemeinschaft auf verschiedener religiöser Basis anerkannt, so wurde doch der Gedanke verworfen, die kirchliche Einheit mit Gewalt zu erzwingen. 15. Aug. 1552.

Der Kaiser selbst versöhnte sich mehr und mehr mit dem Geschehenen. Mochte auch im tiefen Grunde seiner Seele die Idee seines Lebens unerschüttert fortbestehen, für den Augenblick war er zur Nachgiebigkeit gestimmt: der Sachsenfürst Johann Friedrich durfte in seine Heimat zurückkehren, ohne daß er sich durch irgend eine Zusage an das künftige Konzil gebunden hätte; daß der Kaiser denselben zu dem Versprechen für sich und seine Söhne bewog, die Verträge mit Moritz zu halten und keine Versuche zu machen, das Verlorne mit Gewalt zurückzubringen, gab Zeugnis von seinem Bestreben, für den Augenblick das Reich zu beruhigen. Karl zeigte sich geneigt, in einigen Dingen den Deutschen zu Gefallen zu sein, einzelne Abänderungen in seiner Regierung zu treffen; er trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, für die laufenden Geschäfte der Reichsregierung einen Staatsrat aus Deutschen einzusetzen, eine Idee, welche von Ferdinand gebilligt und allenthalben mit Beifall begrüßt ward; er gewann es sogar über sich, als er auf seiner Abreise einige Tage zu Augsburg verweilte, lutherische Prediger zu dulden, wenn er gleich das alte Stadtregiment wieder herzustellen befahl. Stimmung des Kaisers.

In Augsburg verabschiedete der Kaiser seinen erlauchten Gefangenen, der sich so loyal und treu bewiesen und so geduldig sein Schicksal ertragen, das ihm sein Gott auferlegt, mit gnädigen und anerkennenden Worten. Lukas Cranach, der aus Liebe und Anhänglichkeit die Gefangenschaft seines ehemaligen Landesherrn geteilt, teilte auch jetzt die Freude der Rückkehr. Wie wohl that es dem redlichen, gottesfürchtigen Mann, als er im alten Heimatland die angestammte Liebe und Treue wiederfand, als ihn die Seinigen mit Freudenthränen empfingen, als in allen Städten und Dörfern, durch welche ihn sein Weg führte, die Einwohner jedes Standes und Alters im Festschmuck zu seiner Begrüßung herbeizogen und religiöse Gesänge anstimmten! Wie ein Märtyrer und Heiliger wurde er verehrt und gefeiert. Auch der Landgraf Philipp kehrte endlich von der Tyrannei seiner spanischen Wächter befreit nach Kassel zurück. Die Gemahlin, die so treu und eifrig, wenn auch erfolglos für seine Befreiung gewirkt, Rückkehr der gefangenen Fürsten. Sept. 1552.

konnte den Heimkehrenden nicht mehr empfangen; an ihrem Grab in der Martinskirche kniete Philipp nieder und gedachte in frommer Andacht der vergangenen Leiden und Prüfungen. Margarete v. d. Saal war nun anerkannte und einzige Landgräfin. Er kam ohne Gedanken der Rache zurück; sein Herz war ruhig geworden. Auch die vertriebenen und flüchtigen Prediger fanden eine freudige Aufnahme bei ihren alten Gemeinden. Es war für sie ein Tag der Erlösung vom Druck des Interims, ein Tag der Auferstehung aus dumpfer Geistesnacht. Ohne Zweifel hat Landgraf Philipp die evangelische Sache durch seine Doppelehe schwer geschädigt. Aber er hat auch schwer gebüßt, und ein tapferer, aufrichtiger Kämpfer ist er stets geblieben. „Lügen," erklärte er, „habe er nicht gelernt; das stehe auch niemand wohl an." So hat ihn selbst ein kaiserlicher Minister dem Kaiser geschildert: „Zweierlei habe er in diesem Fürsten gefunden; das eine sei Wahrheit: was er rede und handle, das thue er aus einem offenen Herzen, und erhalte sich also, rede nicht eines und meine ein andres; das andre sei Beständigkeit: daß nicht, was er heute handle oder rede, morgen nein sei." Als Philipp einst von Moritz den Antrag erhielt, die Gnade Karls V. durch Abfall und Kampf gegen Kurfürst Johann Friedrich zu verdienen, hat er es mit dem zürnenden Wort zurückgewiesen, daß er kein Welscher, sondern ein Deutscher sei, der auf Brief und Siegel, Treu und Glauben halte. Er meinte, der Kaiser halte selbst nichts von den Italienern, weil sie es „für eine geringe Unehre achten, daß sie heute einem dienen und morgen zum andern fallen". Wer wider Gott und Gewissen handle, schreibt er, der „werde in der Historie zu einem ewigen Gedächtnis gezogen"; und: „sollten wir hernach hören, daß einer Dinge von uns sagte, die wir nicht verantworten konnten, und müßten dazu stillschweigen, so wollten wir lieber tot sein". Jetzt endlich winkte dem Schwergeprüften ein friedliches Alter.

XXI. Karls V. letzte Regierungszeit und Ausgang. Die Friedensschlüsse.

1. Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Des Kaisers Abneigung gegen den Passauer Vertrag. Mit innerem Widerstreben hatte der Kaiser seine Zustimmung zu dem Passauer Vertrag gegeben. Er ahnte, daß damit eine neue Zeit anbrechen würde, die mit seinen Ideen von Weltregiment und Staatsordnung in schroffem Gegensatz stand. Seine Zustimmung war daher nicht aufrichtig, in der Tiefe seiner Seele schlummerte fortwährend der Gedanke, sich des aufgedrungenen Friedens wieder zu entledigen; darum zeigte er auch wenig Eifer, die unzufriedenen und unruhigen Elemente in Deutschland zu unterdrücken. Nur die Notwendigkeit,

den auswärtigen Feinden zu wehren, die kaiserliche Autorität in Italien zu stärken, dem Vordringen der Franzosen einen Wall entgegenzuwerfen, dem König Ferdinand gegen die Türken freie Hand zu schaffen, brachte ihn zu dem Entschluß, vor der Hand von einer Erneuerung des Kriegs gegen die deutschen Fürsten abzustehen und mit den beträchtlichen Streitkräften, die er aus allen Landen zu sammeln bemüht war, zunächst gegen die Franzosen zu ziehen. Deutschland konnte er vorerst der eignen Zwietracht überlassen.

Der Feldzug gegen Metz.

Es war dem Kaiser ein unerträglicher Gedanke, daß ein so wenig befähigter und bedeutender König wie Heinrich II. durch die Gunst der Zeitereignisse Vorteile erringen sollte, wie sie der tapfere Vater mit allen Anstrengungen nicht zu erlangen vermocht, daß er, der mächtigste Monarch seit vielen Jahrhunderten, die Schmach erleben sollte, Städte und Reichslande entfremdet zu sehen, welche das Herz der deutschen und burgundischen Staaten berührten, mit ihrer ganzen Vergangenheit an das deutsch-römische Kaisertum gewiesen waren. Denn wie sehr sich auch die Lehnsbande, welche das überrheinische Land an Kaiser und Reich knüpften, im Laufe der Zeit gelockert hatten, daß das Herzogtum Lothringen deutsches Reichsland sei, der Herzog unter kaiserlicher Lehnshoheit stehe, wurde staatsrechtlich nicht in Zweifel gezogen. Allerdings hatte das herzogliche Geschlecht seit einem Jahrhundert mehr Sympathie für Frankreich gezeigt als für das verlotterte Deutsche Reich; dagegen waren die drei Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, deren Besitzungen in dem lothringischen Herzogtum lagen, reichsunmittelbare Fürsten, erhielten vom Kaiser die Investitur und gehörten zu dem Metropolitanverband von Trier. Die drei Städte waren freie Reichsstädte, die nur unter der Oberhoheit des Kaisers standen und in Rechtssachen die kaiserliche Kammer in Speier als oberstes Gericht anerkannten. In Metz war der Reichstag abgehalten worden, auf welchem 1356 das Reichsgrundgesetz Deutschlands, die Goldene Bulle, zu stande kam. Trotz aller fremden Einwirkung hatte die Bürgerschaft jederzeit treu zur deutschen Nation gehalten. Als Moritz von Sachsen zögernd das von Frankreich dargebotene Schutz- und Trutzbündnis einging, um die Selbständigkeit Deutschlands und die Existenz des evangelischen Glaubens gegen die kaiserliche katholische Politik Karls V. zu retten, gedachte er nicht, jene westlichen Reichsstädte den Franzosen preiszugeben. Die vieljährigen Kriege zwischen Frankreich und Habsburg, die Furcht des französischen Hofes vor der wachsenden Übermacht des spanisch-österreichischen Herrscherhauses konnten die deutschen Fürsten wohl zu dem Glauben führen, Heinrich II. habe keinen andern Zweck, als dieser Übermacht entgegenzutreten, die Unabhängigkeit Deutschlands zu erhalten und die protestantischen Fürsten in ihrer religiösen Freiheit zu schützen: denn so lauteten die gleisnerischen Worte des Vertrags von Chambord. Moritz mochte der Meinung sein, das gemeinsame Interesse gegen den gemeinsamen Feind sei eine genügende Grundlage zu einer politischen Allianz. Wenn bei der Gelegenheit vielleicht die drei geistlichen Herren ihre weltliche Herrschaft einbüßten und die Kriegsentschädigung mit ihren zeitlichen Besitzungen bestritten würde, so mochte eine solche Säkularisation dem evangelischen Kurfürsten nicht als ein großes Unglück erscheinen. Freilich hätte ihn das Verfahren des Königs gegen die eignen reformierten Unterthanen überzeugen können, daß Heinrich II. ein unzuverlässiger Beschützer der „evangelischen Freiheit" des deutschen Volks sein dürfte; aber eine solche Politik war ja doch möglich und wurde von Frankreich zu verschiedenen Zeiten unbedenklich verfolgt. So kam denn das Bündnis zu stande wider den Rat Melanchthons und wider die Vorstellung der sächsischen Stände. Ein Manifest in deutscher Sprache von Fontainebleau aus erlassen, verkün-

dete alsbald der Welt, „daß allerlei schwere Klagen vieler Fürsten und andrer trefflichen Leute deutscher Nation zu dem König gedrungen, wie sie vom Kaiser mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft unterdrückt und in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt würden; dies könne nicht ohne Schaden der Krone Frankreichs geschehen, da die deutsche Nation eine feste Vorburg der ganzen Christenheit sei. Deswegen habe er den deutschen Fürsten und Ständen seine Hilfe nicht versagen wollen, sondern mit ihnen aus göttlichem Eingeben und Antrieb einen Bund aufgerichtet und den festen Entschluß gefaßt, alle seine Macht, Freunde, auch eigne Person mit denselben in Gemeinschaft einzusetzen. Dabei habe er keinen andern Zweck, als aus freiem königlichem Gemüte die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reichs zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in welche sie versetzt worden, zu befreien, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen ihres langwierigen Gefängnisses zu entledigen und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen, wie er einst dem Flamininus in Griechenland zu teil geworden. Niemand solle einiger Gewalt sich befürchten, da er den Krieg bloß deshalb unternommen habe, um einem jeden seine verlorne Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freiheiten zu verschaffen". Diese feierliche Beteuerung des Königs, der sich sogar auf dem Titel des Manifests als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten" bezeichnete, daß er keinen eignen Vorteil oder Gewinn suche, war berechnet, den Kurfürsten Moritz und die übrigen Verbündeten zu täuschen und in Sicherheit einzuwiegen. Daher wurde dem König auch vertragsmäßig zugestanden, die Städte Metz, Toul und Verdun zeitweilig als Vikar des heiligen Reichs mit Vorbehalt aller dem Reich zustehenden Rechte zu besetzen. Zu dieser „einstweiligen" Okkupation traf nun der König sofort die nötigen Anstalten. Während Moritz gegen den Kaiser zu Felde zog, rückte der Connetable von Montmorency mit einer beträchtlichen Streitmacht von Fußvolk und Reiterei in Lothringen ein, brachte Toul, Verdun und Nanzig zur Unterwerfung, entzog der Herzogin Christine von Dänemark, einer Nichte des Kaisers, die vormundschaftliche Regierung, die sie seit dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Franz († 1545) über ihren minderjährigen Sohn Karl führte, und übertrug die Verwaltung dem Grafen von Vaudemont, einem ergebenen Diener Frankreichs. Nanzig erhielt eine französische Besatzung. Den jungen Fürsten sandte man nach Paris zur Vollendung seiner Erziehung. Dort wurde er in der Folge mit des Königs Tochter Margarete vermählt und damit der Weg zur Annektierung betreten. Die Protestation der Herzogin-Mutter blieb unbeachtet. Kaiser Karl V. hatte für die bedrohte Landschaft keine Hilfe. Eine Widerlegung des französischen Manifests war alles, was er zum Schutze Lothringens unternahm. — Der Plan Heinrichs II. war indessen nur unvollkommen erreicht, wenn nicht auch Metz, die so günstig gelegene feste Moselstadt, in französische Hände kam. Dazu bedurfte es aber größerer Anstrengungen und stärkerer Hebel, da die Bürgerschaft treu zum Reich hielt und entschlossen war, jeden Versuch einer feindlichen Okkupation von sich zu weisen. Die französische Politik fand jedoch Mittel und Wege, durch Hinterlist und Täuschungen zum Ziel zu kommen, und erlangte wie ein Jahrhundert später bei dem Anschlag auf Straßburg ein willfähriges Werkzeug in dem Bischof von Metz, einem Kardinal und Würdenträger der Kirche. Denn die römisch-katholische Geistlichkeit fühlte sich zu allen Zeiten sicherer und wohler unter dem Schutz des „allerchristlichsten Königs", als unter dem ohnmächtigen Reichsregiment mit Reichstagen, wo protestantische Fürsten und Stände Sitz und Stimme hatten. Bischof Robert, „ein unterwürfiger Knecht Frankreichs", verstand es, mit Hilfe einiger Patrizier eine Spaltung im Stadtrat zu erzeugen und eine französische Partei zu bilden. Im Vertrauen auf diese Unterstützung stellte der Connetable von Montmorency das Verlangen eines Durchzugs seiner Armee durch

die Stadt; die Bürgerschaft widersetzte sich der Anmutung standhaft, wurde aber allmählich durch die Intrigen und Verführungskünste der französischen Parteigenossen zu dem Zugeständnis gebracht, der Feldherr selbst möge seinen Durchzug durch die Stadt nehmen, begleitet von einem Fähnlein der Garde und den Kavalieren seines Stabes, nicht aber das Heer. Mehr bedurfte man nicht. Dem einen Fähnlein folgte die Garde, und dieser die ganze Armee. Auf die Vorstellungen der Bürgerschaft stellte sich der Connetable sehr entrüstet über den Zudrang, meinte aber, die Stadt werde keinen Schaden nehmen, wenn das Heer seinen „Durchzug" durch dieselbe mache. Kaum aber war der letzte Mann in das Thor eingezogen, so wurden die Truppen bei den Bürgern einquartiert und von einem Abzug war keine Rede mehr. Die Komödie war gut gespielt, aber sie sollte mit einem tragischen Ende schließen. Um den Magistrat zu einem gefügigen Werkzeug der französischen Politik zu machen, lud Montmorency diejenigen Mitglieder, die nicht von der Partei waren, unter einem erdichteten Vorwand in sein Zimmer und durchbohrte mit eigner Hand den Ältesten des Schöffenrats, während seine Garden über die andern herfielen und sie niedermachten. Wer wollte nach solchen Vorgängen noch Widerstand wagen? Als der König am 18. April 1552 in Metz einzog, feierte ihn die Inschrift eines Triumphbogens als „Protektor des heiligen römischen Reichs", und auf die Bitte des Magistrats, der Stadt ihre Freiheiten und Privilegien zu erhalten, antwortete er zweideutig: „Ich werde euch wie die Meinigen behandeln." Der glückliche Erfolg in Lothringen füllte Heinrich II. mit der Hoffnung, auch Straßburg zu gewinnen und mit den deutschen Fürsten am Rhein einen Bund unter Frankreichs Protektorat aufzurichten. Dazu war aber die Zeit noch nicht gekommen. Als die Straßburger Miene machten, den Retter der deutschen Freiheit, der bereits nach Zabern vorgedrungen war und die Rheinstadt von den Hausbergen aus in Augenschein nahm, mit den Waffen zu empfangen und die rheinischen Kurfürsten nebst einigen andern Landesherren auf einer Versammlung in Worms das vorgeschlagene Bündnis entschieden von sich wiesen und bei der dem Reich schuldigen Treue beharren zu wollen versicherten, stand der König vorerst von seinen weiteren Plänen ab und begnügte sich, mit einem kleinen Gefolge in Straßburg einzureiten und sich von dem Rat bewirten zu lassen. Der Abschluß des Passauer Vertrags mahnte ihn zur Mäßigung. Er erklärte den Abgesandten des Wormser Fürstentags: da durch ihn das Reich wieder zu seiner Freiheit gelangt sei, sehe er sein Werk als beendigt an und ziehe sein Heer aus Lothringen zurück. Doch wurde auf dem Heimweg noch Luxemburg mit Feuer und Schwert verwüstet und somit dieses Grenzland gleich anfangs in die Leidensgeschichte Deutschlands hineingezogen. Die drei Bistümer aber, deren einstweilige Besitznahme dem König im Vertrag mit Moritz zugestanden war, wurden nicht geräumt; vielmehr wurden die Städte Metz, Toul und Verdun dem französischen Reichskörper einverleibt und damit ein Gebiet von 50 Quadratmeilen mit einer größtenteils deutschen Bevölkerung von 300,000 Seelen dem Reich entfremdet. Heinrich II. zögerte nicht, sich den Raub für die Zukunft zu sichern. Hatte sein Gesandter trotz aller „Praktiken" nicht vermocht, den Passauer Frieden zu hintertreiben, so wollte er doch wenigstens für seine guten Dienste um die deutsche Freiheit entschädigt sein. Vor allem lag ihm Metz am Herzen. An diese Stadt knüpfte sich Verlust oder Gewinn der Bistümer Lothringens, des Herzogtums Bar und der Champagne, sie war der Schlüssel zu Frankreich selbst, ebenso wie seither zu Deutschland. Darum setzte der König einen Mann zum Befehlshaber ein, der sich die Stadt nicht leicht entreißen ließ — den Herzog Franz von Guise. Dieser verbesserte die Festungswerke, legte eine starke und treffliche Besatzung in die Stadt und traf alle Anstalten zu einer dauerhaften Verteidigung. Denn als der französische König sich weigerte, die temporäre Okkupation, die er als Reichsvikar unter-

nommen, vertragsmäßig aufhören zu lassen, rückte ein kaiserliches Heer ein, um die „Vormauer des Deutschen Reichs" wieder mit Gewalt zu gewinnen. Der langsame Zug Karls gab jedoch dem Herzog Zeit, seine Verteidigungsanstalten in Metz zu vervollständigen. Erst im Herbst zog der Kaiser über die Stadt Straßburg, deren gute Haltung bei dem Einfall der Franzosen er anerkennend rühmte, nach dem lothringischen Gebiet. Der streitsüchtige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der, wie wir wissen, nach dem Passauer Vertrag seinen Raub- und Erpressungskrieg gegen die geistlichen Herren in Franken und am Rhein fortgeführt hatte und dann mit einem beträchtlichen Heerhaufen von Landsknechten in französische Dienste getreten war, konnte dem Fortgang und Erfolg der kaiserlichen Waffen sehr beschwerlich werden. Aber zum Glück für den Habsburger hatte sich der unruhige Mann gerade mit den Franzosen wegen Nichterfüllung der Verträge überworfen und den Herzog von Aumale, den Bruder des Kommandanten von Metz überrascht und als Gefangenen nach seiner Feste Plassenburg abführen lassen. Als Sieger wurde er von Alba dem Kaiser im Lager bei Metz vorgestellt, und dieser trug kein Bedenken, denselben durch große Zugeständnisse auf seine Seite zu
Okt. 1552. ziehen und gegen Frankreich zu verwenden. Ende Oktober begann der schwere Belagerungskrieg vor Metz unter der Leitung des Herzogs von Alba und dauerte in den Winter hinein. Guise hatte nicht nur alle Einwohner, welche bei der Waffenführung und Verteidigung nicht zu gebrauchen waren, aus der Stadt entfernt, alle Arbeiter mit Gewalt in den Dienst gezogen und unter strenges Kriegsgericht gestellt, er hatte auch die umliegenden Dörfer in Brand gesteckt, um dem Feind die Annäherung zu erschweren. So nahm denn die Belagerung, obwohl der Kaiser selbst mit dem Markgrafen Albrecht und mit dem Grafen Egmont sich vor Metz einstellte und das Heer auf 40,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter sich belief, keinen rechten Fortgang. Wie viele Breschen auch geschossen wurden, neue Brustwehren und Verschanzungen, in der Eile von dem energischen Guise errichtet, hinderten das Vordringen. Die naßkalte Witterung des Spätherbstes und dann die strenge Winterkälte war den Kaiserlichen, besonders den Spaniern und Italienern verderblich; Tausende erstarrten, die Lagerfeuer, konnten aus Mangel an Holz nicht hinlänglich genährt werden; epidemische Krankheiten forderten zahllose Opfer. Endlich wurde der Befehl zum Abzug nach Diedenhofen (Thionville) gegeben, nachdem die Armee auf die Hälfte zusammengeschwunden, der
Jan. 1553. Rest halb erforen und ausgehungert war. Markgraf Albrecht leitete den Rückzug, der bald in vollständige Flucht ausartete. Die ganze Straße war mit toten und sterbenden Menschen und Pferden, mit Waffen, Kriegsvorräten und verlassenen Gepäckwagen bedeckt. Gefangene und Beutestücke in Menge wurden in die Stadt eingebracht, deren Los durch diesen Ausgang entschieden war. Der Bischof-Kardinal nahm die Macht in geistlichen wie in weltlichen Dingen in Anspruch, setzte einen neuen Stadtrat ein und förderte die Verbindung mit Frankreich aus allen Kräften. Mit der Reichsfreiheit gingen auch die Keime des Protestantismus in Metz unter; alle lutherischen Bücher wurden aufgesucht und verbrannt. Auf den Kaiser machte dieser Unfall, den man hauptsächlich dem strategischen Ungeschick des Herzogs von Alba zuschrieb, einen niederschlagenden Eindruck; und er hatte noch den Verdruß, daß der deutsche Volkswitz seine Schadenfreude in dem Spottliede kund gab: „Die Metz und die Magd (Magdeburg), haben dem Kaiser den Tanz versagt." So ging das Kleinod von Lothringen für das Reich und für die protestantische Kirche verloren. Klerus und Adel frohlockten, aber die Bürger trauerten noch lange um die verlorne Freiheit und städtische Selbstverwaltung; doch was half es, daß Magistrat und Bürgerschaft von Metz, trotz der mißtrauischen Überwachung der französischen Obrigkeit, wiederholt den deutschen Reichstag mit Bitten um Herstellung ihrer alten Rechte und ihrer Angehörigkeit zum Reich bestürmten; was

half es, daß einzelne deutsche Fürsten in den Jahren 1559 und 1568 der Reichsversammlung die warnenden Worte zuriefen, daß die Franzosen die drei lothringischen Stifter und Städte als „Schlüssel zu Deutschland" gebrauchen würden, um die Länder am Rhein unter ihre Gewalt zu bringen; der kurzsichtige Eigennutz der habsburgischen Kaiser, die mehr Wert auf die Mehrung ihrer Hausmacht und die Erhaltung der katholischen Kirche als die Wahrung der Integrität des Reichs legten, sowie die Spaltung und Zwietracht der Fürsten und Stände, die jedes thatkräftige Handeln nach außen lähmten, ließen Frankreich im Besitz des Raubes. Allerdings blieben die Rechte des Reichs vorbehalten und noch ein Jahrhundert lang staatsrechtlich in Geltung; die Städte und Bischöfe konnten noch immer als Stände und Fürsten des Reichs angesehen werden; die kaiserliche Investitur bestand der Idee nach noch fort; ab und zu wurde auch wohl noch der Reichstag beschickt; aber es war nur eine Fiktion, die nicht mehr Bedeutung hatte, als die oberlehnsherrlichen Rechte des Reichs über das Herzogtum Lothringen. Es mußte sogar als bedenklich erscheinen, Fürsten, die thatsächlich blinde Vasallen der Beherrscher Frankreichs waren, sich rechtlich als deutsche Reichsstände gerieren zu lassen. Es war daher für Deutschland kein großes Opfer und kein wirklicher Verlust, als im westfälischen Frieden diese heuchlerische Maske endlich abgerissen und die Besitznahme der drei lothringischen Bistümer durch Frankreich nachträglich sanktioniert ward.

Auch anderwärts hatten die österreichisch-burgundischen Interessen unter den Wirrnissen des Reichs Schaden genommen. Während der Kaiser seine ganze Kraft und Thätigkeit einsetzte, die religiöse Einheit in Deutschland zurückzuführen, und über den kirchlichen Anliegen, über Interim und Konzil die auswärtigen Dinge aus dem Auge verlor, setzten sich die Türken in Temeswar und im Banat fest und drangen erobernd bis Erlau vor. Nur der tapferen Haltung der aus Zipser Landvolk bestehenden Besatzung der Stadt und dem Anrücken des Kurfürsten Moritz mit einem deutschen Hilfsheer war es zu danken, daß Erlau selbst der österreichischen Herrschaft erhalten blieb. Und nicht bloß im Osten bedrängten die Türken die Besitzungen der Habsburger, auch zur See wiederholten sie die alten Angriffe gegen die italienischen Küsten und Inseln. Der Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Habsburg gab auch in der Apenninischen Halbinsel dem Parteitreiben neues Leben. In Neapel, in Toscana, in Genua regten sich französische Sympathien; Flüchtlinge und Verbannte kehrten zurück und arbeiteten der spanischen Herrschaft entgegen. Siena vertrieb die kaiserliche Besatzung und stellte sich unter Frankreichs Schutz; in Parma und Mirandola gewannen die Parteigenossen Heinrichs II. immer mehr Boden; in Neapel entzweite sich der Herzog von Salerno, das Haupt des einheimischen Adels, mit dem Vizekönig und suchte die altfranzösischen Gefühle wieder zu wecken; im Tyrrhenischen Meer kreuzte die französisch-osmanische Flotte und Dragut trieb ungestört sein Piratenwesen. Alles was Karl in früheren Jahren mit Mühe und Anstrengung errungen, geriet in Unsicherheit und Gefahr; die kaiserlich spanische Herrschaft und Autorität in Italien schwankte in ihren Grundfesten. Selbst die eifrigsten Werkzeuge der spanischen Politik gerieten in Verdacht; Mendoza, der gewandte Botschafter in Venedig und Rom, fiel in Ungnade, und Gonzaga, der

Ungarn und Italien.

Statthalter von Mailand, wurde abberufen. Frankreich, noch immer im Besitz von Piemont, schien wieder das alte Übergewicht in der Apenninischen Halbinsel zu gewinnen.

Der Kaiser und Markgraf Albrecht. Alle diese Unfälle und Widerwärtigkeiten waren jedoch nicht im stande, den Kaiser zu einer ehrlichen und aufrichtigen Friedenspolitik gegenüber Deutschland zu führen. Wir wissen, daß er auf seinem Zuge gegen Metz den kriegerischen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der an der Spitze von 10,000 Landsknechten damals eine zweideutige Stellung zwischen den kriegführenden Mächten behauptete, für sich gewonnen. Aber um welchen Preis! Karl mußte die Verträge, die jener den Bischöfen abgetrotzt und der Kaiser selbst in der Passauer Übereinkunft verworfen und kassiert hatte, gutheißen und bestätigen, den Besitzstand alles dessen, was der Friedensstörer durch Raub, Brandschatzung und Erpressung an sich gebracht, gewährleisten, eine Rechtsverletzung, wie sie sogar in jenen treulosen Tagen selten war; der Kaiser selbst konnte zur Entschuldigung eines solchen Verfahrens nur die Not seiner Lage und die Wichtigkeit des Mannes im jetzigen Augenblick geltend machen. Durch den Bund mit dem Markgrafen, der in ganz Deutschland als Reichsfeind und Friedensbrecher betrachtet ward, verwirkte der Habsburger das Vertrauen der Fürsten. Man mißtraute seiner Aufrichtigkeit, den Friedstand zu erhalten; aus manchen Äußerungen glaubte man schließen zu dürfen, daß er nur auf eine Gelegenheit warte, die Pacifikation von Passau wieder umzustoßen, daß er sich des fränkischen Markgrafen bedienen wolle, um schließlich doch noch seine Pläne, insbesondere die Succession seines Sohnes Philipp durchzuführen. In dem Habsburgschen Haus trat wieder der alte Zwiespalt zwischen den beiden Linien zu Tage: während Ferdinand und Maximilian sich enger an Moritz anschlossen und mit ihm ernstlich an der Durchführung des Passauer Friedenswerks arbeiteten, verfolgte Karl andre politische Zwecke und suchte die alte Eifersucht unter den deutschen Fürsten wieder zu wecken. Er konnte es dem sächsischen Kurfürsten nicht vergessen, daß er ihn überlistet, seine Unionspläne zerrissen, ihn zum Frieden gezwungen; daß Moritz ritterlich sein Wort gelöst und für die österreichische Sache einen Feldzug nach Ungarn unternommen, trug ihm bei Karl wenig Dank ein, denn diesem lag mehr die Erhöhung des eignen Geschlechts, als die Interessen der Nebenlinie am Herzen. In Passau hatte die Friedenspartei im Anschluß an König Ferdinand ihre Zwecke erreicht; wenn es dem Kaiser nun gelang, in diese Partei einen Keil zu treiben, einzelne Fürsten durch Sonderinteressen von dem Bund zu lösen und wieder seiner eignen Person zu nähern, so konnten die auf dem Augsburger Reichstag gefaßten Beschlüsse und Entwürfe vielleicht doch noch durchgeführt werden. Markgraf Albrecht war ein beliebter Scharenführer, der dem Sachsenfürsten, von dem er sich im Passauer Vertrag preisgegeben glaubte, feindliche Gesinnung trug. Ein Mann von selbstsüchtiger Natur, der bei allem Thun zunächst den eignen Vorteil im Auge hatte, schien er ein geeignetes Werkzeug für des Kaisers Zwecke.

Als der Markgraf Kasimir, den wir früher bei Gelegenheit des Bauernkriegs kennen gelernt, im fernen Ungarland starb, zählte sein Sohn Albrecht erst fünf Jahre. Sein Oheim, Markgraf Georg von Ansbach, übernahm die Vormundschaft und verhinderte, daß der Knabe nach Österreich zur Erziehung gebracht wurde, wie der Kaiser und Ferdinand beabsichtigten. Vielmehr ließ er den Mündel in dem evangelischen Glauben unterrichten, zu dem er sich selbst bekannte, und gab ihm einen guten Lehrer in dem Philosophen Osopäus. Der junge Fürst besaß große Gaben, aber wenig Lust zum Lernen; seinem Sinn sagte es mehr zu, wilde Pferde zu reiten, tagelang im Forst zu jagen, die Armbrust zu führen. Das kriegerische Leben der Zeit erfaßte ihn frühe. Er trat in die Dienste des Kaisers und focht unter Habsburgs Fahnen gegen die Franzosen und gegen die Schmalkaldener. Die kirchlichen Dinge lagen ihm wenig am Herzen; er hatte keine Bedenken, das kaiserliche Interim anzunehmen; dennoch geht aus manchen Zügen hervor, daß während seines wüsten Kriegerlebens manchmal Gewissenszweifel sich zeigten. Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein solcher Krieg nicht ohne Schaden der Seele geführt werden könne. Da sagte er: „fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst du mit uns fahren" und nahm ihn als Feldprediger zu sich. Einst soll er einem Diener Gottes, der ihm das jenseitige Leben in Erinnerung brachte, im soldatischen Übermut zur Antwort gegeben haben: „wenn er sterbe, werde sich seine Seele auf den Grenzzaun zwischen Himmel und Hölle setzen und zusehen, wer der Stärkere sei, Gott oder der Satan". Noch auf dem Sterbelager ängstigte ihn diese gottlose Rede. Albrecht war ein geborner Kriegsmann, kurz von Rede, aber resolut im Handeln. Seine Leute, mit denen er Not und Entbehrung wie Genuß und Überfluß kameradschaftlich teilte, waren ihm sehr zugethan. Er sah ihnen manches nach, forderte aber strengen Gehorsam und Subordination. Sein ganzes Auftreten hatte einen Anstrich von Wildheit; wie ein Unwetter fuhr er einher und schwang wohl selbst die Kriegsfackel gegen feindliche Dörfer; wenn er im Panzerhemd mit seinem großen rötlichen Bart und wallenden Haupthaar auf dem Streitroß einherritt, befiel die Feinde Furcht und Zagen. Er legte großen Wert auf seinen fürstlichen Stand und hielt sich nicht für zu gering, einmal sogar um die Hand der englischen Königstochter Elisabeth zu werben. Jetzt setzte er alles auf einen Wurf; stand ihm das Kriegsglück zur Seite, so war ihm der Weg zur kaiserlichen Gnade geöffnet, so konnte sein Abenteurerleben einen glänzenden Abschluß nehmen. — Auch noch andre Fürsten ließen sich vielleicht für den Kaiser gewinnen, wenn man wirksame Hebel einsetzte. Wir wissen, daß Karl sich mit dem Gedanken trug, dem Bruder einen deutschen Reichsrat an die Seite zu stellen: dieser sollte ihm als Mittel dienen, ergebene Männer zu belohnen oder zu gewinnen; zumal wenn der Vorsitz darin, wie er beabsichtigte, dem Kardinal von Trient, Madrucci, zu teil ward, auf dessen Gesinnung er sich verlassen konnte. Aber auch hierin widerstrebte ihm der Bruder, welcher den Kurfürsten von Mainz, einen Förderer der Passauer Pazifikationen dafür in Vorschlag brachte. Bereits hatte sich der Markgraf Hans von Küstrin wieder dem Kaiser genähert, die Herzöge Christoph von Württemberg und Albrecht von Bayern suchte er durch Versprechungen und ehrenvolle Auszeichnung zu gewinnen; und stand denn nicht in Sachsen noch immer der „geborne Kurfürst" dem ungetreuen Vetter, der ihn einst verraten und beraubt, unversöhnt gegenüber?

Markgraf Albrecht.

Die kaiserliche Politik schien zu einem neuen Krieg zu treiben; der streitbare und trotzige Markgraf, der im Vertrauen auf den hohen Schutz und Beistand mit seiner Anmaßung immer schroffer hervortrat, beharrte in seiner kriegerischen Haltung und war stets zum Losschlagen bereit. Allein gerade diese Verbindung

Der Fürstenbund zu Heidelberg.

mit dem unverträglichen Mann, der in egoistischer Selbstsucht die Ruhe und Wohlfahrt der Nation geringer anschlug als das eigne Interesse und mit rechthaberischem Trotz alle Ausgleichungsvorschläge von der Hand wies, entfremdete die deutschen Fürsten und Völker mehr und mehr dem burgundischen Herrscherhaus. Katholische wie Evangelische kamen zu der Überzeugung, daß unter dem spanischen Regiment für Deutschland kein Friede zu erhoffen sei, daß nur auf dem in Passau betretenen Weg der Selbsthilfe und Selbstverleugnung dem Reich geholfen werden könne. In diesem Gefühl und zu diesem Zweck wurden im Süden und im Norden Verständigungen und Vereinbarungen eingeleitet, welche ohne Rücksicht auf Konfessionsverschiedenheit die Pazifikation des Reichs auf Grund der in Passau aufgestellten Bedingungen herbeiführen sollten. So vereinigten sich im Frühjahr die Herzöge von Württemberg, Bayern, Jülich und März 1553. Kurfürst Friedrich von der Pfalz auf den Fürstentagen zu Wimpfen und zu Heidelberg zu dem Beschluß, mit gemeinschaftlichen Kräften und Anstrengungen für Wahrung des Friedensstandes zu wirken. Zu dem Zweck bemühten sie sich, die zwischen den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Markgrafen Albrecht obschwebenden Streitigkeiten zu vermitteln und auszugleichen, um die Kriegsflamme auf der drohendsten Stelle zu ersticken; als aber ihr Bemühen scheiterte, sowohl an den übertriebenen Forderungen Albrechts als an der Weigerung der geistlichen Herren, insbesondere des Bambergers, die ihnen abgezwungenen Verträge in ihrem ganzen Umfang einzuhalten, so kamen jene und mit ihnen die Kurfürsten von Mainz und Trier überein, daß sie im Fall eines neuen Kriegs ihre Neutralität wahren und mit vereinten Kräften gegen jedermann verteidigen wollten. Auch wollten sie dahin wirken, die spanische Succession und die Einmischung Granvellas in die deutschen Angelegenheiten fern zu halten.

Kriege in Franken und Braunschweig. Den Markgrafen verdroß es, daß er in Heidelberg sowenig als früher in Passau mit seinen Ansprüchen auf dauernden Besitz dessen, was er den Bischöfen von Würzburg und Bamberg abgenommen hatte, durchzudringen vermochte. Er erhob daher aufs neue die Waffen gegen die Bischöfe und die Nürnberger. Sengend und brennend durchzog er die fränkischen Lande, zerstörte Schlösser und Dörfer, brandschatzte Stifter und Klöster, bedrängte die Städte mit Erpressungen und versicherte sich derselben durch Besatzungen. Mit seinen Erfolgen stieg sein Übermut; selbst die Reichsstadt Schweinfurt mußte sich ihm ergeben. Gleichzeitig wütete ein ähnlicher Krieg im Braunschweigischen. Der alte Herzog Heinrich war ebenfalls unzufrieden mit der Ausgleichung, welche die Passauer Versammlung zwischen ihm und den braunschweigischen Edelleuten getroffen, und griff zur Selbsthilfe. Da nahmen die Gegner den Grafen Volradt, einen Verbündeten Albrechts, mit Kriegsvolk in ihre Dienste und brachten den Herzog ins Gedränge. Vergebens wandte er sich an den Kaiser um Hilfe; dieser wollte sich mit den Landsknechten und ihren Führern, die er vielleicht bald selbst gebrauchen

konnte, nicht verfeinden, und ließ der Sache ihren Lauf. So war ganz Deutschland wieder in kriegerischer Bewegung und die Passauer Friedenseinigung schien fruchtlos zu zerrinnen.

Moritz und Heinrich von Braunschweig.

Jetzt kam für Moritz abermals die Zeit zum Handeln. Ihm vor allen mußte es darum zu thun sein, den Passauer Vertrag und Stillstand zur Anerkennung zu bringen. Mit Ferdinand, der gleichen Sinnes war, hatte er sich auf einer Zusammenkunft in Eger verständigt; nun suchte er vor allem dem wilden Treiben des Markgrafen und seiner Scharen und Verbündeten entgegenzutreten. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß Albrecht fort und fort die ehrenrührigsten Schmähreden gegen ihn ausstieß; sollte es in die Macht eines kleinen Fürsten gestellt sein, ob die Friedensordnungen des Reichs, die man in Passau mit so großer Anstrengung zuwege gebracht, zur Geltung kommen sollten oder nicht? Sollte Deutschland der Gefahr ausgesetzt werden, daß bei längerer Dauer der kriegerischen Bewegungen alle revolutionären Elemente, die in der Tiefe schlummerten, auf die Oberfläche getrieben würden und zu einem allgemeinen Bürger- und Bauernkrieg sich entzündeten? Von dem Kaiser war kein ernstliches Eingreifen zu erwarten. Denn wenn er auch zuletzt selbst über das wüste Gebahren der markgräflichen Kriegshaufen Unwillen äußerte, so hatte er sich doch die Hände gebunden und glaubte wegen des französischen Kriegs die Söldnerführer schonen zu müssen. So fühlte sich denn Moritz durch persönliche Motive wie durch das Wohl der deutschen Nation aufgefordert, das Schwert zu ergreifen und dem ruchlosen Treiben des fürstlichen Söldnerhauptmanns entgegenzutreten, dem Passauer Friedensvertrag Anerkennung zu verschaffen. Es fiel ihm nicht gar schwer, sich mit Herzog Heinrich zu verständigen. Darauf brachte er Volradt auf seine Seite. Der Graf verabschiedete seine Kriegshaufen, die dann größtenteils in Heinrichs Dienste traten und diesem bald das Übergewicht über die Gegner verschafften. Vereint reichten nun beide Fürsten den bedrängten Bischöfen und Städten in Franken die Hand und bestärkten sie in ihrem Widerstand. Ferdinand und der Heidelberger Fürstenbund begünstigten ihr Unternehmen; böhmisches Kriegsvolk vereinigte sich mit den Meißener Heerhaufen.

Albrecht im Braunschweigschen.

Der Markgraf blickte mit Unruhe auf die wachsende Macht der gegnerischen Fürsten; wenn sie in Franken einrückten, stand er hilflos unter einer erbitterten, feindlich gesinnten Bevölkerung. Er beschloß daher sich auf den schwächeren seiner Gegner zu werfen, und rückte in das braunschweigische Gebiet ein. Er wußte, wie viele Widersacher der streitsüchtige Herzog im eignen Land besaß, die bei der ersten Gelegenheit sich gegen ihn zusammen thun würden. Und in der That, als Albrecht über Arnstadt, Mansfeld und Halberstadt heranzog, durch Brandschatzungen Geldmittel herbeischaffend, schloß sich Erich von Kalenberg mit tausend Reitern an ihn an. Dessen Mutter, eine geborne Markgräfin von Brandenburg, welche von Heinrich manche Unbill erfahren hatte, vermittelte die Vereinigung. Viele Herren und Städte folgten dem Beispiel. Der evangelische Glauben, zu

dem sich der Markgraf bekannte und den er jetzt nachdrücklich geltend machte, erwarb ihm in dem Braunschweiger Lande manche Freunde. Denn Herzog Heinrich hatte sich trotz des einst bei seiner Freilassung dem Landgrafen gegebenen Versprechens durch Härte und Verfolgungssucht gegen die neue Lehre verhaßt gemacht, und dem Kurfürsten Moritz trugen die Evangelischen noch immer seinen Verrat im Schmalkaldischen Krieg nach. Und wie wenig auch bisher der Markgraf in seinen Handlungen durch konfessionelle Motive geleitet worden war, der brandenburgische Name wies ihm seine Stellung unter den Augsburger Konfessionsverwandten an, und daß er hauptsächlich die Klöster und geistlichen Stifter zum Ziel seiner kriegerischen Angriffe aussersah, verminderte nicht die Sympathie der evangelischen Völker, deren Haß sich in erster Linie gegen diese Diener und Werkstätten des Papismus gerichtet hatte.

Partei-stellungen. Wie zerfahren waren doch damals die öffentlichen Zustände Deutschlands! Der Markgraf, ein Anhänger der Augsburgischen Konfession, der seine Hauptstützen in der populären und protestantischen Bevölkerung des Nordens suchte, bekämpfte im Einverständnis mit dem Kaiser, dem heftigsten Widersacher des evangelischen Glaubensbekenntnisses, die Passauer Vertragsbestimmungen, welche der protestantischen Sache die so lange versagte Anerkennung zusicherten; und Moritz von Sachsen trat im Bund mit Frankreich, mit Ferdinand von Österreich, mit Heinrich von Braunschweig und mit den geistlichen Fürsten am Main als Verteidiger derselben Friedensverträge auf! Der Kampf war für die Zukunft Deutschlands von der höchsten Bedeutung. Dieselben Prinzipien, um die man seit dreißig Jahren gestritten, traten jetzt noch einmal in veränderter Gestalt und in verschobenen Parteistellungen einander gegenüber. Es war nur ein Nebengefecht, wenn Moritz jetzt gegen Albrecht zu Felde zog; der eigentliche Kampf war gegen den Kaiser gerichtet: die Passauer Friedenseinigung sollte zur Geltung kommen und zugleich die spanisch-burgundische Politik auf immer aus Deutschland verdrängt werden. Denn es war kein Geheimnis, daß der Kurfürst, wenn er den Schildträger Karls niedergeworfen haben würde, im Bund mit Frankreich den Kaiser in seinen niederländischen Erbstaaten befehden würde, daß Verhandlungen über die künftige Wahl eines römischen Königs zwischen Moritz und Heinrich II. geführt wurden. Wie einst bei Maximilians I. Tod, so traten noch einmal die Valois und die Habsburger als Rivalen um den Ehrenrang in Europa auf den Kampfplatz.

Die Schlacht bei Sievershausen. 9. Juli 1553. Aber alle Pläne und Entwürfe wurden verrückt und vereitelt durch den Ausgang der Schlacht von Sievershausen. Als Markgraf Albrecht in der Nähe dieses braunschweigischen Dorfs sich einer Furt bemächtigen wollte, um in das Magdeburgische vorzudringen und den Feind im eignen Lande zu bekriegen, sah er sich von dem kampfgeübten, schlachtmutigen Kurfürsten, der an der Spitze der thüringischen und meißnischen Ritterschaft vorgedrungen war und sich mit braunschweigischen, fränkischen und böhmischen Kriegshaufen verstärkt hatte, plötzlich

angegriffen. Die Streitkräfte waren ziemlich gleich, nur daß Moritz dem Gegner an Reiterei überlegen war. Es entbrannte ein heißer Kampf, in welchem Führer und Mannschaften in todesmutiger Tapferkeit um den Sieg rangen. „Es ist eine so ernste Schlacht gewesen," sagt ein zeitgenössischer Bericht, „dergleichen viele alte Kriegsleute nicht gedenken." Wohl einhundertundfünfzig Edelleute lagen auf dem Waffenfeld, unter ihnen die zwei ältesten Söhne des Herzogs von Braunschweig, Philipp und Viktor, ferner Bastian von Wallwitz, der einst Leipzig verteidigt, der letzte Graf von Beichlingen, ein Miltitz und „andre gute Gesellen". Die vorderen Glieder auf beiden Seiten wurden getrennt und ineinander vermengt, „niemand wußte hier wer Freund, wer Feind sei, wer siegen, wer verlieren würde". Fürst Ludwig von Lüneburg, der die Fahne von Moritzens Leibwache trug, wurde von einem Landsknecht niedergestoßen. Anfangs waren die Markgräflichen im Vorteil; da stürzte sich Moritz in das dichteste Schlachtgewühl und stellte durch Zuruf und ritterlichen Kampf die weichenden Glieder wieder her. Aber während er in furchtloser kühner Hast die gebrochenen Reihen sammelte und ordnete, traf ihn eine Kugel aus einer Feuerbüchse. Schwer verwundet wurde er weggeführt; allein die Seinen setzten dem weichenden Feind heftig zu und erfochten einen vollständigen Sieg. Die Zahl der Gefallenen auf Albrechts Seite soll sich auf zweitausend belaufen haben. Auf seinem Schmerzenslager im Zelt fertigte Moritz noch selbst den Siegesbericht an den Bischof von Würzburg ab.

Moritzens Tod und Charakter.

Die Wunde war gefährlicher als man geglaubt hatte; der tapfere Mann sollte die Früchte seiner Anstrengungen nicht mehr genießen. Nachdem er das Abendmahl nach evangelischer Weise genommen und seine letzten Anordnungen getroffen, schied er am zweiten Tag aus dem Leben. „Gott wird kommen!" sollen seine letzten Worte gewesen sein. Er stand noch im blühendsten Mannesalter; kaum hatte er das zweiunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt. Moritz war ein Fürst von der höchsten Begabung; ein längeres Leben würde das rätselhafte Dunkel, das über seiner geschichtlichen Stellung schwebt, verscheucht haben; jetzt liegen nur die Anfänge seiner ereignisvollen Regierung, seines eingreifenden Wirkens zur Beurteilung vor. Daß er einst in der Entscheidungsstunde die Sache der Schmalkaldener verlassen und verraten und dadurch wesentlich die Niederlage der Augsburgischen Konfessionsverwandten herbeigeführt, wurde in evangelischen Kreisen nie vergessen; ein Gefühl des Mißtrauens und der Abneigung blieb auch dann noch auf ihm haften, als er mit aller Entschiedenheit für die Aufrichtung eines Friedensstandes auf Grund religiöser Gewissensfreiheit in die Schranken trat und sein Streben mit einem ehrlichen Reitertod besiegelte. Freilich standen ihm auch zuletzt meistens katholische Verbündete zur Seite, wodurch das Mißtrauen der Glaubensgenossen aufs neue rege ward; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß er von der festen Absicht geleitet war, den Passauer Stillstand in einen sicher garantierten Frieden zu verwandeln, die deutsche Nation auf sich selbst

zu stellen, die spanischen Einflüsse abzustoßen. Daß er zur Erreichung dieses Ziels über die Mittel und Helfer nicht wählerisch war, lag teils in seiner Natur, teils in den Anschauungen der Zeit. Im Gefühl seiner geistigen Kraft und Überlegenheit konnte er der Hoffnung leben, unter veränderten Zeitverhältnissen auch der unbequemen Bundesgenossenschaft und unpatriotischen Verpflichtungen sich zu entledigen. Nur ein Mann wie er, „so bedächtig und geheimnisvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache", wäre fähig gewesen, das Deutsche Reich aus dem Zustand der Zerrüttung und Zerfahrenheit, in den es nicht ohne Moritzens eigne Schuld geraten war, wieder aufzurichten, es wieder in gesundere Bahnen zu führen. Dazu hätte es vor allem eines nationalen patriotischen Sinnes bedurft. Ob der sächsische Kurfürst von einem solchen Gefühl beseelt und getragen war, ist durch seinen frühen Tod ein Geheimnis geblieben. Es war ihm vom Schicksal versagt, seine Natur auszuleben, mit seiner ganzen historischen Persönlichkeit vor das Urteil der Nachwelt zu treten; nur wenige Jahre eines tiefbewegten Daseins bilden die Unterlage zu seinem geschichtlichen Charakterbild; aber was er während dieser kurzen Spanne Zeit unternommen und ausgeführt hat, gibt einen sicheren Begriff von seinem Wesen. Es wird berichtet, Kaiser Karl V. habe bei der Nachricht von dem Fall des Wettiners ausgerufen: „Absalom, mein Sohn!" Er hat damit das Verhältnis beider richtig angedeutet. Der deutsche Fürst war der echte Schüler des spanisch-habsburgischen Herrschers. Wie Karl wurde auch Moritz in erster Linie von politischen Motiven geleitet, das religiöse Bekenntnis war für ihn von untergeordneter Bedeutung. Daß er bei seinen Handlungen den Eingebungen seines Ehrgeizes folgte, die eigne Erhöhung und Machtvergrößerung im Auge hatte, wird nicht geleugnet werden können und war bei einem jungen Mann von so hervorragender geistiger Überlegenheit ein natürlicher Zug. Bei diesem ehrsüchtigen Streben dienten ihm persönliche Verhältnisse nur als Mittel und Stufenleiter, die Menschen nur als Werkzeuge. Die sittlichen und gemütlichen Regungen, die Gefühle von Treue und Loyalität waren in ihm wenig entwickelt und wenig maßgebend. Und gerade darin diente ihm Karl als Vorbild, waren die spanischen und italienischen Fürsten, Staatsmänner und politischen Schriftsteller seine Lehrmeister. Kluge Berechnung menschlicher Triebe, vorsichtige Zurückhaltung mit seinen Plänen und Entwürfen, Verstellung als Maske der Gedanken und Vorsätze, dazu rasche Durchführung seiner Entschlüsse durch mutigen Unternehmungsgeist und kriegerische Tapferkeit, das waren die Mittel und Eigenschaften, denen er seine Erfolge verdankte. Wenn er diese anfangs für den Kaiser einsetzte, um durch ihn erhöht zu werden, so wandte er sie später gegen denselben, um seine gefährdete Fürstenehre zu retten, um sich den ruhigen Besitz des Errungenen zu sichern, um der Nation Frieden und Freiheit zu geben, welche für seine eigne Sicherheit und Wohlfahrt unabweislich war. In diesem zweiten Auftreten gereichte es ihm zum Ruhm, daß

er neben seinen eignen Interessen die Vorteile des deutschen Volks im Auge hatte, indes der Kaiser dieselben Künste und Wege nur zur Befriedigung der Herrschsucht, zur Verwirklichung seiner weltmonarchischen Ideen, zum eignen Triumph anwendete. Das Schicksal duldet selten das Überschreiten natürlicher und gesetzmäßiger Grenzlinien. Moritz mußte sein Leben als Sühne seiner Vermessenheit darbringen und der Kaiser erlitt das tragische Geschick, alle seine Pläne vereitelt zu sehen und in der Weltflucht den Seelenfrieden zu suchen.

Hätte Moritz den Sieg bei Sievershausen ausnutzen können, so durften noch große Ereignisse erwartet werden. Heinrich II. war bereits ins Feld gerückt, um auch noch Cambrai, die vierte in dem Vertrag erwähnte Stadt zu erobern. Deutsche Landsknechte unter Reiffenberg und dem Rheingrafen begleiteten die französischen Heere. Wären die sächsischen Kriegshaufen in die Niederlande vorgedrungen und hätten von Osten oder Norden her die Waffen Frankreichs unterstützt, so möchte es dem Kaiser, der sich selbst im Lager von Valenciennes eingefunden hatte, schwer geworden sein, den Feind vom südlichen Flandern abzuhalten. Nun richtete sich zunächst die Aufmerksamkeit auf den Gang der deutschen Dinge. Albrecht triumphierte, als er vernahm, daß der Bundeshauptmann „der Pfaffen und Husaren“ aus der Welt gegangen; er hoffte, daß die Söldner, die Herzog Heinrich doch nicht werde unterhalten können, größtenteils unter seine Fahne treten würden. Allein die fränkischen Fürsten und Städte, welche den Abzug des Markgrafen benutzt hatten, um die verlornen Territorien zurückzuerobern und an den Besitzungen des Feindes Rache zu nehmen, setzten den Herzog in den Stand, den Kampf gegen den Friedensstörer fortzuführen. Die Nürnberger stellten sich mit Geldsummen in seinem Lager ein, damit er den Kriegsknechten die Löhnung entrichte und sie zum weiteren Kampf willig mache. So kam es, daß der Markgraf bei Steterburg ein zweites Treffen verlor und nun wieder nach dem Main zurückkehrte, um seine Erblande zu verteidigen und die alten Gegner seinen Arm aufs neue fühlen zu lassen. Da vermittelte der Abgeordnete von Nürnberg, Erasmus Ebner, eine Ausgleichung Heinrichs mit den Braunschweigern. Der bejahrte Fürst war durch den Fall seiner beiden Söhne schwer getroffen; eine mildere versöhnlichere Stimmung hatte in seinem Herzen Wurzel geschlagen. Er willigte ein, daß die Stadt bei ihrem evangelischen Glauben bleiben dürfe, und erhielt dafür die Anerkennung seiner oberherrlichen Rechte. Auch mit Herzog Erich von Kalenberg und dem Adel des Landes wurden Verträge geschlossen. Und schon hatte sich auch in andern Gegenden das Verlangen nach einem geordneten Friedensstand geregt. Die Glieder des süddeutschen Fürstenvereins von Heidelberg, dem nun auch König Ferdinand beitrat, erneuerten den Beschluß, daß sie in neutraler Stellung verharren und jeder Störung ihres eignen Besitzstandes mit gemeinsamer Abwehr entgegentreten wollten. In Sachsen fand Herzog August, den der Bruder in Staatsgeschäften nach Dänemark entsandt hatte, bei seiner Rückkehr solche Erschöpfung durch die schweren Kriegs-

Folgen der Schlacht von Sievershausen.

opfer, daß er dem Gedanken Raum gab, einen Frieden zu schließen, sobald es mit Ehren und Sicherheit geschehen könne. Die Landschaft bestärkte ihn in diesem Vorhaben. Als nun der Kaiser auf die Anfrage Johann Friedrichs den Ausspruch that, daß die Kurwürde bei der Albertinischen Linie verbleiben solle, da August in Augsburg die Mitbelehnung empfangen, willigte der Herzog in
11. Sept. 1553. ein durch Brandenburg und Dänemark vermitteltes Abkommen mit dem Markgrafen und trat vom Krieg zurück. Die Erneuerung der alten Erbverbrüderung zwischen den drei Häusern Sachsen, Brandenburg und Hessen sollte auch im nördlichen Deutschland die Begründung eines allgemeinen Friedens vorbereiten und befördern. Da der neue Kurfürst mehr Geneigtheit zeigte, die Ernestinischen Vettern durch Zugeständnisse zufriedenzustellen, so gelang es dem König Ferdinand, eine aufrichtige Versöhnung und Ausgleichung der beiden sächsischen Linien zu bewirken. Johann Friedrich, durch den Hingang seiner treuen Ge-
21. Febr. 1551. mahlin Sibylle tief erschüttert und selbst dem Tode nahe, wurde durch die Vermehrung der seinem Haus in der Wittenberger Kapitulation zugewendeten Ämter und durch das Zugeständnis, den Titel eines „gebornen Kurfürsten von Sachsen" bis an das Ende seiner Tage führen zu dürfen, zufriedengestellt und fügte sich
24. Febr. 1551. mit Ergebenheit in sein Schicksal. Die Unterzeichnung der Naumburger Über-
3. März 1554. einkunft war seine letzte Handlung. Kurz nachher schied er in Weimar aus dem Leben, ein frommer, wohlgesinnter Fürst, nicht hervorragend durch geistige Begabung, aber ein Held in Gesinnung und standhaftem Dulden, dem Gottesfurcht und ein reines Gewissen über alle andern Interessen gingen. Das schöne alte Kirchenlied, das ihm zugeschrieben wird, „Wie's Gott gefällt, so g'fällt's mir auch", ist der edle Ausdruck seiner gottergebenen Frömmigkeit.

Albrecht und Heinrich von Braunschweig. Die Nürnberger und der Fränkische Bund hatten die Aussöhnung des Herzogs Heinrich mit den Städten und Edlen der welfischen Lande darum so eifrig betrieben, damit derselbe mit seiner Kriegsmacht ihnen zu Hilfe kommen möchte. Denn der waffenkundige Markgraf war nach seiner unerwarteten Rückkehr in sein fränkisches Erbland bald wieder Meister im Feld geworden, hatte die Söldner, die Heinrich von Plauen im Auftrag Ferdinands in die obere Maingegend geführt, überfallen und zersprengt und den Krieg gegen die Bischöfe und die Nürnberger in der alten verheerenden Weise wieder begonnen. Als aber Herzog Heinrich im Spätherbst seine Landsknechte durch die mansfeldschen und thüringischen Länder herbeiführte, nahmen die Dinge rasch eine andre Wendung. Der Mark-
7. Nov. 1553. graf erlitt bei Lichtenfels eine Niederlage; Kulmbach, Baireuth, Hof gingen verloren; bald war nur noch die Plassenburg in seinen Händen. Er mochte immer noch der Hoffnung sich hingeben, der Kaiser werde seine Ansprüche, die er einst vor Metz anerkannt, für gültig erklären und ihm Beistand gewähren; allein Karl hatte mit Unruhe bemerkt, welchen schlimmen Eindruck seine Verbindung mit dem offenen Friedensbrecher bei den deutschen Fürsten hervorgebracht. Die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der englischen Königin Maria, welche um diese Zeit

zum Abschluß kam, änderte seine deutsche Politik. Nun traten die Successionsgedanken zurück; der Zwiespalt zwischen den beiden Linien des Habsburgschen Hauses wurde ausgeglichen; auch in Brüssel gab man den Friedensgedanken Raum. Der Kaiser zog seine Hand von dem Markgrafen ab und überließ ihn seinem Schicksal. Albrecht wurde von dem Reichskammergericht wegen Landfriedenbruchs mit der Acht belegt, sein Leib, Hab und Gut jedermann preisgegeben. Anfangs spottete er über den Spruch: „Acht und Aberacht ist Sechzehn," sagte er zu seinen Hauptleuten, als ihm die Kunde in Schweinfurt beim Weihnachtsschmaus zuging, „die wollen wir miteinander vertrinken. Je mehr Feinde, desto mehr Glück." Aber bald ging seine Stimmung in Wut über; er stieß furchtbare Drohungen gegen seine Feinde aus; dem Kardinal Granvella, von dem er sich verraten glaubte, ließ er vermelden, er werde ihn mit eigner Hand töten; alle Vermittelungsversuche der süddeutschen Bundesverwandten wies er trotzig zurück. Er wollte weder von seinen Verträgen abgehen, noch Garantien friedlichen Verhaltens geben. Als mit dem neuen Jahr der König von Frankreich abermals zum Krieg rüstete, sah er sich auch in Deutschland wieder nach Verbündeten um. Er ließ an mancher Thür anpochen, wo alte Beziehungen ihm Gehör verschaffen konnten, und an manchen Orten Werbestätten aufrichten. Da lag es denn nahe, daß man in Paris den Versuch machte, den streitbaren Brandenburger dahin zu bringen, daß er an die Stelle des gefallenen Gegners Moritz trete. Der gefangene Herzog von Aumale, den Albrecht von der Plassenburg gegen Lösegeld in die Heimat ziehen ließ, war ein geeigneter Vermittler. Noch immer hatte der Markgraf einige tausend Kriegsknechte und Reiter in seinem Dienst; wenn der Bund mit Frankreich zum Abschluß kam, konnte sein Aufruf viele Landsknechte und Reisläufer sammeln, denn sein Name hatte für die kriegslustige Jugend eine mächtige Anziehungskraft; er war ein beliebter Feldhauptmann. Aber durch die Thätigkeit des Braunschweigers, welcher die von Moritz betriebene deutsche Friedenspolitik sich zu eigen gemacht und mit allem Eifer die Durchführung des Passauer Vertrags und die Beruhigung des zerrissenen Vaterlandes zu bewirken strebte, wurden die Absichten Heinrichs II. allenthalben vereitelt: die Werbeposten wurden ausgehoben, die Fürsten und Feldobersten, die den französischen Lockungen zu folgen Miene machten, durch Drohungen oder bewaffnetes Einschreiten abgeschreckt. Auf diese Weise wurde Heinrich von Braunschweig, so häufig der Urheber oder Veranlasser kriegerischer Auftritte, am Ende seiner Tage der eifrigste Vollstrecker der Reichsordnungen, der Förderer des deutschen Friedens, der Bekämpfer der französischen Bündnisse und Sympathien.

Und nun konnte auch der Kaiser dem wilden Gebahren des Markgrafen, der ihm den Dienst aufgekündigt und mit Frankreich Unterhandlungen angeknüpft hatte, nicht länger ruhig zusehen. Er ließ die Mandate zur Vollstreckung der Acht wider ihn ausgehen; gerade als derselbe von einem abenteuerlichen Zug in Nieder- Albrechts Ausgang.

deutschland wieder nach Franken zurückgekehrt war, um die von bischöflichem und Nürnberger Kriegsvolk hart bedrängte, von seinen Besatzungstruppen mühsam verteidigte Stadt Schweinfurt zu retten, da wurde er auf einer wüsten,
13. Juni 1554. sandigen Heide zwischen Kitzingen und Volkach, als er in Rothenburg neue Streitkräfte zu sammeln gedachte, von überlegenen Heerhaufen bei dem Kloster Schwarzach angegriffen und vollständig besiegt. Mühsam rettete er sich über den Main und suchte, von dem Herzog von Württemberg und dem Bischof von Augsburg mit seiner Bitte um Aufnahme abgewiesen, Schutz und Zuflucht in Frankreich. Seine Mannschaft wurde gefangen oder zersprengt; sein Geschütz und Heergerät fiel in die Hände der Feinde. Schweinfurt und die Kulmbacher Feste Plassenburg wurden erobert und in Brand gesteckt, sein Land in Verwaltung genommen, seine Anhänger schwer gezüchtigt. Aus dem brennenden Schweinfurt flüchtete sich die edle gebildete Fulvia Olympia Morata aus Ferrara halbnackt mit ihrem Gemahl, dem Arzt Andreas Günthler nach Heidelberg, wo ihr nur noch eine kurze Lebensfrist beschieden war.

In Frankreich fand Albrecht Aufnahme und Unterstützung; er trat in des Königs Dienste und unterhielt Verbindungen mit seinen Freunden in Deutschland, insbesondere mit Erich von Braunschweig und dem fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach, seinem langjährigen treuen Waffengefährten. Er gab den Gedanken nicht auf, an der Spitze neuer Söldnerhaufen, zu deren Anwerbung er von dem französischen Hof die Mittel zu erhalten hoffte, wieder in Deutschland einzuziehen und seine Erblande zurückzuerobern. Aber durch seine Verbindung mit Frankreich mehrte er die Zahl und den Eifer seiner Feinde: der Kaiser und König Ferdinand ließen strenge Verbote ausgehen, ihm irgend Vorschub und Hilfe zu leisten. Vergebens suchte er durch schriftliche Eingaben und Bevollmächtigte auf dem Reichstag zu Augsburg eine Rücknahme der Achtserklärung und Wiedereinsetzung in seine Güter zu erwirken. Der Thätigkeit seiner Gegner gelang es, eine endgültige Entscheidung zu seinen gunsten zu hintertreiben; seine Sache wurde auf einen weiteren Reichstag verschoben. Erst als der Waffenstillstand von Vaucelles, von dem später die Rede sein wird, auch ihm die Rückkehr und sicheres Geleit verschaffte, durfte er es wagen, den deutschen Boden wieder zu betreten, in der Hoffnung, auf dem Reichstag, der im Jahr 1556 in Regensburg abgehalten ward, einen günstigen Ausspruch zu erzielen. Er nahm seinen Aufenthalt in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden. Aber auch diesmal setzten die Gegner alle Hebel ein, um durch Vorstellungen, Einsprachen, Intrigen, Streitschriften die Herstellung des gefürchteten Mannes in seine Besitzungen zu verzögern oder zu vereiteln. Albrecht verlor den Mut nicht; er hatte viele Verwandte und Freunde unter dem deutschen Fürstenstand, die er zu einem Bund zu vereinigen suchte; Werbungen, die hier und da angestellt wurden, ließen den Ausbruch neuer Unruhen und Fehden befürchten: da trat der Tod als Mittler ein. Schon seit seiner Rückkehr aus Frankreich war Albrecht, sonst ein felsenfester, kraftvoller Mann, von leidender Gesundheit. Eine Kur im Wildbad stärkte ihn ein wenig; aber einige Monate nachher verschlimmerte sich sein Zustand; am 8. Januar 1557 starb er in Pforzheim und wurde in der Pfarrkirche daselbst begraben. Er hatte noch nicht das 35. Lebensjahr vollendet, als „der Deutschen streitbarer, berühmter Held, der um die Freiheit deutscher Nation mannlich gestritten", wie das Epitaph verkündete, im Grabe die Ruhe fand, die ihm im Leben fremd geblieben. Die Nürnberger triumphierten bei der Kunde von dem Hin-

scheiden des Todfeinds, und ihr Dichter Hans Sachs gab in einer Satire, „Die Himmelfahrt Markgraf Albrechts von Brandenburg“, diesem Gefühl Ausdruck. Es wurde früher erwähnt, daß unter der rauhen Hülle des Kriegsmannes doch ein religiöses Gemüt wohnte; in der Zeit der Not und des Unglücks war dieses lebendig hervorgedrungen. Davon gibt das bekannte Kirchenlied Zeugnis, das ihm zugeschrieben wird: „Was mein Gott will, gescheh allzeit.“ Er soll es als Geächteter in Frankreich verfaßt haben.

Politische Lage in Deutschland.

Anfangs gewann es den Anschein, als ob der Fränkische Bund an die Stelle des flüchtigen Markgrafen treten und den Raub- und Erpressungskrieg gegen die bisherigen Feinde fortsetzen wollte; wenigstens wurden die Territorien der Grafen von Henneberg, Anhalt, Mansfeld geplündert, gebrandschatzt und mit Kriegsgreueln aller Art heimgesucht; in Württemberg rief Christoph sein Kriegsvolk unter die Waffen, aus Besorgnis, die Habsburger möchten alte Ansprüche geltend machen. Aber der Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung der politischen und religiösen Streitfragen war in ganz Deutschland so lebhaft, daß kein kriegerisches Vorgehen mehr auf Unterstützung oder Erfolg rechnen konnte. Insbesondere zeigte König Ferdinand, dem der Kaiser mehr und mehr die deutschen Angelegenheiten überließ, und die Glieder des Heidelberger Fürstenbunds den größten Eifer, eine Pazifikation herbeizuführen, damit der im Passauer Vertrag in Aussicht gestellte Reichstag zusammentreten und eine endgültige Ordnung schaffen möge. Diesen Wunsch teilte jetzt auch Karl V., da die Franzosen in das Bistum Lüttich eingefallen waren und immer mehr Reichsgebiet an sich zu reißen suchten. So lange Deutschland noch nicht beruhigt war, konnten sie stets Verbindungen unterhalten, Feldhauptleute und Landsknechte gewinnen. Des Kaisers persönliches Interesse ging also mit den Friedensbestrebungen in Deutschland Hand in Hand. Darum freute er sich, daß die rheinischen Fürsten auf der Versammlung zu Worms so entschieden Front gegen Frankreich machten (S. 803) und jeder weiteren Verbindung mit dem Reichsfeind entgegenzuwirken beschlossen; er ließ es gern geschehen, daß der Heidelberger Bund den langen Streithandel mit Katzenelnbogen zum Austrag brachte; Ferdinand handelte ganz in seinem Sinn, als er die sächsischen Linien aussöhnte und durch ein Abkommen mit Württemberg die Besorgnisse zerstreute, die Habsburger möchten wieder auf die alten noch nicht aufgegebenen Ansprüche zurückkommen. Wo immer noch Zwistigkeiten und Streitsachen bestanden, wie in Mecklenburg, im Bistum Magdeburg und anderwärts, wurden Vergleiche getroffen. So konnten denn gegen Ende des Jahres 1554 die deutschen Territorien als beruhigt angesehen und die Vorbereitungen zu dem entscheidenden Reichstag getroffen werden, welcher die große Aufgabe der religiösen und politischen Friedensstiftung zur Lösung bringen sollte. Der Kaiser konnte zwar seine Abneigung gegen die Freigebung des religiösen Bekenntnisses noch immer nicht verwinden; daher beschloß er, sich von den Verhandlungen fern zu halten, die Ordnung und Entscheidung der kirchlichen Dinge in des Bruders Hand zu legen. Ferdinand sollte den Reichstag lenken, nicht als Vertreter des

Kaisers, sondern aus eigner Macht und Befugnis als römischer König; er sollte alle Verantwortung auf sich nehmen, selbständig und nach eignem Ermessen mit den Kurfürsten, Fürsten und Ständen „abhandeln und beschließen ohne Hinterbringen, was dem Reich zu Ehren und Nutzen gereichen würde“. Karl vermochte sich nicht zu der Idee religiöser Toleranz aufzuschwingen; die Erhaltung der Autorität und Einheit der Kirche war ein Grund- und Eckstein in seinen politischen Anschauungen. Konnte er dieses Prinzip, wie er klar voraussehen mußte, nicht zur Geltung bringen, so wollte er doch nicht als Urheber und Billiger der Trennung genannt sein, wollte nicht öffentlich eingestehen, daß er den Grundgedanken seines Lebens nunmehr aufgebe. Wenn der Friede, den er selbst wie die ganze Nation wünschte und für notwendig hielt, nur unter dieser Bedingung zu erzielen war, so wollte er wenigstens die religiöse Verschuldung von seinem Gewissen fern halten. Deutschlands Schicksal und Zukunft war ihm gleichgültiger geworden, seitdem die Erbfolge seines Sohnes Philipp als beseitigt gelten konnte. Mehr als je von körperlichen Leiden heimgesucht und verdüsterten Gemüts trug er sich schon damals ernstlich mit dem Gedanken, durch Verzichtleistung auf die Kaiserkrone sich der schweren Bürde der Weltherrschaft zu entledigen.

2. Der Religionsfriede von Augsburg.

Charakter der Versammlung.

Am 5. Februar 1555 wurde der im Passauer Vertrag vorgesehene Reichstag, nachdem er während der Unruhen der Zeit mehrmals verschoben worden, endlich in Augsburg durch König Ferdinand eröffnet. Wenn in früheren Jahren gleich zu Anfang der Sitzungen eine schroffe Parteistellung hervorgetreten war zwischen einer katholischen Majorität, die im Bunde mit Kaiser und Papst die bisherigen kirchlichen Zustände gegenüber den Neuerungen durch Gesetz und Gewalt aufrecht erhalten wissen wollte, und einer protestierenden Minorität, welche Freiheit des Gewissens und Glaubens zu erringen bemüht war, so hatten die schlimmen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit diesen Gegensatz ermäßigt. Auf der Fürstenversammlung zu Passau, in den Heidelberger und Braunschweig-fränkischen Friedenseinigungen waren Angehörige beider Konfessionen zu gemeinsamen vaterländischen Zwecken zusammengetreten, hatten sich verstehen und vertragen gelernt; von dieser milderen versöhnlichen Stimmung waren auch jetzt viele der Fürsten erfüllt, welche in eigner Person oder durch Delegierte an den Verhandlungen des Augsburger Reichstags sich beteiligten. Man war des Streitens vorläufig einmal müde und wollte eine Grundlage schaffen, auf welcher ein friedliches Zusammenleben, wenn auch unter verschiedenen Religionsformen, in Zukunft ermöglicht sei. Zwar fehlte es auch diesmal nicht an Eiferern, die von keinen Transaktionen in Sachen der Religion hören wollten, wie der päpstliche Legat, Kardinal Morone, welcher alles der Entscheidung eines Konzils anheim-

geben wollte, wie der Kardinalbischof Otto von Augsburg, einer der kaiserlichen Kommissare, welcher erklärte, er wolle lieber Leib, Leben und alles was er auf dem Erdreich habe, preisgeben, als sich in Traktate über den Glauben einlassen. In der That hat er auch, und zwar er allein unter allen Beteiligten, schließlich gegen den Frieden protestiert. Neben ihm versuchten auch die geistlichen Fürsten durch den Vorbehalt ihrer kirchlichen Amtspflicht das Prinzip des unbedingten Friedstandes abzuschwächen und sich eine Hinterthür offen zu halten, durch welche die hierarchischen Ansprüche bei günstiger Gelegenheit wieder eindringen könnten; allein die friedlichen Tendenzen erlangten die Oberhand. Die beiden Legaten des Papstes, welche alles mögliche versucht hatten, um jedes Zugeständnis an die Ketzer zu hintertreiben, wurden durch den Tod des Papstes Julius III. nach Rom abgerufen, um bei der Wiederbesetzung des Pontifikats mitzuwirken. Die geistlichen Fürsten aber ließen sich durch den entschiedenen Widerspruch der evangelischen Stände, insbesondere der sächsischen Bevollmächtigten, überzeugen, daß unter solcher Voraussetzung keine aufrichtige Pazifikation möglich sei, und standen von ihrem Vorbehalt ab. Auch die Falle, welche die kaiserlich-hierarchischen Parteigenossen den unbedingten Friedensmännern durch den Antrag zu legen suchten, man solle zunächst einen Landfrieden und eine kräftige Reichsgewalt schaffen und erst dann die Aufrichtung des Religionsfriedens in Angriff nehmen, wurde glücklich beseitigt: die weltlichen Stände durchschauten die Absicht und Tragweite des Vorschlags; dem kaiserlichen und königlichen Reichsregiment wäre vor der Hand mit einem Landfrieden und einer durchgreifenden Exekutionsordnung Genüge geschehen, die kirchlichen Fragen hätten dann immer noch unentschieden bleiben mögen. Nach längeren Verhandlungen einigte man sich daher zu dem Beschluß, daß zunächst über die Herstellung eines „beharrlichen Religionsfriedens“ in Beratung getreten werden solle, wogegen von weltlicher Seite das Versprechen gegeben ward, „daß der Festsetzung des Religionsfriedens die Beratung über den Profanfrieden unfehlbar folgen solle“.

Da man entschlossen war, nicht über Glaubensartikel zu streiten, die ja so oft nach allen Seiten erörtert und festgestellt worden, so konnte man hoffen, auf Grund der Passauer Abmachungen zu einem Resultat zu kommen, auf dem eine friedliche Lebensgemeinschaft innerhalb der gesetzlichen Schranken des Reichs bestehen möchte. Die Evangelischen, die kurz zuvor auf einem Konvent zu Naumburg sich in betreff einiger in ihrer eignen Mitte entstandenen Lehrstreitigkeiten über die Rechtfertigung, über Glauben und gute Werke zwischen den strengen Lutheranern Flacius und Amsdorf und den Anhängern Melanchthons, Major und Osiander, verständigt hatten, gingen über das Interim wieder zur Augsburgischen Konfession zurück, ohne sich jedoch gegenüber den „Verwandten der alten Religion“ ausdrücklich auf die Fassung und Begrenzung des Jahres 1530 zu verpflichten. Hatte doch schon Melanchthon in dem Wortlaut von der Abendmahlslehre eine den Schweizern entgegenkommende Milderung eintreten lassen,

Stellung zur Augsburgischen Konfession.

die kaum einen Widerspruch fand. Die Augsburger Bekenntnisschrift sollte die Standarte bilden; doch wollte man nicht von vornherein sich der Gefahr aussetzen, daß künftige Abänderungen oder Reformen als Grund und Motiv einer Verwerfung des Religionsfriedens aufgefaßt werden möchten. Dieser sollte unter allen Umständen für das ganze Reich in Kraft stehen; nur unter seinem Panier sollten künftige Streitigkeiten auf dem Wege Rechtens ausgetragen werden. Nach langen heißen Debatten wurde der Beschluß gefaßt und zum Gesetz erhoben, daß kein Reichsstand wegen der Augsburgischen Konfession feindlich angegriffen werden sollte, wobei absichtlich jede Zeitbestimmung des Beitritts unerwähnt blieb.

Das Kirchenregiment.

Nachdem so der in Passau aufgestellte Grundsatz eines unbedingten beharrlichen Reichsfriedens mit gegenseitiger Duldung zur Anerkennung gelangt war, ohne daß darum die Möglichkeit einer künftigen Wiedervereinigung durch ein deutsches Nationalkonzil oder durch Religionsgespräche aufgegeben, die Idee der Einheit der christlichen Kirche ausgelöscht worden wäre, galt es nun die Grenzlinien zu ziehen, die Grundbedingungen zu finden, innerhalb deren das staatliche und bürgerliche Zusammenleben seinen ungestörten gesetzlichen Fortgang haben könnte. Daß bei der Voraussetzung der rechtlichen Existenz der Augsburgischen Konfessionsverwandten die bischöfliche Jurisdiktion nicht in ihrer früheren Geltung bleiben könne, leuchtete von selbst ein, wie sehr sich auch die Prälaten gegen eine Minderung ihrer Amtsgewalt sträuben mochten. Es ist uns bekannt, daß vor dem Schmalkaldischen Krieg in katholischen wie in evangelischen Kreisen die Idee auftauchte, durch zeitgemäße Reformen der bischöflichen Kirchenämter könnte die Episkopaleinrichtung auch in der neuen Kirchenordnung ihre Stelle finden. Dieser Gedanke war infolge der Gewissensbeschwerung durch das Interim zerronnen; man war in protestantischen Kreisen zu der Überzeugung gekommen, daß man in Sachen des Glaubens wie des geistlichen Rechts die Scheidewand stärker, die Grenzlinie schärfer machen müsse. Anstatt der bisherigen Bischofsgewalt sollte die in den evangelischen Landen bereits errichtete Konsistorialverfassung unter landesherrlicher Hoheit das Regiment in Kirchensachen führen. Demgemäß wurde die Bestimmung getroffen, daß der evangelische Religionsteil der deutschen Nation der Amtsgewalt und Jurisdiktion des Episkopats entzogen und unter sein eignes Kirchenrecht und seine eigne Verwaltung gestellt werde; nur sollten die Kapitel, wo sie in protestantischen Städten noch fortbeständen, nicht vertrieben werden. Damit war auch der Weg angedeutet, wie man die große Streitfrage über die Kirchengüter, die so oft zu gerichtlichen Exekutionen und kriegerischem Einschreiten Veranlassung gegeben, zu einem Ausgleich bringen könne. Die geistlichen Fürsten und alle Reichsunmittelbaren sollten in Zukunft bei ihrem Besitzstand erhalten werden; hinsichtlich der eingezogenen und säkularisierten Güter sollte der Passauer Fürstentag als Normalzeit gelten; was damals die Verwandten des alten Glaubens und die Bekenner der Augsburgischen Kon-

fession in Händen gehabt, sollte ihnen verbleiben und in den Frieden mit eingeschlossen sein. Eine Klausel über die Verwendung, wie sie von einigen in Antrag gebracht ward, wurde in den Abschied nicht aufgenommen.

Nun erhob sich aber die wichtige Frage, wie es gehalten werden sollte, wenn in Zukunft geistliche Reichsstände zu der neuen Lehre übertreten würden. Sollte auch ihnen das Recht, ihr Land zu reformieren (jus reformandi) zukommen? sollten auch sie in den Religionsfrieden eingeschlossen sein? sollte der Möglichkeit Raum gegeben werden, daß die Fürstbistümer, ja die Hochstifter des Reichs mit der Zeit dem Papsttum und der römisch-katholischen Kirche entfremdet würden? Jedermann erkannte die hohe Bedeutung dieser Entscheidung für die ganze Zukunft des Reichs. Die Vorgänge in Köln und in Preußen hatten bewiesen, daß auch die ersten geistlichen Reichsfürsten von reformatorischem Geist ergriffen werden könnten; und was ließe sich bei neuen Prälatenwahlen erwarten, wenn das Bekenntnis keine gesetzliche Schranke aufrichtete? Stand dann nicht zu befürchten, daß bei der großen Anzahl evangelischer Fürsten nach und nach die Bischofsitze in protestantische Hände kämen? Gerade dies war aber der geheime Wunsch der Augsburgischen Konfessionsverwandten; alsdann konnte die kirchliche Einigkeit auf nationaler Grundlage ohne päpstliche Autorität mit der Zeit erhofft werden. Aber wie sehr auch die patriotische Partei den Grundsatz des unbedingten Friedens und gleichen Rechts für alle gegenwärtigen und künftigen Bekenner der Augsburgischen Lehre durchzusetzen bemüht war, wie sehr man das Unrecht hervorhob, jemand um seines Glaubens willen von Würden und Ämtern auszuschließen: die katholischen Mitglieder traten mit der Forderung auf, der Übertritt eines geistlichen Reichsstands zur neuen Lehre müsse Entsetzung von Amt und Würde zur Folge haben und evangelische Bewerber seien von den Bischofsitzen fern zu halten. Da die Reichsboten über diese Lebensfrage zu keinem Verständnis gelangen konnten, so wurde die Entscheidung über den „geistlichen Vorbehalt“ (reservatum ecclesiasticum) dem König Ferdinand zugewiesen. Es war aber vorauszusehen, daß dieser stets gut katholische Fürst nimmermehr einem Reichsbeschluß beitreten würde, welcher die ganze Zukunft der hierarchischen Kirchenverfassung bedrohte. Willigte er doch nur nach langem Bedenken in die schon zu Passau an die Spitze gestellte Grundbedingung eines beständigen, dauernden Friedens, unabhängig von der religiösen Ausgleichung.

Der geistliche Vorbehalt. — *9. Juni.*

Und so kam es auch: nachdem die Versammlung, wie anfangs verheißen worden, auch die weltliche Seite der Aufgabe in Angriff genommen, nachdem sie zur Erhaltung und Handhabung des öffentlichen Landfriedens über Verfassung und Wehrstand der Kreisverbände, über die Stellung der Kreisobersten zu den beigeordneten Räten aus den Kreisständen, über Schutz und Verteidigung gegen innere und äußere Feinde zweckmäßige Einrichtungen getroffen, nachdem sie ferner eine neue Kammergerichtsordnung begründet, wonach das Reichsgericht aus Beisitzern der alten und neuen Religion zu gleichen Teilen besetzt und nur auf

Reformen in der Reichsverfassung u. Ferdinands Haltung.

das kaiserliche Recht und das Wort Gottes beeidigt werden sollte, wurden von seiten Ferdinands Bedenken und Einwendungen gegen den Reichstagsabschied erhoben. Am liebsten hätte er die Entscheidung auf einen andern Reichstag verschoben, der im nächsten Frühjahr einberufen und zu dessen Besuch der Kaiser selbst bewogen werden sollte; als aber die weltlichen, vorab die evangelischen Stände sich gegen die Vertagung erklärten, suchte er wenigstens die Beschlüsse zu beseitigen, die ihm am widerwärtigsten waren, denen zufolge Stifter in die Hände der Protestanten kommen könnten; das gehe gegen sein Gewissen, gegen seine Ehre; eine solche Nachgiebigkeit würde ihn in den Augen auswärtiger Fürsten herabsetzen. Es war Gefahr vorhanden, daß durch das Festhalten an diesem Artikel das ganze Friedenswerk scheitern könnte.

Die evangelischen Stände unter geistlicher Hoheit.

Da überlegte man in den evangelischen Kreisen, ob man nicht nachgeben sollte, stellte aber dafür eine andre wichtige Gegenforderung auf: den Edelleuten und Städten Augsburgischer Konfession, die unter bischöflicher Oberherrschaft standen, sollte durch einen besonderen Artikel ihre Glaubensfreiheit gesichert werden. Die geistlichen Herren widersetzten sich einer solchen Beschränkung ihrer obrigkeitlichen Befugnisse; von ihrem eignen Willen sollte es abhängen, ob sie innerhalb ihrer Gebiete den neuen Glauben dulden oder untersagen wollten. Es setzte heiße Debatten ab; die einen wollten die Neuerer um keinen Preis zu den Bischofsitzen und Stiftern zulassen, die andern ihre Glaubensverwandten vor der Möglichkeit künftiger Gewaltsamkeiten sicherstellen.

Der Ausgleich.

Da schlug sich Ferdinand ins Mittel: er riet den katholischen Ständen des Friedens halber in die Forderung der Evangelischen zu willigen, wenn diese dafür auch ihrerseits von ihrem Verlangen in betreff der Stifter abstehen wollten. So gab man endlich auf beiden Seiten nach, doch verlangten die Geistlichen, daß
20. Sept. das Zugeständnis nicht in den Reichstagsabschied aufgenommen werde. Ein ähnlicher Weg wurde auch in Beziehung auf die andre Beschränkung des Reformationsrechts eingeschlagen. Der „geistliche Vorbehalt" wurde zwar in der Urkunde aufgeführt und als Reichsgesetz ausgesprochen, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die evangelischen Stände demselben nicht zugestimmt hätten. Vorbehalt und Protest fanden somit in der Friedensurkunde selbst ihren Ausdruck. Dafür gab der König in betreff einiger Stände, denen die katholische Partei die
24. Sept. Religionsfreiheit nicht als Recht zugestehen wollte, durch eine eigne Deklaration die Versicherung, er werde darauf sehen, „daß auch der Geistlichen Eigne (Unterthanen), Städte, Ritterschaften, Gemeinden, welche lange dem Bekenntnis anhängig gewesen, nicht davon gedrungen, sondern bis zu endgültiger Vergleichung unvergewaltigt dabei gelassen werden sollten". Durch den geistlichen Vorbehalt blieb somit die Frage über die Zukunft der Bischofsitze unausgetragen, als Aussaat blutiger Kämpfe, und auch die Stellung der evangelischen Konfessionsverwandten in den geistlichen Gebieten konnte nicht als für alle Zeiten sichergestellt angesehen werden.

Schiller hat den Augsburger Religionsfrieden treffend charakterisiert als „eine temporäre Auskunft, ein Werk der Not und der Gewalt, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktiert, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig sein will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht.... Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie der Gewalt, dem zufälligen Machtverhältnis, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältnis mußte also auch fürs künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwert in der Hand wurden die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwert mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte schreckensvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!" In der That war dieser Friedensvertrag keineswegs eine endgültige Lösung der deutschen Frage, er war vielmehr nur ein Kompromiß für den Augenblick, berechnet sowohl den bisherigen thatsächlichen Verlauf der Geschichte rechtlich festzustellen, als auch jener gewaltigen Strömung der Nation zu einer Glaubensfestsetzung ohne die alte Kirche einigen Einhalt zu thun und dem so allgemein gefühlten Bedürfnis nach Ruhe und Frieden Geltung zu verschaffen. Wie König Ferdinand den Frieden nur annahm, weil er sich nicht zurückziehen konnte, so gaben auch die Stände, Katholiken wie Protestanten, nur nach, weil das Erreichte zwar „nicht gut, aber doch so wenig schlecht als möglich war" und niemand im Augenblick zur Vergewaltigung der Gegner Mut, Willen und Macht besaß. Man nahm den Frieden als Ausdruck des Gleichgewichts der Kräfte hin, wobei alle Parteien ihre Interessen verklausulierten und auf die Erringung künftiger Vorteile bedacht waren. Die durch den „geistlichen Vorbehalt" festgesetzte Bestimmung: „wenn ein geistlicher Stand von der alten Kirche zurücktritt, so bleibt er zwar an Ruf und Ehre ungeschmälert, aber seiner Pfründen und Besitztümer ist er ledig" hemmte die Verbreitung und Mehrung der Reformation; und die Nebendeklaration zu gunsten der Konfessionisten geistlicher Territorien war nicht immer ein sicherer Schutz gegen Druck und Gewaltthätigkeiten. Auch darin zeigte sich der „Augsburger Religionsfriede", welcher durch den Reichstagsabschied vom 25. September 1555 zum Abschluß kam, als ungenügend, daß er nicht die Gewissensfreiheit aller als Grundsatz aufstellte, sondern nur den Landesregierungen und reichsunmittelbaren Ständen das Recht zugestand, in religiösen Dingen sich entweder an die Satzungen der alten Kirche oder an die Augsburgische Konfessionsurkunde zu halten, ohne deshalb in ihrer rechtlichen und politischen Stellung beeinträchtigt oder in ihrem Friedensstand gestört zu werden. Für Unterthanen wurde nur die Forderung aufgestellt, daß ihnen wegen Religionsbedrückung das Recht freien Abzugs zukomme. Auch sollte der Friede nur Geltung haben für die Augsburgischen Konfessionsverwandten und die Bekenner der alten Religion. Wenn anfangs die Hoffnung bestehen mochte, daß auch die Anhänger der schweizerischen Glaubensform in jener Bezeichnung inbegriffen seien, mithin derselben Duldung, desselben Rechts und Friedens sich zu erfreuen hätten, so wurde diese Auffassung bald beschränkt und wie alle Sektierer so auch die „Reformierten" vom religiösen Frieden ausgeschlossen. Der schon auf früheren Reichstagen aufgestellte Grundsatz, daß der Herr des Landes auch Herr des Glaubens sei (cujus regio ejus religio), wurde also nach langer Bekämpfung in Augsburg von neuem bestätigt und damit das Reformationsrecht der Fürsten und Reichsstände anerkannt, obwohl Rom nie aufgehört hat dagegen zu protestieren. Dieses Zugeständnis war ein großer Schritt zur Ausbildung und Mehrung der fürstlichen Territorialgewalt. Ihre kirchlichen Anordnungen traten damit unter den

Beschaffenheit und Begrenzung der Friedenseinung.

Schutz des Reichs. Der weltlichen Obrigkeit waren jetzt unterstellt Sittenpolizei, Armenfürsorge, Kultus, Schulwesen und so viele Dinge, welche die mittelalterliche Kirche ausschließlich zu ihren Befugnissen gezählt hatte. So erlangten die Fürsten, welche bisher nur Gerichts- und Militärhoheit neben einigen finanziellen Rechten besessen hatten, recht eigentlich monarchische Gewalt und bestimmten fortan die Ordnung des Reichs, den Gang der Reichspolitik.

Bedeutung des Augsburger Friedenswerks.

Trotz seiner Mängel und Unbestimmtheiten war der Augsburger Religionsfriede eine wichtige Errungenschaft für die evangelischen Religionsgenossen und ein großer Segen für die deutsche Nation. Der unbedingte, beständige und ewige Frieden, wonach Reichsstände von wegen des Glaubens, der Kirchengebräuche und Ordnungen, so sie aufgerichtet oder nachmals aufrichten möchten, niemals vergewaltigt, beschwert oder verachtet werden sollten, stellte die protestantischen Landeskirchen sicher gegen jede künftige Bedrängnis durch Konzilsbeschlüsse, befreite das neue Religionssystem von dem Papst und den römischen Kirchengesetzen und führte zu einer neuen Reichsgerichtsordnung, worin Räte und Beisitzer beider Konfessionen das allen Ständen gemeinsame Recht suchen und finden sollten. Von Gewissensfreiheit und gleichem Recht jedes einzelnen war freilich noch lange nicht die Rede. Aber es war doch der bisher übliche Grundsatz, daß Ketzer von Rechts wegen zu verbrennen sind (haereticos comburendos esse), durch die Bestimmung ersetzt, daß Unterthanen, die sich der Religion des Landesherrn nicht anschließen wollen, ohne Schmälerung ihrer Ehre und Habe auswandern dürfen. War es im übrigen auch ein unzulänglicher, ein fauler Friede, der den Dreißigjährigen Krieg bereits im Schoß trug, so haben sich doch die siebzig Jahre der Ruhe, welche er dem deutschen Volk schenkte, fruchtbar und segensreich erwiesen, zunächst für die materiellen Zustände desselben, indem sie einen mächtigen Aufschwung des Handels und der Industrie und damit allseitig erhöhten Wohlstand, allgemeinere Zufriedenheit bewirkten. „Es gewöhnten sich die Gegensätze nebeneinander zu bestehen, die religiös Getrennten friedlich neben- und untereinander zu wohnen. Auch in dem streitig gebliebenen Punkt fand sich ein thatsächliches Auskommen. Wollte es nicht anders gehen, so ließ man geistliche Fürstentümer auch durch weltliche Herren protestantischen Bekenntnisses verwalten, ein kaiserlicher Indult half über alle Schwierigkeiten weg.“ In Augsburg wurde das auf der Voraussetzung der Glaubenseinigkeit beruhende römische Kaisertum begraben und dafür der Grund zu dem modernen deutschen Staat gelegt, wie er durch die Reformation bedingt war. Seitdem ein so großer Teil der europäischen Menschheit sich von den Fesseln der kirchlichen Autorität losgemacht, die mittelalterlichen Lebensordnungen abgeworfen, mußte eine neue Form der öffentlichen Lebensgemeinschaft der Völker gesucht, mußten andre Organe geschaffen werden, durch welche die idealen Güter der Menschheit zur Entfaltung und Geltung kommen könnten. Mit der Vernichtung der kirchlichen Autorität gelangte der Staat zu seinem Recht und zu seiner Machtvollkommenheit. Nur

in einer organischen Schöpfung, worin alle Faktoren und Seiten des Kulturlebens zu einem harmonischen Zusammenwirken sich vereinigten, konnten in Zukunft die großen Probleme der Menschheit ihrer Lösung entgegengeführt werden.

3. Karls V. Abdankung, Klosterleben und Ende.

Kaiser Karl V. hatte an den Verhandlungen in Augsburg nicht persönlich teilgenommen. Er wollte und konnte für das, was hier geschah, die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Er war während der Zeit in Brüssel, meistenteils an das Krankenlager gebannt. Nur durch die Briefe seines Bruders Ferdinand und durch die Berichte seiner Kommissare erhielt er Kunde von dem Gange des Reichstags. Was er daraus entnahm, konnte nur die Verstimmung, den Mißmut, die Weltverachtung bestärken, die schon seit Jahren seine Seele erfüllten. Nicht nur, daß er durch den Religionsfrieden die Früchte seiner Anstrengungen, das Ziel seines Lebens, die Einheit der abendländischen Kirche auf immer zerstört sah, selbst seine niederländischen Erblande, die er sieben Jahre früher als burgundischen Kreis mit besonderen Rechten dem deutschen Reichskörper eingefügt hatte, waren durch die von den deutschen Fürsten und Ständen getroffenen Anordnungen über Verfassung und Landfrieden von allen Vorteilen, die ihnen durch den Bund erwachsen sollten, ausgeschlossen. Die Defensivverfassung im Reich wurde nicht auf den burgundischen Kreis ausgedehnt; von der Kammergerichtsordnung hatte der Kaiser selbst seine Erblande entbunden; somit waren die niederländischen Provinzen ganz auf sich selbst gewiesen, wurden von dem Staats- und Gerichtsleben des Deutschen Reichs nicht mitberührt. Die Kehrseite davon war freilich, daß der Kaiser und nach ihm sein Sohn Philipp in den Niederlanden mit Feuer und Schwert gegen die Neugläubigen wüten durften, ohne durch die Bestimmungen des Religionsfriedens daran gehindert zu sein. Gleichwohl wirkten viele Ursachen zusammen, um den von Arbeit aufgeriebenen, von körperlichen Leiden niedergebeugten, von verdüsterter Seelenstimmung gedrückten Kaiser zu dem Entschluß zu bringen, die Last der Staatsgeschäfte auf jüngere Schultern zu wälzen.

Karl V. in Brüssel.

Schon 1554 bei Gelegenheit der Verheiratung seines Sohnes Philipp mit der englischen Königin, hatte Karl dem Infanten, um ihn seiner Gemahlin an Rang gleichzustellen, die spanischen Besitzungen in Ober- und Unteritalien übertragen und ihn zum „König von Neapel" erhoben. Die bisherigen kaiserlichen Großbeamten, der Botschafter Mendoza und der mailändische Statthalter Gonzaga wurden, wie erwähnt, entfernt und der Herzog von Alba im Namen des neuen Königs mit der Verwaltung betraut. Der Kaiser hatte große Freude an diesem Ehebund, der das Habsburgsche Haus der Weltherrschaft einen bedeutenden Schritt näher zu führen berufen schien. Daher teilte er auch das hohe Interesse, das sich in den katholischen Kreisen und bei Hofe kund gab, als Maria sich gesegneten Leibes zu fühlen glaubte. Man erwartete zuversichtlich einen männlichen Thronerben, der dann als katholischer König über England und die

Das Herrscherhaus und die spanische Monarchie.

England, Niederlande und Spanien.

Niederlande walten, das Haupt einer weiteren Linie des mächtigen, ruhmreichen Geschlechts werden sollte. Wären die Hoffnungen des königlichen Paares in Erfüllung gegangen, so hätte der Kaiser wohl auch den unbedingten Frieden mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten zu verhindern gesucht; wissen wir doch, wie glimpflich er mit dem Markgrafen Albrecht verfuhr, selbst nachdem Moritz bei Sievershausen auf dem Waffenfeld gefallen. Als aber die Aussicht auf einen englisch-spanischen Stammhalter zerrann, kam ein besseres Einvernehmen mit den österreichischen Verwandten zu stande, wodurch die Friedensideen festeren Boden gewannen. — Um dieselbe Zeit traten noch andre Ereignisse ein, welche Karls Sorge und Thätigkeit in Anspruch nahmen und ihn dem Gedanken nahe führten, den Sohn noch mehr zur Teilnahme und Mitwirkung bei den ausgedehnten Regierungsgeschäften heranzuziehen. In Tordesillas wurde seine Mutter Johanna, die bisher immer noch als Königin von Spanien gegolten, durch den Tod von ihrem langen Seelenleiden erlöst (S. 34). Das große peninsularische Reich mit den auswärtigen Besitzungen konnte aber nicht wohl der Autorität eines kräftigen monarchischen Regiments entbehren, wie sie nur die persönliche Anwesenheit eines gekrönten Hauptes zu schaffen vermochte. Es entstand somit die Frage, ob König Philipp wieder in seine frühere Stellung zurückkehren oder Karl selbst die unmittelbare Herrschaft der spanischen Reiche übernehmen sollte. Nach reiflicher Überlegung der politischen Zeitlage erhielt der letztere Plan den Vorzug. Es schien nicht zweckmäßig zu sein, den jungen Fürsten, der nur als Gemahl Marias den Titel eines Königs von England führte, dauernd aus dem Inselreich und den burgundischen Erblanden zu entfernen. Denn da die englische Nation, welche der spanischen Heirat von Anfang an abgeneigt war, sich weigerte, demselben irgend ein von dem Leben der Königin oder dem Dasein eines Erben unabhängiges Recht zu verleihen oder die Krönung, wie das Ehepaar sie begehrte, zu bewilligen, so konnte bei der schwachen Gesundheit Marias die glänzende Zukunft, die man von der Verbindung erwartet hatte, wie ein Luftgebäude zusammenstürzen.

Italien. Dazu kamen noch die unerfreulichen Vorgänge in Italien. Papst Julius III., welcher die Heirat gebilligt und aus allen Kräften gefördert hatte, war, wie erwähnt, während des Augsburger Reichstags aus der Welt gegangen. Durch kaiserlichen Einfluß wählte das Konklave den Kardinal Cervino, der den Namen Marcellus II. annahm. Allein dem greisen Kirchenfürsten waren nur wenige Tage pontifikaler Herrlichkeit gegönnt. Er starb am 1. Mai, und nun gelang es der französischen und nationalen Partei einen Mann auf den Stuhl Petri zu erheben, der von jeher zu den schärfsten Gegnern des Kaisers und der spanischen Herrschaft zählte — Kardinal Caraffa, aus einem neapolitanischen Adelsgeschlecht entsprossen, an Jahren ein Greis, aber von leidenschaftlicher Glut der Seele erfüllt und von streng hierarchischer Gesinnung. Er nannte sich Paul IV. und zeigte sich sofort als Feind der Habsburgschen Politik. In Augsburg arbeitete er den Friedenstendenzen Ferdinands entgegen, protestierte gegen das Reformationsrecht der Fürsten und Stände und rief seinen Nunzius ab, damit er bei Abschluß des Friedens nicht zugegen sei; in Italien, vorab im Königreich Neapel, trat er an die Spitze aller kaiserfeindlichen Bestrebungen und suchte, wie wir bald erfahren werden, im Bunde mit Frankreich die Herrschaft und den Einfluß Spaniens aus der ganzen Halbinsel zu verdrängen. Selbst in England machte sich seine feindselige Gesinnung fühlbar.

Die Abdikation in Brüssel. 1555. So vereinigten sich viele Umstände, welche den Kaiser in dem Gedanken bestärkten, sich von der Regierung zurückzuziehen und einen Entschluß, den er schon lange in seiner Seele gehegt, nämlich die letzten Jahre in klösterlicher

Umgebung zu verleben, zur Ausführung brachten. Nicht als ob er sich der Politik hätte ganz entschlagen und von der Welt zurückziehen wollen; seine Absicht war, nur die Geschäfte zu teilen, den jugendlichen Sohn mit den Ideen und Grundsätzen seiner eignen Staatskunst vertraut zu machen, die Bürde der Arbeiten und der Verantwortung in jüngere Hände zu geben und sich nur die Oberleitung im großen und ganzen, den Gang der allgemeinen Politik vorzubehalten. Zu dem Zweck berief er zunächst die Ritter des Goldenen Vließes zu einem Konvent nach Brüssel und übertrug mit ihrer Zustimmung die Würde eines 21. Sept. 1555.
Hauptes und Souveräns des Ordens auf König Philipp von England. Fünf Wochen später versammelte er die Stände und Notablen sämtlicher burgundi- 25. Okt.
schen Landschaften in dem Prachtsaal seines Palastes, wo er vor vierzig Jahren für mündig erklärt worden war. Hier erfolgte nun in glänzender Versammlung jener berühmte Akt der Abdikation für die Niederlande, der auf die Zeitgenossen einen so ergreifenden Eindruck hervorbrachte und auch bei der Nachwelt als Abschluß einer bedeutsamen Regierung unvergessen blieb. Den linken Arm auf die Schulter Wilhelms von Oranien lehnend, mit der Rechten auf einen Stab sich stützend, ließ Karl in einer Rede die Hauptmomente seines Lebens vor der Zuhörerschaft vorübergehen, erwähnte in großen Zügen der Thaten und Anstrengungen, die er in den vierzig Jahren seines kampferfüllten Daseins vollbracht, wie er ferne Länder besucht und Meere befahren, um den Gedanken seiner Jugend, die Ausbreitung der Christenheit gegen die Ungläubigen, zu verwirklichen, wie aber durch die Eifersucht der Mächte und durch die religiösen Streitigkeiten der deutschen Fürsten seine Bestrebungen vereitelt worden seien. Durch Leiden und Krankheit erschöpft könne er es gegen Gott nicht verantworten, die Regierung noch länger fortzuführen; daher habe er beschlossen, sie in die kräftigere Hand seines Sohnes niederzulegen. Auf ihn möchten sie nun die Treue, die er stets in ihnen gefunden, übertragen und vor allen Dingen an dem alten Glauben festhalten. Sollte er gegen den einen oder den andern unrecht gehandelt haben, so möchten sie ihm verzeihen und überzeugt sein, daß es nicht aus Absicht, sondern in Unwissenheit geschehen. Die Versammlung lauschte den Worten, die anfangs leise gesprochen im Verlauf der Rede durch die innere Erregung immer kräftiger aus dem Mund des Kaisers hervorquollen, in lautloser Stille. Als er geendigt, ergriff ein Gefühl der Wehmut und des Schmerzes die Gemüter. Alle empfanden es tief, daß eine bedeutende Persönlichkeit, die aus ihrer Mitte hervorgegangen, deren glänzende Thaten vor allem auf die niederländische Nation zurückgestrahlt, nunmehr vom Schauplatz der Welt scheide; die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größe trat vor ihre Seele; eine glänzende Vergangenheit schloß sich, eine dunkle Zukunft lag vor ihnen. Selbst dem Kaiser traten Thränen in die Augen. Darauf legte die Königin Maria die Regentschaft nieder, die sie so lange im Interesse der Dynastie und des Landes geführt, und Philipp empfing die Huldigung der Stände.

Vollständiger Rücktritt des Kaisers. 1556. Die Abdikation sollte sich nur über die italienischen und burgundischen Länder erstrecken. Aber bei dem streng monarchischen Charakter der Regierungsweise Karls, wobei alle Fäden in dem kaiserlichen Kabinett zusammenliefen, trat es bald zu Tage, daß eine Trennung der Staatsgeschäfte große Schwierigkeiten und Nachteile mit sich führen würde, daß insonderheit die Ausscheidung Spaniens aus dem Reichsverband das bisherige politische System gefährden könnte. Von neuem drohte der Krieg mit Frankreich, und gerade damals suchte Papst Paul IV. alle feindlichen Kräfte zu einer Liga gegen die spanische Herrschaft zu sammeln. Ein einheitliches Zusammenwirken aller Teile der burgundisch-spanischen Monarchie schien daher mehr als je geboten. Darum beschloß der Kaiser, der durch widrige Winde an der Abfahrt aus den Niederlanden lange verhindert wurde, 15. Jan. 1556. die Abdankung vollständig zu machen. Im Januar des folgenden Jahres übertrug er in einer neuen Versammlung zu Brüssel auch die spanischen Königreiche samt der Neuen Welt dem Sohne Philipp. Nun war nur noch die römisch-deutsche Kaiserkrone in seinem Besitz. Diese hatte aber seit dem Augsburger Religionsfrieden allen Reiz in seinen Augen verloren. Absichtlich hatte er sich von der Zeit an aller weiteren Beteiligung an den Reichsgeschäften enthalten, alles dem Bruder Ferdinand zuweisend, mit dem er wieder das herzliche Einverständnis früherer Jahre herstellte, die freundlichsten Briefe wechselte. Als er endlich Sept. 1556. sich zur Abreise nach Spanien anschickte, ordnete er eine Gesandtschaft unter Wilhelm von Oranien nach Deutschland ab, um den Kurfürsten die Botschaft seiner Verzichtleistung auf das heil. Reich und römische Kaisertum zu gunsten seines Bruders Ferdinand zu überbringen.

Das Deutsche Reich und Kaiser Ferdinand I. März 1558. In Deutschland ging man mit Bedacht zu Werke; man nahm die Verzichtleistung an, suchte sich aber zugleich sicherzustellen, daß der Friede, der so mühsam errungen worden, nicht wieder in Frage gestellt werden möchte. Erst im März des Jahres 1558 wurde Ferdinand I. durch einen feierlichen Wahlakt der Kurfürsten in Frankfurt als römischer Kaiser deutscher Nation ausgerufen, nachdem er sich durch eine genau gefaßte Kapitulation verpflichtet, den Religionsfrieden zu beobachten, den Landfrieden nach der erneuerten Kammergerichtsordnung zu handhaben und nie ohne den Rat und Willen der Stände zu regieren. Zu gleicher Zeit schlossen die Kurfürsten einen Verein, daß sie mit gemeinsamen Kräften den Reichsfrieden wahren und schützen wollten gegen jedermann, der ihn zu stören unternehmen würde, und niemals dulden, daß der deutschen Nation die Würde und Ehre des heiligen römischen Kaisertums entfrembet werde. Auch über die Lehre vom Abendmahl, in welcher immer wieder neue Spaltungen hervortraten, sprachen sie sich im Sinne der Wittenberger Konkordie und der Versöhnung aus. Damit begann eine neue Periode in der Entwickelung der deutsch-römischen Reichsidee. Es war gleichsam eine Erneuerung des Kurvereins zu Rense. Kaiser und Fürsten waren gegenüber dem Papst, der weder den Augsburger Religionsfrieden anerkennen noch die Übertragung der Reichskrone ohne seine Mitwirkung und Zustimmung gelten lassen wollte, darin einig, die Freiheit und Selbstbestimmung der deutschen Kaiserwürde unabhängig von dem religiösen Bekenntnis zu wahren und zu schirmen. Des Reichs Hoheit und Einheit, die Rechtsgemeinschaft und der Friedensstand aller Stände sollten nunmehr als höchstes Gesetz angesehen werden und die Kurfürsten sich

als die festen Säulen dieses Staatsbaues betrachten. „Der Kaiser ward als die Quelle des Rechts, als der Ausdruck und Inbegriff der Würde und Hoheit des Reichs verehrt; die Macht aber sollte allein in der Vereinigung der Stände ihren Sitz haben.“ Diesem Zusammenwirken von Haupt und Gliedern war es zu verdanken, daß unter Ferdinand I. und seinem Sohn Maximilian II. Deutschland Jahrzehnte hindurch von äußeren Kriegen wenig berührt, seine inneren Lebensordnungen ausbilden konnte.

Als in der alten Reichsstadt am Main die Fundamente des neuen Staatslebens für Deutschland gelegt worden, befand sich Kaiser Karl V. längst an der Stätte, die er sich zu seinem Aufenthalt erkoren. An einem Abhang des Gebirgs, das sich auf der Grenze der Provinz Estremadura hinzieht, lag in stiller Einsamkeit, unweit der Vera von Placentia, das Hieronymitenkloster San Juste, umgeben von schönen Baumpflanzungen und herrlichen Zitronen-, Orangen- und Myrtenhainen. Von den felsigen Gebirgswänden, welche die Nordwinde abhalten, rauschen reichliche Quellen und Bergwasser nieder, die erfrischende Kühle verbreiten und die Anmut der Gegend, die wegen ihrer gesunden Luft bekannt war, erhöhen. Dort hatte sich Karl neben der Klosterkirche ein schönes Wohnhaus und unweit davon Räumlichkeiten für eine zahlreiche Dienerschaft errichten lassen, denn wir wissen ja, daß er sich schon lange mit dem Gedanken getragen, fern von dem Geräusch der Welt in stiller Abgeschlossenheit den Abend seines Lebens zu verbringen. Dahin war jetzt sein Sinn gestellt, als er in Begleitung seiner beiden Schwestern und eines zahlreichen Gefolgs aus dem Hafen von Vlissingen auf einer stattlichen Flotte nach dem Biscayischen Meerbusen segelte und dann in einer Sänfte die Landreise über Burgos antrat. Nachdem er in Torquemada den aus Peru zurückgekehrten Gasca, nunmehr Bischof von Palencia, und die zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Granden empfangen und in Valladolid sich von den beiden Königinnen verabschiedet, zog er mit dem Gefolge, das er sich zu seiner Unterhaltung und zu seinem Dienst ausersehen, dem neuen Wohnsitz zu, wo nun bald ein bewegteres Leben und ein reger Verkehr die bisherige Einsamkeit durchbrach. Denn Karls V. Natur war zu sehr auf die Politik und die großen Staatsaktionen gerichtet, als daß er mit einem Mal auf alles hätte verzichten mögen, was seinen Geist so lange beschäftigt hatte. Er besaß weder die Resignation eines Diokletian, der in den Gärten und Palästen von Salona die sturmbewegte Welt unbeachtet ließ, noch die Entsagung eines Mönchs, der allem Irdischen abgewendet nur den göttlichen Dingen leben wollte; auch in San Juste hatte er noch eine Art Hofhaltung, die ihn als Kaiser behandelte; Kuriere und Gesandte zogen ein und aus, überbrachten Depeschen und empfingen Bescheide und Antwortschreiben. An dem französischen Krieg nahm er das größte Interesse; zum künftigen Thronfolger in Portugal empfahl er seinen Enkel Don Karlos; die Angelegenheiten Westindiens beschäftigten ihn fortwährend. Philipp unternahm nichts von Bedeutung, ohne zuvor des Vaters Rat und Willensmeinung eingeholt zu haben; nur von der geschäftlichen Thätig-

Kaiser Karl V. in San Juste.

13. Sept. 1556.

keit früherer Jahre, nur von den aufregenden und aufreibenden Regierungssorgen hielt sich Karl fern. Sein Geist wirkte noch fort in allen Angelegenheiten der hohen Politik, aber die Regierungspflichten und die Verantwortung wies er dem Sohn und dessen Ministern und Amtleuten zu. Sein Verlangen nach Ruhe und Einsamkeit konnte er dabei vollständig befriedigen. Von seinem stillen Wohnzimmer aus, das er mit vielen damals noch seltenen Stand- und Taschenuhren und mit mehreren Gemälden von der Hand Tizians ausgeschmückt, überschaute er den freundlichen Klostergarten mit seinen Baumgruppen und gern erging er sich in dem durch eine hohe Mauer abgeschlossenen Gartenfeld, sich mit der Wartung und Pflege der Pflanzen und Bäume beschäftigend. War er wohl genug, so wanderte er zu Fuß oder auf einem Saumtier nach einer nahen Einsiedelei, wo ein dichter Kastanienhain wohlthuenden Schatten gewährte. Dem Gottesdienst in der Klosterkirche wohnte er fleißig an, hörte gern dem heiligen Gesang zu, den die Oberen darum auch mit besonderer Sorgfalt pflegten, und stimmte selbst mit heller, klangreicher Stimme in die Litanei ein. War er durch Krankheit zurückgehalten, so konnte er in seinem Zimmer aus der nahen Kirche die Gesänge und die Feier der Messe hören. Falsche Töne entdeckte er sofort und rügte den Fehler. Neben den kirchlichen Übungen beschäftigte sich Karl vorzugsweise mit mechanischen Arbeiten, wobei ihm ein bekannter Ingenieur jener Zeit, Torriano, zur Seite stand. Durch viele Geschichtsbücher geht die Sage, er habe die größte Mühe darauf gewendet, die Uhren seines Zimmers in gleichen Gang zu setzen, und als ihm dies nicht gelungen, habe er ausgerufen, wie thöricht doch sein Streben gewesen sei, die Menschen in Religionssachen gleichdenkend zu machen, da er nicht einmal die Werke der Menschenhand in volle Übereinstimmung zu bringen vermöge. Allein eine solche Selbsterkenntnis blieb dem Kaiser fern, vielmehr wissen wir, daß ihn gegen das Ende seiner Tage nichts so sehr in Unmut und Verdruß gesetzt, als die Wahrnehmung, daß auch auf dem heiligen Boden Spaniens, ja sogar in seiner unmittelbaren Nähe der religiöse Gegensatz, den er sein ganzes lebenlang bekämpft, Wurzel geschlagen habe. Wie sehr auch das katholische Kirchenwesen dem Charakter und den Traditionen des Spaniers entsprach, Reinheit des Glaubens und Reinheit des Bluts als heiliges Erbteil der Nation galten und der Abfall als eine so hohe Sünde erschien, daß sie selbst durch Brudermord gesühnt werden müßte (S. 723), so waren doch durch den Verkehr mit Deutschland lutherische Lehren und Schriften auch nach der Pyrenäischen Halbinsel gedrungen und heimlich verbreitet worden. In Sevilla und Valladolid hatten sich kleine Separatistengemeinden auf evangelischer Grundlage gebildet; in einigen Dörfern, die dem Klosterfrieden benachbart waren, zeigten sich Spuren religiöser Neuerung; selbst der Geistliche Augustin Cazalla, der den Kaiser in dem Schmalkaldischen Krieg begleitet und sogar noch in San Juste vor ihm gepredigt hatte, war von lutherischer Ketzerei angesteckt. Solche Wahrnehmungen waren allerdings geeignet, das Gemüt des Monarchen

zu erregen und zu erschüttern; schien es doch, als ob die feindlichen Doktrinen, die er so eifrig zu unterdrücken gesucht, ihn noch mit dämonischer Gewalt in seine Einsamkeit verfolgten, um ihm die Eitelkeit seines Ringens und Thuns recht nachdrücklich vor Augen zu stellen. Sie umstanden vielleicht sein Sterbelager; wenigstens wurden neben Cazalla noch zwei andre Geistliche aus seiner nächsten Umgebung in der Folge vor das Inquisitionstribunal gezogen. Aber so standhaft hielt er an der Ansicht fest, die er von Jugend auf bekannt und verfochten hatte, daß er seine Tochter, die Regentin Johanna in Valladolid, ermahnte, durch die Inquisition die Ketzerei im Keim ausrotten zu lassen, ehe das Übel sich weiter verbreite, und daß er seinem Testament noch einen besonderen Nachtrag beifügte, in welchem er dem König Philipp zur Gewissenspflicht machte, jede Spur religiöser Neuerung in der katholischen Monarchie mit aller Strenge zu vertilgen. Nach Sandoval hat er sogar einmal sein Bedauern ausgesprochen, daß er gegen Luther das freie Geleit gehalten.

Wenn im Anfang das ruhigere zurückgezogene Leben Karls Kräfte und Gesundheit gestärkt hatte, so hielt diese Besserung nicht lange an. Dabei zeigten sich auch Anwandlungen der trübsinnigen melancholischen Stimmung, die von seiner Mutter Johanna auf ihn übergegangen war. Er glaubte zuweilen ihren Ruf zu vernehmen, daß er nachkommen solle. Der Tod seiner Schwester Eleonore, gewesenen Königin von Frankreich, die er besonders geliebt hatte, scheint diese Stimmung noch gesteigert zu haben. „Sie war um fünf Vierteljahre älter als ich," sagte er bei der Nachricht von ihrem Hingang, „und ehe diese Zeit verflossen ist, werde ich wahrscheinlich bei ihr sein." Die Weissagung sollte in Erfüllung gehen. Im August stellte sich sein altes Gichtleiden wieder ein, Unvorsichtigkeit in der Diät steigerte das Übel und ließ sein nahes Ende voraussehen. Eine alte, aber wenig verbürgte Erzählung meldet, er habe seine eigne Totenfeier in der Klosterkapelle veranstalten lassen und mit seiner ganzen Umgebung der Trauerzeremonie persönlich beigewohnt. Erschüttert durch den Eindruck der ergreifenden Handlung sei er wenige Tage nachher gestorben. Nachdem er am 21. September 1558 die letzte Ölung und das Sakrament empfangen, schied er aus der Zeitlichkeit, den Blick auf das Kruzifix geheftet. Seine Leiche wurde hinter dem Hochaltar in der Klosterkirche begraben, aber in der Folge durch Philipp II. nach dem Eskorial verbracht und neben seiner Gemahlin Isabella in dem prachtvollen Mausoleum beigesetzt. Auch in Brüssel wurde ein feierliches Totenamt mit einem glänzenden Trauerzug angeordnet.

Karls Tod. *Febr. 1558.*

In den Tagen seiner Zurückgezogenheit in San Juste sah man häufig einen lebhaften Knaben von zwölf Jahren, der in Valladolid erzogen ward, an seiner Seite. Es war sein natürlicher Sohn Don Juan, den ihm die schöne Regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg im Jahr 1545 geboren. Karl hatte ihn als Sohn anerkannt, aber nur sein Hausmeister Quixada und wenige Vertraute wußten um das Geheimnis. Erst in der Folge wurde „Johann von Österreich" von dem königlichen

Seine Kinder.

Halbbruder zu dem seiner Geburt entsprechenden Rang erhoben. Eine Tochter, Margarete, die Karl vor der Ehe mit einer Flamänderin erzeugt, haben wir bereits als Gattin Octavios Farnese kennen gelernt. Seine rechtmäßige Gemahlin, die schöne und sittsame Isabella von Portugal, die schon im Jahr 1538 aus der Welt geschieden, hatte ihm den Thronfolger Philipp und zwei Töchter geboren, Maria vermählt mit Maximilian von Österreich und Johanna, die nach kurzer Ehe mit dem Thronfolger von Portugal als junge Witwe zur Regentin von Spanien an ihres Bruders Stelle eingesetzt worden war. Seine Schwiegertochter Maria von England starb wenige Wochen nach ihm.

Karls V. Charakter.

Es ist nicht nötig, dem Fürsten, der fast ein halbes Jahrhundert lang die Geschicke Europas lenkte, eine ausführliche Charakteristik in sein stilles Grab mitzugeben. Die Geschichte selbst, die von ihm ihre Impulse und ihre Richtung empfing, ist der treueste Spiegel seiner Persönlichkeit und seiner Eigenschaften. Wie seine körperliche Entwickelung nur langsam vor sich ging, seine physischen Kräfte kurze Zeit in voller Lebensfähigkeit sich zeigten und nur durch außergewöhnliche Reizmittel in Spannung gehalten wurden, so daß frühe die Spuren des Alters eintraten, sein hellblondes Haar schon im vierzigsten Jahr grau ward, und Krankheit und leibliche Gebrechlichkeit seine Gestalt verzehrte und zu einer gebeugten Haltung zwang, so reifte auch sein Geist nur langsam zum Wachstum, drückte dann aber in voller Entfaltung der ganzen Zeit ihr Gepräge auf. Sein erster Wahlspruch „Noch nicht“ (Nondum) wich bald dem andern „Vorwärts“ (Plus ultra) und im Vertrauen auf sich selbst und den Glücksstern Habsburgs glaubte er alle Schranken und Hemmnisse überwinden und zu einer Weltherrschaft emporsteigen zu können. Dieser Gegensatz zwischen äußerer Erscheinung und innerer Thatkraft gab sich in seinem ganzen Wesen kund. Wenn man den schwächlichen Mann, der sich oft in einer Sänfte mußte tragen lassen, im Felde oder im Heerlager, auf der Jagd oder im Turnier erblickte, erstaunte man über die Behendigkeit und den vorstrebenden Mut, die er im entscheidenden Moment entfaltete, und wenn man die schweigsame, zuwartende, erwägende Haltung beobachtete, mit der er die Vorträge der Staatsmänner und Gesandten anhörte, glaubte man geringe Teilnahme oder wenig Verständnis voraussetzen zu müssen. Aber wie sehr erstaunten jene dann wieder, wenn sie fanden, daß er über die Lage der Dinge und die Zwecke ihrer Sendung so klar unterrichtet war. Er pflegte alles reiflich zu überlegen, alle Gründe für und wider zu erwägen, bisweilen niederzuschreiben, den Entschluß möglichst lang hinauszuschieben; er konnte wohl die Kuriere ganze Tage warten lassen, ehe er ihnen Bescheid gab. Aber war der Entschluß einmal gefaßt, die Entscheidung einmal getroffen, so vermochte niemand ihn darin wankend zu machen. Und dabei folgte er, wie wir früher gesehen (S. 772), ganz seinem eignen Geist. Hatte er sich in jüngeren Jahren häufig von andern leiten und bestimmen lassen, so vertraute er in den Tagen seiner staatsmännischen Reife nur sich selbst. Wenn er bei seinen Plänen seinen Kanzler Granvella und dessen Sohn, den Kardinalbischof von Arras, mehr

als andre ins Vertrauen zog, so geschah es nur, um ihre Ansichten zu hören, nicht aber um sich durch sie bestimmen zu lassen. Nie sah man ihn heiterer und aufgeweckter, als wo es galt, durch rasche Entschlossenheit und thatkräftiges Handeln sich zum Meister der Situation zu machen. Alles wollte er selbst sehen und leiten; keine Anstrengung war ihm zu groß, kein Dienst zu beschwerlich, keine Gefahr vermochte ihn zurückzuschrecken. „Habt ihr jemals gehört, daß ein Kaiser erschossen worden," erwiderte er den zur Vorsicht Mahnenden. Herrschsucht und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern seiner Politik; was seine Großeltern Ferdinand und Isabella angebahnt, suchte er zur Vollendung zu führen: das Habsburgsche Haus sollte die Vorherrschaft in der europäischen Völkerfamilie erringen und in alle Zukunft behaupten; diese Vorherrschaft sollte sich nicht auf das weltliche Regiment beschränken, auch in kirchlichen Dingen sollte es das entscheidende Wort führen. Politik und Religion standen bei ihm im innigsten Bunde, und wenn er sich gern das Ansehen gab, daß er für den Sieg des Kreuzes und für die alten kirchlichen Satzungen das Schwert führe, im Geiste der Kreuzfahrer gegen die Mohammedaner und die Ketzerei kämpfe, so lagen doch unter dieser christlich-religiösen Hülle weltlich-politische Pläne verborgen, ja diese waren die eigentlichen Motive, die mächtigsten Hebel; sein Religionseifer war wesentlich durch seine politischen Kombinationen bedingt. Allgemein menschliche Ideen und Prinzipien dienten ihm nur dann als Fahne, wenn die Interessen seiner Herrschaft und seines Geschlechts damit verbunden waren. Zu höheren Gedankenkreisen vermochte er sich nicht aufzuschwingen. Als der Enkel des katholischen Herrscherpaares lag er unter dem Bann der spanisch-hierarchischen Vorstellungen, mit denen das Pyrenäenreich groß geworden, mit denen das Habsburgsche Weltreich fort und fort blühen und wachsen sollte. Von diesem Geist beherrscht und geleitet, hat er eine wunderbare Thätigkeit entwickelt. Es war kein prahlerisches Selbstlob, wenn er in der Abschiedsrede zu Brüssel aufzählte, wie oft er die verschiedenen Länder Europas besucht, wie oft die Meere befahren; die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten in den Blättern dieses Werks gibt Zeugnis von seinem rastlosen Thun und Treiben. Der Fülle seiner Entwürfe und Unternehmungen kam die Beweglichkeit und unermüdliche Thätigkeit gleich, mit der er die Ausführung betrieb. Keine Stelle seines weiten Reichs war ihm zu entlegen; Frankreich und England wurden von ihm besucht; an die Küsten von Afrika trug er sein Banner, in Ungarn hemmte er den Siegeslauf Suleimans. Er schien die Eigenschaft der Allgegenwart zu besitzen. Und es ist nicht zu leugnen, daß er dieser rastlosten Vielgeschäftigkeit und Unternehmungslust einen großen Teil seiner Erfolge verdankte. Sie brachte ihn mit den verschiedensten Menschen in Verbindung und setzte ihn in den Stand, die nationalen und persönlichen Eigenschaften zu erforschen und die Wirkungen der Macht und Autorität zu erproben. Seine Menschenkenntnis und der Eindruck seiner Person und Würde boten ihm manche Mittel und Hebel, widerstrebende Kräfte fügsam und unter-

würfig zu machen. Daß er dabei mehr auf die Leidenschaften und Schwächen baute, als auf die edlen Triebe und Regungen, zeugt von seiner scharfen Beurteilung der Welt und Zeitrichtung. Der Glaube an Tugend und Treue in der Menschenbrust lag jenem Geschlecht fern; Eigennutz, Egoismus, Genußsucht waren die herrschenden Mächte des Tags. Und diese hatten auch in Karls Seele ihren Sitz aufgeschlagen. Wer sich gegen seine Autorität auflehnte, seine Pläne durchkreuzte, seinen Geboten ungehorsam war, den betrachtete er als seinen persönlichen Feind, den verfolgte er mit seinem Haß, mit dem versöhnte er sich niemals in Aufrichtigkeit des Herzens. Wurde er durch Zeitverhältnisse genötigt, die Gefühle des Unwillens und der Rachsucht für den Augenblick zu unterdrücken, so kam er bei veränderten Umständen immer wieder darauf zurück und kein Mitleid, keine Regungen der Menschlichkeit, keine Rücksichten hielten ihn ab, die Rache auszuüben. Schonungslos warf er den Widersacher nieder und triumphierte über seinen Fall. Niemals vergaß oder verzieh er eine empfangene Beleidigung. Und auch in der sinnlichen Genußsucht war er der Sohn seiner Zeit. Wie wenig immer sein schwächlicher Körper zu Ausschweifungen angethan war, so hat er sich doch denselben häufig genug hingegeben: er verkehrte gern mit schönen Frauen und seine Liebe war nicht platonischer Art; besonders aber huldigte er den Genüssen der Tafel; seine Köche mußten alle Kunst aufbieten, um ihm die ausgesuchtesten Speisen und Leckerbissen zu bereiten, und nicht selten zog er sich durch Unmäßigkeit und Unenthaltsamkeit Übelbefinden zu. Von den Fastengeboten ließ er sich häufig entbinden. Daß in jener Zeit der geistigen Regsamkeit, des künstlerischen und litterarischen Schaffens kein hervorragender Mann gleichgültig gegen die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst sein konnte, war selbstverständlich. Auch Kaiser Karl erwies den schönen Geistern der Renaissance Aufmerksamkeit und Gunst, wenn auch nicht in so hohem Grad wie Franz I. oder Heinrich VIII. Er war musikalisch und ehrte und begünstigte die edle Tonkunst; er liebte die Malerei und Dichtung: wie oft hat er sich und seine Gemahlin von Tizian, von Lukas Cranach malen lassen und noch auf dem Sterbelager waren seine Blicke auf die „Gloria“ des Venetianers gerichtet. Sein Kammerherr, der gelehrte Flamänder van Male (Malinäus) meldet, daß sein Herr einen damals viel gelesenen französischen Roman, worin Karls des Kühnen Hof gefeiert war, übersetzt habe, eine Arbeit, die dann von Acuña in kastilische Verse gebracht worden; auch Denkwürdigkeiten habe der Kaiser verfaßt, die aber nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Am meisten liebte Karl politische und historische Schriften. Es wurde schon mehrmals erwähnt, wie hoch er die Werke von Comines und Machiavelli hielt. Häufig ließ er sich bei seinen Mahlzeiten vorlesen, eine Gewohnheit, die er noch in San Juste beibehalten hat. Den gelehrten Sepulveda beauftragte er, die Geschichte seines Lebens und seiner Thaten zu schreiben, wozu er ihm selbst mancherlei Mitteilungen machte. Den Sleidan nannte er einen Verleumder, den Giovio (Jovius) einen Schmeichler. Großmut

und Freigebigkeit lag nicht in Karls Charakter; mit Belohnungen war er karg, versprochene Zahlungen hielt er oft lange zurück, zu ritterlicher „Milde“ war er selten aufgelegt. Gar manche Charakterzüge erinnern an Ferdinand den Katholischen. So unter anderm sein haushälterischer Sinn. Sah man doch einst mit Verwunderung, wie der mächtige und reiche Kaiser, vom Regen überrascht, sein goldgesticktes Barett unter dem Mantel barg, um es vor der Nässe zu beschützen, bis man sein altes aus der Stadt herbeigeholt. In Deutschland war er wenig beliebt; er fühlte dies und begegnete den deutschen Fürsten und Edlen mit mehr Kälte und Zurückhaltung als den Flamändern und den spanischen Granden. Gegen diese zeigte er sich oft leutselig und herablassend; wenn sie ihm das Geleite gaben, verabschiedete er sich in der Regel von ihnen mit einem Händedruck; wie ganz anders war dagegen sein Benehmen gegen die gefangenen deutschen Fürsten!

4. Philipps II. Anfänge bis zum Frieden von Cateau-Cambrésis.

Während Karl V. in den stillen Klosterräumen von San Juste ausruhte von den Geschäften und Sorgen des Herrschens, tobte ein verheerender Krieg an den Grenzen seiner Reiche. Ruhig hatte er nach seiner Resignation die Niederlande verlassen, da der Waffenstillstand, der in dem Kloster Vaucelles bei Cambrai zwischen Frankreich und Spanien vereinbart worden war, auf fünf Jahre den Frieden sicherzustellen schien. Allein der leidenschaftliche Greis, der als Paul IV. den päpstlichen Stuhl innehatte, wollte nichts hören von Waffenverträgen, welche die spanische Herrschaft in Neapel fortbestehen ließen. Wir wissen, welch tiefen Haß dieser stolze, hochfahrende Kirchenfürst gegen das Habsburgsche Haus in seiner Seele trug. Der Anjouschen Partei in Neapel angehörend, hatten er und alle Glieder der Familie Caraffa von Jugend auf mit grollendem Herzen auf die spanische Herrschaft in Neapel geblickt, die sie als eine widerrechtliche Usurpation ansahen. Dieser Groll war noch gesteigert worden durch persönliche Beleidigungen, indem Karl V. sich der Erhebung des Caraffa auf den erzbischöflichen Stuhl von Neapel widersetzt hatte. Die Vertreibung der „Barbaren“ aus diesem Königreich, das in Rom immer noch als päpstliches Lehen galt, war seitdem der Gedanke seines Lebens. Er trug etwas von dem Geiste Julius' II. in seiner Seele. Die Franzosen ins Land zu rufen, meinte er, habe wenig Gefahr, die könne man später wieder ausquartieren, aber die Spanier seien wie Unkraut, wo man das hinwerfe, schlage es Wurzel. Sein Haß gegen die Habsburger erhielt neue Stärke, seitdem die pontifikale Krone sein Haupt schmückte. Er hielt es für einen frevelhaften Eingriff in seine oberkirchlichen Rechte, daß sich Karl und sein Bruder in Friedensunterhandlungen mit den Evangelischen in Deutschland eingelassen, und protestierte gegen die Augsburger Übereinkunft; er zürnte, daß die kaiserlich gesinnte Familie Colonna, die er mit dem Bann belegt und ihrer Lehen und Ämter im Kirchenstaat beraubt hatte, in Neapel Schutz und Auf-

[Randnotizen: Der päpstlich-französische Kriegsbund. — 5. Febr. 1556.]

nahme fand; er war der Ansicht, daß der spanische Herrscher durch Vorenthaltung des jährlichen Tributs an den heiligen Stuhl alle Rechte und Ansprüche auf das Königreich Neapel verwirkt habe; er sprach in Gegenwart kaiserlicher Gesandten von den Spaniern in den beleidigendsten Ausdrücken und Schmähungen. Von gleicher Gesinnung waren seine Neffen erfüllt, sowohl der älteste, dem er den Titel eines Herzogs von Montebello und die großen Güter der Colonna verliehen, als der jüngere, den er trotz seines unwürdigen Lebenswandels und seiner Ausschweifungen aus der kriegerischen Laufbahn in das Kardinalkollegium berufen hatte. Der letztere war es auch, der die Verbindung mit Frankreich betrieb, wo er an dem Herzog von Guise und dessen Bruder, dem Kardinal von Lothringen, thätige Helfer und Gesinnungsgenossen fand. Diese ehrgeizige Familie, die auf die Geschicke Frankreichs in den nächsten Jahrzehnten einen so unheilvollen Einfluß übte, war durch persönliche Interessen aufs innigste an das Papsttum geknüpft und mochte sich wohl auch mit der Hoffnung tragen, in das Erbe der Spanier in Unteritalien einzutreten, da sie als Nachkommen von Jolante, König Renés I. Tochter, alte Geburtsrechte geltend machen konnte. Durch die Thätigkeit Guises und Caraffas kam ein Bündnis zu Schutz und Trutz zwischen Frankreich und dem römischen Hof zu stande. Nachdem der Papst den französischen König seines Eides entbunden, wurde der Waffenstillstand von Vaucelles aufgelöst und
Juli 1556. ein neuer Vertrag in Rom abgeschlossen, in welchem die Bedingungen und Leistungen des Kriegsbundes festgesetzt und die künftigen Geschicke des zu erobernden Königreichs Neapel bestimmt waren. Wie in den Tagen Ludwigs XII. sollte das durch gemeinsame Anstrengungen errungene Land geteilt werden. Es machte dem heiligen Vater wenig Kummer, daß Heinrich II. nach dem Beispiel des Vaters zugleich das Bündnis mit Sultan Suleiman erneuerte, und daß die deutschen Landsknechte, welche den Kern der päpstlichen Heere bildeten, sich zu Luthers Lehre bekannten und ohne Scheu Heiligenbilder, Fasten und Messe verspotteten. Die Leidenschaft schlug alle Bedenken nieder.

Alba im Kirchenstaat.

So sehr es auch dem spanischen König Philipp II., der an gläubiger Hingebung für die katholische Kirche und ihr Oberhaupt seinen Vater weit übertraf, zu Herzen ging, daß er seinen Regierungsantritt mit einem Krieg gegen Rom begehen sollte, Paul IV. zeigte seine feindselige Gesinnung in so rücksichtsloser Weise, setzte durch beleidigende Äußerungen und Drohungen und durch Verhaftung des spanischen Gesandten Garcilaso de la Vega so sehr alle Regeln des internationalen Verkehrs und Anstands beiseite, daß der König nicht umhin konnte, den Herzog von Alba, welcher die Statthalterschaft von Mailand mit der Würde eines Vizekönigs von Neapel vertauscht hatte, in den Stand zu setzen, dem drohenden Kriegssturm durch einen Einmarsch in die päpstlichen Staaten zu begegnen. Hatten doch selbst die spanischen Prälaten, denen der König auf einer Synode über die Lage der Dinge Mitteilungen gemacht, einem kriegerischen Vorgehen gegen den Beherrscher des Kirchenstaats ihre Sanktion erteilt. Das Heer,

mit welchem Alba im Herbst 1556 die Grenzen des neapolitanischen Reichs überschritt, bestand größtenteils aus frischen einheimischen Truppen zu Roß und zu Fuß mit einem Geschützzug; allein den Kern bildeten spanische Veteranen, welche die kaiserlichen Feldzüge durchgemacht und als die geübtesten und abgehärtetsten Soldaten angesehen werden konnten. Sie bahnten sich bald einen siegreichen Weg in den Kirchenstaat. Das Beispiel von Anagni, das wegen Widerstands erstürmt und der Plünderung preisgegeben ward, schreckte die andern Städte ab; wenn Alba vor ihren Mauern erschien, erkauften sie sich durch Unterwerfung Sicherheit des Lebens und des Eigentums. Im Oktober schlug der Herzog sein Hauptquartier in Tivoli auf und ließ seine Reiterscharen bis an die Thore Roms streifen; zitternd forderten die Bewohner den Papst zur Kapitulation auf; allein dieser wies jede Nachgiebigkeit, jede Vermittelung des venetianischen Gesandten entschieden zurück; selbst als die stolze Reiterschar, die er persönlich auf dem St. Petersplatz gemustert und sein Neffe ins Feld geführt, in die Flucht geschlagen, als die Besatzung von Ostia nach tapferster Gegenwehr zur Unterwerfung gezwungen ward, ließ er keine Friedensgedanken aufkommen. Sein Starrsinn hätte der ewigen Stadt schlimme Früchte tragen können, wäre nicht Alba ein so gläubiger Diener der Kirche gewesen. Es machte seinem Gewissen Bedenken, daß er das Haupt der Kirche bekriege; sein Oheim, Kardinal Giacomo, führte ihm zu Gemüt, wie traurig der Connetable von Bourbon und alle, die mit ihm wider Rom gestritten, geendigt hätten; er wollte nicht, daß sein Name unter den Bestürmern der Stadt des heil. Petrus genannt werde; er gewährte dem Kardinal Caraffa einen Waffenstillstand von zwei Monaten und kehrte als Sieger nach Neapel zurück. Dadurch erlangten die französischen Hilfstruppen, die unter der Führung Guises bereits die Alpen überstiegen hatten, die Möglichkeit, ungehindert vorzudringen, und der Waffengang nahm eine andre Wendung. Kaiser Karl sprach sich in San Juste sehr ungehalten über den spanischen Feldherrn aus.

Sept. 1556. *19. Nov. 1556.*

Mitten im Winter zog der Herzog von Guise über Piemont in die Po-Ebene hinab, um die Waffen Frankreichs abermals in das Herz Italiens zu tragen. Er hatte eine Armee von 12,000 Mann Fußvolk, fast zur Hälfte Schweizer Soldknechte und 2000 Reiter schwerer und leichter Armatur. Die adlige Jugend Frankreichs war zahlreich vertreten; den Spuren der Väter unter den früheren Königen folgend, gedachte sie unter dem kriegsgeübten Führer, dem stolzen Haupt des Adels, Ruhm und Ehre zu erwerben. Wiederum herrschte in Italien ein aufgeregtes Parteiwesen: die alte Scheidung in Guelfen und Ghibellinen lebte von neuem auf, wenn auch mit verschiedenen Zielen und unter andrer Führung. Während der Herzog von Ferrara, mit einer Tochter Guises vermählt, zu Frankreich hielt, wurde Farnese von Parma durch die Rückgabe der Stadt Piacenza auf die kaiserlich-spanische Seite gezogen; er willigte ein, daß sein kleiner Sohn Alexander nach Madrid gebracht ward, um unter den Augen Philipps erzogen zu werden. Herzog Cosimo von Toscana wurde durch die Überlassung von

Parteistellung in Italien.

Siena für Philipp gewonnen. Die Signorie von Venedig, die vergebens in Rom zu vermitteln und zu versöhnen bemüht gewesen, verhielt sich neutral und suchte ein gewisses Gleichgewicht in der Halbinsel zu bewahren.

Guise gegen Neapel. Ohne, wie der Herzog von Ferrara riet, einen Angriff auf Mailand zu unternehmen, drang Guise rasch nach Mittelitalien vor, um den Kirchenstaat zu befreien und den Krieg nach Neapel zu verlegen. Er schlug seinen Weg über Bologna und Ravenna nach der Meeresküste ein, zog über Rimini und Pesaro nach Jesi und eilte dann, seine Leute in guten Quartieren zurücklassend, nach Rom, um mit dem Papst persönlich die weiteren Pläne zu verabreden. Paul empfing den mächtigen Edelmann, der dem heiligen Stuhl so eifrig ergeben war, mit großer Auszeichnung und gab sofort Befehl zur Erneuerung des Kriegs; die Städte Tivoli und Ostia wurden zurückerobert. Wie schwoll die Brust des stolzen Caraffa bei dem Gedanken, daß die Herrschaft der Spanier in dem ganzen Apenninenland nun bald zu Ende sein würde! Durch einige päpstliche Mannschaften verstärkt, setzte darauf der französische Heerführer seinen Marsch fort. Campli, eine wohlhabende Stadt inmitten einer fruchtbaren Landschaft, wohin sich die Bevölkerung aus den offenen Flecken und Dörfern mit ihrer Habe geflüchtet hatte, wurde im Sturm genommen und der Plünderung preisgegeben. Die Besatzung ward niedergemacht, Frauen und Jungfrauen geschändet, die Schätze geraubt, die Häuser verbrannt. Von den rauchenden Trümmern Camplis wendete sich der Herzog gegen Civitella, eine hochgelegene Stadt mit einer festen Citadelle, welche von 1200 Spaniern mit Mut und Tapferkeit verteidigt wurde. Die Einwohner, männlichen wie weiblichen Geschlechts leisteten kräftigen Widerstand; das Geschick von Campli hatte sie gelehrt, daß bei dem Feinde keine Gnade, kein Erbarmen zu hoffen sei, sie zogen den Tod der Entehrung vor. Solcher Entschlossenheit und Thatkraft gegenüber waren die Angriffe der Franzosen erfolglos; die Stürme wurden abgeschlagen, die Breschen rasch ausgefüllt, das feindliche Lager durch das Geschützfeuer von der Höhe schwer getroffen. Die Mißerfolge erzeugten Unmut in den Reihen der Soldaten; eine Verstimmung gegen den Papst, der sich so wenig um sie bekümmerte, so säumig und ungenügend seinen Verpflichtungen nachkam, faßte mehr und mehr Boden in den Gemütern; der Herzog von Montebello, Pauls Neffe, welcher die päpstliche Hilfsmannschaft befehligte, wurde von Guise bei einem Streit so schwer beleidigt, daß er abzog. Auch eine Erhebung der Anjouschen Parteigenossen unter dem neapolitanischen Adel, auf welche der französische Heerführer gezählt hatte, blieb aus, vielmehr erklärten sich die von Alba zu einem Parlament einberufenen Barone bereit, den Vizekönig mit Geld zu unterstützen, und ermächtigten ihn die Geistlichkeit des Landes zu Beiträgen und Darlehen anzuhalten.

Albas zweiter Feldzug in den Kirchenstaat. April 1557. Ermutigt durch solche Beweise von Hingebung und Vertrauen in der Bevölkerung, brach Alba im Frühjahr mit einem aus Eingebornen, aus spanischen Veteranen und aus deutschen Soldknechten bestehenden Heer nach Nordosten auf,

um dem Feind den Einzug in das Königreich zu wehren. Von Pescara, am Adriatischen Meer, wo sich die einzelnen Abteilungen versammelten, rückte er nach Giulia Nuovo vor und nötigte dann die französische Armee, die nochmals einen vergeblichen Sturm gegen Civitella unternommen, zu einem verlustvollen Rückzug. Der heldenmütigen Stadt verlieh Alba zum Lohn für ihre Tapferkeit und Treue ansehnliche Vorrechte. Am Tronto und bei Ascoli kamen sich die Truppen beider Nationen so nahe, daß man eine Schlacht erwartete; allein der Vizekönig beschränkte sich auf die Verteidigung der neapolitanischen Grenzen und ließ den Feind ruhig und in guter Ordnung abziehen. Er habe keine Lust, äußerte er, um den gestickten Mantel des Herzogs von Guise das Königreich Neapel aufs Spiel zu setzen. Bald darauf erhielt der französische Befehlshaber ein Gesuch des Papstes, zur Deckung des Kirchenstaats, wo Albas Verbündeter Antonio Colonna bedenkliche Fortschritte machte, näher nach Rom zu ziehen. Er folgte der Einladung und schlug sein Hauptquartier in Tivoli auf, um dieselbe Zeit als das Schicksal der Stadt Segni, welche von Colonnas Banden erobert und mit empörender Grausamkeit behandelt wurde, die Einwohner der Hauptstadt mit Zittern und Zagen erfüllte. Und wie groß war ihr Schrecken, als Alba, nachdem er sich mit Colonna in der Campagna vereinigt hatte, in einer regnerischen Augustnacht bis unter die Mauern von Rom vordrang, in der Absicht, sich der Person des Papstes zu bemächtigen! Wie leicht hätten sich bei einer Überrumpelung der Stadt die Auftritte der Bourbonschen Zeit wiederholen können. Von einem solchen Schicksal blieben jedoch auch diesmal die Römer verschont. Sei es, daß der spanische Heerführer sich in seinem Gewissen beunruhigt fühlte, sei es, daß er einen Angriff oder Überfall der Franzosen fürchtete, er führte seine vorgeschobenen Mannschaften wieder nach der Campagna zurück. Die geängstigten Einwohner bestürmten nun den Papst mit Bitten um Frieden; Strozzi, der ausgezeichnetste unter den italienischen Feldherren, stellte ihm vor, wie verderblich die Fortsetzung eines so aussichtslosen Kampfes sei; allein der unbeugsame Hohepriester konnte es nicht über sich gewinnen, die Pläne seiner rachsüchtigen Seele aufzugeben. Erst als Guise ihm die Mitteilung machte, daß er von Paris den Befehl erhalten habe, sein Heer schleunig in die Heimat zurückzuführen, da der Feind von Norden her die Grenzlande bedrohe, beugte er sich grollend der Notwendigkeit. Mit dem schweren Vorwurf, daß der Herzog für den König, für die Kirche und für seine eigne Ehre nichts gethan habe, verabschiedete er denselben und sandte darauf seinen Neffen nach Cavi, um mit Alba einen Frieden zu vereinbaren.

26. Aug. 1557.

Frieden zwischen dem Papst und Spanien.

Und auch jetzt noch trat Paul IV. so gebieterisch und hochfahrend auf, als ob das Waffenglück auf seiner Seite gewesen und er das entscheidende Wort zu führen hätte. Er verlangte vor allem, der Vizekönig sollte öffentlich um Verzeihung bitten, daß er die Waffen gegen den heil. Stuhl getragen, und reuevoll die Absolution nachsuchen. Dem stolzen Spanier widerstrebte eine solche

Demütigung, aber Philipp, der um jeden Preis mit der Kirche in Frieden leben wollte, übersandte ihm den Befehl, sich zu fügen. „Wäre ich der König," ließ sich Alba vernehmen, „so müßte der Papst einen seiner Neffen zur Abbitte nach Brüssel schicken." Auch in den übrigen Punkten zeigte sich der spanische Monarch so nachgiebig gegen das geheiligte Kirchenhaupt, daß, wie der Feldherr bitter bemerkte, der Vertrag nicht von dem Sieger, sondern von dem Besiegten diktiert zu sein schien. Die französischen Heere durften ungehindert abziehen, über Colonnas Besitzungen sollte ein Schiedsgericht die Entscheidung treffen, in Unteritalien blieb alles unverändert. Für die Drangsale und Verheerungen, welche das Land durch den von dem leidenschaftlichen Kirchenfürsten heraufbeschwornen Krieg zu dulden hatte, sowohl von seiten der französisch-päpstlichen Invasion, als von seiten der Türken und Korsaren, welche als Verbündete des „allerchristlichsten" Königs die Küsten und Seestädte mit feindlichen Überfällen, mit Raub und Brand heimsuchten, für die Lasten und Leistungen, welche die Einwohner zu tragen hatten, wurden keinerlei Entschädigungen gewährt. Wie hoch auch Alba den Segen des heil. Vaters anschlagen mochte, dennoch fühlte er sich in seiner militärischen Ehre tief gekränkt, als er nach Abschluß des Friedens seinen Einzug in die ewige Stadt hielt, um sich im Vatikan als reuiger Sohn dem heil. Vater zu Füßen zu werfen und um Absolution zu bitten. Er schrieb damals seiner Frau, in keiner Schlacht habe er solches Herzklopfen gehabt, wie bei dieser Audienz. Nur in dem Jubel des Volks, das dem Friedenbringer den glänzendsten Empfang bereitete, konnte er einige Genugthuung finden. Von der Zeit an wurden keine Versuche mehr gewagt, die spanische Herrschaft in der Apenninischen Halbinsel zu brechen. Unter Paul IV. waren die letzten nationalen Anstrengungen zur Vertreibung der „Barbaren" gemacht worden.

27. Sept. 1557.

Der Krieg in der Pikardie.

War der Krieg in Italien weder ehrenvoll noch vorteilhaft für Frankreich, so nahm der gleichzeitige Waffengang in der Pikardie eine noch ungünstigere Wendung. Philipp II. war nicht nur durch namhafte Geldbewilligungen der spanischen Cortes in den Stand gesetzt, eine beträchtliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei in den Niederlanden um sich zu sammeln, es gelang ihm auch mit Hilfe seiner Gemahlin Maria, die englische Nation zur Teilnahme an dem Krieg wider Frankreich zu bewegen. Er selbst weilte zwar meistenteils in Brüssel, fern von dem Schauplatz des Waffenganges, denn seine Neigungen und geistigen Anlagen waren mehr auf Politik und Staatsgeschäfte gerichtet; aber er besaß in Emanuel Philibert, dem Sohn des vor vier Jahren gestorbenen Herzogs Karl von Savoyen, einen Feldherrn, welcher mit der spanischen Sache zugleich seine eigne verfocht, indem ihm sein väterliches Erbe noch immer von den Franzosen vorenthalten ward (S. 624). Von Karl V. frühe in das Kriegsleben eingeführt, hatte der Herzog eine erfahrungsreiche Schule hinter sich, und was ihm die Natur an Körperstärke versagt hatte, wußte er durch Abhärtung, Willenskraft und mäßige Lebensweise zu ersetzen. Auch den Wissenschaften, besonders der

Geschichte und Mathematik war er zugethan. König Philipp war ihm sehr gewogen; er begünstigte seine Werbung um die Hand der Prinzessin Elisabeth, aber die englische Königstochter wollte nur ihrem Land und Volk leben. Wohl standen auch an der Spitze des französischen Heers namhafte Feldherren: mochte auch der Oberbefehlshaber, der uns bekannte Connetable von Montmorency, mehr durch Glanz und Hofgunst als durch wirkliche Verdienste hervorragen, so waren dagegen die ihm untergeordneten Feldherren, der Admiral Coligni und der Herzog von Nevers, Gouverneur der Provinz, Männer von anerkannter Tapferkeit.

Dennoch trat es bald zu Tage, daß die größere Kriegskunst auf seiten der Spanier sei. Als Montmorency zum Entsatz der hart bedrängten Festung St.-Quentin, welche von Coligni mit größter Anstrengung verteidigt ward, mit seinem Heer herbeizog, wurde er beim Übersetzen über die Somme auf dem morastigen Boden von dem tapferen Anführer der Reiterei, dem flandrischen Grafen Egmont, mit solchem Ungestüm angegriffen, daß, als der Herzog von Savoyen rechtzeitig in den Kampf eintrat und das Reitertreffen zur allgemeinen Schlacht sich erweiterte, die Franzosen, trotz der kühnen Gegenwehr der gascognischen Hakenschützen und Lanzenträger, eine vollständige Niederlage erlitten. Tausende lagen erschlagen oder verwundet auf dem weiten Waffenfeld umher; eine noch größere Zahl wurde auf dem fluchtähnlichen Rückzug durch die Reitergeschwader Egmonts und des Grafen Hoorne in Kriegsgefangenschaft geführt. Unter ihnen befand sich Montmorency selbst, der, in das hitzigste Gefecht sich stürzend, von dem Pistolenschuß eines schwarzen Reiters getroffen sich ergeben mußte, befanden sich die Herzöge von Montpensier und Longueville, der Marschall St. André und viele andre Edelleute. Unter den Gefallenen war auch ein Prinz von Geblüt, Jean de Bourbon, Graf von Enghien. Einen Teil des geschlagenen Heers retteten Nevers und der Graf von Condé unter dem Schutz der Nacht nach La Fère. Seit der Schlacht von Azincourt hatte Frankreich keinen solchen Unfall im Feld erfahren; über achtzig Fahnen und alles Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Freudig eilte Philipp in das Lager, um dem Oberfeldherrn, mit dem er täglich Briefe gewechselt, dem Grafen Egmont und dem ganzen Heer seinen Dank und seine Anerkennung darzubringen. Dem Vater sprach er in einem Schreiben sein Bedauern aus, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, durch persönliche Anwesenheit den Ruhm des Tags zu teilen. Aber an thätiger Fürsorge für alle Bedürfnisse des Kriegs und für zweckmäßige Anordnungen hat er es nicht fehlen lassen. Die Gemeinen unter den Gefangenen wurden entlassen mit der Bedingung, ein halbes Jahr lang die Waffen nicht gegen Spanien zu führen; die Hauptleute und Kavaliere mußten ihre Freiheit um hohes Lösegeld erkaufen.

Die Schlacht von St.-Quentin. 10. Aug. 1557.

Der Herzog von Savoyen war geneigt, die Bestürzung der Feinde zu einem Einfall in Frankreich selbst zu benutzen; und Kaiser Karl fragte den Boten, der

Eroberung der Festung St.-Quentin.

ihm die Nachricht von dem Sieg bei St.-Quentin nach San Juste brachte, ob sein Sohn schon in Paris sei. Aber solche verwegene Unternehmungen waren nicht nach dem Sinn Philipps; er erwog die Gefahren, welche seinem Heer von der kriegerischen Bevölkerung, von den Festungen, von den schwierigen Märschen, von mangelhafter Verpflegung erwachsen könnten. Es schien ihm zweckmäßiger, sich zunächst in den Grenzlanden festzusetzen, vor allem die Stadt St.-Quentin zu erobern. Hierbei stießen aber die Spanier auf einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Coligni und sein Bruder Dandelot, der sich vor der Schlacht mit einiger Mannschaft in die Festung geworfen hatte, bewiesen einen Mut, eine Umsicht, eine Ausdauer, daß trotz des herrschenden Mangels an Lebensmitteln und Streitkräften und trotz der dürftigen und schadhaften Befestigungswerke die Stadt mehrere Wochen allen Stürmen und Angriffen des
28. Aug. 1557. Feindes erfolgreich widerstand. Als sie endlich der Übermacht erlag, schändeten die verwilderten Kriegsknechte den Ruhm, den ihnen die Schlacht eingetragen, durch Thaten roher, unbarmherziger Gewalt. Erst als der König selbst in die eroberte Stadt einzog, wurde der Plünderung und Zerstörungswut Einhalt gethan.

Die Lage. Die Tage von St.-Quentin warfen auf die neue Regierung einen glänzenden Schimmer; nach solchen Anfängen erwartete die Welt eine Zeit des Ruhms und der Erfolge, wie man sie unter dem Vater erlebt hatte. Allein so groß die Errungenschaft an Waffenglanz und Ehre war, so gering waren die materiellen Resultate. Als der Belagerungskrieg gegen einige unbedeutende Grenzfestungen fortgesetzt wurde, trat es bald zu Tage, wie wenig Eintracht und innere Sympathie in dem Heer vorhanden war. Die Flamänder waren neidisch und eifersüchtig auf die übermütigen Spanier, die Engländer dienten mit Widerstreben dem fremden Fürsten, den ihnen ihre Königin zum Herrn gegeben; die Deutschen waren unzufrieden, daß ihnen der Sold so lässig bezahlt wurde und gingen in großer Menge in das französische Heerlager über, wo ihnen reichlicher Lohn winkte. Unter solchen Umständen wagte Philipp nicht, bei der vorgerückten
Ende Oktober 1557. Jahreszeit länger das Feld zu behaupten. Er ließ die Soldaten die Winterquartiere beziehen und begab sich nach Brüssel zurück.

Guise vor Calais. 1558. Frankreich erholte sich bald wieder von dem Schlag, den es bei St.-Quentin erlitten. Große Unfälle erzeugen bei dem stark ausgeprägten Nationalgefühl des französischen Volks stets einen vaterländischen Aufschwung. Unter allen Ständen regte sich ein edler Wetteifer, dem König zu dienen und zu helfen. Der Adel und die streitbare Jugend drängten sich zu den Waffen, die „guten Städte“ waren freigebig in Geldbewilligungen, der Klerus wirkte gern im Sinne einer Regierung, welche der Kirche so eifrig ergeben war. Wie schwer auch das Regiment Heinrichs II. auf dem Land lastete, in dieser Zeit drohender Kriegsgefahr fügte sich die Reichsversammlung von Paris allen Anforderungen des Königs. Die Hoffnungen und der Kriegsmut stiegen noch mehr, als der Herzog von Guise,

der Sieger von Metz, sein Heer wohlbehalten aus Italien über die Alpen zurückführte und als Generalleutnant an die Spitze der gesamten Heeresmacht trat. Daß sein italienischer Feldzug ihm so wenig Lorbeeren eingetragen, wurde nicht in Anschlag gebracht. Hatte er doch dem Papst einen günstigen Frieden und der Armee einen ungefährdeten Rückzug errungen! Und in der That wurden die Erwartungen der Nation nicht getäuscht. Mit welchem Jubel vernahm man, daß Guise mitten im Winter die Seestadt Calais, die noch als Überrest alter Niederlagen aus den Erbfolgekriegen des Mittelalters im Besitz der Engländer war, zur Übergabe gezwungen und die französischen Fahnen auf den Zinnen der alten Seeburg aufgepflanzt! Die englische Regierung hatte es unterlassen, die Festung durch Ausbesserung der Mauern und Türme und durch Verstärkung der Besatzung rechtzeitig in guten Verteidigungsstand zu setzen. Die Nation sah in dem Verlust eine Schädigung der alten Kriegsehre, und ihr Unmut gegen den fremden Einfluß auf ihrer Insel und gegen eine Königin, welche mehr den Sieg des katholischen Glaubens und den Vorteil seiner spanischen Verfechter als die Wohlfahrt des eignen Landes im Auge hatte, wuchs durch diesen Unfall. Auch in Flandern war man bestürzt über den Fall von Calais, zumal als einige Zeit nachher der Marschall de Termes, welchen Guise zum Kommandanten eingesetzt, die Seestadt Dünkirchen eroberte und von den Soldaten plündern ließ und dann bis Nieuport vordringend in Westflandern festen Fuß zu fassen sich anschickte.

8. Jan. 1558.

Diese Besorgnis schwand jedoch bald dahin. Die geängstigten und durch die länder- und städteverwüstende Kriegführung der Franzosen empörten Flandrer riefen die Hilfe ihres Statthalters Egmont an und erklärten sich zu jedem Dienst und Opfer bereit. In kurzem hatte der tapfere Graf eine Streitmacht von 12,000 Mann unter seiner Fahne. Mit dieser besetzte er die Straße zwischen Dünkirchen und Calais, um dem Feind den Rückzug zu verlegen. Umsonst wandte sich de Termes an Guise, welcher nach der Eroberung von Diedenhofen in das Luxemburgische vorgedrungen war; durch eine ernstliche Meuterei der deutschen Landsknechte, denen er den Sold schuldete, war der Herzog an einer raschen Bewegung zur Hilfeleistung des Marschalls gehindert. De Termes faßte daher den Entschluß, dicht am Meer auf einem schmalen, schlammigen Küstenweg nach Calais zurückzukehren; sein Heer war an Zahl dem des Gegners gewachsen und durch die vorausgegangenen Erfolge von Mut und Kampflust erfüllt. In einem langen Zug, dem eine endlose Wagenreihe mit erbeutetem Gut folgte, bewegte sich das französische Heer von dem brennenden Dünkirchen aus auf dem beschwerlichen Marsch vorwärts, der Marschall selbst wegen Fußgicht in einer Sänfte getragen. Bei Gravelingen, wo das Küstenflüßchen Aa sich in den Kanal ergießt, wurden sie in der Fronte und auf der Seite von Egmont angegriffen. Und nun ereignete sich die zweite blutige Schlacht in diesem Völkerkrieg. Anfangs hatte es den Anschein, als sollte der Tag von Gravelingen für die Franzosen

Die Schlacht von Gravelingen. 13. Juli 1558.

ein Tag der Rache werden; vor dem ungestümen Anprall der kühn vordringenden Reiterei und der festen Tapferkeit des gascognischen Fußvolks mußten die Reihen der Feinde, die den Angriff begonnen hatten, zurückweichen; Egmonts Pferd wurde unter seinem Reiter getötet; die Franzosen stimmten schon den Siegesruf an; aber rasch schwang sich der Graf auf ein frisches Streitroß und seinem kühnen Mut und feurigen Zuspruch gelang es, die wankenden Glieder wieder herzustellen und einen neuen Angriff zu bewirken. Nun entspann sich ein heftiges blutiges Ringen und es blieb längere Zeit ungewiß, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde; da näherte sich unerwartet ein englisches Geschwader der Küste und eröffnete sein Feuer auf die rechte Flanke des Feindes. Die Bestürzung über den neuen Feind erzeugte Verwirrung in den Reihen der Franzosen; die Unordnung entwickelte sich zur Flucht, welche eine zweite vollständige Niederlage zur Folge hatte. Viele kamen durch das Schwert um, andre ertranken in dem angeschwollenen Fluß oder im Meer; mehrere Hundert wurden von den über die Verwüstung ihres Landes erzürnten Bauern erschlagen. Die Reiterei wurde fast gänzlich aufgerieben, Marschall de Termes und ein großer Teil der Armee gerieten in Gefangenschaft, alles Gepäck und Geschütz, alles geraubte Gut fiel, wie bei St.-Quentin, in die Hände der Sieger.

Friedensunterhandlungen eingeleitet. Die Schlacht bei Gravelingen war nur ein Nebengefecht zwischen zwei Heerabteilungen; die Hauptarmeen unter Guise und dem Herzog von Savoyen waren davon nicht berührt worden. Beide Oberfeldherren rückten jetzt, begleitet von ihren Monarchen, in die Pikardie vor, um dort den Entscheidungskampf auszufechten. Aller Augen waren nun auf jene Landschaft gerichtet, wo so oft die Völker ihre Kräfte gemessen. Die Heere standen nur wenige Meilen voneinander, so daß die Welt mit Spannung einem neuen blutigen Zusammentreffen entgegensah. Aber wie erstaunte man, als die Nachricht erscholl, Bevollmächtigte der kriegführenden Monarchen seien im Kloster Sercamp unweit Cambrai zusammengetreten und alle Kriegsunternehmungen vor der Hand eingestellt. (15. Okt. 1558.) Die Geldnot war in beiden Reichen auf solche Höhe gestiegen, die Kassen trotz aller Finanzkünste, Zwangsanleihen, Auflagen jeder Art so erschöpft, daß eine Weiterführung des kostspieligen Waffenganges und die Unterhaltung so vieler Soldtruppen als eine Unmöglichkeit erschien. Und sollten die Häupter der mächtigsten katholischen Staaten durch Verlängerung des Kriegs den lutherischen und calvinischen Lehrmeinungen, die in beiden Ländern in beunruhigender Weise um sich griffen, Vorschub leisten? Es war besonders Papst Paul IV., welcher um dieser Ursache willen eifrig zur Friedensschließung riet.

Einflußreiche Staatsmänner. Am französischen Hof wirkten noch andre Ursachen mit: der Einfluß des Herzogs von Guise und seiner Brüder war, seitdem ihre Nichte Maria Stuart im April unter glänzenden Hoffesten mit dem Dauphin Franz vermählt worden war, so bedeutend geworden, daß er die Eifersucht der königlichen Geliebten Diana von Poitiers und des gesamten hohen Adels erregte; die Macht des Hauses mußte aber noch steigen, wenn

Guise an der Spitze aller Heere stand und das Schicksal des Reichs in seiner Hand lag. Namentlich fürchtete Montmorency, der solange im Rat und bei Hofe das entscheidende Wort geführt, seine gebietende Stellung einzubüßen, wenn er noch länger durch seine Kriegsgefangenschaft aus der Nähe des Königs verbannt bliebe. Schon die Wahl der Bevollmächtigten, die den ersten Hofkreisen angehörten, ließ einen entscheidenden Austrag erwarten. Von französischer Seite waren neben dem Kardinal von Lothringen die bei St.-Quentin in Gefangenschaft geratenen Feldherren Montmorency und St. André zugegen; Philipp II. hatte dem Kardinalbischof von Arras, Granvella, gleichfalls zwei Kriegs- und Staatsmänner ersten Ranges an die Seite gegeben, den Herzog von Alba und den Fürsten Wilhelm von Oranien. Auch England war durch eine ansehnliche Gesandtschaft vertreten.

Der Friede von Cateau-Cambrésis. 1559.

Nur die Wichtigkeit der Anliegen, die zur Entscheidung gebracht werden sollten, nur die hohen Ansprüche, die auf der einen Seite erhoben, auf der andern bekämpft wurden, verzögerten den Abschluß der Verhandlungen, während deren Dauer Karl V. aus der Welt ging und die englische Königskrone auf Elisabeths Haupt gesetzt ward. Calais und das Herzogtum Piemont-Savoyen waren die großen Objekte, um welche am hartnäckigsten gestritten ward. Zu den vielfachen Bekümmernissen, welche die letzten Tage der unglücklichen Königin Maria verdüsterten, gehörte in erster Reihe der Verlust der Seestadt. „Wenn ich sterbe," sagte sie, „so wird man Calais in mein Herz geschrieben finden." Und sollte die neue Königin ihren vom Volk so freudig begrüßten Regierungsantritt mit der Abtretung einer zweihundertjährigen Besitzung einweihen? Philipp unterstützte die Forderung der verbündeten Engländer aus allen Kräften. Hegte er doch die Hoffnung, die Hand der jungfräulichen Königin zu erlangen, den Bund mit England, welcher durch den Tod der älteren Schwester gelöst worden, durch die jüngere, die ihre religiöse Überzeugung noch nicht öffentlich kund gegeben, zu erneuern, den spanischen Einfluß über das Inselreich dauernd zu erhalten. Wir werden bald erfahren, wie eifrig er sich der Prinzessin in den Tagen ihrer Bedrängnis angenommen; er mochte einige Gefühle der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit in ihrem Herzen voraussetzen; und die kluge Fürstin hütete sich, solange die Friedensverhandlungen in der Schwebe waren, das bestehende Bundesverhältnis durch schroffes Auftreten zu lockern. Der spanische Botschafter, Herzog von Feria, war am Hofe gern gesehen und benutzte seine vornehmen Verbindungen im Interesse seines Gebieters. Nicht minder eifrig verfochten die Bevollmächtigten Philipps die Herausgabe des Herzogtums Savoyen-Piemont an Emanuel Philibert, den Verwandten des Habsburgschen Hauses, den Oberfeldherrn der spanischen Heere. Monatelang dauerten die Unterhandlungen, die von der Abtei Sercamp nach Cateau-Cambrésis verlegt worden; unterdessen schwollen die Ausgaben und die rückständigen Soldzahlungen zu einer unerschwinglichen Höhe an. Philipp gestand seinen Ministern, „er stände am Rande des Ruins, wovon ihn nichts als der Friede retten könnte". Nicht tröstlicher sah es in Frankreich aus, und auch in England wünschte die Königin Elisabeth eines

Kriegs ledig zu sein, der wie eine dunkle Wolke über dem Morgen ihrer Regierung hing. Es stand zu befürchten, daß die beiden Monarchen auf eigne Hand sich verständigten; sollte dann England den Krieg allein gegen Frankreich fortsetzen? Einer solchen Aufgabe war das durch Parteiung, Religionskämpfe und zerrütteten Staatshaushalt verwirrte und geschwächte Inselreich nicht gewachsen.

Anfang April 1559. So einigte man sich denn endlich zu einem Kompromiß. Heinrich II. willigte in die Zurückgabe des transalpinischen Herzogtums an den rechtmäßigen Erben Emanuel Philibert mit Ausnahme einiger festen Orte, in welchen bis zur völligen Ausgleichung noch französische Besatzungen verbleiben sollten; Philipp dagegen, der bald erkannte, daß Elisabeth andre Wege einzuschlagen gedenke als er gehofft und gewünscht, ging auf die französischen Forderungen in Betreff der Seestadt Calais ein; um die Abtretung weniger schmerzlich und ehrenkränkend für England zu machen, wurde noch eine geringe Aussicht auf Wiedergewinnung der alten Seeburg zugelassen. Die Abtretung sollte nur für acht Jahre gelten; würde dann Frankreich die Stadt nicht zurückerstatten, so sollte es fünfhunderttausend Kronen an England entrichten. Nachdem auf diese Weise die schwierigsten Punkte erledigt waren, wurden die minder wichtigen rasch ausgeglichen. Philipp gab die Orte, die in der Pikardie noch von spanischen Truppen besetzt waren, an Frankreich zurück und stand von der Wiedererstattung der lothringischen Bistümer an das Reich ab, wogegen Heinrich alle Städte und Forts in Italien und den Niederlanden räumte, welche sich noch in den Händen der Franzosen befanden. Der Vorteil war auf seiten Spaniens; Frankreich opferte an zweihundert Plätze, die es zum Teil mit großer Anstrengung erworben, gegen fünf oder sechs, welche die Spanier in der Pikardie besaßen.

Bedeutung des Friedens. Der Herzog von Guise gab seinen Unwillen über den schimpflichen Frieden in zürnenden Worten kund; er beschuldigte den Connetable von Montmorency, er habe aus selbstsüchtigen Motiven den Abschluß betrieben, um von der Kriegsgefangenschaft befreit zu werden und bei Hofe seinen früheren Einfluß wieder zu gewinnen. König Philipp dagegen erlangte durch den Vertrag nicht bloß materielle Vorteile, er gewann auch großes Ansehen in den Augen der Zeitgenossen. Die nach seinen Weisungen geführten Unterhandlungen gaben Zeugnis, daß er an Staatsklugheit und politischer Gewandtheit dem kaiserlichen Vater nicht nachstand. Ein weiterer Vorteil erwuchs ihm durch die Familienverbindungen, welche dem Frieden auf dem Fuße folgten. Um die Allianz zwischen Frankreich und Spanien fester zu begründen, wurde ein Ehebund zwischen beiden Höfen verabredet. Anfangs kam man überein, daß Elisabeth, Heinrichs II. Tochter, mit dem Infanten Don Karlos verlobt werden sollte; bald aber änderte man dieses Vorhaben dahin, daß die jugendliche Prinzessin mit dem König selbst vermählt ward. Eine glänzende Gesandtschaft, unter dem Herzog von Alba und dem Fürsten von Eboli, an die sich noch Oranien, Egmont und andre Edelleute anschlossen, geleitete die liebenswürdige, reizende Königstochter, nachdem in Paris die Trau-

ungszeremonie vollzogen worden, in ihre neue Heimat, wo ein trauriges Lebenslos ihrer harrte. Auch die zweite Heirat, die um dieselbe Zeit am Pariser Hof beschlossen ward, war ganz nach dem Sinne des spanischen Monarchen und konnte als eine weitere Bürgschaft des Friedens gelten. Heinrich willigte nämlich ein, daß seine Schwester Margarete, Herzogin von Berry, innerhalb zwei Monaten mit dem Herzog von Savoyen-Piemont vermählt werde und ihm außer ihren großen Einkünften eine bedeutende Mitgift zubringe. Es wurde früher erzählt, welchen Ausgang die bei Gelegenheit der Vermählungsfeier veranstalteten Festlichkeiten für den König hatten. Er starb an den Folgen einer Wunde, die er bei dem Turnier durch die Lanze eines Edelmanns empfing.

Der Friede von Cateau-Cambrésis bildet einen wichtigen Zeitabschnitt in der Geschichte der europäischen Menschheit während des Reformationsjahrhunderts. Die großartige, alle Staaten umfassende Politik, wie sie durch Kaiser Karl V. geübt worden, hörte auf und räumte den Platz einem Regierungssystem, das mehr die Anliegen des eignen Landes, mehr die nationalen Interessen eines jeden Reichs als die Gesamtheit der europäischen Völkerfamilie ins Auge faßte. Die Kämpfe um Religion und Kirche bildeten auch noch ferner die Ausgangspunkte der geschichtlichen Entwickelungen, der politischen und gesellschaftlichen Lebensgestaltungen; allein diese Kämpfe trugen einen andern Charakter; der päpstliche Katholizismus, des feindlichen Gegensatzes sich mehr bewußt, suchte die Widersacher nicht mehr auf dem Wege der Ausgleichung, der Verständigung, der Kompromisse zu überwinden und zu entwaffnen, sondern durch Verfolgung und Gewalt niederzuwerfen und auszutilgen; die Schlachtfelder wurden räumlich beschränkter und abgegrenzter, aber die Kämpfe selbst wurden feindseliger, in das Staats- und Gesellschaftsleben tiefer einschneidend, die Resultate schärfer hervortretend. Die Unterdrückung der reformatorischen Bewegungen in Spanien, welche die nachstehenden Blätter darlegen werden, die Inquisitionsgreuel in Italien mit der Thätigkeit des Jesuitenordens, die Hugenottenverfolgungen in Frankreich, welche alle dem Frieden von Cateau-Cambrésis auf dem Fuße nachfolgten, waren die Anfänge der „Gegenreformation", deren Wirkungen und Verlauf den Inhalt des nächsten Bandes bilden sollen. Zuvor liegt uns noch die Aufgabe ob, die religiösen Gestaltungen nachzuweisen, welche seit dem Tode Heinrichs VIII. in den britischen Inselreichen zu Tage getreten, und zum Schluß das Kulturleben des deutschen Volks, soweit es in Kunst und Wissenschaft zur Erscheinung gekommen, in allgemeinen Zügen zur Darstellung zu bringen.

Veränderte Weltlage.

5. Reformatorische Bewegungen in Spanien.

M'Crie, History of the progress and suppression of the reformation in Spain. Edinb. and Lond. 1829. Auch deutsch von Gust. Plieninger. Stuttg. 1835; Castro, Historia de los protestantes Españoles. Cadiz 1851; Dalton, Die evangelische Bewegung in Spanien. Wiesbaden 1872; E. Böhmer, Spanish Reformers of two centuries. Strasburg and Lond. 1883, 2 Bde.

Die Anfänge der Reformation und ihre Verkündiger. Die Schreckmittel der Inquisition waren nicht vermögend, die reformatorischen Lehren gänzlich von dem Boden der Pyrenäischen Halbinsel fern zu halten. Schon frühe wurden trotz aller Verbote und Überwachung Schriften häretischen Inhalts eingebracht und übersetzt. Bereits 1525 glaubte man in Toledo der Verbreitung lutherischer Ketzereien auf der Spur zu sein; von den Kriegsleuten, welche Karl V. nach Deutschland führte, von den Geistlichen, Gelehrten und Staatsmännern, die ihn nach den Niederlanden oder über den Rhein, seinen Sohn Philipp nach England begleiteten, trugen manche die Doktrinen, zu deren Bekämpfung sie ausgezogen, in die Heimat zurück. Drei Brüder Enzinas (Dryander), welche auf niederländischen und deutschen Universitäten sich der Studien beflissen, nahmen die reformatorischen Lehren in sich auf, und verfaßten religiöse Schriften in kastilischer Sprache. Der älteste Jayme Enzinas, ein Freund und Studiengenosse des unglücklichen Diaz (S. 723), starb in Rom als Märtyrer seiner Überzeugung am Pfahl (1546); sein jüngerer Bruder Francisco, welcher in Wittenberg Melanchthons Umgang genossen, ein vielgewanderter und vielverfolgter Gelehrter, übersetzte das Neue Testament, welches in Antwerpen als der „Neue Bund unseres alleinigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi" im Druck erschien (1543) und seinen Weg nach Spanien fand.

Sevilla. Hier hatten sich in Sevilla und Valladolid frühe reformatorische Gemeinden gebildet, welche viele durch Gelehrsamkeit und bürgerliche Lebensstellung angesehene Personen unter ihren Mitgliedern zählten, trotz der Wachsamkeit und des Argwohns der Inquisition im Geheimen fortbestanden und auch in andern Orden Glaubensgenossen gewannen. Wenngleich Alfons Valdez, der Verfasser mehrerer Schriften im Geiste Luthers und der älteren Mystiker, der einst den Kaiser nach Worms und Augsburg begleitet und hier mit Melanchthon verkehrt hatte, sich frühzeitig in das Ausland begab, als er die Augen der Ketzerrichter auf sich gewendet sah, und Rodrigo de Valera, der aus einem lebensfrohen Weltmann sich zum eifrigen Verkündiger biblischer Glaubenslehren umgebildet, in dem Klosterkerker der Inquisition als „Apostat und falscher Apostel" sein Leben beschließen mußte, dennoch fand die Lehre, daß allein der Glaube gerecht mache, nicht die Werke und Gnadenmittel der Kirche, in Sevilla und im nahen Kloster San Isidro standhafte Bekenner. Juan Gil, gewöhnlich Doktor Egidius genannt, ein ob seiner Gelehrsamkeit und Rednergabe vielgefeierter Prediger, der sogar für den reichen Bischofsitz von Tortosa auserſehen war, erklärte vor einem Kreise von Eingeweihten den Römerbrief und gewann dem Evangelium so viele Anhänger, „daß der kleine Verein in Sevilla zu einem mächtigen Stamm heranwuchs, dessen Zweige sich bald in die umliegenden Gegenden verbreiteten". Durch inquisitorische Verfolgungen und Gefängnisstrafen bedrängt, starb er an einem hitzigen Fieber (1555), und als später der Fanatismus mit größerer Heftigkeit erwachte, wurden seine Gebeine ausgegraben und den Flammen übergeben, sein Vermögen eingezogen, sein Name für ehrlos erklärt. Juan Perez, einer seiner Gesinnungsgenossen, entfloh nach dem Ausland und wirkte von Genf, Basel und Ferrara aus für Verbreitung der Bibel und religiöser Schriften in spanischer Sprache, wie schon vor ihm Juan de Valdez gethan, der Bruder des erwähnten Alfons, dessen „Hundertundzehn göttliche Betrachtungen", die er in Neapel geschrieben, vielen seiner Landsleute Trost und Erbauung gewährten.

Valladolid. In Valladolid wurden die reformatorischen Lehren zuerst verbreitet durch Francisco San-Roman, einen angesehenen Kaufmann, der in den Niederlanden und in Bremen sich mit den lutherischen Ansichten vertraut gemacht hatte. Als er nach seiner Rückkehr offen und rückhaltlos verkündete, daß nur der Glaube an die Erlösung durch Christum die Gnade Gottes und der Seele Heil erwerben könne, Meßopfer, Fegfeuer

und Heiligendienst für Gotteslästerung erklärte, wurde er zum Flammentod verurteilt, den er mit der größten Standhaftigkeit und Glaubenszuversicht erduldete (1544). Gleiche Ansichten hegte Konstantin Cazalla, der berühmte Kanzelredner, den, wie wir früher gesehen (S. 829), Kaiser Karl V. in den letzten Jahren als Prediger um sich hatte. Das Haus seiner Mutter in Valladolid war der geheime Versammlungsort der Freunde evangelischer Lehre, die bald in allen Städten und Dörfern der Umgegend, in der Provinz Leon und in den beiden Kastilien Gesinnungsgenossen zählten. Wir wissen, wie sehr die Kunde von den Spuren der Ketzerei in dem glaubenseifrigen Spanien die letzten Lebenstage des kaiserlichen Eremiten in San Juste verbitterte und welche strenge Mahnung zu ihrer Ausrottung er an seinen Sohn Philipp und seine Tochter Johanna richtete.

Und diese Mahnungen blieben nicht unerhört. Im folgenden Jahr versöhnte sich Inquisitionsthätigkeit. der König im Frieden von Cateau-Cambrésis mit dem Papst und feierte den Bund mit neuen Autodafees, welche die ketzerische Befleckung von dem katholischen Reich austilgen sollten. Julian Hernandez, der in Genf dem Juan Perez als Schreiber und Korrektor diente, hatte bei seiner Rückkehr nach Sevilla zwei Fässer mit spanischen Bibeln und Religionsschriften mitgebracht, die er unter der Hand an Gesinnungsverwandte verteilte. Nach einiger Zeit kam die Inquisition der Sache auf die Spur; Hernandez wurde in Untersuchung gezogen, und wie standhaft er auch jahrelang allen Künsten und Listen der heiligen Väter Trotz bot, alle Qualen des Kerkers, der Folter und endlich des Feuertodes erduldete: das Geheimnis kam endlich doch an den Tag. Und nun wurde zu gleicher Zeit in ganz Spanien eine Verfolgungsjagd auf alle der Ketzerei Verdächtigen angeordnet. In Sevilla wurden in wenigen Tagen mehrere Hundert unter Schloß und Riegel gelegt; in Valladolid führte man achtzig Personen in die Inquisitionskerker; in allen Orten sah man die Diener des Schreckensgerichts in Thätigkeit; Furcht und Entsetzen lagerte sich über Stadt und Dorf; viele ergriffen die Flucht. Aus dem Kloster San Isidro entflohen zwölf Mönche auf verschiedenen Wegen, um in Genf wieder zusammenzutreffen. Die übrigen fielen der Inquisition anheim, an deren Spitze damals der fanatische Ferdinand Valdez als Großinquisitor stand, ein Prälat, dessen glühende Leidenschaften durch das Greisenalter nicht abgekühlt wurden. Im Bunde mit Paul IV., welcher alle Entscheidungen der Päpste und Konzile gegen Ketzer und Schismatiker wieder ins Leben rief, und mit Philipp II., welcher erklärte, daß er lieber von den Rechten seiner Krone abgehen wollte, als die Autorität des Heil. Stuhles im mindesten antasten lassen, entwickelte der Vorsitzende des Glaubenstribunals eine furchtbare Thätigkeit ohne Rücksicht auf Stand und Geburt. Der Besitz eines verbotenen Religionsbuchs wurde mit Todesstrafe und Vermögensverlust bedroht, den Beichtvätern die genaueste Erforschung und Ausspähung eingeschärft, selbst die höchsten Würdenträger der Kirche wurden ins Verhör genommen, Angebern ein Teil des konfiszierten Guts verheißen; wer einer Hinneigung zu den Irrlehren der Reformation beschuldigt ward, konnte sich nicht einmal durch Abschwörung Verzeihung oder Gnade erkaufen. Was nur jemals in aufgeregten Zeiten der mit Gewalt bekleidete Terrorismus gegen Menschenrecht und Menschenliebe gesündigt hat, wurde von den in Purpur und Seide prangenden geistlichen Glaubensrichtern in Spanien überboten. Selbst Pedro de la Gasca, welchem Valdez den Vorsitz des Inquisitionshofes in Valladolid verlieh, schändete den Abend seines Lebens durch schonungslose Verfolgung; noch leidenschaftlicher war die Wut des Erzbischofs von Tarragona, Gonzalez Munebrega, dem die Ausrottung der Häresie in Sevilla übertragen war. Papst und König wetteiferten in Geldbewilligungen, um die Zahl der Richter, Späher und Schergen zu vermehren und ihren Eifer anzufachen und zu belohnen. Damals starb nach zweijähriger Haft

hinter dumpfen Kerkermauern Konstantin Ponce de la Fuente, einer der Kapläne des verstorbenen Kaisers. Lange hatte der kluge, gewandte und vorsichtige Geistliche die Anklagen zurückzuweisen, die Beschuldigungen zu widerlegen gewußt, bis ein von ihm abgefaßtes Manuskript, worin er die religiösen Streitfragen über Glauben und Werke, über Abendmahl und Messe geprüft und in reformatorischem Sinn entschieden hatte, durch Verräterei den Richtern in die Hände gespielt ward. Sein Tod befreite ihn von
Dez. 1560. dem Scheiterhaufen, dem nur seine Gebeine und sein Bildnis übergeben werden konnten.

Die Autodafees in Valladolid, in Sevilla u. a. O. Zur Schärfung des Eindrucks wurden unter Philipp II. die Ketzerverbrennungen in öffentliche Schauspiele verwandelt. Wir haben in den früheren Blättern mehrmals der Autodafees gedacht, welche in dem spanischen Volksleben eine so tragische Entwickelung nahmen. Wie die römischen Imperatoren durch die Gladiatorenschlachten und Tierkämpfe der rohen Schaulust des Volks dienten, so feierten die priesterlichen Tyrannen in dem greuelvollen Gepränge der „Glaubenshandlungen", worin der Pomp der altrömischen Triumphe mit den Schrecken des jüngsten Gerichts vereinigt war, ihre heiligen Orgien. In prunkvollen Prozessionen, die rotseidne Fahne der Inquisition voraus, wurden die Opfer im gelben Ketzergewand und hoher Ketzermütze, mit höllischen Flammen und Teufeln bemalt, meistens in größerer Zahl nach dem Richtplatz geführt, um dort vor den Augen der herbeigeströmten Volksmassen durch die Schergen der weltlichen Gerichtsobrigkeit mit geknebeltem Mund an Pfähle gebunden und durch lodernde Flammen verzehrt zu werden. Geschmückte Emporbühnen, worauf die Glieder der Königsfamilie und die Häupter des Adels dem Schauspiel zusahen, umgaben den greuelvollen Platz. Wenn Rücksichten auf Rang, Stand oder frühere Verdienste bei einzelnen die Vollziehung der Todesstrafe als ungeeignet erscheinen ließen, so kamen sie mit dem Schrecken davon, mußten aber Zeitlebens ein Schandkleid, das Sanbenito, tragen oder durch Klosterhaft oder Landesverweisung für das Verbrechen büßen, den Ruhm der katholischen Reinheit der spanischen Nation befleckt zu haben. Von diesen letzten Strafen wurden in Valladolid mehrere Glieder der hochansehnlichen Geschlechter de Rozas, de Ulloa Pereira, de Vibera u. a. betroffen. Augustin Cazalla dagegen, seine verheiratete Schwester Beatrix de Vibero, sein Bruder Francisco und mehrere Geistliche,
4. März 1559. Ritter und edle Frauen derselben Stadt wurden zuerst erdrosselt und dann den Flammen übergeben; das Haus ihrer Mutter wurde niedergerissen und auf der leeren Stätte ein Schandpfahl mit einer Inschrift aufgerichtet. Der freudige Mut, womit Antonio Herezuelo, ein Rechtsgelehrter aus Toro, der den Feuertod bei lebendigem Leibe erleiden mußte, den Schmerzen und Qualen trotzte, erzeugte Bewunderung und Ärger. Nach achtjährigen Kerkerleiden wurde auch seine edle junge Gattin Leonore de Cisneros demselben Schicksal überantwortet. Die Rückkunft des Königs Philipp nach Abschluß
8. Okt. 1559. des Friedens wurde mit einem zweiten Autodafee in Valladolid gefeiert, dem er selbst mit seinem Sohn Don Karlos, seiner Schwester und mit den Häuptern der angesehensten Adelsfamilien anwohnte. Unter den sechzehn Opfern, die bei dieser Gelegenheit dem Fanatismus dargebracht wurden, befand sich Carlos de Seso, ein Edelmann von hohem Rang und Ansehen, den der verstorbene Kaiser zu den wichtigsten Staats-
24. Sept. 1559. geschäften verwendet hatte. Kurz vorher waren auch in Sevilla einundzwanzig Häupter und Glieder der heimlichen Gemeinde dem Feuertod übergeben und eine noch größere Zahl mit andern entehrenden Strafen belegt worden. Unter jenen befanden sich angesehene Edelleute wie Ponce de Leon, Sohn des Grafen von Baylen, gefeierte Prediger, wie Juan Gonzalez, der Psalmen singend zur Richtstätte schritt, vier Mönche
22. Dez. 1560. aus San Isidro, mehrere edle Frauen. Im folgenden Jahr wurde das Schauspiel in der alten Maurenstadt wiederholt und vierzehn Personen den Dienern der Gerechtigkeit

zur Verbrennung übergeben. In diesem Akte starb auch der mutige Verbreiter der spanischen Bibeln, Julian Hernandez, der Arzt Christobal de Losada und der Mönch Juan de Leon, den die Häscher an der niederländischen Küste, als er sich nach England flüchten wollte, auf dem Schiff ergriffen und in die Heimat auf den Richtplatz schleppten. Bartolomé de Carranza y Miranda, Erzbischof von Toledo, der lange als Zierde der spanischen Kirche geehrt ward und mit den Kardinälen Pole und Morone in Freundschaft gelebt hatte, wurde beschuldigt, in seinem „Katechismus" und andern religiösen Schriften häretische Lehren vorgetragen zu haben; nach Rom citiert, ward er achtzehn Jahre lang mit Verhören und Untersuchungen bedrängt, bis ihn der Tod erlöste. 1576.

Der Ausgang. Die Schrecken der Inquisition und die Tragik der Autodafees, die unter dem finstern Regiment des zweiten Philipp alljährlich in verschiedenen Städten wiederholt wurden, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die reformatorischen Regungen wurden unterdrückt, der Fanatismus der Spanier, durch Religionsdruck und Verfolgung genährt, steigerte sich zum blinden Haß und Abscheu gegen alle, die von der päpstlich-hierarchischen Kirchengemeinschaft abzuweichen wagten; Lästerungen und böse Nachreden mehrten die Leidenschaften des Volks. Eine im Jahr 1561 in Valladolid ausgebrochene Feuersbrunst wurde einer Verschwörung der heimlichen Ketzer zugeschrieben und das Andenken an die Rettung durch ein jährliches Dankfest lebendig erhalten. Auch in den überseeischen Besitzungen der Spanier übten Inquisitionshöfe ihr schreckliches Amt; besonders wurden alle fremden Einwanderer aufs schärfste überwacht. Das Jahr 1570, bemerkt M'Crie, kann als der Zeitpunkt betrachtet werden, wo die Unterdrückung der Reformationslehre in Spanien vollendet war. Zwar wurden auch nachher noch von Zeit zu Zeit Protestanten von der Inquisition entdeckt und bei Autodafees ausgestellt, aber diese waren „wie die stehengebliebenen Trauben, wenn die Weinlese vorüber ist". Manchen war es geglückt, sich der Verfolgung durch die Flucht zu entziehen. In Antwerpen sammelte sich eine Flüchtlingsgemeinde, die aber bald durch den Krieg wieder zerstreut ward. In Frankfurt am Main legte Casidoro de Reyna Hand an die Bibelübersetzung, die 1569 in Basel im Druck erschien. Viele fanden ein Asyl in England und Genf, wo sie meistens mit italienischen Glaubensgenossen vereinigt kleine Separatistengemeinden mit Geistlichen ihres Stammes und ihrer Sprache bildeten. Aber ausgestoßen von der Nation, geächtet und gebannt von der Regierung und Geistlichkeit ihres Landes, gingen sie allmählich zu Grunde und verschwanden unter den Völkern, die ihnen Schutz und Aufnahme gewährt.

XXII. Begründung der anglikanischen und presbyterianischen Kirche in Großbritannien.

1. Die Reformation in England unter Eduard VI.

König Eduard VI. und die Regentschaft. Heinrich VIII. hatte das päpstliche Supremat abgeschafft und doch das scholastische Lehrgebäude, sein Fundament, stehen lassen. Damit hatte er einen unhaltbaren Zustand geschaffen: entweder kam man mit der Zeit wieder zum Romanismus zurück, oder die reformierende Hand mußte sich auch über Kultus und Glaubensbekenntnis erstrecken. So war die Aussaat eines Prinzipien-

kampfes gestreut, der die beiden folgenden Regierungen durchzieht, bis endlich, als sich politische und dynastische Interessen den religiösen zugesellten, der Ausschlag zu gunsten der Reform erfolgte. Eduard VI. stand in seinem zehnten Lebensjahre, als ihm die Krone von England zufiel. Während seiner Minderjährigkeit sollte nach Heinrichs letztwilliger Bestimmung ein Regentschaftsrat von sechzehn Mitgliedern, unter ihnen der Erzbischof Cranmer, der Kanzler Wriothesley und der Graf von Hertford, des Königs Oheim, die Leitung der Dinge in Staat und Kirche übernehmen und in wichtigen Angelegenheiten die Meinung des Geheimen Rats einholen, in welchem ein andrer Oheim Eduards, Sir Thomas Seymour, Lordadmiral der Flotte, das meiste Ansehen hatte. Dieser Regentschaftsrat sollte gemeinschaftlich und solidarisch als Regierungskollegium die Staatsgeschäfte führen; aber schon in der ersten Sitzung brachte es Graf Hertford dahin, daß man ihm den Vorsitz und die Präsidentenwürde übertrug, weil es passender sei, daß nur einer die Person des Monarchen vertrete. Nun trat er als Protektor des Reichs und Vormund des Königs an die Spitze der Regierung, und sowohl er selbst als die meisten übrigen Räte bezeichneten den Anfang der neuen Herrschaft durch eigne Rangerhöhung. Denn so sei es die Intention des verstorbenen Königs gewesen. Hertford legte sich den Titel eines Herzogs von Somerset bei, Viscount Lisle nannte sich Graf von Warwic, der Kanzler Wriothesley Graf von Southampton u. s. w. Die meisten Räte waren der reformatorischen Sache zugethan und entschlossen, den neuen Kirchenbau über die von Heinrich VIII. festgehaltene Grenzlinie hinauszuführen.
20. Febr. 1547. Diese Absicht trat schon bei der von Cranmer vollzogenen Krönung zu Tage. Nachdem man die bisherigen Formen und Zeremonien abgekürzt, hielt Cranmer am Schluß eine Rede an den König, worin er ihn belehrte, daß seine Macht und Würde nicht erst infolge dieser herkömmlichen Krönungshandlung ihm zukomme, sondern unmittelbar von Gott herrühre, dessen Stellvertreter und Vikar er sei. Wie ein zweiter Josias, der gleichfalls in minderjährigem Alter an die Regierung gekommen und den Götzendienst abgestellt, müsse auch er vor allem bedacht sein, die reine Gottesverehrung einzuführen und Abgötterei und Bilderdienst zu vernichten. Dann werde der Segen des Herrn über ihn kommen und sein Ruhm dauern bis an das Ende der Tage. Damit war der Grundsatz ausgesprochen, daß einem minderjährigen König dasselbe Recht zustehe, kirchliche Anordnungen in Gemäßheit der Heil. Schrift zu treffen wie einem volljährigen. Die beiden Bischöfe Gardiner von Winchester und Bonner von London, welche diese Ansicht bekämpften, wurden entsetzt und in Haft gehalten; Wriothesley, ihr Gesinnungsgenosse, wurde aus dem Regentschaftsrat ausgestoßen und Tonstall, Bischof von Durham, zog sich freiwillig zurück. An Bonners Stelle trat Ridley als Bischof von London; dem Bistum Winchester wurde ein großer Teil seiner Güter und Einkünfte entzogen. So erhielten die Männer der kirchlichen Neuerung die Oberhand. Eduard VI., ein frühreifer, talentvoller Knabe, der

in seinem achten Jahr schon lateinische Briefe schrieb, und dessen noch vorhandenes Tagebuch Zeugnis von seiner Einsicht und seinen Kenntnissen gibt, wurde von seinen Lehrern Cox und Cheek in den reformatorischen Doktrinen erzogen, und wie wirksam ihr Unterricht war, bewies sein steter Eifer für die neue Kirchenform, ein Eifer, dem die englischen Reformatoren kaum Genüge thaten und der ihn später zum Heger und Begünstiger calvinistischer Grundsätze machte.

Der Lordprotektor stimmte ganz mit den von Cranmer bei der Krönung ausgesprochenen Ansichten überein: „daß die religiöse und politische Autorität sich in der Hand des gesalbten Königs vereinige, kraft seiner göttlichen Rechte"; und um als würdiger Stellvertreter und Vormund auftreten zu können, ließ er sich von seinem königlichen Mündel die Vollmacht erteilen, nach eignem Ermessen zu thun, was er der Ehre des Monarchen und der Wohlfahrt des Landes für zuträglich erachte, ohne an die Zustimmung der andern Räte gebunden zu sein. Diese unbegrenzte Gewalt in den Händen eines herrschsüchtigen barschen Edelmanns erregte Neid und Mißgunst und erweckte ihm manche Gegner. Besonders fühlte sich der jüngere Oheim des Königs, Lord Seymour, durch die Bevorzugung des Bruders verletzt. Weder die Standeserhöhung, noch die großen Reichtümer, die er durch seine in unschicklicher Eile vollzogene Heirat mit Katharina Parr, der königlichen Witwe, erwarb, waren dem ehrgeizigen Edelmann ein genügender Ersatz für die untergeordnete Stellung bei der Staatsverwaltung. Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, daß der Lordprotektor bald nach dem Tode Heinrichs VIII. einen Feldzug nach Schottland unternahm, um die Vermählung der königlichen Kinder und damit die Vereinigung der beiden Königreiche zu bewirken. Diese Abwesenheit machte sich der Admiral zu nutze, um seinen Neffen zu bewegen, die Regentschaft von der Vormundschaft zu trennen und die letztere Würde ihm selbst zu übertragen. Die rasche Rückkehr des Protektors nach dem siegreichen Treffen bei Pinkey vereitelte das Vorhaben. Seymour gab aber seine ehrgeizigen Pläne nicht auf; statt wie der Protektor verlangte seine Macht anzuerkennen und sich ihr zu unterwerfen, fuhr er fort an dessen Sturz zu arbeiten. Ja er warb sogar nach dem frühen Tod seiner Gemahlin in anstößiger Vertraulichkeit um die Hand der Königstochter Elisabeth. Auch wurden ihm Ungesetzlichkeiten bei der Münzverwaltung zur Last gelegt. Da er weder seine Schuld bekennen, noch den Bruder persönlich um Verzeihung und Gnade bitten wollte, wurde er des Hochverrats angeklagt und zum Tode verurteilt. Alle Räte, mit Einschluß des Protektors und des Erzbischofs, unterzeichneten das Urteil, das dann öffentlich vollzogen wurde. Vereint hätten Somerset und der Admiral eine unwiderstehliche Macht gebildet, getrennt bereiteten sie sich das gewöhnliche Schicksal feindlicher Brüder.

Die feindlichen Brüder.

17. März 1549.

Das wichtigste Anliegen des Regentschaftsrats war die Durchführung der kirchlichen Reformen, wie sie Cranmer und seine Gesinnungsgenossen beabsichtigten. Als Einleitung diente eine allgemeine Kirchenvisitation, während welcher

Weiterführung der kirchlichen Reform.

alle bischöfliche Jurisdiktion eingestellt und jedes Predigen ohne besondere Erlaubnis untersagt war. Dies gab dem Erzbischof Gelegenheit, durch geeignete Prediger, unter denen der feurige, aus dem Tower entlassene Latimer, der gelehrte Ridley und mehrere vom Festland zurückgekehrte Theologen wie Coverdale, Hooper, Rogers u. a. sich hervorthaten, das Volk für die kirchlichen Neuerungen vorzubereiten und durch Einführung eines von ihm selbst entworfenen Homilienbuchs, wie durch Verbreitung der Bibel und der ins Englische übersetzten Paraphrase des Neuen Testaments von Erasmus an den Gebrauch der Landessprache in der Kirche zu gewöhnen. Nach solchen einleitenden Schritten kamen
Nov. 1547. im November 1547 die ersten zu einer durchgreifenden Reformation erforderlichen Parlamentsbeschlüsse zu stande. In diesen wurden die Ketzergesetze früherer Jahre, sowie das Statut der sechs „Blutartikel" aufgehoben und der Krone aufs neue die Suprematie über die Kirche und das Recht der Einsetzung der Bischöfe verliehen; eine neue Kommunionsordnung unter beiderlei Gestalt bereitete die Aufhebung der Messe vor, und die Säkularisation der noch übrigen Stifter, als Freikapellen, Kantoreien, Hospizien, Kollegien u. dgl. m. eröffnete den Herren von der Regentschaft und dem Adel die Aussicht auf neue Beute aus den geistlichen Besitzungen und Einkünften und stimmte sie günstig für die kirchliche Umgestaltung. Diese letzte Bestimmung wurde denn auch sofort in Ausführung gebracht; eine große Zahl kirchlicher Stiftungen, Häuser, Liegenschaften, Kapitalien, Einkünfte, Zehnten wurde der Krone zugesprochen und fielen guten Teils weltlicher Habsucht zur Beute. Auch der Protektor blieb nicht zurück. Der stattliche Palast Somersethouse am Strand, der noch jetzt stolz auf die Themse niederblickt, ist aus dem Material einiger Kirchen, Kapellen und Bischofsgebäude aufgeführt worden.

Das Book of Common Prayer. Kraft seines kirchlichen Suprematsrechts gebot nun der König durch eine Ordonnanz die Entfernung aller dem Aberglauben dienenden Bilder und Reliquien aus den Kirchen, untersagte aber zugleich jede anderweitige Neuerung, um nicht durch voreiligen Eifer die ohnedies schon aufgeregten Gemüter zur Empörung zu treiben. Man hoffte, die Bemühungen der evangelischen Prediger und die unter das Volk geworfenen Religionsschriften, besonders der von dem Erzbischof auf Grundlage des lutherischen bearbeitete Katechismus würden bald mehr Belehrung und guten Willen erzeugen. Unterdessen entwarf unter Cranmers Auspizien eine Kommission von zwölf Prälaten eine neue Liturgie in englischer Sprache, indem sie aus den lateinischen Meßbüchern und Breviarien, insbesondere aus dem uralten Ritualbuch von Sarum (Salisbury) die geeignetsten, mit den Worten der Heil. Schrift und den Gebräuchen der primitiven Kirche am meisten übereinstimmenden Gebete und liturgischen Formen zusammenstellte und
1548. in die Landessprache übersetzte. Um Weihnachten wurde das durch geschickte Auswahl und treffliche Überarbeitung der bisher gebrauchten Kultus- und Gebetsformulare ausgezeichnete, durch Kraft, Würde und Adel der Sprache gezierte und

durch innere Gleichförmigkeit und harmonische Vollendung hervorragende Buch als Christgeschenk dem König ehrfurchtsvoll überreicht, der die Trost und Beruhigung gewährende Gabe huldreich entgegennahm und sie dem gerade tagenden Parlament vorlegen ließ. Die Versammlung zollte dem Werk die größte Bewunderung; sie sprach es offen aus, daß dasselbe unter dem Beistand des Heil. Geistes zu stande gekommen sein müsse. Nachdem sie ihre freudige Zustimmung erteilt und der König seine Bestätigung hinzugefügt, wurde es unter dem Namen Common Prayerbook als die von nun an bei allen kirchlichen Handlungen gültige Ordnung und Agende im ganzen Land eingeführt, das allgemeine Gebet- und Ritualbuch, das bis auf den heutigen Tag die Herzen erhoben und getröstet hat, „ein echtes Denkmal des religiösen Gefühls dieser Zeit, ihrer Gelehrsamkeit und Feinheit, Schonung und Entschiedenheit".

Das Common Prayerbook wurde ohne fremden Einfluß durch den sorgfältigen Fleiß einheimischer Theologen aufgestellt. Nur die unter Mitwirkung Melanchthons und Bucers entworfene Reformationsschrift des Erzbischofs von Köln, Hermann von Wied, die kurz zuvor ins Englische übersetzt worden war, hatte Berücksichtigung gefunden. — Dasselbe Parlament nahm auch das Gesetz über die Priesterehe an, allerdings in einer wenig entgegenkommenden Fassung, fast wie ein notwendiges Übel, so daß in der Folge noch eine Ergänzung hinzugefügt werden mußte.

Nicht überall wurden diese Reformen gern gesehen. Wie unter Heinrich VIII. die „Pilgerfahrt der Gnade" der Neuerung Einhalt thun wollte, so entstanden auch jetzt in verschiedenen Teilen des Landes drohende Volksbewegungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung der alten Zustände. Religiöse und soziale Motive wirkten zusammen. Die Säkularisation der Klöster hatte agrarische Veränderungen zur Folge, welche sehr schwer auf dem Pächter- und Bauernstand lasteten. Manche der neuen Besitzer hoben die kleinen Pachtungen auf, vergaben das Land an einzelne Großpächter, welche nicht selten die bisherigen Insassen und Häusler von dem lange besessenen Grundstück vertrieben. Andre umgaben das Eigentum nebst dem unbebauten Gemeingut mit einem Gehege, verwandelten den größten Teil davon in Weideplätze und hielten beträchtliche Schafherden, weil die Wolle einträglicher war als das Getreide; noch andre schufen das Ackerland in Gartenanlagen und Jagdreviere um und hegten Wild an der Stätte, die früher manchen armen Familien eine genügsame Existenz gewährt hatte. Die Notstände erzeugten Unzufriedenheit, welche durch die Altkirchlichen, durch die Anhänger der Prinzessin Maria und des Kardinals Pole, durch ehemalige Mönche und malkontente Geistliche zur Leidenschaft und zum Aufruhr gesteigert ward. Volksbewegungen.

Am stärksten trat die Aufregung hervor in den südwestlichen und nördlichen Landschaften, wo der Einfluß des Klerus noch ungebrochen war. Als in Cornwallis einer der königlichen Kommissare ein verehrtes Heiligenbild wegnehmen ließ, wurde er von einem Priester durchbohrt; die Hinrichtung des Mörders durch In Cornwallis. 1549.

den Strang vermochte die Bewegung nicht zu unterdrücken. In Devonshire sollte um Pfingsten der Gottesdienst nach der neuen Liturgie gehalten werden; da forderte die versammelte Gemeinde den Rektor auf, die Messe lateinisch zu lesen. Dies gab den Anstoß zu einer Volkserhebung. In kurzem scharten sich 10,000 Aufständische um Humfred Arundel und andre Führer. Fanatische Geistliche gesellten sich zu ihnen; Weihwasser, Kruzifixe, Kerzen wurden den Scharen vorangetragen; ein Priester auf einem Karren hielt das Ciborium mit dem Hochwürdigsten in Händen. Sie forderten, daß die neue Liturgie, „das Weihnachtsspiel", wieder abgeschafft, das Statut der sechs Artikel, die lateinische Messe, das Abendmahl unter einer Gestalt und der alte Kultus wieder eingeführt würden, daß man zwei Abteien in jeder Grafschaft herstelle und die Hälfte des eingezogenen Kirchenvermögens zurückgebe. Vergebens suchten königliche Manifeste die Aufständischen von dem ungesetzlichen Verfahren abzubringen; sie rückten vor die Stadt Exeter und bedrängten sie mit einer Belagerung. Die geringe Mannschaft, mit welcher Lord Russel zu ihrer Bekämpfung auszog, reichte nicht hin; erst als man von dem Festland deutsche und italienische Söldner herübergerufen, gelang es ihm, die schlechtbewaffneten Scharen, welche Exeter vergebens einzu-
Aug. 1549. nehmen suchten, in zwei Treffen zu überwinden und durch Strafgerichte die Ruhe wieder herzustellen. Arundel und acht rebellische Priester starben am Galgen, und eine große Zahl geringen Volks teilte ihr Schicksal.

In Norwich. War der Aufstand im Westen mehr religiöser Natur, so trug die Insurrektion um Norfolk wie der deutsche Bauernkrieg einen mehr politischen und sozialen Charakter. Hier stellte sich Robert Kett, ein wohlhabender Gerber, an die Spitze der aufrührerischen Haufen, die mit der Zeit auf 20,000 Mann anwuchsen. Auf einem Hügel über der Stadt Norwich nahm er sein Standquartier und umgab sich mit dem Gepränge eines Königs. Unter der „Reformationseiche" stand sein Thron und daneben ein Gerichtsstuhl. Ein Kaplan versah den Gottesdienst mit Messe und römisch-katholischen Zeremonien. Der Rebellenhäuptling ließ Proklamationen ausgehen, daß man die ungerechten Räte, welche den König verführten, das Volk bedrückten und die heilige Religion verwirrten, verjagen und ein neues Regiment aufrichten müsse. Eine alte Prophezeiung, daß Adel und Königtum vernichtet werden und die Herrschaft an die Gemeinen kommen solle, wurde auf die Gegenwart angewendet. Nur mit Mühe rettete sich Matthias Parker, nachmals Erzbischof von Canterbury, der die Empörer durch Predigt und Ermahnung von ihrem Thun abbringen wollte, durch die Flucht vor dem drohenden Verderben. Schon hatten einige Bauern die Armbrust gegen ihn gerichtet Aber auch diese Scharen wurden vor den Mauern und Türmen von Norwich, die sie nicht zu bezwingen vermochten, so lange aufgehalten, bis Graf Warwic sein Reiterheer mit ausländischen Kriegsknechten verstärkt hatte und den Belagerten zu Hilfe kam. Gedrängt durch Mangel an Zufuhr, stieg Kett in die Ebene hinab und erlitt dann in dem Treffen von Dussingdale eine

schwere Niederlage. Die Menge verlief sich bald, als Warwic den ruhig Abziehenden Amnestie verhieß. Die Führer gerieten in Gefangenschaft und büßten mit dem Tode. Kett wurde am Schloß von Norwich, sein Bruder an dem Kirchturm von Windham, neun andre Hauptschuldige an den Ästen der „Reformationseiche“ aufgeknüpft. Noch heute feiern Norwich und Exeter den Tag ihrer Befreiung durch ein Erinnerungsfest. Einen ähnlichen Ausgang nahm der Aufruhr in den andern Grafschaften.

So ging die Regierung mit Hilfe ausländischer Söldner siegreich aus den inneren Kämpfen hervor und das Reformationswerk konnte sich ruhig entwickeln und festsetzen. Dem Common Prayerbook wurde eine neue Ordinationsform in demselben altkirchlichen Geiste beigefügt und durch Parlamentsbeschluß zur Einführung gebracht und damit der anglikanischen Kirche der episkopale Charakter aufgeprägt. Aber die Lage des Königreichs war keine glückliche. Abgesehen von der unzufriedenen Stimmung des Volks, war der französisch-schottische Krieg mit manchen Unfällen verknüpft; die Seestadt Boulogne, die Heinrich VIII. erworben, kam in Bedrängnis und Gefahr. Alle diese Schwierigkeiten wurden dem Protektor zur Last gelegt und zu seinem Sturz benutzt. Bei Ausbruch der Insurrektion hatte er in einer Proklamation den Landadel aufgefordert, die Mißstände abzustellen, welche die Einhegung des Ackerlands und dessen Verwandlung in Wiesenland hervorgebracht, und die Klagen des Volks für berechtigt erklärt. Dadurch hatte er den Zorn der eigensüchtigen Edelleute auf sich geladen; sie beschuldigten ihn, er habe den Aufruhr begünstigt, ja hervorgerufen. Ihre Vorwürfe fanden starken Anklang bei den Mitgliedern des Regentschaftsrats, die sich durch seine Herrschsucht, seine Anmaßung, sein eigenmächtiges diktatorisches Vorgehen verletzt fühlten. Eine mächtige Koalition bildete sich gegen ihn; die Altgläubigen haßten ihn als den Hauptförderer der kirchlichen Neuerungen, sein Prachtbau am Strand, durch italienische Künstler aufgeführt, war in ihren Augen eine Verhöhnung aller religiösen Gefühle. Diesen vereinten Angriffen vermochte Somerset nicht zu widerstehen. Er wurde unter Anklage gestellt und in den Tower gebracht. Noch einmal schien sich der Sturm zu verziehen: durch ein demütiges Schuldbekenntnis, durch Entsagung seiner Protektorwürde, durch Unterwürfigkeit gegen Warwic, das Haupt der Gegenpartei, und durch andre schwere Opfer erkaufte er sich seine Befreiung aus der Haft. Er versöhnte sich mit Warwic, der als Herzog von Northumberland nunmehr an die Spitze der Regierung trat; die Vermählung von dessen ältestem Sohn mit Somersets Tochter schien das Band noch fester zu knüpfen. Aber zwei so herrschsüchtige und ehrgeizige Männer, die beide nach dem höchsten Rang strebten, konnten nicht lange friedlich nebeneinander leben. Der Ausgang des schottisch-französischen Kriegs, welcher den Verlust von Boulogne und die Verlobung der Erbtochter von Schottland mit dem Dauphin als Resultat brachte, warf auf das neue Regiment keinen Glanz. In der Brust Somersets erwachte die Hoffnung,

Fall des Protektors.

1550.

er könne wieder den alten Einfluß gewinnen, über den Fall seines Rivalen noch einmal zu der früheren Protektorwürde emporsteigen. Er unterschätzte aber die Macht und Gewandtheit seines Gegners. Northumberland umstellte ihn mit Spähern und Kundschaftern, bis er die nötigen Beweisstücke zu einer Anklage zusammengebracht, und erfüllte zugleich das Herz des Königs mit Mißtrauen und
Okt. 1551. Verdacht gegen den Oheim. Darauf wurde Somerset vor dem Pairshof eines Anschlags auf Northumberlands Leben und andrer staatsgefährlichen Umtriebe beschuldigt, wieder in den Tower abgeführt und durch ein unregelmäßiges Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt. Verlassen von dem königlichen Neffen, dem die feindlich gesinnte Umgebung die frevelhaften Pläne des Gefangenen in den schwärzesten Farben schilderte, wurde der ehemalige Protektor auf dem Towerhill
22. Jan. 1552. in früher Morgenstunde hingerichtet, zum großen Schmerz des zahlreich versammelten Volks, das ihm stets gewogen war, bis zum letzten Atemzug seine Treue gegen den König und den evangelischen Glauben beteuernd. Das Volk glaubte an seine Unschuld und ehrte sein Andenken, während es Northumberlands Name mit Haß und Abscheu nannte.

Fremde Theologen. Diese politischen Vorgänge übten auf den Gang der Reformation keinen nachteiligen Einfluß aus; Warwic stimmte mit Somerset in allen kirchlichen Fragen überein; zu beiden stand Cranmer in freundschaftlichen Beziehungen, von beiden wurde er in seinem reformatorischen Vorgehen mit gleichem Eifer unterstützt, nur daß Somerset mehr seiner Überzeugung und dem Drange seines Herzens folgte, Warwic mehr von politischen und selbstsüchtigen Motiven geleitet ward. Die traurige Lage des Kontinents zur Zeit des Interims führte eine große Anzahl auswärtiger Protestanten nach England. Unter ihnen befanden sich mehrere gelehrte Theologen von bedeutendem Ruf, wie der uns wohlbekannte Martin Bucer aus Straßburg und sein Landsmann Paul Fagius, wie die Italiener Peter Martyr Vermili aus Florenz und seine Gesinnungsgenossen Bernard Ochino von Siena und Em. Tremellius. Diese nahm Cranmer nicht nur gastfreundschaftlich in seinem Hause auf und erleichterte ihnen nach Kräften ihr Los, sondern er bediente sich ihrer auch, um den Anhängern der alten Kirche besonders auf den beiden Landesuniversitäten, wo jene angestellt wurden, durch Lehrvorträge entgegen zu wirken. Peter Martyr, dem die altkirchliche Partei in Oxford das Leben sauer genug machte, verfocht in einer öffentlichen Disputation die Abendmahlslehre im Sinne Calvins. Dem Einfluß der deutschen, italienischen und schweizerischen Theologen ist die gänzliche Verdrängung der Transsubstantiationslehre aus dem Lehrbegriff der englischen Kirche und die Einfachheit des Glaubensbekenntnisses ohne alle papistische Färbung zuzuschreiben; selbst die lutherische Auffassung von der Koexistenz der Elemente und des Leibes und Blutes Christi oder der wirklichen Gegenwart des Herrn ohne Substanzverwandlung, welcher bisher der Erzbischof und seine Anhänger gehuldigt, trat gegen die Ansicht des Schweizer Reformators zurück, daher bei der späteren Revision der Glaubensartikel die Abendmahlslehre in dieser Richtung eine Umarbeitung erfuhr. Ein andrer Flüchtling von berühmtem Namen, Johann von Lasky (a Lasco), ein polnischer Edelmann von angesehener Familie (geb. in Warschau 1499), der schon als Jüngling die Bewunderung des Erasmus und der Humanisten erregt, dann in Emden eine protestantische Kirche nach dem Vorbild von Genf gegründet hatte, wurde in England, wo er mehreren fremden Kirchengemeinden als Superintendent vorstand, durch seinen strengen Calvinismus Miturheber eines folgenreichen Streits.

Da nämlich sowohl in dem Common Prayerbook als in der beigefügten Ordinationsform der bischöfliche Ornat aus der alten Kirche beibehalten war, so weigerte sich Hooper, ein den Ansichten der Schweizer Reformatoren huldigender Theolog, bei seiner Weihe zum Bischof von Gloucester die vorgeschriebenen Gewänder anzulegen, und regte dadurch einen Streit an, der durch seine spätere mittels Gefängnisstrafe ihm abgedrungene Nachgiebigkeit keineswegs beendigt wurde, zumal nicht allein Lasky und die ihm untergeordneten Geistlichen diese Ansicht teilten, sondern auch die andern auswärtigen Theologen die „Mummerei“ und den ganzen „Rest des Papismus“, der in den Gläubigen die Erinnerung an den alten Irrtum wach erhalte, entfernt wünschten, wie sehr auch Bucer und Martyr um des Friedens willen Unterwerfung unter die Bestimmungen der englischen Kirche anrieten. Die Ordinationsform fand übrigens auch Gegner bei dem romanisierenden Klerus, insbesondere bei Heath, Bischof von Worcester. Noch größeren Anstoß nahm der letztere an einer andern Verordnung der regierenden Herren, nach welcher alle Hochaltäre aus den Kirchen entfernt und hölzerne Tafeln zur Kommunion an ihre Stelle gesetzt werden sollten. Denn mit dem Altar verknüpfe sich der Begriff eines Opfers. An der Spitze dieser Opposition stand Bischof Day von Chichester. Er sowohl als Heath büßten ihre Widersetzlichkeit mit dem Verlust ihrer Stellen und ihrer Freiheit. Zugleich wurde durch die Verbrennung zweier Wiedertäufer, der Johanna Bocher, genannt Johanna von Kent, und des Holländers Parre, der Grundsatz der religiösen und kirchlichen Uniformität auch gegen die Schwärmereien und häretischen Anschauungen, die aus dem Schoß der deutschen Reformation hervorgegangen, aufrecht erhalten. Das Prinzip der Toleranz fand in jener Zeit bei keiner Religionsgenossenschaft Geltung. Nur bei der Prinzessin Maria mußte man Nachsicht üben, als sie allen Befehlen und Vexationen zum Trotz in ihrem Palast die Messe nicht mit der englischen Liturgie vertauschen wollte und der Regentschaft das Recht bestritt, von der Kirchenorganisation Heinrichs VIII. abzuweichen. Der Kaiser, damals auf dem Höhepunkt seiner Macht, verwendete sich für sie; Rücksichten der Politik geboten daher in diesem Fall eine Nachsicht, die sonst nirgends geübt ward.

Puritanische Regungen und Intoleranz.

1550.

So war innerhalb weniger Jahre der römisch-katholische Kirchenbau, den Heinrich VIII. nur in Beziehung auf Verfassung, Gerichtsgang und Klosterwesen angegriffen hatte, auch hinsichtlich des Kultus und der Gottesdienstordnung umgestaltet worden. Gelang es dem Erzbischof nun noch ein Kirchenrecht nach den neuen Ideen aufzustellen und dem kirchlichen Organismus ein gemeingültiges Glaubensbekenntnis einzufügen, so war die anglikanische Kirche in allen ihren Grundbestandteilen vollendet. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde unter seiner Leitung die Reformation der Kirchengesetze und die Ausarbeitung einer Konfession in Angriff genommen und mit großer Thätigkeit fortgeführt. Allein in diesen Gebieten sollte er seine Lebensaufgabe nicht ganz erfüllt sehen. Das Kirchenrecht erfuhr keine weitere Ausbildung, als daß die von Heinrich VIII. begründete Abhängigkeit der Kirche von der Krone und die Unterordnung des Klerus unter die Hoheit des Staats und der weltlichen Gesetzgebung als folgerichtiges Ergebnis seiner Reformen in Geltung blieb, und die „Konfession der 42 Artikel“ konnte gerade noch durch königliche Verordnung zum Lehrbegriff der anglikanischen Kirche erklärt und der gesamten Geistlichkeit zur Unterschrift empfohlen werden, aber die Bestätigung des Parlaments zu erlangen, war dem Urheber des Werks versagt.

Die Konfession der 42 Artikel.

Erst nach der schweren Prüfungszeit unter Maria kam auch dieses Hauptstück der Reformation zur Vollendung. Denn die Bekenntnisschrift der 42 Artikel, die in der neuen unter Elisabeth unternommenen Revision auf 39 Artikel reduziert wurden, ist die bis auf den heutigen Tag gültige Konfession der anglikanischen Kirche, neben dem Common Prayerbook und der Episkopalverfassung das wichtigste Kriterium des religiösen und kirchlichen Organismus des Inselreichs, der Grund und Anfang seiner Größe, aber auch die Quelle der hochkirchlichen Starrheit wie der Spaltungen und Sektenbildungen der Dissidenten. Übrigens sind die Glaubensartikel ein Beweis, wie sehr unter der Regierung Eduards VI. die protestantischen Ansichten des Kontinents durch die fremden Theologen Eingang gefunden und Wurzel gefaßt haben. Während im Kultus und in der Episkopalverfassung noch katholische Elemente obwalten, bewegt sich die Konfession in den Ideenkreisen der calvinischen und lutherischen Dogmatik.

2. Eduards VI. Ausgang und der Kampf um die Herrschaft.

Eduards VI. Natur und Eigenschaften.

Der Aufbau der neuen Kirche wurde wesentlich gefördert durch den festen Glauben des Königs an die Wahrheit des evangelischen Lehrsystems. Zu dieser Überzeugung war er schon durch seine Erziehung geführt worden, und sein eifriger Geist und Forschungstrieb blieb stets auf die religiösen Dinge gerichtet. Es wurde erwähnt, welche Reife der Erkenntnis er schon in seiner Jugend besaß; seine Lehrer konnten ihm nicht Genüge thun; aus seinen Briefen und Aufzeichnungen ersieht man, mit welchem Eifer er bemüht war, sich die großen Fragen über Kirche und Staat klar zu machen. Der Herzog von Northumberland hat nur dadurch sich des Königs Vertrauen und dauernde Gunst zu gewinnen und zu bewahren vermocht, daß er aufrichtig und entschieden in die protestantischen Ansichten einging. Nur mit Mühe wurde Eduard beredet, seiner Schwester Maria die Ausübung des katholischen Kultus zu gestatten; er hielt es für seine wichtigste Regentenpflicht, die religiöse Wahrheit, von der er in der Tiefe seiner Seele durchdrungen war, allen seinen Unterthanen zu erschließen. Doch sollte dabei keine Gewalt, kein Gewissenszwang geübt werden; denn er besaß ein weiches Herz voll Gutmütigkeit und Menschenliebe und schreckte vor jeder Verfolgung zurück. Wenn Bischöfe und Geistliche, welche den kirchlichen Gesetzen und Verordnungen widerstrebten, ihrer Stellen beraubt oder wegen Auflehnung in Haft gehalten wurden, so handelte er nur nach der neuen Rechtsanschauung, daß der englische Klerus der Krone und der Gesetzgebung des Reichs sich zu fügen habe, daß keinem Staatsangehörigen eine Ausnahmestellung zukomme. Dagegen wurden fast nie Hinrichtungen um des Glaubens willen vorgenommen; das Todesurteil gegen die beiden Wiedertäufer mußte ihm schwer abgerungen werden. Dieser sanften und duldsamen Gemütsart des Königs, die auch Erzbischof Cranmer teilte, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Durchführung der Reformation unter Eduard nicht von Gewaltthätigkeit begleitet war; sie vollzog sich wie ein organisatorischer Akt der Gesetzgebung, dem alle gehorchen mußten.

Cranmer und die Regierung übersahen es, daß sich eine Flüchtlingsgemeinde von frem-

den Reformierten mitten in London bildete, die von ganz andern Prinzipien ausging. Wir wissen, daß Lasky an ihrer Spitze stand und im Verein mit andern fremden Theologen die englische Episkopalkirche einer durchgreifenderen Reformation auf calvinischer Grundlage entgegenzuführen suchte, wozu die Organisation dieser fremden Religionsgemeinschaft als Vorbild dienen sollte. Und wer weiß, wohin es bei längerer Lebensdauer des Königs gekommen wäre. Alles war noch im Werden und Bilden begriffen; Eduard hat schriftliche Aufzeichnungen über weitere kirchliche Reformen hinterlassen, die dem Episkopat wenig günstig waren; die Einziehung von Kirchenschätzen und geistlichen Gütern und Einkünften, die noch immer fortdauerte, drohte die materielle Grundlage eines hierarchischen Kirchenregiments zu erschüttern. Cranmers elastische Natur hätte schwerlich einer durchgreifenderen Umgestaltung große Hindernisse bereitet: die freundliche Aufnahme, die er den flüchtigen Theologen aller Richtungen in seinem Palast und im ganzen Land gewährte, gab Zeugnis von seiner Duldsamkeit gegen alle protestantischen Lehrmeinungen.

Das Episkopalsystem bedroht.

Was ließ sich nicht alles in der gärenden Zeit der fünfziger Jahre erwarten, wenn der mit den herrlichsten Anlagen ausgerüstete, von den edelsten Grundsätzen erfüllte, für Volkswohl und Menschenbeglückung begeisterte König zur Volljährigkeit und Selbständigkeit gelangte! Auch in den Äußerlichkeiten des Herrscheramtes stand er nicht zurück; er zeigte Geschick in ritterlichen Übungen, er führte mit Gewandtheit Lanze und Armbrust, er war ein sicherer Reiter; in der Audienz wie im Parlament betrug er sich mit Würde und Anstand; er fand Gefallen an glänzendem Auftreten. Und wie Cranmer in geistlichen Dingen ihm ratend zur Seite stand, zugleich auf die Ansichten des jungen Monarchen eingehend, so kam Warwic seinen andern Neigungen entgegen. Beide besaßen daher auch die unwandelbare Gunst des Königs. Aber sie gewahrten mit banger Sorge die hinschwindende Gesundheit des königlichen Jünglings, welche von Natur schwächlich und durch geistige und körperliche Anstrengung überreizt, keine lange Lebensdauer voraussehen ließ. Wenn er kinderlos aus der Welt ging, so folgte nach Heinrichs letztwilliger Verfügung die Prinzessin Maria, die strengkatholische Tochter der aragonischen Katharina, auf dem Throne. Dann war Northumberlands Macht und Ansehen dahin. Er hatte seine Stellung und die Gunst des Königs zur Befriedigung seiner Habgier und Ehrsucht in unerhörter Weise benutzt. Seit Wolsey waren nicht solche Reichtümer, Ämter und Einkünfte in einer Hand vereinigt gewesen. Durch Heiraten waren die angesehensten Familien mit ihm verbunden. Was lag näher, als der Gedanke, durch ein neues Successionsgesetz dieser Machtstellung Dauer zu verleihen? Die Anordnung des verstorbenen Königs ließ rechtliche Bedenken zu. Waren denn nicht die beiden Ehen für ungültig und die Sprößlinge derselben für erbunfähig erklärt worden? Und nun sollte dennoch die Tochter Katharinas den Thron besteigen und alles, was bisher für Kirche und Staat geschaffen worden, wieder in Frage gestellt werden! Es fiel dem mächtigen Mann nicht schwer, den jungen Fürsten zu überzeugen, daß er kraft seines geheiligten Charakters als König von Gottes Gnaden ebensowohl berechtigt sei, wie sein Vater, über die Thronfolge zu bestimmen. Eduard hegte eine große Abneigung gegen die Schwester, die seinen kirchlichen Anordnungen

Neues Thronfolgegesetz.

standhaft Trotz geboten. Eine weibliche Succession war bisher noch nicht vorgekommen. Zum Unglück war in dem Hause Tudor kein männlicher Sprosse, der als legitimer Erbe hätte aufgestellt werden können. Die Nachkommen der älteren nach Schottland verheirateten Schwester Heinrichs VIII. waren als Fremde in der Thronfolgeordnung übergangen worden; von seiner jüngeren Schwester Maria, der uns bekannten Herzogin von Suffolk (XI, 857), waren nur weibliche Deszendenten vorhanden: eine Tochter Franziska, Gattin des Lord Gray, auf den der Titel und Rang eines Herzogs von Suffolk übertragen worden, und deren Töchter, von welchen die älteste, Lady Jane Gray, mit Northumberlands viertem Sohn Guilford Dudley vermählt war. Die Erbrechte des Geschlechts waren von Heinrich VIII. ausdrücklich anerkannt worden. In Übereinstimmung mit dem Herzog traf daher der König die Bestimmung, daß die englische Krone im Fall seines kinderlosen Ablebens an das Haus Suffolk falle und Johanna Gray, die Großnichte des verstorbenen Monarchen, die Regentschaft führe, bis ein männlicher Thronerbe in die Rechte eintreten könne. So hoch verstieg sich der Ehrgeiz Warwics, daß er die Krone Englands für sein eigenes Geschlecht erringen wollte. Ein mit dem Reichssiegel versehenes und von Eduard an mehreren Stellen unterzeichnetes Dokument beurkundete seinen königlichen Willen. Die Mitglieder des geheimen Rats und die Richter der Krone fügten ihre Unterschriften bei; auch Cranmer erteilte nach einigem Bedenken seine Zustimmung. Auf Grund dieser Urkunde sollte das Parlament ein neues Erbfolgegesetz aufstellen. In einer zweiten Schrift gaben die Räte dem Herzog die Zusicherung, daß sie die neue Thronfolgeordnung aus allen Kräften gegen jedermann verteidigen und durchführen wollten.

Eduards VI. Tod. Lady Jane Gray zur Königin erklärt. 1553.

Bald darauf nahm die Gesundheit des Königs eine schlimme Wendung. Der Herzog traf daher die geeigneten Vorkehrungen zur Durchführung des Planes. Er ließ durch seine Söhne Reitertruppen ausheben und übertrug den Oberbefehl über den mit Waffen und Kriegsvorrat versehenen Tower einem zuverlässigen Mann, dem Großadmiral Lord Clinton. Zugleich beschied er die beiden Schwestern des Königs an den Hof nach Greenwich zur Pflege des hohen Kranken. Auf diese Weise gedachte er sie in seine Gewalt zu bringen. Maria machte sich auch wirklich auf den Weg, aber ehe sie nach der Hauptstadt gelangte, erhielt sie die Kunde, daß ihr Bruder im Sterben liege. Sie erkannte sofort die ihr drohende Gefahr und eilte nach Kenninghall in Norfolk, wo sie viele Anhänger zählte. Als es bekannt ward, daß König Eduard am 6. Juli 1553 im sechzehnten Lebensjahre aus der Welt geschieden sei, kündigte sie in einem Schreiben dem geheimen Rat an, das sie kraft der Anordnung ihres Vaters die Regierung antrete. Dazu war aber im Anfang wenig Aussicht. Noch führte der Herzog das Regiment und eilte, durch eine Huldigungsfeier der neuen Thronfolgeordnung Geltung zu verschaffen. Wie erstaunte die sechzehnjährige Jane Gray, die bisher ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit über ernsten Studien verlebt hatte,

6. Juli 1553.

als sie in die glänzende Versammlung geführt und als Herrscherin begrüßt ward! Sie geriet bei der unerwarteten Huldigung in solche Aufregung, daß sie mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden sank; sie, die junge, schöne Edelfrau von zarter Gestalt und blassem Gesicht, welche bisher über der Lektüre des Plato, den sie in der Ursprache las, über der Erforschung der Bibel und der religiösen Fragen, die damals die Welt bewegten und erschütterten, und über den edlen Genüssen, die eine tiefe gründliche Geistesbildung gewährt, die Vergnügungen ihrer Standes- und Altersgenossen, Spiele und Jagen im Park verschmäht hatte, sie sah sich nun auf einmal fortgerissen in den Strudel eines gefahrvollen, von mächtigen Leidenschaften durchwühlten Lebens, auf einen Posten gestellt, der ihr nach dem Gesetz nicht gebührte und zu dessen Behauptung Eigenschaften erforderlich waren, die sie nicht besaß. Kein Wunder, daß der Huldigungsakt einen überwältigenden Eindruck auf ihre Seele machte. Sie ergab sich in ihr Schicksal, indem sie sagte, Gott möge ihr Kraft verleihen, das Zepter zu seiner Ehre und zum Segen der Nation zu führen. Nach einer raschen Krönungsfeier bezog sie den Tower, der bald ihr Grab werden sollte.

Maria als Königin anerkannt.

Während dieser Vorgänge weilte Maria in Norfolk in der Nähe des Meeres, der Hilfe des Kaisers gewärtig. Allein sie bedurfte keines fremden Beistandes. Der Haß gegen den übermütigen, gewaltthätigen Northumberland und die angestammte Ehrfurcht vor der gesetzmäßigen Erbfolge wirkten zu ihren gunsten. Die Reformation war noch nicht so tief ins Volk gedrungen, daß eine Spaltung der Nation in zwei Heerlager nach dem religiösen Bekenntnis der beiden weiblichen Thronbewerber zu befürchten stand; waren ja doch bisher alle kirchlichen Anordnungen von oben ausgegangen, wie sollte da eine religiöse Überzeugung im Volk Wurzel fassen? Auch war Maria klug genug, die Gemüter durch die Versicherung zu beruhigen, daß niemand in der Ausübung seines Glaubens gehindert werden sollte. Übrigens war Northumberland hinlänglich gerüstet, um die Ansprüche seiner Schwiegertochter mit dem Schwert zu verfechten; er konnte mit Mannschaft und Geschütz ins Feld ziehen, und die Glieder des geheimen Rats wurden im Tower bewacht, damit sie nicht für Maria Partei ergreifen möchten. Aber Adel und Volk stellte sich unter die Fahne der Legitimität; von allen Seiten strömten Edelleute mit bewaffnetem Gefolge nach Norfolk; da und dort erklärten sich einzelne Befehlshaber für die Königstochter. Warwic zog gen Cambridge, um den Gegnern den Weg zu verlegen, die Hut des Towers und der Hauptstadt dem Vater Johannas überlassend. Er rechnete auf die Ergebenheit der Räte. Aber wie bald wurde sein Vertrauen getäuscht! Unter allerlei Vorwänden entfernten sich die meisten und vereinigten sich im Schloß des Grafen von Pembroke zu dem Entschluß, Maria als Königin von England anzuerkennen. Northumberland wurde aufgefordert, seine Truppen zu entlassen. Er erkannte bald genug, daß seine Sache verloren sei: der Jubel des Volks über die Erklärung des geheimen Rats, der rasche Abfall des Heers, die öffentlichen Kund-

gebungen allerorten überzeugten ihn, daß er keinen Boden in der Nation habe. Dazu kamen noch Streitigkeiten in der Familie. Johanna weigerte sich, die Königswürde mit ihrem Gemahl zu teilen; nur den Herzogstitel wollte sie ihm verleihen. Dies zog ihr heftige Vorwürfe und lieblose Behandlung von seiten der ehrsüchtigen Verwandten zu.

Einzug in London und Warwicks Ausgang.

Mit dem Glauben an den Erfolg seiner Sache verlor der Herzog auch alles Selbstvertrauen. Kleinmütig suchte er einzulenken, indem er selbst auf dem Marktplatz zu Cambridge unter Thränen der Reue Maria als Königin ausrief. Aber diese verspätete Huldigung rettete ihn nicht. Er wurde verhaftet und mit mehreren Verwandten und Anhängern in den Tower gebracht. Noch war der Monat Juli nicht zu Ende, als sich Maria der Hauptstadt näherte. Elisabeth ritt an der Spitze eines glänzenden Gefolges ihrer Schwester entgegen, worauf beide auf stolzen Zeltern ihren triumphierenden Einzug in die geschmückte und von Menschen wogende Stadt hielten. Die einst Heinrich VIII. und Katharina gesehen, sagt Lingard, konnten in der Königin wenig entdecken, das an die majestätische Haltung ihres Vaters oder an die schönen Züge und das anmutige Wesen ihrer Mutter erinnert hätte. Ihre Gestalt war kurz und klein; auf ihrem Angesicht hatte der Kummer tiefe Furchen gegraben und ihre dunkeln stechenden Augen füllten alle, auf die sie sich richteten, mit Furcht. In der äußeren Erscheinung war Elisabeth im Vorteil. Sie stand in der Blüte der Jugend. Ohne gerade Anspruch auf Schönheit machen zu können, besaß sie anmutige Züge, große blaue Augen, eine schlanke, stattliche Gestalt und Hände, deren elegantes Ebenmaß sie bei jeder Gelegenheit zu zeigen beflissen war. Die erste Handlung der neuen Gebieterin war ein Akt der Gnade gegen „ihre Gefangenen“. Gardiner, Bonner, Tonstall, Heath und Day erhielten sofort die Freiheit und ihre Kirchenämter zurück, und der erste hatte den Triumph, im Oktober die Krönung der neuen Gebieterin nach dem alten Ritus mit einem feierlichen Hochamt vollziehen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit erließ die Königin eine Amnestie, von welcher jedoch zweiundsechzig Personen, die bei dem vorausgegangenen Drama am thätigsten mitgewirkt oder bei der Reformation sich besonders hervorgethan hatten, ausgeschlossen waren. Sie wurden in Haft gehalten und in Untersuchung genommen. Northumberland hoffte vergebens, durch reumütige Geständnisse seiner Schuld und durch die heuchlerische Versicherung, daß er stets der katholischen Kirche ergeben gewesen und an den kirchlichen Neuerungen keinen Anteil gehabt, Gnade zu finden: sein Kleinmut und seine Charakterlosigkeit rettete ihn nicht vor dem Tode. Er starb mit einigen seiner Getreuen auf dem Schafott. Ihre Hinrichtung und die zahlreichen Verhaftungen waren der Anfang der Schreckensherrschaft unter der „blutigen Maria“.

3. Die katholische Reaktion unter Maria Tudor.

Maria hatte wiederholt die öffentliche Versicherung gegeben, daß sie dem Gewissen ihrer Unterthanen keinen Zwang anthun werde; eine Zusage, die ihre Thronbesteigung wesentlich förderte. Aber es trat bald zu Tage, daß sie die Wiederherstellung der römisch-katholischen Glaubensform, für welche ihre Mutter und sie selbst Schmach und Bedrängnis erlitten, für ihre heiligste Pflicht ansehe. Sie wurde verstimmt, als Kaiser Karl V. und der zum Lordkanzler erhobene Gardiner ihrem Eifer Einhalt thaten und sie vor kirchlichen Neuerungen ohne Beiziehung des Parlaments warnten. Sie wollte sich sogleich des Titels „Haupt der Kirche zunächst unter Gott", der nur dem Papst gebühre, entäußern und behielt ihn auf Zureden des Kanzlers nur darum bei, weil sie kraft desselben freier und ungehinderter in ihren Restaurationsplänen vorgehen konnte. Diese traten denn auch bald genug zu Tage: die von Cranmer ernannten Bischöfe wurden nach und nach entfernt und die altgläubigen wieder eingesetzt; bei Eduards Beerdigung wurde ein Seelenamt gehalten; in einzelnen Kapellen ward die Messe celebriert; eine Verordnung verbot bei hoher Strafe ohne Ermächtigung von seiten der Königin zu predigen, die Heil. Schrift zu erklären oder religiöse Bücher zu drucken; eifrige Förderer der Reformation, wie die Bischöfe Ridley, Latimer, Hooper, Cox und Coverdale kamen in Haft. Cranmer, der Haupturheber des Abfalls von Rom und der Ehescheidung, wurde anfangs geschont. Erst als ein ohne sein Wissen verbreitetes Schriftstück gegen den Meßdienst den Zorn der Gegner reizte, wurde auch er in den Tower abgeführt. Und schon wurden geheime Fäden mit Rom angeknüpft. Kardinal Pole, der im Benediktinerkloster zu Moguzzano am Gardasee seinen wissenschaftlichen Studien oblag, schien die geeignete Persönlichkeit, das Inselreich wieder in den Mutterschoß der römischen Kirche zurückzuführen. Er wurde daher von Papst Julius III. zum Kardinallegaten mit ausgedehnten Vollmachten ernannt. Allein Kaiser Karl V., welcher fürchtete, er möchte die Königin zu voreiligen Dingen fortreißen und der beabsichtigten spanischen Heirat Schwierigkeiten bereiten, wußte ihn so lange auf dem Kontinent zurückzuhalten, bis die Dinge in England der Entscheidung näher gerückt waren. *Die ersten Symptome der Reaktion.*

Aller Augen waren nun auf das Parlament gerichtet, welches Maria nach ihrer Krönung einberief. Die vorhergehende Regierung hatte an vielen Übelständen gelitten: der Staatshaushalt war in Unordnung, das Kirchenvermögen war geschädigt worden, mancherlei Unfälle und Willkürlichkeiten hatten Unzufriedenheit erregt. Bei dieser Stimmung fiel es dem jetzigen Regiment nicht gar schwer, eine starke Majorität zu erlangen, zumal da man durch Wahlbeherrschung, Anklagen, Intrigen alle feindseligen Elemente fern zu halten wußte und die der Reformation ergebenen Bischöfe vom Oberhaus ausschloß. Maria *Das erste Parlament.*

hoffte, mit einem Schlag zum Ziel zu kommen: ein Gesetz sollte die Ehescheidung Heinrichs VIII. von Katharina für ungültig erklären, alle daraus entsprungenen Religionsneuerungen umstoßen und sowohl die alten Gebräuche, Einrichtungen und Dogmen als die päpstliche Autorität in ihrer ursprünglichen Gestalt herstellen. Aber sie erkannte bald, daß ein solcher Gewaltstreich nicht durchzusetzen sei: gegen das Papsttum waren zu viele Schläge geführt worden, als daß dasselbe so ohne weiteres wieder aufgerichtet werden konnte; und wäre denn damit nicht auch die Herstellung der Klöster und die Rückerstattung der entfremdeten Kirchengüter verbunden gewesen? In welche Wirrnisse wäre dann aber Staat und Gesellschaft gestürzt worden! Die einzelnen Punkte mußten also getrennt und mit Vorsicht behandelt werden. Der Antrag, daß die Ehe Heinrichs VIII. und Katharinas für legal und rechtsgültig erklärt, somit die Legitimität Marias außer Frage gestellt werde, ging ohne Widerspruch durch. Auf größere Opposition stieß die zweite Bill, nach welcher die kirchlichen Zustände, wie sie bei Heinrichs VIII. Tod bestanden, zurückgeführt werden sollten. Doch siegte auch hier die katholische Majorität: eine einzige Parlamentsakte stürzte Cranmers kunstvollen Bau zu Boden; die Gesetze, welche die Kommunion unter beiderlei Gestalt anordneten, das Common Prayerbook und die Landessprache in den Gottesdienst einführten, die Ehe der Priester gestatteten, wurden außer Kraft gesetzt, die neue Ordinationsform aufgehoben, das Verbot der Bilder und Reliquien zurückgenommen u. a. m. Es waren große Resultate, welche Maria von der gesetzgebenden Macht erlangte; auch die Klage wegen Hochverrats gegen den Erzbischof Cranmer, gegen Johanna Gray, ihren Gemahl und dessen Brüder fand Billigung; die Verurteilung Norfolks und des Marquis Courtenay von Exeter wurde für ungültig erklärt. Dagegen mußte von der Wiederaufrichtung des Papsttums wie von der Restitution der Klöster und des Kirchenvermögens zunächst Umgang genommen werden. Die Konvokation begrüßte die Königin als Deborah, welche die wahre Gottesverehrung wieder eingeführt, als zweite Judith, die dem Feind das Haupt abgeschlagen, als die gebenedeite Jungfrau, welche die Braut Christi von der Befleckung gereinigt.

Die spanische Heirat. Aber gerade damals war Maria ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, sich dieses jungfräulichen Schmucks zu entledigen. Denn nächst der Restauration des Katholizismus lag der Königin nichts so sehr am Herzen als die Wahl eines Gatten. Der Wunsch des Landes war, sie möchte einen Eingebornen als Ehegemahl erkiesen, und es hatte den Anschein, als würde Courtenay, den sie zum Grafen von Devonshire erhoben, ein Abkömmling des Hauses York, der Erkorne sein. Als aber das Parlament ihr diesen Wunsch vortrug, erfuhr es eine scharfe Zurückweisung. Denn sie war bereits durch den Kaiser auf ganz andre Gedanken gelenkt worden: sein eigner Sohn Philipp, noch nicht dreißig Jahre alt, aber schon seit mehreren Jahren Witwer, war der ausersehene Bräutigam. Karl V. gedachte durch diese Vermählung die Macht der spanischen Linie des

Habsburgschen Hauses im westlichen Europa zu befestigen und der französisch-schottischen Verbindung ein Gegengewicht zu schaffen.

Keine schlimmere Wahl konnte getroffen werden: nicht bloß die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität und des gesamten römisch-katholischen Kirchentums stand zu erwarten, welchen Gefahren ging die nationale Freiheit und Unabhängigkeit, gingen Verfassung und parlamentarisches Staatsleben entgegen, wenn der zum Absolutismus geneigte Sinn der Tudors und Habsburger vereint sich gegen die Volksrechte kehrte! Bald wäre England zu einer Provinz des spanischen Kaiserreichs herabgesunken. Es bedurfte so tiefgreifender Befürchtungen, um in der zertretenen Nation einige Regungen des Widerstands hervorzurufen, und der anspornenden Thätigkeit des französischen Gesandten Noailles, welcher die Hilfe seines Hofes in Aussicht stellte. Allein die plan- und ziellosen Aufstände, die in einzelnen Landschaften, in Cornwallis und Devonshire, in Wales und Warwickshire sich hervorwagten, wurden unterdrückt; weder Courtenay noch Elisabeth, deren Verehelichung und Thronbesteigung bewirkt werden sollte, wollten ihre Sicherheit und ihr Leben in Gefahr setzen. Die Führer, unter ihnen der Herzog von Suffolk, Johanna Grays Vater, wurden in Gefangenschaft und dann zum Tode geführt; andre retteten sich nach Frankreich. Auch der drohende Aufstand in Kent unter dem kühnen Sir Thomas Wyat, der sich bis in die Hauptstadt, bis in die Nähe des königlichen Schlosses St. James verbreitete, wurde durch die entschlossene Haltung der Königin, welche die Londoner Bürgerschaft in der Guildhalle zur Verteidigung anfeuerte, überwältigt. Man bewunderte ihren Mut, daß sie sich weigerte, ihren offenen Palast zu verlassen und den Tower zu beziehen.

Aufstände. *6. Febr. 1554.*

Diese Auflehnung reizte die von dem Gefühl ihrer Hoheit und Herrschermacht durchdrungene Königin zur Wut und Rache. Was der Aufstand hatte verhindern wollen, die spanische Heirat und die Herstellung des Katholizismus, wurde nun um so eifriger ins Werk gesetzt und damit zugleich der Untergang eines edlen Menschenlebens beschleunigt. Am Tage nach Wyats Verhaftung unterzeichnete Maria das Todesurteil der unglücklichen Fürstentochter und ihres Gemahls. Guilford Dudley und Johanna Gray starben auf dem Schafott. Weniger die Empörung des Vaters als die unerschütterliche Anhänglichkeit an die Reformation, welche die Gefangenen in Kerker und Banden unverhohlen kund gegeben, war die Ursache ihres Todes. Auf einem grünen Rasen innerhalb des Towerhofes floß das Blut der standhaften edlen Dulderin, die in einem Alter von siebzehn Jahren fremder Ehrsucht und grausamer Tyrannei zum Opfer fiel. Aus dem Seelenfrieden, den sie in klassischen Studien und religiösen Forschungen gefunden, hatte man sie gegen ihre Neigung auf die Höhe des Lebens gestellt, um nach einem kurzen schweren Traum vor der Zeit in die Grube gestürzt zu werden; eine Lilie gebrochen vor der Entfaltung. Ihr Schicksal teilte nicht nur ihr Vater, sondern auch ihr Oheim Thomas Gray, und mit Entsetzen blickte

Hinrichtungen. *12. Febr. 1554.*

das englische Volk auf die Menge von Galgen, an denen in den folgenden Tagen die Häupter und Teilnehmer des mißlungenen Aufstands, voran Thomas Wyat, ihr grausiges Ende fanden. Courtenay und Elisabeth wurden einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen; da ihnen aber keine Verbindung mit den Insurgenten nachgewiesen werden konnte, so begnügte man sich mit einer strengen Überwachung.

Vermählung. Noch blickten die Leichen der Gehängten mit höhnendem Grinsen von dem Hochgericht herab, als Philipp, „König von Neapel und Sizilien", seinen prunkvollen Einzug in die Hauptstadt Englands hielt und in der Kathedrale von Winchester durch Gardiner mit Maria feierlich vermählt ward. (25. Juli 1554.) Und um jeder künftigen Einsprache gegen ihre Hoheitsrechte vorzubeugen, ließ Maria durch ein Statut erklären, daß dem Inhaber der Krone ohne Unterschied des Geschlechts die ganze Machtfülle zustehe. Damit sollten alle Zweifel gegen das Recht der Frauen auf die Regierung eines Landes, die auf Grund biblischer Stellen von protestantischen Schriftstellern erhoben wurden, niedergeschlagen werden.

Katholische Reaktion. Der spanische Ehebund brachte der englischen Nation alle die Gefahren, die man gleich anfangs befürchtet hatte. Nicht nur, daß das Reich in die Politik und die Ideenkreise des Habsburgschen Herrscherhauses hineingerissen und in eine feindselige Stellung zu Frankreich gebracht ward, die innige Verbindung mit Spanien führte auch notwendig zu einem vollständigen Bruch mit allen reformatorischen Neuerungen und zur Rückkehr unter die päpstliche Autorität. Dazu wurden alsbald die einleitenden Schritte gethan. Als Oberhaupt der Kirche bestellte die Königin eine geistliche Kommission unter dem Vorsitz von Gardiner und Bonner, welche auf Grund der alten Kirchengesetze die Ketzerei ausrotten, alle Priester, die gegen die Ordnung und löbliche Sitte der Kirche in den Ehestand getreten, von ihren Ämtern entfernen, die Messe und die alten heiligen Gebräuche wieder herstellen und alle kirchlichen Neuerungen, die seit dem Tode des Vaters vorgenommen worden, beseitigen sollte. Die aus katholischen Eiferern zusammengesetzte Kommission kam diesem Auftrag bereitwillig nach. Eduards VI. Leiche ruhte noch kaum ein Jahr im Grabe und schon war in allen Kirchen Englands der reformierte Kultus, der Stolz seines Lebens, abgeschafft und der katholische Gottesdienst in seinem ganzen Umfang hergestellt. Dreizehn Bischöfe, darunter die Schöpfer der reformierten Religionsform, waren als ungesunde Glieder aus der Kirche ausgestoßen und schmachteten im Kerker oder aßen das Brot der Trübsal im Exil; über zwölftausend verheiratete Geistliche waren ihrer Stellen entsetzt und wie einst die Mönche der aufgelösten Klöster auf eine ärmliche Unterstützung für ihre eigne Person angewiesen ohne Rücksicht auf ihre Frauen und Kinder, die man als Konkubinen und Bastarde behandelte.

Wiederherstellung des Papsttums. Mit größerer Schwierigkeit war die Wiederherstellung des päpstlichen Primats verbunden, wozu man der Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaften bedurfte. Nicht als ob religiöse Motive die Gewissen bedrängt hätten: die Na-

tion hatte sich längst der eignen Wahl und Selbstbestimmung in Sachen der Religion begeben und sich gewöhnt, ihren Glauben nach den Zeitumständen und nach den von oben ausgehenden Geboten einzurichten; auch sorgte man dafür, daß nur wenige Bekenner des reformierten Glaubens in die Versammlung gewählt wurden. Der Widerstand hatte hauptsächlich seinen Grund in der Befürchtung, die Wiederaufrichtung des Papsttums möchte auch die Restitution der alienierten Kirchengüter, wovon fast alle mächtigen und einflußreichen Familien ihren Anteil bekommen hatten, zur Folge haben. Der Lordkanzler Gardiner suchte daher die Kurie zu bestimmen, vor allem die Säkularisationen gutzuheißen und von jeder Rückerstattung abzustehen, weil sonst die Restauration der päpstlichen Autorität nimmermehr auf gesetzlichem Wege zu erzielen sein würde. In Rom trug man aber Bedenken, ein so gefährliches Beispiel aufzustellen, man hoffte mit einigen zweideutigen und unbestimmten Zugeständnissen über die Schwierigkeit hinauszukommen. Kardinal Pole, der noch immer in Brüssel weilte, erhielt den Auftrag, das Reunionswerk zu vollziehen und nach dem Vorschlag der Königin sich mit den dermaligen Besitzern ehemaliger Kirchengüter zu verständigen. Aber dem Kanzler war die unbestimmte Vollmacht nicht genügend. Pole wurde nicht eher zugelassen, als bis eine neue Bulle die volle Garantie bot, daß keine Rückforderung stattfinden sollte. Wie sehr auch das Land nach der Versicherung des Kanzlers von der Sehnsucht erfüllt war, mit der Heil. Kirche ausgesöhnt zu werden, so würde es doch ohne diese Sicherstellung das Beharren in dem schismatischen Zustand vorgezogen haben. Und so vorsichtig und klug wußte das Parlament, das nach dem prunkvollen Einzug des Legaten in London und dem glänzenden Empfang durch die Königin im November zusammentrat, die Gesetzgebungsbill abzufassen, daß darin die Wiederherstellung der päpstlichen Jurisdiktion und die Erhaltung ehemaliger Kirchengüter bei den dermaligen Besitzern in einer und derselben Akte verbunden wurden, ein Dokument der weltlichen Klugheit wie der religiösen Gleichgültigkeit der Reichsstände. Die kirchliche Suprematie wurde von der Krone getrennt und an den apostolischen Stuhl zurückgegeben. Freudig entsagte Maria nunmehr dem Titel eines „obersten Hauptes der Kirche". Mit einer feierlichen Prozession verherrlichte man nach dem Schluß des Parlaments das glückliche Ereignis der Wiedervereinigung mit der Jan. 1555. römisch-apostolischen Kirche. Aus den Händen einer glänzenden Gesandtschaft empfing der neue Papst Paul IV. die Restaurationsakte, die dem englischen Mai 1555. Schisma ein Ende machte. Zum Dank bestätigte er den von Heinrich VIII. der britischen Krone beigelegten Königstitel von Irland.

Erneuerung der Ketzergesetze.

Das Parlament hatte nicht nur in die Wiedervereinigung der englischen Kirche mit Rom gewilligt, es hatte auch auf den Antrag der Konvokation das alte Gesetz gegen Lollharden und Ketzer erneuert und dadurch der religiösen Verfolgung ein weites Feld eröffnet. Gardiner, unter Heinrich VIII. ein thätiges Werkzeug bei Begründung des königlichen Supremats, suchte jetzt durch verdop-

pelten Eifer die Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Er meinte, der Scheiterhaufen sei das wirksamste Bekehrungsmittel und die Furcht vor Folterqualen der überzeugendste Religionsprediger. Die Königin und ihr spanischer Gemahl teilten diese rigorose Ansicht: Zeichen von Widersetzlichkeit und Trotz, die hier und da zu Tage traten, steigerten die fanatische Richtung bei der reizbaren Maria und dem finstern Philipp. Pole war durch seine Studien zu humaneren Ansichten gelangt.

Exulanten. Die Willfährigkeit, womit das Parlament das Reformationswerk zu Grabe getragen, mochte in der Königin den Glauben erwecken, das ganze Volk sei von derselben Gesinnungslosigkeit erfüllt und es bedürfe nur eines festen Willens, um die ganze religiöse Neuerung wie einen wüsten Traum wegzuscheuchen. Da erfuhr sie denn bald eine arge Täuschung: die abgesetzten und eingekerkerten Prediger blieben ihren Ansichten treu; auch bei den weltlichen Ständen mehrten sich die Kundgebungen widerstrebender Richtungen, und Tausende entflohen nach dem Festland, nach der Schweiz, nach Deutschland, nach Friesland, wo sie unter dem Schutze der städtischen Obrigkeiten den Gottesdienst nach der unter Eduard VI. eingeführten Religionsform einrichteten. Sie sammelten sich in Frankfurt, Straßburg, Wesel, Basel, Genf, Zürich u. a. O., bildeten eigne Kirchengemeinden und entfalteten, da viele gelehrte Männer sich unter ihnen befanden, eine große litterarische Thätigkeit. Durch Flugschriften und lehrhafte Abhandlungen suchten sie bei ihren Landsleuten, mit denen die Flüchtlinge in fortwährender Verbindung standen, für das Evangelium zu wirken.

Religionsverfolgungen. Für die Schmähungen, welche von den Exulanten über die Königin und ihre papistischen Rater und Helfer ausgeschüttet wurden, rächten sich diese durch Verfolgung im Innern. Ein geistlicher Gerichtshof war in fortwährender Thätigkeit. Alle, welche bei den kirchlichen Reformen Cranmers sich hervorgethan, wurden verhört, und wenn sie sich weigerten, ihre früheren „Irrtümer" zu widerrufen, den römisch-katholischen Glauben mit Messe und Transsubstantiation zu beschwören, den päpstlichen Primat und das Cölibat anzuerkennen, wurden sie als Häretiker zum Tode verurteilt. Rogers, der gelehrte Mitarbeiter an Tin-
4. Febr. 1555. dals Bibelübersetzung, war das erste Opfer. Unter der Menge, die den Scheiterhaufen in Smithfield umstand, waren seine Kinder und seine Frau, einen Säugling auf dem Arm. Einige Tage später erlitt Bischof Hooper dasselbe Schicksal; und nun folgten Hinrichtungen auf Hinrichtungen. Nicht mit feierlichem Gepränge, wie die spanischen Autodafees wurden die tragischen Schauspiele in England vorgeführt, dazu war die Zahl der Opfer zu groß, denn nach authentischen Angaben wurden in den vier letzten Regierungsjahren Marias 288 Menschen um der Religion willen dem Tode geweiht; die Verurteilten starben wie die ersten Christen in der römischen Heidenzeit unter Schmach und Hohn, aber auch mit derselben Standhaftigkeit und Hingebung. Die größte Thätigkeit bei dieser entsetzlichen Blutarbeit entfaltete Bischof Bonner von London, dem Gardiner den Vorsitz im Ketzergericht übertrug. Der Name dieses Mannes ist mit blutigen Zügen in Englands Religionsgeschichte gezeichnet, in den Tagen, da das Evangelium unter dem Kreuze lag. Sein hartes Herz fand Wohlgefallen

an den Qualen und Leiden der Andersdenkenden. In allen Kirchspielen wurden Aufsichtskommissionen aufgestellt, die in Verbindung mit geheimen Spähern den bischöflichen Gerichtshöfen Schuldige und Verdächtige anzeigten und einlieferten. Es waren Glaubenstribunale, nicht unähnlich den Inquisitionsgerichten Spaniens und Italiens. Aber die Verfolgung stärkte die Gläubigkeit; sie war eine Läuterungsperiode für die reformierte Kirche Englands, deren Ursprung von so manchen unlauteren Elementen umgeben war, daß sie ihre Echtheit und Wahrhaftigkeit zuerst bewähren mußte, ehe sie als Trägerin der Nationalreligion anerkannt werden durfte; die unter den harten Schlägen der Verfolgung erprobte Treue verlieh ihr Stärke und Bestand. Durch Trübsal und Martyrium stieg sie zur Verklärung auf. Die englischen Kirchenhistoriker verweilen mit großer Ausführlichkeit bei den blutigen Szenen der Hinrichtungen, aber unsere Zeit hat das Verständnis verloren sowohl für die Glaubensstärke und die Todesverachtung der Märtyrer als für die intolerante Wut fanatischer Herrscher. Ein Werk wie das Märtyrerbuch des protestantischen Eiferers John Fox würde das jetzige Geschlecht weder schreiben noch lesen können; aber in jenen Tagen der Gläubigkeit, wo die Worte der Bibel eine heiligende und stärkende Kraft übten, waren die letzten Reden und Gebete, die Sprüche und Stoßseufzer der Gemarterten von erbauender und erhebender Wirkung.

Cranmer und seine Leidensgefährten.

Unter allen Blutzeugen dieser Jahre nahmen die drei Prälaten, auf deren Todesstätte in Oxford ein milderes Zeitalter ein stattliches Monument errichtet hat, Cranmer, Ridley und Latimer, die größte Teilnahme in Anspruch. Sie waren die thätigsten Werkmeister bei dem neuen Kirchenbau gewesen; wie sollten sie den Untergang ihrer Schöpfung überleben? Man hatte sie aus dem Tower nach Oxford, dem Bollwerk des Konservatismus und Stabilitätsprinzips schaffen lassen, um sie dort durch Disputationen und Verhöre zu bedrängen und womöglich zum Widerruf zu bringen. Nach einem mehrtägigen Redeturnier über Messe und Abendmahl erklärten die gegnerischen Theologen, daß die drei Reformatoren durch siegreiche Beweisführung widerlegt worden seien, worauf dieselben in verschiedene Gefängniszellen eingeschlossen wurden. Achtzehn Monate ließ man sie dort schmachten, ohne sich weiter um ihr Schicksal zu bekümmen. Erst als die Reunion mit Rom vollzogen und die Ketzergerichte hergestellt waren, beschloß man, auch die Häupter zu fällen. Wenn es nun gelang, nicht bloß ihre Person aus der Welt zu schaffen, sondern auch ihren Namen zu schänden, so war der Triumph der katholischen Sache desto glänzender. Cranmer hatte in so manchen kritischen Lagen sich den königlichen Machtgeboten gefügt und seine Ansichten den herrschenden Richtungen der Regierung anbequemt; sollte er nicht bei seinem schmiegsamen Wesen und seinem Mangel an Charakterstärke und männlichem Mut auch jetzt zu Schritten gebracht werden können, welche seinen Schöpfungen einen unauslöschlichen Makel anhefteten? Bei Ridley und Latimer waren die Künste der Verführung ohne Wirkung; sie wurden als hartnäckige Häretiker

16. Okt. 1555. den Flammen übergeben und starben heldenmütig den Märtyrertod. Minder standhaft zeigte sich Cranmer. Als er seiner erzbischöflichen Würde entkleidet in einsamer Haft den Tod vor Augen sah, entsank ihm der Mut, und die Liebe zum Leben erfaßte ihn mit aller Stärke. Er schrieb an die Königin, an den Kardinal Pole reuevolle Briefe; er verleugnete sein Werk, wie ihm nachgesagt wird, durch sieben Abschwörungsformeln; er löschte seine ganze Vergangenheit aus: aber wie laut er auch um Gnade schrie, Marias Herz blieb unbeweglich. Die Reue und Entehrung des Reformators war ihr zwar höchst erwünscht, aber der Schöpfer der reformierten Kirche, der Urheber der Ehescheidung ihrer Mutter, wodurch ihre eigne Legitimität in Frage gestellt worden, hatte sich in ihren Augen zu schwer vergangen, als daß er begnadigt werden konnte. Der 1556. 21. März war der Tag seiner Hinrichtung. Am Scheiterhaufen sollte er noch einmal öffentlich seine Sinnesänderung und seine Reue ablesen; allein wie erstaunten seine Widersacher und wie freuten sich die Freunde der Reformation, als der Erzbischof eine Schrift vorlas, worin er alles zurücknahm, was er, geängstigt von Todesfurcht, gegen die Wahrheit und seines Herzens Überzeugung niedergeschrieben, die päpstliche Suprematie und die Lehre von der Transsubstantiation verwarf und dann, seine Rechte in die Flammen streckend, laut ausrief: „Diese hat gesündigt, sie soll zuerst die Strafe erleiden!“ Er hielt standhaft aus, bis die rasch emporlodernden Flammen über seinem Haupt zusammenschlugen und seinem Leben ein Ende machten. So starb Thomas Cranmer, der Hauptbegründer der anglikanischen Kirche, aber sein Werk, das die Gegner mit ihm vernichtet wähnten, überdauerte den Schöpfer und ging wie ein Phönix verjüngt aus der Asche des Märtyrers hervor.

12. Nov. 1555. Gardiner erlebte den Tod seines Feindes nicht mehr. Er war fünf Monate zuvor aus der Welt geschieden; sein Nachfolger im Kanzleramt wurde Nikolaus Heath, Erzbischof von York, unter welchem die Ketzerverfolgungen sich noch mehrten. Auch Reginald Pole, der den erzbischöflichen Sitz von Canterbury bestieg, zeigte als Primas von England mehr Strenge und Unduldsamkeit als zuvor. Gönnte er doch nicht einmal den verstorbenen Reformatoren Bucer und Fagius die Grabesruhe in Cambridge! Zugleich suchte er in Gemeinschaft mit der Königin der katholischen Kirche neue Hilfsmittel und Arbeiter zu gewinnen, indem er die Restitution der an die Krone gefallenen Zehnten und Annaten und die Wiederherstellung einiger Ordenshäuser betrieb. Nur mit großer Mühe und nicht ohne moralischen Zwang konnte die Zustimmung des Parlaments zu dieser Rückerstattung erlangt werden. Doch erwarb sich Pole mit allen diesen Diensten bei Papst Paul IV. keinen Dank. Dieser trug dem spanischen Hause großen Haß und dehnte seinen Groll auch auf die englische Königin, ihren Gemahl und ihren Ratgeber aus. Wie einst bei Clemens VII. trat auch diesmal das kirchliche Interesse hinter dem politischen zurück. Während sein Verbündeter Heinrich II. mit seiner Einwilligung den deutschen Protestanten die Hand reichte, entzog der leidenschaftliche Papst dem Erzbischof die Legatenwürde, die er einem alten Franziskanermönch Peyto übertrug, und lud jenen vor seinen Richterstuhl nach Rom. Ein ärgerlicher Streit entbrannte, den jedoch bald eine höhere Hand durch den Tod aller Parteien löste.

Pole, Erzbischof von Canterbury.

Die Geschichte bietet nicht leicht ein freudenloseres Leben dar, als das der englischen Maria. Die Jahre der Jugend vertrauerte sie in stiller Verborgenheit unter dem harten Despotismus eines lieblosen Vaters; die Regierung ihres Bruders brachte ihr neue Leiden, als sie sich weigerte, ihren mütterlichen Glauben gegen die neue Kirchenform zu vertauschen; am freudenleersten aber waren die Jahre ihrer eignen Regierung. Ihr häusliches Leben war getrübt durch getäuschte Hoffnungen und unerwiderte Liebe: die vermeintliche Schwangerschaft, die man am Hofe und in den katholischen Kreisen als ein wichtiges Staatsereignis behandelte, erwies sich als eine Täuschung, als die Wirkung krankhafter Zustände; Philipp begab sich im September 1555 nach den Niederlanden und trat bald nachher, nach der Abdankung seines Vaters, die Herrschaft der gesamten spanischen Monarchie an; er erschien nur noch ein einziges Mal in England, um die Teilnahme der britischen Nation an seinem Krieg wider Frankreich zu erwirken. Mit Hilfe der Königin, welche die erkaltende Zuneigung des Gatten durch verdoppelte Hingebung zu stärken suchte, erreichte er auch wirklich seinen Zweck. England trat als Verbündeter Spaniens in den Krieg ein; der Graf von Pembroke half den Sieg von St.-Quentin erfechten; aber bald nachher eroberte der Herzog von Guise mitten im Winter Stadt und Gebiet von Calais. Die englischen Einwohner wurden mit der Besatzung vertrieben und eine französische Bevölkerung dahin verpflanzt. In England betrachtete man den Verlust der wichtigen Seestadt, des letzten Restes der glorreichen Eroberungen alter Zeit, als ein öffentliches Unglück und Maria betrauerte ihn als die größte Schmach ihrer Regierung; in Paris aber feierte man das frohe Ereignis durch die Vermählung des Dauphin mit Maria Stuart. Die Trauer über diesen Unfall und über die dauernde Entfernung des Gatten wurde noch gesteigert durch die Wahrnehmung, daß sie sich durch die Religionsverfolgungen den Haß des Volks zugezogen, wie sie aus vielen Kundgebungen schließen konnte, und daß man sich nach ihrem Tod sehne, der ihre beneidete Halbschwester Elisabeth auf den Thron führen würde. Die Flugschriften voll Spott und Hohn gegen die „zweite Jesabel", die von den Emigranten massenhaft ins Land geschleudert wurden, gaben Zeugnis von der öffentlichen Stimmung und den lebhaften Hoffnungen der Reformationspartei und ihrer flüchtigen Wortführer; eine neue Verschwörung, die gleich der früheren von Frankreich begünstigt die Vermählung Elisabeths mit Courtenay und ihre Thronbesteigung erwirken sollte, vermehrte den Unmut und Verdruß in Marias Herzen. Sie konnte sich der trüben Ahnung nicht entschlagen, daß der römische Kirchenglauben, für dessen Sieg sie so viele Schlachtopfer dargebracht, mit ihrem Tod wieder in Staub sinken werde. Courtenay mußte das Land verlassen und starb in Italien; Elisabeth wurde strenger bewacht. Je unheilvoller sich der spanische Kriegsbund erwies, desto kühner traten die feindseligen Kundgebungen hervor. Während Thomas Stafford, Enkel des Herzogs von Buckingham, an der Spitze eines Emigrantenhaufens von Frankreich aus

[Marias letzte Regierungszeit.] [Jan. 1558.]

eine revolutionäre Erhebung hervorzurufen suchte, aber durch die Übermacht erdrückt mit zweiunddreißig Gefährten den Tod erlitt, ließen die Exulanten heftige Flugschriften ausgehen. Unter diesen war keine von so glühenden Leidenschaften durchweht, als der „Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“, den der schottische Prediger John Knox von Genf aus ertönen ließ. Es waren die ersten Kennzeichen jenes schneidenden Puritanertums, welches von da an wie ein scharfes Schwert in den Leib der anglokatholischen Kirche drang; der erste Schlachtgesang des demokratischen Calvinismus gegen die aristokratisch-hierarchische Episkopalkirche.

Elisabeth im Tower. In demselben Grad, als die Abneigung gegen Maria wuchs, stiegen die Sympathien für Elisabeth. Die dahinschwindende Gesundheit der Königin und die gescheiterte Hoffnung auf einen katholischen Thronerben lenkten die Blicke der Nation mehr und mehr auf die Tochter der Anna Boleyn, die während dieser Jahre der Verfolgung im Tower ein eingezogenes Leben führte, mit ernsten klassischen Studien beschäftigt und in der Schrift und den Kirchenvätern forschend. Mehr als einmal überlegte Maria, ob sie der Halbschwester nicht das Schicksal der Johanna Gray bereiten sollte. Es fehlte nicht an katholischen Eiferern, welche meinten, jede Religionsverfolgung sei wirkungslos, wenn man nicht die Axt an die Wurzel der Ketzerei lege; denn obgleich Elisabeth sich äußerlich zu dem katholischen Ritus hielt, die Messe besuchte und sorgfältig jede Abweichung von der eingeführten Kirchenordnung vermied, so hegte man doch kein rechtes Vertrauen in ihre Aufrichtigkeit. Sollte in ihr der mütterliche Geist weniger lebendig sein, als in Maria? Die Verschwörungen, wobei stets ihr Name genannt wurde, konnten in jenen Tagen der Tyrannei leicht als Vorwand zu einem Justizmord dienen. Philipp verhinderte jedoch einen solchen Gewaltstreich, weil sonst das Thronrecht an Maria Stuart, Gemahlin des Dauphin, übergegangen wäre. Die Gefahren mehrten sich, als der König sich aus dem Reich entfernte und die Parteistellung schärfer hervortrat. Elisabeth wurde aufs strengste überwacht, mit Spähern und Angebern umstellt, durch verfängliche Fragen über die Abendmahlslehre bedrängt. Es war eine harte Schule der Prüfung, wohl geeignet, ihren Verstand zu schärfen, wie die Kunst der Verstellung und der klugen Selbstbeherrschung auszubilden. Zum Glück und Heil der englischen Nation entging sie allen Schlingen und Fallstricken.

Marias Tod und Charakter. Als Maria am 17. November 1558 im vierundvierzigsten Lebensjahr unter vielen körperlichen Leiden und Seelenschmerzen während der Feier der Messe aus der Welt ging, war Elisabeth nach der väterlichen Anordnung und nach dem Willen der Nation die rechtmäßige Thronfolgerin. Der sterbenden Schwester gab sie die Versicherung, sie glaube an die katholische Kirche, und ließ dieser somit den Trost, diese Erklärung nach ihren Wünschen zu deuten und mit der Hoffnung zu scheiden, daß das Ziel ihres Daseins kein Danaidenwerk gewesen. Und doch war es ein solches. In der nächsten Nacht schied auch Kardinal Pole aus

dem Leben. Das Schicksal selbst schien Raum schaffen zu wollen für neue Ordnungen. Wie sehr auch katholische Schriftsteller den Mut, die Standhaftigkeit, die Aufrichtigkeit Marias preisen mögen, wie sehr sie hervorheben mögen, daß sie bei ihren Handlungen von keinen unlauteren Motiven geleitet worden, daß sie es für ihre heiligste Regentenpflicht angesehen, den Glauben, von dessen Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit sie selbst in der Tiefe ihrer Seele überzeugt gewesen, auch ihrem Volk zu erhalten, es ist ihnen nicht gelungen, die dunkeln Schatten von ihrem Namen zu verscheuchen, denn immer ist es schrecklich, wenn sich der schwache Menschengeist vermißt, den göttlichen Willen richtig und ohne Irren erfaßt zu haben, und zur Ehre Gottes über gebrochene Menschenherzen einherschreitet. Solche Regenten sind eine schwere Rute und wirken wie verheerende Sturmfluten. Daher blieb auch die Regierung der „blutigen Maria" ein schwarzes Blatt in der Geschichte Englands, ein Schreckbild in der Erinnerung des Volks.

4. Herstellung und Vollendung der anglikanischen Kirche durch Elisabeth.

Unter dem Jubel des Volks wurde Elisabeth als Königin ausgerufen und Elisabeth und Philipp II.
die frohe Botschaft durch eine Deputation des Staatsrats der in Hatfield weilenden Fürstin mitgeteilt. Am 28. November hielt sie ihren glänzenden Einzug 1558.
in die freudestrahlende Hauptstadt. Dieser Empfang bestärkte sie in dem Vorsatz, in Übereinstimmung mit dem Volk zu regieren, sich die Gunst desselben zu erhalten und zu verdienen, nur in der nationalen Sympathie die Wurzeln ihrer Herrschaft und Macht zu suchen. Von dem geheimen Rat behielt sie nur einige der fähigsten und einflußreichsten Mitglieder bei, die andern entließ sie. Unter den Neuberufenen nahm Sir William Cecil, der wegen seiner Hinneigung zur reformierten Kirche von Maria entlassen worden war, den ersten Rang ein. Sofort zeigte die neue Königin ihre Thronbesteigung den europäischen Höfen an. Philipp II. ließ ihr durch seinen Gesandten Feria seine Hand anbieten; wir wissen, daß er unter der vorigen Regierung stets wohlwollend gegen sie gewesen; noch bestand ja der Kriegsbund gegen Frankreich. Elisabeth wies den Antrag nicht entschieden zurück; sie erwiderte, wenn sie sich überhaupt zu einem Ehebündnis entschließen sollte, würde sie keinen andern dem König vorziehen. Denn in dem stolzen Selbstgefühl, das allen Tudors innewohnte, verschmähte sie den Gedanken einer Verbindung mit einem Fürsten von untergeordnetem Rang; sie hatte bisher alle Heiratsanträge von sich gewiesen, und nie hätte sie in eine Ehe mit Courtenay oder einem andern Unterthan gewilligt. Aber auch gegen Philipp sprachen manche Gründe, wie sehr immer die Stellung zu Frankreich-Schottland eine solche Verbindung vorteilhaft erscheinen lassen mochte. Elisabeth kannte die Abneigung des Volks gegen eine Heirat, welche nicht bloß den Fortbestand der römisch-katholischen Kirche in dem Inselreich herbeigeführt, sondern auch England zu einer Provinz in der weiten spanisch-habsburgischen Monarchie herabgedrückt

haben würde. Dazu kam noch die Erwägung, daß eine solche Vermählung auf ähnliche verwandtschaftliche Schwierigkeiten gestoßen sein würde, wie einst die Ehe ihres Vaters mit Katharina von Aragonien, daß dazu eine Dispensation des Papstes erforderlich gewesen wäre, welche nur gegen bedeutende Zugeständnisse hätte erlangt werden können. So war Elisabeth denn gleich anfangs innerlich entschlossen, diesen sowie jeden andern Ehebund von der Hand zu weisen und sich ganz ihrem Volk und Reich zu widmen; aus politischen Gründen hielt sie aber mit der Entscheidung zurück, bis der Krieg zu einem Austrag gekommen wäre. Um diesen zu beschleunigen, willigte sie im nächsten Jahr in den Frieden von Cateau-Cambrésis, so schwer es ihr auch ankam, das Stadtgebiet von Calais in den Händen der Franzosen zu lassen. Die Schmach des Verlustes fiel auf die vorhergehende Regierung. Die an diesen Frieden sich anschließende Vermählung Philipps II. mit der französischen Königstochter Elisabeth löste auf immer das Band zwischen Spanien und England.

Haltung des Papstes.

Wäre Elisabeth nicht schon durch ihre eigne Überzeugung auf die Seite der Reformation gestellt worden, so hätte die Haltung des Papstes sie dahin gedrängt. Als der englische Gesandte in Rom, Carne, dem apostolischen Stuhl die Thronbesteigung Elisabeths anzeigte und die Versicherung beifügte, daß die neue Königin, welche ihre bisherige Konformität mit der römisch-katholischen Kirche noch nicht aufgegeben, dem Gewissen ihrer Unterthanen in keiner Weise Gewalt anzuthun gedächte, wurde er sehr ungnädig empfangen. Der eigensinnige, leidenschaftliche Greis, der damals als Paul IV. die römische Tiara trug, ließ sich von dem befreundeten Hofe in Paris zu einer feindseligen Politik fortreißen. Aus Rücksicht für König Heinrich II., welcher für seine Schwiegertochter Maria Stuart die Krone von England ansprach und dem heil. Vater vorstellen ließ, wie seine Anerkennung einer der Häresie verdächtigen Herrscherin nicht nur die wahre Religion, sondern auch das Ansehen der päpstlichen Kurie gefährden müßte, indem man daraus eine Bestätigung der Ehe Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn und eine Verleugnung der von Clemens VII. und Paul III. gefällten Entscheidungen folgern würde, gab der Papst dem Gesandten zur Antwort, daß er das Thronrecht einer in illegitimer Ehe erzeugten Fürstin nicht gelten lassen könne, daß die Königin von Schottland, das nächste legitime Glied der von Heinrich VII. abstammenden Dynastie, gegründete Ansprüche auf die englische Krone habe, daß aber Elisabeth, wenn sie die Streitfrage seiner schiedsrichterlichen Entscheidung anheimstellen würde, einer gerechten Würdigung ihrer Sache versichert sein könne. Damit stellte sich der Papst von vornherein auf die Seite der Gegner der englischen Königin. Er gab der Mitbewerberin Maria Stuart, welche bereits Titel und Wappen einer Königin von England und Irland angenommen, entschieden den Vorzug und beschleunigte dadurch den zweiten Umsturz der römisch-katholischen Kirche in dem Inselreich. Denn Elisabeth konnte und wollte einer Kirche, nach deren Grundsätzen sie für illegitim und

regierungsunfähig galt, nicht die Herrschaft lassen, und noch weniger war die Nation gewillt, der Königin von Schottland, die berufen war, dermaleinst auch in Frankreich den Thron ihres Gemahls zu teilen, das Nachbarland zu unterwerfen. Als die ersten Tudors die Verbindung der beiden Kronen anstrebten, waren sie von dem Gedanken geleitet, das größere Königreich würde das kleinere an sich ziehen; kam aber das Regiment an Maria Stuart und ihre französischen Verwandten, so stand England in Gefahr, eine überseeische Provinz von Frankreich zu werden.

So wurde Elisabeth durch Gewissen und Überzeugung wie durch die politischen Verhältnisse bestimmt, die anglikanische Kirche auf dem unter der Regierung ihres Bruders gelegten Grund wieder herzustellen. Dabei ging sie mit großer Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke, um nicht den Widerstand der Papisten hervorzurufen; auch sollte nicht eine einfache Herstellung des früheren Zustandes, sondern zugleich eine weitere Reform erzielt werden. Ihre ersten Handlungen dienten nur dazu, die beiden Religionsteile in der Schwebe zu erhalten: wenn sie die Glaubensgerichte einstellte und den Emigranten die Rückkehr gestattete, so legte sie anderseits auch der Messe keine Hindernisse in den Weg, nur verbot sie dem Bischof, in ihrer Gegenwart das Sanktissimum zu erheben, und verließ auf dessen Weigerung die Kapelle. Wie unter Eduard und Maria wurde alles Predigen ohne besondere Erlaubnis verboten. Die katholischen Bischöfe merkten die Absichten der Königin, sie berieten sich, ob sie bei der Krönung thätig sein wollten; es scheint jedoch, daß sie nicht durch einen herausfordernden Schritt den Gang der Dinge entscheiden wollten. Die Krönungszeremonie wurde nach der ganzen Formalität des römisch-katholischen Ritus vollzogen und der Krönungseid von Elisabeth in herkömmlicher Weise geleistet.

Elisabeths Regierungsantritt.

15. Jan. 1559.

Zehn Tage später trat das erste Parlament zusammen. Es wird versichert, daß auch diesmal die Regierung bei den Wahlen dieselben Mittel in Anwendung gebracht habe, die sich früher so wirksam gezeigt. Der neue Lordkanzler Nikolaus Bacon ermahnte die Versammlung, sich nur von Gottesfurcht und Vaterlandsliebe leiten zu lassen. Daß in Staat und Kirche eine neue Ordnung aufgerichtet werden müsse, ging aus den ersten Vorlagen hervor. Nachdem man Elisabeths legitime Abstammung und Thronrecht festgesetzt, wurde durch eine Reihe von Beschlüssen das unter der vorhergehenden Regierung begründete Kirchensystem umgestürzt. Alles was unter Maria aufgegeben worden war, die Zehnten und Annaten, die Patronatsrechte, die kirchliche Suprematie, wurde der Krone wieder zuerkannt. Doch lehnte Elisabeth den Titel: „Oberstes Haupt der Kirche“, welcher einen priesterlichen Charakter zu involvieren schien, von sich ab und begnügte sich mit der Bezeichnung „oberster Leiter der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten“. Demgemäß wurde festgestellt, daß kein auswärtiger Fürst oder Prälat irgend eine geistliche Autorität oder Jurisdiktion innerhalb des Reichs besitzen

Parlamentsbeschlüsse.

könne, sondern daß alle Macht und Hoheit über Kirche und Geistlichkeit der Krone zustehe, mit der Befugnis, diese Macht und Jurisdiktion an eine „Hohe Kommission“ zu delegieren. Doch sollte diese nicht befugt sein, eine Lehre oder einen Glaubenssatz für Irrtum oder Ketzerei zu erklären, die nicht durch das ausdrückliche Zeugnis der Heil. Schrift oder der vier ersten Konzile als solche erkannt seien. Durch einen Suprematseid sollten alle Angestellte, geistliche wie weltliche, diesem Gesetz Gehorsam und Treue geloben. Nach einer Konferenz in Westminster, worin Geistliche und Laien beider Religionsteile ihre Ansichten über die gottesdienstlichen Formen darlegen sollten, wurde dann auch die Messe abgeschafft und durch die „Uniformitätsakte“ das revidierte Common Prayerbook wieder als Norm und Grundlage des öffentlichen Kultus eingeführt. Vergebens strengte die römisch-katholische Geistlichkeit in der Konvokation wie im Oberhaus alle Kräfte an, um die Messe und den päpstlichen Primat zu retten, sie vermochte den Lauf der Dinge nicht zu hemmen. Elisabeth war durch das Studium der Heil. Schrift und der griechischen und lateinischen Kirchenväter zu festen religiösen Ansichten gelangt, von denen sie nicht abgebracht werden konnte. Als Erzbischof Heath von York einen letzten Sturm auf ihr Herz wagte, erwiderte sie, ihre Absicht sei, sich und ihr Volk an den lebendigen Gott zu knüpfen, nicht an den römischen Stuhl, und schloß mit den Worten Josuas: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Der englische Klerus.

Nach Auflösung des Parlaments wurden die Bischöfe aufgefordert, den Suprematseid zu leisten. Die Mehrzahl weigerte sich; sie hofften, ihr entschlossener Widerstand würde der Königin imponieren und sie bewegen, zu gunsten der bereits angestellten Bischöfe eine Ausnahme zu gestatten; aber Elisabeths Herrscherwille verlangte unbedingte Folgsamkeit; die Weigerung zog fünfzehn Bischöfen Entsetzung von ihren Stellen zu, manche wanderten aus, andre wurden unter Aufsicht gestellt oder in Haft gebracht; auch mehrere Professoren der Landesuniversitäten und andre Würdenträger erfuhren dasselbe Schicksal. Dagegen zeigte sich der niedere Klerus im allgemeinen der Reformation geneigt und setzte der neuen Kirchenordnung keinen Widerstand entgegen. Freilich waren nicht alle mit ihrem Herzen dabei. Wo die Zahl der Geistlichen nicht hinreichte, half man sich durch Diakone aus dem Laienstand, welche den Gottesdienst nach dem Ritual- und Gebetbuch abhielten ohne Predigt und Sakramente. Die unter der vorigen Regierung hergestellten Klöster wurden wieder aufgehoben, die Mönche und Nonnen fanden Schutz und Aufnahme in den spanischen Niederlanden.

Lehrbegriff der anglikanischen Kirche.

Nachdem so auf dem Weg der Gesetzgebung die alte Kirchenordnung umgestürzt und ihre Träger und Anhänger entfernt waren, erließ die Königin im Einvernehmen mit den reformierten Theologen und ihren Räten Vorschriften über die gleichmäßige Einrichtung des Gottesdienstes und der Sakramente und trug Sorge für die Wiederbesetzung der verwaisten Bischofstühle. Matthäus

Parker, früher Kaplan bei Anna Boleyn, ein gelehrter und geachteter Mann, wurde zum Erzbischof von Canterbury gewählt und von einigen anglikanischen Bischöfen konsekriert, und dieser weihte dann die für die andern Stellen ernannten Prälaten. Nun fehlte nur noch das Glaubensbekenntnis. Da die Einführung erst vom nächsten Parlament beschlossen werden konnte, so begnügte man sich einstweilen mit einem Interim, welches die Fundamentallehren der reformierten Kirche nach den 42 Artikeln enthielt, und benutzte die Zwischenzeit, um die von Cranmer veranstaltete Bekenntnisschrift einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Daraus ist durch mancherlei Abänderungen, Zusätze und Auslassungen und durch eine zeitgemäßere Fassung die noch heutzutage als die Standarte der anglikanischen Kirche geltende Konfession der 39 Artikel hervorgegangen, welche dann die Zustimmung der Konvokation und des Parlaments erlangte. Jede Abweichung von diesem Lehrbegriff sollte als Häresie gelten und mit strengen Strafen geahndet werden.

Staatsrechtliche Stellung der Episkopalkirche.

Diese Strafbestimmung traf weniger die Papisten, die schon durch die Suprematsakte hinreichend bedroht waren, als die protestantischen Nonkonformisten oder Puritaner, welche gegen den Kultus und die Episkopalverfassung ankämpften und die Kirche nach Calvins Lehre auf dem demokratischen Gemeindeprinzip aufbauen wollten. Der Kampf gegen diese widerstrebenden Parteien der Nonkonformisten, sowohl der Romanisten, denen der Anglikanismus zu viel entriß, als der Puritaner, die darin noch zu viele Reste des „papistischen Götzendienstes“ erblickten, füllt die ganze Regierungszeit der Elisabeth und bewirkte die konsequente Ausbildung des strengen Staatskirchenrechts, die Quelle künftiger Leiden und Drangsale. Bei dem gouvernementalen Charakter der englischen Reformation waren die Kirchengesetze Bestandteile der Reichsstatuten und heischten als solche unbedingten Gehorsam von allen Staatsangehörigen; jede Übertretung derselben trug somit den Charakter eines Landes- und Hochverrats und mußte bei strenger Handhabung der Gesetze den Tod auf das Haupt des Schuldigen herabziehen. Es war daher eine natürliche Folge, daß im Jahr 1563 ein Parlamentsbeschluß die erste Weigerung des Suprematseides als eine Übertretung des alten Statuts of Prämunire und die zweite als Hochverrat stempelte; aber Elisabeth trug Bedenken, von dem ihr gesetzlich zustehenden Recht gegen die Nonkonformisten den vollen Gebrauch zu machen; sie begnügte sich mit Amtsentsetzung Geldstrafen und Haft; Bluturteile um des bloßen Glaubens willen dürften während ihrer Regierung keine oder wenige gefällt worden sein. Bei der Vorliebe der Königin für kirchliche Zeremonien und gottesdienstliche Pracht, worin sie ein wirksames Mittel sah, das Volk in heiliger Ehrfurcht vor der Religion und in Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erhalten, wären die Katholiken unter ihr weniger gefährdet gewesen als die Puritaner mit ihren Grundsätzen von demokratischer Gleichheit und apostolischer Einfachheit, hätten nicht die von den überseeischen Seminarien zu gunsten der Maria Stuart ange-

sponnenen und unterhaltenen Verschwörungen den Zorn der strengen Gebieterin geweckt und dadurch den weltlichen Arm gegen die Bekenner des alten Glaubens gewaffnet.

Wesen und Charakter der anglikanischen Episkopalkirche.

Bei der Wichtigkeit der kirchlichen und religiösen Ansichten für den späteren Gang der englischen Geschichte, scheint es zweckmäßig, das Wesen und den Charakter der anglikanischen Episkopalkirche in ihren Hauptkriterien zusammenfassend darzustellen nach Verfassung, Kultus und Lehrbegriff: I. Kirche und Klerus. Die anglikanische Kirche behielt auch nach der Reformation den Charakter der Katholizität bei, beschränkte aber diesen Begriff dahin, daß in der Wirklichkeit jedes christliche Volk seine eigne National- und Landeskirche besitze, die für dieses Volk eine universelle oder katholische sei, daß dagegen eine allgemeine katholische Kirche nur in der Idee bestehe; jene sichtbare Kirche könne irren und verbessert werden, diese unsichtbare sei unfehlbar. Jede Nationalkirche hat in dem Landesfürsten ihr natürliches und schriftgemäßes sichtbares Oberhaupt, die Lehre vom päpstlichen Primat ist eine menschliche Erfindung; die Aneignung der kirchlichen Suprematie durch eine auswärtige geistliche Macht ist gegenüber dem Landesfürsten eine Usurpation, gegenüber Gott eine Blasphemie, da nur Christus selbst Oberhaupt der allgemeinen irrtumslosen Kirche sein kann. — Durch die Verbindung von Kirche und Staat unter einem und demselben Oberhaupt erhält der Staat das charakteristische Kriterium der Christlichkeit; ein solches christliches Staatswesen besteht aus Seele (Kirche) und Leib (weltlicher Staat) und alle ihm angehörenden Glieder müssen das spezifische Merkmal an sich tragen oder als ungesunde abgehauen werden. — Jede Nationalkirche ist ein Zweig der von Christus eingesetzten (ideellen) Universalkirche und muß alle Eigenschaften mit dieser gemein haben. Die wesentlichste Eigenschaft aber ist die auf ihrer göttlichen Einsetzung beruhende Heiligkeit, welche durch die Waltung des heil. Geistes bei allen Bethätigungen des kirchlichen Lebens erzielt wird. Wie die allgemeine Kirche, so ist auch jede Nationalkirche göttlichen Ursprungs; denn der heil. Geist wurde durch Christus allen seinen Jüngern und durch diese allen von ihnen gegründeten Kirchen verliehen. Dies geschah durch den Akt der Konsekration, wodurch die Apostel, vermittelst Auflegung der Hände, den ihnen inwohnenden Heil. Geist den Bischöfen, als den gesetzmäßigen Hütern des Kirchen- und Religionswesens mitteilten. Wie aber kein Apostel eine höhere Autorität als der andre besaß, so sind auch die von ihnen eingesetzten Bischöfe alle einander gleich und der römische in keiner Weise bevorzugt. Die rechtmäßig konsekrierten Bischöfe sind die Inhaber und Verwalter der vom Heil. Geist ausfließenden heiligen und beseligenden Kräfte, die sie vermittelst der Händeauflegung bei der Ordination dem Priesterstand und durch den Akt der Konfirmation allen Gliedern der Kirche zuteilen. Die Rechtmäßigkeit der bischöflichen Konsekration beruht auf der ununterbrochenen Succession der Bischöfe von den Zeiten der Apostel bis auf die Gegenwart, eine als Angelpunkt und charakteristisches Kenzeichen des Anglokatholicismus zu bezeichnende Lehre. — Wie für die Römisch-Katholischen gibt es auch für den hochkirchlichen Anglikaner kein Heil außerhalb der Kirche, aber weniger konsequent als die Romanisten verwerfen die Anglikaner das unbedingte Mittleramt und die höhere Weihe des Priesterstands und legen nicht den bloßen Gnadenmitteln beseligende Kraft bei, sondern verlangen auch die Mitwirkung und Sinnesänderung des sündhaften Menschen. Sie suchten also die katholische Ansicht von der beseligenden Kraft der Kirche mit der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu vereinigen und legten dadurch den Keim zu großen Spaltungen in ihr Lehrgebäude. — Gemäß der Verbindung von Kirche und Staat zu einem organischen Ganzen sollte auch die gesetzgebende Gewalt einer aus beiden gemischten Körperschaft zufallen; aber hierbei kam die Kirche zu kurz. Die Beschlüsse der Konvokationen erhielten nur durch die Bestätigung der Parlamente Gesetzeskraft; dadurch wurde der Keim des Todes in die geistlichen Beratungen gelegt und ihre legisla-

tive Funktion zu einer bloßen Formalität herabgedrückt, so daß ihr endliches Aufhören von keinen wesentlichen Mißständen begleitet war. Man wollte dadurch der englischen Kirche dieselbe Stabilität verleihen, die man an der katholischen Kirche so sehr bewunderte und deren Mangel bei den protestantischen zu so vielen Angriffen dienen mußte, allein man hinderte dadurch ihren Lebensprozeß, raubte ihr alle geistige Regsamkeit und bannte sie in eine feste Form, die nur durch den langsamen und schwerfälligen Gang weltlicher Gesetzgebung eine Abänderung erleiden kann. Das Sitz- und Stimmrecht der Bischöfe im Oberhaus verleiht dieser Versammlung keineswegs einen geistlichen Charakter, vielmehr erlangen die Prälaten dadurch eine weltliche Stellung, da sie nur vermöge ihrer Temporalien als Lords dieses Recht besitzen. — Die englische Kirche ist mit dem Staat und dessen Oberhaupt aufs innigste verbunden; die Wahl der Bischöfe ist nur eine Form, da in der königlichen Wahlermächtigung (congé d'élire) der zu Wählende bestimmt ist; durch den Huldigungs- und Suprematseid ist der Klerus ebenso eng an den Thron geknüpft, wie die weltlichen Staatsdiener; die strenge Gliederung der Geistlichkeit nach Rangstufen, die Subordination des niederen Klerus unter den höheren, die Abhängigkeit der geistlichen Gerichtshöfe von dem Staatsoberhaupt und geheimen Rat, dies und andres verleiht dem anglikanischen Priesterstand ganz den Charakter eines hierarchischen Beamtenstandes unter der Hoheit der obersten Leiter des Staats und unter der bindenden Gewalt weltlicher Gesetzgebung. Dieses Verhältnis hat einen zwiefachen Nachteil; einmal muß der Geistliche sich stets nach der Regierung richten und den ihm von dort aus zugehenden Weisungen pflichtmäßig nachkommen, dies entfremdet ihn der Gemeinde, deren geistige Pflege und Seelsorge er nicht unmittelbar nach eignem Ermessen und eigner Anschauung, sondern nach höheren Vorschriften zu leiten hat, so daß zwischen der Kirchengemeinde und ihrem Seelenhirten kein inniger Bund besteht und der Geistliche häufig die Pfründe, die er nicht selten durch Simonie oder offenen Kauf an sich gebracht, als Mittel der Versorgung für sich und seine Familie betrachtet. Ein zweiter Übelstand ist die gänzliche Unthätigkeit der Gemeinde, wodurch notwendig Interesselosigkeit und religiöse Gleichgültigkeit entstehen muß. Infolge des gouvernementalen Charakters, der das geistige Leben von den höheren Anordnungen abhängig macht, wird in der englischen Kirche die Gemeinde gar nicht zur Teilnahme und Mitwirkung bei religiösen und kirchlichen Einrichtungen beigezogen; in der englischen Kirche existiert kein Institut, das im entferntesten einer Kirchensession, Presbyterialversammlung oder Synode gliche; die Gemeinde hat kein Organ, wodurch sie Wünsche für kirchliche Reformen kundgeben könnte. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die nach religiöser Selbstthätigkeit Strebenden sich als Sekten ausschieden, daß die anglikanische Kirche immer mehr den Charakter eines aristokratischen Instituts annahm, worin der Geringe und geistig Arme, der der Kirche am meisten bedarf, ohne Trost und Belehrung blieb? Diese Organisation raubte der englischen Kirchengemeinde die geistliche Pflege und eingreifende Seelsorge der katholischen Kirche, ohne ihr dafür die Selbstthätigkeit und Autonomie der protestantischen Gemeinden zu verleihen; sie brach die moralische Macht des Klerus über die Gemüter der Laien, aber sie setzte nicht die Freiheit, die legislative Selbstbestimmung der Gemeinde an die Stelle; das väterliche Regiment des katholischen Klerus wurde vernichtet, aber dafür nicht den Gemeinden die Leitung ihres Kirchen- und Religionswesens in die eignen Hände gegeben.

II. Lehrbegriff und Kultus. Hält in den Bestimmungen über Kirche und Kirchenverfassung die anglikanische Kirche die Mitte zwischen der katholischen und der evangelischen Anschauung, so tritt sie im dogmatischen Teil entschieden auf die Seite der Protestanten. Die 39 Glaubensartikel statuieren einen Unterschied zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern und versagen den letzteren legislative Autorität in Glaubenssachen; sie verwerfen die Traditionslehre und halten die Heil. Schrift nicht nur für genügend zur Seligkeit, sondern legen auch nur denjenigen Kirchensatzungen Gültigkeit bei, die mit den ausdrücklichen Worten der Bibel übereinstimmen. Demgemäß zerbricht die anglikanische Kirchenlehre alle Schranken, welche

die katholische Kirche zwischen Gott und der Kreatur aufgerichtet, und bringt die Seele in unmittelbare Verbindung mit Christus; die Anrufung der Heiligen wird verworfen; Bilder und Reliquien sind aus der Kirche entfernt, die Rechtfertigung des Menschen ist nicht von seinen Werken, sondern von seinem Glauben abhängig, die Funktionen des Priesters und die Sakramente der Kirche erhalten ihre Wirksamkeit nicht durch das bloße opus operatum, sondern durch das würdige Verhalten derer, die ihrer segnenden Kraft und heiligenden Weihe teilhaftig werden, die Vergebung der der menschlichen Natur inwohnenden Erbsünde kann nur bei vorausgehender Reue und Sinnesänderung stattfinden. Die Lehre vom Gnadenschatz der Kirche, vom Sündenablaß durch Werke, vom Fegfeuer u. a. wird verworfen und die katholische Ansicht von der Messe als einem Sühnopfer für Blasphemie erklärt, weil dadurch die Bedeutung des Opfertodes Christi herabgewürdigt werde. Von den durch die katholische Kirche aufgestellten Sakramenten sind nur zwei — Taufe und Abendmahl beibehalten; jene ist das Symbol der geistigen Wiedergeburt zur Kindschaft Gottes, dieses das Symbol der Versöhnung mit Gott durch den Erlösungstod Christi; und während nach dem katholischen Lehrbegriff in dem letzteren durch die Konsekration des Priesters eine Substanzverwandlung eintritt, wird nach den 39 Artikeln in den ihre Natur beibehaltenden Elementen „der Leib Christi auf eine himmlische und geistige Weise vermittelst des Glaubens gegeben, genommen und genossen", und zwar unter beiderlei Gestalt, nach dem Vorbild Christi und seiner Jünger, zu deren Gedächtnis und Nachahmung es dienen soll.

Was Kultus und Gottesdienst betrifft, so nimmt die englische Kirche wieder eine mittlere Stellung zwischen der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen ein, jedoch so, daß von dem römischen Kultus nichts in der ursprünglichen Form und Integrität beibehalten ist, und doch die ganze Haltung und Thätigkeit des Geistlichen und der Gemeinde im Gottesdienst an die katholische Kirche erinnert. Der Hauptbestandteil des Common Prayerbook besteht aus einer Auswahl altkirchlicher Liturgien und Gebete, die man bearbeitete und übersetzte, und mit Bibelsprüchen und andern Zuthaten vermehrte; die Sprache ist ernst, feierlich und altertümlich, und das Ganze in Form und Inhalt ein erhebendes und erbauendes Werk. Die Hochkirchlichen heben als einen Vorzug hervor, daß das liturgische Buch seinen Grund und seine Wurzeln in der alten Kirche hat, eine Eigenschaft, die den Männern der protestantischen Richtung gerade deshalb anstößig war; der farbige Priesterornat, die Responsen der Gemeinde, die Litaneien und überhaupt das Vorherrschen des Liturgischen beim Gottesdienst erinnern zu sehr an die alte Religionsform, als daß nicht die Bekenner der evangelischen Einfachheit (Purität) daran Ärgernis hätten nehmen sollen, sowenig auch hinwiederum die Katholiken in den schmucklosen Kirchen ohne Altäre, in dem Kultus ohne Zeremonien, Kerzen und Räucherungen, in dem in der Landessprache abgehaltenen Gottesdienst ohne Messe und in der Kommunion unter beider Gestalt ihre Kirche erkennen wollten.

Rückblick auf Irland.

Wir haben früher die Bemühungen Heinrichs VIII. um die Vereinigung der Nachbarinsel mit dem Staats- und Kirchenwesen Englands kennen gelernt (S. 603). Unter der Regierung Eduards VI. wurden durch John Bale, einen eifrigen Bekenner der evangelischen Lehre, die er während eines mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland in sein Herz aufgenommen, kräftige Versuche gemacht, die irische Geistlichkeit für die Reformation zu gewinnen. Zum Bischof von Ossory ernannt, suchte er den „Götzendienst der Messe" durch die Liturgie des Common Prayerbook zu verdrängen und rief den Schwachen und Schwankenden zu: „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte." Allein was er gepflanzt, wurde unter Maria wieder ausgereutet; Bale mußte fliehen und von der reformierten Kirchenform war bald jede Spur verschwunden. Die

Unwissenheit und Trägheit des Priesterstandes, die Anhänglichkeit an die gewohnten Kultusformen, das Mißtrauen und die Abneigung Irlands gegen alles, was England einführte, verschloß der Reformation den Weg. Die neuen Bischöfe wurden ihrer Stellen beraubt und durch altgläubige ersetzt, welche die Messe und den päpstlichen Primat wieder zur Anerkennung brachten. Unter den Auspizien des neuen Statthalters Lord Fitzwalter, nachmals Graf von Sussex, und des neuen Erzbischofs von Dublin, Hugh Curwin, wurden durch Parlamentsbeschluß 1556.
alle seit dem zwanzigsten Regierungsjahr Heinrichs VIII. gegen das Pontifikat erlassenen Akte und Statuten aufgehoben und die Autorität und Jurisdiktion des apostolischen Stuhls nebst der alten kirchlichen Ordnung zurückgeführt. Einige Jahre später erlebten die Irländer das Schauspiel einer neuen kirchlichen Umgestaltung: im Januar 1560 wurde die englische Kirchengesetzgebung, welche das Suprematsrecht und die Einsetzung der Bischöfe an die Krone zurückgab, jede fremde Kirchenautorität aufhob und die Uniformität des Gottesdienstes nach dem Common Prayerbook gebot, auch in der Nachbarinsel für gültig erklärt; nur sollte bei der Unbekanntschaft des Volks mit der englischen Sprache die Anwendung des Lateinischen bei der Liturgie und der Verwaltung der Sakramente gestattet sein, ein Zugeständnis, das nicht wenig zur Erhaltung des römisch-katholischen Kirchenwesens in Irland beitrug. Denn dadurch blieb dem Volk der Unterschied des neuen Glaubens von dem alten vollends unverstanden und unklar. Aber die auf einem bloßen Akte der Gesetzgebung beruhende Reformation fand auch diesmal wenig Beachtung. Der neue Kultus erlangte nur Eingang, wo die englische Herrschaft anerkannt wurde und die Regierung die Macht besaß, ihren Anordnungen Gehorsam zu verschaffen. Wie sehr auch der neue Erzbischof von Dublin, Loftus, und seine anglikanischen Kollegen, denen die Bischofstühle übertragen wurden, sich bemühten, der englischen Episkopalkirche Anerkennung zu verschaffen, das irische Volk blieb dem römisch-katholischen Religionskultus mit seiner Sinnlichkeit, seinem Aberglauben und seinem unwissenden Klerus treu, und der Nationalhaß der keltischen und germanischen Bevölkerung, der bisher den innigen Bund zwischen England und Irland verhindert hatte, wurde nun noch gesteigert durch kirchlichen Zwiespalt und Religionshader. Man begnügte sich die alte Gesetzeskirche durch neue Kirchengesetze zu verdrängen, ohne für Belehrung des Volks und für Belebung des religiösen Sinnes Sorge zu tragen. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die Reformation eine unfruchtbare Saat blieb? daß das Volk lieber bei dem alten ihm durch Gewohnheit und Jugenderinnerungen teuren Kultus beharrte, als sich dem unverstandenen neuen Glauben zuzuwenden, daß es mehr der einheimischen Priesterschaft anhing, die in Freud und Leid mit ihm ausgehalten, als den eingewanderten Bischöfen voll aristokratischen Stolzes und geistlichen Hochmuts? Die englische Kirche hat ihre Mission dem verwilderten und armen Irland gegenüber noch weniger erfüllt als die englische Regierung die ihrige. Nicht mit gesetzgeberischen Machtsprüchen,

sondern mit apostolischer Glaubenswärme wird eine Kirche aufgebaut; nicht reiche Bischöfe, die mit weltlichem Glanz und großen Ansprüchen an das Leben und seine Genüsse auftreten, sind die geeigneten Botschafter des Evangeliums, sondern gottbegeisterte und glaubensbeseelte Prediger, die von apostolischem Geist erfüllt um himmlischen Lohnes willen den Armen und Geringen den Weg der Wahrheit zeigen. Hätten die englischen Bischöfe und Geistlichen nur einen Funken von dem Glaubenseifer und der religiösen Begeisterung der altbritischen Missionäre besessen, die einst unter Not und Gefahren das Evangelium in Deutschlands dichte Wälder getragen, so wäre das irische Volk dem römischen Klerus nicht als Beute anheimgefallen und die reformierte Lehre würde auf ähnliche Weise die Trägerin und Vermittlerin der Kultur geworden sein, wie einst das Evangelium unter den Heiden. Wie ganz anders würden sich Irlands Zustände gestaltet haben, wenn nicht bloß ein Oberhaupt, sondern auch ein Glaube die beiden Länder vereinigt hätte, wenn die Reformation wie in manchen Ländern des Kontinents, die Begründerin freier geordneter Staatsformen, die Quelle der Bildung und Aufklärung geworden wäre. Das gereinigte Evangelium würde in den Händen frommer gottbegeisterter Glaubensboten das verwilderte Eiland besser kolonisiert und der englischen Herrschaft sicherer und dauerhafter unterworfen haben, als Parlamentsstatute, Heere und Kriegsgerichte.

5. Schottland unter der Regentschaft und die Reformationskämpfe.

Macht der Hamiltons. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als Maria Stuart, die Erbin der schottischen Krone, die Verlobte des Dauphin, in Paris ihre Erziehung empfing (S. 611), hatten die Hamiltons die größte Macht in Schottland. Graf Arran, vom französischen Hof zum Herzog von Chatelherault erhoben, führte das Regiment im Namen der abwesenden unmündigen Königin, nach welcher er die nächsten Ansprüche an die Krone hatte. Sein Bruder war der Nachfolger Beatons auf dem erzbischöflichen Stuhl geworden und beherrschte den Regenten durch seinen überlegenen Geist. Daher machte das Evangelium nur geringe Fortschritte. Der Erzbischof übte strenge Aufsicht über Schriften und Predigten; er ließ ein eignes Religionsbuch über die wichtigsten Glaubenslehren der katholischen Kirche anfertigen und verbreiten, belegte jede Verspottung und Verunglimpfung kirchlicher Gegenstände und Personen mit schweren Strafen und schreckte die Edinburger noch einmal durch das Schauspiel einer Ketzerverbrennung,
1551. indem er Adam Wallace zum Flammentod verurteilte.

Veränderte Politik. Einige Zeit nachher gelang es jedoch der Königin-Witwe mit französischer Hilfe die Führung der Regentschaft den Händen des schwachen Grafen Arran zu entwinden und Schottland ganz an die Politik des Pariser Hofes zu knüpfen. Diese Politik hatte sich aber in Beziehung auf die religiösen Fragen geändert,

seitdem in England die katholische Maria den Thron eingenommen und mit Philipp von Spanien einen Ehebund geschlossen hatte. Jetzt waren die Feinde der englischen Maria die Freunde der schottischen; und manche Prediger des Evangeliums, welche in England ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, fanden in Schottland ein sicheres Asyl. So der ehemalige Franziskanermönch John Willock, der bald neben Knox der thätigste Werkmeister der schottischen Kirche werden sollte.

In kurzem stellte sich auch Knox selbst ein. Achtzehn Monate hatte man ihn mit John Knox.
den übrigen Verschwornen von St. Andrews auf französischen Galeeren festgehalten. Noch besitzt man eine religiöse Zuschrift an die Glaubensbrüder in der Heimat aus der Zeit, „da sein Fuß in Eisen lag". Nach seiner Freilassung begab sich Knox nach England. Cranmer übertrug ihm eine Pfarrstelle in Berwick, damit er in den nördlichen Grenzlanden für die neue Kirchenorganisation wirke. Bei dem Regierungswechsel nahm seine Thätigkeit in England ein Ende. Mit geringen Mitteln versehen reiste er nun Aufenthalt in Genf.
nach Genf, wo er in Verbindung mit Calvin ein ärmliches, aber durch ernste Studien und Schrifterforschung gehobenes und innerlich bereichertes Leben führte. Hatte Knox schon in Berwick mancherlei Bedenken gehabt über die unvollständige Kirchenreformation Cranmers, so trat er während seines Genfer Aufenthalts ganz in die Anschauungsweise der Schweizer Reformatoren ein. Seiner demokratischen Natur sagte die Calvinische Lehre von der Selbstbestimmung der Gemeinde, von der Gleichheit aller Christen im kirchlichen Leben, von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen, von der inneren Weihe der Andacht ohne äußere Hilfsmittel, ohne Zeremonien, ohne gottesdienstlichen Pomp mehr zu als der aristokratische und hierarchische Charakter des englischen Episkopalsystems. Mit dem Genfer Reformator hatte Knox den folgerichtigen Verstand, die unbeugsame Willenskraft und den strengen ernsten Charakter gemein, und wie jener entbehrte er der Phantasie und der Empfänglichkeit für Poesie und Kunst. Kein Wunder, daß auch ihre Schöpfungen ein ähnliches Gepräge zeigten, nur daß die schottische Presbyterialkirche noch mehr die Spuren der rauhen Sitten und mangelhaften Bildung ihres Begründers in sich trug.

Im November 1554 folgte Knox einem Ruf als Prediger bei der englischen Knox bei der Flüchtlings-
Flüchtlingsgemeinde, die sich in der deutschen Reichsstadt Frankfurt gebildet hatte. Aus gemeinde in Frankfurt.
politischen und örtlichen Rücksichten wich diese Emigrantengemeinde in einigen rituellen 1554.
Punkten von der Ordnung des Common Prayerbook ab und schloß sich mehr an die französisch-reformierte Gemeinde an, in deren Kapelle sie ihren Gottesdienst hielt. Als aber neue Flüchtlinge anlangten, bestritten diese den älteren Gliedern das Recht zu solchen Abweichungen. Es entstand eine Spaltung, infolge deren Knox, dem man die Neuerung hauptsächlich zuschrieb, Frankfurt verlassen mußte. Die Gegner hatten dem Senat aus dessen Schrift „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England" einige Stellen vorgelegt mit heftigen Ausfällen gegen Maria Tudor, ihren Gemahl und den Kaiser. Die Stadt fürchtete daher seinetwegen in Ungelegenheiten zu kommen und bewirkte seine Entfernung. Aber viele Gemeindeglieder teilten die Ansichten ihres Predigers und zogen, als die hochkirchliche Partei siegte, gleichfalls fort, die einen nach Basel, die andern mit Knox nach Genf. Aus diesen Frankfurter Wirren, bei denen zum erstenmal der protestantische Grundsatz von der Autonomie der Kirchengemeinde mit dem anglikanisch-katholischen Prinzip der kirchlichen Autorität in Konflikt kam, entwickelte sich mit der Zeit das puritanische Dissidententum.

Nachdem die neue Flüchtlingsgemeinde in Genf ihre Kirchenordnung nach

Erste reformatorische Thätigkeit in Schottland. Herbst 1555.

calvinischem Muster eingerichtet, verließ Knox die Lemanstadt, um sich über Berwick, wo seine Familie weilte, nach seinem Heimatland zu begeben. Er fand hier bei Adel und Volk eine große Hinneigung zu reformatorischen Lehren, und seine Anwesenheit trug wesentlich zu deren Stärkung bei. Da die Königin-Regentin aus politischen Rücksichten den Kundgebungen evangelischer Gesinnung nicht feindselig entgegentrat, so gelang es dem thätigen Prediger, eine Anzahl angesehener Edelleute, unter ihnen den natürlichen Sohn des verstorbenen Königs Jakob Stuart, später als Graf Murray bekannt, John Erskine, in der Folge zum Grafen von Mar erhoben, den Earl von Glencairn u. a. m. zu einem evangelischen Bund zu vereinigen. Schon jetzt wurden Verabredungen für den bevorstehenden Kampf getroffen und Knox als der Fahnenträger ausersehen. Bei der in Adel und Volk kräftig hervortretenden reformatorischen Gesinnung war der Ausgang kaum zweifelhaft; aber daß es dabei nicht ohne tiefgreifende Bewegungen und Erschütterungen abgehen würde, war ebenfalls vorauszusehen.

Rückkehr nach Genf. Juli 1556.

Und in diesem wichtigen Moment kehrte Knox noch einmal nach Genf zurück. Man hat viel nach Gründen zu diesem auffälligen Schritt geforscht, der einer Flucht aus dem Heerlager vor der entscheidenden Schlacht nicht unähnlich sah. Die Gegner haben nicht ermangelt, ihm vorzuwerfen, er habe keine große Begierde nach der Märtyrerkrone getragen, er habe lieber ein lauter Rufer im siegreichen Streit sein wollen, als ein Zeuge der Wahrheit in Stürmen und Gefahren. Er sah offenbar ein, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei; wozu sollte er seine Kräfte vor der Zeit vergeuden? In der Folge, als er sich von einer tapferen, entschlossenen Glaubensschar umgeben sah, erwies er sich als mutigen Streiter des Evangeliums ohne Rücksicht und Menschenfurcht.

Die Regentin u. die Reformationspartei.

In Genf unterhielt Knox einen ununterbrochenen Verkehr mit den Glaubensgenossen der Heimat. Er war ihr Rater, ihr Tröster, der sie ermahnte und anfeuerte. Seine Sendschreiben gingen von Hand zu Hand; nach seinen Weisungen richtete man die gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern ein. Die Regentin ließ die Religionsneuerer gewähren, sowenig Gefallen sie auch an ihrer Lehre finden mochte. Sie hegte damals den sehnlichsten Wunsch, daß bei Gelegenheit der Vermählung ihrer Tochter mit dem Dauphin dem französischen Bräutigam die schottische Königswürde als erbliche Auszeichnung beigelegt werden möchte. Dazu bedurfte sie der Hilfe des Adels, wovon ein großer Teil der reformatorischen Partei angehörte, während die Hamiltons, die Beschützer des katholisch-hierarchischen Kirchenwesens, zugleich aus dynastischen Rücksichten diesem Vorhaben entgegenwirkten. Maria von Guise erreichte ihren Zweck. Die Reichsstände legten dem Dauphin den Titel eines Königs von Schottland bei; beide Völker sollten sich in einem wie im andern Reich staatsbürgerlicher Rechte erfreuen. Die schottische und französische Krone auf einem und demselben Herrscherpaar schien auch eine Vereinigung der beiden Länder und Nationen zu einem politischen Ganzen zur Folge zu haben. Dazu war aber auch die kirchliche und reli-

giöse Übereinstimmung notwendig, denn der Begriff eines friedlichen Zusammenlebens verschiedener Konfessionen war noch nicht zur Geltung gekommen; der Regentin waren somit nunmehr andre Aufgaben gestellt, andre Tendenzen vorgeschrieben. Und wirklich trat auch von der Zeit an eine andre Haltung zu Tage: sie näherte sich wieder mehr dem katholischen Teil und entzog der Reformationspartei die bisher bewiesene Nachsicht. Knox war nach Dieppe gereist, um den schottischen Glaubensgenossen näher zu sein und zu ihnen eilen zu können, wenn sie ernstliche Versuche zur Einführung der neuen Lehre vornehmen sollten. Aber der Zeitpunkt schien ihm auch jetzt noch nicht geeignet. Er kehrte wieder nach Dez. 1557.
Genf zurück, ohne jedoch den Verkehr mit den evangelischen Brüdern abzubrechen oder zu schwächen. Er blieb ihr Ratgeber und Hohepriester; seine Sendschreiben erteilten ihnen Weisungen, Vorschriften, Ermahnungen; sie bestimmten das Verhalten in allen Lebensfragen und wurden wie Prophetenworte aufgenommen. Wir wissen, wie zuversichtlich man um diese Zeit in den Kreisen der Exulanten einer bevorstehenden Änderung in England entgegensah. Von dem Tod der Maria Tudor erwartete man einen vollständigen Umschwung der Dinge. Dieses Ereignis sollte auch für die Reformationspartei in Schottland das Zeichen zum entscheidenden Handeln, zum aggressiven Vorgehen geben.

Es geschah wohl auf den Antrieb von Knox, daß mehrere evangelisch ge- Erster Covenant.
sinnte Edelleute, der Graf von Argyle, Glencairn, Morton, Lord Lorne, Erskine 1557.
von Dun, Jakob Stuart (Murray) u. a. in Edinburg den ersten Bund oder 3. Dez. 1557.
Covenant schlossen und sich verpflichteten, „der Kongregation des Antichrists mit allen abergläubischen Greueln und Götzendienerei zu entsagen und das Evangelium Jesu Christi und seine Gemeinde aufzurichten". Zu den religiösen Motiven gesellten sich patriotische. Sollten sie ruhig zusehen, wie Schottland nach und nach zu einem Nebenland Frankreichs, zu einer abhängigen Provinz umgeschaffen ward? In mehreren Schlössern wurde evangelischer Gottesdienst eingeführt und zwar einstweilen nach dem englischen Common Prayerbook. Man wollte mit dem Nachbarland Hand in Hand gehen, denn in der Emigration lebte man des Glaubens, daß auch in England eine durchgreifende Reformation in calvinischem Sinne eintreten müßte. Noch einmal waren die Papisten stark genug, 28. April 1558.
einen evangelischen Wanderprediger, Walter Mill, in den Flammen sterben zu lassen; aber es war ihr letzter Triumph. Reformatorisch gesinnte Männer forderten die Glaubensgenossen auf, ihren Beitritt zum Covenant und ihre Übereinstimmung mit den von Mill vorgetragenen Lehren durch ihre Unterschriften zu bezeugen. Tausende leisteten der Aufforderung Folge. Ermutigt durch solche Kundgebungen richteten die „Lords der Kongregation", wie man die Häupter des Covenants nannte, eine „Petition" an die Regentin, daß ihnen gestattet werde, den Gottesdienst einzurichten, wie ihr Gewissen und die Heil. Schrift ihnen gebiete und dafür zu sorgen, „daß in diesem Land die würdige und göttliche Gestalt der primitiven Kirche hergestellt werde". Auch an das Parlament wendeten sie

sich mit einer „Protestation", worin sie das Recht forderten, in Sachen der Religion und des Gewissens sich so zu halten, wie sie glaubten, es vor Gott verantworten zu können. Ein mächtiger Zug von Selbstvertrauen und Siegesbewußtsein durchzieht die Schriftstücke. Sie glichen einer Kriegserklärung.

Veränderte Parteistellung. Bald darauf erfolgte der Thronwechsel in England, und nun sah sich die Königin-Regentin aus dynastischen und politischen Motiven bewogen, mit dem katholischen Klerus gemeinsame Sache wider die Neuerer zu machen. Im nächsten März wurde in Edinburg eine Kirchen- und Reichsversammlung abgehalten. März 1559. Die Evangelischen reichten die „ersten Reformationsartikel" ein, in welchen unter andern Dingen der Gebrauch der Landessprache und des Common Prayerbook bei Kultushandlungen und die Mitwirkung der Gemeinden bei Anstellung von Geistlichen begehrt ward. Sie wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen und die Beobachtung aller bisherigen Glaubensformen und Gebräuche bei strenger Strafe eingeschärft. Die Regentin, nunmehr im engsten Bund mit der Hierarchie, war entschlossen, Schottland bei der römisch-katholischen Kirche zu erhalten, damit es als Bollwerk und Angriffspunkt gegen England dienen möge. Nur auf Grund der päpstlichen Entscheidungen konnte Maria Stuart, Königin von Schottland und künftige Königin von Frankreich, auch die Thronfolge in England ansprechen. Dynastisches, politisches und religiöses Interesse bestimmte die Regentin, mit Rom, mit Frankreich, mit Spanien Hand in Hand zu gehen. Und wo hätte die katholische Koalition gegen die kirchlichen Neuerungen Englands einen vorteilhafteren Standpunkt wählen und erfolgreicher die Hebel der Reaktion einsetzen können, als in Schottland? Die Natur selbst schien es zum Bollwerk und Heerlager geschaffen zu haben. So erhielt das kleine nordische Königreich eine weltgeschichtliche Bedeutung; die großen religiösen Prinzipien der Zeit sollten dort zu einem Kampf kommen, dessen Ausgang für das ganze Schicksal des westlichen Europa entscheidend werden konnte. Die Reformpartei erkannte die Gefahr und suchte den Bund mit England; und wie groß auch die Antipathie war, welche Elisabeth von Anfang an gegen alles revolutionäre und puritanische Wesen in sich trug, der gemeinsame Feind machte die Vereinigung zu gemeinsamer Abwehr ratsam.

Knox in Schottland. Mai 1559. Und bereits war die Losung zum Kampf gegeben. Am 3. Mai wurde die katholische Geistlichkeit durch die Nachricht erschreckt, John Knox sei in Leith gelandet. Noch schwebte ein früherer Ächtungsspruch über seinem Haupt; aber die Dinge nahmen einen so raschen Verlauf, daß man nicht an die Vollstreckung denken konnte. Wenige Tage nachher hielt er in Perth eine Predigt über die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel des Herrn mit starken Ausfällen auf den „papistischen Götzendienst". Sie war von so gewaltiger Wirkung, daß die aufgeregte Menge nach Beendigung derselben sich an den Heiligenbildern und allen Gegenständen religiöser Verehrung vergriff. Darauf zog der Volkshaufen, durch neuen Anschluß verstärkt, gegen andre Andachtsstätten und

zerstörte Kirchen, Klöster und Kapellen. Alles, was dem „Aberglauben“ und „Götzendienst“ als Stütze und Träger diente, wurde mit rohem Vandalismus zerschlagen und verbrannt. Auch nach Dundee und Dumfries erstreckte sich die Verwüstung. Die Regentin geriet bei der Nachricht von der „Reformation in Perth“ in heftigen Zorn. Sie schickte schottisches und französisches Kriegsvolk nach der Stätte der Zerstörung. Aber auch die „Kongregation Jesu Christi“ rief ihre Gläubigen unter die Waffen und rechtfertigte ihr Vorgehen in Manifesten, welche die volkstümliche Beredsamkeit und den kühnen demokratischen Geist des Predigers Knox atmeten und auf die Gemüter einen gewaltigen Eindruck machten. Es waren Trompetenstöße, welche durch die begeisterte Sprache, durch den oratorischen prophetenhaften Ton, durch das fromme Pathos, durch die biblischen Beweisstellen, ja selbst durch die überraschende Sophistik ihrer Deduktionen die Herzen und die Phantasie des Volks mit unwiderstehlicher Kraft fortrissen. Diese Ansprachen und Aufrufe tragen in der energischen, mit Bibelsprüchen durchflochtenen Sprache und Ausdrucksweise schon ganz das Gepräge und den Charakter der puritanischen Beredsamkeit in Cromwells Tagen.

Bei dem begeisterten Kriegsmut der Kongregationisten war für die Truppen der Regierung, trotz ihrer besseren Bewaffnung, ein feindliches Vorgehen eine bedenkliche Sache. Die Königin gab daher dem Rat einiger vermittelnden Edelleute Gehör. Perth wurde ihr übergeben, aber nur mit der Bedingung, daß niemand „wegen Abstellung des Götzendienstes“ gestraft und die Predigt des Evangeliums daselbst nicht gehindert werde. Ehe die Häupter der Kongregation abzogen, wurde auf Knox' Betreiben der zweite Covenant geschlossen, zu gegenseitigem Beistand bei Einführung „der reinen und lauteren Gottesverehrung“, und von vielen Edelleuten aller Landschaften unterzeichnet. Zweiter Covenant. 1559. 31. Mai 1559.

Der Vermittelungsvertrag von Perth war nur ein kurzer Waffenstillstand. Die Königin wurde des Wortbruchs beschuldigt und die Covenanters zogen von neuem ins Feld. Zu Crail, an der äußersten Küste von Fife, forderte Knox die versammelte Menge auf, die Fremdlinge zu vertreiben und die Ehre Christi herzustellen. Es dauerte nicht lange, so wurden in Crail und Anstruther alle Abzeichen des „Götzendienstes“ und des „Antichrists“ zerstört, Altäre, Bilder, Ornamente aus Kirchen und Kapellen zerschlagen. Darauf suchte Knox den Löwen in seiner Höhle auf. Am 10. Juni hielt er in der Domkirche der erzbischöflichen Stadt St. Andrews eine feurige Rede über die Vertreibung der Käufer und Wechsler aus dem Tempel, welche dieselben Erscheinungen zur Folge hatte. Nicht nur die herrliche Kathedrale selbst mit ihren Gräbern, Monumenten, Säulen und Bildern wurde geschändet und zerstört, auch andre Kirchen und alle Klostergebäude der Stadt wurden verwüstet und zum Teil dem Erdboden gleich gemacht. Ähnlich erging es der schönen Abtei Lindores, zwölf Meilen von St. Andrews. Wiederum bot die Regentin Kriegsvolk auf; aber sie konnte sich nur auf die geringe französische Hilfsmannschaft verlassen; alle Eingebornen, selbst die Hamiltons, waren von unsicherer Treue. Auch die katholischen Edelleute wollten ihr Reformationsstürme. 10. Juni 1559.

Vaterland nicht zu einer Provinz Frankreichs herabdrücken. So blieb St. Andrews in den Händen der Covenanters und auch Perth mußte ihnen eingeräumt werden. Drei Meilen oberhalb dieser Stadt lag die berühmte Abtei Skone mit der altehrwürdigen Kathedrale, der Krönungsstätte der schottischen Könige seit Jahrhunderten. Dorthin ergoß sich der fanatische Schwarm gleich einem rasenden Bergstrom, zerstörte die Heiligenbilder und Ornamente und legte dann Feuer an das stolze Gebäude. In kurzem war die Abtei ein Raub der Flammen. Der Untergang dieses Denkmals mittelalterlicher Pracht und Herrlichkeit bezeichnete das Ende der ritterlichen und hierarchischen Feudalzeit in Schottland mit ihrer reichen Poesie, mit ihren Tugenden und Fehlern. Grollend schritt der finsterblickende Covenanter über die Stätte der Verwüstung; er sah in der Zerstörung die Hand des Herrn, die da niederreißen wollte die Höhlen des Lasters und der Gottlosigkeit, und errichtete dann auf den mächtigen Trümmern sein kleines presbyterianisches Kirchlein, das Sinnbild seines dürftigen und engen Seelenlebens, wie seines reinen sittlichen Wandels. Die alte Kathedrale war reich und strebte in hohem luftigen Fluge dem Himmel zu, aber sie war entstellt mit vielen häßlichen Zuthaten, Winkeln und Anbauten; das presbyterianische Kirchlein war einfach, sauber und ohne störende Umgebung, aber die Spitze ragte nicht hoch über das Wohnhaus des Bürgers und Bauers; Kunst und Poesie fanden keinen Raum darin. Die neue Himmelsleiter war sicher aber kurz angelegt. Auch die schöne Abtei Cambuskenneth wurde dem Erdboden gleich gemacht und die alte Stadt Stirling von „römischem Gottesdienst" gereinigt. Wie das Tier der Wüste, wenn es Blut gekostet, immer nach neuer Beute lechzet, so auch die rasenden Scharen der Kongregationisten. Als sie sich den Thoren von Edinburg näherten, zog die Regentin mit ihrer Leibwache von Holyrood weg und überließ die Hauptstadt den Bilderstürmern, welche mit dem Stadtpöbel vereinigt über die Kirchen, Kapellen und Klöster herfielen und alles ohne Wahl und Schonung ihrer finstern Religionswut opferten. Manches wertvolle Kunstdenkmal ging in den Stürmen dieser Tage zu Grunde. John Knox, welcher dem Zuge gefolgt war, hielt in St. Ägidien, der Hauptkirche der Stadt, eine feurige Kanzelrede und wurde dann zum Prediger gewählt. Es wäre ermüdend, den Szenen der Verwüstung noch weiter nachzugehen: im ganzen Land fanden die Beispiele von Perth, St. Andrews, Edinburg Nachahmung; die Kirchengerätschaften, Meßgewänder, Ornamente, Heiligenbilder, Gefäße wurden zerstört, die Ordenshäuser, sowohl die stolzen Abteien von Skone, Dunfermline, Melrose, als die dürftigen Herbergen der Bettelmönche der Verödung übergeben, bis sie einstürzten, die entleerten Gotteshäuser, sofern sie aus dem Ruin unverletzt hervorgingen, nach und nach zum evangelischen Gottesdienst eingerichtet.

Schärfung des religiös-politischen Partei-kampfes. 1559.

Das gewaltsame Vorgehen der Neuerer war nicht nach aller Sinn; daher machte eine Proklamation der Regentin, die sich nebst ihrem Hof und den französischen Hilfstruppen nach Dunbar begeben hatte, mit der Beschuldigung, das

Ziel der Kongregationisten sei nicht die Reformation der Kirche, sondern der Sturz der legitimen Obrigkeit, einigen Eindruck und schwächte das Ansehen der Häupter des Covenants. Elisabeth hielt mit ihrer Hilfe zurück; Maria konnte noch einmal ihre Residenz in Holyrood aufschlagen; Knox und seine Genossen suchten durch Schutzschriften die Vorfälle in einem möglichst harmlosen Licht darzustellen. Da traf die Nachricht ein, daß König Heinrich II. gestorben und der Gemahl der Maria Stuart als Franz II. den französischen Thron bestiegen. Diese 10. Juni 1559. überraschende Botschaft änderte mit einem Schlag die Lage der Dinge. Die Guisen, welche nunmehr den größten Einfluß in Frankreich gewannen, trafen Anstalten, ihre Schwester mit neuen Hilfstruppen zu stärken; denn von Schottland aus sollte ihre Nichte die Krone von England erobern. Die Ankunft eines gelehrten französischen Bischofs, welcher die Messe wieder in der Kathedrale von Edinburg einführte und sich zu einer Disputation erbot, galt als Zeichen des neuerwachten Vertrauens der Altgesinnten. Ein heftiger Kampf stand in Aussicht, der über den künftigen Zustand der schottischen Kirche, über das ganze Schicksal der Nation die Entscheidung bringen mußte. Dies erkannten sowohl die Neuerer, welche sich noch einmal durch den „dritten Covenant" zum treuen 1. Aug. 1559. und festen Zusammenhalten eidlich verbanden, als die englische Königin, die nunmehr offen Partei für die Kongregation nahm. Mehr als je wirkten jetzt politische und religiöse Interessen zusammen. Selbst die Hamiltons näherten sich den Lords der Kongregation, seitdem der junge Graf Arran, der Sohn des früheren Regenten, die neue Lehre angenommen hatte und dem Covenant beigetreten war. Er machte sich Hoffnung auf die Hand der Königin Elisabeth. Eine englisch-protestantische und eine französisch-katholische Partei traten nunmehr kampfbereit einander gegenüber.

Die Regentin zog mit ihrer französischen Schutzmannschaft und einigen Absetzung der Regentin. Bischöfen nach der Hafenstadt Leith, die sie hatte befestigen lassen, während die Lords der Kongregation wieder Edinburg besetzten. Sie stellten an Maria die Forderung, die fremden Truppen aus dem Land zu schicken und die Befestigungsarbeiten einzustellen; als diese sich weigerte, beschlossen „die Edlen und Gemeinen der protestantischen Kirche in Schottland", ihr die Regentschaft zu entziehen. Die Prediger Knox und Willock, die man um Gutachten anging, bewiesen aus dem Alten Testament, daß es ein gottgefälliges Werk sei, götzendienerische Herrscher ihrer Macht zu entkleiden. Darauf entwarfen die „gebornen Räte des Reichs" 21. Okt. 1559. eine Suspensionsakte und wählten eine provisorische Regierung aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern, welche bis zum nächsten Parlament die Leitung der Dinge in Staat und Kirche in die Hand nehmen sollte. Auch Knox war in der Zahl der Räte, und niemand kam ihm gleich an Energie und Thatkraft. Ein echter Volksführer, Prophet und Gottesstreiter war er die Seele der Kongregation, der Richter und Hohepriester im Volke des Herrn. Er leitete die Beratungen, er führte die Korrespondenzen, er entwarf die Proklamationen und Kriegs-

manifeste, er vermittelte das Bündnis mit England, er hielt feurige Reden an Heer und Volk. Überall war er zugegen, selbst des Nachts gönnte er sich kaum einige Ruhe.

Beurteilung dieses Staatsstreichs. Die ältere schottische Geschichte hatte von solchen gewaltsamen und stürmischen Auftritten manche Beispiele aufzuweisen. Das königliche Ansehen war nicht so heilig, daß man nicht öfters gewagt hätte, die Hand gegen den Gesalbten des Herrn aufzuheben; Verbindungen des Adels gegen die Regierung, gewaltsame Thronwechsel, gesetzwidrige Forderungen, ungestüm begehrt und furchtsam zugestanden, gehörten zu den gewöhnlichen Erscheinungen; dem Arm der Gerechtigkeit trotzte man durch bewaffnete Association. Dieser störrische Geist des Adels und der Clanhäupter war unter der schwankenden Regentschaft und der schlaffen Frauenherrschaft erstarkt und der religiöse Fanatismus hatte noch die letzte Spur von Ehrfurcht und Treue gegen die dem „Götzendienst" ergebene und mit den „Baalpfaffen" verbundene Königin aus der Brust der rauhen Kriegsmänner getilgt. Es war daher nach schottischen Ansichten und Gewohnheiten kein so unerhörtes Verfahren, als die zu einem Bund vereinigten Edelleute, die „gebornen Räte des Reichs", zu der Absetzung der Regentin schritten, zumal als sie dabei die legitime Autorität der Königin Maria Stuart nicht in Frage stellten, vielmehr deren Einwilligung voraussetzend, in ihrem Namen handelten, und als der nächste Thronberechtigte, dem Maria Guise die ihm gebührende Regentschaft entwunden hatte, an der Spitze der Verbündeten stand. Mit diesen altschottischen Anschauungen und Gewohnheiten verbanden sich jetzt noch die staatsrechtlichen Doktrinen eines Buchanan und andrer Humanisten von der Entstehung eines Staatsorganismus durch einen Gesellschaftsvertrag, vom souveränen Volkswillen und von Gesetzen, welche für Herrscher und Beherrschte gleiche Kraft und Verbindlichkeit hätten, und die theokratischen Ideen des Alten Testaments von einer Gottesherrschaft, die ihren Willen in der Heil. Schrift und in den Aussprüchen der Propheten kund gebe.

Tod der Regentin. 1560. Das revolutionäre Vorgehen der „gebornen Räte des Reichs" schien übrigens zum Nachteil der Neuerer auszuschlagen. Manche Edelleute zogen sich zurück; ein Angriff auf Leith wurde abgewiesen; Edinburg und Stirling mußten wieder geräumt werden; da und dort entbrannte ein Partei- und Bürgerkrieg, wobei das schottisch-französische Heer im Vorteil war über die tumultuarischen Kriegshaufen der Covenanters. Selbst als die Königin Elisabeth, gereizt über das feindselige Vorgehen der Guisen und des französischen Hofes, endlich ihre Abneigung gegen Knox und die Kongregation überwand und den Schotten zu Land und zur See Hilfe leistete, behaupteten die Royalisten das Feld. Da führte
11. Juni 1560. der Tod der Regentin einen raschen Umschwung herbei. Kummervollen Herzens, aber versöhnt mit der Welt, verschied sie im Schlosse von Edinburg, eine Fürstin von hervorragenden Eigenschaften und edler Bildung und Sitte, wenn auch ihr Charakterbild unter der Feder parteiischer Religionseiferer entstellt auf die

Nachwelt gekommen ist. Ihre Leiche wurde nach Frankreich geführt und in einer Klosterkirche zu Reims in die Gruft gesenkt, weil die protestantischen Prediger sich der Beerdigung nach römisch-katholischem Ritus in Edinburg widersetzten.

Der Edinburger Vertrag. 1560.

Der Tod der Regentin erzeugte bei allen Teilen den lebhaften Wunsch nach einem friedlichen Abkommen. In Frankreich erkannte man die Schwierigkeit, in dem fernen Land gegen eine feindlich gesinnte von England unterstützte Bevölkerung den Krieg fortzusetzen. Nur mit großen Anstrengungen hätte es geschehen können. Aber auch die Schotten und Engländer erkannten sehr wohl, daß der Vorteil auf ihrer Seite sei, und wußten die französischen Bevollmächtigten zu Zugeständnissen zu bringen, die in Paris übel aufgenommen wurden. Nicht allein, daß die Abgesandten den Kongregationisten im Namen des Königs und der Königin vollkommene Amnestie erteilten und den Abzug der französischen Truppen zugestanden, sie willigten auch ein, daß ein Nationalkonvent aus den drei Ständen in Edinburg zusammentrete, der von den beiden Majestäten als vollberechtigte Reichsversammlung anerkannt, die Angelegenheiten in Staat und Kirche berate und die Beschlüsse dem König und der Königin zur Bestätigung vorlege, und daß mittlerweile ein oberster Rat von zwölf Mitgliedern, zum Teil von dem Königspaar zum Teil von den Lords der Kongregation aus Eingebornen ernannt, das Regiment führe. Von den englischen Unterhändlern aber wurde durchgesetzt, daß Franz und Maria das Thronrecht Elisabeths anerkennen und sich fernerhin des Wappens und Titels eines Königs von England und Irland enthalten sollten. Dies war der berühmte „Edinburger Vertrag“, die Quelle wichtiger Ereignisse und Verwickelungen für die Beteiligten. Elisabeth gab sofort ihre zustimmende Unterschrift, aber die französischen Majestäten, welche darin (2. Sept. 1560.) eine Preisgebung aller Erbansprüche der Stuarts auf den englischen Thron erblickten, verweigerten die Bestätigung und beschuldigten die Gesandten einer Überschreitung ihrer Vollmachten.

Die schottischen Stände und die neue kirchliche Ordnung.

Schon im August trat kraft des Edinburger Vertrags der schottische Reichstag in der Hauptstadt zusammen. Noch niemals war ein Parlament so zahlreich besucht gewesen. Alle Stände erkannten, daß von den Beschlüssen die ganze Zukunft des Königreichs in Staat und Kirche abhängig sei, und niemand wollte bei dieser Entscheidung säumig erscheinen. Nur wenige Lords und Bischöfe, von der Ansicht geleitet, daß der Edinburger Vertrag, der von der Krone nicht bestätigt worden, keine hinreichende Rechtsquelle für die Versammlung sei und daß eine königliche Einberufung vorausgehen müsse, entzogen sich der Teilnahme; dagegen war der niedere Landadel, der sich sonst nur durch gewählte Repräsentanten vertreten ließ, in allen Gliedern zugegen. Die Reformer bildeten so sehr die Überzahl, daß die Opposition ganz dagegen verschwand. Über das Resultat der Verhandlungen konnte gar kein Zweifel bestehen. Auf Grund einer der Versammlung eingereichten Petitionsschrift, die Lehren der römischen Kirche nebst dem

Papsttum abzuthun und das ursprüngliche Christentum zurückzuführen, wurde dem Reformator Knox und einigen andern Predigern der Auftrag erteilt, ein Glaubensbekenntnis und eine Kirchenordnung zu entwerfen und dem Parlament zur Beratung und Beschlußnahme vorzulegen. In den reformierten Kreisen hatte man diesen Fall bereits in Aussicht genommen, so daß schon innerhalb vier Tagen der Entwurf eingebracht werden konnte. Das auf calvinischen Grundsätzen aufgebaute Glaubensbekenntnis wurde fast einstimmig angenommen. Wer wollte durch einen doch nutzlosen Widerspruch den Zorn des fanatisierten Volks auf sich laden? Viele Prälaten hatten sich bereits durch Verträge mit den Lords über das Kirchenvermögen für die Zukunft sicherzustellen gewußt; eine hervortretende Opposition hätte sie leicht um die Früchte bringen können. Um so größer war der Widerstand gegen das gleichfalls auf calvinischen Prinzipien beruhende „Buch von der Verfassung der Kirche", zum Teil wegen der strengen Kirchenzucht, an welcher die Edelleute Anstoß nahmen, mehr aber noch wegen der Bestimmung, daß die Güter der katholischen Kirche zum Unterhalt der protestantischen Geistlichkeit, der Schulen und der Armen verwendet werden sollten. Den Lords erschien diese Forderung als „fromme Schwärmerei". So sehr sie in allen andern Dingen dem Reformator zu Willen waren, in diesem Punkt blieben sie taub gegen seine Mahnungen und Strafreden. Noch in höherem Grade als in England kam das Kirchenvermögen in fremde Hände. Der Adel, durch Verträge mit den Bischöfen und Äbten schon großenteils im Besitz der geistlichen Güter, bereicherte sich, während die Kroneinkünfte abnahmen und die reformierte Geistlichkeit der bittersten Armut preisgegeben war. Darauf wurden alle zu gunsten der katholischen Kirche in früheren Zeiten erlassenen Statute für null und nichtig erklärt, die Autorität des Papstes und die geistliche Gerichtsbarkeit abgeschafft, die klösterlichen Institute, so viele deren noch vorhanden waren, aufgehoben und die Messe als „Götzendienst" aufs strengste verboten. Die Übertretung des Verbots sollte im ersten Fall mit Verlust des Vermögens und mit Haft, im zweiten mit Verbannung, im dritten mit dem Tod bestraft werden. Eine stattliche Gesandtschaft überbrachte der englischen Königin die Nachricht von der Reformation der schottischen Kirche und den Dank der Nation für die geleistete Hilfe nebst der Bitte, sie möchte dem Grafen von Arran ihre Hand reichen und dadurch den Bund zwischen den beiden stamm- und religionsverwandten Staaten noch inniger knüpfen. Dem französischen Hof machte man die Mitteilung durch einen einzigen Botschafter, den ehemaligen Malteser-Ritter John Sandilands. Er fand eine ungnädige Aufnahme. Das Königspaar verweigerte sowohl die Bestätigung des Edinburger Vertrags als die Anerkennung der Reichstagsbeschlüsse. Die Guisen, damals auf dem Höhepunkt ihres Einflusses, waren nicht geneigt, die Krone und den Glauben im Erbland ihrer Nichte in so eigenmächtiger Weise antasten zu lassen. Sie trafen bereits kriegerische Anstalten, als der Tod des Königs sie von ihrer Machthöhe herabstürzte und die junge Königin einer eifersüchtigen Rivalin und einem

fanatischen Volk schutzlos gegenüberstellte. Siegesfreudig riefen die Führer der Kongregation aus, wie Gottes Hand so sichtlich über der Gemeinde ruhe.

Einführung der presbyterianischen Kirche in Schottland.

Infolge der Reichstagsbeschlüsse wurden nunmehr das Glaubensbekenntnis, der Ritus und die Synodalverfassung der calvinischen Kirche in Schottland eingeführt, der alte „Götzendienst“ bei Strafe an Gut und Leben verboten und alles, was an die Herrschaft des „Antichrists“ erinnerte, der Zerstörung geweiht. Mit religiösem Vandalismus wütete man gegen Klöster, Kunstschätze und Kathedralkirchen. Adel und Volk beugten sich unter die rigorose „Disziplin“ der neuen Theokratie und ihrer unerbittlichen Geistlichkeit, welche zur Entschädigung für die bettelhafte Armut, die ihr die Habgier der Edelleute aufdrückte, das Prinzip völliger Gleichheit aller Glieder durchführte. „Einer ist euer Meister und ihr alle seid Brüder“, war der Grundgedanke der neuen Kirche, die in der Folge von ihren regelmäßigen Versammlungen die „presbyterianische“ genannt ward. Ohne irdisches Oberhaupt und jede Einmischung weltlicher Gewalt von sich weisend, trat die schottische Kirche als „unabhängige Königin und unbefleckte Braut Christi“ in die Erscheinung, die Heil. Schrift als ihre Grundrechte und den Gottessohn als ihr Haupt und ihren König ehrend. Der herbe Geist des Reformators Knox, der gefühllos gegen die Leiden und Freuden des irdischen Daseins durch das Leben ging, blieb das Erbteil der presbyterianischen Kirche und Geistlichkeit, und der schwere Druck, der in der Folge über sie erging, steigerte den finstern Charakter und die rigorose Lebensanschauung.

XXIII. Das deutsche Litteratur- und Kulturleben in der Reformationszeit.

Litteratur. Die Werke über deutsche Litteraturgeschichte von Gervinus (5. Aufl. Leipzig 1871—1874; durch K. Bartsch besorgt Bd. 3—5), Koberstein (fünfte umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch, Leipzig 1872), K. Goedeke, H. Kurz u. a. m., deren schon VII, 407 f. und IX, 292, 860, sowie das Sammelwerk von O. Schade, dessen oben S. 90 Erwähnung geschah, und die Sammlungen von Volksliedern (Historische von Liliencron; Handwerksburschenlieder von O. Schade u. a. m.), und Schwänken (H. Merkers, Deutscher Humor alter Zeit. Würzburg 1879; K. Goedeke, Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1879) liegen auch der folgenden Übersicht zu Grunde. Daneben konnten noch die besprochenen Schriften selbst benutzt werden, teils gesammelt in größeren Werken, wie in der „Bibliothek des litterarischen Vereins“ in Stuttgart, in den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts“ (Halle, Niemeyer) und in Scheible „Das Kloster“, teils in Einzelausgaben, wie Lappenberg, Thom. Murners Ulenspiegel. Leipzig 1854; Brants Narrenschiff von Zarncke. Leipzig 1854 und in neuhochdeutscher Übertragung mit den alten Holzschnitten von K. Simrock. Berlin 1872; Reineke Fuchs v. A. Lübben. Oldenb. 1867; K. Goedeke und Tittmann, Bibliothek deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1866 f.); Hans Sachs' Werke, herausgegeben von A. Keller und E. Götze (1871 f.); Niklas Manuel, herausgegeben von J. Bächtold (Frauenfeld 1878).

über das Kirchenlied die Werke von Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Bd. 1—3. (Leipzig 1864—1870); von E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesanges, Bd. 1—3. (Stuttg. 1852, 1853) u. a.; Stinzing, Geschichte der popul. Litteratur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1867; Th. Paur, Joh. Sleidans Kommentare über die Regierungszeit Karls V. Leipzig 1843 u. a. m.

1. Charakter und Entwickelungsgang der Litteratur und Zeitbildung.

Volkstümliche Opposition gegen Romantik und Humanismus.

Die Humanisten, deren Bedeutung und Wirksamkeit im neunten Band dieses Werks ausführlicher behandelt (S. 860 ff.), deren Stellung zu den Reformatoren auch im Verlauf des vorliegenden Bandes wiederholt dargethan wurde, hatten eine universale weltbürgerliche Bildung erstrebt und eingeleitet, welche die oberen Gesellschaftskreise ergriff und durchdrang, welche auf antiker Grundlage eine neue Aristokratie des Geistes zu schaffen beflissen war. Der Humanismus machte seinen siegreichen Lauf durch die germanische, wie durch die romanische Welt; aber während er in der Apenninischen und Pyrenäischen Halbinsel und in Frankreich zur Herrschaft gelangte und nicht nur die mittelalterliche Romantik, sondern auch die nationale Volksdichtung verdrängte oder in Vergessenheit brachte, stieß er in Deutschland auf eine demokratische und plebejische Opposition, die er nicht zu bewältigen vermochte, ja in deren Gesichtskreise und Vorstellungsformen er vielfach einzutreten sich genötigt sah, wollte er nicht jeder Einwirkung auf die mittleren Volksklassen verlustig gehen. Diese Opposition gab sich vor allem kund in dem drastischen Gegensatz der Volkslitteratur zu der romantischen Ritterdichtung, zu der gespreizten höfischen Kunstbildung. Die epische Poesie des Mittelalters verschwand in Deutschland fast gänzlich aus dem gesellschaftlichen Leben: mochte man auch am österreichischen oder bayrischen Hof sich noch an den Gebilden einer entschwundenen Vergangenheit ergötzen, mochten noch hier und da einzelne Nachzügler, wie „Der Ritter vom Thurm“ oder „Der Theuerdank“ die verblaßten Gestalten von ehedem am Leben zu erhalten suchen, mochte noch der „Titurel“ auf einigen von dem großen Weltverkehr entfernten Burgen und Edelsitzen eine Wohnstätte finden, so waren das nur die letzten flüchtigen Schatten eines zu Grabe gehenden Geschlechts; selbst die Amadisromane, die noch einige Jahrzehnte unter den romanischen Völkern umherwandelten, fanden auf der deutschen Erde keinen Raum mehr. Dagegen sehen wir an der Scheide des Jahrhunderts eine Volkslitteratur emporwachsen und Boden gewinnen, welche aller Kunst, aller Höflichkeit und Konvenienz, aller überlieferten Gesellschaftsformen spottet, in Sprache und Ausdruck den rohen elementaren Charakter der niederen Volksklassen an sich trägt, mit plebejischer Ironie alles verhöhnt, was sich als Weisheit und höhere Bildung gebärdet, als Anstand und Sitte Achtung fordert, als Recht und Herkommen sich brüstet. Wir werden in den Ausführungen diese populäre Litteratur, deren bekann-

tester Repräsentant, Till Eulenspiegel, sich jahrhundertelang im Volksbewußtsein erhalten, ja der gesamten Gattung seinen Namen als Wahrzeichen aufgeprägt hat, in einigen der hervorragendsten Erscheinungen näher kennen lernen. Es war der naturgemäße Rückschlag der ursprünglichen Volkskraft gegen ungesunde, erstarrte und überlebte Kulturzustände, des einfachen Menschenverstandes und Mutterwitzes gegen verschrobene, überspannte Richtungen und Anschauungen, des selbstbewußten praktischen Sinnes der Menge gegenüber der auserwählten Klasse der Gebildeten und Vornehmen, der plebejischen Ungeschliffenheit und cynischen Derbheit gegenüber einer auf konventionellen Formen und Ansprüchen beruhenden, gespreizten, innerlich gehaltlosen Bildung und Lebensart. Nichts vermag die Kontraste zwischen der germanischen und romanischen Welt, die sich in jenem Zeitalter vollziehen, schärfer zu bezeichnen als diese Stellung zu der mittelalterlichen Kulturwelt und ihren Vorstellungskreisen wie zu der neuen Menschenbildung. Während die italienischen Humanisten das alte Wesen, das in ihrem Lande niemals recht heimisch geworden war, durch die Macht der klassischen Bildung und der schönen Kunstformen überwältigten und Bojardo und Ariosto mit feiner Ironie und mit allem Zauber der Sprache und äußeren Schönheit die phantastischen Gebilde einer überreizten und verkehrten Einbildungskraft in ein neues Gefäß gossen, zerschlugen die deutschen Volksschriftsteller das thönerne Gebäude mit Kolben und Hämmern, rissen von der hohlen Gestalt die prunkende Hülle und den schimmernden Flitter herab und stellten den nackten Naturmenschen in seiner ganzen Ursprünglichkeit, Unfeinheit und Ungeschlachtheit, mit seinem angebornen Verstand und Witz in selbstbewußter Ironie mit plebejischem Humor und pöbelhafter Ausgelassenheit den Gebilden der Tradition entgegen, erhoben statt des Edelmanns im Waffenrock und Hofkleid den Landstreicher, den Strolch im Bauernkittel, den skurrilen Klosterbruder, den Schalksnarren zum Helden der Dichtung. Man liebte es, die Wahrheit und Weisheit im Gewand der Narrheit auftreten zu lassen, natürliche Einsicht, Takt und überlegenen Verstand den Einfältigen und Geringen beizulegen, das gemeine Treiben und die rohe, oft zotenhafte Derbheit der unteren Klassen zu Geltung und Ehren zu bringen. Die Schriftstellerei der Zeit befaßte sich am liebsten mit Schwänken und Schelmenstreichen; selbst die Humanisten gingen auf diese Richtung ein: die erwähnten Facetien von Heinrich Bebel, die bald auch ins Deutsche übersetzt wurden, entnahmen ihre Stoffe vorzugsweise aus dem Kreise der Bauern, Fastenprediger, fahrenden Schüler, Landsknechte und Bettler. Es gab ganze Sammlungen solcher Schwänke und Schnurren voll anstößiger Nuditäten und Rücksichtslosigkeiten, worin nicht bloß böse Weiber, Pfaffen und Bauern, Wirte, Bediente und einzelne Gewerke, wie besonders dasjenige der Müller, sondern auch die höheren Klassen geistlichen und weltlichen Standes der Verhöhnung, der Schadenfreude, dem Gelächter preisgegeben sind, der Witz und die Weltklugheit der Schalksnarren aus allen Verwickelungen siegreich und triumphierend hervor-

gehen. Das Buch des Barfüßermönchs Pauli „Schimpf und Ernst" gehörte zu den verbreitetsten Schriften jener Zeit. Der Verfasser lebte in Straßburg, dem Hauptsitz dieser ironischen und polemischen Lebensauffassung und Volkslitteratur, die nach Stoff und Form eine große Gesunkenheit des Geschmacks und Kunstsinnes verrät. Dort wirkte auch gleichzeitig der Stadtschreiber und Rechtsgelehrte Sebastian Brant, ein ernster, wohlgesinnter Mann, welcher alle Laster, Gebrechen und Verirrungen der Zeit wie in einem Spiegelbild zusammenfaßte, indem er die damit Behafteten als Narren behandelte und auf einem Schiff vor den Augen der Leser vorüberfahren ließ. Das „Narrenschiff bekämpfte sowohl die „grobianische" Schriftstellerei der Zeit, wie alle andern Fehler, Verkehrtheiten und Mißstände des Lebens und der Gesellschaft, allein so überwiegend war bereits die populäre Form und Sprache in der Schriftstellerwelt, so sehr die komische und humoristische Behandlung eines Stoffs im Geschmack des Zeitalters, daß selbst Brant für sein didaktisch-satirisches Werk die volkstümliche Sprache und Einkleidung wählte. Wir wissen ja, daß sogar der größte Humanist, Erasmus, seine Schilderung der Zeitgebrechen in der ironischen Gestalt eines Lobes der Narrheit auftreten ließ. Indem Brant von einem höheren Standpunkt herab alle Erscheinungen, die nicht mit der Vernunft und „Lehr" übereinstimmten, mit sittenrichterlicher Schärfe rügt und geißelt, muß er dennoch eine Form und Darstellungsweise wählen, die selbst von seinem Tadel getroffen wird.

Satirische Volkslitteratur.

War diese populäre Litteratur zunächst der Ausdruck einer mutwilligen Selbstüberschätzung der natürlichen Anlagen, Kräfte und Rechte, einer mehr instinktiven als bewußten Opposition gegen die Ansprüche der höheren Klassen, der feineren Bildung, der überlieferten gesellschaftlichen Lebensordnungen, das humoristische, spottsüchtige Anstreben des plebejischen Heerlagers gegen die überlebten Formen und Anschauungen der höheren Klassen, so lag doch darin auch eine satirische Kraft verborgen, die mehr und mehr mit bewußter Keckheit hervortrat und ihre Pfeile gegen die öffentlichen Institute des Staats und der Kirche, gegen die Hohen und Mächtigen im Regiment richtete. Wir haben in den früheren Blättern der Satiren und Pasquille gedacht, welche im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in einer Menge von Flugschriften, Reden und Dialogen zu Tage getreten sind und eine öffentliche Meinung unter allen Schichten des Volks erzeugten, die auf den Gang und die Entwickelung der reformatorischen Bewegung von nicht geringem Einfluß gewesen ist (S. 156 ff., 176 ff.). Auch an dieser polemisch-satirischen Litteratur beteiligte sich der deutsche Humanismus, wie das Beispiel Ulrichs von Hutten deutlich genug darthut (IX, 902 ff.). Gegenüber einer so gewaltigen Strömung des Volksgeistes in der populären Litteratur konnte die neue auf dem Boden des klassischen Altertums erwachsene Kunstbildung nur dann zu Einfluß und Bedeutung gelangen, wenn sie sich selbst in diese Strömung hineinstürzte. Damit stieg aber die humanistische Kultur aus

der Höhe, wo die schönen Formen wohnen, in eine niedrige Region herab; sie verlor die Herrschaft, die sie in den romanischen Ländern so siegreich behauptete, sie wurde geschoben, während sie zu schieben vermeinte. Wie scharf auch die Waffen in Huttens Hand waren, die großen Erfolge verdankte der fränkische Ritter nur den Streitkräften, die zu gleicher Zeit allerorten sich regten, ihn unterstützten, sich auch wohl unter seine Fahne zu scharen geneigt waren. Aber seine Führerschaft wurde ihm bald streitig gemacht durch Mächte, die nicht aus dem Boden des Humanismus emporstiegen, sondern aus den primitiven Elementen der germanischen Volksnatur. Wer kennt nicht jenes merkwürdige Buch, Reineke Fuchs, das an dem instinktiven Handeln und Treiben der Tierwelt das Abbild eines Hof- und Staatslebens mit allen Leidenschaften, Ränken und bösen Künsten, mit allen Gebrechen, Lastern und gemeinen Trieben darstellt, wie es durch keine direkte Satire, durch keine offene Polemik schärfer, feiner und eindringlicher hätte gezeichnet und bekämpft werden können? Das Tierepos vom Reineke Fuchs rügt nicht, wie Sebastian Brant die Gebrechen der Zeit mit dem Maßstab eines moralisierenden Sittenrichters, der sich von Narren umgeben sieht, es ergeht sich nicht wie der tadelsüchtige Mönch Thomas Murner in gehässiger Schmähung und Verunglimpfung gegen die ihm mißfälligen Erscheinungen und Persönlichkeiten; indem es in ruhiger Erzählung die „Heimlichkeiten der Tierwelt" enthüllt, an den Thaten und Listen der Starken und Klugen die inneren Bosheiten, die selbstsüchtige gemeine Natur, die im Verborgenen wirkenden schlimmen Triebe und egoistischen Impulse durchschauen läßt, stellt es ein Zeitgemälde auf, in welchem alles Fehlerhafte, Schlechte, Heuchlerische in Staat und Kirche, bei Hof und Adel, im Klerus und Papsttum mit erschreckender Wahrheit und Klarheit zur Darstellung und Anschauung kommt. Diese satirische Volkslitteratur durchzieht die ganze tiefbewegte Reformationszeit; sie wird teilweise zurückgedrängt, wenn die Volkselemente, wie im Bauernkrieg und in den wiedertäuferischen Unruhen, zu mächtig emporlodern und eine reaktionäre Strömung hervorrufen; sie tritt mit neuer Kraft und Intensität auf, wenn, wie im Schmalkaldischen Krieg und in der Zeit des Interim, die Freiheit und die heiligsten Güter der Nation gefährdet sind (S. 766). Zwei vielverfolgte Männer, Burkard Waldis und Erasmus Alberus, beide aus Hessen stammend, haben im Geiste des Reineke die Tierfabel zu satirischen und humoristischen Angriffen auf Vorfälle und Persönlichkeiten ihrer Zeit angewendet; und noch gegen Ende des Jahrhunderts benutzte Georg Rollenhagen, Schulrektor in Magdeburg, in seinem „Froschmäusler" die Tierwelt zur Satire auf kirchliche und gesellschaftliche Verhältnisse.

Mitten in dieser Welt gewaltiger Regungen und ringender Mächte steht Luther wie eine feste Burg im wilden Sturmgebraus, eine eigenartige Natur und doch von allen Zeitströmungen berührt. Er ist nicht aus dem Humanismus hervorgegangen, sondern durch selbständiges Ringen und Forschen in der eignen Luthers Einfluß auf die Litteratur.

Seele zum Mann gereift, und dennoch stand er den humanistischen Kreisen nicht gleichgültig und teilnahmlos gegenüber; vielmehr erkannte er, daß auch auf diesem Boden ein Lebensbaum mit edlen Früchten grüne, und förderte ihre Wege und Ziele. Er huldigte nicht der populären Zeitbildung, die sich in der plebejischen und satirischen Litteratur des Tags so breit machte; und dennoch bediente auch er sich der volkstümlichen Sprache, Schrift und Denkweise, um auf die Gemüter der Menschen zu wirken. Waren denn nicht jene Flugschriften und Ermahnungen, die so gewaltig die Zeitgenossen erfaßten, lehrhafte Moralbücher im Geist und in der Sprache eines Brant? Waren denn nicht die Predigten in feurigen Zungen, worin er seinen Zuhörern die beseligende Kraft des lauteren Christenglaubens ins Herz zu gießen, die Brunnen der Heil. Schrift zu öffnen suchte, echte Volksreden in gemeinverständlicher Sprache? Atmeten denn nicht jene zornigen Streitschriften voll derber Ausdrücke und Schmähungen, welche er bald gegen seine geistlichen und gelehrten Widersacher, gegen Eck, gegen Emser den „Bock, und so viele andre, bald gegen die Mächtigen der Erde, gegen Heinrich VIII. von England, gegen den Herzog von Braunschweig „wider Hansworst" ausgehen ließ, den volkstümlichen plebejischen Geist und Ton der populären Polemik, der Satiren und Pasquille eines „Karsthans", eines „Kunz und Fritz"? Und hat er nicht auch, wie wir früher gesehen (S. 207 ff.), das lyrische Volkslied erfaßt und als Gefäß benutzt für religiöse Gefühle und Stimmungen, für fromme Herzensergießungen und gottvertrauenden Mut, und dadurch eine neue religiöse Lyrik, das Kirchenlied, ins Leben gerufen, in welchem die evangelische Welt je nach der Zeitlage ihrer wechselnden Empfindung der Furcht und Hoffnung, des Trostes und der Trauer Ausdruck gab? Aber darin zeigt sich die wahre Größe des Mannes, daß er in keiner der herrschenden Richtungen aufging, daß er aus allen Feldern Früchte zu seinem Lebensgarten sammelte, dem nichts andres an Reichtum und Schönheit glich. Wir haben S. 190 f. die Entstehung und Bedeutung der lutherischen Bibelübersetzung kennen gelernt. Durch sie erhielt die deutsche Volkssprache ihr edelstes Gepräge, sie wurde nicht nur das Vorbild für die Prosa der Gegenwart und Zukunft, sie wurde das Gesetzbuch der hochdeutschen Sprache für die kommenden Geschlechter; ihre Worte, ihre Ausdrucksweise, ihre Formen bildeten den Grund- und Eckstein, auf dem in den folgenden Jahrhunderten der herrliche Sprachbau aufgeführt und zur Entwickelung und Vollendung gebracht ward, wie der prophetische und apostolische Geist, der das Ganze durchweht, die Seelenspeise des evangelischen Gemüts ward in den drangsalvollen Tagen der Trübsal, die so oft die deutsche Nation heimgesucht haben. Die Kraft und Wärme der Sprache, die Kernhaftigkeit und Klarheit des Ausdrucks stehen mit dem tief religiösen Gepräge und der frommen Gesinnung und Gläubigkeit in innigster Übereinstimmung; dies alles gibt Zeugnis von der Seelenverwandtschaft des Übersetzers mit den gottbegeisterten Verfassern der heil. Urkunden. Auch seine Briefe und Trostschriften und die treff-

lichen Aussprüche und Bemerkungen, die er bei verschiedenen Veranlassungen und Gelegenheiten von sich gegeben und die man unter dem Titel „Tischreden" gesammelt hat, sind für die Ausbildung und Feststellung der Sprache von hoher Bedeutung gewesen.

Nun fing man an, auch in geschichtlichen Aufzeichnungen und bei wissen- Geschichtsbücher.
schaftlichen Werken die deutsche Sprache anzuwenden, denn das Beispiel Luthers gab allen geistigen Richtungen und Thätigkeiten Anregung und Sporn. Zwar hat Johann Philippson, von seinem Geburtsort Schleiden im Kölner Gebiet gewöhnlich **Sleidanus** genannt, ein Rechtsgelehrter und Staatsmann, welcher Sleidanus. 1506—1556.
aus französischen Diensten in diejenigen des Schmalkaldischen Bundes übergetreten war und die Stadt Straßburg auf dem Trienter Konzil vertreten hatte, die Geschichte seiner Zeit (de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii, zuerst gedruckt 1555 in Straßburg) und ein andres kompendiöses Werk über die vier Monarchien nach dem Muster der Alten in lateinischer Sprache verfaßt, mit Benutzung vieler älterer Werke und Urkunden, dagegen kam bei den Chroniken einzelner Städte und Landschaften und bei Selbstbiographien mehr und mehr die Volkssprache in Gebrauch, wie in der Schweizer Chronik von **Ägidius Tschudi** († 1572), in den früher erwähnten (IX, 898) beiden Chroniken von **Aventinus**, in der Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibel von Anbeginn bis zum Jahr 1531 von dem vielverfolgten Wiedertäufer **Sebastian Frank**. Die Aufzeichnungen, welche mehrere Kriegsmänner, deren wir in den vorigen Blättern Erwähnung gethan haben, wie Götz von Berlichingen, Schärtlin, der Ratsherr Sastrow von Greifswald u. a. von ihren Lebensschicksalen hinterlassen haben, leiden zum Teil an geschwätziger Breite und Unbehilflichkeit der Sprache, gewähren aber durch die Ursprünglichkeit und lebendige Anschaulichkeit der Erzählung einen gewissen Reiz. Auch die Verfasser der **Magdeburger Centurien**, welche es zuerst unternahmen, in die ältere Kirchengeschichte die Fackel historischer Kritik und Forschung zu tragen, und die Fabeln und Fälschungen nachzuweisen, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführt worden, gingen von Luthers Schule aus. Ihnen setzte **Cäsar Baronius** seine großen „Kirchenannalen" entgegen, welche im Sinne des Papsttums und der Tradition gehalten ihren Hauptwert in der Mitteilung wichtiger Aktenstücke aus dem vatikanischen Archiv und anderer Quellen haben.

In keinem Schriftsteller spiegelt sich die Reformationszeit nach allen ihren Richtungen so treu und lebendig ab, als in dem Nürnberger Volksdichter **Hans** Hans Sachs.
Sachs. Dem ehrlichen Schuhmacher, Bürger und Ratsherrn der gebildeten, regsamen Reichsstadt stand der Schatz des gesamten Wissens jener Tage, soweit es in die bürgerlichen Lebenskreise eingedrungen war, zu Gebote und er hat es in allen Formen zum Nutzen und Besten der Menschen zu verwerten gewußt. Zu den Sagen, Märchen und Erzählungen, welche aus den vorausgegangenen Jahrhunderten in Büchern und mündlicher Rede auf die Zeitgenossen gekommen

und als bekannte Lehr- und Unterhaltungsstoffe im Volk lebten, war die Litteratur des Altertums getreten und durch Übersetzungen in weite Kreise gedrungen. Dieses gesamte reiche Material bildete die Fundgrube, aus welcher die fruchtbare Produktionskraft des bürgerlichen Schriftstellers die Nahrung für die vielseitigste litterarische Thätigkeit zog; dazu kam noch der große Vorrat religiöser und kirchlicher Stoffe, welche in Sage, Legende und Heiligengeschichte und in der dem Sinn und Verständnis des deutschen Volks und vorab der bürgerlichen Kreise erschlossenen Bibel enthalten waren. Diesen unermeßlichen Schatz göttlichen und menschlichen Wissens verwertete Hans Sachs zu einer Fülle von dichterischen Erzeugnissen der mannigfaltigsten Art meistens mit einem lehrhaften Zweck, einer moralischen Tendenz. In dem Kreis der Meistersänger sich bewegend, hat er diese bürgerliche Dichtung gepflegt, lebendig erhalten und durch geistliche und weltliche Lieder und Spruchgedichte eignen Erfindens gehoben, gemehrt und nutzbringend gemacht, Unterhaltung und Belehrung vereinigend und religiösen Sinn und christliche Sittlichkeit über das Ganze ausgießend. Den reformatorischen Bestrebungen seiner Vaterstadt mit Aufrichtigkeit des Herzens zugethan, hat er den Fortgang und die Ausbildung des evangelischen Glaubens eifrig gefördert, Luthers Auftreten als den Sieg des Lichts über die alte Finsternis feiernd. Auch Hans Sachs schlug in den Ton der herrschenden Volkslitteratur ein, indem er in einer Menge von Schwänken, komischen Erzählungen, Fabeln und Histörchen aus dem reichen Vorratshause der übersetzten alten Schriftsteller und der Sagenwelt die mannigfaltigsten Stoffe in volkstümlicher Sprache behandelte zu Nutz und Frommen der bürgerlichen Kreise, über deren Grenze er sich nicht erhob; allein er vermied den rohen plebejischen Ton der Narrenbücher und hielt sich fern von dem scharfen satirischen Stachel, wie er im Reineke Fuchs und in Huttens Schriften zu Tage trat. Ein nicht geringer Teil seiner Produktionen bewegt sich in dramatischer oder vielmehr in dialogischer Form, in Komödien und Tragödien, in Scherz- und Schimpfspielen, die er als „Fastnachtsspiele" bezeichnete; allein so wenig war diese Dichtungsart in Deutschland noch geübt und ausgebildet, daß diese „Spiele" nur als Schwänke und Historien in Gesprächsform mit eingestreuten Späßen und in komischer Haltung angesehen werden können, daß sich der Dialog nur mühsam aus der Erzählung herausarbeitet. Ohne eigne Erfindungsgabe hat Hans Sachs den großen Inhalt der Litteratur, der ihm zu Gebote stand, in den geläufigen Formen und Einkleidungen, mitunter breit und geschwätzig und in vulgärer Redeweise dem Gesichtskreis seiner Leser nahe gebracht und zur Unterhaltung und Belehrung verwertet. „Nur da entwickelt er dichterische Gaben, wo er das Anmutige, Heitere, Unschuldig-Sinnliche berührt. Die grüne Tiefe der Wälder, die Maienluft der Wiesen, Schönheit und Schmuck der Jungfrauen weiß er mit unnachahmlicher Anmut und Zartheit zu schildern." Aus Hans Sachs sprach das fröhliche und volle Selbstbewußtsein des deutschen Reichsbürgers, der deutsche Volkshumor, die gediegene

Sittlichkeit, welche damals das gewerbliche und häusliche Leben des ehrenfesten Bürgers durchzogen und die Grundlage eines neuen Zeitalters bildeten, welchem die Reformation die Thore aufthat. Was daher die tiefbewegte Zeit in ihrem Schoß trug und zur Erscheinung trieb, das alles spiegelt sich in dem reichen bunten Blumengarten des Nürnberger Dichters ab. Diese „poetische Sendung Hans Sachsens" anerkennend ruft Goethe aus: „Wie er so heimlich glücklich lebt, Da droben in den Wolken schwebt, Ein Eichkranz, ewig jung belaubt, Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt."

Einfluß der klassischen Studien auf die Gesamtbildung.

Wenn aus diesem übersichtlichen Bild des litterarischen Lebens und Treibens der Reformationszeit das Resultat hervorgeht, daß der Humanismus mit seiner Wiederbelebung der klassischen Litteratur und Dichtungsarten in Deutschland nicht den Herrschersitz im Reich der Poesie gewann, wie in den romanischen Ländern, so darf man doch seine Bedeutung und Wirksamkeit für die allgemeine Kulturentwickelung nicht unterschätzen. Wir haben im vorigen Band dieses Werks S. 886 ff. erfahren, wie erfolgreich die Humanisten für Hebung des Unterrichtswesens, für die Gründung und Belebung der Schulen und Universitäten gewirkt haben: diese Bestrebungen und Thätigkeiten hatten ihren Fortgang und trugen edle Früchte. Es ist uns bekannt, daß in Marburg, in Straßburg, in Königsberg u. a. O. neue Bildungsanstalten ins Leben traten; bald erhob sich in Jena eine Universität, die als Bollwerk des strengen Luthertums gegenüber der Schwesteranstalt in Wittenberg eine bedeutende Einwirkung auf die sächsischen Lande übte. Andre ältere Hochschulen erlangten unter dem Impuls der fortschreitenden Wissenschaft zeitgemäße Reformen und Erweiterungen. Melanchthon und Zwingli, die aus dem Humanismus hervorgegangen waren, verloren über den kirchlichen Bewegungen, in die sie hineingezogen wurden, die Studien und Interessen ihrer Jugend nicht aus dem Auge: wir wissen, welche Verdienste sich Zwingli um die Züricher Hochschule erworben hat, und der Einfluß Melanchthons auf die klassische Bildung seines Zeitalters war so allgemein anerkannt, daß er als Präzeptor Germaniae gefeiert werden konnte.

Melanchthon und Wittenberg.

Nicht bloß auf dem Gebiete der Theologie und Philologie entfaltete er seine fruchtbare Thätigkeit, auch mit der Philosophie der Alten, insbesondere des Aristoteles, hat er sich sein ganzes Leben hindurch eingehend beschäftigt und durch Lehrbücher die philosophischen Disziplinen zu ordnen, die Ziele und Aufgaben des denkenden Geistes festzustellen, die Weltweisheit mit dem geoffenbarten Wissen von Gott in Übereinstimmung zu setzen gesucht. Überhaupt kann man gegen die Wittenberger Hochschule nicht den Vorwurf erheben, daß sie nur für die theologischen Studien Interesse gezeigt hätte; alle Wissenschaften erfreuten sich gleicher Teilnahme und Pflege. Die hohe Bedeutung, welche die Universität als Hort und Pflanzstätte der neuen Kirche erlangte, erfüllte die ganze akademische Körperschaft mit Selbstgefühl und wissenschaftlichem Streben; man wollte sich in allen Gebieten des geistigen Lebens auf der Höhe der Zeit halten, in keiner Richtung

zurückbleiben; ein edler Wetteifer durchdrang alle Fakultäten. Wir wissen, welchen Anteil der junge Wittenberger Professor Joachim Rheticus an der Bekanntmachung des kopernikanischen Weltsystems genommen hat (IX, 912); Johann Mathesius, der Luthers Leben beschrieben und als Lehrer, Prediger und Dichter religiöser Lieder in großem Ansehen stand, und Johann Wigand, einer der Magdeburger Centuriatoren, wurden durch ihre kirchliche Thätigkeit nicht abgehalten, sich eingehend mit Metallen, Kräutern und Erdgewächsen zu beschäftigen; der Theolog Kaspar Cruciger trieb mit Eifer und Erfolg physikalische und mathematisch-astronomische Studien; von dem emsigen Pflanzensammler Valerius Cordus wird sogleich die Rede sein. Melanchthon stand im Mittelpunkt des gesamten wissenschaftlichen Lebens der Nation. Er befreundete die klassischen Studien mit der Reformation, so daß in den Städten des nördlichen Deutschlands, wo die humanistische Wissenschaft erst im Gefolge der kirchlichen Neuerungen Eingang fand, die evangelischen Lehranstalten die wahren Träger der klassischen Bildung, der lateinischen und griechischen Sprachstudien und Altertumskunde wurden. Wir erinnern nur an die Schule von Goldberg, wo Valentin Trotzendorf eine Art „Jugendrepublik" errichtete, in der er selbst als „Diktator" regierte; an Ilfeld im Hildesheimschen, wo Michael Neander, ein Zögling der Goldberger Schule, eine Pflanzstätte humanistischer Wissenschaft für ganz Niedersachsen gründete, zugleich die Kräuterkunde für medizinische Zwecke erforschend; an die fürstliche Landesschule Pforta, welche dem Kurfürsten Moritz 1543 ihre Entstehung verdankte und bis auf unsre Tage so erfolgreich gewirkt hat. Und auch in Süddeutschland, in Straßburg, wo der kraftvolle Staatsmann Jakob Sturm von Sturmeck die adlige und bürgerliche Jugend um sich sammelte, in Heidelberg und Frankfurt, wo der feingebildete, als eleganter lateinischer Dichter gefeierte Jakob Micyllus (Molzer) den Sinn für die schönen Wissenschaften und für eine „züchtige Muse" weckte und belebte, fanden die humanistischen Studien in den evangelischen Städten ihre Hauptsitze, ihre liebevollste Pflege. Wie viele Klassiker des Altertums wurden damals von deutschen Gelehrten ediert, in deutschen Offizinen gedruckt! Man suchte durch Textkritik, durch Kommentare, durch Übersetzung griechischer Autoren ins Lateinische, auch wohl ins Deutsche, die Schätze antiker Kunst und Weisheit den Zeitgenossen näher zu bringen. Joachim Camerarius, ein Schüler und Freund Melanchthons, der in Nürnberg, Tübingen, Leipzig u. a. O. eine segensreiche Thätigkeit entfaltete und seinen Lehrer auf mehrere Reichstage begleitete, Hieronymus Wolf aus Öttingen, der in Augsburg und anderwärts mit emsigem Fleiß den klassischen Studien oblag und durch seine Übersetzung des Demosthenes sich im In- und Ausland einen berühmten Namen machte, der gelehrte und thätige Rhodomann und so viele andre durch des Reformators Beispiel angeregte Männer standen an Umfang und Tiefe des Wissens in allen Gebieten der Altertumskunde nicht hinter den großen Philologen Frankreichs und Italiens zurück (S. 689 ff.). Die

Philologie.

klassischen Studien, die Sprachforschung, die Textkritik, die Kunst der Auslegung und Erklärung bildeten damals und noch lange hinaus die Grundlage und den Mutterschoß alles wissenschaftlichen Lebens; in ihnen schärfte man die Waffen, womit die Reiche der alten Erkenntnis erobert und als Fundamente und Bausteine für neue Lehrgebäude verwendet wurden. Wie stürzten vor der klaren Interpretation der Quellen die Truggebilde zusammen, welche die früheren Jahrhunderte geschaffen, die nachfolgenden Geschlechter als heiligen Schatz gehütet und gemehrt hatten! Nicht nur die Theologie empfand die Wohlthat einer gründlichen und richtigen Exegese der Religionsurkunden, so daß auf Grund eingehender Bibelstudien eine neue protestantische Kirchenwissenschaft ausgebildet werden konnte, auch die Jurisprudenz erlebte einen Umschwung.

Wie in der Theologie über den Kirchenvätern und den scholastischen Auslegern die Heil. Schrift selbst zurückgetreten war und das „Sentenzbuch" des Petrus Lombardus (VI, 608) jahrhundertelang als Lehr- und Glaubensnorm galt, so waren auch die Rechtsquellen durch die Schriften der Glossatoren (VII, 321) verdunkelt und verdrängt worden und die Kompilation des Accursius von Bologna, vorzugsweise die „Glossa" genannt, hatte ein gesetzgeberisches Ansehen erlangt. Die beiden Wissenschaften teilten alle äußeren und formalen Erscheinungen. „Der leere Formalismus, der haarspaltende Scharfsinn, die Kunst der unendlichen Distinktionen, Limitationen und Ampliationen, deren Besitz dem damaligen Gelehrten erst das Meisterrecht gab, alle diese Fertigkeiten bildeten auch in der Jurisprudenz die herrschende Virtuosität." Man stritt nicht um das Verständnis der Quellen, sondern um die verschiedenen Meinungen über die Quellen. Erst mit Bartolus und seinem Schüler Baldus war zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine frischere Exegese der Urkunden eingetreten. Seitdem hatte der Besuch der italienischen Hochschulen durch deutsche Rechtsbeflissene immer mehr zugenommen. Jahraus, jahrein zogen deutsche Gelehrte über die Alpen, um auf den berühmten Universitäten Italiens das fremde Recht zu lernen, und kehrten mit der Würde akademischer Grade geschmückt und mit dem Nimbus transalpinischer Gelehrsamkeit umgeben, in ihr Vaterland heim, um hier die gewonnenen Schätze des Wissens zu verwerten. Mehr und mehr war seitdem das römische Recht von den Universitäten und der Gelehrtenstube in die Praxis gedrungen und bei den Gerichten, besonders in den Reichsstädten, zur Anwendung gekommen, mochten auch hier und da die Schöffen über die Umgestaltung der Rechtspflege unter den Händen halbwissender und eigennütziger „Schreiber" sich ereifern und von „Barteln und Baldeln (Bartolus und Baldus) und andern Doktoren" nichts wissen wollen. Populäre Rechtsbücher, unter denen der „Laienspiegel" von Ulrich Tengler und als Ergänzung dazu der „Klagspiegel" des uns wohlbekannten Straßburger Rechtsgelehrten und Volksdichters Sebastian Brant eine große Bedeutung und Verbreitung erlangten, führten die römische Jurisprudenz dem Verständnis näher und dienten der großen Menge halbgelehrter

Sachwalter, Notare und Schriftführer als Hilfs- und Handbücher bei allen Rechtsfällen. So war durch populäre Werke und juristische Encyklopädien in der Landessprache wie in lateinischen Texten in der deutschen Nation bereits für die Aufnahme des römischen Rechts der Boden bereitet und der Glaube an dessen Gültigkeit weit verbreitet, als der Humanismus und die Wiederbelebung der antiken Wissenschaften auch in der Jurisprudenz eine neue Epoche begründete. Das Studium der römischen Rechtsquellen, welche unter den Händen der „Glossatoren" durch fremdartige Zusätze entstellt und von einem undurchdringlichen Wald traditioneller Meinungen verdeckt und verdunkelt worden waren, empfing eine neue Gestalt und wissenschaftlichere Bearbeitung, seitdem ein deutscher Gelehrter, Hofmann (Haloander), die nach italienischen Handschriften verbesserten Pandekten und andre Teile des Corpus juris in Nürnberg mit Unterstützung des Stadtrats herausgab und das Ansehen der „Glossatoren" erschütterte. Gelehrte Juristen, unter denen der erwähnte französische Rechtsgelehrte Cujacius (S. 692) den ersten Rang einnimmt, verbesserten den Text durch Vergleichung andrer Handschriften, erklärten die dunkeln Stellen, ordneten das reiche Material und legten den Grund zur systematischen Rechtswissenschaft, unbeirrt durch die gegnerischen Bestrebungen der „Anti-Tribonianer" (Hottoman) und der Verfechter der altdeutschen Rechtsgebräuche. Von der Zeit an ging das mit besonderer Vorliebe gepflegte und ausgebildete römische Recht mehr und mehr ins Leben über und kam in den meisten Ländern Europas neben den heimischen Rechtsinstituten zur Anwendung; die volkstümliche Rechtspflege der alten Schöffengerichte, schon seit Jahren nur auf geringfügige Fälle oder auf eine formelle Praxis beschränkt, welkte dahin, bis das ganze Schöffentum an Entkräftung erstarb. Die rechtsübende und richterliche Autonomie des Volks erlag der erstarkenden Staatsgewalt. Wie viele Übel auch diese Herrschaft des römischen Rechts und die wachsende Autorität der gelehrten Juristen bei allen wichtigen Rechtsfällen im Gefolge haben mochte, so konnte doch nur auf diesem Weg ein geordneter Gerichtsgang mit Beseitigung so vieler überlieferter Mißbräuche ermöglicht und angebahnt werden. Schon fing man an, die Anwendbarkeit der Folter bei gerichtlichen Untersuchungen in Frage zu ziehen, manche im Herkommen wurzelnde Mißbräuche und Rechtsungleichheiten anzufechten.

Die Carolina. Wie sehr auch die von Kaiser Karl V. als Reichsgesetz erlassene und nach ihm Carolina genannte peinliche Gerichtsordnung noch durch ihre harten Strafbestimmungen und die Zulassung der Tortur ihren mittelalterlichen Ursprung verrät, dennoch war sie im Vergleich zu der grausamen und willkürlichen Gerichtsanarchie früherer Zeit eine wohlthätige, auf juristischen Studien und vernünftigen Anschauungen beruhende Reform des Strafrechts, ein großer Fortschritt zu einem einheitlichen verbesserten Prozeßverfahren auf Grund humanerer wissenschaftlicher Rechtsauffassungen. An der Aufstellung der aus einer Verschmelzung römischer und deutscher Rechtsbestimmungen zusammengesetzten Konstitution hatte der in den früheren Blättern mehrfach erwähnte fränkische Freiherr Johann von Schwarzenberg, Landhofmeister des Fürstbischofs

von Bamberg, den größten Anteil, wenngleich die aus seinen Arbeiten hervorgegangene Reichskriminalordnung erst einige Jahre nach seinem Tod auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahr 1532 zur Annahme gelangte. Der Partikularismus der Einzelstaaten widerstrebte lange ihrer Einführung und die sogenannte „Salvatorische Klausel" setzte auch in der Folge der Anwendung Schranken. Wie sehr indessen immer der Zeitgeist versuchte im Rechts- und Gerichtswesen wie in allen andern Lebensordnungen humanere Sitten und Anschauungen zu erzeugen, den Hexenprozessen vermochte er nicht zu wehren, vielmehr sind dieselben gerade im Reformationszeitalter erst recht epidemisch geworden. Einer Seuche gleich griffen sie um sich, sprangen von einem Land in das andre über, erreichten Höhepunkte, um zeitweise wieder abzunehmen und dann mit neuer Heftigkeit zu erwachen. Kinder von acht und Greise von achtzig Jahren, Arme und Reiche, Edelherren und Geschäftsleute, Bürgermeister und Rechtsgelehrte, Ärzte und Naturforscher, Domherren und Minister, Marionettenmänner und Schlangenzähmer haben als Zauberer den Scheiterhaufen besteigen müssen. Im Namen von Königen und von Magistraten, von Bischöfen und Landjunkern sind die Bluturteile gesprochen worden. In dem kleinen Stift Bamberg wurden innerhalb fünf Jahren an sechshundert, in dem nicht viel größeren Bistum Würzburg in einem ähnlichen Zeitraum an neunhundert Opfer verbrannt, in dem ganz kleinen Stift Fulda an zweihundert innerhalb drei Jahren. Im Braunschweigischen, wo die Einführung der Reformation heftige Kämpfe verursachte, wurden vollständige Hekatomben diesem Moloch geopfert. In der Göttinger Chronik heißt es zum Jahr 1561: der Magistrat von Göttingen sei so sehr mit Hexenprozessen beschäftigt gewesen, daß fast kein altes Weib vor der peinlichen Untersuchung und dem Scheiterhaufen sicher war.

Auch auf andern wissenschaftlichen Gebieten ließ sich bald der Einfluß der humanistischen Studien bemerken. Die Heilkunde, die unter den Händen der Araber und Juden zu einem System empirischer Lehren und Traditionen geworden war, welches dann durch Vermittelung der Italiener seinen Weg auf die deutschen Universitäten gefunden hatte, lenkte wieder in die von Hippokrates und Galenus vorgezeichnete Bahn der Erforschung und Prüfung des menschlichen Körpers ein. Schon Paracelsus, den wir im vorigen Band kennen gelernt haben (S. 922), gab den Anstoß zu einer Reform der medizinischen Wissenschaft, wenngleich der phantastisch angelegte Mann von den Bücherlehren ganz absah und allein in der Beobachtung und Erforschung der Natur und ihrer Kräfte und Elemente die richtige Erkenntnis und Heilkunst suchte. Aber als der Wittenberger Professor Johann Cornarus den Text des Hippokrates herstellte, als die Schriften Galens' in ihrer echten Gestalt bekannt wurden, lenkte die medizinische Wissenschaft in gesundere Bahnen ein, indem sie auf die von den Griechen und Römern aufgestellten Gesetze und Bezeichnungen zurückgriff, deren Systeme, Erfahrungen und Terminologien sich aneignete, damit aber zugleich die von der sich entwickelnden Naturwissenschaft dargebotenen Hilfsmittel und die Resulate unmittelbarer Beobachtung und Untersuchung verband. Es war ein großer Fortschritt, daß man in Wittenberg anfing, Leichensektionen vorzunehmen und dadurch den Weg zu einer wissenschaftlichen Anatomie zu bahnen. Diese erhielt dann eine feste und sichere Grundlage durch den kaiserlichen Leibarzt Andreas

Medizin und Naturwissenschaften.

Vesalius, geboren zu Brüssel 1514 aus einer Familie, die sich nach ihrer Heimatstadt Wesel benannte. Derselbe legte seine vieljährigen sorgfältigen Erforschungen in einem Werk über den Bau des menschlichen Körpers nieder, das von Johann von Calcar, einem Schüler Tizians, mit genauen anatomischen Tafeln versehen ward. „Die Vorstellungen des griechischen Altertums," sagt ein geistreicher Fachmann, „sind so sehr in Blut und Saft aller späteren medizinischen Litteratur übergegangen, daß sogar die populären Traditionen der meisten Kulturvölker aus dieser Quelle hervorgingen. Man kann dreist sagen, daß noch jetzt die Mehrzahl der Ärzte und der Völker galenisch denkt." Die Beschäftigung mit den Dingen der Natur, auf welche seit Paracelsus der Sinn der Ärzte gerichtet war, führte zur Erforschung der Naturreiche und zur Einteilung, Aufzeichnung und Beschreibung der Tier- und Pflanzenwelt, der Mineralien und Metalle. Indem man alles, was in den Schriften der Alten über die Naturgegenstände enthalten ist, zusammenstellte, ordnete und mit den heimischen Namen, wie sie sich im Volksmund gebildet, verglich, kam man zu den Anfängen einer Naturgeschichte der drei Reiche. Wie Georg Agricola, den wir früher kennen gelernt (IX, 923), durch solches Verfahren der Schöpfer der wissenschaftlichen Mineralogie ward, so hat Konrad Geßner, geb. 1516, in Zürich durch seine Arbeiten über Zoologie und Botanik, insbesondere durch seine „Geschichte der Tiere" sich den Namen des deutschen Plinius erworben, und Valerius Cordus aus Erfurt, der den Studierenden in Wittenberg die Pflanzenwelt der Alten erklärte, hat mit so unermüdlichem Fleiß im sächsischen Hochlande und in Italien seine botanischen Forschungen betrieben, daß er sich darüber einen frühen Tod im ungewohnten Klima zuzog. Er starb in Rom im Jahr 1544. Man fand bald, daß die Kenntnisse der Alten in diesen Gebieten sehr mangelhaft und lückenhaft waren, und indem man durch eignes Sammeln und Forschen das Material nach allen Seiten vermehrte und in Klassen und Ordnungen brachte, kam man zu den Anfängen wissenschaftlicher Systeme über alle Teile der Naturkunde. Und welche Ausbeute gewährte erst die neue Welt, die mehr und mehr der europäischen Menschheit erschlossen ward! Schon wurden auch Beobachtungen über Magnetismus angestellt und die Grundgesetze und Fundamentallehren der Physik entdeckt, auf denen dann die folgende Generation weiter baute. Wir werden später die großartigen Leistungen kennen lernen, welche durch Kepler, Galilei u. a. auf Grund der Kopernikanischen Offenbarung für die Erkenntnis des gesamten Universum in seiner Ordnung und Gesetzmäßigkeit vollführt wurden. Für alle diese auf Erforschung und Beobachtung, auf Empirie und Induktion beruhenden Wissenschaften schufen die fortdauernden Entdeckungen jenseits des Ozeans eine so reiche Fundgrube von Erfahrungswahrheiten, eine so fruchtbare geistige Werkstätte, daß die Errungenschaften der Alten, von denen man ausging, sehr bald überholt oder als unbrauchbare Resultate fehlerhafter Voraussetzungen, als unrichtige Hypothesen aufgegeben werden mußten. Und

wie die Entdeckung selbst ihre ersten Impulse und Anregungen von den kosmographischen Arbeiten und Studien der Zeit empfing, so wurden diese nunmehr auf Grund richtiger Erfassung der Wirklichkeit aus dem Reich der Ahnungen, Vermutungen und Träume herausgerissen und auf den Boden der Realität und wissenschaftlichen Wahrheit gestellt. Der Kompaß wurde verbessert, der Globus für beide Hemisphären richtig angelegt und die Verhältnisse der Erde erforscht, so daß Gerhard Mercator aus Flandern, der bei Granvella und Karl V. in hohem Ansehen stand, in Duisburg die Zeichnungen von See- und Landkarten nach einer noch bis auf den heutigen Tag als richtig anerkannten Methode anfertigen konnte. So sehen wir allenthalben eine wunderbare geistige Regsamkeit, die, auf dem Boden des Humanismus und des evangelischen Forschungstriebs erwachsen und aus den Werken des klassischen Altertums die Grundrisse und Bausteine entlehnend, bald eine neue Welt von wissenschaftlichen Systemen schuf, den Schein und die Selbsttäuschung eines dunkeln Zeitalters verscheuchte und Natur, Wahrheit und Vernunft in ihre Rechte einsetzte.

2. Ausführungen.

Die tiefbewegte Zeit vor und während der Reformation, wo die unteren Stände mit den oberen im Kampf lagen, die Handwerkerzünfte dem adligen Rittertum entgegentraten, die Bettelmönche gegen den vornehmen Prälatenstand ankämpften, die neubearbeiteten Werke des klassischen Altertums die scholastische Gelehrsamkeit verdrängten, brachte die komische Volkslitteratur, die zur Ritterpoesie in geradem Gegensatz steht, zur Ausbildung. An die Stelle der feinen, auf Konvenienz beruhenden Sitte der vornehmen Welt trat die grobe Ungeschlachtheit des Volksverkehrs, und der verschrobenen Weisheit und Schulgelehrsamkeit dünkelhafter Theologen und Philosophen gegenüber „bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivität, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit". Sogar an den Höfen machte sich diese Richtung geltend in den Hofnarren, „den weisen närrischen Leuten aus dem Volk", die durch ihre Schalkheiten die mittelalterliche Ritterdichtung vollends untergruben und der steifen Langweiligkeit des höfischen Verkehrs ein populäres Element entgegensetzten, „das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte". Eine große Anzahl komischer Volksbücher, in denen Landstreicher, mutwillige Studenten, Possenreißer und Bauern die Hauptrollen spielen, suchen die Naturtriebe und die ursprüngliche Roheit des Menschen gegen Verfeinerung und Anstand zu Ehren zu bringen und setzen die Lebensweisheit der Sprichwörter, Volkswitze, Schnurren und Fabeln der hochtrabenden Gelehrsamkeit und tiefsinnigen Weisheit entgegen. Das Volk, das sich seiner Kräfte bewußt geworden und seinen gesunden Verstand und seine derbe Natur achten gelernt, strebte nach Vereinfachung der verwickelten und unnatürlichen Verhältnisse des Mittelalters, um den Naturzustand, freilich oft in einer allzugroßen Nacktheit und Roheit, zurückzuführen und auf elementaren Stoffen eine neue Kultur aufzubauen. Die ältesten Bücher der Art sind der Pfaffe Amis von dem erwähnten österreichischen Dichter Stricker (VII, 495) und das auf einer uralten, wahrscheinlich morgenländischen Volkserzählung beruhende und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts umgearbeitete Gedicht Salomon und Morolf (Markolf).

1. Schwänke und Volksbücher.

In dem Amis wird ein englischer Priester dargestellt, der anfangs ein weiser, freigebiger Mann ist, aber um seiner Tugenden willen Neid und Druck von seinen Obern zu leiden hat. Er muß vor dem Bischof ein Examen bestehen, worin er die ihm vorgelegten Fragen, die unauflösbaren Rätseln gleichen, z. B. wie viele Tage seit Adam verflossen, in Eulenspiegelscher Weise oder wie der Schäfer in Bürgers „Abt von St. Gallen" mit Geschicklichkeit und List löst. Als er aber am Ende einsieht, daß Tugend nur zu Schaden führt, ergibt er sich der Gaunerei und einem Strolchenleben und betrügt bald als Reliquienkrämer, bald als Kaufmann, bald als Maler durch schalkhafte Streiche hoch und niedrig, bis ihn zuletzt die Reue ergreift und er in ein Kloster geht, um Gott zu dienen und das ewige Leben zu erwerben. — In dem Markolf (mit welchem Namen man die Hofnarren fortan belegte) wird der bäurische Mutterwitz als Wahrheit und Weisheit, die sich in Thorheit kleiden muß, der höfischen Bildung, die Salomo repräsentiert, entgegengestellt. Morolf, der häßliche, plebejische Gegensatz zu dem königlichen Weisen Salomo, verspottet dessen Weisheit in schalkhafter und gemeiner Art und macht sie zu schanden. Dieses Schelmenbuch bildet den zweiten Teil einer ernsten epischen Erzählung von Salomo, der im Krieg mit Pharao, dem Entführer seiner Gattin vermittelst eines Zauberrings, in Gefangenschaft gerät und von Morolf gerettet wird.

Ein andres vielgelesenes Narrenburch ist der Pfaffe von Kalenberg, worin die Schwänke eines Mannes geschildert sind, der sich zuerst als Student am Hofe des Herzogs von Österreich durch einen Scherz eine Pfarre, dem Thürsteher aber eine Tracht Prügel verschafft, im Verlauf seines vielgestalteten Lebens alle, die in seine Nähe kommen, foppt und prellt und zuletzt als Hofnarr Ottos des Fröhlichen († 1339) endet, desselben Enkels Rudolfs von Habsburg, auf dessen lustigen Rat, Ritter Neidhart Fuchs, viele Züge und Gedichte aus der in der Volkssage mythisch gestalteten Lebensgeschichte des alten Minnesängers Nithart (VII, 469) übertragen wurden, die sich als „wunderbarliche Gedichte und Historien" erhalten haben. Peter Leu, der „andre Kalenberger", eine jüngere Nachahmung ähnlichen Inhalts, worin die Streiche, Betrügereien und Narrenpossen eines aus Armut und Niedrigkeit zum Geistlichen sich aufschwingenden verschlagenen Gesellen dargestellt sind, scheint ebenfalls auf eine wirkliche Persönlichkeit gegründet. — Am bekanntesten aber ist der Till Eulenspiegel, ein Volksbuch, das unzählige Male bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Eulenspiegel ist der Vertreter der fahrenden Leute. Er treibt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholastikus umher und arbeitet auf jedem Handwerk. Er verrichtet alle Aufträge, aber nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaut nach, und macht es dadurch niemand recht; er parodiert die Sprichwörter, indem er sie nach Art unsrer Krähwinkler Karikaturen wörtlich nimmt; er ist dreist im Handeln und Disputieren und die Wahrheit sagen ist sein Gewerbe, nur daß es in einer groben Manier und nicht selten mit sichtbarer Schadenfreude geschieht. Sein Witz ist der „Witz der Landfahrer und wandernden Handwerksgesellen, der nicht gemacht und nicht erfunden, sondern mit dem Handwerk selbst erzeugt, wirklich erlebt und erfahren ist". Das Buch, dessen Held zum sprichwörtlichen Gattungsbegriff ward, ist wohl aus den im niederdeutschen Volk heimischen und vielfach umhergetragenen Stoffen durch Thomas Murner zusammengestellt worden. Namen und Örtlichkeit weisen auf das Magdeburger und Braunschweiger Land als ursprüngliche Heimat.

Eine Menge ähnlicher Schwänke, Anekdoten und Schelmenstreiche schrieb man dem griechischen Fabeldichter Äsop zu, dessen erdichtete Lebensgeschichte, die sich selbst zur Fabel gestaltet hatte, im fünfzehnten Jahrhundert aus dem Lateinischen übersetzt

wurde. An seinem im Narrengewand auftretenden Mutterwitz und natürlichen Verstand, an seiner Schlauheit und Weltkenntnis wird alle Philosophie und Gelehrsamkeit zu schanden. Auch das weitverbreitete Volksbuch von dem Erzschwarzkünstler Doktor Johann Faust gehört wegen seiner komischen Zauberspäße hierher, wenngleich die Sage auch eine ernstere, tiefere Bedeutung hat, wie sie Goethe auffaßte, nämlich „neben dem sinnlichen Hang der Lebenslust zugleich die Strebsucht nach erhöhter Einsicht des Geistes". In dem Finkenritter werden wie in unserm Münchhausen Lüge, Märchen und Unsinn aufgetragen; im Grobianus, einer zuerst lateinisch von Dedekind, dann deutsch von Kaspar Scheidt aus Worms bearbeiteten volkstümlichen Dichtung, werden die groben Manieren geschildert, in der Absicht, daß der Leser „das Widerspiel davon thue"; und im Lalenbuch, oder, wie der ursprüngliche Titel lautet, in den „Schildbürgern", einer Sammlung uralter, im Volk lebender und schon frühe lateinisch bearbeiteter Schwänke, werden die Narrheiten einer ganzen Gemeinde dargestellt. Die Lalenbürger sind anfangs so weise, daß sie an alle Höfe berufen werden. Während ihrer Abwesenheit aber sinkt ihr eignes Gemeindewesen unter den Händen der Frauen, daher ergeben sie sich der Thorheit und begehen eine Menge toller Streiche, wobei der Schultheiß die Hauptrolle spielt. — Überall sieht man den Gegensatz gegen die höfische Bildung. Thorheit, Unsitte und Roheit werden gepriesen und Bauern, Narren und Landstreicher sind die Lieblinge des Volks. Selbst der Teufel macht den Schalksnarren und bildet ebenso den Gegensatz gegen die Heiligengeschichten, wie der Volkswitz gegen das vornehme Ritterwesen.

Bisher hatte die didaktische Poesie vorzugsweise die Entartung der höheren Stände, den Verfall des Frauendienstes, die Erwerbsucht des Adels, die Hoffart der Geistlichkeit gerügt. Auch Konrad Vintler aus Tirol hielt sich in seinem einem italienischen Werk nachgebildeten Lehrgedicht „Die Blume der Tugend" noch wesentlich in dieser Richtung. Jetzt aber, wo die niederen Stände in die Höhe gekommen waren, wo das Volk die ursprüngliche natürliche Roheit wieder zur Geltung gebracht hatte, wo die derbe Volkslitteratur sich allzu breit machte, mußte dieser hohen Naturkraft ein Damm entgegengestellt werden. Dies that der Rechtsgelehrte Sebastian Brant (Titio) von Straßburg in seinem „Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien", das trotz seiner unpoetischen Form ein epochemachendes Werk ward und nicht nur eine Menge Herausgeber, Erklärer und Nachahmer fand, sondern auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Brants ganze Natur war wesentlich von dem Streben nach praktischen Zielen durchdrungen. Er stand von Anfang an mitten in der Bewegung seiner Zeit und erfaßte in ihr, im geraden Gegensatz zu Erasmus, die volkstümliche, politische und sittliche Seite. So entstanden sein Narrenschiff als ein echtes volkstümliches Lehrgedicht und seine Carmina an den Kaiser Maximilian voll patriotischen Gefühls. In diesem Sinne war er schon früher bei der Herausgabe und Verbreitung älterer Schriften lehrhaften Inhalts thätig. Zuerst in Basel als Rechtslehrer wirkend, wo auch 1494 sein Narrenschiff erschien, siedelte er, verstimmt daß sich jene Stadt vom Reich getrennt, im Jahr 1500 nach seiner Vaterstadt Straßburg über und erhielt daselbst auf die Empfehlung seines Landsmanns Geiler von Kaisersberg das Amt eines Stadtschreibers, das er bis an seinen Tod am 21. Mai 1521 beibehielt, ungeachtet ihn Kaiser Maximilian zu seinem Rat und zum Pfalzgrafen und Beisitzer des Reichskammergerichts ernannte. Brant blieb der Jurisprudenz treu und verfaßte mehrere praktische Rechtsbücher, unter denen sein „Klagspiegel", ein Seitenstück zu Tenglers Laienspiegel, eine große Verbreitung erlangt hat. Beide Werke waren durch das ganze sechzehnte Jahrhundert die bedeutendsten Vertreter der populären Jurisprudenz. — Brant geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände, und zwar

2. Brants Narrenschiff.

Seb. Brant. 1458–1521.

in Ton und Manier der Volksdichtung, gegen die er doch zu Feld zieht. Er bekämpft zuerst die neue Litteratur „des heiligen Grobianus", die da lehre, daß man die höfische Sitte umstoßen und den Trieben einer ungezähmten Natur freien Lauf lassen solle, was zu Narrheit und Sünde führe. Doch will er nicht die früheren Sitten zurückholen, er ist kein Lobredner des Alten und Tadler des Neuen, sondern er stellt ein höheres Prinzip der Moral auf, die praktische Tugend der alten Welt, und von diesem Standpunkt aus bekämpft er alle widerstrebenden Richtungen. Er behandelt die Laster nicht als Sünden, die Gott strafe, sondern als Thorheiten, die der menschlichen Vernunft widerstreben und die man daher schon im Gefühl der Menschenwürde ablegen müsse. Er preist Kirchlichkeit, religiöse Gesinnung und Strenggläubigkeit; rügt aber die Entartung des Klerus, die verderbliche Werkheiligkeit und die träge Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ohne eigne Anstrengung. Er eifert gegen abergläubische Wahrsagerei, gegen die Reisesucht, die nicht die Vermehrung der Kenntnisse zum Zweck hat, gegen nutzlose Vielwisserei, gegen Schreib- und Druckwut und gegen die einreißende Büchermasse — ihm hat nur die Weisheit Wert, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist die Selbsterkenntnis der Mittelpunkt seiner Lehre; darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren praktische Weisheit, vor Selbstsucht und Eigennutz geschützt, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt, in Staat und Leben gute Ordnung, Recht und gesetzliche Freiheit geschaffen habe, indes jetzt unter dem herrschenden Egoismus die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde gehe. An den unteren Klassen rügt er den Übermut und die Hoffart, die jeden antreibe, sich über seinen Stand zu erheben, die Kleiderpracht und die Genußsucht, die wieder Habgier, Neid und Unmoralität erzeugen, den Verfall der Sitten unter den Bauern, von denen jetzt der Städter Betrug und Wucher lernen könne. Er preist die Armut als die Mutter der Tugend, stellt das Glück der Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit dem weltlichen Jagen und Treiben und der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber und weist auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Gleichheit aller Menschen im Grabe hin. Wer wohl gestorben sei, der brauche kein Mausoleum, der Stern, der über ihm leuchtet, sei das schönste Grabmal. Wie mächtig der Eindruck des Narrenschiffs trotz seiner unpoetischen Form und Sprache auf die Zeitgenossen war, beweisen die vielen Ausgaben mit bezeichnenden Holzschnitten, die Brant selbst entworfen, beweisen die zahllosen Nachbildungen und Übersetzungen, beweist vor allem der Umstand, daß einer der stärksten
Geiler von Kaisersberg. 1455–1510. Geister seiner Zeit, der genannte **Geiler von Kaisersberg** geboren in Schaffhausen, im Elsaß und in Basel erzogen und in Straßburg als vielgefeierter Prediger wirkend, den Inhalt der einzelnen Kapitel des Buchs zu Predigttexten benutzte. Geiler von Kaisersberg war in Glauben und Lehre konservativ, aber der entarteten Geistlichkeit abhold, ein Sittenverbesserer mit einer Neigung zur Satire und zum volkstümlichen Humor, geehrt und einflußreich bei hoch und niedrig, aber auch angefeindet von allen, die seine freimütige Kritik empfindlich traf. Manches aus Geilers Predigten hat der
Pauli. 1455 bis nach 1530. Barfüßermönch **Pauli** in Straßburg, der sie herausgab, bei seinem eignen Volksbuch „Schimpf und Ernst" benutzt, einer Sammlung von Schnurren und Schwänken, „um den geistlichen und weltlichen Sündern in Klöstern, Schlössern und Burgen schimpfliche und kurzweilige Exempel zur Belustigung von der Strenge ihres Lebens zu geben," Stoffe für „Osterspiele", womit die Prädikanten nach der Predigt am Ostermontag die Zuhörer zu unterhalten pflegten, „um die schläfrigen Menschen zu erwecken. Paulis Schimpf und Ernst ist voll Leben und Bewegung. „Das Lob der Wahrheit, die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, an dem Takt der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht

überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Ärzte, Gelehrte werden aufs stärkste mitgenommen.

Der Franziskanermönch **Thomas Murner** war ein Landsmann und Nachahmer von Seb. Brant, stand aber an Charakter und sittlicher Würde demselben nach. Murner war ebenso unbeständig und leidenschaftlich, wie Brant ruhig und besonnen, und während dieser die Ausbrüche einer ungebändigten Natur in Litteratur und Leben zu hemmen suchte, bereicherte Murner die „grobianische“ Litteratur mit rohen, plebejischen Ausdrücken, mit Flüchen und Schimpfwörtern. Von vielseitigen Kenntnissen, aber ohne Tiefe und Gründlichkeit, hat er sich in allen Wissenschaften versucht, in Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und in Volksdichtung; aber wie er sich im Leben unstät bald im Elsaß, bald in der Schweiz, bald in England, bald in Deutschland (Heidelberg und Freiburg) umhertrieb, nirgends geliebt und vielfach verfolgt, so war er auch in seinen Ansichten eine unstäte Wetterfahne. Anfangs galt er wie Reuchlin, Hutten u. a., für einen Anhänger der neuen Richtung und in diesem Geist sind auch seine ersten Werke, die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft (1512), gedichtet. Gleichwohl dachte er dabei ein guter Katholik zu bleiben und trat nach Ausbruch der Reformation in der Schweiz als ihr Gegner auf, stand im Sold Heinrichs VIII. von England und wurde namentlich ein Feind und Lästerer Luthers und seiner Anhänger, die er nun mit Schmähungen überschüttete und in Spottgedichten angriff („von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“). Dafür wurde er denn von seinen ehemaligen Meinungsgenossen und allen Freunden der neuen Bildung mit gleicher Münze bezahlt. Der Dr. Murnarr war neben Eck die Hauptfigur der volkstümlichen Polemik und Satire. In der Narrenbeschwörung, die Kaiser Max das andre Narrenschiff nannte, verhöhnt er im Geiste der satirischen Volkslitteratur, die wir früher kennen gelernt, aufs derbste die unpraktische Gelehrsamkeit, die Habsucht, Unwissenheit und Entartung des Klerus, den unpatriotischen Egoismus der Regenten und Fürsten, die Rabulisterei der Advokaten, die Raub- und Rauflust des Adels, welcher das Kaufmannsgut als die ihm von Rechts wegen gebührende Beute, die Stellen in Stiftern und Klöstern als die seinen Kindern naturgemäß zustehenden Pfründen betrachtete; in der Schelmenzunft (worin Sprichwörter das Thema zu den Satiren abgeben) züchtigt er die Laster und Gebrechen des geselligen Verkehrs, die Unsitte der Schlemmerei und Trunksucht, die Thorheit der politischen Kannegießerei. In seiner „geistlichen Badefahrt“ geht er alle einzelnen Badeverrichtungen durch, um das Bild der Abwaschung sündiger Unreinheit auszuführen. In der „Mühle von Schwindelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit“, einem Werk, das als Vorläufer seiner „Gäuchmatt“ in Prosa mit untermischten Versen angesehen werden kann, behandelt er das abgemähte Feld von Liebesgeschichten mit wenig Witz und großem plebejischen Behagen.

Thomas Murner. 1475–1536.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erhielt auch die niederländische allegorisch-epische Tiersage Willems vom **Reineke Fuchs** ihre jetzige Gestalt. Wer aber der Bearbeiter des im Jahr 1498 zum erstenmal in Lübeck gedruckten niederdeutschen Reineke Vos war, ob Heinrich von Alkmar, Erzieher eines lothringischen Prinzen, oder Nikolaus Baumann, oder der Drucker Hermann Barkhusen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Hinrik Alkmar, der in der ersten niederdeutschen Vorrede zum Reineke sich den Übersetzer aus welscher und französischer Sprache in „dudische Sprake“ nennt, hat das Buch mit Kapitelüberschriften und einer prosaischen Glosse versehen. Wir haben die Entstehung und Bedeutung des Tierepos vom Fuchs und Wolf früher (IX, 356) kennen gelernt. In dem merkwürdigen, aus tiefer Welt- und Menschenkenntnis hervorgegangenen Gedicht, der satirischen Schilderung des Hoflebens, werden die Eigen-

3. Reineke Fuchs.

schaften der gemeinen Menschennatur, Eigennutz, Hab- und Genußgier, Selbstsucht, woraus Betrügerei und Übervorteilung des Einfältigen und Dummen durch den Klugen, Unterdrückung und Bewältigung des Schwachen durch den Starken hervorgehen, niedrige Denkart und ungebändigte Triebe und Leidenschaften versinnlicht dargestellt an dem Leben und Treiben der Tiere, in deren instinktivem Wesen sich die Naturanlage getreuer abspiegelt als bei den Menschen, und insbesondere wird an dem Beispiel des Fuchses (Reineke), der durch seine Schlauheit, seine Verlogenheit, seine Heuchelei und seine beredte Frechheit über seine Feinde, den Wolf (Isegrim) und den Bären (Braun) stets den Sieg davon trägt, die Lehre begründet, daß geistige Überlegenheit, List und Talent in der großen Welt mehr vermögen, als Macht, Stärke, hohe Geburt und andre Eigenschaften, und daß Schwachheit und Einfalt stets den Kürzeren ziehen. Man wollte geschichtliche Beziehungen zu dem herzoglichen Hof von Lothringen darin finden.

Inhalt: Nobel, der König, hat einen allgemeinen Landfrieden für alle Tiere geboten. Aber Reineke hat sich vieler Übertretungen schuldig gemacht; er hat alle Gesetze verachtet, mit Völkerrecht und Religion seinen Spott getrieben, durch Lüge und Heuchelei, durch List und Betrug, durch Falschheit und Wortbruch die größten Frevelthaten ausgeführt, Mord und Raub verübt, die Ehe geschändet, die ärgsten Laster mit Hohn und Übermut begangen. Alle Tiere treten als Kläger wider ihn auf. Vergebens sucht Grimbart, der Dachs, ein geschickter Advokat und Reinekes Verwandter, den Verklagten zu rechtfertigen; kaum hat er seine Rede geendigt, so wird auf einer Bahre von einem Trauergeleite die Henne herbeigebracht, welche durch die Nachstellungen und die Heimtücke Reinekes das Leben verloren. Nun wird der Frevler vor Gericht geladen. Braun, der Bär, einer seiner größten und mächtigsten Widersacher, überbringt die Ladung, Reineke weiß aber sowohl ihn, als den zweiten Boten, Hinze, den Kater, durch lügnerische Vorspiegelungen ins Verderben zu stürzen, indem er ihre Gier und Gefräßigkeit reizt, so daß sie geschändet und schrecklich zugerichtet nach Hof zurückkehren. Nun übernimmt Grimbart, der Dachs, die Ladung. Ihm folgt Reineke. Nachdem er dem Begleiter auf dem Wege seine Sünden gebeichtet und eine leichte Absolution erhalten, trifft er mit dem Neffen bei Hof ein. Hier wächst die Zahl der wider ihn vorgebrachten Klagen zu solcher Höhe, daß keine Verteidigung sie zu entkräften vermag. Reineke wird zum Tode verurteilt. Schon steht er auf der Leiter, schon schickt der Kater sich an, ihm den Strick um den Hals zu schlingen, da fleht er, daß ihm noch einmal gestattet werde, zu reden: und nun schildert er, wie er einst eine Verschwörung entdeckt und vereitelt habe, deren Zweck gewesen sei, den Löwen vom Thron zu stoßen und Braun, den Bären, an dessen Stelle zu setzen. Sein eigner Vater, der alte Reineke, sei in die Verschwörung verflochten gewesen. Er habe sie belauscht und das Unternehmen dadurch vereitelt, daß er den reichen Schatz des Königs Emerich, worauf die Verschwornen ihre Hoffnung gesetzt, an eine andre Stelle getragen; seinem Vater sei dies so zu Herzen gegangen, daß er sich aus Ärger und Scham erhängte. Nun legt die Königin, die lüstern ist nach dem reichen Königsschatz, Fürbitte für Reineke ein. König Nobel spricht ihn frei und läßt ihn von der Leiter herabsteigen, zum großen Verdruß der übrigen Tiere. Er soll nun den König nach dem verborgnen Schatz geleiten, aber der Bann des Papstes, den sich Reineke wegen Isegrim zugezogen, drückt ihn sehr, er will sich ohne Aufschub als Pilger nach Rom begeben und die Absolution erflehen. Der König billigt seinen Entschluß und nimmt ihn wieder zu Gnaden an; zu seiner Pilgerreise gibt er ihm ein Ränzel vom Fell des Bären und zwei Paar Schuhe von dem Wolf und der Wölfin. Mit einem Ehrengeleit versehen und von dem Widder Bellyn, dem Kaplan des Königs, gesegnet, zieht Reineke ab; auf seine Bitte begleiten ihn Lampe und Bellyn nach Malepartus. Der letztere bleibt auf der Weide vor der Pforte. Lampe aber folgt dem Fuchs in die Burg. Dort erwürgt ihn Reineke und verzehrt das Fleisch mit

Weib und Kind, den Kopf aber steckt er in das Ränzchen, schließt es fest zu und gibt es Bellyn mit dem Auftrag, es dem König zu überreichen, es seien wichtige Briefe darin; würde Bellyn dem König sagen, daß er dazu seinen Rat gegeben, so würde er sich dadurch in hohe Gunst setzen. Aber er möge ja den Knoten des Täschchens nicht öffnen. Der bethörte Widder richtet den Auftrag aus. Nobel gerät in Zorn und Betrübnis und gibt dann auf den Rat des Leoparden den verräterischen Diener den gekränkten Baronen Braun und Isegrim zur Sühne. — Wiederum wird ein großes Hoffest gefeiert, wozu alle Tiere geladen sind. Da stören die Klagen des Kaninchens und der Krähe über neue Frevel und Nachstellungen die Tafelfreuden des Königs und seiner Barone. Nobel schwört bei seiner „ehelichen Treue", daß er den Frevler und Heuchler bestrafen werde. Umsonst warnt die Königin vor Übereilung, das Geschlecht sei groß und angesehen; der König ruft seine Vasallen unter die Waffen; sie wollen Malepartus belagern. Da eilt der Dachs voll Angst zu Reineke, um ihn von dem bevorstehenden Sturm zu unterrichten. Reineke nimmt scheinbar die Sache leicht, beschließt aber doch, mit dem Neffen nach Hofe zu gehen, um die drohende Gefahr womöglich abzuwenden. Unterwegs beichtet er dem Dachs seine Sünden, meint aber dabei, am Hofe machten sie es ebenso, auch der König und seine Barone raubten und mordeten und niemand wage ihnen die Wahrheit zu sagen, kleine Diebe hänge man, die großen verwalteten Land und Schlösser. Ebenso schlimm sehe es in der Kirche aus: die Prälaten suchten ihre unehelichen Kinder zu erhöhen und zu bereichern, in den Klöstern herrsche Wohlleben und Scheinheiligkeit; überall heiße es: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine! Grimbart mahnt ihn, nicht fremde Sünden zu beichten! Sie treffen Martin, den Affen, der im Begriff ist nach Rom zu reisen; er verspricht Reineken Fürsprache und Beistand, daß er von dem Bann gelöst werde, und verweist ihn an sein Weibchen Riechgenau, welche bei der Königin und bei dem König viel gelte. Unterdessen werde man in Rom, wo Geld alles vermöge, wo Kardinal Nimmersatt alle Macht in Händen habe, sein Schreiber Johann Partei und der päpstliche Notar Krümmsrecht samt den Richtern Moneta, Nummus und Denarius im Namen des alten und schwachen Papstes das Recht sprächen und er an seinem Oheim Simon und an einer Freundin des Kardinals einflußreiche Gönner besitze, Reinekes Sache zu einem guten Ende führen. Voll Zuversicht tritt nun Reineke vor den königlichen Richterstuhl, preist die Gerechtigkeit und Weisheit des Königs, weist die Verbrechen, deren man ihn angeklagt, als verleumderische Verdrehungen des wahren Sachverhalts zurück und erbietet sich, durch einen gerichtlichen Zweikampf seine Unschuld zu beweisen. Die Krähe und das Kaninchen, neben dem Wolf und dem Bären die Hauptkläger, schleichen sich nun vom Hof weg und wagen nicht in Reinekes Gegenwart ihre Anklage aufrecht zu halten. Isegrim und Braun verlangen jedoch den Tod des Verräters und Mörders und der König ist entschlossen, ihnen zu willfahren. Er zürnt sehr wegen der Ermordung Lampes. Riechgenau, die Äffin, weiß indessen mit kluger Rede seinen Zorn zu beschwichtigen: sie führt dem König zu Gemüt, wie ihm Reineke durch klugen Rat oft aus der Verlegenheit geholfen, wie groß dessen Anhang und Verwandtschaft seien, die er sich durch seine Bestrafung zu Feinden mache, wie roh, gewaltthätig und eigennützig der Wolf und der Bär bei allen Gelegenheiten zu handeln pflegten. Ist der Löwe schon durch diese Fürsprache milder gestimmt, so weiß Reineke durch neue Lügen und heuchlerische Reden die Umstände noch günstiger zu gestalten. Er jammert über Lampes schreckliches Schicksal, von dem er jetzt erst Kunde erhalte. Bellyn müsse ihn auf dem Wege ermordet haben, um sich die herrlichen Schätze anzueignen, die Reineke beiden mitgegeben als Geschenke für den König und die Königin. Darunter sei gewesen ein Ring von wunderbaren Kräften und Eigenschaften; Meister Abryon von Trier, der gelehrte Jude, der alle Sprachen kenne, die von Poitou bis Lüneburg gesprochen würden, und alle Kräuter und Steine, habe ihm die Wunderkräfte erklärt; sodann für die Königin ein Kamm, worauf in köstlichen Bildern das Urteil des Paris dargestellt, und ein Wunderspiegel, der jedem, der sich in demselben besah, volle Schönheit und Klarheit des Angesichts gab und alle Flecken vertilgte

und auf dessen Rahmen in trefflicher Bildnerei allerlei Geschichtchen aus dem Tierleben zu schauen gewesen. Er erinnert den König an manche Dienste, die sein Vater und er selbst geleistet. Nobel läßt sich besänftigen und ordnet ein Gericht an, wo die Anklagen durch unbescholtene Zeugen bewiesen werden sollten. Darauf erzählen der Wolf und die Wölfin verschiedene Begebenheiten, wobei Reineke sie geschädigt, beschimpft und ins Verderben geführt; Reineke weiß der Anklage immer eine solche Wendung zu geben, daß die Schuld auf der klagenden Seite liegen bleibt. Da erklärt endlich Isegrim, er sei nun des Lügens und Prahlens müde, nennt Reineke einen Mörder, Verräter und Dieb und fordert ihn zum Kampf heraus. Dieser nimmt die Forderung an, beide stellen Bürgen, daß sie sich zu rechter Zeit zum Zweikampf einfinden wollen. Frau Riechgenau gibt Reineke den guten Rat, mit seinem Wasser des Gegners Augen zu netzen und ihm sein Gesicht zu verdunkeln, liest ein Zaubergebet über ihn und bestreicht einzelne Teile seines Körpers mit Öl und Fett. So tritt er in die Schranken des Kampfplatzes ein, wo Isegrim ihn erwartet. Dieser hält seine Beschuldigung aufrecht, Reineke sei ein Verräter, Dieb, Mörder; der Fuchs schwört, er sei sich keines Verbrechens bewußt. Nun beginnt der Kampf; Reineke weicht dem stürmischen Anfall des stärkeren Gegners behende aus und schlägt ihm seinen mit dem ätzenden Wasser und mit Sand und Staub bedeckten Schwanz über die Augen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dies setzt er fort, bis der andre ganz geblendet ist; dann springt er mit heftigen Sprüngen auf ihn und zerkratzt und zerbeißt ihn, reißt ihm ein Auge aus dem Kopfe und richtet ihn arg zu. Endlich faßt ihn der ergrimmte Wolf mit seiner ganzen Stärke, drückt ihn auf den Boden und droht ihn zu töten, wenn er sich nicht alsbald ergebe. Reineke legt sich aufs Bitten und Schmeicheln. Er will Isegrims Lehnsmann werden mit allem, was er besitzt, will für ihn als Pilger ins heil. Land gehen und ihm Ablaß holen, will ihn verehren, als wär' er der Papst, will ihm das Beste bringen von allem, was er erbeute; seine Frau, seine Kinder, seine Verwandten sollten ihm alle Ehrerbietung bezeigen. Der Wolf weist die Anträge mit Verachtung zurück, nur durch den Tod des falschen Verräters könne er versöhnt werden. Da faßt der Fuchs mit der einen Vordertatze, die er noch frei hat, plötzlich die empfindlichsten Teile des Wolfs zwischen den Schenkeln und zerrt ihn so grausam, daß derselbe vor Schmerzen laut aufschreit. Dadurch bekommt Reineke die Vorderfüße frei und mißhandelt den Gegner entsetzlich, bis dieser vor Pein mit dumpfem Geheul sich im Staube wälzt. Nun gebietet der König, den Kampf aufzugeben. Reineke wird als Sieger erklärt und alle, auch solche, die ihm früher feind waren, schmeicheln ihm und verherrlichen seinen Sieg. Der König nimmt ihn wieder in seinen Rat auf, macht ihn zum Kanzler und vertraut ihm die Siegel des Reichs. Während der Wolf geblendet, schwer verwundet und beschimpft sich schmerzlich auf seinem Krankenlager umherwälzt, zieht Reineke im Triumph in seine Feste Malepartus, geleitet von großem Gefolge und von dem König mit Zeichen der Gnade und Huld entlassen.

4. Fabeln und Sprichwörter. Auch die äsopische Tierfabel, zu deren Bearbeitung Luther aufforderte, wurde in dem Reformationszeitalter gleich dem Reineke Fuchs auf die Zustände der Gegenwart in Kirche und Staat angewendet. Der erste, der sich mit Glück damit befaßte, war der Hesse Burchard Waldis, ein belesener und durch große Reisen praktisch gebildeter Mann von wenig Geistesadel, aber voll gesunder Ansichten und patriotischer Gesinnung, ursprünglich Mönch, dann in Riga für die evangelische Lehre wirkend, von Verfolgung und Gefangenschaft vielfach heimgesucht, endlich Pfarrer zu Abterode in seiner Heimat. Er benutzt in seinem vierhundert Fabeln enthaltenden „neuen Äsop" Stoffe, die ihm der latinisierte Äsop, Volksbücher des Mittelalters und Schwanksammlungen der Gegenwart darboten, um in äußerst belebter und durch zahlreiche zeitgeschichtliche Beziehungen interessanter Darstellung seine Ansichten über der Welt Lauf zu verkünden, Mut und Vertrauen auf die eigne Kraft, Fleiß und Thätigkeit zu predigen, Eigennutz und

Burchard Waldis. 1490—1556.

Selbstsucht zu bekämpfen, Armut und Bescheidenheit zu preisen, die Ungerechtigkeit der Mächtigen und die Mißbräuche und Laster in der päpstlichen Kirche und Geistlichkeit zu strafen. Heftiger in seinen Angriffen, aber weniger korrekt in Form und Darstellung ist der für die Verbreitung so thätige Erasmus Alberus, der in seinen Fabeln Erasmus Alberus. ebenso gegen Ablaßhandel, Klerus und Papsttum, gegen den Heiligendienst, wie gegen † 1553. Wiedertäufer, Schwärmer, Sektierer und das Interim eifert. — Mehr auf das Weltliche und auf den Staat gerichtet erscheint die Satire in dem der griechischen Batrachomyomachie nachgebildeten Froschmäusler des Georg Rollenhagen (aus dem Rollenhagen 1512—1609. Brandenburgischen). Sein Vorbild ist der Reineke Fuchs und seine Absicht, mit Lachen die Wahrheit zu sagen. Vorzüglich auf Belehrung ausgehend, braucht Rollenhagen die Tierfabel nur als Rahmen, um darin die verschiedenartigsten Dinge einzufassen.

Bröseldieb, der Sohn des Mäusekönigs Parteckfresser, kommt an den Hof des Froschkönigs Sehbolt Bausback, wird freundlich aufgenommen, erzählt den Fröschen mancherlei vom Treiben der Mäuse und läßt sich von den Fröschen erzählen. Bei einer Wasserfahrt auf dem Rücken des Froschkönigs kommt Bröseldieb ums Leben, was einen blutigen Krieg zwischen den Mäusen und Fröschen verursacht. Das Gedicht ist in drei Bücher geteilt. In dem ersten erzählt die Maus, wie es in ihrem Staat zugehe, und scheint die Lehre begründen zu wollen, daß alles seine natürlichen Feinde habe. In dem zweiten werden an die Fabel vom König der Frösche Untersuchungen über die Vorteile der Republik, Aristokratie und Monarchie angeknüpft und dabei gelehrt, wie notwendig es sei, einen König zu binden, daß er Freiheit, Religion und Recht schütze und bewahre und den „Beißkopf“ (Papst) mit seinem Gefolge vom weltlichen Regiment fern zu halten. Das dritte Buch behandelt das Kriegswesen in der epischen Darstellung der Kämpfe zwischen den Fröschen und Mäusen. — Anfangs mehr in der Art eines Tierepos gehalten, mit treuem Anschmiegen an die Natur, nimmt das Gedicht im Verlauf immer mehr den Charakter einer politischen Satire an.

Auch die Sammlungen deutscher Sprichwörter nebst Erklärung ihres Sinnes Agricola. † 1566. durch Johann Agricola, den Mitverfasser des Interim, und durch Sebastian Seb. Franck. Franck aus Donauwörth, einen vielseitigen Schriftsteller und Geschichtschreiber von † 1545. wiedertäuferischen Ansichten („Schöne weise herrliche Clugreden und Hofsprüch“) gehören in die Klasse der Volkslitteratur dieser Zeit. Ihren Fußstapfen folgte der Heidelberger Jul. Wilh. Zinkgref, ein vielbelesener und vielgereister Mann durch Zinkgref. 1591—1631 seine Sammlung deutscher Witzreden, Sentenzen und Anekdoten zur Erheiterung und Belehrung („Apophthegmata, scharfsinnige Sprüche der Deutschen“), die von Opitz ihrer vaterländischen Tendenz wegen gepriesen wurden. Auch als lyrischer Dichter hat sich Zinkgref durch seine Lieder ausgezeichnet.

Hans Sachs, ein Nürnberger Schuster, der einst als Gesell fünf Jahre lang 5. Hans Sachs. die Welt durchwandert hatte, war einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller 1494—1576. dieser reichen, regsamen Zeit, der alles dichterisch darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volk lebendig gewirkt hatte, der die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie zog. Geboren in einer Stadt, die damals der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs war, wo Künstler (Albrecht Dürer, P. P. Vischer u. a.) und Dichter (Celtes, Rosenblüt, Folz) lebten und der Meistergesang seine hohe Schule hatte, wo gebildete Patrizier, wie Pirkheimer, gelehrte und talentvolle Männer unterstützten und an sich zogen, wo Handel und Gewerbfleiß Wohlstand schufen und eine gute städtische Verfassung, bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit begründete, kann Hans Sachs als Repräsentant des ruhigen, patriotischen und ehrsamen Bürgerstandes angesehen werden. Er war ein Volksdichter, mied aber die plebejische Gemeinheit

und den rohen Ton der herrschenden Litteratur; er war ein Freund der Kirchenreformation und begrüßte sie schon 1523 als den Anbruch eines neuen Tags, der Religion und Kirche von vielen Mißbräuchen reinigen werde; sein damals erschienenes Gedicht von der „Wittenberger Nachtigall, die man jetzt höret überall", verbreitete sich schnell über ganz Deutschland und begründete den Ruhm des Nürnberger Sängers in weiten Kreisen. Aber er stimmte nicht in den leidenschaftlichen Ton der himmelstürmenden Neuerer ein und sprach in der Klagrede über Luthers Tod seine Mißbilligung aus über die Streitigkeiten der Theologen und über die „Maulchristen"; er tadelte die Gebrechen des Deutschen Reichs, geißelte das Gebahren der Römlinge und Juristen, klagte, daß Eintracht und Gemeinsinn, das Fundament der Staaten und der öffentlichen Wohlfahrt, aus der Welt verschwunden sei und strafte die Selbstsucht der oberen Stände als die Hauptquelle des Verfalls des Reichs; aber er schrieb keine geharnischten Reden und Dialoge voll Feuer und Heftigkeit, wie Hutten, und verlor nie seine Stellung als bürgerlicher Dichter und Handwerker aus dem Auge. Bescheiden und in richtiger Selbsterkenntnis bewegte er sich stets mit demselben ruhigen Gleichmaß in der Gedankenwelt und in den Vorstellungen der mittleren Gesellschaftskreise, denen er angehörte. Sein Streben ist vorzüglich auf die Belehrung und Besserung seiner Standesgenossen gerichtet. Er stellte eheliche Treue, Nächstenliebe und häusliche Tugend als Grundlage jedes bürgerlichen Glücks dar; er eifert gegen Eigennutz, Neid und Egoismus als die Quelle alles Unheils und preist Einfachheit, Ruhe und Zufriedenheit als Gegensatz gegen die herrschende Hoffart und Erwerbsucht. Als Quelle der Belehrung dienten ihm die Übersetzungen der alten Schriftsteller und die Bibel, deren Verständnis er dem Bürgerstand erschloß. In hausbackener Darstellung legte er dem Volk die kräftigen Züge von Freundschaft, Vaterlandsliebe, Bürgertugend und Seelenadel der Griechen und Römer ans Herz, und an die Geschichten und Gleichnisse der Bibel knüpfte er passende Lehren fürs Leben. Seine Sprache ist oft ungebildet und platt; seine Ausdrucksweise nachlässig und geschwätzig; häufig sind seine Verse nur gereimte Prosa; selten erhebt sich seine Poesie über die Sphäre des gemeinen Lebens. „Allein man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich und dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermutigend ist." Beschäftigte er sich in der ersten Zeit seiner litterarischen Thätigkeit mehr mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, so befaßte er sich später mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewand. In dieser zweiten Periode seines dichterischen Schaffens bildete Hans Sachs mehr die spaßhafte Gattung, Schwänke, schnurrige Erzählungen, komische Novellen und Legenden aus und traf darin so den richtigen Ton, daß er der ganzen folgenden Zeit Muster und Vorbild wurde. Unter Scherzen und Späßen, unter Laune und Mutwillen schildert er das Treiben und Thun der untern Volksklassen, der Handwerker und Bauern, der Soldaten und Landstreicher, der Zigeuner und Gauner mit einer Natürlichkeit und Lebendigkeit, wie sie in den niederländischen Bildern herrscht; doch sind die Zeit- und Sittenbilder, die er gibt, selbst in seinen zahlreichen „Fastnachtsspielen" ebenso oft düster wie heiter gefärbt. So beklagen sich in einem derselben einmal fünf „Elende", nämlich die Stände der Landsknechte, Pfaffen, Bauern, Handwerker und Bettler, über die Schwere und Not der Zeit. Stets ist sein etwas altväterischer Scherz mit spießbürgerlichem Ernst und moralisierender Tendenz verbunden; überall liegt eine Lehre, eine Sittenpredigt zu Grunde, überall leuchtet ein ehrsamer Sinn, eine derbe, aber redliche Natur hervor. Seine zahlreichen Schriften, von denen viele noch nicht gedruckt sind, setzen durch die Mannigfaltigkeit der Form in Erstaunen. Erzählungen, Fabeln, Geschichten, Legen-

den, Schwänke, Gedichte, dramatische Volksstücke, Fastnachtsspiele und geistliche Lieder, wie „Warum betrübst du dich, mein Herz?“, dienten ihm als Formen für seine unterhaltende und belehrende Schriftstellerei.

Die von ihm selbst in drei Foliobänden veranstaltete Ausgabe von 1558—1561, denen nach seinem Tod noch zwei weitere beigefügt wurden, enthält Erzählungen aus der Geschichte und Mythologie (über 480); biblische Erzählungen, Legenden und geistliche Betrachtungen (210); Fabeln und Schwänke (286); Psalmen, Spruchgedichte und Meistergesänge, Gespräche, Anekdoten, Allegorien, vermischte Gedichte und endlich noch eine große Anzahl dramatischer Stücke, Tragödien (56), Komödien (68) und Fastnachtsspiele (62).

6. Schauspiele und Fastnachtspiele.

Die Poesie des sechzehnten Jahrhunderts mit ihrer Derbheit und ihrem natürlichen Mutterwitz bildet auch darin zu der künstlichen romantischen Ritterdichtung den Gegensatz, daß sie ihren Blick ebenso auf die Gegenwart richtete, wie diese auf die Vergangenheit und sich darum in demselben Maß dem Drama zuwendete, wie die Ritterdichtung dem Epos. Wir haben den Ursprung und die Anfänge des Schauspiels früher kennen gelernt (IX, 332 ff.). Was dort zunächst in Beziehung auf Frankreich nachgewiesen wurde, hat auch seine Geltung für das deutsche Mittelalter; auch hier sind die Anfänge des Schauspiels in der kirchlichen Liturgie zu suchen. Die um Ostern von verschiedenen Personen mit Gesang vorgetragene Leidensgeschichte Jesu führte leicht auf den Gedanken, Aktion und Dialog damit zu verbinden. Bald wurden solche Darstellungen (Mysterien) auch an den übrigen Festtagen aufgeführt und sowohl durch Einschaltungen andrer biblischer Geschichten als durch Beifügung redender und erzählender Personen und Lustigmacher (Jokulatoren) erweitert und belebt. Die letztern führten in der heitern Fastnachtzeit komische Zwischenszenen auf und bildeten so einen Gegensatz gegen den Ernst der Osterfeier. Mit der Zeit wurden diese Mysterien aus der Kirche, wo gewöhnlich auch die Spiele und Aufzüge der Gaukler, Seiltänzer und Minstrels stattfanden, auf den Markt und ins öffentliche Leben eingeführt und zum Ergötzen des schaulustigen Volks allerlei Possen und Mummereien hinzugefügt. Dies erleichterte im fünfzehnten Jahrhundert, als man besonders auf Befriedigung der Lachlust des Volks ausging, die Lostrennung des komischen und spaßhaften Teils der Mysterien, als Fastnachtsspiel, von dem ernsten. Zur Zeit des Karnevals, wo sich von jeher das Volk dem Scherz und der Laune überließ, sammelten sich einige mutwillige Leute in der Wohnung irgend eines freigebigen Bekannten und setzten durch allerlei Mummereien, derbe Scherze, handgreifliche Späße und lustige Einfälle denselben in so gute Laune, daß er sie mit einer gastlichen Bewirtung belohnte. Als Bühne dienten einige über Bänke gelegte Bretter. Was anfangs nur Erguß augenblicklicher Laune (Improvisation) war, wurde später nach einem gewissen Plan angelegt und in Dialoge gebracht, wobei Jahrmarktszenen, Prozesse, Ehezwiste u. dgl., in denen sich derbe Witze, unfeine Späße und Anspielungen anbringen ließen, den Hauptinhalt bildeten. Solche Fastnachtsspiele waren besonders in Nürnberg üblich, wo im fünfzehnten Jahrhundert die Meistersänger Hans Folz und Rosenblüt eine Reihe solcher Farcen dichteten. Im Reformationsjahrhundert nahmen dieselben einen polemischen Charakter gegen den Papst und die römische Kirche an, in welcher Gattung unter andern der vielseitige Nikolaus Manuel, welcher 1530 als Ratsherr in Bern starb, sich hervorgethan hat. Seine „sterbende Beichte“ ist ein mutwilliges Spiel von Witz und Spott in der Volksmanier. Wie als Gelehrter, Staatsmann und Kriegsheld, so ist er auch als gesinnungstüchtiger Dichter von Bedeutung, sein „Totenfresser“ gehört zu den oft gedrucktesten Büchern jener Zeit. — Daneben bildete sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts durch den

Einfluß des antiken Dramas auch das regelmäßige Schauspiel in Deutschland aus. Nicht nur, daß die dramatischen Stücke des Altertums übersetzt und dadurch dem Volk zugänglich gemacht wurden, es kam auch an den humanistischen Lehranstalten die Sitte auf, daß die Zöglinge zur Einübung der lateinischen Sprache Stücke von Plautus und Terentius aufführten und zum bessern Verständnis deutsche Einleitungen und Einschaltungen beifügten, bis zuletzt die gelehrte Sprache ganz aufgegeben und so die Verlegung des Schauspiels aus der Schule unter das Volk herbeigeführt ward. Einen weiteren Impuls erhielt die dramatische Dichtung Deutschlands dadurch, daß einige Humanisten, wie Celtes und Reuchlin, einheimische volksmäßige oder auch religiöse Stoffe in der gebildeten Sprache und Form des Terenz bearbeiteten und zur Vorstellung brachten, wie denn bereits im Jahr 1498 zu Heidelberg im Hause des berühmten Dalberg eine derartige regelrechte, von Reuchlin bearbeitete lateinische Komödie aufgeführt wurde. Solche lateinische Stücke, unter denen sich die des Naogeorg aus Straubing (Pammachius) durch satirische Kraft, die des Württembergers Nikod. Frischlin aus Waiblingen, welcher 1590 bei einem Fluchtversuch aus der Bergfestung Hohenurach durch einen Sturz über die Felsen seinen Tod fand, durch Reiz der Erfindung und Witz auszeichneten, wurden dann, wie Frischlins Rebekka, Susanna u. a. behufs der Aufführung übersetzt, was endlich die Gelehrten, in deren Hände die Volkslitteratur am Ende des Jahrhunderts überging, bewog, sich bei der Abfassung ihrer Schauspiele sogleich der deutschen Sprache zu bedienen. Dies geschah am erfolgreichsten durch Paul Rebhuhn, einen Zögling der Wittenberger Schule zur Zeit Luthers, welcher biblische Stoffe (Hochzeit zu Kana u. a.) in antiker Form behandelte. Aber auch Thiebold Gart von Schlettstadt hat sich durch seine dramatische Behandlung der Geschichte Josephs (1540) ein dauerndes Andenken gesichert.

Vor allem aber gab Hans Sachs dem deutschen Volksschauspiel einen großen Aufschwung indem er sich nicht mehr bloß an religiöse Gegenstände hielt, sondern auch die alte Geschichte und Mythologie, die mittelalterlichen Sagen und Erzählungen, kurz den ganzen Stoff des Lebens und der Geschichte in den Kreis seiner dramatischen Dichtungen zog; und so unvollendet auch noch Form und Anlage der meisten Stücke sind, indem oft genug statt aller Handlung nur Reden auftreten, so ist er doch als der Schöpfer des kunstmäßigen Dramas in Deutschland anzusehen, da er den Dichtern der nächsten Generation, unter denen der Nürnberger Notar Jak. Ayrer († 1606) die erste Stelle einnahm, als Vorbild diente. Die Stücke von Ayrer, wie alle gleichzeitigen dramatischen Produkte, sind zwar in plebejischem Ton gehalten und mit Zügen von roher Grausamkeit und blutiger Barbarei angefüllt, entbehren aber keineswegs tragischer Kraft und dramatischer Anlage. Wäre man auf Hans Sachs' und Ayrers Spur fortgeschritten, so hätte sich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig († 1613) bereits eine Hofbühne in Wolfenbüttel hatte und selbst Schauspiele dichtete („Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua", ein drolliger Prahlhans), in Deutschland ebenso leicht ein Nationaltheater bilden können, wie in England durch Shakespeare und in Spanien durch Lope de Vega; englische Schauspielertruppen waren damals auch hier und dort in Deutschland zu sehen. Aber teils der niedrige Kulturzustand des Volks, teils der Mangel einer gebildeten Hauptstadt und eines bedeutenden Dichters hemmte das Begonnene und hielt den rohen Volkston fest, dessen Organ besonders der Hanswurst oder die „lustige Person", eine Art Eulenspiegel, war.

7. Kirchenlied. Es wurde öfters erwähnt, wie in der bewegten Zeit der Glaubenserneuerung das Anstimmen eines neuen Kirchenlieds häufig das Signal zur Einführung der Reformation gegeben hat. Diese tiefe Bedeutung des religiösen Gesangs für das Gemüt

der Menschen erkannte der mit poetischer Natur begabte und musikalisch gebildete deutsche Reformator sehr bald; er machte darum, wie früher nachgewiesen worden (S. 206ff.), den deutschen Kirchengesang zu einem wesentlichen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes und regte durch That und Wort zur Abfassung geistlicher Lieder an. Er übersetzte ältere lateinische Kirchengesänge, die „Zeugnisse von frommen Christen, die vor uns gewesen in der großen Finsternis der alten Lehre"; er bearbeitete Psalmen und dichtete geistliche Lieder, wobei er den kühnen Schritt und den gedrungenen Ausdruck des mehr im Süden einheimischen Volkslieds beibehielt und einfache, leicht faßliche Melodien teils selbst komponierte, teils den Hussiten entlehnte. Sein Beispiel und seine Anregung erweckte Nacheiferung. Dichter und Sänger, hingerissen von dem gewaltigen Geist der Zeit, widmeten ihre Kräfte dem geistlichen Lied und bahnten dem Evangelium den Weg zum Volk, dessen Gemüt und Phantasie durch die neuen religiösen Gesänge mächtig ergriffen ward. Während man auf Reichstagen und in Religionsgesprächen über die evangelische Kirchenlehre stritt, führte das deutsche Kirchenlied mit seinen einfachen Chorälen Tausende dem Evangelium zu. In Kirche und Haus, im stillen Kämmerlein und auf der lauten Gasse erschallten Psalmen und geistliche Lieder. Ein neuer Volksgesang, an kunstloser Form und einfachem Bau dem alten Volkslied verwandt, aber mit religiösem Inhalt, in dem sich Zuversicht und heiteres Gottvertrauen aussprach, brach sich breite Bahn. Das Kirchenlied weckte in dem Herzen des Volks religiöse Empfindung, es gab der Stimmung und dem Gefühl Ausdruck, es war der Erguß der Freude und des Danks über die Erlösung aus den Banden des Aberglaubens und der geistlichen Knechtschaft, es riß die Menge zur Begeisterung hin. Selbst Hans Sachs stimmte in diesen Ton ein. Die ältesten und kräftigsten Lieder waren der Erguß einer augenblicklichen Empfindung, einer herrschenden Stimmung; sie waren Gelegenheitsgedichte, in denen sich häufig die kirchlichen und politischen Zustände der Zeit, die religiösen Meinungen, die geistigen Kämpfe abspiegelten. In der Not erflehen sie Hilfe vom Himmel; in Kummer und Trübsal gewähren sie Trost durch Erweckung der Hoffnung und Zuversicht in Gott; im Glück atmen sie Gefühle des Danks. Die ältesten Kirchenlieder ahmten in Ton und Haltung, ja nicht selten auch in der Melodie, Volkslieder der Zeit nach (S. 208), z. B.: „O Welt, ich muß dich lassen"; „Herzlich thut mich verlangen" u. a. m. Anfangs war die geistliche Dichtung vorzugsweise in den Händen der „volksgelehrten" evangelischen Prediger (Erasmus Alberus † 1553; Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her!"; Nik. Decius: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!"; Mich. Weiß, † 1540, der die Hussitischen Lieder übersetzte); als aber die religiösen Angelegenheiten so vorherrschend wurden, daß sie alle andern Interessen und Gefühle zurückdrängten, versuchten sich Leute aus allen Ständen in dieser Dichtung. Hatte dies einerseits die Wirkung, daß der Volksgesang durch das Evangelium geheiligt und geläutert ward, so führte es auch anderseits eine massenhafte Vermehrung der geistlichen Lieder herbei, wodurch dann bald eine Scheidung in eine gemütlich-weltliche und eine feierlich-kirchliche Richtung eintrat. — Die eine, mehr weltliche Gattung, als deren Vertreter Nik. Hermann († 1561), Kantor in Joachimsthal, und die fruchtbaren Liederdichter Barthol. Ringwaldt und Ludwig Helmbold gelten können, behielt den Charakter des Volkslieds bei und war mehr für das Haus als die Kirche geeignet, indem sie in traulichem, einfachem Ton und in der Kindlichkeit der lutherischen Bibel die Empfindungen des Menschen bei den Wechselfällen des Lebens aussprach, sich allen Ständen anpaßte, auf alle Lagen einging, die Phantasie mit volkstümlichen Bildern belebte; die zweite, mehr feierliche und darum beim Gottesdienst angewendete Gattung schloß sich an die Psalmen an und wurde vorzugsweise von Gelehrten und Geistlichen gepflegt. Die schlichte und natür-

liche Übertragung des ganzen Psalter von Burch. Waldis, die er zum Teil „in schwerem Gefängnis und im Rachen des Todes" vornahm, wurde am Ende des Jahrhunderts durch die mehr kunstgerechte des Königsbergers Lobwasser verdrängt, der zuerst von der lutherischen Bibelsprache abging, die Psalmenübersetzung Marots (S. 696) zum Muster nahm und so den Übergang zu Opitz und zu der Zeit der französischen Nachahmung bildete.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte

Bd.: 10

Leipzig 1886